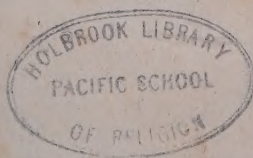
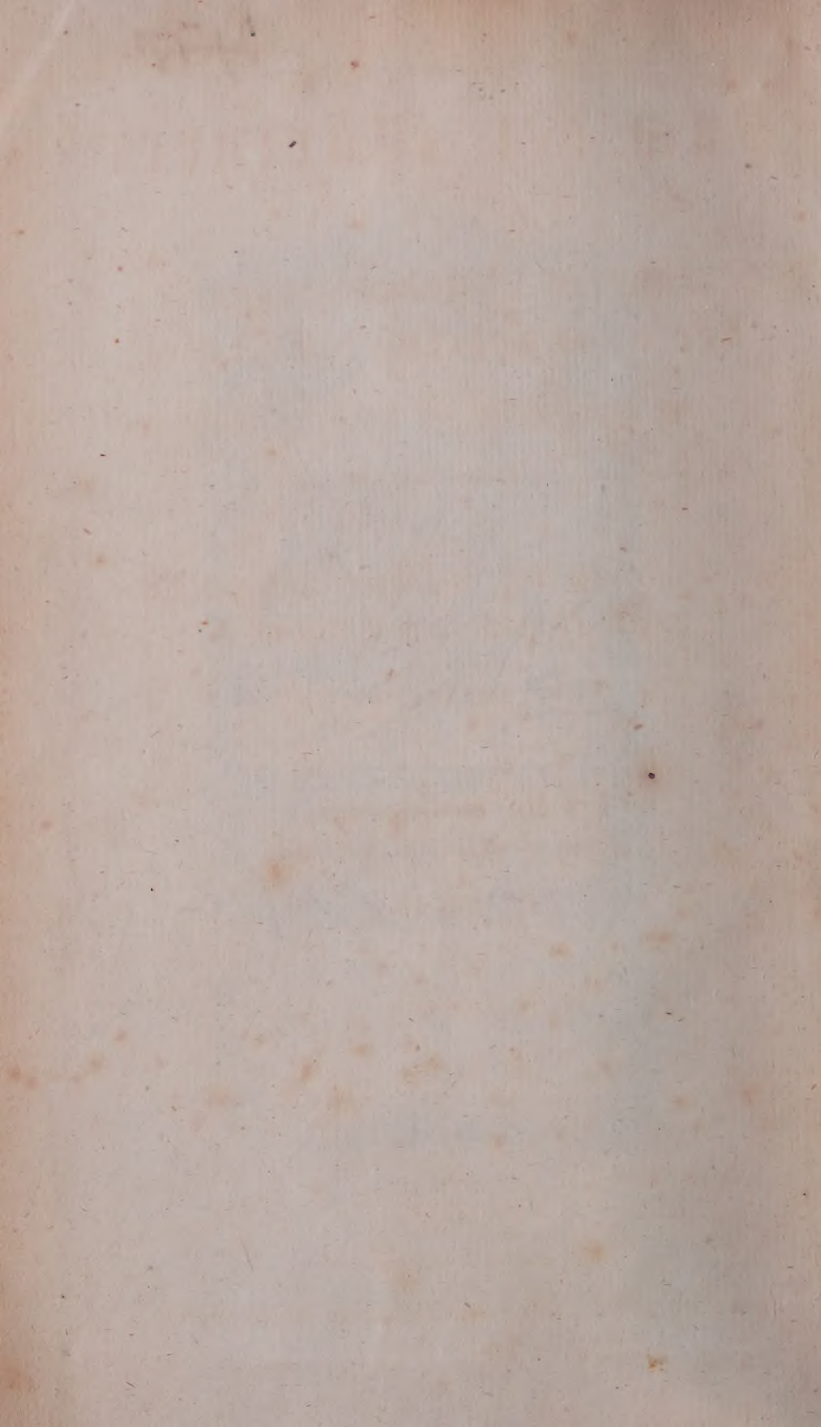


Gift of
University of California
In Memory of

Page 70.





Buch der Märtyrer

und

andrer Glaubenszeugen
der evangelischen Kirche,

von den Aposteln bis auf unsere Zeit,

in drei Bänden.

Zur Stärkung des Glaubens und der Liebe
unsrer evangelischen Christenheit

herausgegeben

von

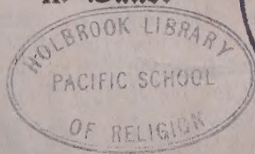
Dr. Theodor Fliedner,
Pfarrer zu Kaiserswerth am Rhein.

Unter Mitwirkung

von

Pfarrer Disselhoff u. A.

II. Band.



Zum Besten der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth,
und im Verlage derselben.

63967

Iy34

F62+

v. 2



Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite.		Seite.
Heinrich Boes, Johannes Esch und Lampertus Thorn	1	Johannes Gonzalez, seine Mut- ter und Geschwister	361
Heinrich von Zütphen :	10	Donna Isabella de Baena, Maria de Birves, Maria de Comel, Johanna und Maria de Bo- horquia	363
Johann Chastellain	19	Ferdinandus von St. Johann	365
Wolfgang Schuch	24	Thomas Moutarde	366
Caspar Tauber	29	Don Carlos de Seso, und seine Gefährten	367
Matthias Weybel	34	Julianus Fernandez	370
Peter Spengler	37	Johann von Leon und Johann Fernando	372
Johann Henglin	41	Gaspar Arias, der Weiße	373
Georg Wagner, oder Carpentarius	43	Constantin Fonceus	377
Leonhard Rahser	47	Die Reformation in Italien, und die Märtyrer derselben	385
Georg Scheerer	61	Javentino Janino aus Faenza	385
Adolph Clarenbach und Peter Fleistecken	64	Domenico della Casa Bianca, oder Domenicus a domo alba	390
Patrik Hamilton	81	Giovanni Mollio (Joh. Molleus)	392
Dionysius von Rieux	86	Franz Gamba	395
Ludwig von Berquin	88	Pomponio Algieri	398
Friedrich der Weise, Churfürst von Sachsen	91	Ludovico Paschali	402
Dr. Martin Luther	101	Pietro Carnesecci, Baldo Cu- pentino u. Balbassare Altieri	406
Johann der Beständige, Chur- fürst von Sachsen	165	Georg von Ghefe	410
Philipp Melancthon	177	Petrus Paulus Bergerins	412
Johann Wirth, seine beiden Söhne Johann und Hadrian, und der Amtmann Burchard Rutimann	202	Pietro Carnesecci aus Florenz	424
Ulrich Zwingli	207	Galeazzo von Caraccioli	427
Johannes Decolampadius	233	Pietro Martyre Vermigio	433
Vertold Haller	245	Antonio Paleario	441
Friedrich Myconius	259	Renata, Herzoginn von Ferrara	446
Johann Hef	270	Bartholomäus Bartoccio	453
Martin Bucer	276	Antonius Oldevin	454
Elisabeth von Brandenburg und Frau Argula von Grumbach	289	Die Inquisition der römisch-kä- tholischen Kirche	1
Wolfgang, Fürst zu Anhalt	309	Die Reformation in Frankreich	13
Johann Brenz	319	Johann Leclerc	21
Die Reformatoren Spaniens	332	Anemond de Coet und mehrere Andere	23
Robrigo de Valer	333	Der Märtyrer von Jory	26
Johann Gyll (Dr. Egibius)	335	Wilhelm Farel	28
Franziskus von St. Roman	341	Johannes Calvin	42
Johannes Diaz	345	Die französischen Märtyrer aus dem Zeitalter der Reformation	139
Franz und Jayme Enzinas, ge- nannt Dryander	350	Johann Gaturce	140
Augustin Cazalla, seine vier Geschwister, Mutter, Schwä- gerinn, und viele Andere	353	Alexander Canus	142
Antonio Herzuolo und Leonore de Cisneros, seine Gemahlinn	357	Bartholomäus Milon	144
Johannes Pontius (Juan Ponce de Leon)	360	Stephan Brun	146
		Aimond de la Boye	149

	Seite.		Seite.
Die Märtyrer in Mez und die		Franz Lambert von Avignon . . .	261
Verfolgung daselbst	149	Die Reformation in England, und	
Stephan Mangin und Petrus		die Märtyrer derselben . . .	273
Clericus	151	Thomas Wilney, und die Colle-	
Johann Brugière	154	gien zu Cambridge u. Oxford	283
Sanctus Nivetius	156	Johann Fryth	298
Octavianus Blondel	158	William Tyndale	306
Der Schneider von Paris . . .	160	König Eduard VI.	323
Florentius Benotus	161	Lady Johanna Grey	336
Thomas von St. Paul	163	John Rogers	346
Die fünf Studenten von Lausanne:		D. John Hooper	351
Martialis Alba, Petrus Scriba,		Laurentius Saunders	360
Bernhard Seguinus, Petrus		Dr. Rowland Taylor	366
Nathernus, Carl Faber	166	Thomas Tomkins	371
Die Gebrüder Stephan und Dio-		William Hunter	374
nysius Peloquin	178	Rawlins White	379
Wilhelm Neel	184	Robert Farrar	383
Wilhelm von Alençon	187	John Brabford	386
Richard le Fleure	188	Robert Samuel	397
Johann Filleul und Julian Beveille	191	Robert Glover	400
Wilhelm de Dongnon	198	William Wolsen und Robert	
Die fünf Märtyrer von Genf:		Pigot	403
Johannes Bernutius, Antonius		Nicolaus Ridley	406
Laboreus, Johannes Trigaletus,		Dr. Hugo Latimer	421
Guiraldus Tauranus und Ver-		John Philpot	435
trandus Batallius	202	Thomas Whittle, und seine sechs	
Arnold Monter und Johann von		Gefährten	443
Gazes	209	Thomas Cranmer	450
Benedikt Roman	213	Catharina Sawches, ihre beiden	
Philippine von Rünz	216	Töchter, und ein neugebornes	
Johann Barbeville	222	Knäblein	469
Anna von Bourg	226	Johanna Wasse	472
Die Ausbreitung der Reformation		Rose Allen, und viele andere Mär-	
in Frankreich bis zur Blut-		tyrer	474
hochzeit, und die Märtyrer der-		Georg Eagles	480
selben	233	Das Ende der Verfolgung . . .	483
Die Bartholomäusnacht, oder die		Elisabeth, Herzoginn von Braun-	
Bluthochzeit zu Paris	241	schweig-Lüneburg	486
Die Fortsetzung der Bluthochzeit		Margaretha Blaarer	493
in den Provinzen, und die		Johann, Markgraf von Küstrin .	497
Märtyrer derselben	249		

Heinrich Boes, Johannes Esch, und Lampertus Thorn.

(gest. 1523.)

Und das Licht scheint in der Finsterniß, und die Finsterniß
haben es nicht begriffen; und die Welt kannte es nicht.

(Joh. 1, 5. 10.)

Ein neues Lied wir heben an,
Das walt' Gott, unser Herre,
Zu singen, was Gott hat gethan
Zu seinem Lob und Ehre:
Zu Brüssel in dem Niederland
Wohl durch zwee'n junge Knaben
Hat Er sein Wunder macht bekannt,
Die Er mit seinen Gaben
So reichlich hat gezieret.

Der erst recht wohl Johannes heißt,
So reich an Gottes Gulden,
Sein Bruder Heinrich nach dem Geist,
Ein rechter Christ ohn' Schulden,
Von dieser Welt geschieden sind,
Sie hab'n die Kron' erworben,
Recht wie die frommen Gottes Kind
Für sein Wort sind gestorben,
Sein Märtyrer sind sie worden.

Also beginnt unser Dr. Martin Luther das Lied, welches er zum Gedächtniß zweier Jünglinge gesungen hat, welche als die ersten Märtyrer in der Reformationszeit den theuern evangelischen Glauben mit ihrem Blute besiegelt haben. Diese „zween junge Knaben“ sind die in der Ueberschrift genannten Heinrich Boes und Johannes Esch gewesen. Sie waren beide Augustiner-Mönche in dem Kloster zu Antwerpen. Dorthin hatten sich die Schriften Luthers, der ja auch ein Augustiner-Mönch war, schon frühe Bahn gebrochen, und in den Herzen der Mönche ein heiliges Flämmlein angezündet.

Dies Flämmlein wollten die Römischen, den Bischof von Cambray an der Spitze, wieder auslöschten. Er ließ sie nach Bilvorden bei Brüssel führen, wo die papistischen Professoren der Universität Löwen ihnen die Köpfe wieder zurecht setzen wollten. Aber sie vermochten nicht.

Doch wollen wir Luther erst sein schönes Lied von ihrem Märtyrthum ausfingen lassen.

Der alte Feind sie fangen ließ,
Erschreckt sie lang mit Dräuen,
Das Wort Gott's man sie leugnen hieß,
Mit List auch wollt' sie täuben;
Von Löwen der Sophisten viel,
Mit ihrer Kunst verloren,
Versammlet er zu diesem Spiel,
Der Geist sie macht zu Thoren,
Sie konnten nichts gewinnen.

Sie sung'n süß, sie sung'n sau'r,
Versuchten manche Listen,
Die Knaben stunden wie ein' Mau'r,
Verachten die Sophisten.
Den alten Feind das sehr verdroß,
Daß er war überwunden
Von solchen Jungen, er so groß,
Er ward voll Zorn von Stunden,
Gedacht, sie zu verbrennen.

Sie raubten ihn'n das Klosterkleid,
Die Weib' sie ihn'n auch nahmen;
Die Knaben waren deß bereit,
Sie sprachen, fröhlich: Amen!
Sie dankten ihrem Vater, Gott,
Daß sie los sollten werden
Des Teufels Larvenspiel und Spott,
Darin durch falsch Geberden
Die Welt er gar betrüget.

Da schickt's Gott durch sein' Gnad' also,
Daß sie recht Priester worden,
Sich selbst ihm mußten opfern da,
Und gehn in Christen Orden,
Der Welt ganz abgestorben seyn,
Die Heuchelei ablegen,
Zum Himmel kommen frei und rein,
Die Möncherei ausfegen,
Und Menschentand hier lassen.

Man schrieb ihn'n für ein Urteflein klein,
 Das hieß man sie selbst lesen:
 Die Stück' sie zeichn'ten alle drein,
 Was ihr Glaub' war gewesen.
 Der höchste Irrthum dieser war:
 Man muß allein Gott glauben;
 Der Mensch leugt und treugt immerdar,
 Dem soll man nichts vertrauen.
 Deß mußten sie verbrennen.

Zwei große Feu'r sie zündten an,
 Die Knaben sie herbrachten,
 Es nahm' groß Wunder Jedermann,
 Daß sie solch Pein verachten;
 Mit Freuden sie sich gaben drein,
 Mit Gottes Lob und Singen,
 Der Muth ward den Sophisten klein
 Vor diesen neuen Dingen,
 Daß sich Gott ließ so merken.

Der Schimpf sie nun gereuet hat,
 Sie wollten's gern schön machen,
 Sie durften nicht rühmen sich der That,
 Sie bergen fast die Sachen:
 Die Schand' im Herzen heißet sie,
 Und klagen's ihren Genossen,
 Doch kann der Geist nicht schweigen hie,
 Des Abels Blut vergossen,
 Es muß den Cain melden.

Die Aschen will nicht lassen ab,
 Sie stäubt in allen Landen,
 Hier hilft kein Bach, doch, Grub' noch Grab,
 Sie macht den Feind zu Schanden:
 Die er im Leben durch den Mord
 Zu schweigen hat gedrungen,
 Die muß er todt an allem Ort,
 Mit aller Stimm' und Zungen,
 Gar fröhlich lassen singen.

Noch lassen sie ihr Lügen nicht,
 Den großen Mord zu schmücken,
 Sie geben vor ein falsch Gedicht,
 Ihr Gewissen thut sie drücken;
 Die Heil'gen Gott's auch nach dem Tod
 Von ihn'n gelästert werden;
 Sie sagen: in der letzten Noth
 Die Knaben noch auf Erden
 Sich soll'n haben umgekehret.

Die laß man lügen immerhin,
 Sie haben's keinen Frommen.
 Wir sollen danken Gott darin,
 Sein Wort ist wiederkommen.
 Der Sommer ist hart vor der Thür,
 Der Winter ist vergangen,
 Die zarten Blümlein geh'n herfür.
 Der das hat angefangen,
 Der wird es wohl vollenden. Amen!

Zur Erläuterung der Geschichte wollen wir noch Einiges zufügen. Man hatte den drei Mönchen, — denn Lampertus Thorn war ihr Bruder und Mitgenosse an der Trübsal und am Reich und an der Geduld Jesu Christi, — die einfache Wahl zwischen dem Widerruf, oder dem Feuertode gelassen. Der berühmte Ketzmeister von Cöln, Hoogstraten, inquirette sie. „Was glaubt ihr?“ so hub er an. — „Wir glauben die Artikel des christlichen Bekenntnisses, die biblischen Bücher, die evangelischen Schriften, auch eine heilige, allgemeine christliche Kirche, jedoch nicht die der Ketzmeister.“ — „Glaubet ihr an die Satzungen der Kirchenversammlungen und der alten Väter?“ — „So viele derselbigen der göttlichen Schrift gemäß, und ihr nicht entgegen sind, die glauben wir.“ — „Glaubet ihr auch, daß diejenigen eine Todsünde begehen, die des Papstes und der Väter Satzungen übertreten?“ — „Wir glauben, daß Gottes Gebote und Verbote, nicht aber Menschenatzungen, selig machen, oder verdammen.“ — Heinrich Voës, der jüngste unter den dreien, bekannte insonderheit noch Folgendes: Der Papst hat keine Gewalt, zu gebieten oder zu verbieten, was von Gott, dem Herrn, nicht geboten, oder verboten ist. — In der Messe wird der Leib Christi dem Menschen zur Arznei und zum Gedächtniß gegeben, darum kann er nicht von Neuem geopfert werden. — Alle Christenmenschen sind vor Gott Priester. — Das Sacrament des Altars soll, wie der Herr es eingesetzt hat, unter beiderlei Gestalt gereicht werden. — Es ist von Gott nirgends geboten, daß man alle Todsünden einem Priester beichten soll. — Firmelung, Priesterweihe, Ehestand und letzte Oelung haben keine Verheißung zum ewigen Leben, darum sie auch keine Gnade mit sich bringen, und keine Sacramente sind. — Der rechte christliche Glaube kann nimmermehr von der Liebe abgesondert werden; denn die Liebe ist des Glaubens Frucht, und ohne Liebe ist der Glaube todt. — Von Luther bekannte Voës, daß ihm seine Schriften einen bessern und reinern

Verstand des Evangelii gegeben hätten, denn Augustinus und Hieronymus und alle andern Kirchenlehrer. Gefragt, ob er durch Luther verführt sey, antwortete er: „Ja, der Luther hat mich also verführet, wie der Herr und Meister seine Apostel auch verführet hat.“

Das war dem Ketzemeister zu viel. Er wurde gar zornig, und drohte mit allen nur erdenklichen Martern, um die drei zu einem Widerruf zu bewegen. Auf andere Weise suchten die Professoren zum Ziele zu kommen. Mit Schmeicheln und Listen und Ränken setzten diese den Mönchen zu, aber „die Knaben stunden wie eine Mau'r.“ Sie erklärten fest, daß sie Gottes Wort nicht verleugnen, sondern viel lieber um des christlichen Glaubens willen sterben würden.

Nun bedachten sich die Papisten auch nicht lange mehr. Sie beschloßen, den Jünglingen ein Feuer zur Todesfeier anzumachen.

Als die dreie das Urtheil hörten, priesen sie den Herrn, daß er ihnen die Gnade gegeben habe, um ihres Glaubens willen zu sterben. Sie wurden nun erst nach Brüssel gebracht, und dort in den Kerker gelegt. —

Am 1. Juli 1523 rannte das arme, bethörte Volk von Brüssel in hellen Haufen nach dem Markte, wo die Priester ein Autodasé geben wollten. Die Trabanten der römischen Kirche, welche die Chöre bilden sollten, die 3 Bettelorden, Dominikaner, Franziskaner und Augustiner kamen gezogen mit Kreuzen und Fahnen, wie bei einer feierlichen Prozession. Ihnen folgten die Doctoren der Theologie, die Aebte mit den Insuln und den Stäben. Vor dem Rathhause war eine Schaubühne aufgeschlagen. Gegen 11 Uhr ward Heinrich Voess im Priesterornate auf das Gerüst geführt. Mitten auf demselben stand ein Tisch, der wie ein Altar geziert war. Vor diesem mußte Heinrich niederknien, das Angesicht zum Volke gewandt, damit dieses an der Qual des Ketzers sich weiden, und auch ein abschreckendes Beispiel nehmen sollte. Aber auf Heinrichs Gesicht sah man keine Furcht, keine Unruhe. Himmlische Klarheit leuchtete darauf, zum Aerger der Meisten, zur Bewunderung nur Weniger. Der Guardian der Barfüßermönche hielt eine geharnischte Ketzepredigt. Ein Bischof begann darauf die Ceremonien, mit denen man die Priester zu entweihen pflegte. Der Jüngling blieb während dessen in derselben Stellung des Leibes, seine Gesichtsfarbe war unverändert, sein Auge war zum Himmel emporgerichtet. Er achtete nicht des Hohnes und der Schmach, die jetzt über ihn erging.

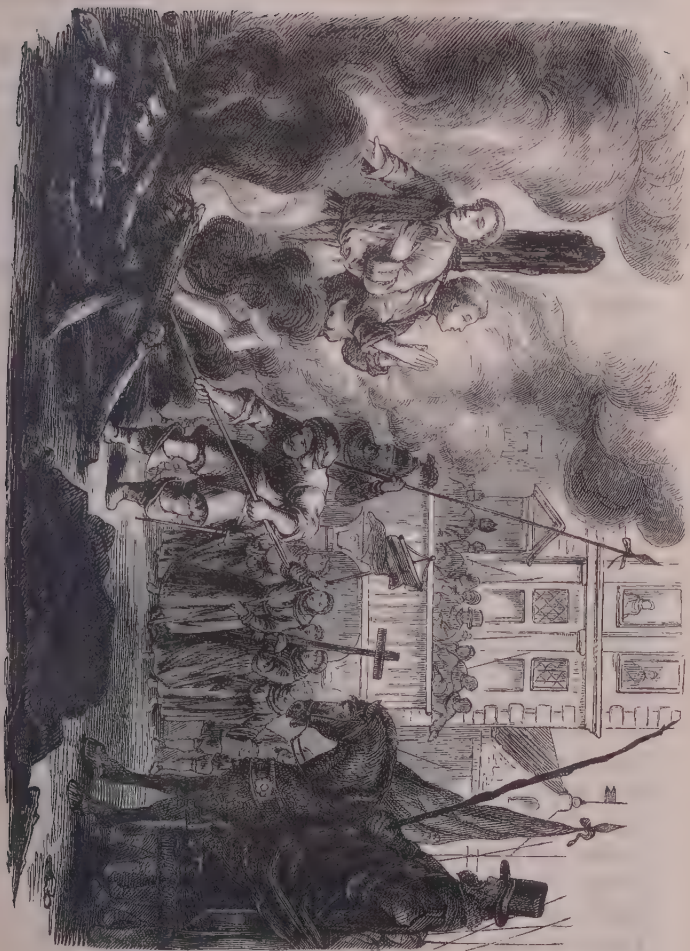
Gleich darauf wurden auch Johannes Esch und Lampertus Thorn vorgeführt. Sie hatten lange, verwilderte Bärte, und trugen im Gesicht und an der Kleidung die deutlichen Spuren einer harten Gefangenschaft. In ihren Blicken aber strahlten Kraft und himmlischer Friede. Auch sie wurden unter den hergebrachten Ceremonien der Priester- und Mönchswürde entkleidet.

Es war von Alters her bei solchen Gerichten Sitte, daß, ehe man das Todesurtheil vollstreckte, eines Jeden Schuld öffentlich vorgelesen wurde. Diesmal that man das aber nicht. Warum? ist leicht einzusehen. Man schämte sich doch der Ungerechtigkeit, die man an diesen Dreien beging. Lampertus Thorn ward nun wieder abgeführt, weil er noch um vier Tage Bedenkzeit gebeten hatte.

Heinrich Boes und Johannes Esch wurden aber sogleich der weltlichen Obrigkeit überliefert, und diese führte sie wieder dem Henker an Stricken zu. Vier Beichtväter gingen mit ihnen, der Ketzermeister Hoogstraten nebst drei Mönchen. Diese setzten ihnen noch zu, um sie zum Widerruf zu bewegen. Die Märtyrer schwankten aber nicht. Sie lobten vielmehr auch da noch den Herrn, daß er ihnen die Gnade gegeben hätte, um seines Wortes willen zu sterben.

Als sie zum Feuer kamen, und die vier Beichtväter weinten, sprachen die zwei: „Weinet nicht um uns, sondern um eure Sünden!“ Weinet über das große Unrecht, daß ihr die göttliche Gerechtigkeit also verfolget!“ Man entkleidete sie. Einer den andern tröstend, und Hand in Hand stiegen sie nun auf den für sie errichteten Scheiterhaufen. Die Beichtväter fragten noch einmal, ob sie nicht wieder in den christlichen Glauben wollten. Die Jünglinge antworteten: „Wir glauben an Gott, auch eine christliche Kirche, aber eure Kirche glauben wir nicht.“ Man zauderte noch fast eine halbe Stunde, das Feuer anzuzünden, weil man hoffte, den Muth und die Freudigkeit der Jünglinge durch diese Verzögerung zu brechen. Auch dieses gelang nicht. Sie blieben fest und unerschüttert, und bezeugten zu wiederholten Malen, daß sie innige Lust hatten, abzuschneiden, und bei Jesu Christo zu seyn. Auf eine nochmalige Mahnung der Beichtväter, sich zu bekehren, wenn sie nicht zum Teufel fahren, und in des Teufels Namen sterben wollten, antworteten sie: „Wir wollen als gute Christen um der evangelischen Wahrheit willen sterben!“

Ob solcher Hartnäckigkeit erzürnt, zündete man endlich den Scheiterhaufen an.



Heinrich Boes, als er das Feuer unter seinen Füßen sah, sprach: „Siehe, man streut mir blühende Rosen!“ Während die Flammen hell emporloberten, nahm die Ruhe und Glaubenszuversicht der Jünglinge nur zu. Vielen dünkte es, als ob sie lächelten. Auch sprachen sie mitten im Feuer das apostolische Glaubensbekenntniß, und sangen das Lied: „Herr Gott, Dich loben wir.“ Man hörte sie rufen: „Herr Jesu, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner!“, bis der Holzstoß zusammenfiel, und ihre Gebeine unter den Flammen begraben wurden.

Drei Tage darnach wurde auch Lampertus Thorn, der um Bedenkzeit gebeten, sich aber zum Widerruf nicht hatte entschließen können, verbrannt. Er starb ebenfalls mit großer Freudigkeit. Am Scheiterhaufen hielt er noch eine Predigt. Ja, vom Holzstoße herab predigte er noch, bis die Flammen über ihm zusammenschlugen, und seine Stimme erstickten.

Mit solchem Glaubensmuthe und solcher Freudigkeit sind die ersten evangelisch-apostolischen Märtyrer in den Tod gegangen. Die Papisten sagten zwar, die beiden Jünglinge hätten in den Flammen widerrufen; aber, wie Luther singt:

„Die laß man lügen immerhin,
Sie haben's keinen Frommen.
Wir sollen danken Gott darin,
Sein Wort ist wiederkommen!“

Und wie mächtig auf dem Acker der Reformation, nachdem er durch dieses Blut gedüngt war, die junge, frische Saat aufgesproßt ist, wie viele Männer jenen Dreien freudig nachgefolgt sind in gleichem Tode, davon werden die folgenden Lebensbeschreibungen genugsam zeugen. Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche. Es geschieht, was Luther singt:

„Die Asche will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen;
Sie hilft kein Bach, Loch, Grub' noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden.
Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gebrungen,
Die muß er todt an allem Ort,
Mit aller Stimm' und Zungen,
Gar fröhlich lassen singen!“

Außer jenem Gedichte Luthers über die beiden Märtyrer Heinrich Boes und Johannes Esch, ist von ihm auch noch ein herrlicher Brief übrig, den er zum Troste und zur Stärkung

an die Glaubensgenossen in den dortigen Landen geschrieben hat. Wir fügen auch diesen bei. Er lautet:

„Allen lieben Brüdern in Christo, so in Holland, Brabant und Flandern sind, sammt allen Gläubigen in Christo, Gnade und Friede von Gott unserm Vater, und unserm Herrn Jesu Christo!

Lob und Dank sey dem Vater aller Barmherzigkeit, der uns zu dieser Zeit wiederum sehen läßt sein wunderbares Licht, welches bisher um unserer Sünde willen verborgen gewesen, uns der gräulichen Gewalt der Finsterniß hat lassen unterworfen seyn, und so schmäzlich irren, und dem Antichrist dienen. Aber nun ist die Zeit wiederkommen, daß wir der Turteltauben Stimme hören, und die Blumen aufgehen in unserm Lande. (Hohel. 2, 11. 12). Welcher Freude, meine Liebsten, ihr nicht allein theilhaftig, sondern die Vornehmsten worden seyd, an welchen wir solche Freude und Wonne erlebt haben. Denn Euch ist vor aller Welt gegeben, das Evangelium nicht allein zu hören, und Christum zu erkennen, sondern auch die Ersten zu seyn, die um Christi willen jetzt Schande und Schaden, Angst und Noth, Gefängniß und Fährlichkeit leiden, und nun so voller Früchte und Stärke geworden, daß ihr's auch mit eigenem Blute begossen und bekräftigt habt; da bei euch die zwei edlen Kleinode Christi, Henricus und Johannes zu Brüssel, ihr Leben gering geachtet haben, auf daß Christus mit seinem Worte gepreiset würde.

O wie verächtlich sind die zwei Seelen hingerichtet, aber wie herrlich und in ewiger Freude werden sie mit Christo wiederkommen, und recht richten diejenigen, von denen sie jetzt mit Unrecht gerichtet sind! Ach wie gar ein gering Ding ist, von der Welt geschändet und getödtet werden, denen, so da wissen, daß ihr Blut köstlich, und ihr Tod theuer ist vor Gott, wie die Psalmen singen! Was ist die Welt gegen Gott? — Welch eine Lust und Freude haben alle Engel gesehen an diesen zwei Seelen! Gott sey gelobt in Ewigkeit und gebenedeiet, daß wir erlebt haben, rechte Heilige und wahrhaftige Märtyrer zu sehen und zu hören, die wir bisher so viele falsche Heilige erlebt und angebetet haben. Wir hieroben sind noch bisher nicht würdig gewesen, Christo ein solch theures, werthes Opfer zu bringen, wiewohl unserer Glieder viele nicht ohne Verfolgung gewesen, und noch sind.

Darum, meine Allerliebsten, seyd getrost und fröhlich in

Christo, und lasset uns danken seiner großen Zeichen und Wunder, so er angefangen hat, unter uns zu thun! Er hat uns da frische, neue Exempel seines Lebens vorgebildet. Nun ist's Zeit, daß das Reich Gottes nicht in Worten, sondern in der Kraft stehe. Hier lehret sichs, was da gesagt sey: Seyd fröhlich in Trübsal! Röm. 12, 12. Es ist eine kleine Zeit, (spricht Jesaias 54, 7.) daß ich dich verlasse, aber mit ewiger Barmherzigkeit will ich dich aufnehmen. Und Psalm 91, 14. 15: Ich bin (spricht Gott) mit ihm in Trübsal: ich will ihn erretten, und will ihn zu Ehren setzen; denn er hat meinen Namen erkannt. Weil wir denn tröstliche Verheißung haben, so laßt uns unser Herz erneuen, gutes Muthes seyn, und uns mit Freuden dem Herrn schlachten lassen! Er hats gesagt, er wird nicht lügen: Auch die Haare auf eurem Haupte sind alle gezählet. Matth. 10, 30. — Und ob wohl die Widersacher diese Heiligen werden Hussitisch, Witleffisch und Lutherisch ausschreien, und sich ihres Mords rühmen, soll uns nicht wundern, sondern desto mehr stärken; denn Christi Kreuz muß Lasterer haben. Aber unser Richter ist nicht ferne; der wird ein ander Urtheil fällen, das wissen wir, und sind's gewiß.

Bittet für uns, lieben Brüder, und untereinander, auf daß wir die treue Hand einer dem andern reichen, und alle in Einem Geist an unserm Haupt, Jesu Christo, halten, der euch mit Gnaden stärke, und vollbereite, zu Ehren seinem heiligen Namen. Dem sey Preis, Lob und Dank, bei Euch und allen Creaturen in Ewigkeit!

E. W.

Martin Luther, D.



Heinrich von Bütphen.

(gest. den 11. Decbr. 1524.)

So begürte nun deine Lenden, und mache dich auf, und predige ihnen alles, was ich dich heisse! Fürchte dich nicht vor ihnen, als sollte ich dich abschrecken. (Jerem. 1, 17.)

Unter den Augustinern zu Antwerpen, in deren Herzen, wie eben erzählt, Luthers Schriften ein Glaubensflämmlein angezündet hatten, war auch ein gewisser Heinrich, der gewöhnlich Heinrich von Bütphen genannt wurde. Auch dieser hatte sich weder durch Drohungen, noch durch Schmeichelworte zu einem Widerruf bewegen lassen, und war deshalb ins Gefängniß geworfen worden. Der Herr errettete ihn aber wieder aus den Händen seiner Peiniger. Er entkam, und flüchtete sich nach Bremen, von wo er gen Wittenberg zu ziehen gedachte, um dort dem Schlage der sächsischen Nachtigall zu lauschen. Der Herr hatte es jedoch anders mit ihm vor. Heinrich ward von etlichen frommen und christlichen Bürgern in Bremen gebeten, ihnen eine Predigt zu halten, wessen er sich nach christlicher Liebe nicht weigerte. Das Wort seiner Predigt, geschöpft aus der reinen, lauterer Quelle des Wortes Gottes, drang dem Volke mächtig ins Ohr und ans Herz. Es ging aber nicht bloß ans Herz, sondern auch durchs Herz. Dieses brannte in ihnen, wie bei den Jüngern auf dem Wege gen Emmaus, da der Herr mit ihnen redete, und ihnen die Schrift öffnete, und wie jene zweien den Herrn, so bat die ganze Gemeinde jetzt unsern Heinrich: „Bleibe bei uns!“ Des Volkes Stimme war für ihn Gottes Stimme. Er blieb, und zündete durch sein Wort in der Stadt ein Feuer an, also daß die Nachteulen durch die Lichtstrahlen in ihren Schlupfwinkeln gar unangenehm sich getroffen fühlten. Die Priester wandten daher allen Fleiß an, das Feuer wieder zu dämpfen, wie Luther sagt: „um ihres Geizes willen, als denn die Weise ist in allen Landen.“ Heinrich sollte und mußte aus Bremen vertrieben werden. Der erste Schritt, den man dafür that, war dieser, daß man den Rath der Stadt anging, solchen argen Keger nicht zu dulden; denn seine Lehre und Predigt wäre wider die heilige, christliche Kirche. Dem Wunsche jener gemäß ließ der Rath die Obersten der Gemeinde vor sich fordern. Da diese aber Beweise dafür verlangten, daß

Heinrich wider Gottes Wort rede, — denn, wenn dieses der Fall wäre, würden sie selbst ihn nicht länger dulden —, so war der Rath wieder stille.

Die Geistlichen klagten nun weiter beim Bischof, die von Bremen wären Keger geworden. Der Bischof sandte zwei seiner Rätthe, die den Mönch sich ausliefern lassen sollten, um ihn im Kerker zum Schweigen zu bringen. Sie stellten dem Rathe ihr Ansinnen, hatten aber auf die Frage nach dem Grunde keine andere Antwort, als die: weil Heinrich wider die heilige römische Kirche predige; und auf die Frage: in welchen Artikeln dieß geschehe?, wußten sie gar nichts zu entgegnen. Solche stumme Beweisführung war dem Rathe doch nicht stichhaltig genug, und die geistlichen Herren mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Sie versuchten es zwar noch etliche Male, sowohl durch gute Worte, als auch durch Drohungen; aber das half alles Nichts.

Darauf veranstalteten die Bischöflichen ein Provinzial-Concil zu Buxstete, zu welchem alle Prälaten und Gelehrten des Bisthums berufen wurden, um daselbst zu berathen, was man glauben und halten solle. Vor dieses Gericht wurde Heinrich gefordert. Da aber leicht zu errathen war, daß dort mit dem Keger nach alter Sitte kurzer Proceß gemacht werden würde, so ließ die Gemeinde ihren lieben Prediger nicht ziehen. Heinrich verfaßte seine Lehre in ein Bekenntniß, und übersandte dieses dem Erzbischof, mit der Erklärung, daß er jeglichen Irrthum widerrufen wollte, dessen man ihn aus der heiligen Schrift überweisen könnte; aber nur aus der Schrift sollte man ihn überführen, sonst würde er nimmermehr von seiner Predigt lassen.

Als Antwort hierauf schickten ihm die Päpstlichen nur die Bannbulle, die von Rom aus gegen Luther geschleudert worden war. Solche Antwort kümmerte jedoch den Heinrich nicht. Er fuhr unverdrossen und muthig fort, das Wort Gottes rein und lauter zu predigen und zu lehren. Nun schickten die Päpisten täglich etliche ihrer Geistlichen in seine Predigten, ob sie ihn in seinen Worten zu fangen vermöchten. Von diesen selbst fingen aber Mehrere Feuer, und bekannten, solche Lehre und Predigt sey von Gott, und sey die Wahrheit, der Niemand widerstehen könne. Sie hätten ihr Leben lang aus keines Menschen Munde solche ergreifende Worte gehört, und riethen deshalb ihren Brüdern, von der Verfolgung des Wortes Gottes abzustehen, und an das Evangelium von Christo zu glauben,

damit sie selig würden. Der Papisten Herzen blieben jedoch verstockt. Ihr Keßergeschrei wurde immer ärger, obgleich sie kein Wörtlein zum Beweise dawider vorbringen konnten.

Während sie nun in ihrer Bosheit noch ernstlicher darauf sann, unserm Heinrich eine Falle zu legen, wurde dieser nach Meldorf in Ditmarsen berufen, dort das Evangelium zu verkündigen. Solcher Ruf dünkte dem Bruder Heinrich als eine Stimme Gottes, und er zeigte seinen Freunden in Bremen an, daß er von ihnen scheiden wollte. Diese stellten ihm vor, daß er die Gemeinde, die ihn ordentlich berufen, nicht so plötzlich verlassen könnte; auch möchte für Ditmarsen wohl noch ein anderer Prediger gefunden werden. Dazu sollte er bedenken, daß der Erzbischof mit seiner Klerisey ihm gar feind wären; die möchten ihn ertappen, und übel tractiren. Wollte er aber doch scheiden, so solle er es seinen Pfarrkindern vorher ordentlich kund thun. Heinrich überwand ihre ausgesprochenen Bedenklichkeiten, indem er sie darauf hinwies, daß in Ditmarsen noch kein Prediger wäre, der die Leute von der argen Finsterniß des Papstthumes abführen könnte, und ihnen versprach, vor den Nachstellungen der Päpstlichen sich zu hüten. Noch gab er ihnen sein Wort, wieder nach Bremen zu kommen, wenn der Herr ihm das Leben fristete, und zog dann am Montage nach dem ersten Advent gen Meldorf, wo er vom Pfarrherrn und etlichen anderen frommen Leuten mit offenen Armen empfangen wurde.

Seine Ankunft war sogleich dem Prior des neu erbauten Jacobinerklosters, Augustin Torneborch, überbracht worden. Dieser trachtete nun dahin, dem Heinrich mit Gewalt das Predigen zu wehren, weil er wohl wußte, daß, wenn die Leute erst einmal von dem lebendigen Wasser des Wortes Gottes gekostet hätten, sie immer durstiger darnach werden würden. Er zog daher am Sonnabend vor dem 2. Advent frühe nach der Haide, und klagte vor den 48 Regenten des Landes, der Mensch wäre hergekommen, das ganze Land der Ditmarsen zu verführen, wie er die Stadt Bremen schon verführt hätte. Zuvor hatte er schon 2 von den 48 auf seine Seite gebracht, den Landeskanzler M. Günter und Peter Mannen, die beide große Feinde des Evangeliums waren. Durch die Einflüsterungen und Bemühungen dieser beiden bewogen, erließen die Regenten ein Mandat an den Pastor zu Meldorf, worin sie diesem bei der höchsten Strafe des Landes aufgaben, den Mönch, ehe er predigen würde, zu verjagen.

Beim Empfange dieses Befehles wunderte sich der Pfarrer zu Meldorf nicht wenig des ungewöhnlichen Unternehmens der 48 Regenten, weil nämlich jedes Kirchspiel von Alters her die Freiheit gehabt hatte, einen Prediger nach eigenem Gutdünken sich zu wählen. Er zeigte den Brief dem Bruder Heinrich, und machte ihn mit den Freiheiten und Gerechtsamen jedes Kirchspiels bekannt. Auf das alte, gute Recht sich stützend, antwortete denn Heinrich: „Weil ich vom ganzen Kirchspiel berufen bin, will ich auch das Wort Gottes predigen, so lange es der Gemeinde beliebt. Will der liebe Gott haben, daß ich im Ditmarsischen sterben soll, so ist mir's nicht zuwider. Der Himmel ist mir hier so nahe, als an einem andern Orte; denn das weiß ich gewiß, daß ich um des Wortes Gottes willen mein Blut einmal vergießen muß!“

Mit solchem Glaubensmuthe trat Heinrich am folgenden Tage auf, und predigte über das Wort Pauli, Röm. 1, 9.: „Gott ist mein Zeuge, welchem ich diene in meinem Geiste am Evangelio von seinem Sohne, daß ich ohne Unterlaß eurer gedenke.“ Nach der Predigt wurde die ganze Gemeinde zusammenberufen, und ihr durch den Prior ein Befehl der 48 Regenten überliefert, wonach sie bei Strafe von 1000 Gulden den Mönch nicht predigen lassen, und Bevollmächtigte aus ihrer Mitte nach der Haide senden sollte. Die Meldorfer beriefen sich aber auf ihr altes Recht, und beschloßen einmüthig, den frommen Heinrich als Prediger zu behalten und zu schützen. Seine erste Predigt, die sie eben gehört, hatte ihre Herzen für das Evangelium schon warm gemacht. Den folgenden Tag sandten sie ihre Abgeordneten zur Haide. Nach manchem Hin- und Hergerede machte endlich einer von den Ältesten, Peter Detlefs, folgenden Vorschlag: Da überall großer Zwiespalt der Religion wegen im Lande wäre, und sie, als die Ungelehrten, dieses nicht zu richten vermöchten, so möge man solche Sache bis zu einem zukünftigen Concil hinaussetzen; was alsdann ihre lieben Nachbarn glauben würden, das wollten sie auch annehmen. — Dieser Vorschlag fand Anklang, und wurde von beiden Partheien angenommen. Die Meldorfer zogen fröhlich wieder nach Hause, und Bruder Heinrich predigte müthig und unverdrossen weiter.

Der Teufel gab aber sein Spiel noch nicht verloren. Da die Papisten auf offenem Wege nicht zum Ziele gekommen waren, sollte Schlangenlist und Schlangengift aushelfen.

Der Prior steckte sich hinter die Barfüßermönche, die, wie Luther sagt, sehr geschickt waren, mit ihrer Gleisnerei die Armen und Elenden zu verführen, und diese lagen etlichen der Regenten von Neuem mit der Klage an, daß der Keger das Volk verführe. Da die unverständigen Leute das hörten, wurden sie zornig, und antworteten: sie hätten dem Pfarrer und Heinrich schon geschrieben, wie sie sich halten sollten; wär's aber nöthig, so wollten sie noch einmal schreiben. Die Ankläger erwiederten ihnen aber, sie müßten der Sache anders beikommen. Ließen sie sich auf das Schreiben ein, so würde der Keger auch antworten, und sie möchten vielleicht auch mit in die Kegererei kommen, ehe sie es gewahr würden. Denn, wenn Heinrich zu Worte käme, möchte man ihm nichts anhaben. Der beste Rath sey daher, ihn heimlich bei Nacht zu fangen, und flugs zu verbrennen, ehe das Land es gewahr würde, und er zu Worte käme. Der Rath gefiel, und wurde angenommen. Peter Mannen überredete nun die andern Regenten, und diese mußten die Bauern zu einer Zusammenkunft nach Hemmingstede, eine halbe Meile von Meldorf, bescheiden. Zur festgesetzten Zeit, am 10. December, kamen 500 Bauern zusammen, von denen keiner, außer den Hauptleuten, den Zweck der Versammlung wußte. Nachdem vorher alle Straßen nach Meldorf besetzt waren, damit die Meldorfer keine Kunde erhielten, wurde dem Hausen der Anschlag eröffnet. Da aber die vorgetragenen Gründe, daß durch die Predigten des Kegers das Volk verführt würde, und Marias Lob und ihre heiligen Klöster untergehen müßten, die Bauern kalt ließen, da Viele von ihnen schon wieder nach Hause ziehen, und nicht Theilnehmer an einer solchen Schandthat seyn wollten, da auch die Befehle der Hauptleute, bei Verlust Leibes und Lebens zu bleiben, nichts zu fruchten schienen, so sollte am Ende das Bier den Widerstand der Bauern brechen, und sie warm machen. Mehrere Tonnen wurden herbeigeschafft, und in jeden Becher, den man verabreichte, träufelten die Mönche durch ihre Einflüsterungen aufregendes und betäubendes Gift. Es gelang; denn der blinde Haufe ist ja leicht durch geistige Getränke fanatisirt. Nun zogen sie ab. Um Mitternacht kamen sie in Meldorf an. Die wilden Mönche drückten den Bauern Lichter und Fackeln in die Hand. Mit Gewalt und unter wilhem Geschrei drangen sie in den Pfarrhof ein. Geld und Alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde geraubt. Was sie nicht mitnehmen konnten, wurde zerschlagen. Der Pfarrherr war zu-

erst in ihre Hände gefallen. Sie schleppten ihn nackt auf die Straße, wälzten ihn im Rothe herum, und übergaben ihn dann Einigen zur Bewachung. Sie stürmten weiter durch's Haus, bis sie den Bruder Heinrich fanden. Auch ihn rissen sie nackt aus dem Bette. Mit wildem Hohne schlugen und stachen sie ihn, nachdem sie seine Hände auf dem Rücken fest geknebelt hatten. Er wurde so arg behandelt, daß es selbst dem Peter Mannen zu viel wurde, und er bat, der Quälerei ein Ende zu machen. Sie schleppten ihn dann bis nach Hemmingstede. Hier fragten sie ihn, auf welchem Wege er in das Land gekommen wäre, und was er bei ihnen suchte. Heinrich sagte ihnen frei die Wahrheit, und machte ihnen mit christlichem Ernste Vorstellungen über ihr grausames Verfahren. Diese mochten wohl Vielen ans Herz gehen, darum riefen Einige: „Weg mit ihm! wenn wir ihn lange hörten, würden wir mit ihm Ketzer werden.“ Der tolle Zug ging weiter. Heinrich bat um ein Pferd, weil auf dem Eise seine Füße ganz wund geworden waren. Neuer Hohn war die Antwort: für einen Ketzer hielte man keine Pferde. So schleppten sie ihn weiter bis zur Haide. Hier brachten sie ihn in ein Haus, wo sie ihn mit eisernen Ketten an einem Stocke aufhängen wollten. Die Bitten des mitleidigen Hausvaters retteten ihn jedoch von dieser Qual. Man brachte ihn nun in eines Pfaffen Haus, und schloß ihn im Keller ein. Aber auch hier sollte er noch keine Ruhe haben; denn die wilden Bauern verspotteten und verhöhnten ihn die ganze Nacht hindurch.

Am andern Morgen ging man zu Rathe, was zu thun wäre. Die Bauern, die sich während der Nacht noch mehr durch geistige Getränke erhitzt hatten, riefen: „Verbrennt ihn! Zum Feuer mit ihm! So werden wir heute vor Gott und den Leuten Ehre gewinnen; denn je länger wir ihn leben lassen, desto mehr wird er durch seine Ketzerei verderben! Was hilft viel langes Bedenken? Er muß doch sterben!“ Dabei schürten die grauen Mönche mit ihren Worten das durch geistige Getränke entzündete Feuer nur noch stärker an.

Mit wildem Geheul stürmten sie nun nach dem Keller, und schleppten unsern Heinrich an Händen und Füßen gebunden zum errichteten Scheiterhaufen. Eine Frau, die vor ihrer Hausthür stand, und diese Schreckensscenen mit ansah, fing bitterlich an zu weinen. Heinrich tröstete sie noch: „Liebe Frau, weinet nicht über mich!“ Am Scheiterhaufen setzte er sich

vor großer Mattigkeit nieder. Einer von den Anführern verlas das Todesurtheil, das also lautete: „Dieser Bösewicht hat wider die Mutter Gottes und den Christenglauben gepredigt, weshalb ich ihn im Namen meines gnädigen Herrn, des Bischofs von Bremen, zum Feuertode verurtheile.“ Ruhig und gelassen hatte es Heinrich angehört. Er sprach nur: „Herr, dein Wille geschehe! Herr, vergib ihnen! sie wissen nicht, was sie thun. Dein Name ist allein heilig, himmlischer Vater!“

Als man zur Vollstreckung des Urtheils schreiten wollte, trat Peter Mannens Schwester hinzu, und wollte sich stützen lassen, damit der Bauern Ingrimme gestillt würde. Auch bot sie 1000 Gulden, wenn man den Mann wieder bis zum nächsten Montag gefangen setzte, und ihm inzwischen zu einem ordentlichen Verhöre verhülfe. Die Wuth der Bauern richtete sich nun auch gegen sie. Sie wurde zu Boden gerissen, geschlagen und mit Füßen getreten. Heinrich bekam dabei sein Theil ebenfalls wieder mit. Einer schlug ihn mit einem Stoßdegen auf den Hirsch Schädel, ein Anderer mit seinem Fausthammer; wieder Andere stachen ihn in die Seite, in den Rücken, in die Arme. Immer mehr und mehr stachelten die wüthenden Anführer das tolle Volk an, indem sie riefen: „Hinzu, liebe Gesellen, hinzu! hier steht uns Gott bei!“ — M. Günter brachte dem Heinrich einen Mönch, daß er beichten sollte. Heinrich frug diesen: „Bruder, habe ich dir je etwas zu Leide gethan?“, und auf dessen „Nein“ sprach er: „Was soll ich dir denn beichten, das du mir vergeben solltest?“ Da zog sich der Mönch wieder zurück. Nun wurde Heinrich auf den Scheiterhaufen gesetzt. Das Feuer wollte jedoch nicht brennen, so oft sie es auch anzündeten. Da fing der Frevel von Neuem an: neue Keulenschläge und Stiche mit den Spießen. Wohl an zwei Stunden stand Heinrich, nur mit einem Hemde bekleidet, vor den Bauern auf dem Scheiterhaufen. Er jammerte aber nicht. Sein Mund war still; seine Augen waren zum Himmel emporgerichtet. Man nahm ihn wieder, und band ihn an eine große Leiter, um ihn in's Feuer zu werfen. Der Märtyrer begann, seinen Glauben zu sprechen. Da schlug ihn einer mit der Faust in den Mund, und sprach: „Erst brenne, dann rede!“ Ein Anderer trat mit dem Fuße auf seine Brust, und band seinen Hals so hart an eine Sprosse, daß das Blut aus Mund und Nase floss. Dieses sollte jedoch ein Mitleidsstückchen seyn. Er wollte

den Heinrich damit ersticken; denn, so sehr er auch bisher war verwundet worden, so hatte er doch noch nicht sterben können. Hierauf richteten sie die Leiter empor. Ein Bauer, der hierzu sonderliche Hülfe thun wollte, setzte seine Hellebarde mit unter die Leiter, und hob mit aller Macht dieselbe in die Höhe. Die Hellebarde glitt aber ab, und fuhr dem Märtyrer durch den Leib. Nun wurde er mit der Leiter ins Feuer geworfen. Da aber diese wieder aus dem Feuer seitwärts absprang, lief einer der Rädelsführer hinzu, und schlug ihn mit einem Faurhammer so lange auf die Brust, bis er starb. Den Leichnam warfen sie dann auf die Kohlen.

Auch Heinrichs Ende, wie das der vorigen 3 Märtyrer in Brüssel, hat Luther beschrieben, wie er ebenfalls ein Trosts schreiben, nebst einer Auslegung des 9. Psalms, an die Christen zu Bremen gesandt hat.

Es sey uns vergönnt, unsern lieben Lesern zum Schlusse dieser Geschichte noch Einiges aus jenem Briefe mitzutheilen. Es heist darin: „Ich habe die Geschichte und Marter des seligen Bruders Heinrich von Zütphen, eures Evangelisten, nicht mögen also lassen im Finstern, oder Zweifel verborgen liegen, sondern gedacht, an den Tag zu bringen, zu Lob und Ehren der göttlichen Gnaden, welche zu dieser Zeit so reichlich uns Verdammten, Verlorenen und Unwürdigen gegeben ist, daß wir nicht allein das lautere Wort Gottes haben, hören und lesen, und auch an vielen Orten, wie die helle Sonne, sehen aufgehen; sondern auch den Geist Gottes daneben fühlen und spüren, mit kräftigen und mächtigen Thaten solches sein Wort, wie er von Anbeginn gepflegt, beweisen und bestätigen. Sonderlich in dem, daß er so muthige und freie Herzen macht, daß blöde, Prediger und Hörer an vielen Orten ihr Blut vergießen, und allesammt die Schmach des Kreuzes Christi tragen. Nun ist wiedergekommen die Gestalt eines rechten christlichen Lebens, das mit Leiden und Verfolgung vor der Welt greulich ist anzusehen, aber köstlich und theuer vor Gottes Augen, wie der Psalter spricht: Köstlich ist vor dem Herrn der Tod seiner Heiligen, und abermals Ps. 71.: Ihr Blut ist köstlich vor seinen Augen. Unter welchen, freilich dieser euer Heinrich am allerhellsten leuchtet, der so eine schändliche Marter um Gottes willen erlitten, und das Evangelium mit seinem Blute so mächtiglich bestätigt hat; wiewohl die zweien, Johannes und Heinrich zu Brüssel, die ersten, auch zwei kleine Lichter geworden sind durch solchen schönen Tod, darin sie

geopfert sind, Gott zum Opfer eines süßen Geruchs. Hierher gehört auch Caspar Tauber, zu Wien verbrannt. Diese und ihres Gleichen sind es, die mit ihrem Blut das Papstthum sammt seinem Gott, dem Teufel, ersäufen werden. Sie sind auch, die das Wort Gottes wider die unreinen Schänder, die neuen, falschen Propheten, die sich jetzt allenthalben regen und einreißen, rein und lauter erhalten werden. Denn Gott läßt sie aus Gnaden ohne Zweifel darum sterben, und ihr Blut vergießen zu dieser Zeit, da sich noch mancherlei Irrthum und Rotten erheben, daß er uns warne, und durch sie bezeuge, daß das die rechte Lehre sey, da der rechte Geist drinnen gegeben wird, welche sie gelehret, gehalten und drüber gestorben, und mit ihrer Marter bezeuget haben; wie vorzeiten auch die heiligen Märtyrer um des Evangelii willen starben, und uns dasselbe mit ihrem Blute versiegelten, und gewiß machten.

Solchen Ruhm haben noch nie mögen haben diejenigen, so von Werken, Menschengerechtigkeit und freiem Willen die Welt gelehrt und verführt haben. Um solcher Lehre willen tödtet der Teufel Niemand, kann sie wohl leiden, ja giebt ihnen großen Reichtum, Ehre und Gewalt dieser Welt, daß sie Ruhe haben, und süßes Leben führen. Und ob sie darüber sterben, sind sie nicht Gottes Märtyrer, sondern ihr selbst und des Teufels; wie auch die Heiden um zeitlich Recht, Gut und Ehre gestorben sind; wie Paulus sagt Röm. 5, 7: „Daß um Gutes willen vielleicht Jemand möchte sterben,“ das ist, um allerlei willen, das die Welt Gut nennet, als Reichtum, Ehre, Gewalt. Denn um Rechtes willen kaum Jemand stirbt. Aber um Gottes Wortes und Glaubens willen sterben, das ist der theure, köstliche und edle Tod, der allein Gottes Geist und Kindern zusteht. Denn solches Sterben in und mit sich bringet, daß man für die Ungerechten, und eben für die, so den Tod anlegen, stirbt, und für sie im Sterben bittet; wie Christus gethan hat, nach dem Spruch Jes. 53, 12: „Und er bat für die Uebertreter.“ Darum wir auch kein Exempel lesen, daß je ein Christ sey gestorben um der Lehre willen vom freien Willen, und Werken, oder etwas anderes, denn um des Wortes Gottes willen.

Weil denn nun der barmherzige Gott auch zu Bremen so



gnädig heimsucht, und so nahe bei euch ist, dazu seinen Geist und Kraft so scheinbar unter euch in diesem Heinrich erzeugt, daß ihr es greifen möget, habe ichs für gut angesehen, seine Geschichte und Leiden an euch zu schreiben, auf daß ich euer Herz ermahne in Christo, daß ihr nicht betrübt seyd, noch seinen Mördern übel nachredet, sondern fröhlich seyd, Gott danket und lobet, der euch würdig gemacht hat, solche seine Wunder und Gnaden zu sehen, und zu haben. Denn seinen Mördern schon allzuviel und zu groß vergolten ist, daß sie ihre Hände so jämmerlich mit dem unschuldigen Blute besleckt, und sich vor Gott so hoch und schrecklich verschuldet haben; also, daß viel mehr noth ist, über sie zu weinen und zu klagen, denn über den seligen Heinrich, und für sie zu bitten, daß nicht allein sie, sondern das ganze ditmarsische Land bekehret werde, und zur Erkenntniß der Wahrheit komme." —

Um was der alte Gottesmann im Glauben gebeten, das hat der Herr erfüllet. Das Land, wo Heinrich sein Leben für seinen Glauben gelassen, erfreut sich jetzt des reinen Evangeliums.

Johann Chastellain.

(gest. den 12. Jan 1525.).

Meiner Verfolger und Widersacher ist viel; ich weiche aber nicht von deinen Zeugnissen. (Psalm 119, 157.)

Johann Chastellain, gebürtig aus Tournay im heutigen Belgien, ein Augustiner-Mönch und Doktor der heiligen Schrift, war nicht, wie die Vorigen, durch Luthers Schriften, sondern durch eigene Forschungen im Worte Gottes zur evangelischen Wahrheit geführt worden. Einmal hindurchgedrungen, stellte er nun das Licht des Evangeliums nicht unter den Scheffel. Er predigte an verschiedenen Orten des Bisthums Metz, und endlich auch in der Stadt Metz, im damaligen Herzogthum Lothringen. Beim Volke gewann er sich bald großes Ansehen und viele Liebe, weil er es verstand, sich leutselig herabzulassen, und in des Volkes Sprache zu den Herzen zu reden. Dazu kam,

daß er sich durch einen musterhaft gottseligen Wandel auszeichnete.

In der Stadt Metz waren dazumal an die 900 Messpriester. Da läßt sich's wohl denken, mit wie vielen Messen und Menschenfündlein das arme Volk von diesen abgespeist wurde. Das ist aber keine Speise zum Sattwerden. Wer davon isset, des Hunger wird nimmer gestillet. Wie nun mitten unter diesen 900 Chastellain austrat, und aus Gottes Wort das rechte Brod des Lebens austheilte, das allein den Hunger der Seele stillen kann, da kam das Volk in Schaaren gezogen, um sich durch ihn sättigen zu lassen. Dazu stellte er den Leuten rücksichtslos die Sünden und Laster der Priester und Mönche, insbesondere aber des päpstlichen Hofes selbst, vor Augen, damit sie von diesen elenden, besleckten Sündenvergebern zu dem Einen, heiligen Sündenvergeber, Jesu Christo, sich hinwenden sollten.

Es war natürlich, daß Chastellain der ganzen Klerisei ein Dorn im Auge ward. Sie stellten ihm allerlei Neze und Schlingen, seinen Mund zum Schweigen zu bringen, aber umsonst. Er achtete die Feindschaft der Welt nicht, sondern bekannte öffentlich: keine Menschenfurcht, keine Todesgefahr sollte ihn dahin bringen, das Pfund des Evangeliums im Schweißtuche zu vergraben.

So lange Chastellain in Metz unter dem Volke war, das ihn lieb hatte, wie den eignen Augapfel, konnten ihm die Päpstlichen Nichts anhaben. Das wußten sie auch nur zu gut, und darum suchten sie ihn aus Metz herauszulocken, und ihn dann zu überfallen. Ein Augustinermönch, Bonnestraîne, hatte sich, ein ächter Judas, für 30 Conventhaler zum Verräther erkaufen lassen. Dieser log dem Chastellain vor, der Provinzial seines Ordens wollte ihn sprechen, und harre seiner an einem bestimmten Orte in der Nähe von Metz. Chastellain machte sich mit Bonnestraîne und einem Novizen sorglos auf den Weg. Im Walde von Chamblé wurde er von Martin Linguet, dem Gouverneur von Gorz, gefangen genommen, nach Nomeney geschleppt, und hier in das Gefängniß des Schlosses geworfen. Es war den 5. Mai, am Himmelfahrtstage des Jahres 1524. Neun Monate hat der Bekenner Christi in den Fesseln schmachten müssen. Der Rath von Metz suchte ihn zwar zu befreien; wie aber ein Geier seinen Raub nicht wieder losläßt, so hielten auch die

Bapisten den Chastellain fest, der ihnen eine lieblichere Beute war, als einem Geier das fetteste Reh des Waldes. Die Ketten beugten seinen Körper, aber nicht seinen Muth. Er behielt im Kerker immer jene ruhige Standhaftigkeit, in der uns der Herr vor Caiphas und Pilatus ein Beispiel gegeben hat, daß wir nachfolgen sollen seinen Fustapfen. Man suchte ihn bald durch Drohungen, bald durch glatte Worte zum Abfall von seinem Glauben zu bewegen. Aber nichts konnte ihn in seiner Treue zum Herrn wankend machen. Er schämte sich nimmer des Evangelii von Christo, das da ist eine Kraft, selig zu machen alle, die daran glauben.

Da seine Feinde nun sahen, daß sie mit dem Worte ihm keineswegs gewachsen wären, sondern durch das Wort Gottes in seinem Munde immer überwunden würden, so schlugen sie einen andern Weg ein, und beschlossen, ihn hinzurichten, um so den Sieg über ihn davon zu tragen. In der Stadt Nic, wohin man ihn von Nomenen gebracht hatte, sollte er gerichtet werden. Viele Aelte und geistliche Herren hatten sich eingefunden, um seine Verurtheilung zu vollziehen. Zuerst nun ließen sie den Gefangenen vor sich führen, um ihn aufzufordern, seine Lehre und sein Bekenntniß zu widerrufen; wosern er sich dessen aber weigern würde, ihn sofort dem Feuer zu übergeben. Zu dieser Handlung hatten sie auch viel Volks eingeladen, und Allen denen, die dem Urtheilsspruche und der Hinrichtung beiwohnen würden, eine besondere Gnade und Ablass verheißen. — Ich weiß nicht, soll man über diese Thorheit und Verblendung lachen oder weinen? —

Als das Volk sich versammelt hatte, sprachen sie Vielerlei gegen ihn. Chastellain aber schwieg still. Sie forderten ihn zum Widerrufe auf. Der treue Knecht Christi blieb beständig und unbeweglich. Da sie nun alle ihre Mühe vergeblich sahen, sprachen sie das Urtheil, daß er seiner Weißen und geistlichen Würden für verlustig erklärt, und sogleich dem weltlichen Gerichte zum Feuertode übergeben werden sollte.

Wir wollen das Endurtheil ganz nach der Urkunde hier geben. Es heißt: „O Johannes Chastellain, der du ein Priester und Geistlicher St. Augustini Ordens gewesen bist, weil man mit dir nach ordentlichem und bräuchlichem Prozeß der Rechte gehandelt, bist du mit Wahrheit verklagt, und als ein Ketzer verdammt werden. Du hast ein unreines, irriges und mit falscher Lehre beslecktes Bekenntniß, aus freiem Willen und eigenem Munde gethan. Du hast alle und jede unsere getreuen Vermahnungen,

die wir an dich, da du noch zu Metz warest, gerichtet haben, wie eine Schlange, die ihre Ohren verstopft, verachtet. Da man dich gefragt hat, und auch mit dem Eide deine gegebenen Antworten wiederholt, hast du nicht allein nach des Teufels Art die Wahrheit verschwiegen und verhalten, sondern hast auch nach dem Exempel Kains deine Sünde und Missethat nicht wollen bekennen. Zuletzt hat man auch viele Zeugen wider dich verhört, und ja Nichts umgangen, was zu dieser Sache eigentlich und von Rechtswegen gehört, auch mit Fleiß soll erwogen werden. Es ist bei solcher Handlung allezeit zugegen gewesen der ehrwürdige Herr Nicolaus Sauim, der h. Schrift Doctor und Rehermeister; und haben diesen Prozeß, der wider dich gehalten worden, viele gelehrte Leute und Doktoren in beiden Rechten, Geistliche und Weltliche, unterschrieben und bestätigt. Nun ist es aus solchem Prozeß klar und offenbar, daß du, Johannes Chastellain, oftmals und an vielen Orten öffentlich und vor allem Volke viele Artikel gelehrt und gepredigt hast, die da irrig, falsch, ganz keßerisch und voll der lutherischen Lehre gewesen sind, welche auch dem heil. katholischen Glauben, der evangelischen Wahrheit und dem heil. Stuhl zu Rom durchaus zuwider und entgegen sind; und so bist du in diesem, deinem elenden Abfall, darinnen du wiederum hinter dich gesehen hast, als ein Lügner an dem allmächtigen, ewigen Gott befunden.

Nun ist im geistlichen Rath erkannt und beschlossen, daß es recht und vonnöthen sey, daß man Alle, die mit ihren giftigen Zungen die heil. Schrift verfälschen, dergleichen auch die Seelen und das Leben der Gläubigen zu vergiften begehren, schwer bestrafe, damit sich Andere hieran stoßen, und sich desto weniger solcher irrigen Lehre auch unterstehen.

Deshalb, aus der jetzt erzählten und andern dergleichen Ursachen, die in deinem Prozesse begriffen sind, fällen wir aus apostolischer Gewalt und unseres Herrn, des Cardinals, Auctorität, deren wir denn in diesem Theile gebrauchen, diese unsere schließliche Sentenz, die wir hiermit in Schriften verzeichnet haben, vor Gottes Angesicht, und als die wir wohl wissen, daß uns eben mit dem Maße, damit wir andern Leuten messen, auch soll wiederum gemessen werden (!), und sagen, erkennen und erklären dich ausdrücklich und klar, wie du hier vor uns stehst, von wegen deines Verdienstes, ja, vielmehr deines Mißverdienstes, darinnen du wider die ewige Majestät Gottes und wider den heil. christlichen Glauben schwer gesündigt hast, als

einen verbannten Menschen, mit und durch den größeren Bann, desgleichen auch als einen öffentlichen Keger, der du nachfolgst, und dich theilhaftig machst aller des Luthers gottloser Lehre, welcher Mensch viele alte Ketzereien, die vor Jahren verdammt worden sind, wiederum hervorgebracht hat. Wir achten auch, daß du hinfert nunmehr unwürdig seiest der priesterlichen Würde, aller andern deiner Weihen, auch deiner Tonsur und geistlichen Kleidung, desgleichen aller Pfründen, auch aller priesterlichen Freiheit, und entsagen, ja wir sondern und berauben dich, als ein stinkend Glied, aller Gemeinschaft der Gläubigen. Und wenn dieses vollendet ist, so befehlen wir dich der weltlichen Obrigkeit, und erkennen, daß man dich, der du nun also aller deiner Würde beraubt, und von der Kirche abgesondert bist, auch sofort mit der That entweihen soll; und befehlen dem ehrwürdigen Herrn Weibbischof, der hier zugegen steht, solches an dir zu vollbringen, in Kraft und Befehl, wie oben vermeldet."

Nach Verlesung dieses Urtheils wurde Chastellain sogleich unter den hergebrachten Ceremonien öffentlich entweiht. Darnach übergab ihn der Weibbischof der weltlichen Obrigkeit. Er bat dabei den weltlichen Richter nach herkömmlichem, aber doch nur pharisäischem und heuchlerischem Brauche, daß er ein Urtheil fällen möchte, durch das der Gefangene mit seinem Leben in keine Gefahr käme. „Herr Richter“, sprach er, „wir bitten auch, um Gottes und seiner Barmherzigkeit willen, ihr wollest diesem armen Menschen kein Uebel zufügen, das ihm zum Tode, oder zum Schaden an seinen Gliedern und an seinem Leibe gereichen könnte.“ Wie wenig wäre dem lügenhaften Heuchler damit gedient gewesen, wenn seine Bitte erfüllt worden wäre! — —

Unter dem Geläute des Armenfünderglöckchens wurde Chastellain nun durch die Stadt zum Richtplatz geführt. Gleich seinem Herrn und Meister ging er dahin, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, und seinen Mund nicht aufthut vor seinem Scheerer. Nur von Zeit zu Zeit machte sich aus seinem gepressten Herzen der Hülfeschrei Lust: „Gott, hilf mir!“ Die Herzen des zuschauenden Volkes brannten vor Mitleid; in Vie-ler Augen standen die Thränen, nur die herzlosen Richter und Henker blieben kalt. Am Scheiterhaufen betete er, und sang mehrere Psalmen. Dann erhob er die Augen, und sprach: „Es ist schon lange meines Herzens heißester Wunsch gewesen, dem Herrn Jesu, wie die Apostel, durch den Tod meine Liebe zu bekräftigen; heute soll er mir erfüllt werden.“ Auch sprach er noch

zum Volke: „Ich habe Nichts gepredigt, was nicht schon Augustinus und Ambrosius vor mir gepredigt haben; habe ich falsch gepredigt, so haben auch sie falsch gepredigt. Man nennt mich einen Lutheraner; aber auf meinen Tod und meinen Antheil am Paradiese will ich's nehmen, daß ich Luthern niemals gesehen, noch von ihm und seiner Lehre etwas entlehnt habe.“ Das Schluchzen und Weinen des Volkes ward immer größer. Chastellain mußte nun den Scheiterhaufen besteigen. Man wollte ihn auf ein Brett setzen; er bat aber, daß man ihn aufrecht stehen lassen sollte. Es ginge ihm noch viel zu gut; denn sein Erlöser habe weit mehr für ihn gelitten. Er hob die gefalteten Hände empor, und rief anhaltend und mit lauter Stimme: „Der Name Jesu ist mein Heil!“ Der Scheiterhaufen wurde endlich angezündet. Die Flammen schlugen empor, und Johann Chastellain war bald droben bei seinem Heilande, den er lieb gehabt, und nach dem er sich so sehr gesehnt hatte. — Es geschah am 12. Januar 1525.

Wolfgang Schuch.

(gest. den 19. Aug. 1525.)

Es sigen auch die Fürsten, und reden wider mich; aber dein Knecht redet von deinen Rechten. (Ps. 119, 23.)

Das Lothringerland hat wegen des Evangeliums noch mehr Blut und Scheiterhaufen gesehen. Simson Hiller, Stadtpfarrer zu Kaisersberg, der das Wort vom Kreuze lieb hatte, wurde (1523) eines Sonntags nach der Predigt vom Magistrat auf's Rathhaus beschieden, und hier ohne Weiteres enthauptet. Andreas Breunlin, Pfarrer von Dorlishheim, ward 1525 von den wüthenden Bauern an einem Baume aufgeknüpft.

Besonders liebliche Sprossen hatte der evangelische Glaubensbaum in dem kleinen Städtchen St. Hyppolite oder St. Pilt getrieben. Hier war Wolfgang Schuch, ein Deutscher, zum Pfarrer angenommen worden. Nach seiner Berufung hatte er den reinen Samen des Wortes Gottes ausgestreut, und ohne

Erbarmen allerlei Unkraut der Abgötterei und des Aberglaubens, das in der Leute Herzen wurzelte, ausgeroutet. Der Same war auf gutes Land gefallen. Das Volk hörte begierig das lautere Evangelium, und behielt es in einem feinen, guten Herzen. Dieser Abfall von der päpstlichen Lehre machte die Feinde der Wahrheit zürnen. Sie lugten und suchten nach Trug und Verrath. Dazu holten sie aus der Apotheke des Teufels ein Mittelchen, das ihre Väter schon in den ältesten Zeiten, schon zur Zeit, als der Sohn Gottes in die Welt kam, mit Erfolg angewendet hatten. Wie der Herr Christus, seine Apostel, die ersten Christen, die Reformatoren alle, von den Kindern des Teufels zu Rebellen und Volksverführern gemacht wurden, so sollten die von St. Vilt es auch seyn. Die Einwohner dieser Stadt wurden bei Antonio, der damals Herzog zu Lothringen war, angeklagt, daß sie den Gehorsam gegen Fürst und Obrigkeit brechen wollten. Als der Herzog hierauf der Stadt mit Feuer und Schwert drohte, stellte sich Schuch als ein treuer Hirt für die Stadt in den Riß. Er schrieb zuerst einen Brief an den Herzog, in welchem er sich und das Volk gegen die Beschuldigung einer Empörung rechtfertigte. Außerdem enthält der Brief ein herrliches Bekenntniß des reinen, evangelischen Glaubens. „Gnädigster Fürst und Herr!, beginnt er, da ich zuerst in diese Stadt kommen bin, hab' ich ein gar ausschweifend Volk gefunden, welches in der Irre ging, wie die Schaaf, so keinen Hirten haben, und das durch viel und mancherlei Greuel des Irrthums und Aberglaubens ganz und gar verderbt war. Aber ich habe ohne Verzug angefangen, wie mein Amt, das mir der Herr befohlen hat, erfordert, die Irrenden wieder auf den rechten Weg zu bringen; hab' auch angefangen, wie ein guter Arbeiter thut, auszureuten alle Dornen und Irrthümer, so wider den Herrn und sein heiliges Wort aufgewachsen waren, und hab' angefangen, hinweg zu thun, zu verheeren und umzureißen Alles, was hoch und fest aufgerichtet war wider die Lehre Gottes, und Bäume zu pflanzen, die zu ihrer Zeit Frucht brachten.“ „Ich bin gesandt zu Ew. Fürstlichen Gnaden Volk, zu predigen das Evangelium Gottes von seinem Sohne, unserm Herrn Jesu Christo, der geboren ist nach dem Fleisch vom Samen Davids, aber eben derselbige ist die Kraft Gottes zur Seligkeit aller Gläubigen, durch welchen die Gerechtigkeit Gottes ist offenbaret vom Glauben im Glauben, wie geschrieben steht: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben,“ und weiter: „Wir werden ohne Verdienst gerecht aus seiner

Gnade durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist. So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben." Dieser Glaube macht uns zu Kindern Gottes, und Miterben Christi; doch kommet keiner zu solchem Glauben, der himmlische Vater ziehe ihn denn, auf daß sich keiner betrüge, und meine, er habe ihn durch seine eigenen Kräfte. St. Paulus sagt: „Aus Gnaden seyd ihr selig geworden, durch den Glauben, und solches nicht von euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus den Werken, auf daß sich nicht Jemand rühme.“ Und derselbe Glaube ist nicht ein müßig oder schläfrig Ding in eines Menschen Seele, sondern eine kräftige und wirkende Tugend durch den heiligen Geist, welcher in unsere Herzen gegossen ist, voll guter Werke. Der Apostel sagt also: „In Jesu Christo ist die Beschneidung nichts, und ist die Borhaut nichts, sondern der Glaube, der da wirkt durch die Liebe. Dieser einige Glaube unterscheidet die rechten und falschen Christen; denn der Seligmacher sagt: Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt. Aber von den andern Werken, die von uns selbst geschehen, obwohl sie einen feinen Schein haben, wird er sagen: Wer hat solche Dinge von euch gefordert? Also haben Abraham und alle Auserwählten, so vor uns gewesen, ihren Glauben durch die Werke bezeuget. Aber sie haben ihre Gerechtigkeit nicht den Werken zugeschrieben, wie die Gleisner thun, sondern der gewissen Verheißung Gottes, welche sie ergriffen haben durch den rechten, reinen Glauben. Denn kein Fleisch wird gerecht gemacht durch die Werke des Gesetzes. (Gal. 2.)“ — „Gnädiger Fürst! Solches Alles hat Christus selbst gepredigt, und seinen Aposteln befohlen, daß sie solches lehren sollten alle Creaturen. Dies hab' ich auch das Volk gelehret, und lehre nichts Anderes. Und wahrlich, wenn schon ein Engel vom Himmel käme, so ziemte ihm doch kein ander Evangelium zu lehren, oder das diesem zuwider. Diejenigen aber lehren anders, und diesem zuwider, die da predigen und lehren menschliche Gerechtigkeit und menschliche Verdienste, die die Menschen fälschlich weisen auf das Vertrauen ihrer eigenen Werke.“ — Hierauf setzt Wolfgang noch etliche der papistischen Menschenfahrungen auseinander, die er mit Sprüchen aus der heiligen Schrift beleuchtet, so daß der Schatten grell hervortritt. Dann sagt er weiter: „Dieweil denn, hochgeborner Fürst, dem also ist, wer wollte nicht rufen und

schreien wider die Dinge, welche durch die Bosheit der Menschen in die Kirche Christi eingeführt sind?"

Wolfgang Schuch erhielt keine Antwort auf diesen Brief, sey es, daß man ihn dem Herzoge gar nicht übergeben hatte, oder sey es, daß der treue Diener Christi von den Feinden der Wahrheit beim Herzoge noch ärger verleumdet worden war. Dieser ging immer noch damit um, die Stadt zu schleifen. Da besann sich Schuch nicht lange mit Fleisch und Blut. Er machte sich auf, und zog gen Nancy, wo der Herzog Hof hielt, um dort Rechenschaft von seiner Lehre zu geben, und die armen Bürger von aller Verantwortung zu befreien. Jetzt war er als ein willkommenener Fang dem Löwen so recht von selbst in den Rachen gelaufen. Kaum in Nancy angekommen, wurde er in ein stinkendes Gefängniß geworfen, und von rohen Soldaten, deren Sprache er nicht einmal verstand, verwahrt. Länger, denn Ein ganzes Jahr, hat er in dieser verpesteten Kerkerluft zubringen müssen, aber weder dieses Leben, noch Drohungen, noch Verheißungen konnten ihn bewegen, seinen Glauben zu verleugnen; selbst sein Weib und seine Kinder, deren er 6 oder 7 hatte, haben ihn nicht irre machen können. Bisweilen führte man ihn in den Convent der Barfüßer, die ihm in Disputationen seine Ketzerei beweisen wollten. Ihre stumpfen und ungeschickt geführten Waffen sanken aber nur zu bald vor dem scharfen Schwerte des Wortes Gottes, das Schuch mit Geist und Geschick zu handhaben wußte. Nur zu bald war ihnen der Mund gestopft, und mit Schimpf und Schande mußten sie abziehen. Wer in Fesseln kämpft, muß dem Feinde am Ende aber doch unterliegen. So unser Schuch.

Sein bitterster Feind und der Rädelsführer der Verfolgung gegen ihn war, wie der alte Erzähler dieser Geschichte sagt, ein grober, unverschämter, dicker, ungelehrter Mönch, Bonaventura Renel, Oberster des Barfüßerordens, auch des Herzogs erster Beichtvater. Dieser stand bei Hof und bei den Leuten in gutem Ansehen, weil er es verstand, dem Fürsten und seinen Hofleuten zu schmeicheln, und ihnen alle ihre Sünden und Schanden gefällig durch die Finger sahe. Dieser Mönch führte den Vorsitz, so oft man den Gefangenen im Convent examinirte, und mit ihm disputirte. Er wußte aber nichts Anderes vorzubringen, als Schmähungen und Lasterreden.

„Verfluchter Teufel, verruchter Keger!“ das waren seine liebevollen Zurechtweisungen und christlichen Beweisführungen. Wolfgang antwortete auf solche Schmähreden nichts aus sich

selbst; nur das Wort Gottes nahm er zu seinem Schilde. Mit dem Ernste eines treuen Dieners des Herrn verkündigte er dem Renel und seinen Conventsbrüdern das erschreckliche Gericht Gottes über die, so seinem Lichte ihr Auge verschließen, und seinem Worte ihr Ohr verstopfen. Da konnten sie ihre teuflische Wuth nicht länger mehr bändigen. Sie stürzten herzu, rissen ihm die Bibel aus den Händen, und weil sie ihnen zur Widerlegung zu schwer war, so verbrannten sie sie im Convente. Solche Menschen nennt der alte Erzähler „rasende Hunde“; aber sollten die nicht mehr seyn, als rasende Hunde, die Gottes hochheiliges Wort verbrennen, weil sie darüber nicht können hinauskommen? —

Bald hernach wurde Wolfgang zum Feuertode verurtheilt. Als er das Urtheil vernahm, sang er den ersten Vers des 122. Psalms: „Ich freue mich deß, das mir geredet ist, daß wir werden in's Haus des Herrn gehen.“ Als er zum Richtplatz geführt wurde, mußte er am Franziskanerkloster vorüber. Da wies Bonaventura auf die Bilder, die vor der Thüre des Klosters standen, und schrie ihn an: „Siehe, du verfluchter Ketzer, ehre Gott und seine Mutter Mariam und alle Heiligen!“ Wolfgang aber antwortete ihm: „O, du Heuchler und getünchte Wand! unser Herr wird dich schänden, und diese deine Betrügerei und Bubenstück einmal, und zwar bald, an den Tag bringen.“ Auf dem Richtplatze wurden seine Bücher verbrannt, und er gefragt, ob er widerrufen wollte. Seine Antwort war: „Nein, nein! Der gütige und barmherzige Gott hat mir die Zeit meines Lebens stets beigestanden, so wird er mich ja auch jetzt in dieser letzten Noth nicht verlassen, in welcher ich seines Beistandes und seiner Hülfe am meisten benöthigt bin.“ Darauf stieg er von freien Stücken auf den Scheiterhaufen, den die Henker alsbald in Flammen setzten. Wolfgang hob sein Auge zum blauen Himmel, wohin er bald in das Haus des Herrn kommen sollte, und sang an fröhlich und mit lauter Stimme den 51. Psalm zu singen. Nicht lange währte es; die hoch empor schlagenden Flammen hatten seinem Schwanengesange bald ein Ende gemacht.

Caspar Tauber.

(gest. den 17. Septemb. 1524.)

Was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was stark ist. (1 Cor. 1, 27.)

Caspar Tauber war ein schlichter Bürger zu Wien. Er hatte nie eine Hochschule besucht, hatte nie das Evangelium lauter und rein predigen hören. Wen aber der Herr einmal zu seinem Rüstzeuge erkoren hat, der bedarf auch der gelehrten Waffen nicht. Seine Apostel waren ja auch nur Fischer. Caspar Tauber war durch des Herrn Gnade, ohne menschliche Beihülfe, durch das heilsbegierige Suchen in der Schrift zur evangelischen Freiheit hindurchgedrungen. Wesh nun das Herz voll ist, deß geht der Mund über. Tauber konnte es nicht lassen; das Seelenheil seiner armen irregeleiteten Brüder lag ihm am Herzen, und aus Liebe zu ihnen predigte er das Evangelium laut vor allem Volk, vertheidigte es auch, obgleich nur ein schlichter Laie, gegen alle Widersacher. Des Lichtes Strahlen waren aber den lichtscheuen Eulen in ihren dunkeln Höhlen gar unangenehm. Sie fingen an laut zu schreien, und tausend Hände waren nun geschäftig, das Flämmlein auszublasi. In Wien besaß die römische Kirche eine unbeschränkte Herrschaft, und wurde dazu noch von der weltlichen Macht beschützt. Sobald also die Klerisei von Taubers evangelischer Predigt hörte, meinte sie, schnell mit der Scheere über das Licht herfahren zu müssen: Recht, oder Unrecht, das galt ihr gleich. Es galt ja die Ehre der römischen Kirche, oder, wie sie sagte, die Ehre Gottes. Tauber wurde ergriffen, und in den Kerker geworfen. Unken und Molche waren dort seine Gesellschaft. Daneben bekam er aber oftmals auch noch andere, nämlich die der Priester und Mönche, die auf Befehl des Bischofs versuchten, das arme, verirrtte Schaaf unter den Krummstab zurückzubringen. Tauber hatte aber schon zu sehr die Süßigkeit des lebendigen Wassers geschmeckt, wozu ihn der einige gute Hirte geführt, als daß er sich so leicht hätte von ihm losreißen, und in die dürre Wüste wieder zurückführen lassen. Unerschrocken und ritterlich wies er die listigen Anläufe der Knechtbefehrer ab. Weil er nun weder durch süße, noch durch

saure Worte sich verführen ließ, ersannen seine Feinde einen andern Plan. Sie stellten nämlich mehrere Artikel zusammen, die sie für sein kegerisches Bekenntniß ausgaben. Diese sollte Tauber als die seinen anerkennen, und sie dann öffentlich widerrufen. Ob er wollte, oder nicht, das trug nichts dazu bei. Das Schaaf war in den Händen seiner Henker, und mußte geduldig tragen, was diese beschloffen. Sie hatten folgendes Urtheil über ihn gesprochen: Er sollte erstens alle seine Irthümer an drei Sonn- oder Festtagen hinter einander in der Pfarrkirche St. Stephans mit heller und vernehmlicher Stimme von der Kanzel vor allem Volk bekennen, und nach Vorschrift widerrufen. Zweitens sollte er an den 3 Sonntagen nach dem Widerrufe während der Messe vor der Kirchthüre im Bußgewande, mit einem Strick um den Hals, unbedeckten Hauptes und barfuß, mit einer brennenden Kerze in der Hand stehen. An den diesen Sonntagen vorangehenden Freitagen sollte er bei Wasser und Brod fasten, und 3 Arme speisen. Zum dritten sollte er seine eigenen kegerischen Schriften und die Bücher, die er besaß, verbrennen, Ein ganzes Jahr lang im Gefängniß Buße thun, und seine Sünden beweinen. Erst nach diesem Allen sollte er der Absolution und Wiederaufnahme in die Kirche für würdig erachtet werden. Daneben sollte er auch noch zum Besten des Krieges gegen die Türken an zeitlichen Gütern bestraft werden, alle Gerichtskosten bezahlen, und lebenslang in seinem Hause und außer demselben nach einer gegebenen Form ein Kreuz tragen, damit er jederzeit und unter Allen erkannt werden könnte! So lautete das Urtheil, das sie in christlicher Liebe gefaßt hatten.

Am Tage der Geburt Mariä stellte man Tauber auf einen Predigstuhl, der auf dem Kirchhofe St. Stephans eigens für ihn errichtet war. Da stand er vor allem Volk schweigend und geduldig, bis der Chormeister zu ihm sagte: „Tauber, ihr wisset, weshalb mich unser Großmächtigster Fürst und Herr, Ferdinand, Erzherzog zu Oestreich, hierher gestellt hat. Ihr sollt die Artikel widerrufen, die hier vor euch liegen. So thut nun, was ihr sollt!“ Da hob Tauber seinen Blick empor, und sprach: „Ihr Allerliebsten in Christo, der allmächtige Gott will nicht, daß dem Menschen zu schwere Bürden auferlegt werden; deshalb bitte ich euch, die ihr hier versammelt seyd, und bitte euch um der Liebe Gottes willen, ein Vaterunser zu beten, damit der ewige Gott die wahrhaft gläubigen Christen in ihrem Glauben bekräftige, die Unerleuchteten aber noch in Jesu Christo erleuchte!“

Als er solches redete, unterbrach ihn der Chorherr, der neben ihm auf einem Predigstuhl stand: „Tauber, ihr seyd nicht zum Predigen, sondern zum Widerruf hierher gestellt!“ Tauber antwortete gelassen: „Mein Herr, ich habe euch zugehört, so höret doch auch mir nur ein wenig zu!“ Der Chormeister aber schrie voll Grimm: „Euch ist nicht befohlen, also zu reden, sondern redet und leset herab, was euch vorgelegt ist!“ Da sprach Tauber weiter zum Volk: „Ihr Allerliebsten! Man hat mir eine Schrift zugestellt, darnach ich einen Widerruf thun soll. Nun geb' ich dem Ferdinand, meinem gnädigsten Landesfürsten, keine Schuld; denn er ist nicht am Recht geseßen. Ich bin nun vielmal besucht worden durch die, welche am Rechte wider mich geseßen sind, nämlich Johann, Bischof von Wien, Dr. Ulrich Kaufmann, Official daselbst, Dr. Faber, Dr. Krabel u. A.; im Ganzen sind's 16 gewesen, die mit mir im Finstern gehandelt, und mich genöthigt haben, einen Widerruf zu thun. Nun bitte ich euch, Allerliebste, die ihr hier versammelt seyd, in Christo, ihr wollet meine Zeugen seyn, daß ich keinen von den Artikeln gelten lasse, wie sie mir dieselben vorgehalten haben, und zuschreiben wollen. Ich klage es abermals, daß sie mich einen Keger und Verföhrer schelten, ohne mich doch durch die heilige Schrift überwunden zu haben. Sie haben mit mir im Finstern gehandelt, sind selbst meine Ankläger, Verhörer und Richter gewesen, und haben nach ihrem Gefallen mit mir gethan. Man wähle mir Richter, und lasse mir genugsames Verhör zu, so will ich mich in allen Artikeln, deren ich angeschuldigt bin verantworten, Recht geben und nehmen!“

Während dieser Rede war der Chormeister mehrmals auf ihn eingefahren, solche Worte zu lassen; denn seine Sache mache er damit doch nicht gut. Er solle reden, was ihm befohlen; was er denn noch viel Wesens machen wolle, da er ja doch mit eigner Hand unterschrieben habe? — Tauber sprach: „Es wird sich noch zeigen, und man wird's noch erfahren, wie ich unterschrieben habe!“ Er wollte noch weiter reden, aber der Chormeister gebot, ihn abzuführen. Tauber appellirte nochmals gegen einen Widerruf, stieg darauf vom Predigstuhl herunter, und sprach: „Meine Feinde haben mich allenthalben umgeben; ich vermag nicht mehr zu reden.“ —

Am 10. Septbr. 1524, Morgens 7 Uhr, wurde Caspar Tauber aus dem bürgerlichen Gefängniß in das Augustinerkloster geführt. Bürgermeister und Richter und die Meisten vom

Rathe zu Wien waren anwesend. Jedermann glaubte, es würde dem Angeklagten nun ein offenes Verhör gegeben werden, wie es recht und billig wäre. Man hatte sich jedoch bitter getäuscht. Der Procurator erhob sich, und verlas ohne weiteres das Urtheil in lateinischer Sprache, daß Tauber ein öffentlicher und verdamnter Keger, und ein ungehorsamer Sohn der h. Christlichen Kirche sey. Der Stadtrichter nahm ihn nun sofort in seine Gewalt, und ließ ihm auf der Stelle seine beiden Hände in Eisen schmieden. Tauber that noch einmal seinen Mund auf zur Anklage seiner Beiniger und zu seiner Vertheidigung, und sprach: „Lieben Brüder, ich bitte euch um Gotteswillen, ihr wollet meine Zeugen seyn, nicht allein hier, sondern auch bei dem allmächtigen Gott, daß sie mich also fälschlich und heimlich verurtheilt haben; weder ich, noch Ihr habt ihr Latein verstanden. Dazu sehet ihr auch wohl, daß sie mir keinen Artikel vorgelegt haben. Es wäre mir mit Gottes Gnade ein Leichtes gewesen, aus göttlicher Schrift (mich zu verantworten. Unüberwunden, ja auch unverhört muß ich verurtheilt seyn. Wenn der Doctoren auch 80000 wären, so möchten sie mir doch nichts abgewinnen; denn das Wort Gottes stehet auf meiner Seite. Im Dunkeln haben sie mit mir gespielt; sie schämen sich selbst ihrer Handlung, darum hassen sie das Licht. Bei dem Wort will ich beharren, sterben und genesen. Auch geben sie mir Schuld, was ich nicht geredet habe. Ich hätte gemeint, aus Kegern sollten sie Christen machen, und sie wollen aus mir Christen wider meinen Willen einen Keger machen. Gott hat mich also gelehret, darum muß ich sterben.“ Der Schrei seines Herzens verhallte aber vor tauben Ohren. Er wurde in das Schergenhaus geführt. Unterwegs sprach er noch: „Ihr lieben Brüder, schreibt's in alle Lande, daß man mit dem Caspar Tauber so unchristlich verfährt, und an ihm eine so gar unredliche That begeht! Damit gesegne Euch Gott!“

Die Klerisei war aber noch nicht zufrieden. Sie hatte ihrem armen Schlachtopfer noch nicht genug Schmach und Schande angethan. Gott sollte in seinem Auserwählten noch mehr gelästert werden. Die Mönche und Pfaffen machten nämlich im Volke ein Geschrei, Tauber habe sich selbst im Schergenhause mit einem Brodmesser drei Stiche gegeben, und werde daher kaum mit dem Leben davonkommen. „Sehet, sagten die Gottlosen, das sind die ritterlichen, lutherischen, evangelischen Leute, die, wenn sie sich überwunden sehen, sich selbst ums Leben

bringen, damit sie nicht dem Henker in die Hand fallen, während sie doch vorher immer schrieen: „Ich will mich martern, ich will mich steinigen, ich will mich verbrennen lassen!“

Am 17. Septbr. 1524 brach endlich der Tag an, wo unser Tauber von dieser Erde, aus den Händen seiner Peiniger, in die Arme des himmlischen Heilandes geführt wurde. Morgens 6 Uhr ward er auf einem Wagen zum Richtplatz gebracht. Vor ihm saß ein Priester, der ihm ein Täfelchen vorhielt, worauf ein Crucifix und ein Marienbild gemalt waren. Hinter ihm saß der Henker. Man führte ihn heimlich hinter der Mauer aus der Stadt nach dem Richtplatz. Hier wurden ihm zuerst die Hände gefesselt. Tauber bat noch einmal das Volk, auf die, welche an seinem Tode schuld wären, keinen Haß zu werfen; denn es hätte Gott also gefallen. Der Priester forderte ihn nun zur Beichte auf. Er aber sprach: „Schaffet eure Sache, und laßt mich in Frieden! Ich habe Gott, meinem himmlischen Vater, gebeichtet.“ Und abermals, auf das wiederholte Drängen des Priesters, für seine Seele zu sorgen, antwortete er: „Meine Seele habe ich schon versorgt, und wenn ich noch 80000 Seelen hätte, so wären sie heute alle durch diesen meinen Glauben wohl versorgt.“ Darauf blickte er gen Himmel, und betete: „O Herr Jesu Christe!, der du um unsertwillen und für uns gestorben bist, ich sage dir Dank, daß du mich Unwürdigen erwähltest und würdig gemacht hast, um deines göttlichen Wortes willen zu sterben.“ Er machte mit dem Fuße ein Kreuz auf die Erde, und kniete fröhlich darauf nieder. Der Henker zog ihm das Hemd vom Halse. Da wand Tauber seine gefesselten Hände übereinander, und mit lauter, fröhlicher Stimme sprach er dreimal diese Worte: „Herr Jesu, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Der Henker schwang sein Schwert, und Taubers Haupt rollte in den Sand.

Selbst am Leichnam verübten die Feinde noch ihre Greuel. Die Henker mußten den Rumpf sammt dem Haupte bis an einen Scheiterhaufen schleifen, der etwa 60 Schritte weit entfernt erbaut war. Auf ihm wurden die Ueberreste des Märtyrers verbrannt. Nur ungefähr 100 Menschen waren bei dieser Hinrichtung zugegen. Man hatte das Alles ganz heimlich gehalten. Die Henker mochten doch wohl eine Ahnung von ihrer Schandthat haben, und wollten deshalb nicht, daß viele Augen davon Zeugen seyn sollten.

Matthias Weybel.

(gest. den 7. Septbr. 1525.)

Sie sind dem gram, der sie im Thor straft, und haben den für einen Gräuel, der heilsam lehrt. (Amos 5, 10.)

Von seinen Sünden will der Mensch sich nicht gern etwas sagen lassen; darauf deutet schon der Prophet in dem angeführten Spruche hin. Da geht's, wie bei einem Stiere, dem man ein rothes Tuch vorhält. Der wird zornig und wüthend, und neigt seine Hörner zum Stöße. Hältst du einem Menschen das Register seiner Vergehungen vor, straffst du ihn, um ihn besser zu machen, gleich sträubt sich das Fleisch, und Haß und Feindschaft und Bosheit sind der Dank dafür. Bleib du fein ruhig, und laß mich fein ruhig! wer das befolgt, der ist der rechte Mann. Unsere Märtyrer meinten aber nicht so. Sie thaten den Mund nicht zu, sondern straften den Papst und seine Mönche und Pfaffen im Thor. Darum waren sie ihnen ein Gräuel, und hatten zum Danke dafür — den Tod. So erging es auch dem, dessen Lebensgeschichte ich hier schreiben will, dem Matthias Weybel.

Dieser war Pfarrer in einem Dorfe bei Rempten im Allgau. Er predigte das Evangelium lauter und rein, und führte ein unsträfliches Leben. Der Kern aller seiner Predigten war der, daß wir Vergebung der Sünden und das ewige Leben von Gott aus Gnaden erlangen, nicht durch Werk oder Verdienst, sondern allein durch den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum, der um unserer Sünden willen gestorben, und um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket ist. Aus solchem Glauben aber folgten die von Gott befohlenen Werke, und bezeugten, daß er lebendig und rechtschaffen sey. — Dabei ermahnte er seine Zuhörer, daß sie sich nicht sollten ärgern, noch von der reinen Lehre abwendig machen lassen, wenn sie erlebten, daß er um seiner Predigt willen gefänglich eingezogen, verspottet, geschmähet und endlich zum Tode geführt würde. Sie sollten des wohl gedenken, was die Schrift bezeuget, daß solches auch den Aposteln und Propheten, ja selbst dem hochheiligen Gottessohne widerfahren sey. Auch sollten sie sich erinnern, daß der Apostel Paulus an seinen geliebten Schüler Timotheus geschrieben habe: „Alle, die gottselig leben wollen, in Christo Jesu, müssen Verfolgung leiden.“ (2 Tim. 3, 12.)

Zu Rempten war nun eine papistische Sitte, alljährlich am Tage Gordiani und Epimachi das Heiligthum aus dem Kloster hinaus auf die sogenannte Schweidwiese zu tragen, und dasselbe dem armen, bethörten Volke unter großem Ablass zu zeigen. Der Abt von Rempten hatte daran natürlich für seinen Säckel den meisten Nutzen. Diese heidnische Abgötterei konnte unser Matthias Weybel nicht mit ansehen. Er erhob als ein rechter Eiferer um die Ehre Gottes und um das Heil der Menschenseelen laut wider jene Gräuel seine Stimme, predigte mit Ernst und Freudigkeit das Wort Gottes, und deckte ohne Scheu den schändlichen Betrug der Pfaffen auf. Die Folge davon war, daß die Priester ihm gram wurden, da er sie im Thor strafte, und ihn für einen Gräuel hielten, da er heilsam lehrte. Wie giftige Nattern, die man mit dem Fuße tritt, zischten sie, und spieen ihr Gift aus, ohne ihn aber verwunden zu können. Bald nachher sang der Abt Sebastian Breitensteiner seine erste Messe, wobei viele Prälaten und andere Herren zugegen waren. Zu derselben Zeit predigte auch Matthias Weybel. Er geißelte in seiner Predigt derb der Geistlichen Pracht, Stolz, Hoffahrt, Uebermuth und Pomp, und beleuchtete dabei zugleich offen und frei, mit der Leuchte des Wortes Gottes, die Irrthümer des ganzen Papstthumes. Gleich nach der Predigt hätte ihn des Abtes Bruder sicher erstochen, wenn man ihm nicht in die Arme gefallen wäre. Von der Stunde an stand es aber bei der Klerisei fest, ihn durch den Tod zum Schweigen zu bringen. Sie wendeten sich deshalb an den schwäbischen Bund, der gegen die aufrührerischen Bauern noch gerüstet war.

Eines Morgens, — es war am Sonntag nach Bartholomäi 1525, — kam der Mesner Weybels zu ihm in den Pfarrhof der Reichsstadt Rempten, wo er sich damals aufhielt. Er hatte sich wahrscheinlich in seinem Hause vor der Stadt, das unter des Abtes Herrschaft lag, nicht mehr für sicher gehalten, und sich deshalb in den Schutz der Reichsstadt begeben, welche dem Evangelio zugethan war. Der Mesner berief ihn, in seiner Gemeinde ein Kind zu taufen, und dann dem Volke eine Predigt zu halten. Seine Freunde, die etwas Böses ahnten, ermahnten ihn, diesmal bei ihnen in der Stadt zu bleiben. Er aber sprach: „Weil mein Amt und Beruf solches erfordert, will ich hinausgehen, und erwarten, was mir Gott der Herr darüber zuwenden wird.“ Getrosten Muthes schritt er von dannen. Kaum aber vor der Stadt, ward er von einigen Kriegsknechten des schwäbi-

schen Bundes überfallen und gefangen genommen. Sie führten ihn 3 Meilen weit bis gen Leutkirch, und hielten ihn daselbst 12 Tage gefangen. Natürlich wurde weder ein gerichtlicher Proceß angestellt, noch ließ man ihn zur Verantwortung kommen.

Als die Nachricht von seiner Gefangennahme im Remyten sich verbreitete, wollten sich etliche seiner Freunde aufmachen, um ihn mit Gewalt zu befreien. Aber man verschloß ihnen die Thore, und drohte, ein strenges Gericht über sie ergehen zu lassen, wenn sie sich nicht ruhig verhielten. Indessen wandte sich der Rath an den Abt, und legte ein Fürwort für den Gefangenen ein, wurde aber kalt und hart abgewiesen. Auch der Magistrat der Stadt Leutkirch verwendete sich beim Hauptmann für Weybel, und bat sich ihn zum Prediger aus. Wahrscheinlich haben aber diese Fürbitten seinen Tod nur beschleunigt. Der Hauptmann entschuldigte sich bei den Leutkirchnern damit, daß es nicht in seiner Macht stehe, den Gefangenen los zu geben. Er wolle ihn aber an den Feldhauptmann des schwäbischen Bundes, Georg von Truchseß, senden, und so könne es wohl kommen, daß die Sache „zu guter Ruhe“ gebracht werde. Während nun die getäuschten Leutkirchner sich frohen Hoffnungen hingaben, entfernte sich der Hauptmann aus der Stadt, und ließ einige Stunden darnach den Pfarrherrn, auf ein Roß gebunden, nachbringen. Weybel wußte nicht, was mit ihm geschehen sollte. Als aber der Zug außer dem Bereiche der Stadt war, kam der Prosos zu dem Gefangenen geritten, und kündigte ihm den Tod an, den er noch in dieser Stunde erleiden sollte. Man verließ die Straße, und ritt einem Walde zu. Zwei Mönche begegneten dem Zuge, und bestreuten dem Märtyrer den Weg zum Tode noch mit einigen Dornen, indem sie über ihn eine Fluth von Hohn und Spott ergossen. Sie riefen: „Siehe, ist das der heilige Mann, der so wohl predigen kann?“ Weybel antwortete ihnen kein Wort. Er betete nur, und sang mit freudigem Herzen etliche Psalmen. Auch bat er, daß Gott seinen Feinden verzeihen möchte. Als sie nun ziemlich weit in den Wald hinein gekommen waren, rief ihm einer zu: „Pfaff, schicke dich drein! du mußt hier dein Leben lassen!“ Der Pfarrherr antwortete freudig: „Herr, Dein Wille geschehe!“ Er fiel noch einmal auf seine Kniee, und betete heiß und inbrünstig. Als er sein Herz ausgeschüttet hatte vor seinem Herrn und Gott, nahm ihn der Prosos, und hing ihn an einem Baume auf. Es war am 7. Sept. des Jahres 1525.

Der alte Erzähler, der uns diese Gräueltthat überliefert hat, fügt noch hinzu, daß alle diejenigen, so Rath und That zum unschuldigen Tode dieses Märtyrers gegeben haben, nachher eines unnatürlichen Todes gestorben seyen, ja, daß einer, der Vornehmste von Allen, bei lebendigem Leibe von den Läusen aufgefressen sey. —

Peter Spengler.

(gest. 1526.)

So du durchs Wasser gehst, will Ich bei dir seyn, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen. (Jes. 43, 2.)

Peter Spengler war Pfarrherr in dem Dorfe Schlatt, am Fuße des Kaiserstuhles bei Freiburg im Breisgau, und Dechant des Breisacher Kapitels. Der Bischof von Constanz hielt ihn sehr werth, weil er gelehrt, fromm, freundlich, friedlich, und in seinem Wandel unsträflich war. Als nun in den deutschen Landen das Evangelium von dem Schutte, mit dem es verdeckt war, wieder gereinigt, und von den Reformatoren lauter gepredigt wurde, las auch Spengler die heilige Schrift, doch, ohne sie recht zu verstehen. Er reiste dann an die Orte, wo das Wort Gottes offen verkündigt wurde. Zuletzt war er bei der Disputation in Baden zugegen, von der später noch mehr erzählt werden wird. Auf sein rastloses und inbrünstiges Gebet öffnete ihm nun der heilige Geist die Augen, daß er die Finsterniß sah, in der er sich befand. „Wer hätte doch gemeint, rief er aus, daß die h. Schrift, durch Menschentand besudelt und verdunkelt, von so wenig Leuten richtig verstanden worden wäre?... Jetzt aber läßt sich allererst die Kraft des h. Evangeliums im Werk und mit That öffentlich sehen; denn das Kreuz und die Verfolgung ist nun vorhanden!“

Spengler predigte nun offen und klar, rein und wahr, seinen Pfarrkindern das Wort Gottes. Er begab sich auch in den Ehestand, weil er es gegen sein Gewissen fand, länger mit

einer Concubine zu leben.* Seine Mitpriester ermahnte er, die Schriften des alten und neuen Testaments fleißig zu lesen. Es sollte eher Einer seinen Rock verkaufen, als der Bibel entbehren. Denn die gegenwärtigen Zeiten erforderten es aufs Höchste, daß man fleißig Tag und Nacht in heiliger, göttlicher Schrift sich übe.

Im Bauernkriege wurde ihm 1525 Haus und Hof von einer wilden Horde geplündert und zerstört. Aber auch da stellte er das Licht nicht unter den Scheffel. Er war kein stummer Hund. Als die Bauern in dem leeren Hause nichts mehr fanden, gab Spengler ihnen noch freiwillig etwas, freilich keine irdischen Schätze, sondern aus dem ewigen Schätze das Wort der Wahrheit, nach der Anweisung des Apostels Paulus an seinen Timotheus: „Predige das Wort, halte an, es sey zu rechter Zeit, oder zur Unzeit; strafe, drohe, ermahne mit aller Geduld und Lehre.“ (2 Tim. 4, 2.) Er redete den wilden Haufen an: „Habt ihr auch je gesehen, daß Ein Aufruhr wohl und glücklich ausgegangen sey? Ihr wendet das Evangelium vor, und habt doch weder in eurem Munde, noch in eurem Herzen etwas vom Evangelium. Solch unsinniges Treiben habt ihr von mir nicht gelernt, der ich euch das reine Wort Gottes gepredigt habe. Was ihr treibet, das ist des Teufels Evangelium. Wahrlich, ich sage euch, ihr reizet durch euer Thun den Zorn Gottes wider euch!“ Die Bauern hatten dafür aber keine Ohren, ja, sie zogen den armen Spengler fast ganz nackt aus, und einer von ihnen, der besonders ruchlos sich geberdete,

*) Bischöfe erlaubten damals dies Zusammenleben der Geistlichen mit Weibschläferinnen, so z. B. der Bischof von Strassburg, welcher sich für diese Lizenz Geld zahlen ließ. Der Gesandte des Papstes, Cardinal Campegius, konnte auf dem Reichstage zu Nürnberg im Jahre 1524 dies in den Verhandlungen mit den Abgesandten des Rathes von Strassburg nicht läugnen. Als diese nun erklärten, daß die Geistlichen in Strassburg lieber, dem Wort Gottes gemäß, in der Ehe leben wollten, als, der Erlaubniß ihres Bischofs gemäß, in Hurerei, so erklärte der Cardinal, die Pfarrer sündigten viel stärker, die sich in den ehelichen Stand begäben, als die mit Huren lebten. (f. Sleidan 4. Buch, und Seckendorf's Historie des Lutherthums S. 620.) — Auch der Bischof Adolph von Merseburg erklärte bei einer Kirchen-Visitation im Jahre 1522 dem Prediger zu Borne, daß es seiner Seelen Seligkeit besser sey, eine Hure zu halten, als sich in den Ehestand zu begeben. (Seckendorf's Historie des Lutherthums S. 494.)

schrie ihn an: „Hörst du, Pfaff, ihr habt uns nun lange Zeit durch Messe, Fegefeuer, Vigilien und andern Popanz ums Geld betrogen; deshalb sind wir gekommen, um uns dasselbe wiederzuzuholen. Christus ist auch arm gewesen, und hat nicht gewußt, wo er sein Haupt hinlegte. Du aber hast noch mehr, oder wir wollen dir das ganze Haus plündern, anstecken und verbrennen.“ Unter wildem Hohn gelächter zogen sie davon.

Kurze Zeit darnach wurde Spengler vor dem Bischof zu Constanz verklagt, weil er die Gebote wider die Lutherischen nicht vollstreckt habe. Der Bischof gab Befehl, den Angeklagten zu fangen, und nach Freiburg im Breisgau zu führen. Dieser Streich war bald ausgeführt. Durch den Betrug und die Verrätherei eines gewissen Jobst, Schuhmachers von Freiburg, wurde Spengler halb nackt ergriffen und gefesselt. Man band ihm die Hände auf den Rücken, setzte ihn auf ein Pferd, und fesselte die Füße unter dem Leibe des Pferdes zusammen. Stöße und Schläge, Schelt- und Lästerworte fehlten dabei natürlich auch nicht. So schleppte man ihn nach Freiburg. Hier wurde er noch einmal bis auf den Leib durchsucht, unter peinlichen Martern und Foltern inquirirt, und darnach in den Kerker geworfen.

Von Freiburg wurde er bald nach Ensisheim gebracht, wo damals der Sitz der Regierung war. Die Anklage stützte sich darauf, daß man ein lutherisches Lied in seiner Tasche gefunden habe, und daß er also ein Lutherischer sey. Auch habe er seine Mitpriester zur lutherischen Ketzerei verführen wollen. Ob dieser Hauptverbrechen, — andere hatte man, trotz alles Sinnens und Forschens, nicht auffindig machen können, — wurde er dann von der Regierung zu Ensisheim verurtheilt, ertränkt zu werden.

Man zauderte nicht lange, das Urtheil zu vollstrecken. — Als Spengler auf den Platz geführt wurde, wo er ersäuft werden sollte, wollte ein Barfüßermönch noch ein überflüssiges Werk, sich den Himmel zu verdienen, thun, indem er versuchte, den Ketzer zu befehren. Der Märtyrer wies diesen aber mit starkem Muthe ab, und begehrte nur ein neues Testament. Seine Bitte wurde ihm gewährt. Weil ihm aber die Hände auf den Rücken gebunden waren, ließ er sich von einem Andern vorlesen. Da die Mönche noch nicht abließen, ihm mit ihrem Geschrei zuzusetzen, bat er sie noch einmal, still zu seyn, und ihn mit seinem Gott allein zu lassen. „Heute, sagte er weiter, werde ich meinem Heilande Jesu Christo ein angenehmes Opfer werden. Gott hat mir ein ruhiges Gewissen gegeben. Die, welche nach unschuldigem

Blute dürsten, mögen wohl zusehen, was sie thun, und wen sie beleidigen.“ — Spengler war schon ein Greis von 70 Jahren, und mageren Leibes, darum sagte er: „Ich müßte doch diese Haut, die kaum noch an meinen Beinen klebt, bald abwerfen. Ich weiß wohl, daß ich ein sterblicher Mensch, ein Wurm, und hinfällig, auch zum Tode geboren bin. Ich habe längst von Herzen verlangt, aufgelöst zu werden, und bei dem Herrn Christo zu seyn. Ich habe zwar durch mannigfache, viele und schwere Sünden den Tod wohl verschuldet; aber Christus, mein Heiland, hat das Kreuz für mich getragen, und ist um meiner willen am Kreuze für mich gestorben. Darum will auch ich mich im Kreuze unsers Herrn Christi rühmen.“

Solche gottseligen Worte mochten die Römischen nicht länger mehr anhören, — sie meinten vielleicht, auch verführt zu werden, — und gaben daher dem Henker Befehl, den Verurtheilten von dem Gerüste, auf dem er saß, ins Wasser zu stoßen. Es geschah. Die Fluthen schlugen über dem Märtyrer zusammen. Er tauchte noch mehrere Male empor. Bald aber wurde es stille, und die Wogen glätteten sich über seinem Grabe. Der alte Berichtstatter erzählt noch, daß das Wasser eine Blutfarbe angenommen habe, und bemerkt dazu: „Ohne Zweifel, um anzuzeigen, daß an diesem Tage das Blut eines gerechten und unschuldigen Mannes vergossen sey.“ — Dies geschah im Jahre 1526.

Spengler war übrigens nicht der einzige, der dort seine evangelische Ueberzeugung mit dem Leben bezahlen mußte. Die österreichische Regierung zu Ensisheim wüthete ohne Aufhören weiter fort. Noch in demselben Jahre, 1526, wurden 4 Priester an einem Baume aufgehängt, mehrere Laien enthauptet, Anderen die Augen ausgestochen und die Zunge abgeschnitten. Felix Ulfenius, ein junger evangelischer Prediger und Freund Capitos, wurde gefangen und jämmerlich gefoltert. Pfarrer Link von Illzach, und der Pfarrer von Brunnstadt wurden hingerichtet. Ebenso der Chirurg Sigmund von Basel, der mitten unter den fürchterlichsten Qualen seinen Glauben freudig bekannte. Johann Nebmann, Vicar zu Zabern im Elsaß, wurde am Martinstage 1525 vom Grafen Rudolph v. Sulz auf Schloß Küssenberg gebracht, wo man ihm die Augen ausriß. Noch fürchterlicher war das Wüthen im Breisgau und Württemberg, gleichfalls unter österreichischer Landeshoheit. Hier war 1524 Peter Reichler, des Reiches Profos, besonders angestellt, um Schrecken in das Land zu bringen. Und das hatte

er sich nicht zweimal sagen lassen. Als ein Wütherich ohne Gleichen plagte er Jeden jämmerlich zu Tode, der ihm als lutherisch Gesinnter angegeben wurde. Von den Predigern hat er besonders viele an die Bäume aufknüpfen lassen. Aber dennoch konnten des Teufels und der Welt List und Gewalt den Sieg nicht erringen über das lautere Gotteswort und seine Befenner. Der evangelische Glaube verbreitete sich immer weiter, auch in diesen Ländern, je mehr Gläubige hingerichtet wurden; denn das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche. So ging hier wieder in Erfüllung, was Luther sang über die schon erwähnten beiden Märtyrer zu Brüssel, Heinrich Voës und Johann Esch:

Die Asche will nicht lassen ab,
 Sie stäubt in allen Landen.
 Hier hüß' kein Bach, Loch, Grub' noch Grab,
 Sie macht den Feind zu Schanden.
 Die er im Leben durch den Wort
 Zu schweigen hat gedrungen,
 Die muß er todt an allem Ort,
 Mit aller Stimm' und Zungen,
 Gar fröhlich lassen singen.

Johann Heuglin.

(gest. den 10. Mai 1527.)

Ich freue mich im Herrn, und meine Seele ist fröhlich in meinem Gott; denn er hat mich angezogen mit Kleidern des Heils, und mit dem Rock der Gerechtigkeit gekleidet. (Jes. 61, 10.)

Bu den Opfern, die der Bischof von Constanz um des katholischen Glaubens willen bringen zu müssen meinte, gehört, wie der vorige, auch Johann Heuglin von Lindau. Dieser war ebenfalls von den Feinden des Evangeliums ergriffen, und in die Hände jenes Bischofs überliefert worden. Er setzte ihn zu Mörsburg gefangen, und ließ ihn hier gar übel behandeln.

Die keßerischen Lehren, deren man den Heuglin anklagte, bestanden besonders folgende seyn: „Gute Werke seyen nicht

eine Ursache, sondern ein Kennzeichen und Zeugniß unserer Seligkeit. — Jesus Christus sey einmal am Kreuze für alle Menschen geopfert, und könne hinfort nicht mehr geopfert werden. Daraus folge denn, daß die Messe nicht ein Opfer für die Lebendigen und Todten sey. — Das Nachtmahl des Herrn solle den Laien unter Gestalt Brodes und Weines gereicht werden. — Der Ehestand müsse den Priestern erlaubt seyn. — Es gebe kein Fegfeuer, sondern allein zwei Wege, der eine zur Seligkeit, der andere zur Verdammniß." -- Ueber diesen letzteren Artikel insonderheit inquirirt, antwortete er: „Was soll ich euch viel vom Fegfeuer sagen, dieweil die Schrift desselben nirgends gedenket? Ach, mein Gott, das ist mir Fegfeuers genug, daß ich in diesem Gefängniß so viel Uebles ausgestanden habe. Ach, lieben Christen, ist das nicht Fegfeuers genug? Ich habe nirgends eine Zuflucht, denn zu Gott!" — Dies sprach er unter Weinen und mit solcher Bewegung, daß viele, die zugegen waren, sich der Thränen nicht wehren konnten. Nur der Official des Bischofs, der dabei saß, lachte seiner. Heuglin redete ihn an: „Warum verspottet ihr mich armen, verlassenen Mann, den man doch nicht Ursach' hat, zu verlachen? Lachet eurer selbst, und Gott wolle es euch verzeihen! denn ihr wißt nicht, was ihr thut." Der Official verstummte.

Bald darnach wurde Heuglin entweiht, und der priesterlichen Kleidung beraubt. Die weltliche Obrigkeit nahm ihn nun in ihre Hände, und sprach über ihn das Urtheil, daß er lebendig verbrannt werden sollte. Als er dieses Urtheil verlesen hörte, hob er seine Augen gen Himmel, und sprach mit tiefer Bewegung: „Wolle euch Gott diese Sünde vergeben! denn ihr wißt nicht was ihr thut." Darnach betete er mit fröhlichem Angesicht: „Ich danke dir, du ewiger Gott, daß du mich so hoch geehret, und mir die Gnade erzeigt hast, daß ich jetzt ein Zeuge deiner göttlichen Wahrheit werden, und um deinetwillen mein Leben lassen soll!"

Am 10. Mai 1527 wurde er zur Richtstätte geführt. Auf dem Wege dorthin sang er Psalmen und geistliche Lieder. Angekommen auf dem Schaffot, rief er noch einmal den Herrn Jesum an, befahl seinen Geist dem, den er lieber hatte, als die ganze Welt, und darnach reichte er ruhig seinen Nacken dem Streiche dar. —

Der alte Erzähler, der uns solches berichtet hat, fügt dieser Lebensbeschreibung folgende gewichtige Worte bei: „Dieweil in zweier oder dreier Zeugen Munde die Wahrheit besteht, so wird

Deutschland, das viel Märtyrer Christi gehabt hat, vor Gott ganz und gar keine Entschuldigung haben, wenn es nunmehr dies theure Pfand der reinen Lehre verlieren oder verwahrlosen würde, um derentwillen im ersten Anfang so viele fromme Christen es sich so gar sauer haben werden lassen!" — Wer Ohren hat, zu hören, der höre! —

Georg Wagner, oder Carpentarius.

(gest. den 18. Febr. 1527.)

Euch ist gegeben, um Christi willen zu thun, daß ihr nicht allein an ihn glaubet, sondern auch um seinetwillen leidet. (Phil. 1, 29.)

Auch in das Herzogthum Bayern war schon frühzeitig durch die Schriften Luthers das Licht der Reformation gedrungen. Die ersten Spuren davon zeigten sich nicht gar lange nach dem Jahre 1517, wo Luther seine weltberühmten 95 Sätze angeschlagen hatte. Als im Jahre 1520 Pabst Leo X. die bekannte Bannbulle gegen Luther erließ, wollte man sie nicht veröffentlichen; selbst die Universität Ingolstadt lehnte sich dagegen auf, und nur mit vieler Mühe setzte dieses der dortige päpstliche Nuntius, Dr. Johann Eck, von dem wir später in Luthers Leben mehr hören werden, durch. Auch der Bischof von Freisingen, Philipp, und mehrere andere Bischöfe wollten die Bulle nicht bekannt machen. Selbst der Herzog Wilhelm empfahl den Bischöfen Schonung gegen Luther bis nach Beendigung seiner Sache in Worms. Indes ein Jahr nach dem bekannten Reichstage änderte sich Alles. Denn von nun an, seit 1522, wandte der Fürst Alles auf, um die neue Lehre zu dämpfen. Mit Feuer und Schwert wurde gegen ihre Anhänger gewüthet, und wenn auch anfangs ihre Zahl noch wuchs, so gelang es doch allmählig den Feinden, wenigstens äußerlich ihre Spuren gänzlich zu unterdrücken.

Unter den vielen Opfern, die dort fielen, findet sich auch der genannte Georg Wagner, dessen Ende wir kurz berichten

wollen. Wagner, oder, wie er sich nach damaliger Sitte auf lateinisch nannte, Carpentarius, lebte zu Emmeringen. Wie dieser zur reinen Erkenntniß des Evangeliums gekommen sey, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich hatten dieses auch die Schriften Luthers bewirkt. Einmal aber ergriffen und innig angeregt vom lautern Worte Gottes, versuchte er nun, obwohl nur ein Laie, seine Mitbürger für das Leben im evangelischen Glauben zu gewinnen. Er wurde darum im Jahre 1527 ergriffen, und in München in den Kerker geworfen. Hier mühte man sich viel ab, ihn mit süßen und sauren Worten zum Widerruf zu bewegen, aber vergeblich. Alle Versuche zur Bekehrung des Ketzers scheiterten an seiner Standhaftigkeit, und so beschloß man denn, am 18. Febr. 1527 ihm ein Ende zu machen. Am Morgen dieses Tages erschienen unerwartet zwei Henker bei ihm im Gefängniß, um ihn zum Richtplatz abzuholen. Die Barfüßermönche gaben ihm nach ihrer Gewohnheit das Geleite. Sie trösteten ihn, und versuchten noch einmal, ihn zu bekehren. Er aber wies sie ruhig ab, und bat, seiner hier zu schonen; sie möchten sich heim in ihre Klöster versügen; denn er habe ihrer Lehre und ihres Trostes durchaus nicht vonnöthen. Der Zug ging zuvörderst nach dem Rathhause, wo alle Artikel, die Wagner bekannt und vertheidigt hatte, öffentlich verlesen wurden. Der erste war, daß er nicht glaubte, daß ein Priester in der Ohrenbeichte einem Menschen die Sünden vergeben könnte. 2. Daß er sagte, er könnte nicht glauben, daß ein Mensch unsern Herrn Gott vom Himmel zu holen vermöchte. 3. Daß man ihn nicht überzeugen sollte, daß Gott in dem Brode, welches auf dem Altare vom Messpriester geweiht würde, eingeschlossen, oder darin verborgen wäre. 4. Daß er nicht glaubte, die Wassertaufe könnte für sich selbst den Menschen selig machen.

Darnach versuchte man noch einmal mit aller Macht, ihn zum Widerruf zu bewegen. Unter anderem sprach ein Schulmeister zu ihm: „Mein Freund Georg, fürchtest du dich nicht vor dem Tode, den du erleiden sollst? Wenn du ledig und los wärest, wolltest du nicht wiederum gern zu deinem Weibe und deinen Kindern eilen?“ Wagner antwortete: „Wenn mich der Richter losgäbe, wo sollte ich lieber hinein, als zu meinem herzlieben Weibe und meinen herzlieben Kindern?“ Da sprach der Schulmeister: „Nun, so thue einen Widerruf! dann kannst du wohl wieder los werden!“ „Nein, sagte Georg, es sind mir zwar mein Weib und meine Kinder also lieb und werth, daß ich sie dem Herzog von Baiern um all sein Land und Leut, Geld

und Gut nicht geben wollte; aber dennoch habe ich Gott noch viel lieber, um welches willen ich sie auch gerne verlasse."

Als nun Wagner vom Rathhause zur Richtstätte geführt wurde, und mitten auf dem Markt war, trat ein Messpriester, Conrad Schritter mit Namen, zu ihm heran, und sprach: „Georg, willst du nicht glauben, so setze doch zum wenigsten deine Hoffnung auf Gott, und sprich: ich bin meiner Sache gewiß; gleichwohl wenn ich mich geirret hätte, sollte es mir leid seyn, und ich wollte mich befehren.“ Aber Georg antwortete: „Gott läßt mich nicht also irren!"

Hiernach fing Conrad an, das Vaterunser zu beten. Da er begann: „Unser Vater, der du bist im Himmel," sprach Georg: „Fürwahr mein Gott, du bist unser Vater, und kein Anderer; heute, diesen Tag, begehre ich bei dir zu seyn!" Conrad fuhr fort: „Dein Name werde geheiligt!" und Georg setzte dazu: „Ach, mein Gott, daß doch dein Name recht geheiligt würde!" Conrad: „Dein Reich komme!" Georg: „heute hoffe ich darein zu kommen." Conrad: „Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel!" Georg sagte hier mit gehobener Stimme: „hier bin ich Vater, dein Wille geschehe, und nicht der meine!" Conrad: „Unser täglich Brod gieb uns heute!" Georg: „der Herr Christus, das rechte Brod, sey heute meine Speise!" Conrad: „Vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!" Georg: „Lieben Freunde, ich will allen gern verzeihen, sowohl meinen Freunden, als auch meinen Feinden!" Conrad: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns vom Uebel!" Georg: „O mein Gott und Herr, du wirst mich ohne allen Zweifel erlösen; denn auf dich allein hab ich gehoffet!" — Darnach fing Conrad an, die christlichen Glaubensartikel zu sprechen. Zu dem: „Ich glaube an Gott, den Vater," setzte Georg wieder hinzu: „Ach, mein Gott, auf dich allein hoffe ich, an dich allein glaube ich, und an keine Creatur! Aber sie haben mich von dir abwendig machen wollen. O Herr, stärke mich!" Also betete er zu allen Artikeln. Es würde zu lang seyn, wenn ich Alles erzählen wollte.

Als Georg sein Gebet vollendet hatte, fragte der Schulmeister: „Georg, glaubst du so stark an Gott, deinen Herrn, als du es mit dem Munde bekennest?" Darauf antwortete er: „Es würde mir schwer fallen, ja unmöglich seyn, den Tod zu leiden, wenn ich nicht von Herzen glaubte, was ich mit dem

Munde bekenne. Denn ich habe es zuvor wohl gewußt, daß ich um Christi willen leiden müßte, wenn ich mich zu ihm bekennen, und ihm nachfolgen wollte! Ach, mein Gott! wo des Menschen Schatz ist, da ist auch sein Herz." Nach diesen Worten sprach Conrad: „Glaubst du auch, daß es nöthig sey, daß man für dich nach deinem Tode bitte? So will ich eine Seelenmesse thun für die Erlösung deiner Seele." Er aber antwortete: „So lange die Seele in diesem, meinem Leibe seyn wird, so lange bittet Gott für mich, daß er mir wahre Geduld, Demuth und einen christlichen Glauben verleihen wolle, auf daß ich diese Marter desto beständiger ertragen möge! Wenn aber Leib und Seele von einander geschieden seyn werden, alsdann habe ich keines Betens mehr vonnöthen." —

Der Henker band ihn nun auf eine Leiter, um ihn auf dieser ins Feuer zu werfen. Von der Leiter herab erklärte Georg dem umstehenden Volke noch etliche Punkte des christlichen Glaubens. Einige fromme Leute baten ihn, er sollte ein Zeichen von sich geben, wenn er ins Feuer geworfen würde, woran sie seinen Glauben erkennen könnten. Er sprach: „Dieses soll euch das Zeichen seyn, daß ich, so lange ich den Mund aufthun kann, den Namen Jesu Christi bekennen will."

Nun richteten zwei Henker die Leiter auf. Georg sagte noch einem Bruder, der zugegen war, gute Nacht, und bat ihn mit freudigem Angesicht um Verzeihung. Die Leiter wurde ins Feuer geworfen. Da rief er zweimal mit lauter Stimme: Jesu! Jesu! Mit einem Haken stieß ihn der Henker noch tiefer ins Feuer hinein. Nun noch einmal rief er: Jesu! Jesu! Jesu! — sein leztes Wort.

Leonhard Kayser.

(gest. den 16. August 1527.)

Fürchte dich nicht! ich bin mit dir; weiche nicht! denn ich bin dein Gott. Ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit. (Jes. 41, 10.)

Bu den Märtyrern, die in Baiern um des Evangeliums willen fielen, gehört auch Leonhard Kayser, dessen Name damals in dem Munde aller Deutschen klang, dessen Frömmigkeit, Leidensgeduld und Todesfreudigkeit seine Zeitgenossen nicht genug rühmen können.

Er war aus Raab, einem etwa vier Meilen von Passau gelegenen Marktflecken, von einer angesehenen und rechtschaffenen Familie. Schon in früher Jugend hatte er Gelegenheit gehabt, die Schriften Luthers mit in den Bereich seiner Studien zu ziehen. Sonst ist uns nichts weiter von seinen Knaben- und Jünglingsjahren bekannt. Wir wissen nur, daß er Pfarrvicar zu Waizenkirchen wurde, als solcher ein ehrbares und züchtiges Leben führte, und als ein frommer Priester bei Jedermann lieb und werth gehalten war. Sieben Jahre hatte er mit Segen in seiner Gemeinde gewirkt, und, durch die Gnade Gottes erleuchtet, seinen Beichtkindern die Wahrheit des Evangeliums verkündigt. Da wurde er durch seinen eigenen Pfarrer, den Domherrn Berger, der besonders durch die mächtige Abnahme der Pfarrrevenüen auf ihn aufmerksam und unwillig geworden war, bei dem Bischof von Passau wegen abweichender Ansichten in Religionsfachen angeklagt. Dieser ließ ihn sogleich verhaften, jedoch nach einem dreitägigen Gefängniß und nach Ablegung des durch Drohungen erzwungenen Versprechens: sich hinfort mit der evangelischen Lehre nicht weiter befassen, und aller Verbreitung derselben durch Wort und That entsagen zu wollen, wieder in sein Vicariat eintreten. Aber hierbei konnte sich das Gemüth des trefflichen Mannes unmöglich beruhigen. Es galt ja in diesem Falle die Ruhe seines Gewissens, es galt seinen innern Frieden, seine ewige Seligkeit. Und es war seitdem auch kaum ein halbes Jahr, voller Zerwürfnisse mit sich selbst und voll der bittersten Seelenkämpfe, verfloßen, als Kayser sein Amt zu Waizenkirchen freiwillig niederlegte, und sich nach Wittenberg begab.

Was er längst sehnlichst gewünscht, war erfüllt. Er sah die Männer, die gegen die Uebergewalt und Tyrannei des Papstes muthig und offen in die Schranken traten. Er sah die gottseligen Vorkämpfer und Vorsechter der Wahrheit und Freiheit in Christo Jesu und des im Evangelio gelehrtten allgemeinen Priesterthumes aller Menschen von Angesicht zu Angesicht. Er besuchte mit brennendem Eifer und unermüdlichem Fleiße die Vorlesungen Luthers und Melancthons, ja er genoß ihres näheren, für ihn unaussprechlich herrlichen Umganges. Entzündet von ihrer Glaubensfreudigkeit, und hingerissen von der Kraft und Anmuth ihrer Rede, drang er von Tag zu Tage tiefer in die evangelische Lehre ein, wobei er zugleich für sich unablässig in den Schriften des alten und neuen Testaments forschte, damit er zusähe, ob sich's also verhielte.

So mochten ungefähr zwei Jahre glücklich und rasch ihm dahingeschwunden seyn, da erhielt er eines Tages von seinen Brüdern aus Baiern einen Brief, in welchem dieselben ihn dringend baten, so bald wie möglich nach Hause zu eilen, weil ihr todtkrankter Vater ihn noch einmal zu sehen begehrte. Auf den Flügeln der Kindesliebe, und unbekümmert um all die Gefahren, denen er doch wahrscheinlich entgegen ging, reisete Leonhard nach Raab, und kam daselbst, ohne erkannt zu seyn, an. Schon im Begriff stehend, nach dem bald erfolgten Tode seines Vaters nach Wittenberg zurückzukehren, ward er indeß auf einmal bedenklich unwohl, was ihn zwang, noch längere Zeit in dem väterlichen Hause zu bleiben. Nun geschah es, daß seine Anwesenheit zu Raab bald Vielen bekannt wurde, und auch dem Pfarrer des Orts zu Ohren kam. Dieser Mann säumte nicht lange, über ihn nach Passau zu berichten, ihn als einen geheimen Verbreiter der lutherischen Lehre anzugeben, und auf seine Verhaftung anzutragen. Der Befehl dazu gelangte auch wirklich an die Ortsobrigkeit zu Raab, ehe noch Kayser völlig genesen war, und nach einer mehrtägigen Haft in seinem Geburtsorte, wurde er am 10. März 1527 an das Landgericht zu Schärding, und von hier am folgenden Tage nach Passau abgeführt, wo man ihn in der Bergfeste Oberhaus einen finstern, dumpfen Kerker einnehmen ließ.

Zehn lange Wochen sah er keinen andern Menschen, als seinen Wärter. Erst um Pfingsten schien man seiner endlich wieder zu gedenken. Die Thüren seines Gefängnisses öffneten sich, und man führte ihn aus der öden Finsterniß an das helle, ihn fast blendende, freundliche Licht des Tages. Freilich lag

hierin nicht die Freundlichkeit einer Erquickung, oder Erleichterung für unsern Leonhard; sondern ein langes, peinigendes Verhör sollte anheben, bei welchem er auf die oft versänglichen Fragen und Anklagen seiner Gegner allemal augenblicklich, ohne die geringste Bedenkzeit zu erhalten, antworten mußte. Die Examinatoren waren der Official Dr. Kamelssbach, die Domherren Dr. Rosin und Dr. Fröschel u. A.

So sehr ihn auch die frühere Krankheit und die darauf folgende besonders schwere Gefangenschaft körperlich entkräftet und mitgenommen hatten, so antwortete er doch mit einem Feuer, das den Unbefangenen mit sich fortriß, und mit einer Weisheit, welcher selbst seine Feinde ihre stille Bewunderung nicht versagen konnten. Freimüthig gestand er, daß nach seiner Ueberzeugung nur der Glaube, das heiße: die fromme, gottesfürchtige Gesinnung, die Verfassung der Seele und Richtung aller ihrer Kräfte, worin sie ganz und allein ihr Heil und ihren Frieden in Christo suche, Gerechtigkeit vor Gott erwerben könne, unmöglich aber jene Werke mönchischer Heiligkeit, auf welche man so viel Zuversicht setze. Diese seyen vom wahren, christlichen Glauben so weit unterschieden, als der Himmel von der Erde, und die Engel von den Teufeln. Ueberhaupt könnten alle Werke ohne Unterschied, selbst die besten, niemals als eine Genugthuung oder Abbezahlung unserer Sündenschuld vor Gott betrachtet werden, sondern nur als Zeichen der Danksagung derer, die durch Christi Blut und Sterben erlöst worden wären. Ferner erklärte er offen, daß er sich aus dem göttlichen Wort nicht überzeugen könne, daß die Messe ein Opfer für die Lebendigen, oder gar für die Todten sey, indem sich ja Christus am Kreuze ein für allemal für uns geopfert habe. Auf die Frage wegen der Beichte gab Kayser zur Antwort: „Es sey dreierlei Beichte. Die erste, des Glaubens, welche täglich von nöthen sey, Ps. 32, 5. Ich sprach: ich will dem Herrn meine Uebertretungen bekennen u. u. Die andere, der Liebe, und ist, so ich meinen Nächsten beleidigt habe, ich mich mit ihm versöhne, davon Matth. 5, 23. 24. und 18, 18. Die dritte, Rathes halben, und nicht zu verachten: denn, wo ich Gottes Verheißung zu holen weiß, soll ich es nicht verachten, sondern meine Noth klagen, daselbst Gottes Wort aufnehmen, und mich daran meines Anliegens ergözen, und glauben, daß mir geholfen werde.“ In gleichem evangelischen Geiste beantwortete Kayser die Fragen über die letzte Delung, über die Firmelung, Priester-

weihe, die Taufe, den Ehestand, die Priesterehe. Ueber den freien Willen sagte er: „Außerliche Dinge zu schaffen hat der Mensch etlichermaßen wohl einen freien Willen, aber in den Dingen, Gottes Willen zu thun, oder zu lassen dasjenige, so wider Gottes Willen, finden, noch haben wir keinen freien Willen. Gott gebeut mir viel, aber ich bin ein solcher Gesell, und lasse sein Gebot. Ich finde auch nicht in allen meinen Kräften, auch nicht in mir, daß ich thun und lassen kann, was er gebeut oder verbeut. Es ist ein großer Unterschied zwischen etwas schuldig seyn, und etwas haben: ich bin viel schuldig, und habe es nicht. Herr, gib, das du gebeutst, und schaffe, was du willst!“ Ueber das Fegefeuer sagte er, daß in der heiligen Schrift nichts davon stehe, und daß es überhaupt thöricht sey, zu wähnen, der allweise Gott werde die menschlichen Sünden in Stücke theilen, und den einen Theil derselben in dieser, den andern in der andern Welt erlassen. Der Glaube und die Hoffnung der Menschen endige sich mit ihrem Tode. Gefragt über die Anrufung der Heiligen antwortete er, daß allein Gott anzurufen, anzubeten und zu ehren sey; daß wir auch keinen andern Mittler haben, als Jesum Christum, der uns von Gott als ein einiger Mittler geschenkt worden sey, hinweisend auf die Sprüche Hebr. 4, 15. „Denn wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht könnte Mitleiden haben mit unserer Schwachheit,“ und 1 Joh. 2, 1. 2. „Ob Jemand sündigt, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christum, der gerecht ist. Und derselbige ist die Versöhnung für unsere Sünden; nicht allein aber für die unseren, sondern auch für der ganzen Welt.“ An den Heiligen sehe man bloß die große Macht Gottes, und die unaussprechliche Gnade, womit er sie begnadigt habe, so daß im Glauben sie die Welt hätten überwinden können; weswegen Gott in den Heiligen, und nicht die Heiligen selber zu loben und zu preisen seyen. — In ähnlicher Weise antwortete er auf alle ihm vorgelegten Fragen, mit wahrhafter Bescheidenheit und Demuth jene Offenheit und Unerschütterlichkeit verbindend, welche allen geziemt, die das Wort ihres Heilandes kennen: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, und die Seele nicht mögen tödten! Fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle!“ (Math. 10, 28.)

Vergebens versuchten es dennoch seine Richter, und endlich auch der Bischof Ernst Wilhelm selber, der bei der ganzen Verhandlung persönlich gegenwärtig war, ihn von diesen ächt evangelischen, und deshalb christlichen Ueberzeugungen abwendig zu machen. Dieselben waren ihnen nichts anderes, als verruchte Ketzereien, so wie sie überhaupt unsern Kayser als einen weit verirrtten, von dem Wege der Seligkeit ganz abgekommenen Menschen betrachteten. Dieser aber berief sich stets nur auf das kräftige, lebendige, zweischneidige Wort Gottes, er that die feste Aussage, in Sachen seiner Seligkeit sich allein von diesem leiten lassen zu können, und bat, daß man auf seine, oder seiner Freunde Kosten nach Nürnberg, Ulm oder Augsburg schicken möge, um sein vermeintliches Verbrechen weiter zu untersuchen. Würde er auch da Unrecht bekommen, so wolle er sich ohne Murren dem über ihn verhängten Schicksale unterwerfen. Würde aber seine Sache für recht befunden, so solle man ihn nicht weiter quälen.

Da er also durchaus nicht zu gewinnen war, so wurde er in seinen schaurigen Kerker wieder zurückgeführt, und auf's Neue einer furchtbaren Einsamkeit hingegeben. Die Bitte, die er am Ende seines Verhörs ausgesprochen hatte, wurde ihm nicht gewährt. Jetzt bemühten sich nun auch seine Verwandten und Freunde mit allem Eifer für ihn durch häufiges Suppliciren. Auch bewogen sie manche Herren, für den Gefangenen zu bitten, nämlich die Herren von Traun, die Grafen von Schaumburg, den Grafen von Schwarzburg, den Markgrafen Casimir, den Markgrafen von Stahremberg, und viele andere vom Adel. Auch der Herzog Johann von Sachsen sandte ein Schreiben an den Bischof. Auf alle diese Bittschreiben wurde aber keine Antwort gegeben. Nicht einmal dieses konnten die Verwandten mit allem Bitten und Anerbieten erlangen, daß man ihnen das Verbrechen des Gefangenen schriftlich zustellte, oder daß sie selbst Erlaubniß hätten, zu ihm zu gehen, um ihn desto besser seines Unrechts zu überweisen. Das Herz des Fürsten war hart wie Stein; aber nicht minder fest war die Geduld des gefangenen Kayser, sein Glaubensmuth unerschütterlich.

Ein schönes Zeugniß davon ist ein Brief an den Magister Stiefel, dem er bei dieser Gelegenheit zugleich auch seine Vertheidigung schriftlich mittheilte. Dieses Schreiben, welches einen tiefen Blick in das herrliche, erleuchtete und standhafte Gemüth Kayser's thun läßt, beginnt folgendermaßen: „Gnade und

Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesu Christo! Freuet euch mit mir, mein allerliebster Bruder in Christo, daß der ewige, allmächtige Gott, der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes, mich, seinen unwürdigen Diener und großen Sünder, werth geachtet des seligen Berufes, daß ich vor der argen Welt seinen heiligen, süßen und gebenedeiten Namen bekennen soll. Gelobt sey er in Ewigkeit. Amen! Derselbe Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, der in mir angefangen hat das Werk, der vollführe es auch, stärke und richte mein Herz, alle meine Sinnen, und was ich vorhabe, auf den Weg der Seligkeit, regiere auch meine Lippen, Mund und Zunge nach dem Wohlgefallen seines väterlichen Willens, daß sie aussprechen sein Lob und Preis, so lange ich sie rühren kann, daß ja durch mich, sein schwaches, untüchtiges Gefäß, nicht geschmähet noch verlästert werde sein heilig, rein und lauter Evangelium, das ich so oft und lange gehört habe, ach! wollte Gott, mit Frucht und zur Ehre und Preis seines heiligen Namens!"

Indessen mochte ihm doch wohl mitunter in seinem Gefängniß das Herz schwül werden, wenn Fleisch und Blut ihm die Zukunft vormalten. Manchmal nahten sich ihm in dem Dunkel seines Gefängnisses schwere Anfechtungen. Oft war sein Inneres so düster und öde, wie seine Umgebung. Doch dauerten solche Beängstigungen nie lange; er fand allemal nach dem harten Kampfe den wahren Trost und Frieden in dem Herzen wieder. „Lieber N.," schreibt er an einen Freund, „du weißt meinen Unfall, des alten Adams halben, welcher da in der Hölle gepeinigt wird, und ihm sehr wider ist, und erhebt sich oft in Ungeduld, wider Gott zu murren, gleich als geschähe ihm groß Unrecht: so ist doch (wiewohl schwach) der Geist vorhanden, thut ihn wieder trösten. O wie gar armselig und matt derselbe ist, klag ich Gott und dir; mein lieber N., bitte du Gott für mich, daß er gestärket werde.“ Und weiter unten: „Ich habe wohl bei mir beschlossen, wie Paulus Röm. 8. 28. sagt, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Gewalt, mich soll abwenden von der Liebe Gottes, und seinem heiligen Wort. Es sind aber zwölf Stunden des Tages; dazu liegt es auch nicht an Jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen, wie er sagt Cap. 9. Derhalben ist es lauter Gnade, so ich beständig bleibe, und gar nicht meines Thuns: es stehe oder falle der Mensch, so stehet oder fället er durch Gott.“ Indes heißt es wieder im Folgenden: „Ich lasse es wohl geschehen, daß du

dich bemühest, und Fleiß ansehest von meinethwegen; ich will aber gleichwohl vor allen Dingen Gott meine Sache heimstellen, der hat mich herein geworfen in das Loch, wiewohl der alte Adam oft dawider strebet, und sagt: du wärest dieses Unglücks wohl müßig gegangen, man hat dich oft genug gewarnt, du solltest dich hüten u. u. Weil aber Christus Matth. 10, 29. spricht: Kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig? Und die Haare eures Kopfes sind alle gezählet, und feines fällt vom Kopf ohne den Willen eures Vaters: so muß ja der Adam hier stille halten, und sprechen: Es sey Gottes Wille, Jes. 2. Was murret der Mensch wider mich, der da spricht: Es komme weder Gutes, noch Böses von Gott? . . . Es gerathe nur, gleichwie der barmherzige Gott will, des Willen und Zusehen muß er (der Bischof) doch haben, sonst wird er mit mir nichts schaffen. Weil es denn alles in seiner Macht steht, wollen wir ihm die Sache anheimstellen und befehlen, von ihm begehren und bitten, daß sein heiliger Name durch mich nicht geschmähet, sondern sein Wille, und nicht der meine, an mir vollbracht werde. Indes wollen wir gleichwohl gute Mittel und Rath, mit Gottes Willen betrachtet, nicht unterlassen, sondern derselben pflegen, und doch Gott das Gedeihen und die Ehre anheimstellen.“ —

Durch ihre unsäglichen Bemühungen hatten endlich Kayser's Freunde erlangt, daß ihnen am Tage vor dem 11. Juli, an welchem der Rechtstag in seiner Sache seyn sollte, erlaubt wurde, den Gefangenen in seiner finstern Behausung besuchen zu dürfen. Es begaben sich deshalb an dem bezeichneten Tage seine 3 Schwäger, Friedrich Baumeister, Hans Reichenberger und Hans Schmidt, sein Vetter Erasmus Kayser und sein Bruder Thomas Kayser, in Begleitung seines ihm nunmehr gesetzten Procurators, Magister Vincenz, zu ihm, um den lieben Dulder nach so langer Trennung wieder zu sehen, um ihn zu trösten, und besonders um mit ihm die geeigneten Maßregeln zu seiner Rettung zu besprechen. Allein auch diese geringe Vergünstigung ward ihnen nicht wenig dadurch verkümmert, daß sie den Märtyrer, welchen sie in den erbarmungswürdigsten Umständen antrafen, nur in Gegenwart des Abtes von Allersbach und des Dr. Eck sehen und sprechen durften, von denen der letztere noch zum Ueberfluß eine lange Rede hielt, worin er die besondere Gnade des Herzogs rühmte, der nicht nur dem Verbrecher einen Anwalt zugelassen, sondern auch gegenwärtige Unterredung nach-

sichtsvoll bewilligt habe. Weil nun die Verwandten und Angehörigen Leonhards einsahen, wie wenig sie auf diese Weise mit dem Gefangenen ihre Absicht erreichen würden, so drangen sie auf den Dr. Eck mit der Bitte ein, ihnen die Artikel mitzuheilen, welche die Gründe zu solcher traurigen Haft enthielten. Eck weigerte sich heftig und lange, hierauf einzugehen. Endlich ließ er sich durch ihr einmüthiges Bitten erweichen, und las ein und zwanzig kurz gefasste, angeblich von dem Glauben der rechtgläubigen Kirche abweichende Sätze vor, deren Behauptung dem Gefangenen Schuld gegeben wurde. Es waren folgende:

1. Der Glaube rechtfertige allein vor Gott, ohne Zuthun der Werke.
2. Er hält nur 2 Sacramente, die Taufe, Leib und Blut Christi.
3. Die Messe kein Opfer, den Lebendigen und Todten unnütz.
4. Er hat keine Messe gehalten in zwei Jahren.
5. Er hat das Sacrament zu Wittenberg in beiderlei Gestalt genommen.
6. Das Evangelium im deutschen Lande nicht recht gepredigt.
7. Die Buße kein Sacrament.
8. Die Schrift thue ihm kein Genüge um die 5 Sacramente.
9. Die Ohrenbeichte nicht geboten, nur ein Rath.
10. Christus ist allein die Genugthuung für die Sünde.
11. Die Ehe ist kein Sacrament.
12. Keuschheit zu geloben, bindet nicht.
13. Sippschaft, d. i. die Verwandtschafts-Grade in Betreff der Ehe, ist nach der Schrift zu halten.
14. Keine Ursache zu scheiden, denn um Ehebruchs wegen.
15. Die Firmelung und Delung nicht Sacrament.
16. Er habe nicht Schrift vom Fegfeuer.
17. Die guten Werke hier helfen den Todten dort nichts.
18. Alle Tage sind vor Gott gleich.
19. Die todten Heiligen nicht Fürbitter.
20. Durch Christum die Christen frei.
21. Der Mensch hat keinen freien Willen in göttlichen Sachen.

Kaiser hörte diese Sätze mit wehmüthiger Miene an, und sagte, daß er in Betreff der eben vernommenen Artikel noch gar Vieles zu erinnern hätte, daß er nicht wüßte, wie das Ganze zusammenhinge, und daß er daher um eine Abschrift der Klagepunkte nachsuche, um dasjenige, was er in seinen Aussagen etwa übereilt haben möchte, verbessern zu können. Dieses Begehren ward auch von seinen Verwandten nach Kräften unterstützt, indem

sie zugleich für ihren Theil den Wunsch hinzusetzten, ebenfalls eine Copie davon zugefertigt zu erhalten, womit sie in den Stand gesetzt seyen, bei verständigen Menschen sich Rathes zu erholen. Auch baten sie noch, man möge vor allen Dingen, da die Sache offenbar von großer Wichtigkeit sey, den schon auf morgen anberaumten Rechtstag noch um Einen Monat verschieben, und deshalb dem Procurator einstweilen wieder ein sicheres Geleit nach Hause gewähren; sie wollten gern alle und jede Kosten dafür ohne die geringste Belästigung der bischöflichen Schatzkammer tragen. Allein hierauf ließen sich Eck und der Prälat von Allersbach noch weniger ein, als auf die früheren Anträge; sie hätten dazu gar keine Vollmacht. Und der Bischof selbst, an welchen sich die wackern Männer dann unmittelbar wandten, schlug ihnen ihre Bitten bis auf die um eine Abschrift der Klagepunkte rundweg ab. Dabei gab er ihnen zugleich zu verstehen, daß es gar nicht ehrlich wäre, einem Manne, wie Kayser, das Wort zu reden.

Am nächsten Tage, dem 11. Juli, wurde nun unser Kayser, gebunden und umgeben von einer großen Schaar bewaffneter Bauern, die der Bischof hatte ausbieten lassen, um die Scene recht pomphaft zu machen, aus der Festung Oberhaus in die Stadt zum Gericht hinabgeführt. Sanft und freudig schritt der Märtyrer in der Mitte seiner wild aussehenden Begleiter einher, die ihn, um seinen Verwandten und Freunden desto mehr Furcht und Schrecken einzujagen, absichtlich vor deren Häusern vorbeiführten. Herzlich, und mit Worten des Trostes und der Beruhigung, nahm er von seiner Schwester, die weinend unter ihrer Thüre stand, und ihm schluchzend um den Hals fiel, Abschied für diese Welt. Liebreich begrüßte er seine Freunde, die ihm unterwegs häufig begegneten, um ihn durch ihre Zusprache zu trösten und zu ermuthigen, keineswegs aber zum Widerruf zu bewegen suchten. Zu erwähnen ist auch, daß ihm zur Seite noch ein anderer Priester, Namens Fischer, nach der Gerichtsstätte geleitet wurde, um bei dieser Gelegenheit ebenfalls verurtheilt zu werden. Der aber bildete zu unserm Leonhard das gerade Gegenheil. Denn während er an diesen die merkwürdigen Worte richtete: „Ich bin nicht werth, daß ich neben dir gehe; du bist ein Gerechter, ich aber habe den Tod wohl verdient, und mir sollte man mein Recht thun,“ konnte er sich doch auf der andern Seite in den Aussprüchen seiner Ungeduld und seines Zornes nicht maßigen, und schalt den Bischof laut einen Bluthund. Kayser hieß mit sanfter Stimme ihn schweigen.

Endlich kam der Zug in das Kapitelhaus, auf dem sogenannten Pfaffenhof, wo die Gerichtsschranken unter freiem Himmel aufgeschlagen, und von vielen Bewaffneten und einer ungeheuren Volksmenge umringt waren. Im richterlichen Brunke saß hier der Bischof, und um ihn, außer dem bekannten Dr. Eck, noch eine Menge Doctoren, geistliche Herren, Notare und andere Gerichtspersonen. Leonhard Kayser wurde diesem Gerichte durch den bischöflichen Official, den Dr. Hieronymus Metting, gemeldet, und gleich darauf vorgerufen. Erwartungsvoll richteten sich die Blicke Aller auf den herantretenden Märtyrer.

Die klägliche Verhandlung nahm nun ihren Anfang. Mit angenommenem, feierlichem Ernst erhob Metting seine Stimme, und erklärte in einer öffentlichen Rede, daß der Bischof vermöge seines, dem römischen Stuhle geleisteten Eides verpflichtet sey, der Ketzerei und einem jeglichen Uergernisse ein Ende zu machen, und die sich mit immer größerer Keckheit erhebenden Secten zu vertilgen. Er sehe sich jetzt zu einem solchen Schritte veranlaßt, lasse jedoch den dastehenden Keger Leonhard Kayser zum Widerruf ernaun; in diesem Falle sollte ihm Gnade widerfahren u. u. Auf diese Rede ließ Leonhard durch seinen Anwalt Vincenz antworten, daß er dem, was einmal in der heiligen Schrift gegründet sey, unmöglich widersprechen könnte. Gern wolle er aber jede Meinung aufgeben, von der man ihm beweise, daß sie im Widerspruch mit dem Worte Gottes stehe. Darnach schritt der bischöfliche Official zur Bekanntmachung einer mächtigen Citation, die, da der erste Notar vor Theilnahme und Rührung bald nicht weiter lesen konnte, ein anderer vollends auslesen mußte. Nun zog Metting ein lateinisch verfaßtes Libell hervor, das sich auf die Bulle Leo's X. gegen Luther, auf das Wormser Edict, und vornehmlich auf jenen eidlichen Widerruf bezog, welchen Kayser bei seiner ersten Verhaftung im Jahre 1524 abgelegt hatte. Vergebens machte hierbei der Procurator Vincenz im Namen seines Klienten mehrere gewichtige Einreden, vergebens bat er um eine Abschrift, und um weitere Bedenkzeit, um Mittheilung in deutscher Sprache. Der Official schlug Alles ab, und forderte Leonhard bloß auf, die einzelnen Klageartikel, die er auf lateinisch noch einmal vorhielt, mit einem einfachen Ja, oder Nein zu beantworten. Das war ächt römisch. So hat es Rom von jeher gewollt und gemacht. Keine Beweise, keine Widerlegung, keine hellen und klaren Gründe.

Ja oder Nein, Knechtschaft oder Tod! — so hat's Rom gewollt, so will es noch jetzt. —

Aber Leonhard, der bei dieser Gelegenheit in einen so großen Eifer gerieth, als wenn er predigte, kam der Aufforderung Mettings nicht nach, sondern übersezte die einzelnen Artikel dem umherstehenden Volke in's Deutsche, erläuterte sie, und bekräftigte sie mit Stellen aus dem göttlichen Worte. Die feierliche Gerichts-sitzung gewann von dem Angeklagten zu Gunsten Roms nichts. Da endlich setzte der fruchtlosen Verhandlung Bischof Ernst selbst ein Ziel. Ohne weiter auf die Protestation Vincenz's zu achten, der im Namen Kayser's an ein allgemeines, freies Concilium appellirte, las er persönlich das Verdammungsurtheil ab, welches dahin lautete: „Der Angeklagte solle degradirt, und der weltlichen Obrigkeit übergeben werden.“ Leonhard wurde nun auch sogleich unter den üblichen Gebräuchen und Gebeten entweiht, beschoren, und als ein gewöhnlicher Mensch in einen Kittel gekleidet. Darnach führte man ihn in seinen Kerker nach Oberhaus zurück, worin er noch bis zum 13. August verharren mußte.

An diesem Tage wurde er früh Morgens mit Ketten auf ein Pferd gebunden, und durch etliche Reiter und Fußsoldaten nach Schärding geführt. Theilnahmvoll drängten sich bei seiner Abreise große Schaaren Volks herbei. Bewundernswerth war seine Geduld und Standhaftigkeit, seine Herzlichkeit, womit er Jedermann grüßte, und besonders die Heiterkeit, mit welcher er unter dem Stadthor einen ihm dargereichten Kelch hinnahm, und ihn nach dem Ausrufe leerte: „Das sey mir in meines Jesu Namen!“ Mit Rührung und Schmerz blickten seine Freunde und Anhänger auf ihn. Sie baten ihn, indem sie unter vielen Thränen von ihm Abschied nahmen, doch weder im Leben, noch im Tode von der erkannten Wahrheit zu weichen. Als er zu Schärding sein altes Gefängniß wieder erkannte, rief er vergnügt aus: „Christus, mein Gott, wie bist du so wunderbar in deinen Werken, daß ich wieder in meine alte Herberge kommen soll!“ Noch fröhlicher gestimmt wurde er, als seinen Verwandten erlaubt ward, ihn auf der Schergenstube zu besuchen. Voll herzlicher Freundlichkeit trat er ihnen entgegen. Allein ihre Seelen waren tiefbewegt, und vor Betrübniß gar matt und entmuthigt. Ihren Worten: „Ach, Herr Leonhard, ihr müßt brennen!“ entgegnete er sanft und gelassen: „Eine andere Botschaft wäre freilich besser, doch Gottes Wille geschehe; aber ich hoffe, man wird mich nicht ohne alles Urtheil umbringen.“

Es geschah aber doch. Wenige Tage nachher fand seine öffentliche Hinrichtung statt. Wahrscheinlich war diese durch seine Angehörigen selbst dadurch beschleunigt worden, daß sie den bischöflichen und baierischen Hof mit steten Fürbitten und Verwendungen angingen und belästigten. Wenigstens ertheilte Herzog Wilhelm dem Landrichter zu Schärding plötzlich den Befehl, der Sache ein Ende zu machen, und den Verurtheilten durch's Feuer vom Leben zum Tode bringen zu lassen. Es geschah dies am 15. August. Noch in der darauf folgenden Nacht wurden daher die nöthigen Anstalten dazu getroffen, und man beschloß, zur Vermeidung alles Aufsehens, namentlich wegen der angesehenen Verwandten Kayser's, ihn heimlich und in möglichster Frühe hinzurichten. Die Bewohner Schärdings jedoch, die davon Kunde erhalten, und die an dem Schicksale des ergebenen Dulders den innigsten Antheil nahmen, öffneten die Stadthore nicht. Es verzog sich also die Hinrichtung bis zum Anbruche des Morgens. Da ritten die Gerichtschergen mit 2 Henkern und einem Knechte vor Kayser's Gefängniß, stiegen ab, und traten dort ein. Einer von ihnen redete unsern Märtyrer mit den rohen Worten an: „Ich kann dir nicht viel vorsagen, noch dich lehren, du weißt dich wohl zu halten, ich muß mich nach dem Befehle unsers gnädigsten Herrn richten.“ Ihm entgegnete Leonhard gefaßt und freundlich: „Lieben Freunde, ich bedarf eurer Lehre nicht; thut, was euch befohlen ist!“ Zugleich reichte er ohne Widerstand seine Hände zum Binden dar. Aber weder die sanfte Entgegnung, noch dies demüthige Betragen rührte die fühllosen, harten Herzen. Fürchterliche Flüche erfolgten, als sich die Stricke nur ein wenig verwirrten, was eine kleine Zögerung veranlaßte. Warnend und mild sagte deshalb der fromme Streiter des Herrn: „Lieben Brüder, flucht doch nicht! Laßt euch Weile, ich entrinne euch nicht. Ihr thut mir keinen Bund noch Zug, es wolle denn Christus, mein Herr, es haben. Ihr seyd nur ein Werkzeug von Gott verordnet.“ — Freudig und getrost, und durch das volle Bewußtseyn der Gnade Gottes gehoben, folgte er dann den Schergen und Henkern. Sein Gesicht, obwohl bleich und hager, spiegelte die Heiterkeit und die Lebenskraft seines Inneren wieder. Ein seliges Lächeln lag, wie der Abendglanz auf der Maienflur, auf allen seinen Zügen. Heilige Psalmen töntten von seinen Lippen. So zog der Märtyrer durch die Stadt nach dem Richtplatze.

In dieser herrlichen Verfassung wurde er jedoch mehrmals auf seinem letzten Gange gestört. Einmal nahte sich ihm ein

gar zu eifriger römischer Priester, der ihn gern noch vor seinem Ende bekehrt hätte. Leonhard wies ihn zurück. Dann trat sein vormaliger Knecht zu ihm heran, um von ihm Abschied zu nehmen. Zuletzt versuchte noch ein Dritter, ihm seine letzten Augenblicke durch unnöthige Tröstungen zu verkümmern. In einem Anfluge heiligen Unmuthes schüttelte er nun sein Haupt, und rief aus: „Christus, du mußt mit mir leiden! Christus, du mußt unter mich, du mußt mich tragen; mit mir ist es umsonst und verloren!“

Angekommen in der Nähe des sogenannten Grieses, eines freien, außerhalb Schärdings und an einem Arme des Inn gelegenen Plazes, sah Kayser sich das Volk weithin in großen Haufen drängen. Fast unabsehbar reichte sich Kopf an Kopf. Von diesem Anblick ergriffen, und schmerzlich durchzuckt von der Heilsbedürftigkeit aller dieser unsterblichen Seelen, hob er an zu reden: „Da wäre eine Erndte, da sollte man Erndter in die Erndte haben! O bittet darum den Hausvater des Schnitts, daß er Schnitter in seine Erndte sende!“ Aber noch trennte ihn ein Arm des Inn von dem Orte, an welchem der Scheiterhaufen errichtet war. Auf ein Wägelein gesetzt, ward er schnell hinüber geführt, und an das traurige Gerüst gebracht.

Das erste, was er hier that, war, daß er laut seinen Gegnern und Widersachern verzieh, und auch die Umstehenden bat, ihm zu vergeben, wenn er Jemanden von ihnen beleidigt, oder geärgert haben sollte. Hierauf ersuchte er alle Anwesenden, für ihn zu beten, damit Gott ihm die Kraft ausreichend verleihen möge, im wahren Glauben abzuschneiden. Endlich forderte er sie noch auf, das Lied anzustimmen: „Komm, heiliger Geist, Herre Gott.“ Allein der Landrichter, schon längst unwillig und unruhig über diesen langen Verzug, befahl den Henkern, sich zu beeilen. Dieselben säumten nun auch nicht, entkleideten den Märtyrer, der inzwischen unerschrocken das Schaffot bestiegen hatte, banden ihn der Länge nach im Hemde auf den Scheiterhaufen, und legten das Feuer an. Da trat noch einmal jener Priester, der schon vorhin auf dem Wege Kayser's Stimmung unberufen unterbrochen hatte, herzu, und ermahnte ihn, Gott um Vergebung anzusehen, wenn er in irgend einem Artifel geirrt hätte. Kayser antwortete ihm kein Wort. Auf die Frage aber: „Ob er als ein frommer Christ sterben wolle?“ rief er freudig: „Ja!“ Schwarze Rauchwolken umhüllten schauerlich seine Gestalt. Zum letzten Male vernahm die leise athmende und still schauende

Menge den Klang seiner Stimme. „Herr Jesu, ich bin dein; mach' mich selig!“ — und von Rauch und Flammen erstickt, gab er seinen Geist in die Hände des himmlischen Vaters zurück. Als das Feuer bald verlöschen war, wälzte der Henker den Leichnam mit einer Stange heraus, legte noch mehr Holz ans Feuer, hieb ein Loch in den Leichnam, und durchstach ihn mit einem Schwert. Dann steckte er die Stange hinein, und hob ihn wieder auf den Rost, bis er ganz verbrannt war. Es war am 16. August 1527, Morgens zwischen 8 und 9 Uhr.

Trauer, Ehrfurcht und Bewunderung folgten dem Märtyrer nach. Mit Begierde wurden alle Nachrichten, deren man über ihn habhaft werden konnte, gesammelt. Es erschienen ganze Werke, die seine Marter und seinen Tod schilderten, und Leonhard Kayser als Vorbild für alle evangelischen Christen priesen. Besonders aber setzte ihm Luther ein köstliches Denkmal durch seine Schrift: „Von Leonhard Kayser in Baiern, um des Evangeliums willen verbrannt. Eine selige Geschichte. 1528.“ In einem desfalls an den Magister Stiefel gerichteten Schreiben ruft Luther wehmüthig aus: „Ach, ich elender Mensch, wie ungleich bin ich dem lieben Herrn Leonhard Kayser! Mehr thue ich nicht, denn, daß ich das Wort lehre, predige, mit vielen Worten davon rede und schreibe. Er aber hat sich bewiesen als ein gerechter, gewaltiger Thäter desselbigen Worts. Ach, daß mich Gott werth achtete, daß dieses Leonhards Geist nicht zwiefältig bei mir wäre, sondern nur die Hälfte, den Satan zu überwinden, so wollte ich willig und gern dies Leben lassen! Christus, unser lieber Herr, verleihe, daß wir dieses lieben seligen Leonhards Nachfolger werden! Er heißet nicht allein König, sondern billig Kayser, und führet solchen Namen mit allen Ehren; denn er hat den überwunden, des Gewalt so groß ist, daß ihr keine auf Erden mag verglichen werden. Zudem ist er nicht allein ein Priester, sondern ein rechter Bischof, ja Papst, indem er seinen Leib so dahingeopfert hat zum Opfer, das da Gott wohlgefällig, lebendig und heilig gewesen ist. Also heißt er auch recht und billig Leonhard, das ist Leuenhard. Denn er hat sich bewiesen als ein starker, unerschrockener Leue. Seine beiden Namen sind zuvor von Gott versehen; Er ist der Erste, so den Namen seines Geschlechts erfüllet und bestätigt hat.“ —

Georg Scheerer.

(gest. 1528.)

Um welcher Sache willen ich solches leide; aber ich schäm mich's nicht; denn ich weiß, an welchen ich glaube. (2 Tim. 1, 12.)

Georg Scheerer hat, wie die beiden vorigen Zeugen Christi, ebenfalls in Baiern um des Evangeliums willen den Märtyrertod erlitten. Er war zu Salfeld geboren, und war vor der Zeit, wo Luther die Geißel des Wortes schwang, und die Kirche segte, ein Messpriester gewesen. Neun Jahre lang hatte er in diesem Stande gelebt. Da fuhr der heilige Geist über sein Herz, wie ein schneidend kalter Decemberwind. Das Gewissen erwachte, und mit gewaltiger Schärfe drang sich ihm die Frage auf: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?“ Der arme Georg kannte damals die einzige Antwort auf solche Frage noch nicht. Er meinte mit den Meisten seiner Zeit, die Mönchskutte sey das rechte Feierkleid, das ein verlornen Sohn, wenn er zum Vater zurückkehrt, statt seines zerlumpten Rockes anziehen müsse. Das „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid,“ war ihm ein fremdes Lied. Martern und Kasteiungen, Fasten und Wachen sollten das Thorgeld seyn, mit dem er die Himmelspforte passiren wollte. Er trat also in den Franziskaner-Orden ein. Aber wie bitter sahe er sich getäuscht! Wovon der alte Luther ein Liedchen zu singen weiß, das erfuhr auch Georg. — Der Apostel Paulus behält ewig Recht: „Durch des Gesetzes Werke wird kein Fleisch gerecht.“ Wenn es Einer damit anfängt, daß er fastet, und sich kasteiet bis aufs Blut, so bleibt immer die Frage: „Ist es denn nun genug? habe ich mich denn nun eingekauft in die ewigen Ruhehöhlen?“ Aber Keiner antwortet. — Es ist keine Gewisheit da. Wer mit Werken umgethet, wird nie zur evangelischen Freudigkeit seines Gnadenstandes kommen. Er wird mit gehängtem und gesenktem Haupte dahin gehen, und sich besinnen, ob er nicht noch ein recht großes Werk thun könne und müsse, mit dem er der Gerechtigkeit und Seligkeit gewiß werde. So geht es in der römischen Kirche; so geht es Allen, die sich selbst zum Ecksteine machen wollen; und so ging es auch unserm Georg. Er fand

im Kloster den gesuchten Frieden nicht. Dazu mußte er auch erfahren, daß die Klöster nicht Wohnungen des Friedens und der Heiligkeit seyen, sondern nur zu oft Stätten, wo die Sünden erst recht zu Hause sind. Er entschloß sich daher kurz, und warf die Mönchskutte wieder ab. Den Frieden, den er im Kloster gesucht, und nicht gefunden hatte, fand er nun im lebendigen Glauben an das Lamm, das aller Welt Sünden getragen.

Georg zog nun fürbaß, und predigte, wessen sein Herz voll war. Der Hauptschauplatz seiner Thätigkeit für das Evangelium war Ratstätt im Baiernlande, ungefähr 10 Meilen von Salzburg. Eine Zeit lang blieben die Römischen ruhig. Lange währte es aber nicht, da wurde Georg ergriffen, und in den Kerker geworfen. Hier setzte er sein Glaubensbekenntniß auf, das ganz mit der heiligen Schrift übereinstimmt, und schickte es seinen Richtern zu. Es ist dieses vollständig bis auf uns gekommen. Wir theilen Einiges daraus mit. Es heißt darin: „Jesus Christus hat mit seinem bitterm Leiden und unschuldigen Tode uns von unsern Sünden gereinigt, uns mit Gott, dem himmlischen Vater versöhnt, und alle Schuld für uns bezahlt. Auch glaube ich fest, daß es außerdem keine andere Genugthuung für unsere Sünden gibt. Wir haben auch keinen andern Mittler, noch Mittlerinn, weder im Himmel, noch auf Erden, als Christum Jesum: darauf stehe ich festiglich, und lasse alle Andern singen und sagen, was sie wollen.“ Vom heil. Abendmahl bekannte er auf die Frage, ob im Sacramente wahrer Gott und Mensch gegenwärtig sey, Folgendes: „Ich lasse mich nicht weiter treiben, denn was mir die 3 Evangelisten anzeigen, und Paulus, da Christus also sprach: „Nehmet hin und esset!, das ist mein Leib, der für euch gegeben wird, und: Nehmet hin und trinket!, das ist mein Blut, das für euch vergossen wird.“ Dabei sollen wir's billig lassen bleiben, und nicht weiter fragen.“ „Die guten Werke,“ schreibt er auch, „die durch uns geschehen, thun wir nicht, sondern Gott wirkt sie in uns durch seine Gnade, und also sind es nicht unsre Werke, sondern Werke Gottes. Wer aber vermeint, er müsse durch seine guten Werke das Himmelreich erlangen, der macht St. Paulus zu einem Lügner. Ich sage, wenn ein Mensch alle die Werke thäte, so die Jungfrau Maria, alle Patriarchen, Propheten, Apostel und Märtyrer, und alle Heiligen gethan haben, so möchte er dennoch das Himmelreich nicht damit erlangen. Denn so wir das Himmelreich mit unsern Werken verdienen

müßten, so wäre Christus umsonst Mensch geworden, hätte umsonst gelitten, sein Blut umsonst vergossen, wäre auch umsonst gestorben und auferstanden. Das sey ferne von uns!" —

Auf solches Bekenntniß ward Georg Scheerer zum Feuer-tode verurtheilt. Jedoch begnadigte man ihn noch dahin, daß er mit dem Schwerte enthauptet, und sein Leichnam ins Feuer geworfen werden sollte.

Als der Verurtheilte zum Richtplatze geführt wurde, ging er getrostes Herzens und fröhlichen Angesichts. Er betete, und sang einige Psalmen. Zu den Umstehenden sprach er: „Ich will jetzt für die Wahrheit Gottes als ein frommer Christ sterben. Aber ich glaube gewiß, Gott wird nach meinem Tode ein Zeichen meiner Unschuld an mir sehen lassen.“ — Der Henker schlug ihm das Haupt ab. Der Kumpf fiel auf den Leib, und blieb so eine gute Weile liegen. Dann kehrte er sich allmählig auf den Rücken um, legte den rechten Fuß auf den linken, und die rechte Hand auf die linke Hand. Ueber dieses Ungewöhnliche erschrocken alle, die es sahen. Auch die Obrigkeit kam außer Fassung. Sie ließ den Leichnam nicht, wie das Urtheil forderte, verbrennen, sondern in der Stille begraben. Es geschah im Jahre 1528. Der Tag seines Todes ist uns unbekannt. —

Diese drei letztgenannten Märtyrer sind es übrigens nicht allein, deren Blut das bairische Land getrunken hat. Es sind noch viele Männer gefallen, deren Leiden und Tod wenig bekannt, ja deren Namen kaum aufgezeichnet sind. Im Buche des Lebens aber sind sie angeschrieben. Noch im Jahre 1555 hat Ferdinand, der römische König, in diesen Gegenden eine Verfolgung wider die evangelischen Prediger erregt. Ein Edelmann, v. Schleywitz, ließ acht Prediger an Bäumen aufhängen. Sie starben alle freudigen und getrostes Muthes. Viele wanderten mit Weib und Kind aus dem Salzburgischen aus, um den Verfolgern zu entgehen. Als diese Trübsal über die Evangelischen im Salzburgischen kam, beschrieb der berühmte Matthias Flacius Illyricus die Geschichte Georg Scheerers, und schickte sie den bedrängten Christen zum Troste und zur Ermunterung zu. —

Adolph Clarenbach und Peter Fleisteden.

(gest. den 28. Sept. 1529.)

Hier ist Geduld der Heiligen; hier sind, die da halten die Gebote Gottes und den Glauben an Jesum. (Offbg. 14, 12).

Diese beiden Männer sind Blutzengen Christi in unserm lieben Rheinlande gewesen. — Adolph Clarenbach war auf dem Buscherhof im Kirchspiele Lüttringhausen bei der ehemaligen Reichsstadt Lennep, nicht weit von Elberfeld, geboren. Seine Aeltern schickten den lernbegierigen Knaben nach Münster, wo zu der Zeit eine berühmte Schule war. Hier mußte er aber auch schon in die Kreuzschule der äußern Armuth gehen; denn obschon seine Aeltern nicht gerade unbemittelte Leute waren, so konnten sie ihm doch nicht allewege die nöthigen Mittel zu seinen Studien geben. Später studirte er unter Arnold von Tongern und Johann von Benrath (seinen nachherigen Inquisitoren) in Cöln. Er war und blieb ein sittiger, nüchterner, keuscher und geduldiger Jüngling, und erwarb sich durch angestrengten Fleiß solche Kenntnisse, daß er im Stande war, die heil. Schrift in ihren beiden Grundsprachen zu lesen.

In Cöln Magister geworden, widmete er sich nun dem Schulfache, ohne jedoch in den geistlichen Stand einzutreten. Von 1520—1523 war er Conrector in Münster; von da ging er in gleicher Eigenschaft nach Wesel. Schon in ersterer Stadt hatte er, wie es scheint, durch eigene Forschungen in der heil. Schrift die evangelische Wahrheit gefunden. Von ihr glaubensvoll durchdrungen, achtete er es für heilige Pflicht, seinen Wirkungskreis über die Jugend hinaus, auch auf die Erwachsenen auszu dehnen, und auch diese zu einer richtigeren Erkenntniß Jesu Christi und seines Wortes anzuleiten. Wie in Münster, so that er dieß nach seiner Versetzung auch in Wesel. Hier regte sich aber bald der alte Feind. Der bischöfliche Fiskal Tripp brachte die gröblichsten Verleumdungen gegen ihn beim Cölner Official an, und der Herzog Johann III. von Cleve, dem dieselben klagend berichtet wurden, entsetzte ihn seines

Amtes, und vertrieb ihn aus Wesel. Der Herzog entdeckte zwar später den Betrug, und rief den Verbannten zurück. Indesß Clarenbach hatte schon wieder einen neuen Wirkungskreis in Dösnabrück gefunden. Kaum aber hatte er hier Ein Jahr gelebt, und segensreich gewirkt, als er auch aus dieser Stadt wieder vertrieben wurde. Nun kehrte er in seine Heimath nach dem Buscherhose zurück. Auch hier setzte er seine Thätigkeit fort, Seelen zu fangen für das Reich Gottes. Er unterwies die Seeligen und viele benachbarte Freunde in der Wahrheit des göttlichen Wortes, enthüllte ihnen die Verirrungen der römischen Kirche, und predigte fleißig in den umliegenden Orten. Seine Aeltern warfen ihm oft vor, wie sehr unbedächtig er handelte, daß er die großen Prälaten zu Cöln und Doctoren der heil. Schrift strafen und reformiren wollte, und führten daneben die große Gefahr ihm zu Gemüthe, die ihm daraus entstehen würde. Aber er erwiderte mit Zuversicht: „Mit Gottes Gnade wollte ich mit allen Mönchen und Pfaffen im Lande Bergen des Evangelii halber zum Feuer disputiren, und mich allein in des Feuers Gefahr begeben, wenn ich unterläge, sie aber ohne Gefahr wären, wenn ich durch Christum, den Herrn, den Sieg behielte. „Mit Gottes Gnade,“ — sprach er; denn der rechte Muth hält nicht Fleisch für seinen Arm, sondern wurzelt in der Demuth. Ein andermal erwiderte er: „Ach, wenn Gott wollte, daß ich würdig wäre, um der Wahrheit willen zu leben und zu sterben! Ich besorge, Gott werde mich viel zu gering dazu achten, daß ich um seines Namens willen getödtet werde.“

Die Verfolgungen blieben natürlich nicht aus. So wurde ihm der Aufenthalt in Elberfeld unter harten Drohungen untersagt. Der Graf von Waldeck, Amtmann der Beienburg, zu deren Gerichtsbarkeit Lüttringhausen gehörte, ließ in der Kirche zu Lüttringhausen öffentlich verkündigen, daß, wosern Clarenbach sich in seinem Amt und Gebiet wieder sehen lasse, die Beienburg seine Wohnung werden solle. Adolph vertheidigte sich zwar schriftlich bei dem Amtmann, aber ohne Erfolg. Er beschloß darum, die Berge seiner Heimath zu verlassen, nachdem er zuvor noch dem Rathe und der ganzen Gemeinde zu Lennep, wo er immer gute Aufnahme gefunden, ein Abschiedsschreiben nebst seinem Glaubensbekenntniß übersendet hatte. Wo er sich nächstbemer aufgehalten hat, ist unbekannt. —

Am 3. April 1528, Freitag vor Palmsonntag, sehen wir unsern Clarenbach wieder in Cöln auftreten, um einem

Freunde, Johann Kloppeis von Büberich, der wegen seiner reformatorischen Grundsätze vor das geistliche Gericht gefordert war, beizustehen. Beide Freunde wurden aber sofort gefangen genommen, und Clarenbach, der seine Freiheit nicht wieder erhielt, auf den Frankenthurm gesetzt.

Am Montage darauf erschienen Mitglieder des weltlichen Gerichts, die Thurmmeister, Gewalttrichter und Abgeordneten des Rathes von Cöln im Gefängniß, um den Gefangenen anzukündigen, daß sie als Geistliche auch dem geistlichen Gericht zum weiteren Verfahren überantwortet werden sollten. Auf die Protestation Clarenbachs, daß er kein Geistlicher sey, und also vor des Kaisers Gericht gehöre, wurde den Mittwoch nach Ostern von den genannten weltlichen Richtern ein Verhör abgehalten, worin aber, da Adolph keines bürgerlichen Verbrechens bezüchtigt werden konnte, sehr bald die Rede auf seine evangelischen Ueberzeugungen kam. Der Kanzler frug ihn, ob er es mit der neuen lutherischen Auslegung der Schrift halte, oder mit den Concilien und der alten Auslegung. Adolph antwortete: „Ich halte es mit keiner, sondern mit Christo, davon ich den Namen habe. Wo Luther und die Andern es mit Christo halten, halte ich es auch mit ihnen; wo nicht, halte ich es nicht mit ihnen.“ — Kanzler: „Hier sind zwei Secten, die alte und die neue. Mit einer von beiden müßt ihr es doch halten. Sagt uns nun, mit welcher ihr es haltet? Thut ihr das nicht, so müssen wir euch anderen Leuten unter die Augen stellen.“ — Clarenbach: „Einem Christen gebühret nicht, es mit Secten zu halten, noch sich eines Menschen zu rühmen, wie Paulus 1 Cor. 3, 21 lehrt, sondern er soll sich halten an das gewisse Wort der Lehre Christi; darum habe ich gesagt, daß ich mich der beiden Secten, wie ihr sie selbst nennt, keiner rühme, sondern des Herrn Christi allein.“ — Damit war das Verhör zu Ende. Der Kanzler kündigte ihm nun aber an, daß andere Leute, das geistliche oder Inquisitionsgewicht, in kurzer Frist zu ihm kommen würden.

Am andern Dienstage nach Ostern erschienen die vorigen Herren vom Rathe wieder, und mit ihnen die Geistlichen und Kechermeister, zusammen 10 Personen. Adolph begehrte nochmals, nicht von den Geistlichen gerichtet zu werden, sondern von denen, die im Namen des Kaisers und der Gemeinde zu Cöln zu Gerichte saßen. Auch bat er, seinen Anklägern gegenüber, Auge gegen Auge, gestellt zu werden. Habe doch selbst eine heidnische Obrigkeit dem Apostel Paulus den Rechtsweg nicht verweigert.

Johann von Benradt antwortete: „Wie St. Paulus schreibt, so darf es hier nicht zugehen,“ und die andern Geistlichen erwiederten: „Das war eine andere Sache; deine Sache ist eine geistliche.“ Auf Clarenbachs Entgegnung: „War doch Pauli Sache auch geistlich, und viel geistlicher noch, als diese,“ schwiegen sie alle stille. Der Kanzler brach endlich das Stillschweigen, und redete den obersten Kechermeister an: „Magister noster, meiner Herren vom Rathe Verlangen ist, daß ihr diesen Mann nach eurer Weise untersuchen sollt.“

Somit war denn der geistliche Proceß eingeleitet, und Clarenbach vor das Inquisitionsgesicht gestellt, welches insbesondre auch in Cöln bisher nicht die gelindesten Saiten aufgezo-gen hatte. Gar viele Befenner des Evangeliums waren von ihm schon auf den Scheiterhaufen gebracht worden. — Das Verhör begann nun über Clarenbachs Glauben. Er wies auf die christlichen Glaubensartikel hin, und gab auf alle Fragen klare und schlagende Antwort. Darauf sprach Arnold von Tongern, der bischöfliche Kechermeister: „Es ist nicht genug, daß ihr euch mit den Glaubensartikeln verantwortet, ihr müßt uns Rede geben auf das, was wir euch fragen werden. Glaubt ihr, daß der Papst ein Haupt der Kirche ist? — Adolph: Als ich in Cöln studirte, ermahnte uns Magister noster, der gegenwärtige Johann von Benradt, nicht viel Disputirens zu machen, wenn wir wegen des Glaubens gefragt würden, sondern wie ein Sterbender zu sprechen: ich glaube, was die heilige Kirche glaubt. Was glaubt aber die Kirche? Was ich glaube. Daher sage ich jetzt nach Anweisung meines Lehrers: ich glaube, was die heilige, allgemeine Kirche glaubt. Diese glaubt aber nichts anders, als was die Glaubensartikel besagen, und also glaube ich auch nicht anders. — Arnold: Das heißt nicht geantwortet. Ich frage, ob ihr glaubt, daß der Papst ein Haupt der Kirche sey? — Adolph: Darauf kann ich nicht sogleich antworten. Ich habe über die Sache nicht studirt, und keine Bücher nachgelesen. — Arnold: Notar schreibt: „er hat nicht antworten wollen.“ — Ich frage noch einmal, ob der Papst ein Haupt der Kirche sey? — Adolph: Nein! Denn ich glaube, daß Christus ein Haupt der heiligen Kirche ist. Wäre nun der Papst auch ein solches Haupt, so wäre die Kirche ein Ungeheuer mit zwei Köpfen. — Arnold: Glaubt ihr denn nicht, daß man dem Papst und den Bischöfen gehorsam seyn soll? — Adolph: Ja, wenn sie Gottes Wort predigen und gebieten, so soll man ihnen so

gehorsam seyn, wie Christo selbst; wenn sie es aber nicht thun, soll man ihnen nicht gehorchen. —

Von nun an bekam das Verhör aber eine andere Wendung, indem man ihm den geistlichen Eid zuzuschieben suchte. Wenn er diesen geleistet hätte, so mußte er sich ganz und gar zu den Lehren der damaligen römischen Kirche bekennen. Er hätte damit auch den Papst und seine Bischöfe als Richter anerkannt. Jede Abweichung von der damaligen Kirchenlehre wäre nun als Eidbruch erschienen, und entweder hätte Adolph dann seinen geläuterten Glauben widerrufen, oder den Ketzermeistern das Recht zugestehen müssen, ihn zu verdammen. Gar schlau wußte man die Sache anzufangen. Arnold von Tongern frug: Glaubt ihr, daß man einen Eid schwören darf um der Wahrheit willen? Adolph: Christus sagt: „Eure Rede sey Ja, Ja! Nein, Nein; was darüber ist, das ist vom Uebel.“ Arnold: Soll man denn in keinem Falle einen Eid schwören? Adolph: Ja, wenn es der Ehre Gottes und der Liebe des Nächsten wegen nothwendig ist. Arnold: Glaubt ihr, daß ihr einen schwören dürft, um der Wahrheit willen? Adolph, der ohne Zweifel die Hinterlist merkte, antwortete: Würdiger Herr! darauf zu antworten, bin ich nicht sogleich gefaßt, und begehre, daß mir Zeit gelassen werde, darüber nachzudenken. — Das immer heftigere Eindringen machte Adolph nur um so vorsichtiger. Er bat sich abermals Bedenkzeit aus, weil er unvorbereitet eine solche Frage nicht zu beantworten vermöchte. — Nach kurzer Berathung bewilligten die Inquisitoren die Bedenkzeit, verlangten aber dennoch einen Eid, daß Adolph über vorzulegende Artikel eine schriftliche Erklärung nach der Wahrheit geben wolle. Adolph versprach die Wahrheit zu schreiben, aber ohne Eid, auf sein Ja und Nein. Nachdem über diese Sache noch mancherlei hin und her geredet worden, führte man ihn wieder in sein Gefängniß. Einige Wochen ließ man ihn unverhört. Am Himmelfahrts-Abend wurde Adolph auf den Cunibertsthurm, und am nächsten Dienstag darauf auswärts am Graben herum auf die Ehrenpforte geführt. Erst am 27. Juni wurde Clarenbach, nachdem er wiederholt den Eid verweigert, von Neuem verhört. Es drehte sich dabei um Luther und seine Schriften, um das Abendmahl, die Beichte, ob gute Werke zur Seligkeit nöthig, ob Maria anzurufen und anzubeten sey, über ihre Sündlosigkeit, die Verehrung der Heiligtümer und Bilder der Heiligen und des Crucifixes, über das Fegefeuer u. A. Clarenbach beantwortete alle Fragen im-

festen, evangelischen Sinne und Glauben, der sich allein auf die Schrift stützt. So erwiderte er auf die Frage: ob er glaube, daß es ein leibliches Fegfeuer gebe?: „Nein; denn die Seelen haben keinen Leib, und können darum auch nicht mit leiblichem Feuer gesegt werden. Obendrein steht das Wort Fegfeuer nicht in der heiligen Schrift.“ — Auch frug man: „Glaubt ihr, was ihr zu Münster, Wesel und Buderich gelehrt, daß man für die Seelen der Verstorbenen nicht beten soll?“ Adolph antwortete: „Ich habe gesagt, aus den canonischen Büchern der heil. Schrift könne es nicht erwiesen werden, daß man dieses solle, und das sage ich auch noch, bis man mir diesen Beweis giebt.“ —

Als das Verhör zu Ende war, sprach Adolph zum anwesenden Notar: „Nun aber, Herr Notar, schreibt, daß ich gedrungen und gezwungen von den Kegermeistern auf obige Fragen habe antworten müssen, ohne daß mir Bedenkzeit vergönnt worden. Weil nun ein Mensch leicht irren kann, wenn er über vielerlei reden muß, so bitte ich armer Gefangener in Demuth, daß man mich über die etwaigen Irrthümer unterrichten wolle, jedoch aus heiliger Schrift, wobei man dieselbe ins Mittel lege, und daraus vorkese, womit man mich des Irrthums zu überweisen meint.“

Jetzt deckte man für den Gerichtshof den Tisch, und trug guten Rathswein nebst Speisen auf. Adolph mußte während des Essens hinten stehen, bis endlich Arnold von Tongern ihm einen Becher reichte, mit den Worten: „Ich bring's euch zu. Ihr seyd mein Schüler gewesen, und ich hoffe, ihr werdet euch noch besinnen, und umkehren.“ Adolph entgegnete: „Meine Verantwortung steht jetzt geschrieben, und mit Gottes Gnade bleibe ich bei Allem, was ich gesagt habe.“ Er wurde darnach wieder in das Gefängniß zurückgeführt.

Sechs Wochen nach diesem Verhöre kamen die Kegermeister zu Adolph, und hielten ihm 23 Artikel vor, die er widerrufen sollte. Die bemerkenswertheften darunter sind Folgende: „Er zweifelt, ob die allgemeinen Kirchenversammlungen dem Worte Gottes gemäß gehalten worden. — Es scheint, als glaube er, daß dieselben zuweilen etwas wider das Wort Gottes beschlossen haben, oder beschließen könnten. — Er hält dafür, daß Luther vom Papste verdammt worden, zweifelt aber, ob es nach dem Worte Gottes geschehen sey. — Er sagt, daß er etliche Bücher Luthers gelesen, aber nichts darin gefunden habe, das ihm kezerisch vorkomme. — Es sey keine andere Genugthuung für unsere

Sünden, als der Tod Christi; unsere guten Werke seyen nur Zeichen und Pfänder, zur Seligkeit aber nicht nöthig. — Die Jungfrau Maria solle man ehren, aber nicht anrufen, noch anbeten; Christus allein sey unser Mittler und Fürsprecher. — Er glaubt nicht, daß es ein Fegefeuer gebe. — Er glaubt nicht, daß die guten Werke verdienstlich seyen, und was man ihnen zumesse, entziehe man Christo. — Aus der heiligen Schrift könne man nicht beweisen, daß man für die Todten bitten solle. — Die Messe sey kein Opfer, sondern ein Gedächtniß. Christus habe mit Einem Opfer vollendet alle Heiligen. — Die Kirche auf Erden habe kein anderes Haupt, als Christum allein.“ — Auf eine Belehrung aus der heil. Schrift, um die Adolph dringend bat, ließ man sich nicht ein. Es wurde nur Widerruf gefordert. Clarenbach aber blieb standhaft. Er wollte Nichts widerrufen, dessen man ihn aus dem Worte Gottes nicht überführen könnte.

Die Verfolger ließen ihn nun ganz ruhig 28 Wochen im Kerker schmachten, um ihn mürbe zu machen. Da er aber auch durch diese lange Haft nicht erschüttert werden konnte, so versammelten sich endlich am 4. März 1529 seine bisherigen Richter im Hause des erzbischöflichen Greven, um das Endurtheil zu fällen. Clarenbach wurde aus dem Kerker herbei geholt. Viele Geistliche und Laien hatten sich eingefunden, da die Sentenz bei offenen Thüren gesprochen werden sollte. Der päpstliche Kegermeister Köllin eröffnete die Verhandlung mit einer Erörterung über die römische Kirche, außer der es keine andre christliche Kirche gebe, und forderte Adolph feierlich auf, sich der römischen Kirche zu unterwerfen. Er sollte nun eine kurze und runde Antwort geben. Als Clarenbach aber hierauf anfang, den anwesenden Zuhörern den ganzen Hergang seines Processes zu erzählen, schnitt ihm der Kegermeister das Wort ab, mit der Erklärung, dazu sey man nicht zusammen gekommen; wenn er die begehrte Antwort nicht geben wollte, so müßte das Urtheil sofort gesprochen werden. Empört über dieses Benehmen wollten sich nun einige Laien ins Mittel legen. Sie riefen, daß man ihm das Reden doch vergönnen solle. Aber der Richter Ohren waren taub. Auch eine nochmalige Appellation Adolphs an den Kaiser, mit Berufung auf das Beispiel des Paulus, wurde nicht gehört. Das wäre kezerisch, in solchen Sachen an den Kaiser zu appelliren, bemerkte der Kegermeister. Adolph bat dann wenigstens noch einmal um Gottes willen, ihn seiner angeblichen Irrthümer aus der heil.

Schrift zu überweisen. „Nein, sagte der Kegermeister, wir sind nicht gekommen, mit euch zu disputiren.“ Adolph fuhr fort: „Wenn ihr mich denn nun nicht eines Bessern belehren wollt, so leset wenigstens die Artikel, damit die Umstehenden wissen, weshalb ihr mich verdammt. Auch dieses geschah nicht. Der Kegermeister erwiderte: „Mit diesem bösen Gifte wollen wir die guten Gefäße nicht befudeln.“ — Das Volk lachte. —

Als Adolph hierauf weggehen wollte, sprang der Untersiegler Tremonie auf, ergriff ihn beim Arm, zog ihn herum, stieß ihn mit der Faust in den Nacken, und sprach: „Geht auf euren Stuhl, und hört die Sentenz!“ — Der Urtheilsspruch wurde nun lateinisch verlesen. Der Schluß lautete: So schneiden wir denn diesen Adolph Clarenbach, als ein räudiges Schaf und als ein faules, stinkendes Glied von der Kirche ab, und übergeben ihn der weltlichen Obrigkeit, jedoch mit der Bitte, daß sie ihm an Leib, Leben und Blut nichts zufügen möge. — Das Herz der Pharisäer durste sich dabei doch nicht verleugnen!!! — Als Clarenbach diesen Schluß hörte, sprach er: „Macht die Fenster auf, damit der böse Qualm hinausSchlage!“ — Um dem christlichen Werke nun noch die Krone aufzusetzen, theilte der Kegermeister an die Richter 300 Jahre Ablass aus. Die anderen Umstehenden, die doch auch nicht umsonst gekommen seyn sollten, bekamen ebenfalls ein Bröckchen, nämlich auf 11 Jahre Ablass. Ein gut Theil der Letzteren schien aber gar nicht im Stande, diese reiche Gnade gehörig würdigen zu können; denn viele spotteten, und andere sagten: Er soll St. Belten mit seinem Ablasse haben! — Darauf machten sich denn die Richter eilends davon, wie es schien, aus Furcht, daß sie ihre Haut nicht heil heimbringen möchten.

Unter tröstlichem Zuspruche vieler Leute wurde Adolph wieder in sein Gefängniß geführt. Er saß dort noch von März bis Michaelis. Während dieser Zeit kamen viele Personen zu ihm, um ihn wo möglich zu bewegen, von seinen evangelischen Grundsätzen abzulassen. Einige thaten dieß mit Liebe, andere, indem sie ihm Angst einzujagen versuchten. Clarenbach aber ließ sich nicht wankend machen. Das eine Mal sprach er: „Wen Christus lehret, der kann nicht irren, und mich hat er gelehret. Und wenn sie auch meinen Hals haben, so haben sie doch ihren Willen nicht. Ich aber werde das ewige Leben haben, und zuletzt sollen sie's wohl erfahren, was sie gethan.“ — In dieser letzten Zeit bekam er noch einen Mitgenossen in der Trübsal, den in der Ueberschrift genannten Peter Fleisteden, der auch nach-

her sein Genosse im Tode wurde. Ehe wir nun zur Erzählung vom Ende dieser beiden Märtyrer übergehen, wollen wir erst Einiges aus der Lebensgeschichte des Letzteren nachholen.

Peter Fleisteden war gebürtig aus dem jülichischen Dorfe Fleisteden. Wie er zur evangelischen Wahrheit kam, ist uns nicht bekannt. Im December des Jahres 1527 trat er in Cöln auf, um die Unwissenden über ihr Heil zu belehren, die Irrenden zurecht zu weisen, vornehmlich aber, um die unbiblische Lehre von der Brodverwandlung im Abendmahle zu bekämpfen. „Damit er nun dazu Gelegenheit erhielte, — erzählt der alte Berichterstatter, — so er's nicht füglich thun möchte, ist er in den Dom gegangen, zum Hochaltar getreten, und daselbst mit bedecktem Haupte gestanden. Und als man das Sacrament (die Monstranz) aufhob, hat er den Rücken zum Volke gewendet, mit tiefem Seufzen ausgespitten, das Haupt auch nicht entblößt, was Geistliche und Laien Wunder nahm.“ Es stellte ihn da aber Niemand zur Rede, was er wohl gerade gewünscht und beabsichtigt hatte. — Diese That Fleisteden's kann von einem Christen durchaus nicht gebilligt werden. Sie war ein arger Mißgriff. Ein solches Zurschautragen seiner Verabscheuung, noch dazu in einem Hause Gottes, solches Herausfordern, und unpassendes Verlehen dessen, was Anderen heilig ist, das ist und bleibt unrecht. Es ist ein Eifern mit Unverstand, und eine Entschuldigung dafür kann nur die Hitze des Kampfes jener erregten Zeit seyn. Die christliche Standhaftigkeit jedoch, mit der Peter Fleisteden später den Tod litt, versöhnt uns wieder mit ihm. Damit wollen wir aber über ihn keineswegs den Stab brechen. Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! Ob solche Eiferer um Gott und seine Wahrheit dem Herrn nicht angenehmer sind, als die miserabeln Feiglinge unter den Protestanten, welche aus niedriger Menschenfurcht und Menschen-Gefälligkeit mit den römisch-katholischen Processionen ziehen, selbst mit einer Frohnleichnam's-Procession, oder doch die Ihrigen damit ziehen lassen, wobei ihre Feigheit doch nur Spott von den Katholiken erndtet? Und die aus Mangel an Glauben und Liebe mit den Feinden ihres evangelischen Glaubens liebäugeln, die Sünden und Irrlehren derselben beschönigen und verdecken, dagegen die Schwächen von Glaubens-Genossen mit großem Geschrei auf dem Markte proklamiren, statt sie zu tragen, und mit Liebe zu belehren, wie man solcher elenden Ahselträger heut zu Tage leider so viele findet! — —

Peter, welcher im Dome keine Gelegenheit zur Ausführung seiner Absicht fand, erreichte auf andere Weise seinen Zweck, gegen die Anbetung der Hostie ein Zeugniß abzulegen. Die Geistlichen hatten sogleich nach dem Gewalttrichter geschickt. Als nun Peter aus dem Dome kam, begegnete ihm jener, und verhaftete ihn. „Du mußt mit uns gehen,“ redete ihn der Gewalttrichter an, worauf Peter mit lachendem Munde antwortete: „Gern; denn eben darum bin ich hierher gekommen.“ Er wurde auf den Frankenthurm gebracht.

Nach einiger Zeit erschienen Rathverordnete mit den Kegermeistern, um ihn zu verhören. Unter vielem Andern fragten sie ihn auch, warum er neulich das hochwürdige Sacrament verachtet habe? „Nicht das Abendmahl Christi, antwortete er, habe ich verachtet, sondern nur den Mißbrauch desselben. Bei meinem Ausspeien habe ich keine andere Absicht gehabt, als um deshalb zur Rede gestellt zu werden, und dadurch die Gelegenheit zu bekommen, das irrende Volk zu unterrichten, welches das Sacrament als seinen Gott ehrt und anbetet. Abgötterei darf man nicht dulden.“ —

Der Rath zu Cöln beschloß nun, wenn Peter von seinem Glauben nicht abstehe, ihn dem weltlichen Arme zur Vollstreckung der Todesstrafe zu übergeben. Doch versuchte man noch alles Mögliche, ihn zum Widerruf zu bringen. Man folterte und peinigte ihn aufs härteste, man legte ihn in schwere Stöcke und Ketten, hielt ihn bei Wasser und Brod, drohte mit Feuer, Schwert und Wasser. Fleisteden ließ sich aber nicht irre machen. Endlich, als er mit Clarenbach in einen Kerker kam, gab man ihn auf.

Der Cölner Rath zauderte lange mit dem Todesurtheil über diese beiden. Da führte endlich eine bisher unbekannte Seuche, der englische Schweiß genannt, die Entscheidung herbei. Die Pfaffen und Mönche schrieten nämlich ins Volk hinein: „Das ist Gottes Strafe, daß man solche verdammte Keger noch länger am Leben hält!“ Das Volk wurde dadurch aufgestacheln, und erzwang so die schnellere Hinrichtung der beiden Gefangenen.

Am 28. Sept. 1529 sollte den beiden Männern das letzte Stündlein schlagen. Aleff, ein Geistlicher, der schon Tags vorher nicht aufgehört hatte, die Gefangenen zu beunruhigen, erschien mit zwei Augustinermönchen Morgens 8 Uhr am Loche des Kellers, in dem Clarenbach und Fleisteden saßen. Es entspann sich hier folgendes Gespräch: Aleff: „Adolph, wie steht es?“ Adolph: „Gut, Herr Aleff; aber wir hoffen, heut

wird's noch besser werden." Aleff: „Freilich wohl würde es das, wenn ihr euch wolltet sagen lassen. Bleibt ihr aber bei eurer Meinung, so müßt ihr sterben." Adolph: „Wir begehren nichts anderes, als zu sterben, damit wir von unsern Feinden, nämlich von Fleisch, Sünde, Hölle und Teufel erlöst werden. Kann uns das nicht ein herrlicher Trost seyn, daß wir des Feindes los werden, der uns täglich bestreitet? Auch sehnen wir uns, los zu werden von der Feindschaft des Satans, der umhergehet, wie ein brüllender Löwe. Wir wünschen zu sterben, und sind von Gott berufen zu diesen Leiden, sintemal Christus für uns gelitten hat, und uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußtapfen." Adolph sagte hierauf 1 Petr. 2 her, schlug dabei in die Hände, und rief freudig aus: „Ist das nicht wahr? Wenn wir Christum haben, so haben wir genug." Aleff: „Aber ihr wißt doch, daß wir Glieder der heiligen Kirche seyn müssen; wer vom Leibe der Kirche abgeschnitten wird, kann nicht selig werden. Darum laßt euch rathen, und vereinigt euch wieder mit der römischen Kirche!" Adolph: „Christus, unser Herr, ist das Haupt der christlichen Kirche; darum halten wir uns an das Haupt, und sind mit ihm verbunden." — Sie sprachen noch weiter. So wie sich aber Adolph auf Stellen der heil. Schrift berief, hieß es wieder: „Lieber Adolph, wir wollen nicht mit euch disputiren, sondern euch das Ende zu bedenken geben; Gott wird euch aus dem Irrthume helfen." Da sprach Adolph: „Wir halten uns an den Herrn Jesum Christum und sein Wort, so können wir nicht irren. Sein Wort wollen wir bekennen, so lange uns der Mund offen steht, und Ihn, unsern Herrn, wollen wir bekennen vor den Menschen, so wird er uns wieder bekennen vor seinem himmlischen Vater. Von diesem Bekenntniß soll uns weder Flamme, noch Feuer, weder Hunger, noch Durst abwenden. Auf keine Menschen verlassen wir uns, seyen sie so heilig gewesen, als sie wollen, auch auf unsre guten Werke nicht; denn wir haben ihrer keine. So wir denn keine haben, und sollen doch heute sterben, wo sollen wir denn hinaus? Zum Teufel wollen wir nicht; Menschentrost hilft uns nicht, und all unser Thun ist umsonst, dieweil wir mit allem, was wir gethan, nur unnütze Knechte sind. Darum verlassen wir uns billig allein auf den Tod unseres Erlösers, den er für uns gelitten hat, und sonst auf kein Ding in der Welt, scheine und gleiße es, wie es wolle."

Hierauf entfernten sich Aleff und die Augustinermönche. Die Stunde schlug, wo die Gefangenen nach dem Richtplatze geführt

werden sollten. — Als der Zug sich in Bewegung setzte, brach Adolph in ein lautes Gottloben aus, und betete: „Lob, Ehre und Dank sey dir, Vater, daß du uns diesen Tag hast erscheinen lassen, nach dem uns so sehr verlangt hat. O Herr, siehe herab; denn die Zeit ist nahe!“ — Mehrere Bekannte traten herzu, und redeten ihn an. Für Alle hatte er noch ein freundliches und tröstendes Wort. Zu einem Weseler sagte er: „Sei du begrüßet, Bruder! und den andern Brüdern sag' gute Nacht! Ermahne sie, daß sie nicht ablassen von Christo und seinem Worte, aus Furcht vor dem Tode! Denn es muß geschehen, daß alle, die da wollen gottselig leben in Christo Jesu, die müssen Verfolgung erleiden. Darum will ich Christo nachfolgen, und Euch vorangehen.“ — Bald hernach brach Adolph in folgende merkwürdige Worte aus: „O Cöln, Cöln, wie verfolgst du das Wort Gottes! Es ist eine Wolke in der Luft, die wird noch einmal herabfließen!“ — Da die Mönche ihn so unerschrocken reden sahen, riefen sie: „wie wohl ist er bezechet, daß ihm die Zunge so leicht ist!“ — Fleisteden, der ohnehin eine schwache Stimme hatte, redete wenig. Auf seinem Antlitz aber strahlten Freudigkeit und himmlischer Friede.

Man war nun zu der Thachtpforte gekommen. Der Sitte gemäß mußten die Verurtheilten hier bleiben, bis die Sterbeglocke geläutet ward. Adolph beehrte eine Bibel. Er erhielt sie, und las das 5. und 6. Capitel des Römerbriefes laut vor. Peter lauschte mit andächtigem Ohre den Worten, die ihm wie Engelsmusik dächten. Ein Mönch aber redete immer hinein, und suchte das Lesen zu stören. Adolph bat: „Ach, Lieber, laßt mich doch ein wenig mich ergözen am Worte Gottes!“, und als er an die Stelle kam: „Sind wir aber mit Christo gestorben, so glauben wir, daß wir auch mit ihm leben werden“ (6, 8), sprach er: „O das ist etwas Gutes, daran muß ich unterwegs denken!“ Die Mönche hörten aber trotz seiner Bitten nicht auf, ihn zu stören, bis er endlich das Lesen aufgeben mußte. Sie brachten das Gespräch nun auf das Fegefeuer. „Ja, das ist die Pfaffen tasche,“ erwiderte Adolph, „trüg's nicht so viel Geld ein, es würde weniger Wesens daraus gemacht.“ Zuletzt redete Adolph von der wahren Kirche. „Die rechte Kirche ist die, welche geboren wird aus dem Worte Gottes, ohne welche keine christliche Kirche seyn kann. An dies Wort sind wir gläubig geworden, und halten uns an Gott allein, und geben nichts um den Antichrist in Rom, der das arme Volk vom

Worte Gottes ableitet auf Menschenlehre und Menschenfagung.“ — Ein Geistlicher, der früher Jude gewesen war, fragte Adolph, ob sie das Sacrament sehen wollten? Er lehnte es jedoch ab, weil Christus nicht geboten habe, das Sacrament bloß zu sehen, sondern zu nehmen, und weil das Sehen so wenig den Hunger der Seele stille, als das Ansehen einer Speise den leiblichen Hunger zu stillen vermöge.

Die Sterbeglocke fing nun an, in dumpfen Schlägen zu tönen. Adolph blickte auf den Himmel, und sprach: „Gott, der Herr, sey gelobt, daß die Stunde da ist, wo wir um seines willen den Tod leiden sollen!“ Der Henker kam, und bat nach damaliger Sitte, ihm den Tod, den er ihnen anthun müsse, zu verzeihen.“ Von Herzen gern,“ war die Antwort; „thut ihr, was euch befohlen ist!“ Aleff trat hinzu, und bat noch einmal: „Lieben, ich bitte euch um Gotteswillen, besinnt euch noch; denkt, was ihr euren Freunden schuldig seyd!“ Aber Adolph entgegnete: „Der Herr spricht: Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth.“ Drauf sprach er zu Peter: „Bruder, halt dich fest an Gottes Wort!“, und dieser antwortete: „Wir sind stark in dem Herrn!“

Der Zug ging erst zu dem hohen Gerichte, wo der Greve sonst jedem zum Tode Bestimmten das Urtheil sprechen mußte. Aber diesmal ward keins gesprochen. Da fragte Adolph: „Wo sind jetzt unsre Ankläger, unsre Ketzermeister und Richter? — Ihr lieben Bürger und Brüder, das ist kein Recht, sondern Gewalt: Was ist das für ein Gericht, daß unsre Kläger auch unsre Richter seyn sollen? Greve, ist das Gericht so schnell zu Ende? — Nun denn, Herr, dein Wille geschehe! Der Jünger soll nicht besser seyn, als der Meister!“

Sie wurden wieder zurück zur Hachtpforte geführt. Vorderselben fragte einer der Mönche Fleisteden, ob er ihm das Kreuz vorhalten sollte. Dieser erwiderte: „Wir sind noch stark genug im Glauben. Das Kreuz Christi haben wir im Herzen, euer Kreuz mag uns nichts nützen.“ — Adolph sagte die 10 Gebote her, und Peter antwortete ihm. Darauf betete er das Vaterunser, und legte jede Bitte auf ihre jetzige Anfechtung und Noth aus. Der Gerichtsbote verwies ihm das laute Reden, aber Adolph entgegnete: „Mein Herr hat mich gelehret, meinen Glauben öffentlich vor Jedermann zu bekennen.“ — In dem Silberhose, dem Barfüßerkloster gegenüber, lag Johann von Benradt im Fenster, und gab ihnen den christlichen Abschied:

„Gehet nur, daß euch St. Antonius verbrenne!“ — Sie zogen weiter. Die Märtyrer thaten nichts, als beten und Gott loben. Einige Male redeten sie auch das Volk an, und gaben ihnen manch herrlich Wort zur Seelenspeise. Bei dem Hospitale verlangte einer der mitziehenden Mönche, daß sie vor dem großen Kreuze knien sollten. „An jenem hölzernen Kreuz, erwiederte Adolph, sind wir nicht erlöst; mein Herr Christus ist im Himmel; — dies Holz will ich nicht anbeten, darum muß ich auch sterben.“ Ein vornehmer Herr ließ jetzt Bier holen, woran der Henker beide Märtyrer, die über Durst geklagt hatten, trinken ließ. Dann hob Adolph seine Augen auf zum Himmel, und bat für die Stadt Cöln, daß sie Gott nicht heimsuchen wolle, und für alle Bischöfe, Pastoren und Prediger, daß der Herr ihr Herz erleuchten möge, und sie von ihrer Blindheit heilen. In der alten Ehrenpforte rief er noch einmal mit heller Stimme: „O Herr, erbarme dich über die Oberen dieser Stadt und über das Volk!“ In der neuen Ehrenpforte, wo Adolph im Gefängniß gelegen hatte, sagte er der Burggrevinn gute Nacht. Diese aber schlug gar viele Kreuze vor dem Keßer.

Als sie zur Stadt hinaus waren, beteten sie wieder. Adolph drückte seine Hände an sich, und rief: „Ja, mir ist mein Herz so fröhlich im Leibe, daß ich glaube, keine Freude der Welt ist dieser Freude gleich!“ Der Henker frug, ob man Heller zur Seelenmesse sammeln solle? Adolph aber antwortete: „Was sagt ihr da von Seelenmessen? Denkt ihr den Pfaffen den Beutel zu füllen?“ Und auf des Henkers Gegenrede: „Ihr müßt ja aber doch ins Fegefeuer!“ sprach er lächelnd: „Wahrlich, so spricht der Herr, wer mein Wort hört, und glaubet an den, der mich gesandt hat, der kommt nicht ins Gericht, sondern ist vom Tode zum Leben durchgedrungen.*) Er braucht also in kein Fegefeuer.“ Von da an konnte man Adolph wegen des Gedränges und Getümmels nicht mehr verstehen, bis er das „Herr Gott, dich loben wir“ anstimmte. — Zwischen Peter und dem Greven entspann sich ein Gespräch über die Kirche, wie über die Anbetung der Jungfrau Maria und des Sacraments. Da sich das Volk herzubrängte, um Petern reden zu hören, schlug der Gerichtsdiener unter die Leute, und der Greve sprengte sogar mit Ungeßüm zu Pferde zwischen das Volk, daß ihn Adolph bat, doch gelinder zu verfahren.

*) Joh. 5, 24.

Jetzt war man dem Hochgerichte so nahe gekommen, daß man die Hingerichteten am Galgen hängen, und auf dem Rade liegen sehen konnte. „Siehe da,“ sprach Adolph zu Peter, „diese haben um Gold's und Gut's willen als Diebe und Mörder so gelitten, wie sollten wir denn nicht um Christi willen leiden? Das Fleisch ist schwach, aber der Geist ist stärker.“ —

Als sie den Galgenberg hinauf gingen, fing Adolph an zu beten: „O Herr, erhebe meinen Geist, daß ich meinen Feinden von Grund meines Herzens verzeihen möge!“ — Je näher sie der Stätte des Todes kamen, desto freudiger strahlte ihr Antlitz. Der alte Berichterstatter erzählt, sie wären so unverzagt und gleichmüthig gewesen, als ob sie es gar nicht seyen, die gerichtet werden sollten. Oben wurde ein Kreis um die beiden geschlossen. Ein Begharde trat herzu, und frug, ob sie beichten wollten? „Nein, sprach Adolph, wir haben alle Tage schon gebeichtet. Wir haben dem Herrn gebeichtet.“

Nun versuchten noch einige Mönche, die beiden zu bitten, daß sie sich unterweisen lassen möchten; noch sey es Zeit. Adolph: „Wie haben wir denn je etwas anderes gewollt, als das? Immer wollten wir gern unterwiesen seyn aus dem Worte Gottes, aber unsre Theologen haben das nie gethan, weil sie uns nicht beweisen konnten, daß wir irrten.“ — Begierig drängte das Volk hinzu, um die Märtyrer noch reden zu hören. Da sprengte ein Gewalt-richter mit dem Pferde in den Knäuel, um ihn auseinander zu treiben. Die Märtyrer erhoben ihre Stimme, und wollten des Volkes Verlangen befriedigen. Es wurde ihnen aber Schweigen geboten, und da sie nicht sogleich gehorchten, rief der Greve voll Ingrimm dem Henker zu: „Verstopfe ihnen das Maul, und schlage ihnen die Daumeneisen an, daß sie schweigen müssen!“ Als das Volk jedoch murrte, Diebe und Mörder ließe man reden, wenn sie wollten, und diese armen Gefellen sollten's nicht dürfen?, so mußte der Greve nachgeben. Peter fing nun an zu reden: „Unsere Feinde geben vor, wir müßten sterben, weil wir die Mutter Gottes und das Sacrament verachtet hätten. So wisset denn, daß wir glauben, Maria sey vor, in und nach der Geburt Jungfrau gewesen, und würdig erfunden worden durch die Gnade Gottes, die Mutter unseres Heilandes Jesu Christi zu werden. Aber darum sollen wir sie noch nicht anbeten, noch um Gnade anrufen, da sie doch selbst aus Gnaden die Mutter Christi worden ist, sondern ehren sollen wir sie mit der Ehre, die ihr der englische Gruß im Evangelio beimißt. . . . Sie ist gewesen eine

edle Creatur, zwar von Gott geschaffen wie andre Menschen, aber begabet mit den Gaben des heil. Geistes. . . . Desgleichen halten wir von dem Sacrament nichts andres, als die Worte des Herrn sagen, womit er es als Nachtmahl einsetzt.“ — „Binde den Buben auf!“ rief da der Greve dem Henker zu. „Herr Greve,“ sprach Peter, „Ihr fangt an, Christenblut zu vergießen, aber sehet zu, ob Ihr's werdet vor Gott verantworten können! Pilatus wußte nicht, was er that, Ihr aber wißt's, und wißt, warum Ihr's thut. Ihr könnt nicht heimgehen und sagen: Ich wasche meine Hände in Unschuld. Es stehet geschrieben: Ihr Richter, richtet recht!“ Diese Worte verdrossen den Greven so sehr, daß er dem Henker befahl, Petern sogleich auszukleiden, und in die von Holz und Stroh gemachte Hütte zu führen, in der die Märtyrer verbrannt werden sollten. — Jetzt aber ergriff Adolph das Wort, und redete zum Volke: „Ihr lieben Bürger und Brüder, sage es Einer dem Andern, was ich jetzt sagen will! denn Alle können es nicht hören. Zuerst bitten wir Euch, daß Niemand unsern Tod rächen wolle an den Papisten in Eöln; dann, daß Ihr uns nicht anders nachredet, als Ihr es von uns gehört habt, und von mir hören werdet. Höret aber, was wir glauben!“ Hier sagte er den apostolischen Glauben her, und legte ihn kurz aus. „Diese Artikel glaubt der Teufel auch, aber er glaubt nicht, daß sie auch ihn und seine Seligkeit angehen. Aber ich glaube festiglich, daß alles, was in ihnen steht, zu Nutz meiner armen Seele geschehen sey, und für alle, welche glauben.“

„Da hört man nichts Unrechtes! Wess zeihet man sie denn?“ murmelte das Volk unter einander. Adolph aber dürstete sehr, und beklagte sich, wie man so unbarmherzig sey, und ihn Durst leiden lasse, da man doch sonst den Uebelthätern so viel Trank reiche, als sie begehrt. Der Henker reichte ihm die Flasche. Dadurch erquickt, fing er von Neuem an, zum Volke zu reden, daß er hoffe, sie alle wieder zu sehen, wenn der Richter kommen würde, der die Schaase von den Böcken scheidet. Seiner Rede fügte er noch die Ermahnung zu, daß ein Jeder doch achten möge, was er zu thun habe, und sich halten an Gott und sein Wort allein.

Darauf flehten beide, — Peter war nämlich noch nicht in die Hütte geführt, — den Herrn um Vergebung ihrer Sünden an, baten sich auch gegenseitig um Verzeihung, küßten sich zum letzten Male, und schieden mit noch einem Händedruck von einander.

Der Henker nahm Petern, entkleidete ihn, und band ihm die Hände. Noch einmal trat Adolph zu ihm mit den Worten:

„Bruder, sey stark in dem Herrn, und vertraue auf ihn! denn heute kommen wir zu Christo, unserm Bruder, und werden mit ihm leben in Ewigkeit. Darum sey standhaft im Glauben, und laß dich vor dem Feuer nicht erschrecken! Auch ich will auf den Herrn vertrauen, und mein Wort mit meinem Tode versiegeln.“ Peter antwortete: „Ja, ich will sterben als ein Christ, wie wir Christo, unserm Bruder, versprochen haben, um seines Namens willen zu sterben.“

Das waren die letzten Worte, welche die beiden zusammen redeten. Peter ward jetzt in die Hütte gestoßen. Der Henker warf ihm die Ketten um den Hals. Fester und fester zog er sie zusammen, bis er nicht mehr reden konnte. — Peter war schon eine Leiche, ehe Adolph in die Hütte kam. —

Dieser war mittlerweile noch von einem Mönche in ein Gespräch gezogen worden, wurde aber dabei von manchem Scheltworte überhäuft. Ein andrer Mönch, der mehr Theilnahme hatte, rief ihm zu: „Der Herr sagt: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stirbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben.“*) „Habt Dank, entgegenete ihm Adolph, daß ihr mir das Evangelium Christi verkündigt habt, und grüßet alle Brüder in dem Herrn Christo!“ — Auch ein Priester trat noch zu ihm, und sprach: „Sey getröstet in dem Herrn! Halte dich fest an Christum, und davon laß dich nicht abbringen!“

Adolph entkleidete sich nun selbst. Während dessen sprach er zu dem Greven noch manch ernstes Wort, aber auch manch lieblich Wort, das da zeugte von seiner Freude, abzuschieden und bei Christo zu seyn. Der Greve schwieg jetzt still. — Sobald sich Adolph entkleidet hatte, ging er freiwillig zu der Hütte. An der Thür derselben schlug er seine Augen noch einmal auf den Himmel, und sprach: „O Herr, hiernach hat mich lange verlangt! Denn so muß es geschehen, damit wir durch's Kreuz bewähret werden!“ — „Bruder, hast du deinen Geist schon abgegeben?“ redete er die Leiche seines Mitgenossen an. „So sey dir der Herr gnädig und barmherzig! Ich komme dir gleich nach!“ — Er stellte sich jetzt selbst an den Pfahl. Der Henker schlug ihn an, und hängte ihm einen Sack mit Pulver um den Hals. Ein Mönch frug noch: „Willst du als ein Christenmensch sterben?“ Dem erwiederte er: „So habe ich ja immer gesagt;

*) Joh. 11, 25. 26.

darum spricht mir den Glauben vor, so lange ihr könnt!" — Adolph sprach ihm alle Worte des Glaubens nach bis zum Ende, und schloß: „Das glaube ich, dabei will ich bleiben, dabei will ich leben und sterben!" —

Der Henker zündete das Feuer an. Hoch schlug die Lohe empor. Adolph rief noch einmal mit lauter Stimme: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" Das Pulver zündete. Ein Bliß! — und über zwei Leichen schlugen die Flammen zusammen.

Patric Hamilton.

(gest. den 28. Febr. 1528.).

Sage nicht: ich bin zu jung; sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen, was ich dich heiße. Fürchte dich nicht vor ihnen! denn ich bin bei dir. (Jerem. 1, 7. 8.)

Um diese Zeit, von der wir bisher geredet haben, hatte der Herr auch schon angefangen, in England und Schottland hier und da die Todtengebeine durch den Hauch seines heiligen Geistes lebendig zu machen. Zwei englische Jünglinge, Johann Fryth und Wilhelm Tindal, gaben 1526 ihrem Vaterlande das neue Testament in englischer Sprache. Der Dank dafür war der Feuertod. Sie litten ihn aber gern zur Ehre des Herrn. Auch in Schottland war der erste Bekenner des Evangelii ein Blutzeuge. Es ist unser Patric Hamilton gewesen.

Er stammte aus einem hochadeligen Geschlechte des Landes. Von väterlicher Seite war er nämlich ein Neffe des Grafen von Arran, und von mütterlicher Seite des Herzogs von Albanien, so daß er mit Jacob V., dem Könige von Schottland, Eines Stammes war. Man hatte ihn deshalb schon als Kind zum Abte ernannt. Doch konnte dies und seine ganze Erziehung nicht verhindern, daß mitten durch alle Finsterniß ringsum ein Strahl des Lichts von oben herab in seine Seele fiel, so daß er die überaus trübseligen Gebrechen seiner Kirche erkannte, und öffentlich rügte.

In Schottland sah es nämlich mit dem Christenthume gar schrecklich aus, noch viel ärger als in Deutschland. Aberglaube und religiöser Betrug fanden, wenn sie auch mit Händen zu greifen waren, den leichtesten Eingang bei dem armen, verwilderten Volke. Durch die schändlichsten Betrügereien scharrte auch hier der Clerus ungeheure Reichthümer zusammen, und diese verdarben den Stand selbst immer mehr und mehr. Die volle Hälfte des Staatseigenthums gehörte der Geistlichkeit, und der größte Theil dieser Hälfte war wieder in den Händen der wenigen geistlichen Oberhäupter. Und nun das Leben, das diese Bischöfe und Prälaten führten! — Von der weltlichen Gerichtsbarkeit befreit, sprachen sie nicht allein allen Gesezen Hohn durch die schamlosesten Unsittlichkeiten, sondern auch aller äußern Ehrbarkeit. Bischöfe und Aebte wetteiferten mit dem ersten Adel in verschwenderischem Luxus, und drängten sich ihm in allen Ehrenstellen vor, wobei sie König Jacob V. noch begünstigte, und unterstützte. Um ein erledigtes Bisthum oder eine vacante Abtei kämpften sie untereinander mit bewaffneter Hand, und mußten diese Stellen dann auch auf solche Weise behaupten. Geringere kirchliche Aemter wurden öffentlich verkauft, oder unwürdigen Creaturen, Würfelspielern, herumziehenden Sängern, oder an die Bastarde der Bischöfe geschenkt. Müßige, dumme Mönche von allen Farben, graue, schwarze, weiße, braune, schwärmten im Lande umher, um zu betteln, und von den Früchten des Landes zu zehren, das sie zu bebauen zu faul waren. Deshalb war ebenso groß, als die Sittenverderbniß, auch die Unwissenheit der Geistlichen in ihrem Amte. Selbst Bischöfe hatten von der heil. Schrift nicht mehr gelesen, als in ihrem Brevier stand. Zum Predigen ließen sie sich nie herab. — Wie es mit der Lehre des Christenthums aussah, darüber braucht wohl Nichts gesagt zu werden. Es war wie überall, nur noch ein wenig schlimmer. Rom hatte es nicht besser gewollt. Je weiter vom ächten Christenthum ab, desto bessere römische Christen! O arme Kirche! — „Deine Propheten haben dir lose und thörichte Gesichte gepredigt, und dir deine Missethat nicht offenbaret, sondern haben dir gepredigt lose Predigt; damit sie dich zum Lande hinauspredigten!“ (Klagel. 2, 14.) — Das Oberhaupt dieser Kirche in Schottland war der ehr- und herrschsüchtige Cardinal Jacob Beaton, ein Wüstling, der mit aller möglichen Grausamkeit die Kirche beherrschte, und jede Regung eines besseren Sinnes mit Feuer und Schwert verfolgte.

So sahe es also mit der christlichen Kirche in Schottland aus zu der Zeit, als Hamilton, vom Geiste des Herrn getrieben, den Schaden öffentlich aufdeckte. Aber ein wunder Fleck schmerzt bei der Berührung. So nahm denn auch die hohe Geistlichkeit bald eine sehr drohende Stellung dem Hamilton gegenüber an, und dieser sah sich genöthigt, derselben eine Zeitlang aus dem Wege zu gehen.

Er verließ Schottland, und ging nach Wittenberg zu Luther und Melanchthon. Diese leiteten ihn vollends ganz bis zur frischen, lautern Quelle des Evangeliums. Patrik trank in vollen Zügen, und fühlte sich bald von gleichem Glauben gestärkt, und von gleichem Muth befeelt, wie seine Meister. Er lernte feststehen, „und wenn die Welt voll Teufel wär', und wollt'n uns gar verschlingen.“ Er beschloß, wieder in sein Vaterland zurückzukehren, um seinen armen Brüdern auch das Wasser des Lebens auszutheilen, das Gottes Gnade ihn hatte schöpfen lassen. Umsonst stellte man ihm die Gefahren vor, denen er entgegen ging. Sein Entschluß war unerschütterlich. Er reiste nach Schottland zurück.

Der 23jährige Jüngling zog nun in seinem Vaterlande umher, geißelte mit beredtem Munde die Irthümer der römischen Kirche, und predigte das Wort von der freien Gnade Gottes. Sein Wirken war nicht ohne Erfolg; manch Saamenkörnlein ging in den Herzen der Leute auf. Was aber wohl voraussehen war, geschah bald. Man ließ ihm nicht viel Zeit, die evangelischen Lehren zu verbreiten. Der heimückische Cardinal, Jacob Beaton, der zugleich Kanzler des Reichs war, lockte ihn unter dem Versprechen, sich mit ihm in einer freien Conferenz zu verständigen, nach St. Andrews, der „Residenz im Königreiche der Finsterniß,“ und ließ ihn dort bei seiner Ankunft sofort ins Gefängniß werfen. Dann begannen, statt freier Unterredungen, peinliche Verhöre.

Die Punkte, die man ihm als Kezereien zur Last legte, waren folgende: 1. Daß das sündliche Verderben auch nach der Taufe in den Kindern zurückbleibe. 2. Daß Niemand aus eigener Macht etwas Gutes thun könne. 3. Daß Niemand, so lange er lebe, sündlos werde. 4. Daß jeder wahre Christ selbst erkenne, ob er im Stande der Gnade sey. 5. Daß der Mensch nicht durch seine Werke, sondern allein durch den Glauben gerechtfertigt werde. 6. Daß gute Werke nicht den guten Mann, sondern der gute Mann die guten Werke mache. 7. Daß Glaube, Hoffnung, Liebe so sehr mit einander verbunden seyen, daß, wer eines von ihnen habe, sie

alle habe, und wem eines von ihnen fehle, sie dem alle fehlen. 8. Daß die Ohrenbeichte zum Heil nicht nöthig sey. 9. Daß thätige Buße die Vergebung der Sünden nicht erkaufen könne. 10. Daß es kein Fegefeuer gebe. 11. Daß jeder Priester so viel Macht habe, als der Papst, und daß der Papst der Antichrist sey. — Man sieht daraus, daß der junge Hamilton die wittenbergische Nachtigall nicht umsonst hatte schlagen hören. —

In den Verhören, die man mit ihm hierüber hielt, zeigte Patrik bei seiner großen Bescheidenheit und Sanftmuth eine solche Festigkeit, daß man ihn auf keine Weise zum Widerruf bewegen konnte, und — zum Tode verdamnte. Dieses Urtheil ward am 28. Febr. 1528 gefällt, und noch am Nachmittage desselben Tages wurde Patrik zur Richtstätte geführt.

Als er dort angekommen war, legte er seine Kleider ab, und gab sie seinem alten, treuen Diener mit den Worten: „Sie werden mir im Feuer nicht helfen; doch können sie dir noch nützen. Ich kann dir nicht mehr hinterlassen, als das Exempel meines Todes; das, bitte ich, mögest du mit Freuden hinnehmen! Zwar ist der Tod bitter und qualvoll nach der Menschen Urtheil, doch ist er der Eingang zum ewigen Leben, welches Niemand ererben kann, welcher Christum vor diesem gottlosen Geschlechte verläugnet.“ —

Er wurde an einen Pfahl inmitten von Kohlen, Baumstämmen und andern brennbaren Sachen gebunden. Man hatte eine Zündröhre von Pulver gelegt, um das Feuer damit anzuzünden. Es glückte jedoch nicht, und durch das Pulver wurde nur eine seiner Hände und sein Gesicht beschädigt. Er mußte in dieser Lage bleiben, bis mehr Pulver herbeigebracht war. — Der Märtyrer gab kein Zeichen des Schmerzes von sich. Er redete in Psalmen und Lobgesängen. Der Dominikaner-Prior Campbell, der ihn einige Male inquirirt hatte, rief ihm wiederholt zu: „Widerrufe! Bitte zu unsrer lieben Frauen Maria, und sprich: Gegrüßet seyst du Maria, du Königin des Himmels!“ Da er nicht aufhörte, zu schreien, sprach Hamilton zu ihm: „Du gottloser Mensch! du weißt es wohl, daß ich kein Ketzer bin, und daß es göttliche Wahrheit ist, für welche ich jetzt leide; so viel hast du mir zugestanden im Geheimen, und derhalben fordere ich dich auf, vor dem Richtersthule Christi Antwort und Rechenschaft zu geben!“ —

Das Feuer war nun angezündet. Der Märtyrer erhob noch einmal seine Stimme: „Wie lange, o Herr! soll Finsterniß dieses

Land bedecken? Wie lange wirst du die Tyrannei dieser Menschen dulden?" — — — Mit den Worten: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“ — verstummten seine Lippen. Die unsterbliche Seele war droben beim Herrn. —

Von den Flammen dieses Scheiterhaufens aber ging ein Licht auf, das endlich die dunkle Nacht besiegte. Solch eine Gewaltthat des Cardinals erbitterte auch die Gleichgültigen, wie der Heldenmuth Hamilton's, mit dem er dem Tode entgegen getreten war, die lebhafteste Theilnahme für ihn erweckte. Was ist das für ein Glaube, für den und mit dem dieser Jüngling so freudig sterben konnte? so frug man, und dachte nach, und forschte selbst in dem verbotenen Buche, in der Bibel, die um diese Zeit in vielen Exemplaren durch englische Kaufleute nach Schottland gebracht wurde. Wo eine Familie solch ein kostbares Buch besaß, da kamen in den stillen Stunden der Nacht Freunde und Bekannte zusammen; bei verschlossenen Thüren wurde dann der Schatz aus seiner Hülle hervorgezogen, und während der Kundigste aus den theuern Blättern vorlas, hörten die Andern mit stummer Aufmerksamkeit zu. So verbreitete sich schon im Stillen die biblische Lehre weiter, während sie noch von Keinem öffentlich gepredigt wurde. Zu gleicher Zeit brachten Spottvögel lustige oder wihige Lieder unter das Volk, in denen die ganze hochmüthige und unwissende Geistlichkeit gewaltig mitgenommen und lächerlich gemacht wurde. Und auch diese wirkten viel. Wie Bienenschwärme stachen sie auf den Aberglauben, die Albernheiten und Sittenlosigkeiten der falschen Niethlingshirten los, und so bildeten sie im großen Reformationskampfe gleichsam die leichte Reiterei, die durch Necken und Plänkeln die Schlacht eröffnet. Nein, lange sollte sie nicht mehr dauern die Tyrannei dieser Bischöfe und Prälaten! — Du sollst, lieber Leser, zu seiner Zeit mehr davon hören. —



Dionysius von Nieux.

(gest. den 3. Juli 1528.)

Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater. (Matth. 10, 32. 33.)

Ist dir, lieber Leser, dieses Wort des Herrn schon einmal mit seiner Centnerschwere recht auf's Herz gefallen? — Bekennen wir Ihn, — so will Er uns wieder bekennen; aber verleugnen wir Ihn, — so will Er uns auch wieder verleugnen vor seinem himmlischen Vater. — Wie viele mögen seyn unter denen, die sich Christen nennen, welche diese Lektion vollständig gelernt haben? — Unser alter Luther sagt aber: „Ein jeder lerne sein' Lektion, so wird es wohl im Hause stohn,“ besonders nun in dem Hause, lieber Christ, das droben ist, wo du auch gern einmal ein Plätzchen haben möchtest, wenn der Weinbergsvater seine Arbeiter, und auch dich heimruft aus dem Weinberge, wenn die Feierabendglocken läuten, und der Schaffner, Jesus Christus, einem Jeden seinen Gnadenlohn austheilt. Da hat dann die Stunde geschlagen, wo es erfüllet wird: Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater. —

Wenn du die Schärfe dieser Worte an deinem Herzen selbst schon erfahren hast, dann wirst du dir vorstellen können, wie dem Manne im Lande Frankreich, von dem ich jetzt erzählen will, dem Dionysius von Nieux, zu Muth ward, als er unter Gebet in der heil. Schrift forschte, und seine Augen plötzlich auf diese Worte fielen. Sie trafen ihn zugleich wie ein Donnerschlag und wie ein linder Frühlingswind. Er zitterte und jauchzte. Dabei konnte er aber nicht stehen bleiben; er mußte tiefer hinein in den Schacht des Wortes Gottes. Und da fand er denn auch durch des Herrn Gnade die volle, reiche Goldader des evangelischen Glaubens. Die erste Lektion, die ihm der Herr aufgegeben, hatte er während dessen natürlich

nicht vergessen. Was er gefunden, wollte und konnte er nicht verbergen. Wahr und treu, offen und frei bekannte er vor den Menschen Christum, den Gekreuzigten. Besonders laut predigte er, daß die Messe eine Verleugnung des Leidens und Sterbens unsers Herrn Jesu Christi sey.

Es geschah unserm Dionys nun aber auch, was der Herr den Seinen Matth. 10. noch verheißt: „Wer sein Leben findet, der wird es verlieren.“ (V. 39.) Er wurde gefangen genommen, und in den Kerker geworfen. Brignonnet, der Bischof von Meaux, verhiess ihm dort, wenn er einen Widerruf thun wollte, nicht allein sofortige Freiheit, sondern auch noch eine lebenslängliche Unterstützung. Dionys hatte aber seine erste Lektion noch nicht verlernt. Er erwiderte dem Versucher: „Mein Herr! wolltet ihr wohl so übel an mir handeln, und mich überreden, daß ich meinen Gott verleugnen sollte?“ —

Da er unerschütterlich blieb, so gab ihn der Bischof Preis, und ließ ihn zum Feuertode verdammen. Nachdem das Urtheil gesprochen war, wurde Dionys sogleich auf einer Hürde zur Richtstätte geschleift. Unterwegs redete er noch viele köstliche Worte zum Volke, und ermahnte sie, sich zur wahren Lebensquelle zu kehren, und die löcherichten Brunnen Roms zu verlassen.

Man hatte ihm mit Gewalt ein hölzernes Kreuz aufgebunden. Dionysius aber wollte das Kreuz Christi, und nicht das der Pfaffen tragen. Er riß darum das Kreuz los, und warf es in's Wasser. Die Mönche, hierüber erzürnt, machten es wie Katzen, die mit den gefangenen Mäusen ihr grausames Spiel treiben. Sie wurden es nicht satt, den armen Gefangenen auf der Hürde höhnisch zu necken, zu quälen und zu martern.

Unter teuflisch ersonnenen Qualen wurde Dionys verbrannt. Dreimal ist er von der Erde auf ein kleines Feuer gelegt worden. Er aber litt Alles wie ein Lamm, das den Mund nicht aufthut vor seinem Scheerer. Bis zum letzten Hauche rief er nur den Namen seines Gottes an, und betete.



Ludwig von Berquin.

(gest. 1528.)

Ihr waret weiland Finsterniß, nun aber seyd ihr ein Licht
in dem Herrn. (Eph. 5, 8.)

Bu der Zeit, als Flandern und Artois noch unter der Regierung des Königs Franz I. von Frankreich standen, waren viele vom Adel aus jenen Graffschaften an des Königs Hofe. Unter ihnen war vor allen Andern ausgezeichnet Ludwig v. Berquin aus Artois. Er war 40 Jahre alt geworden, und hatte noch nie ein Weib berührt, was unter den Hofleuten der damaligen Zeit, und besonders am Hofe Franz I., gar viel sagen wollte. Nach seiner Art war er auch ein frommer Mann. Er besuchte fleißig die Messen und Predigten, und hielt andächtig die Fasten und Feiertage. Von der evangelischen Lehre, wie sie zu der Zeit schon in Frankreich bekannt war, wollte er nichts wissen; sie war ihm ein Greuel. Der Herr aber erbarmte sich seiner Finsterniß, und machte ihn zu einem Glaubenslichte. Durch einen Streit mit einem Doctor der Sorbonne*) wurde Berquin zur heil. Schrift geführt. Er las, und las, und siehe, was er vorher als einen Greuel verabscheut hatte, dessen Wahrheit fand er auf allen Blättern des heil. Buches bestätigt. Er forschte weiter, ob sich's also verhielte, und — der Morgenstern ging auf in seinem Herzen. Wie Schuppen fiel es von seinen Augen.

Berquin übersezte nun einige Bücher aus dem Lateinischen in's Französische. Wie aber eine Spinne Gift aus den Rosen zu saugen pflegt, erzählt der alte Berichterstatter, so zogen seine Feinde aus jenen Büchern einige Artikel, die ihm ein Fallstrick zum Tode werden sollten. Sie fanden besonders 3 Sätze, welche sie als Ketzerei erklärten, nämlich 1. Daß die Jungfrau Maria unbilliger Weise statt des heil. Geistes angerufen werde, 2. Daß man sie mit Unrecht einen Schatz der Gnaden nenne, 3. Im Salve zur Vesper werde sie unsre Hoffnung, unser Leben u. s. w. genannt; das sey schnurstracks wider die lautere Wahrheit; denn solche Ehre gebühre ganz allein unserm Herrn Jesu Christo.

*) So hieß die theologische Facultät an der Universität zu Paris.

Wegen dieser und noch einiger anderer Artikel wurde Berquin von den Theologen der Sorbonne verklagt, und auf ihr Anhalten ins Gefängniß gelegt. Doch wurde er bald wieder freigelassen. Er fuhr fort, acht christliche Schriften in's Französische zu übersetzen. Da rotheten sich zusammen Noël Bédaride, ein alter Doctor der Sorbonne, die Prioren im Carthäuser- und Cölestinerkloster zu Paris, und noch viele andere Diener Roms; durch ihre Menge wollten sie den Ketzer erdrücken. Sie brachten es auch wirklich dahin, daß Berquin wieder in den Kerker gelegt wurde. Als aber der König Franz um diese Zeit aus seiner Haft in Spanien, in die er durch den Krieg mit Kaiser Karl V. gerathen war, wieder nach Frankreich zurückkehrte, und vernahm, daß Berquin, den er lieb und werth hielt, in Todesgefahr schwebte, ließ er ihn sogleich auf freien Fuß setzen, damit er seine Sache desto besser ausführen möchte. Seine Freunde ermahnten ihn nun, sobald als möglich aus Paris sich zu entfernen, und unter dem Scheine einer königlichen Botschaft nach Deutschland, oder anders wohin zu reisen, bis die Wuth seiner Feinde durch die Zeit abgekühlt wäre; er sollte wohl bedenken, daß die Widersacher nicht ruhen würden, bis sie ihn durch den Tod zum Schweigen gebracht hätten. Berquin wurde aber nicht nur nicht furchtsam, sondern schöpfte noch größern Muth, seine Sache bis zu Ende zu führen. Er war, wie der alte Erzähler sagt, wie ein Palmbaum, der, je mehr man ihn niederdrückt, desto mehr sich erhebt. — Berquin brachte darauf Briefe von König Franz an die Sorbonne, worin verlangt wurde, daß 12 Artikel aus jenes Bédaride's Schriften, die voller Gottlosigkeit und Gotteslästerung waren, entweder durch die heil. Schrift bewiesen, oder verdammt werden sollten. Das war ein Stich in das Wespennest. Der Schwarm der Sorbonne wurde dermaßen aufgereizt, daß sie nicht eher aufhörten, zu schreien und zu laufen, bis das Parlament 12 Richter mit voller Gewalt verordnete, welche die Sache untersuchen und entscheiden sollten. Berquin wurde wieder ins Gefängniß gesetzt; bald darauf verbrannte man auch seine Bücher. Nach mancher Berathung fällten die Richter, auf welche die Sorbonne ihren möglichsten Einfluß auszuüben nicht vergessen hatte, endlich den Spruch, daß der Gefangene seine schon oben erwähnten Sätze abschwören, und zu ewiger Haft verdammt seyn sollte, jedoch mit dem Vorbehalt, daß der König die ganze Sache ändern könnte. Berquin erklärte, den Weg der Appellation an den König ergreifen zu wollen.

Als aber die Richter das Wort „Appellation“ hörten, riefen sie zornig aus: „Wenn du mit unserm Spruch nicht zufrieden bist, so werden wir's schon machen, daß du nirgend wohin mehr appelliren sollst!“ Sie stießen darauf ihren ersten Spruch um, und fällten nun das Urtheil, daß Berquin auf dem Greve-Platz mit dem Strange erwürgt, und dann verbrannt werden sollte. Recht oder Unrecht, das galt ihnen gleich. Das Opfer war unter ihren Händen, und mußte leiden, was sie beschlossen. —

Berquin ließ sich am Tage der Hinrichtung getrostem Herzens aus dem Kerker führen. Er entsetzte sich nicht, da der Henker mit lauter Stimme das Urtheil ausrief, auch nicht, da er zum Richtplatz geleitet ward. Fromm und fröhlich redete er noch zum Volke. Aber nur Wenige konnten seine Worte verstehen, weil die Widersacher Leute gebingt hatten, die ihn durch ihr Geschrei übertäuben mußten. Standhaft und in dem Herrn ergeben, bot er nachher dem Henker seinen Nacken dar. Es geschah dieses im Mai des Jahres 1528.

Die Feinde waren aber durch seinen Tod noch nicht zufrieden gestellt. Ein Haufen Kinder mußten für Geld durch die ganze Stadt laufen, und auf den Straßen ausrufen: „Berquin ist ein Ketzer! Berquin ist ein Ketzer!“ — — Die um Geld gemietheten Stimmen sind längst verhallt. Aber die Stimme der Wahrheit ruft noch immer: „Berquin ist ein Blutzeuge unsers Herrn Jesu Christi!“ Und diese Stimme wird nicht verhallen, so lange evangelische Wahrheit besteht, und der König der Wahrheit lebt. Ja, Berquins Name steht im Buch des Lebens angeschrieben ewiglich.



Friedrich, der Weise, Churfürst von Sachsen.

(geb. 1463. gest. den 5. Mai 1525.)

Der Herr hat mir das Ohr geöffnet; und ich bin nicht ungehorsam, und gehe nicht zurück. (Jes. 50, 5)

Friedrich III., mit Recht der Weise genannt, kam nach dem Tode seines Vaters Ernst im Jahre 1487 an die Regierung

von Sachsen. Um dieselbe Zeit erhielt er vom Kaiser Friedrich III. die Churfürstenwürde. Er war ein rechter und mannhafter Regent seines Landes, dem seiner Völker Heil mehr galt, als seines Namens Ehre. Um dem Lande wohlerrfahrene Staatsbeamte und tüchtige Geistliche zu geben, stiftete er, besonders auf den Rath von Dr. Staupitz und Martin Mellerstadt, im Jahre 1502 die Universität Wittenberg, ohne zu ahnen, welchen Segen diese Anstalt nach Gottes Rath ihm selbst, seinem Lande und der ganzen Christenheit bringen sollte. Denn wer hätte damals gedacht, daß das kleine, zu der Zeit noch wenig bekannte Wittenberg die Wiege der Reformation werden würde? — Des Herrn Rath ist wunderbar. Fünfzehnhundert Jahre vorher hatte man auch gefragt: was kann aus Nazareth Gutes kommen? —

Friedrich war, ehe die Reformation begann, ein guter römischer Christ, insofern er die äußerlichen Satzungen Roms mit großer Gewissenhaftigkeit und Mängstlichkeit hielt. Im Jahre 1493 unternahm er eine Wallfahrt nach Jerusalem, wo ihn Heinrich v. Schauenburg zum Ritter des h. Grabes schlug. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts baute er die Schloßkirche zu Wittenberg, und sammelte für dieselbe eine große Anzahl von Reliquien. Im Jahre 1509 waren schon an 5000, im Jahre 1519 aber an 19000 Reliquien dort aufgespeichert. Es gab keinen Heiligen, von welchem nicht irgend Etwas dort vorhanden war. Fabelhafte Dinge waren dabei, so z. B. einige Stücke von der Arche Noahs, Ruß aus dem feurigen Ofen der 3 Männer, Theile von Christi Krippe und Wiege, Heu und Stroh, darauf er gelegen, Erde, worauf er gegessen, gestanden, gepredigt, Tisch, Tafeltuch, Gerstenbrod, Blut, Bart, Kreuz u. dgl. Diese Sachen waren mit so reichem Ablass versehen, daß, wer sie zu verehren zu gewissen Zeiten dahin reiste, und seine Beisteuer zugleich einlegte, nach Spalatins Berechnung auf 2 Millionen Jahre Ablass bekommen konnte. An der Gunst des Papstes war natürlich Friedrich auch nicht wenig gelegen, wie er sich denn noch im Jahre 1515 von demselben das Gnadengeschenk der goldenen Rose erbitten ließ.

Friedrich war aber neben jenen Schläcken keineswegs des ächten Goldes der Gottesfurcht und Frömmigkeit baar und ledig. Er besaß ein aufrichtiges Streben nach dem Höchsten. Fleißig las er das Wort Gottes, und hatte dabei von früh an die Sitte, alle Sprüche der h. Schrift, die jemals Eindruck auf

ihn gemacht hatten, in seinem Zimmer an die Wand zu schreiben, um sie hier immer vor Augen zu haben. Spalatin, sein Hofprediger, berichtet hierüber: „Mit welcher großer Liebe, Fleiß und Andacht dieser Churfürst dem Worte Gottes zugethan war, ist Niemand verborgen. Auch ehe noch Gott, der Herr, nach seiner unaussprechlichen Güte und Barmherzigkeit, die Lehre von seiner väterlichen Gnade wieder hat predigen lassen, mißfiel es ihm sehr, daß man so übel mit dem Worte Gottes umging. Da hernach durch göttliche Gnade das Licht des Evangeliums um etwas aufging, sprach er zu mir: er habe immer gehoffet, wir würden noch einen reinen Unterricht vom Glauben empfangen. Er hörte indessen die Predigten begierig an, und las selbst mit großen Freuden das Wort Gottes, besonders die Evangelisten, woraus er sich viele tröstliche Sprüche gesammelt, und dieselben wohl anzubringen gewußt hat. Besonders zog er den Spruch Joh. 15, 5. an: „Ohne mich könnet ihr nichts thun!“ und wußte daraus wider den freien Willen, dessen sich viele rühmten, schön zu schließen, wie er einstens zu mir sagte: Wie können wir einen freien Willen haben, da Christus selbst spricht: „Ohne mich könnet ihr nichts thun!?“ Er redete nämlich davon, daß der Mensch aus eigenen Kräften des freien Willens kein gutes, Gott wohlgefälliges Werk verrichten könne, sondern alles von der Gnade Gottes erlange, was er Gutes wirke.“ — Ein andrer schöner Zug von Friedrichs Liebe zur heil. Schrift, noch vor der Zeit seiner Erkenntniß vom Evangelio, ist folgender. Er unterredete sich eines Tages mit Staupitz über diejenigen, welche dem Volke eitle Redensarten vorhielten. „Alle Reden, sagte der Churfürst, die Spitzfindigkeiten und menschliche Ueberlieferungen bieten, sind überaus kalt, ohne Saft und Kraft. Die heil. Schrift ist so reich an Majestät und Macht, daß sie alle unsere gelehrten Redemaschinen zerstört, und uns zu der Aeußerung zwingt, niemals habe ein Mensch so geredet.“ Staupitz versicherte, er sey ganz dieser Ansicht. Da reichte ihm der Churfürst herzlich die Hand, und sagte: „Versprecht mir, daß ihr immer so denken wollt!“ —

In der Nacht vor dem 31. October 1517, wo Luther seine 95 Thesen an die Schlosskirche zu Wittenberg schlug, hatte Friedrich einen bedeutsamen Traum. Wir wollen ihn selbst denselben erzählen lassen, wie er ihn sogleich am nächsten Morgen seinem Bruder, dem Herzog Johann, und dem Kanzler erzählt haben soll: „Als ich mich auf den Abend zu Bette legte, ziemlich

matt und müde, war ich bald über dem Gebete eingeschlafen, und hatte bei drittehalb Stunden fein sanft geruht. Als ich nun erwacht und ziemlich munter war, lag ich und hatte allerlei Gedanken bis nach zwölf in Mitternacht; gedachte unter andern, wie ich allen lieben Heiligen zu Ehren fasten und feiern wollte*), betete auch für die lieben Seelen im Fegefeuer, und beschloß bei mir, ihnen auch zu Hülfe und zu Steuer in ihrer Gluth zu kommen; — bat den lieben Gott um seine Gnade, daß er doch mich und meine Rätthe und Landschaft in rechter Wahrheit wolle leiten und zur Seligkeit erhalten; er wolle auch allen bösen Buben, die uns unser Regiment sauer machen, nach seiner Allmacht wehren. Nach Mitternacht war ich bald nach solchen Gedanken wieder eingeschlafen. Da träumet mir, wie der allmächtige Gott einen Mönch, eines feinen, ehrbaren Angesichts, zu mir schickte; der war Sanct Pauli, des lieben Apostels, ähnlicher Sohn. Der hatte bei sich, aus Gottes Befehl, alle lieben Heiligen. Die sollten dem Mönch zuvor ein Zeugniß geben, daß es kein Betrug mit ihm wäre, sondern er wäre wahrhaftig ein Gesandter Gottes. Und ließ mir Gott gebieten, ich sollte dem Mönch gestatten, daß er mir etwas an meine Schloßkapelle zu Wittenberg schreiben dürfte; es würde mich nicht gereuen. Ich ließ ihm durch den Kanzler sagen: weil mich Gott solches heiße, und er auch sein gewaltig Zeugniß hätte, so möchte er schreiben, was ihm geboten wäre. Darauf fängt der Mönch an zu schreiben, und macht so grobe Schrift, daß ich sie hier zu Schweinitz (vier Meilen von Wittenberg) erkennen konnte. Er führte auch so eine lange Feder, daß sie bis gen Rom mit dem andern Theile reichte, und einen Löwen, der zu Rom lag, mit dem Sturz (der obern Spitze der Feder) in ein Ohr stach, daß der Sturz wieder zum andern Ohre hinausging. Und streckte sich die Feder ferner bis an der päpstlichen Heiligkeit dreifache Krone, und stieß so stark daran, daß sie begann zu wackeln, und seiner Heiligkeit vom Haupte zu fallen. Wie sie nun also im Fallen ist, deucht mich, ich und Euer Liebden standen nicht weit davon; ich streckte auch meine Hand aus, und wollte sie helfen halten. In demselben geschwinden Zugreifen erwachte ich und hielt meinen Arm in die Höhe, war ganz erschrocken und auch zornig mit auf den Mönch, daß er seine

*) Er dachte an das Fest aller Heiligen, welches die Katholiken bekanntlich am 1. Novbr. feiern.

Feder nicht bescheidener führte. Als ich mich aber recht besann, war es ein Traum. Ich aber war noch voll Schlaf, gingen mir die Augen wieder zu, und war wiederum fest eingeschlafen, ehe ich das recht gewahr geworden. Und ist mir dieser Traum zum andern Male wieder gekommen. Denn ich hatte wieder mit dem Mönch zu thun, und sah ihm zu, wie er immerfort schrieb; und mit dem Sturz der Feder stach er immer weiter auf den Löwen und auf den Papst; darüber der Löwe aber so greulich brüllte, daß die ganze Stadt Rom und alle Stände des heiligen Reiches zuliefen, zu erfahren, was da wäre. Es begehrte päpstliche Heiligkeit an die Stände, man sollte doch dem Mönch wehren, und sonderlich mich dieses Frevels berichten, weil sich der Mönch in meinem Lande aufhielt. Darüber erwachte ich zum andern Male, verwunderte mich, daß der Traum wiedergekommen war, ließ mich's doch gar nicht anfechten, bat aber Gott, er wolle päpstliche Heiligkeit vor allem Uebel behüten, und schließ also zum dritten Male wieder ein. Da kam mir der Mönch wieder vor. Wir bemühten uns sehr, dieses Mönchs Feder zu brechen, und den Papst hinweg zu leiten. Aber je mehr wir uns an der Feder versuchten, je mehr sie starnte und knarrte, als wenn sie Eisen wäre. Sie knarrte so sehr, daß es mir in den Ohren wehe that. Wurden endlich also verdroffen und müde darüber, daß wir abließen. Verbargen sich auch immer einer nach dem andern, und besorgten uns, der Mönch möchte mehr können, als Brod essen; er möchte uns auch etwa einen Schaden zufügen. Nichtsdestoweniger aber ließ ich ihn fragen, woher er doch zu solcher Feder gekommen wäre, und wie es zugehe, daß sie so zähe und feste wäre. Er ließ mir sagen, sie wäre von einer alten, hundertjährigen böhmischen Gans. Einer seiner alten Schulmeister hätte ihn damit verhret, und gebeten, weil sie sehr gut wäre, er wolle sie zu seinem Gedächtniß behalten und brauchen; er hätte sie auch selbst temperiret. Daß sie aber so lange währet, und so fest wäre, komme daher, daß man ihr den Geist nicht nehmen, oder die Seele, wie mit andern Federn geschieht, herausziehen könnte. Darüber er sich denn selbst zum höchsten verwunderte. — Bald hernach kommt ein Geschrei aus, es wären aus der langen Mönchsfeder unzählig viel andere Federn zu Wittenberg gewachsen, und sey mit Lust anzusehen, wie viel sich gelehrte Leute darum reißen, und meinen eines Theils, diese neuen, jungen Federn werden mit der Zeit auch so groß und lang werden, wie dieselbe Mönchs-

feder, und es werde gewiß etwas Sonderliches auf diesen Mönch und seine lange Feder folgen. Da ich nun gänzlich im Traume beschloffen, mich je eher, je lieber mit dem Mönch in eigener Person zu unterreden, wachte ich endlich zum drittenmale auf, und war jetzt Morgen geworden, wunderte mich sehr über den Traum, gedachte ihm nach, und bildete mir ihn wohl ein, wie er mir nacheinander war vorgekommen, zeichnete mir bald die vornehmsten Stücke zum Gedächtniß auf, bin gänzlich der Meinung, dieser Traum sey nicht ohne Bedeutung, weil er mir so oft vorgekommen ist, und bin Willens, meinem Beichtvater denselben zu offenbaren. Doch habe ich ihn Euer Liebden vorhin auch wollen wissen lassen.“ — —

Luther hatte seine 95 Thesen angeschlagen. Als er bald darauf nach Rom zur Verantwortung citirt wurde, setzte es Friedrich durch, daß man die Sache in Deutschland verhandeln sollte. Es geschah dies zu Augsburg durch den Cardinal Cajetan. Da jedoch hier nichts ausgerichtet war, und Cajetan Luthers Auslieferung oder Vertreibung verlangte, so trat Friedrich nun, wenn auch im Anfange noch schwankend, als Vertheidiger des beginnenden Reformationswerkes auf. Er war gerade der Fürst, dessen die Reformation bedurfte. Denn er war gemäßigt, aber kräftig, nicht eilig, aber gerecht. Er betete die Wege Gottes in tiefer Ehrfurcht an, und fürchtete, als einer befunden zu werden, der gegen Gott kämpft. „Die Sache ist so weit gediehen, sagte er einmal, daß die Menschen nichts dazu thun können; Gott allein kann es. Deshalb überlassen wir seiner mächtigen Hand die großen Ereignisse, die zu schwierig für uns sind.“ An Cajetan schrieb er: es seyen viele Gelehrte in seinem Fürstenthum, seinen Landen und an seiner Universität, welche Luthers Lehre nicht für keßerisch hielten, ausgenommen die, denen diese Lehre zum Abbruch ihres Eigennuzes gereiche; darum könnte er den Luther nicht zum Nachtheil seiner Universität verjagen.

Am 17. Januar 1519 war der Kaiser Maximilian gestorben, und Friedrich wurde Vicarius des Reiches. „Nun lief, schreibt Luther 20 Jahre später, das Evangelium unter dem Schatten dieses Fürsten glücklich fort, und ward weit ausgebreitet. Wie denn viele durch dieses Prinzen Ansehen bewegt wurden, welchen wegen seines hohen Verstandes Niemand als der Meid in Verdacht ziehen konnte, daß er Keger oder eine Kegerlei erhalten und schützen wolle: welche Sache dem Papst-

thum großen Schaden gebracht hat.“ Friedrich selbst schrieb am 12. Mai 1519 an den gelehrten Erasmus: „Daß Lutheri Sachen von viel frommen, aufrichtigen und gelehrten Leuten für gut angesehen und gelobet, desgleichen seine Schriften von vor-
trefflichen Männern mit großer Brunst und Begierde gelesen worden, ist uns sehr lieb und angenehm, und darum desto lieber, daß auch allhier die gelehrtesten und vornehmsten in unsern Ländern und Fürstenthümern, geschweige denn in fremden Landen, des Mannes Leben, Wandel und Sitten sowohl, als seine Geschicklichkeit wunderbarer Weise und einträchtiglich loben. Denn daß er bisher in unserm Sachsenland hat Aufenthalt und Schutz gehabt, ist nicht allein seiner Person, sondern auch seiner Sachen halber geschehen. Achten das auch für unbillig, daß diese, so aller Ehren werth, sollten von uns beschweret werden, und wollens auch durch Gottes, des Allmächtigen, Hülfe und Beistand noch nicht geschehen lassen, daß irgend ein Unschuldiger in unsern Landen und Herrschaften durch unser Zulassen Eillicher Bosheit und Frevel, so nur das Ihre suchen, übergeben werde.“

Als nach Cajetans barschem Auftreten der päpstliche Hof Luthers Sache durch den Kammerherrn v. Miltitz auf gutlichem Wege zu Altenburg beigelegt wissen wollte, machte er zugleich auch den Versuch, den Churfürsten für sich zu gewinnen. Man erinnerte sich, daß Friedrich vor einigen Jahren um die goldene Rose gebeten hatte, und Miltitz mußte ihm dieselbe mit einem schmeichelhaften Schreiben des Papstes überbringen. Aber die Rose hatte jetzt ihre Zauberkraft für Friedrich verloren. Er ließ sich durch diese Schlinge nicht fangen, sondern ging muthig den Weg weiter, den Gott ihm durch sein Gewissen vorzeichnete. Er war entschlossen, Luther nicht ohne Widerlegung verdammen zu lassen. Seine Gerechtigkeitsliebe erschraf bei dem Gedanken, einen Unschuldigen den Händen erbitterter Feinde zu übergeben.

Um diese Zeit wurde ihm auch von den 6 übrigen Churfürsten die deutsche Kaiserkrone angetragen. Er schlug sie jedoch aus, weil seine Schultern für diese große Last zu alt und zu schwach seyen, und gab seine Stimme dem nachmaligen Karl V. Dessen Minister nun schickten dem Churfürsten 30000 Florin, die Friedrich aber mit Entrüstung zurückwies. Als sie baten, er möchte doch wenigstens seinen Ministern erlauben, 10000 Fl. anzunehmen, gab er zur Antwort: „Sie mögen's annehmen, doch soll sich keiner, der auch nur Einen Ducaten annimmt, morgen noch an meinem Hofe sehen lassen!“ —

Als Luther vor dem Reichstage zu Worms erscheinen sollte, fürchtete Friedrich, sein Schützling möchte verzagt werden, wenn er vor Kaiser und Ständen stände, und Rede und Antwort geben müßte. Da er aber sah, wie standhaft Luther in der Kraft Gottes sich erwiesen hatte, freute er sich so sehr darüber, daß er noch am selbigen Abend den Spalatin rufen ließ, von der Tafel aufstand, mit diesem in sein Schlafgemach ging, und zu ihm sprach: „O wie schön und kühn hat heute Vater Martin vor Kaiser und Reich geredet, fast zu kühn!“ — Bekannt genug ist auch, daß auf seine Veranlassung Luther nach der Wartburg gebracht wurde. —

Ein schönes Zeugniß vom christlich tiefen Geiste des Churfürsten wird uns aus dem Jahre 1524 berichtet. Auf dem Reichstag dieses Jahres, der zu Nürnberg gehalten wurde, ward auch über den Türkenkrieg Rath gepflogen. Auf Befehl des Churfürsten mußte der Kanzler Planig Folgendes sagen: „Mein gnädiger Herr hält dafür, wo wir als Menschen von dieser Sache reden wollen, daß man damit wenig oder gar nichts ausrichten werde, sondern man müsse vor allen Dingen Gott um Gnade und Hülfe anrufen, daß seine göttliche Barmherzigkeit uns armen Sündern die Gnade und Erkenntniß gebe, daß in einem rechten christlichen Glauben seine Ehre und die Liebe des Nächsten gesucht würde. Denn sollten wir die Ungläubigen, als die Türken, nützlich bekriegen, und Widerstand thun, so müßten wir zuvor unsern eigenen Unglauben und Mißtrauen zu Gott, unsere Eigennützigkeit, auch den Unwillen, Verdruß und Haß gegen unsern Nächsten bestreiten, und also Gott, dem Allmächtigen, alle Dinge heimgeben, und ihm darum vertrauen.“ — Solche und ähnliche Gesinnungen und Handlungen machten den Churfürsten im ganzen Reiche hoch und werth geachtet, wie noch auf diesem Reichstage Erzherzog Ferdinand gesagt hat: Churfürst Friedrich sey doch das einzige Exemplar der alten, deutschen Redlichkeit und Treue. —

Die volle Blüthe der Reformation sollte Friedrich nicht sehen. Vom Anfang des Jahres 1525 wurde er immer schwächer, so daß er anfang, des Lebens satt zu werden, und 14 Tage vor seinem Ende sagte: „Wenn es Gott gefiele, so wollte ich willig sterben; denn es ist doch weder Liebe, Wahrheit, Glauben, noch etwas Gutes mehr in der Welt.“ Ein andermal sprach er: „Der liebe Gott rufe mich, wann er will, so habe ich ein fröhliches Gewissen in dem Herrn Christo, dem ich von ganzem Herzen gedient, und das erlebt habe, daß in meinen Kirchen und Schulen die Alten und die Kinder allein auf ihn sind gewiesen worden.“

Als man ihn fragte, was die erste Tugend eines Fürsten wäre, antwortete er: „Das ist die Gottesfurcht!“ Und welches ist die letzte? — „Wiederum die Gottesfurcht; denn diese begreift alle übrigen Tugenden in sich.“ —

Am Morgen des 5. Mai empfing er das heil. Abendmahl unter beiderlei Gestalt mit solcher Andacht, daß alle Anwesenden zum Weinen bewegt wurden. Darnach redete er sie an: „Liebe Kindlein, ich bitte euch um Gottes willen, wo ich eurer Einen irgend erzürnt hätte, es sey mit Worten oder mit Werken, ihr wollet es mir um Gottes willen vergeben, und wollet mir andere Leute auch um Gottes willen bitten, sie wollten mir's auch um Gottes willen vergeben; denn wir Fürsten thun den armen Leuten allerlei Beschwerung, und das nicht taugt.“ — Darauf befahl er dem Spalatin, die Sprüche Joh. 3, 16. und Joh. 6, 40. mit großen Buchstaben auf eine Tafel zu schreiben, und diese seinem Bett gegenüber aufzuhängen. Auch fühlte er sich gar herrlich getröstet an dem Worte Matth. 11, 28: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seyd! ich will euch erquicken.“ — Nun machte er sein Testament. Das fing an: Erstlich bitte ich den allmächtigen Gott, durch das heilige und einige Verdienst seines Sohnes, daß er mir alle meine Sünden und Gebrechen vergeben wolle; denn ich zweifle nicht, daß ich durch das theure Blut meines allerliebsten Herrn und Heilandes Jesu Christi erlöset bin. Demnach befehle ich meine Seele, sie seliglich zu behalten, seiner unerforschlichen, ewigen und unendlichen Gnade und Barmherzigkeit, und in seine allmächtigen Hände. Ich vergebe euch allen, die mir etwas zu Leide gethan, und bitte dagegen alle um Gottes willen, daß sie mir um Gottes willen, und aus christlicher Liebe von Herzen, was ich ihnen zu Leide gethan, verzeihen, wie wir alle täglich von Gott, dem Vater der Barmherzigkeit, Vergebung unserer Sünden erbitten.“ Als er mit dem Testamente fertig war, sprach er: „Ich kann nicht mehr!“ Spalatin fragte, ob er einige Beschwerung auf seinem Herzen habe? „Gar keine, antwortete er, sondern ich fühle Leibes Schmerzen; indeß um Christi willen will ich auch die leiden.“ Endlich wiederholte er noch mehrmals die Worte: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seyd! ich will euch erquicken!“, worauf er am selbigen Tage, den 5. Mai 1525, um 5 Uhr Abends, im 63. Lebensjahre entschlummerte, und zwar so sanft, daß sein Leibarzt Dr. Stromer ausrief: „Er war ein Kind des Friedens, und friedlich ist er verschieden!“ —

Luther hielt ihm zwei Leichenpredigten; sie sind kurz, aber voll heiliger Einsicht, Reinigkeit und Gottesfurcht. Vom Churfürsten redet er wenig, doch was wahr ist. Er lobt sein friedlich Regiment, seinen festen Glauben an Christum, und seine Liebe zum göttlichen Wort, um deren willen er die letzten Jahre viel habe leiden müssen. In einem Trostsreiben an den neuen Churfürsten vergleicht Luther den Gestorbenen mit dem König Josia, den Gott vor gegenwärtigem und künftigem Uebel hinweggenommen habe. Auch lobt er darin seine Friedfertigkeit mit diesen Worten: „Er hat sein Lebtag ein friedsames, stilles und ruhiges Regiment geführt, daß er billig Friederich geheissen, und seinen Namen mit der That bewiesen hat; und auch solcher friedsamem Seele wohl zu gönnen ist, daß sie nicht in solchem Unfrieden und Aufruhr lebe, und vielleicht uns mehr jammern würde, so wir sehen sollten, daß seine letzten Tage in solchem Mumor sollten gefunden werden. Friede sey seiner Asche!“ —



Dr. Martin Luther.

(geb. 10. Novbr. 1483. gest. 18. Febr. 1546.)

Dr. Martin Luther.

(geb. 10. Novbr. 1483. gest. 18. Febr. 1546.)

Der Gerechte wird seines Glaubens leben. (Röm. 1, 17.)

Das ist der in den bisherigen Lebensschilderungen schon oft genannte, uns Allen wohlbekannte Vater der Reformation in Deutschland. Hast dich wohl schon gesehnt, lieber Leser, von diesem Manne hier auch etwas Näheres zu hören? — Es soll jetzt geschehen. Komm, und laß uns den Lebenspfad unseres Dr. Martin Luther im Geiste durchwandeln! Ich meine, daß wir allzumal darauf manches Blümlein werden pflücken können für uns zur Lehre, zum Troste, zur Besserung und zur Stärkung.

Es war am 10. Novbr. 1483, Abends gegen 12 Uhr, als dem Bergmann, Hans Luther in Eisleben, von seiner Hausfrau Margaretha, geb. Lindemann, ein Knäblein geschenkt wurde, das Tags nachher in der Petrifirche daselbst getauft, und, weil dieses gerade der Tag Martini war, Martin genannt ward. Dieses Knäblein war unser Martin Luther.

Als der junge Martin kaum sechs Monate alt war, verließen seine Aeltern Eisleben, und zogen nach dem drei Stunden entfernten Städtchen Mannsfeld. Hier, in dem schönen Wipperthale, hat der Knabe seine Jugendspiele gespielt, und den ersten Unterricht erhalten. Seine Aeltern waren dort anfangs sehr arm, und die Mutter mußte ihr Holz auf dem Rücken tragen, um ihre Kinder ernähren zu können. Der kleine Martin wird wohl auch oft seine Mutter in das Holz begleitet, und sein Bündelchen gesammelt haben! Später aber ist's besser geworden. Der milde und reiche Gott hatte des Vaters Arbeit gesegnet, und ihm zu Mannsfeld zwei Schmelzöfen bescheert. Der alte Luther wurde hernach auch zum Rathsherrn in Mannsfeld erwählt. Als fromme Leute erzogen die Aeltern schon frühe ihren Martin in der Furcht Gottes; dabei hielten sie ihn aber sehr hart, daß er auch darüber gar schüchtern wurde. Er erzählt selbst: „Mein Vater stäupte mich einmal so sehr, daß ich ihn floh, und ward ihm gram, bis er mich wieder zu sich gewöhnte. Die Mutter stäupte mich einmal um einer geringen Nuß willen, daß das Blut darnach floss.“ Sobald der Knabe unterrichtsfähig

*H. Pufford stieß auf ein Holz und einen Stein. Er sah es ein Stück
mit den Worten: „Ach! das Holz und der Stein geht,
das Holz ist ein Stück Holz, der Stein ein Stein.“*

war, rief der Vater den Segen Gottes auf ihn herab, und schickte ihn in die Schule. Martin war aber noch sehr klein; deshalb trug ihn der Vater selbst oft auf den Armen zur Schule. Hier gab's für den Knaben auch keine besonders sanfte und liebevolle Zucht. Sein Lehrer hat ihn an Einem Tage wohl mehrmal mit Ruthen gestrichen. Luther erzählt dies selbst, und bemerkt dabei: „man müsse die Kinder peitschen, aber auch lieben.“ Er lernte aber doch fleißig in der Schule den Katechismus, die 10 Gebote, das Glaubensbekenntniß, das Vaterunser, Lieder und Gebete, und was man sonst in den Schulen damaliger Zeit trieb.

Der alte Hans Luther wollte seinen Sohn zu einem Gelehrten machen; die besonderen Anlagen und der ausgezeichnete Fleiß des Knaben ließen ihn nicht unbegründete Erwartungen dafür hegen. Als Martin daher in sein vierzehntes Jahr ging, schickte ihn der Vater nach Magdeburg, wo eine berühmte Schule war. Nachdem er Ein Jahr hier gewesen, begab sich der Knabe mit Willen und auf Befehl der Ältern nach Eisenach, weil dort seine Mutter Freundschaft hatte. Aber die Ältern hatten sich verrechnet. Die Verwandten kümmerten sich nicht um den Knaben, und da der Vater in dieser Zeit noch sehr arm war, und ihm wenig geben konnte, so mußte unser Martin nach damaliger Sitte, mit andern armen Schülern sich durch Singen vor den Thüren sein Brod erwerben, wo sich's denn auch manchmal traf, daß man ihn, statt mit Geld oder Brod, mit Scheltworten abspeitete. Das hatte eine fromme, wohlhabende Frau, die Ehefrau des Bürgers Conrad Cotta, bemerkt, und nahm ihn aus herzlichem Erbarmen in ihr Haus, zumal sie schon längst ihm wegen seiner Andacht beim Singen und Beten gewogen gewesen war. Nun konnte er ungestört lernen, was er auch mit vielem Fleiß und großer Lust that, so daß er in allen Wissenschaften große Fortschritte machte. Weil die Frau Cotta die Musik sehr liebte, so lernte er auch die Flöte und Laute spielen, und sang dazu mit seiner schönen Altstimme.

Im Jahre 1501 schickten ihn seine Ältern gen Erfurt auf die Universität, und erhielten ihn daselbst von dem Segen ihres Mannsfelder Bergbaues. Er war auch hier sehr eifrig in seinem Studium, frug oft seine Lehrer um Rath, und übertraf bald die andern Studenten. Doch schon damals dachte der 18jährige Jüngling nicht bloß an die Ausbildung des Geistes; er vergaß auch nicht den, von dem alle Kraft und Stärke, und der Segen zu jedem Werke kommt. Obgleich er von Natur ein hurtiger

und fröhlicher Jüngling war, begann er doch jeden Morgen sein Lernen mit herzlichem Gebet und Kirchengehen, wie denn dies sein Sprüchwort blieb: „Fleißig gebetet ist über die Hälfte studirt.“

Dem fleißigen und gottesfürchtigen Jüngling hatte der Herr aber eine ganz besondere Arbeit zugeordnet, und darauf bereite er ihn sehr bald zu. Er sollte der Welt das Buch aller Bücher, die heilige Schrift, öffnen, und daher half ihm auch der Herr dazu, daß er selbst sie erst kennen lernte. — Du mußt nämlich wissen, lieber Leser, daß damals für den gemeinen Mann die Bibel so gut wie gar nicht da war. Millionen Christen starben hin, ohne jemals eine Bibel gesehen zu haben. Einmal kam dies daher, weil, wie Du weißt, damals die edle Buchdruckerkunst kaum erfunden war, und die Bücher alle geschrieben werden mußten. Daß diese daher sehr theuer waren, kannst Du wohl denken. Eine Bibel kostete damals über 360 Gulden. Anderntheils gehörten die Bibeln in der Muttersprache zu den seltenen Erscheinungen; sie waren meist nur in hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache vorhanden. Und wenn dies liebe Buch auch in der Muttersprache vorhanden war, so durften die Christen es doch nicht lesen; denn, — denke dir die Schmach!, — die Päpste hatten dies verboten. Das arme Volk sollte nicht erkennen, daß die Päpste und die Priester auf den Einen Grund, der da ist Christus, viel Holz, Heu und Stoppeln gebaut, daß sie das reine, lautere Evangelium mit dem Schutte ihres nichtigen Menschenwortes überdeckt hatten. So war das Wort Gottes eigentlich aus den Häusern verschwunden. — Wie mußte sich da der junge Student Luther freuen, als er einst, wie er oft that, auf der Universitätsbibliothek die Bücher durchsuchte, und ihm eine lateinische Bibel in die Hände kam! Er hatte bis dahin immer gemeint, daß die Sonn- und Festtags-Evangelien und Episteln, welche beim Gottesdienste gelesen wurden, die ganze heilige Schrift wären. Er schlägt die Bibel auf, und nun, — nun sieht er so viele Seiten, Kapitel, Bücher, von denen er keine Ahnung gehabt! Er hält das theure Buch mit freudigem Herz klopfen fest; begierig, in unbeschreiblicher Empfindung durchfliegt er die Blätter. Zuerst fesselt ihn die Geschichte von H a n n a und dem jungen S a m u e l (1 Sam. 2.); er liest, und kann sich vor Freuden kaum mäßigen. Das Kind, das seine Aeltern für sein ganzes Leben dem Herrn weihen, das Loblied der H a n n a, worin sie singt: der Herr hebt den Dürstigen aus dem Staub, und erhöhet den Armen aus dem

Koith, daß er ihn setze unter die Fürsten, der junge Samuel, der im Tempel vor Gottes Augen aufwächst, diese ganze Geschichte, dieses entdeckte Wort, erregen unbekannte Gefühle. Mit übervollem Herzen kehrt er nach Hause zurück. O, dachte er, wenn mir doch unser getreuer Gott auch ein solches Buch bescheeren wollte! Er ging von nun an sehr oft in die Bibliothek, um an dem dort gefundenen Schätze sein Herz zu laben.

Nicht lange hernach fiel er in eine schwere und gefährliche Krankheit, die er sich durch sein allzuvielles Arbeiten zugezogen hatte. Er hatte schon sein Testament gemacht, und dem Herrn seine Seele befohlen. Da besuchte ihn ein alter Priester, und dieser tröstete ihn mit den Worten: Mein lieber Baccalaureus, sey getrost! du wirst nicht an dieser Krankheit sterben; unser Gott wird einen großen Mann noch aus dir machen, der viele Leute trösten wird. Denn, wen Gott lieb hat, und aus dem er etwas Seliges erziehen will, dem legt er zeitlich das heilige Kreuz auf, in welcher Kreuzeschule geduldige Leute viel lernen.“ Luther wurde wieder hergestellt, studirte weiter, und wurde 1503 Doctor der Philosophie. Dem Willen seines Vaters gemäß, beschloß er, die Rechtswissenschaft zu studiren. Der Herr aber hatte etwas Anderes mit ihm vor. Die Bibel, das Krankenlager, die Worte des alten Priesters hatten schon an seinem Herzen gearbeitet, und die brennende Frage in ihm hervorgetrieben: Was muß ich thun, daß ich selig werde? — In der damaligen Zeit gab's auf diese Frage, wie wir schon bei Manchen der vorerwähnten Glaubenszeugen sahen, meist diese Antwort: Wenn du in ein Kloster gehst, oder durch Beten, Fasten, Wachen und andere Arbeit deinen Leib marterst, so bist du auf dem sichersten Wege zum Himmel. Mit diesem Plane, ein Mönch zu werden, um die Stimme des erwachten Gewissens zu befriedigen, trug sich denn auch unser Luther herum. Zweierlei brachte endlich diesen Vorsatz zur vollständigen Reife. Seinen lieben Vater um Rath zu fragen, will er nach Mannsfeld reisen, vorher aber von seinem Freunde Alexius Abschied nehmen. Er findet denselben ermordet im Bette liegen. Dieser schreckliche Anblick, und ein Blitzstrahl, der bald darnach auf dem Wege nach Mannsfeld bei Stotternheim, nicht weit von ihm, in die Erde fuhr, wurden der Wendepunkt in seinem Leben. Er ging nicht weiter, kehrte vielmehr nach Erfurt zurück, das Herz beschwert mit ängstlichen Gedanken über sein Seelenheil. Das Kloster sollte ihm nach seiner Meinung den ersuchten Frieden nun bestimmt bringen. Ohne Rücksprache mit

dem Vater zu nehmen, — der hätte es nimmer gelitten, war auch nachher über diesen Schritt des Sohnes sehr ungehalten, — klopfte er in der Nacht des 17. August 1505 an die Pforte des Augustinerklosters in Erfurt. Die Pforte öffnet sich, und schließt sich wieder. Der Doctor der Weltweisheit ist von seinen Aeltern, von seinen Freunden, von der Welt geschieden, — die dunkle Schaar der Mönche begrüßt ihn als ihren neuen Bruder. — Siehe, lieber Leser, so führt die Hand Gottes! Luther sollte durch Anschauung erst kennen lernen, was zu reformiren war; auch sollte er lernen, daß alle Werkheiligkeit dem Menschen keinen Frieden geben kann, sondern daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben an den Herrn Jesum Christum. (Röm. 3, 28.)

Unser Martin, der im Kloster den Namen Augustin annahm, hatte anfangs dort einen recht schweren Stand. Die Mönche wollten ihn demüthigen, und ihm zeigen, sein Wissen erhebe ihn nicht über die Brüder. Der ehemalige Doctor der Weltweisheit mußte Pfortner seyn, die Uhr aufziehen, die Kirche reinigen, die Gemächer ausfegen. Wenn dann der arme Mönch, Pfortner, Sakristan und Diener des Klosters fertig war, hieß es: „Mit dem Sack durch die Stadt!“ Er mußte mit dem Brodsack durch die Straßen von Erfurt wandern, und von Haus zu Haus betteln. Luther ertrug Alles mit Demuth und Geduld. Er wollte das gute Werk seiner Heiligung in eigener Kraft vollbringen; — einen andern Weg kannte er ja noch nicht. Hatte er aber auch einmal Eine freie Stunde erübrigt, und sich hinter seine lieben Bücher gesetzt, so kamen die Mönche, schalteten ihn, und entrißen ihm die Bücher. „Mit Betteln, und nicht mit Studiren dient man dem Kloster,“ das war die Zurechtweisung. Es entwickelte sich da in ihm die unbeugsame Ausdauer, mit der er später alle einmal gefaßten Entschlüsse verfolgte. Der Widerstand gegen harte Anfechtungen kräftigte seinen Willen. Gott übte ihn in der Beharrlichkeit in kleinen Dingen, damit er in großen auszuharren vermöge.

Diese harte Lehrzeit sollte jedoch nicht allzulange dauern. Weil er ein Mitglied der Erfurter Universität war, nahm diese sich seiner an, und wirkte bei dem Prior aus, daß er von den niedrigen Beschäftigungen entbunden wurde. Nun ging Bruder Martin mit neuem Eifer wieder an seine Wissenschaften. Er studirte die Werke der Kirchenväter; besonders aber vertiefte er sich in die liebe Bibel, die er im Kloster an eine Kette gelegt gefun-

den hatte. Zu ihr setzte er sich oft, um an der lauterer Quelle des Wortes Gottes zu schöpfen, und sich zu stärken. Den Mönchen war dies freilich gar nicht angenehm. Einmal sagte der Dr. Usinger, sein Lehrer im Kloster, zu ihm: „Ei, Bruder Martin, was ist die Bibel? Man soll die alten Lehrer lesen; die haben den Saft der Wahrheit aus der Schrift gezogen; die Bibel richtet allen Aufruhr an“. (!) —

Im Jahre 1507 wurde er zum Priester geweiht, und hielt den 2. Mai seine erste Messe. — „Mein Weihbischof, — erzählte er später selbst, — da er mich zum Pfaffen machte, und mir den Kelch in die Hand gab, sprach nichts anders, denn also: accipe potestatem sacrificandi pro vivis et mortuis, d. h. nimm hin die Gewalt zu opfern für die Lebendigen und die Todten! Daß uns da die Erde nicht verschlang, das war unrecht, und allzugroße Gottesgeduld und Langmuth.“ Zu dieser Feierlichkeit kam auch sein Vater mit zwanzig Reitern, und schenkte ihm zwanzig Gulden. Bei Tische redete der Sohn von seinem Gang ins Kloster freundlich mit dem Vater; aber dieser, der sich mit diesem Schritte immer noch nicht recht befreunden konnte, sprach: „Gott gebe, daß es nicht ein Betrug und teuflisch Gespenst sey!“

Als Luther nun Priester geworden war, nahmen die Mönche ihm die Bibel wieder weg, und gaben ihm die Schriften der Scholastiker (der gelehrten Schriftsteller des Mittelalters, welche mit spitzfindigen Grübeleien und römischer Schulweisheit den Weg zur Seligkeit verfinsterten). Auch diese las er aus kirchlichem Gehorsam fleißig durch. Manchmal studirte er so eifrig, daß er mehrere Tage lang die vorgeschriebenen Gebete nicht sprach. Wenn ihn dann der Gedanke, die Ordensregeln überschritten zu haben, erschreckte, schloß er sich ein, um sein Versehen wieder gut zu machen, und wiederholte gewissenhaft alle übergangenen Gebete, ohne an Speise und Trank zu denken. Einmal konnte er 5 Wochen lang nicht schlafen. Um nämlich die im Kloster gesuchte Heiligkeit zu erlangen, hatte er sich in treuer Aufrichtigkeit seines Herzens, und in der Meinung, es wäre wohlgethan, und müsse geschehen zu Gottes Ehre, neben seinem Studiren auch mit aller Strenge dem den Mönchen vorgeschriebenen Leben ergeben; er peinigte sein Fleisch durch Wachen, Bete n, Fasten und körperliche Züchtigungen. Nie hatte die römische Kirche einen frommern Mönch besessen, nie ein Kloster aufrichtigeres und unermüdlicheres Schaffen für die ewige Seligkeit erblickt. Was Luther nämlich einmal unternahm, hielt er leiden-

schastlich fest, und so war er jetzt mit ganzer Seele Mönch geworden, so daß er später selbst von sich sagte: „Wahr ist es, ein frommer Mönch bin ich gewesen, und habe so streng meinen Orden gehalten, daß ich sagen darf: Ist je ein Mönch in den Himmel kommen durch Möncherei, so wollte ich auch hineingekommen seyn. Das werden mir zeugen alle meine Klostergefellten, die mich gekannt haben; denn ich hätte mich, wo es länger gewährt hätte, zu Tode gemartert mit Beten, Fasten, Wachen, Frieren, Lesen und andrer Arbeit.“ —

So wurde Luther zwar immer reicher an der vermeinten Heiligkeit des Klosters, aber dabei — immer ärmer an Frieden der Seele. Er wollte Gewißheit seines Heiles, aber er fand sie nicht. Die Mauern seiner Zelle, in der er sich marterte und quälte, waren stumm; sie konnten ihm auf die ängstliche Frage seines Herzens keine Antwort geben. Seine Besorgnisse um das Heil seiner Seele, die ihn in das Kloster getrieben hatten, nahmen zu. In den dunkeln Gewölben des Klosters hallte der leiseste Schrei seines Herzens nur um so lauter wieder. Gott hatte ihn dahin geführt, damit er sich selbst erkenne, und an eigner Kraft zu verzweifeln anfange. Sein vom Worte Gottes aufgeklärtes Gewissen sagte ihm, was heilig sei; aber mit Schrecken fand er weder im Herzen, noch im Leben, das Abbild der Heiligkeit, welches ihm das Wort Gottes vorhielt. Dies sah er nun ein, daß er durch die von der katholischen Kirche vorgeschriebenen Werke auch nicht Eine Sprosse auf der Himmelsleiter hinaufklimmen könne. Was war nun zu thun? Alle diese Regeln und Gebräuche waren also nur eitles, nichtiges Menschenwerk? Eine solche Voraussetzung schien ihm bald Eingebung des Teufels, bald unwiderstehliche Wahrheit. Er kämpfte unausgesetzt zwischen der heiligen Stimme, die ihm zu Herzen sprach, und den alten seit Jahrhunderten durch die Kirche festgesetzten Regeln. Der junge Mönch schleppte sich wie ein Gespenst durch die langen Gänge des Klosters, während seine Genossen ihn mit Erstaunen betrachteten, auch wohl verspotteten. Sein Körper nahm ab, die Kräfte schwanden, oft lag er wie todt da.

In dieser Verzweiflung klagte er seinen Seelenzustand einem alten Klosterbruder, und dieser sprach ihm nun einen wunderbaren Trost ein, indem er ihn ganz einfach, aber ohne Zweifel mit der Kraft innerer Erfahrung, auf die Worte des apostolischen Glaubensbekenntnisses hinwies: „Ich glaube an eine Vergebung der Sünden,“ und ihm zeigte, daß die Ver-

gebung der Sünden ein Glaubens-Artikel sey. Mit diesen Worten, deren sich Luther sein ganzes Leben hindurch dankbar erinnerte, ging das wohlthätigste Licht in seiner Seele auf; sie wurden der fruchtbare Keim seiner ganzen christlichen Ueberzeugung, und die Grundlage seines spätern Werkes. Nicht wenig für Luthers Beruhigung that auch Dr. Staupitz, der Vorsteher der Augustinerklöster in Deutschland. Dieser war, bei einem Besuche des Augustinerklosters in Erfurt, auf den jungen Mönch, dessen heller und feuriger Geist auch durch das Äußere und Niederschlagende seiner Stimmung hindurchblickte, aufmerksam geworden. Er behandelte ihn mit großer Freundlichkeit, und als Luther diesem würdigen Manne in der Beichte alle Bekümmerniß seines Herzens entdeckte, ermahnte er ihn, recht fleißig in der Bibel zu lesen, sein Heil allein in Christo zu suchen, wo er es selbst gefunden, und indem er wohl erkannte, was in diesem Mönch verborgen war, sprach er tröstend zu ihm: „Du weißt nicht, lieber Martin, wie nützlich und nöthig dir solche Anfechtung ist; denn solche schickt dir Gott nicht vergebens. Du wirst sehen, daß er dich zu großen Dingen brauchen wird.“

Luther befolgte den Rath des Dr. Staupitz. Er las mit täglichem Gebet in der wiedererworbenen Bibel die Briefe des Apostels Paulus, und erkannte nun immer mehr, daß das Evangelium von Christo, der um unserer Sünden willen gestorben, und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt ist, eine Kraft, Gottes sey, selig zu machen alle, die daran glauben (Röm. 1, 16) und daß wir gerecht werden durch den Glauben an Ihn, und nicht durch des Gesetzes Werke. (Gal. 2, 16.) Er wurde außerdem auch durch die Schriften des Kirchenvaters Augustinus, die er wiederholt studirte, in dieser Lehre vom Glauben und im Troste derselben bestärkt.

Der edle Staupitz hatte ohne Zweifel bemerkt, daß Luthers Geist für die Stille des Klosters nicht geschaffen, daß die Klostermauern für diese Kraft zu enge seyen. Er veranstaltete daher seine Versetzung in einen angemessenen Wirkungs-freis. Luther wurde im 26. Jahre seines Lebens (1508) als Lehrer an die Universität Wittenberg berufen. Hier lehrte er zuerst philosophische Wissenschaften; indeß konnte sich sein theologischer Sinn bei dem Vortrage der Philosophie nicht beruhigen. Er wurde 1509 Baccalaureus der Theologie, mit dem besonderen Verufe für die biblische Theologie. Nun stand er auf seinem eigentlichen Felde, wozu er

sich vom Herrn berufen fühlte. Er fing an, gewaltig, gründlich und gewiß zu lehren, so daß Alle erstaunten. Ein ungeheurer Zudrang war zu seinen Vorlesungen; selbst Professoren kamen, um ihn zu hören. Als ihn Dr. Mellerstadt einmal gehört hatte, sagte er: „Der Mönch wird alle Doctoren irremachen, und eine neue Lehre ausbringen, und die ganze römische Kirche reformiren; denn er legt sich auf der Propheten und Apostel Schrift, und stehet auf Jesu Christi Wort, das kann Niemand umstoßen und widersechten.“ Staupitz ermahnte Luthern auch sehr, daß er predigen sollte, und als dieser sich darüber entschuldigte, daß es eine schwere Sache sey, an Gottes Statt vor den Leuten zu reden, befahl er es ihm von Amtswegen. Luther predigte zuerst im Kloster, darnach aber auch öffentlich in der Gemeinde. Dies hatte die Folge, daß er im Jahr 1509 vom Rath zum Prediger an der Stadtkirche erwählt wurde, was des Beichtstuhles wegen später von großer Bedeutung war.

Weil ihn der Herr aber nicht bloß zum Lehrer Einer Stadt, oder Eines Landes, sondern zum Reformator der Kirche ausersuchen hatte, so gab er ihm auch die außerordentliche Gelegenheit, die Verderbtheit derselben kennen zu lernen. Im Jahre 1510 wurde er nämlich von seinem Orden beauftragt, eine Reise nach Rom zu unternehmen, um die Entscheidung des Papstes in einer Streitsache des Ordens einzuholen. Diese Reise unternahm er um so williger, weil er hoffte, durch den Besuch der heiligen Orter, wie sie sie nannten, Ruhe und Trost für sein Gewissen zu finden. Später sagte er aber: er wollte nicht hunderttausend Gulden dafür nehmen, daß er Rom nicht sollte gesehen haben. Nicht, als ob er da so viel Gutes und Preiswürdiges gesehen hätte; vielmehr mußte der schlichte, in aller Ehrfurcht vor dem Papste erzogene Mann hier Dinge erfahren, von denen er noch keine Ahnung gehabt hatte. Statt der vermeinten Heiligkeit, was fand er? In dem damaligen Papste Julius II. einen weltlichgesinnten Kriegsmann, der seine Freude viel mehr an Kriegsführen, Blutvergießen und Eroberungen hatte, als am Friedensstiften und an geistlichen Dingen; unter Cardinälen, Bischöfen und Priestern nicht bloß grobe Unwissenheit, sondern sogar die ärgerlichste Spöterei über die heiligsten Dinge und die gräulichste Unzucht. Julius Vorgänger war der berühmte Papst Alexander VI. gewesen, der Giftmischerei, Mord, Unzucht und hundert andre Gottlosigkeiten getrieben hatte. Luther erzählt selbst: „Ich habe in Rom viele Messen halten

sehen, so daß mir grauet, wenn ich daran denke. Es ekelte mir, daß sie so raps raps Messe lesen konnten, als trieben sie ein Gaukelspiel. Ehe ich zum Evangelio kam, war man oft mit vielen Messen fertig, und rief mir zu: „Weg! Weg! (Passa! Passa!) mache, daß du fertig wirst! Schick' unserer lieben Frau ihren Sohn doch bald wieder heim!“ Des Herrn Leib in den Händen, murmelten sie: „Bist Brod, und wirst Brod bleiben.“ Ueber Tische spotteten sie über das heilige Abendmahl. — Je näher Rom, desto ärgere Christen! — Luther hatte auf diesem Wege das am päpstlichen Hofe und unter den dortigen Geistlichen herrschende Verderben selbst kennen gelernt, und konnte aus eigener Erfahrung später dagegen zeugen.

Aber diese Reise brachte ihm noch einen andern höhern Gewinn. Es geschieht manchmal, daß Gott Ein Wort an einem Menschenherzen besonders segnet, also daß dieses Wort das Herz nicht eher losläßt, bis es seinen Zweck an ihm erreicht hat. So hatte unsern Luther schon vor seiner Abreise nach Rom das Wort: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben,“ (Habak. 2, 4.) mit ganz besonderer Gewalt ergriffen. Auf der ganzen Reise bewegte er es in seinem Herzen, und noch konnte er es nicht recht deuten; denn er meinte noch immer, daß in Rom seinem geängstigten Herzen das lang ersehnte Licht aufgehen werde. Als er nun hier, um Gott zu versöhnen, und seine Strafe damit zu büßen, die Stufen der Pilatustreppe, welche vom Gerichtshause zu Jerusalem nach Rom gekommen seyn soll, auf den Knieen hinaufkutschte, um den Ablass zu empfangen, welchen der Papst denen, die solches Werk verrichten würden, versprochen hatte, da war es ihm nicht anders zu Muth, als wenn ihm unter solchem Werke eine Donnerstimme zurief: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben!“ So konnte er denn auch in Rom selbst mit äußern Werken seine Rechtfertigung vor Gott nicht verdienen, das fühlte er. Auf dem Heimwege, in der Stadt Bologna, wurde er krank. Schweremüthig lag er auf seinem Lager. Da kam das Wort wieder: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben,“ jetzt aber in voller Klarheit. Nun that sich die Binde von seinen Augen; er erkannte ganz, daß die von ihm gesuchte Gerechtigkeit eine solche sey, die von Gott nicht um der Werke willen, sondern allein aus Gnaden um Christi willen dem Glauben zugerechnet wird. „Hier fühlte ich alsbald, schreibt er selbst, daß ich ganz neu geboren war, und

eine weite aufgesperrte Thüre, in das Paradies selbst zu gehen, gefunden hatte, sahe mir auch die liebe, heilige Schrift nunmehr viel anders an, denn zuvor geschehen war, lief derhalben bald durch die ganze Bibel, wie ich mich derselbigen erinnern konnte, und sammelte auch in andern Worten nach dieser Regel alle ihre Auslegung zusammen. Wie ich nun zuvor dieses Wörtlein „Gottes Gerechtigkeit“ mit rechtem Ernst hassete, so fing ich dagegen an, dasselbe als mein allerliebstes und tröstliches Wort theuer und hoch zu achten, und war derselbige Ort in St. Paulo in der Wahrheit die rechte Pforte des Paradieses.“ —

Nach seiner Rückkehr 1512 ward Luther, auf Zureden seines väterlichen Freundes Staupitz, auch auf den Wunsch des Churfürsten, der die Kosten der Disputation bestritt, öffentlich Doktor der heiligen Schrift, und gab dabei eidl ich das Versprechen, die h. Schrift treu und fleißig auszulegen, und gegen alle Irthümer und Unwahrheiten zu vertheidigen. Dieses eidlichen Versprechens erinnerte er sich später oft zu seinem Troste, wenn ihn die Vertheidigung der Schriftwahrheiten in große Kämpfe mit einer Menge von Papisten verwickelte.

Besonders legte er sich auch von jetzt an mit noch lebendigerem Eifer auf das Studium der heiligen Schrift.

Er las schon seit längerer Zeit über die Psalmen, dann auch über den Brief an die Römer, und stellte seinen zahlreich zuströmenden Zuhörern die biblischen Wahrheiten mit einem so seelenvollen Nachdrucke dar, daß sie den Geschmack an den todtten, abgestorbenen Formen der alten Schultheologie immer mehr verloren.

Im Jahre 1516 mußte er im Auftrage des Dr. Staupitz eine Reise machen, um alle Augustinerklöster in Sachsen zu revidiren. O, was sah und fand der Mann hier von geistlicher Unwissenheit und läuderlicher Zucht! — Dagegen half er überall Schulen einrichten, und ermahnte zum fleißigen Lesen der heiligen Schrift, und zu einem frommen Wandel.

So war das Werkzeug für die Reformation vorbereitet. Vom Herrn war der Säemann auf den Plan gestellt; er hatte den Samen schon gesammelt. Der Acker hatte lange genug brach gelegen, daß der Samen nun einen guten Boden fand. Der Tag sollte bald kommen, wo der Mann Gottes hinauszog in das Feld. Die Reformation begann. Die Glocken, welche sie einläteten, waren die 95 Thesen.

In den Jahren 1514—16 hatte Papst Leo X., der bei

seinem Gange zur Pracht und seiner Liebe zu den schönen Künsten ein großes Einkommen bedurfte, nach längst gewohnter Weise Ablass, — d. h. Erlassung der von der Kirche den Menschen für ihre Sünden aufgelegten Strafen um Geld, — predigen lassen, namentlich 1516 in Deutschland, theils unter dem Vorwande eines Türkenkrieges, theils um damit den Bau der Peterskirche in Rom zu bestreiten. Der Oberkommissar des Ablasses in Deutschland war der Churfürst von Mainz, Albrecht. Dieser war in Allem, besonders in der Beziehung dem Papste ähnlich, daß er immer Geld brauchte, und nach dem Heil der Seelen wenig fragte. Er ließ sich die Verkündigung des Ablasses in einem Theile von Deutschland auftragen, und übernahm für die Hälfte des Ertrages das Geschäft, die Gelder einzusammeln. Er bot alles auf, um diese Wachtung so gut als möglich zu nutzen. Er bestellte Mönche, welche in ganz Deutschland umherziehen mußten, um den Ablass anzubieten. Diese nahm er zwar in Eid und Pflicht, daß sie nicht betrüglisch gegen ihn handeln wollten; dagegen gab er ihnen alle nur mögliche Freiheit, die armen Seelen zu berücken und zu betrügen, wenn sie nur Geld brachten. Zum Hauptwerkzeuge der Ablasspredigt aber wählte er einen Mann, der alles that, um den Ertrag so hoch, wie möglich, hinaufzutreiben. Dies war Johann Tetzel, aus Leipzig gebürtig, Dominikaner im Kloster zu Birna, ein unwissender und ausschweifender Mensch, der schon früher einmal wegen Ehebruchs und unverschämten Betragens verurtheilt war, in einem Sacke ersäuft zu werden, und nur durch die Fürsprache einer hohen Person noch mit dem Leben davongekommen war. Dieser übernahm das Geschäft, und vollzog es auf eine Weise, welche die ohnehin schon allem Christenthum hohnsprechende Ablasspraxis zur gemeinsten Markt- und Beutelschneiderei erniedrigte. Er ließ selbst die in den Ablassbullen zugefügte Klausel, daß die Wirkung des Ablasses durch Buße und Besserung bedingt sey, in seinen Lobreden auf den Ablass weg, und pries dem bethörten Volke die unbedingte und in allen Fällen wirkende Kraft des allerheiligsten päpstlichen Ablasses. Seine Unverschämtheit überstieg alles bisher Dagewesene. Kirchenraub und Meineid kosteten nach seiner Taxe 9 Dukaten, ein Mord 8 Dukaten; ja er gab sogar Ablassbriefe für Sünden, welche die Leute erst begehen wollten. Sein Wahlspruch war und blieb:

„Sobald das Geld im Kasten klingt,
Alsbald die Seel in Himmel springt!“

Da nun Tegel auch zu Jüterbock sein unverschämtes Wesen trieb, mußte Luther im Beichtstuhle die Wirkungen dieser teuflischen Verführungskünste empfinden. Theils wurden die Beichtstühle leer gelassen, indem das Volk sich an die leichtere Sündenvergebung der Ablasskrämer hielt, theils beriefen sich die wenigen, welche sich der kirchlichen Ordnung unterwarfen, auf die von Tegel erkaufte Vergebung, und wollten sich keiner weitem, treu väterlichen Anordnung unterwerfen. Da fühlte sich Luther gedrungen, das Volk vor dem verderblichen Mißbrauch zu warnen; er fing zuerst an, wie er sagte: „säuberlich zu predigen“. In diesem ersten, zu Wittenberg gehaltenen „Sermon vom Ablass“ suchte er nur die groben Irrthümer über denselben zu berichtigen, indem er zeigte, der Ablass beziehe sich nicht auf die göttlichen Sündenstrafen, sondern bloß auf die kirchlichen Büßungen und guten Werke. Diese aber sollte man zur Besserung lieber übernehmen, als sich davon loskaufen; ein gutes Werk, dem Dürstigen erzeigt, sey besser, als der Ablass. „Ob die Seelen, sagte er, aus dem Fegfeuer gezogen werden durch den Ablass, weiß ich nicht, und glaube es auch nicht; auch hat es die Kirche noch nicht beschlossen; viel besser ist es, daß Du für dieselben bittest und wirkst; denn das ist bewährter, und ist gewiß.“ — Natürlich konnte auch der begründetste Widerspruch auf das bis zur scheußlichsten Frechheit und Unverschämtheit verhärtete Gemüth eines Tegel keinen Eindruck machen. Er drohte vielmehr Luthern mit einer Ketzeflage, und errichtete einen Scheiterhaufen, auf welchem er alle diejenigen gleich verbrennen wolle, welche geringschätzig von seinem Ablass sprächen. Da entschloß sich denn Luther, „der Pauke ein Loch zu machen.“

Am 31. Oktober 1517 schlug er die weltberühmten 95 Thesen, oder Sätze gegen den Ablass, an die Schloßkirche in Wittenberg, mit der Aufforderung, daß jeder, der da wolle und könne, in der Nähe oder Ferne, mündlich oder schriftlich seine Einwürfe dagegen vorbringen solle. Die vornehmsten dieser Sätze waren folgende:

„27) Die predigen Menschentand, welche vorgeben, daß, sobald der Groschen, in den Kasten geworfen, klinget, die Seele aus dem Fegfeuer fahre. 29) Die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die da meinen, durch Ablassbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu seyn. 36) Ein jeder Christ, so wahre Reue und Leid hat über seine Sünden, der hat völlige Vergebung von Pein und Schuld, die ihm auch ohne Ablassbriefe gehört. 37) Ein

jeder wahrhaftige Christ, er sey lebendig oder todt, ist theilhaftig aller Güter Christi und der Kirchen aus Gottes Geschenk, auch ohne Ablassbrief. 38) Doch ist des Papstes Vergebung und Theilung mit nichts zu verachten, denn seine Vergebung ist eine Erklärung göttlicher Vergebung. 50) Man soll die Christen lehren, daß der Papst, so er wüßte der Ablassprediger Schinderei, lieber wollte, daß St. Peters Münster zu Pulver verbrannt würde, denn daß er sollte mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schaafe erbaut seyn. 62) Der rechte wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes."

In diesen Sätzen ist offenbar der Ablass noch nicht selbst verworfen, sondern es sind nur die groben Mißbräuche desselben bekämpft. Es ist ein Versuch gemacht, den Ablass auf seine ursprüngliche Bestimmung, wonach er sich bloß auf Kirchenstrafen beziehen soll, zurückzuführen. Gegen das Papstthum selbst waren sie noch nicht gerichtet. Er sagt selbst, „da ich diese Sache wider den Ablass anfang, war ich so voll und trunken von des Papstes Lehre, daß ich wäre bereit gewesen, zum wenigsten Gefallen daran gehabt, und geholfen dazu, daß ermordet worden wären alle die, so dem Papste in der geringsten Sache nicht hätten wollen gehorsam und unterwürfig seyn." Indes, trotz der Schranken, in denen er sich damals noch hielt, spricht sich in den Sätzen der ganze Luther aus. Die Offenheit und Gradheit seiner Seele, der redliche Eifer für wahres Christenthum, die innige Anhänglichkeit an die Bibel, der gesunde Blick in die Mißbräuche des damaligen Kirchenthums, die Grundüberzeugung, daß die Sündenvergebung allein aus freier Gnade Gottes, in Buße und Glauben erfolge, alles dieses, was Luthern zum Reformator machte, finden wir schon in den 95 Sätzen. Nur tritt er hier noch als ein schüchternen Mönch auf, der einen kühnen Schritt thut, im festen Vertrauen auf die gute Sache, aber noch mit einem gewissen Mangel persönlicher Zuversicht, und mit nicht geringer Bangigkeit über den Erfolg.

Luther milderte die Freimüthigkeit seines Schrittes zum Theil dadurch, daß er seine Thesen noch am 31. October mit einem demüthigen Schreiben an den Churfürst Albrecht schickte, worin er denselben bat, dem Unwesen der Ablassfrämer zu steuern. Ähnliche Briefe schrieb Luther an andere Bischöfe. Der würdige Bischof von Brandenburg, Scultetus, obwohl er den Inhalt der Sätze billigte, ließ Luthern bitten, um des Friedens

willen stille zu seyn. Aehnlich äußerten sich andere, von Luther geehrte Männer; ähnlich dachte auch noch damals Churfürst Friedrich der Weise. Bei der Mischung von Bangigkeit und Kühnheit, die wir im ersten Auftreten des Reformators bemerken, kann am wenigsten die Reinheit seiner Gesinnungen und Absichten verkannt werden, die aus jedem seiner Worte und seiner Handlungsweise so klar hervorgehen, daß die abgeschmackten Vorwürfe und frechen Verleumdungen der römischen Kirche, die man schon damals hörte, keiner Widerlegung bedürfen.

Fast unglaublich ist die Schnelligkeit, womit die Säge, noch ehe 14 Tage vergingen, fast ganz Deutschland, und in 4 Wochen einen großen Theil der europäischen Christenheit durchliefen. Sie wurden überall begierig verschlungen, und durch wiederholte Abdrücke verbreitet. Ein Geschichtsschreiber aus jener Zeit meint, die Engel wären wohl Botenläufer gewesen, und hätten's vor aller Menschen Augen getragen. Eine große Parthei, die gegen die römische Kirche eingenommen war, freute sich lebhaft, das laut zu hören, was jeder im Stillen dachte, und begrüßte in Luthers That das Feuerzeichen, die Fesseln des Papstthums abzuschütteln. Die Anhänger der bestehenden Mißbräuche aber tobten laut. Zur Disputation mit ihm erschien jedoch Keiner. Tegel, dem es nun mit seinem Ablasskrame „nicht mehr so klappen wollte,“ verbrannte Luthers Säge, ließ eine wüthende Schmähschrift gegen Luther ausgehen, und setzte Himmel und Erde in Bewegung, um Luther zu verderben. Noch andere Schmähschriften kamen, die kurzweg den Rath gaben, womit sich die katholische Kirche immer zu retten suchte, man solle den Keger verbrennen. Luthers Freunde wurden ängstlich. Er aber antwortete getrost: „Ist's nicht in Gottes Namen angefangen, so ist's bald gefallen; ist's aber in seinem Namen angefangen, so laßet denselbigen machen!“ Zuweilen mochte Luther vor dem Handel wohl bange werden, in den er gerathen war. Doch mitten in innern und äußern Kämpfen erhob sich auch seine Ueberzeugung, daß er nicht seine, sondern Christi Sache führe, und daß er, im süßen Frieden mit seinem Erlöser, in der Welt nichts zu hoffen, noch zu fürchten habe.

Während jener noch leichten Plänkeleien des Feindes machte der nun schon berühmt gewordene Luther, der indeß immer noch alle Ordenspflichten mit der größten Gewissenhaftigkeit erfüllte, im April 1518 eine Reise nach Heidelberg, um einer Zusammenkunft des Augustinerordens daselbst beizuwohnen. Er

benützte diese Gelegenheit, um in einer Disputation seine aus der h. Schrift geschöpften Ueberzeugungen zu vertheidigen. Diese Disputation ist von so großer Bedeutung für das Werk der Reformation, daß man den Finger Gottes darin gar nicht verkennen kann. In Süddeutschland kannte man Luther und seine Sache am wenigsten; die wunderlichsten Gerüchte waren dort über ihn verbreitet. Nun kam er selbst hin, und — er gewann fast Aller Herzen. Seine nachherigen Mitarbeiter an dem Werke der Reformation, Martin Bucer, Erhard Schnepf, Johann Brenz, hat er sich dort erobert.

Luther und Cardinal Cajetan.

Gleich nach seiner Rückkehr von Heidelberg übersandte Luther die Schlusssätze, oder weitere Ausführung seiner Thesen dem Bischof von Brandenburg, und den 30. Mai mit einem Briefe voll Ehrerbietung durch Staupitz dem Papst Leo X. Die Antwort hierauf bekam er schon im Juli. Es war eine Citation, binnen 60 Tagen in Rom zu erscheinen, und sich wegen seiner Ketzerei zu verantworten. Hätte Luther Folge geleistet, er wäre schwerlich der Verdammung, ja dem Tode entgangen. Wir haben ja gesehen, daß die katholische Kirche mit vermeinten Ketzern kurzen Prozeß zu machen pflegt. Der Churfürst Friedrich jedoch bat den Papst, die Sache in Deutschland ausmachen zu lassen. Leo hatte Grund, den Churfürsten zu schonen. So erhielt denn Luther einen zweiten Befehl, sich vor dem päpstlichen Gesandten, dem Cardinal, Thomas de Vio aus Gaëta, gewöhnlich Cajetanus genannt, in Augsburg, wo sich dieser des Reichstages wegen aufhielt, zu stellen. Luther erhielt zwar manche Warnungen, und in der That scheint ihm auch Hussens Schicksal vorgeschwebt zu haben. Aber die Wahrscheinlichkeit, dort sein Leben zu lassen, machte ihn nicht zittern. „Was kann ich verlieren?“ schrieb er seinem Freunde Staupitz. „Mein Haus ist bestellt. Es ist noch übrig der schwache und gebrechliche Leib; nehmen sie diesen, so werden sie mich etwa um zwei oder Eine Lebensstunde ärmer machen. Die Seele aber werden sie mir nicht nehmen. Ich weiß, daß das Wort Christi in der Welt von der Art ist, daß, wer solches will tragen, der muß mit den Aposteln Alles verlassen, Allem entsagen, und alle Stunden den Tod erwarten. Mit dem Tode ist es erkaufte, mit dem Tode ist es gepredigt, durch den Tod ist es besiegelt worden, durch den Tod muß es auch erhalten werden. Denn so ist unser Bräutigam

uns ein Blutbräutigam. Betet nur, daß der Herr Christus diesen Geist seines allergetreuesten Sünders vermehre und erhalte!“ Im October 1518 machte er sich getrost auf den Weg gen Augsburg, recht wie ein Jünger des Herrn Jesu, zu Fuß, und im schlechten Kleid, so daß er unterwegs von einem Bekannten sich erst ein anständiges Ordenskleid borgen mußte. Vorher hatte er sich jedoch auf das Drängen seiner Freunde mit einem kaiserlichen Geleitsbrieße versehen, der für seine persönliche Sicherheit sorgte. Am 7. October kam er in Augsburg an. Cajetan dachte, ihn mit leichter Mühe wieder in den Schooß der alleinseigmachenden Kirche zurückzubringen. Er verlangte, daß er widerrufen, von der fernern Verbreitung seiner Meinungen abstehen, und in Zukunft alles zu vermeiden geloben sollte, wodurch die Kirche beunruhigt und zerrüttet werden könnte. Luther forderte, daß ihm seine Irrthümer aus der Schrift nachgewiesen werden möchten. Der Cardinal berief sich dagegen immer nur auf die Verordnungen der Päpste. Drei Tage dauerten die Verhandlungen. Der Cardinal sah, daß er mit Luther nichts ausrichten konnte, und erschüttert, wie er sich ausdrückte, „von dieser deutschen Bestie mit tiefsinnigen Augen und wunderlichen Speculationen im Kopfe,“ hieß er ihn gehen, und nicht wiederkommen, bis er widerriefe. Luther aber war unerschütterlich, so sehr man ihn auch noch von andern Seiten zu schrecken suchte. So fragte man ihn, ob er denn meine, daß der Churfürst sich feinetwegen in einen Krieg einlassen würde? Er erwiderte: Daran sey kein Gedanke bei ihm. So fragte man ihn weiter, wo er denn bleiben wolle, wenn der Papst ihn in den Bann thue, und der Churfürst ihn von sich stoße? „Unter'm Himmel, oder im Himmel,“ war seine Antwort.

Er ließ daher am 16. October 1518 vor Notar und Zeugen eine Urkunde aufnehmen, worin er, wie es in solchen Fällen Brauch war, von dem „übel unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst“ appellirte. Darauf reiste er, da seine Freunde mit Recht für seine Sicherheit fürchteten, und ihn zur Flucht drängten, am 20. October heimlich von Augsburg ab. — So war denn Luther für diesmal den Händen seiner Feinde glücklich entkommen, und alle Welt hatte das unerhörte Schauspiel gesehen, daß ein hochgelehrter und hochberühmter Cardinal mit einem armen Mönche nicht hatte fertig werden können. — Cajetan schrieb nun in voller Hitze an den Churfürsten, und forderte Luthers Auslieferung nach Rom,

oder doch seine Vertreibung. Luther rechtfertigte vor seinem Landesherrn sein Verfahren zu Augsburg, sein Recht, nur der Wahrheit zu weichen, bat ihn, nicht ein Pilatus an ihm zu werden, und erklärte sich bereit, ins Elend zu wandern. „Ich will ziehen, schreibt er ihm, wohin mich der ewige, barmherzige Gott haben will, mich seinem gnädigen, göttlichen Willen ergeben, er mach's mit mir, wie er wolle. Denn es sollte mir ja herzlich leid seyn, daß meinethalben irgend ein Mensch, will schweigen, Eure Durchlauchtigkeit, in Abgunst oder Gefahr kommen sollte. — Ich bin, so schließt er, noch zur Zeit von Herzen fröhlich, und danke Gott, daß mich armen Sünder sein lieber Sohn Jesus Christus für würdig achtet, daß ich in dieser guten, heiligen Sache Trübsal und Verfolgung leiden soll, welcher Euer Gnaden in Ewigkeit erhalten wolle! Amen.“ Er erwartete täglich den Bann aus Rom, und traf deshalb alle Vorkehrungen, um nach Frankreich zu ziehen. Diese Tage der Furcht und Hoffnung gehören zu den bedeutungsvollsten in der Reformationsgeschichte. Luthers Bleiben, und Luthers Weggehen, — den Churfürsten ängstigte Beides. Schon wurde Luther vom Churfürsten zur Eile gemahnt, schon gab er in getrostem Glaubensmuth den Freunden das Abschiedsmahl; — da flegten beim Churfürsten die Vorstellungen der Universität, welche ihre schönste Zierde nicht verlieren wollte. Luther mußte bleiben.

Der gefürchtete Bann kam indessen nicht. Nur eine Bulle bestätigte feierlich die angefochtene Lehre vom Ablass, worauf Luther eine Appellation an eine künftige allgemeine Kirchenversammlung ergehen ließ. Der Papst war dem Churfürsten verpflichtet, und wollte ihn verpflichten, damit die deutsche Kaiserkrone nicht an des damaligen Kaisers Maximilian Enkel, Karl von Spanien, und somit noch einmal die höchste Macht in Italien und Deutschland in Eine Hand käme. Daher versuchte der päpstliche Hof nochmals den Weg der Güte, und übertrug einem deutschen Hofmanne, dem päpstlichen Kammerherrn, Karl v. Miltiz, das wieder in Ordnung zu bringen, was Cajetan durch seine Drohungen verdorben hatte. Miltiz, der dem Churfürsten, wie in dessen Leben schon erzählt wurde, die geweihte Rose zugleich überbringen mußte, aber damit keinen großen Eindruck machte, fand auf seinem Wege schon Alles für Luther entflammt.

Er entbot ihn im Januar 1519 achtungsvoll nach Altenburg, war dort sehr freundlich gegen ihn, gab ihm auch Recht

wegen der Mißbräuche des Ablasses, über die er seinen Unwillen gegen Tzeßel bereits selbst ausgelassen hatte, beschwor ihn aber, damit die Kirche nicht durch eine Spaltung zerrüttet werde, nachzugeben. Luther gab ihm das Versprechen, über die Streitsache stille zu seyn, „wenn seine Gegner schweigen würden;“ auch wolle er dem Papste nochmals seinen Gehorsam ausdrücken; aber zu einem Widerrufse könne er sich nicht verstehen. Er schrieb an den Papst einen Brief voll Demuth, die römische Kirche über Alles setzend, nur nicht über Christum.

Die Leipziger Disputation und ihre Folgen.

Die Gegner aber schwiegen nicht. Die Bewegung war schon so weit gekommen, daß sie durch eine versöhnende Staatsklugheit nicht mehr beschwichtigt werden konnte. Den ersten Anlaß zu weiterem Kampfe gab alsbald der heftigste Feind Luthers, der schon früher erwähnte Dr. Eck zu Ingolstadt. Schon beim ersten Beginn der Streitigkeiten hatte sich einer der Collegen Luthers, Namens Bodenstein, gewöhnlich nach seinem Geburtsort Carlstadt genannt, der Sache Luthers angenommen, und im hellen Eifer für dieselbe gegen Dr. Eck geschrieben. Eck, der nichts auf sich sitzen ließ, hatte sowohl gegen Luther, als gegen Carlstadt heftige Antworten ertheilt, wogegen Carlstadt abermals eine Verantwortung schrieb. Der Streit erhitzte sich so sehr, daß Eck, nach damals gewöhnlicher Sitte, zuletzt seinen Gegner Carlstadt zu einer öffentlichen Disputation herausforderte, wobei er, vermöge seiner erprobten Gewandtheit im Disputiren, mit Gewißheit auf den Sieg hoffte. Noch vor der Disputation, im Anfang des Jahres 1519, gab Eck eine neue Schrift heraus, wo er auch Luthern, der eben seinen Vertrag mit Miltiz abgeschlossen hatte, gar schmähsch und heimtückisch angriff, und dadurch zum Hervortreten sogleich berechtigte. Eck ließ noch 13 Streitsätze drucken, worüber er mit Luther besonders disputiren wolle. Die Sätze bezogen sich hauptsächlich auf den Ablass und die päpstliche Gewalt. Luther ließ hierauf eben so viele Gegensätze erscheinen, worin der Ablass als eine Neuerung und die unbedingte Macht des Papstes schon viel entschiedener verworfen waren, als in den ersten Thesen. Voll Vertrauen auf seine geistige Fechterkunst, forderte nun Eck Luthern zum Streit heraus, und wirkte für ihn beim Herzog Georg von Sachsen, in dessen Gebiet Leipzig, als der zum Kampf bestimmte Ort, lag, die Erlaubniß aus, an der Dispu-

tation Theil zu nehmen. Im Juni 1519 kamen die Streiter in Leipzig zusammen; Luther und Carlstadt, von mehreren Wittenberger Gelehrten und Studenten begleitet, Et von der Gunst des Herzogs Georg und fast der ganzen Universität Leipzig, welche die Universität Wittenberg beneidete, unterstützt.

Es muß auffallen, daß Cajetan und Miltig, denen Alles daran liegen mußte, die geringste Veranlassung zur Wiederaufregung des kaum beruhigten Sturmes zu entfernen, von diesem neuen Kampfe keine Kenntniß nahmen, oder, wenn sie es thaten, zu sehr auf die Ueberlegenheit Et's bauten, daß ihnen der Gedanke gar nicht beikam, auch dieser Versuch könne zum Nachtheil des Papstthums ausschlagen.

Es war eine Fügung des wunderbaren Gottes, der die Sehenden blind macht in ihrem Stolz, und die Weisen fängt in ihrer List. Richtiger erwog Bischof Adolph von Merseburg, in dessen Sprengel Leipzig lag, das Bedenkliche der Sache. Er untersagte am Johannisstage 1519 durch einen Anschlag an der Kirche die ganze Handlung. Allein der Leipziger Rath, voll Begeisterung für Et, trotzte dem Befehle des Bischofs, und die Disputation begann am 27. Juni in einem großen Saale auf der Pleißenburg. Der Herzog Georg fand sich mit seinem Hofe und anderen vornehmen Personen ein, und wohnte 13 Tage lang mit ununterbrochener Aufmerksamkeit der Verhandlung bei. Zuerst stritten Et und Carlstadt acht Tage lang über den freien Willen, wobei Et, wie ein Komödiant, mit seinen frechen Gebärden, seinem vorlauten Geschrei und Geschwätz, seinem trotzigen Tone, den ängstlich verlegenen, langsamen, von seinen Heften und Büchern abhängigen Dr. Carlstadt oft überrumpelte, und überschrie. Das Publikum neigte sich daher größtentheils auf Et's Seite. Günstiger für die Wittenberger Partei war der Erfolg der Disputation zwischen Luther und Et. An diesem muntern, in jeder Hinsicht wohlgerüsteten Streiter erprobte Et umsonst seine Klopffechterkünste. Der Hauptstreitpunkt war die Oberhoheit des Papstes. Luther vertheidigte die Behauptung, daß nicht der römische Bischof, sondern Christus das Oberhaupt der Kirche sey, und jenem nicht die Oberhoheit aus göttlichem, sondern aus menschlichem Rechte zukomme, und daß die Macht, welche der Papst sich jetzt anmaße, wider die h. Schrift und die Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte streite. Und Luther that dies auch mit voller Kraft.

Es dagegen erneuerte gegen Luther die Beschuldigung hussitischer Ketzerei. Als Luther nun sagte: „Lieber Herr Doctor, nicht alle hussitischen Lehren sind ketzerisch!“ gerieth nicht allein Es ganz außer sich, sondern Herzog Georg rief auch mit lauter Stimme, daß man's im ganzen Saale hörte: „das walt' die Sucht!“ schüttelte den Kopf, und setzte beide Arme in die Seite. Sie stritten noch über das Fegfeuer, den Ablass, die Buße und die damit zusammenhängenden Lehren. Am 16. Juli war der Kampf beendet. Es schrieb sich, nach seiner Weise, mit großem Triumphgeschrei den Sieg zu, obgleich er in den Hauptpunkten Luthern hatte weichen müssen.

Einen zweifachen, großen Segen hatte diese Disputation für die Wahrheit. Erstens war über das Papstthum und seine Irrthümer und Mißbräuche mit einer ungewohnten Freimüthigkeit gesprochen worden, und dieselben waren viel mehr ans Licht gekommen. Zweitens verfehlten die hier geäußerten Wahrheiten ihre Wirkung wenigstens auf einen Theil ihrer Zuhörer nicht. Besonders wichtig war es, daß ein junger College Luthers von der Wittenberger Universität, Philipp Melancthon, von dem an seinem Orte mehr erzählt werden wird, sich, während dieser Disputation, ganz für die Wahrheit und für Luther entschied.

Weil die Disputation zu Leipzig nichts entschieden hatte, so wurde der Streit jetzt mit der Feder fortgesetzt. Es erhob sich um Luther ein wahrer Wirbel von Streitschriften. Doch fehlte es ihm auch nicht an vielen Freunden, welche fleißig mit der Feder halfen, und eine Menge von Schriften ausgehen ließen, in denen sie ihren Spott über die Unwissenheit und Lasterhaftigkeit der damaligen Geistlichkeit ausgoßen. Die Ritter boten ihm zugleich ihr gutes Schwert an. Sylvester von Schaumburg, ein frommer Rittersmann, und Franz von Sickingen, „die Blume des deutschen Adels,“ trugen ihm ihre Burgen als Zufluchtsörter an, und stellten ihre Dienste, ihre Güter und ihren Leib, Alles, was sie hatten, zu Luthers Verfügung. Ulrich von Hutten schrieb: „Wache auf, du edle Freiheit! Wenn auch in dem, was ihr, wie ich jezt und sehe und höre, mit großem Ernst und andächtigem Gemüth vorhabt und handelt, etwa ein Hinderniß vorstiele, sollte es mir wahrlich eine kleine Freude seyn. Ich will euch in allem, es gehe wie es wolle, getrost und treulich beistehen; derhalben dürft ihr mir forthin ohne alle Furcht alle eure Anschläge kühnlich offenbaren und anvertrauen. Wir wollen durch Gottes Hülfe unser aller Freiheit schützen und erhalten,

und unser Vaterland von alle dem, damit es bisher unterdrückt und beschwert gewesen, getrost erretten. Ihr werdet sehen, Gott wird uns beistehen!" Luther freute sich solcher Liebesbeweise. Der Anker seiner Hoffnung ruhte aber nicht auf dem Schwerte, sondern in dem ewigen Felsengrunde der erbarmenden Liebe Gottes. Wir sehen das aus einem Briefe, den er um diese Zeit an Spalatin schrieb. Er sagt darin: „Wenn das Evangelium so beschaffen wäre, daß die Potentaten es erhalten sollten, so hätte es Gott nicht Fischern anvertraut. Es stehet nicht bei Fürsten, Gottes Wort zu schützen. Ich begehre auch dieser Sache wegen ihren Schutz nicht. Was Hutten begehret, sehet ihr. Ich möchte nicht, daß man das Evangelium mit Gewalt und Blutvergießen verfechte, und also hab' ich ihm auch geantwortet.“ — So sprachen die Päpste und römischen Priester nicht, als sie durch das Blut der Waldenser und Albigenser wateten, als sie das Holz zum Scheiterhaufen des Hufz zusammenschleppten! — — —

In solcher Stimmung verfaßte Luther nun seine berühmte, kühne und kräftige Schrift: „An Kaiserliche Majestät und den Christlichen Adel deutscher Nation von des Christlichen Standes Besserung.“ In dieser Schrift bekämpfte er nicht mehr die Mißbräuche der päpstlichen Gewalt, sondern das Papstthum selbst. Er fordert die Nation auf, das römische Pfaffenjoch abzuwerfen, dem Papste seinen bisherigen Einfluß auf die deutsche Kirche und seine daraus gezogenen, ungeheuren Einkünfte zu entziehen, den Priestern den Ehestand wieder frei zu lassen, das Mönchswesen zu reformiren, und mit Aufhebung aller Bettelklöster den Anfang zu machen. Mit dem Schmerze eines Christlichen, mit dem Zorne eines deutschen Herzens wird der Papst zur Rechenschaft gezogen, daß er eine edle und treue Nation durch seinen Ablass lehre, treulos und meineidig zu seyn; darum sollen alle päpstlichen Gesandtschaften mit allem, was sie zu verkaufen haben, aus dem Lande gejagt werden. In der That war diese Schrift eine Losfagung von Rom, und ein Aufruf dazu an die Edelsten des Volks. Durch schonungslose Enthüllung alles dessen, was seit Jahrhunderten die gutmüthigen Deutschen von den römischen Blutsaugern Unwürdiges erduldet hatten, und wie sie in Rom frech verhöhnt wurden, ward das Nationalgefühl mit gewaltiger Beredtsamkeit aufgeregt, und die Entwicklung der Reformation entschieden. — In rascher Kraftentwicklung sandte Luther seine Boten aus,

immer neue begeisterte Schriften. In dem Buche „von der babylonischen Gefangenschaft“ zeigt er, daß das Papstthum nicht menschlicher, sondern teuflischer Einsetzung sey, daß die Wahrheiten des lautern Evangelii dem Christenvolke betrügerischer Weise von den papistischen Finsterlingen verschlossen gewesen seyen. Er sagt darin, daß er auf's erste verneinen müsse, daß sieben Sacramente seyen, und könne jetzt die drei setzen, die Taufe, die Buße (später erkennt er auch diese nicht mehr als Sacrament an) und das Abendmahl. Diese alle, welche er näher erläutert, wären durch den römischen Hof in ein elendes Gefängniß geführt, und die Kirche aller ihrer Freiheiten beraubt.

Noch einmal hatte sich Luther durch Miltiz doch bewegen lassen, eine Veröhnung zu hoffen. Er hatte als Grundlage derselben „den Sermon von der Freiheit eines Christenmenschen“ geschrieben, und diese vortreffliche Schrift, welche von seinem warmen und christlichen Gemüthe zeugt, und die in der Kürze eine vollständige Darlegung der christlichen Lehre nach der heiligen Schrift, so weit sie bei dem vorhandenen Streite in Frage kam, enthält, an Papst Leo X. gesandt, mit einem Briefe voll Gutmüthigkeit für seine Person, aber mit erhöhtem Selbstgefühl ihn ermahnend, durch eine Reformation seines verpesteten Hofes, wie sie nicht länger umgangen werden könne, das Aeußerste zu meiden. Der Papst war dadurch nicht erbittert worden; er ergözte sich an Bruder Martins schönem Talente, und glaubte die Sache nur für ein Mönchsgezänk halten zu müssen.

Die päpstliche Bulle und das Feuerzeichen.

Ed aber war, voll Gift und Galle gegen Luther, von Leipzig über die Berge nach Rom geeilt, und hatte nicht eher geruht, bis von dort am 15. Juni 1520 die päpstliche Bannbulle gegen Luther in das Streitgetümmel geschleudert wurde. Sie verdamnte 41 Sätze Luthers, verurtheilte seine Bücher, sprach den Bann über ihn, wenn er nicht binnen 60 Tagen widerriefe, und drohte Jedem, der die Lehre Luthers annähme, mit Verlust aller Würden, Aemter, des geweihten Begräbnisses u. s. w. Mit dieser Bulle kam Ed triumphirend nach Deutschland zurück; aber er machte damit schlechtes Glück. Schon, daß er es war, der sie überbrachte, schwächte durch den Schein persönlicher Rache den Eindruck sehr. Selbst in Leipzig erhielt er Drohbriefe und Verhöhnungen aller Art. In Erfurt ward

die Bulle von den Studenten zerrissen, und in's Feuer geworfen, an vielen Orten gar nicht veröffentlicht. Der Churfürst von Sachsen, und selbst Freunde des Papstthums tadelten den harten, lieblosen Ton derselben. Luther aber blieb gefaßt, und mit der steigenden Gefahr stieg sein Muth. Indes wurden, der Vorschrift der Bulle gemäß, Luthers Bücher zu Antwerpen, Löwen, Mainz, Cöln, Ingolstadt u. a. D., verbrannt, doch unter lauten Aeußerungen des Volksunwillens.

Alles war nun in höchster Erwartung, was Luther thun würde. Zuerst wiederholte er am 17. November die schon vor 2 Jahren ausgestellte Berufung auf das Urtheil einer allgemeinen Kirchenversammlung. Sodann griff er die Bulle selbst in einer Schrift an, worin er erklärt: „Ich halte den Verfasser für den Antichrist, und verfluche die Bulle als eine Feindinn Christi.“ Zugleich gab Luther eine andere Schrift heraus, worin er alle in der Bulle verworfenen Lehren vertheidigte, und endlich besiegelte er seine kühnen Reden mit einer noch kühnern That. Er wollte nicht hinter Rom zurückbleiben. Was der Papst gethan, wollte auch der Mönch thun, Wort gegen Wort, Scheiterhaufen gegen Scheiterhaufen! —

Am 10. December las man an den Mauern der Wittenberger Universität einen Anschlag, alle Professoren und Studenten möchten sich um 9 Uhr Morgens vor dem Elstertthore einfinden. Viele Doctoren, Studenten und Volk versammelten sich, und zogen, mit Luther an der Spitze, dahin. Rom hatte so viele Scheiterhaufen angezündet; Luther wollte diesen römischen Grundsatz auch anwenden. Er wollte nur einige alte, nichtsnußige Papiere vernichten; das Feuer taugte dazu. Der Holzstoß war bereit. Ein Magister zündete ihn an. Als die Flammen aufwirbelten, trat der Dr. der Theologie, Martin Luther, in seiner Kutte hinzu, die päpstlichen Gesetzbücher, einige Schriften seiner Gegner, und die päpstliche Bulle in den Händen. Erst verbrannten die Gesetzbücher; dann hob Luther die Bulle in die Höhe, und sprach: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!“ (Jos. 7, 25.) und warf sie in die Flammen. Dies Feuerzeichen war die unwiderrufliche Lossagung vom Papstthum. Luther verkündigte damit der Welt, es sey ein Kampf auf Leben und Tod zwischen ihm und dem Papste. Am nächsten Tage warnte er seine Zuhörer vor dem Papstthum und seinen Gesetzen, und ließ bald darauf eine Schrift erscheinen, wodurch er sein Verfahren mit der Bulle rechtfertigte.



Luther verbrennt die Bannbulle.

Durch die Bannbulle war er vom Papst gewaltsam, und mit Unterdrückung der Wahrheit, aus der römischen Kirche ausgestoßen. Nun wollte er denn auch an seinem Theil öffentlich vor aller Welt erklären, daß er mit dem Papst und all seinen Cardinälen und Bischöfen nichts mehr zu schaffen haben könne, sondern alle Gemeinschaft mit ihnen abbrechen müsse, und wolle.

Mit dieser kühnen That beginnt eigentlich die Reformation, insofern sie die Bildung einer eignen, von dem Papste unabhängigen Kirche zur Folge hatte. Jetzt mußte man sich für oder gegen Luther erklären, und wer sich für ihn erklärte, hatte das Band mit der römischen Kirche zerrissen.

Der Reichstag zu Worms.

Im Jahre 1519, nach dem Tode Maximilians, war die deutsche Kaiserkrone an dessen Enkel, den jungen König Karl von Spanien, gekommen, nachdem sie der Churfürst, Friedrich der Weise, ausgeschlagen hatte. Seit dem Februar 1521 war ein Reichstag, der erste, den Kaiser Karl V. hielt, in Worms versammelt. Da nun der Papst sah, wie wenig bei der damaligen Stimmung des deutschen Volkes mit Machtsprüchen und Bullen auszurichten wäre, da er auch erfahren mußte, daß Luther durch die von ihm angebotenen Bestechungen nicht zum Schweigen gebracht werden könnte, so suchte er von der Reichsversammlung zu Worms zu erlangen, daß diese sein Verfahren gegen Luther kräftig unterstützen möge. Allein alle Beredtsamkeit des päpstlichen Gesandten, Aleander, konnte keine unbedingte Verdamnung Luthers bewirken; vielmehr sollte dieser selbst gehört werden. Zwar hatte der Einfluß des Papstes auf Carl V. etwas früher soviel vermocht, daß der Kaiser die Schriften Luthers in den Niederlanden verbrennen ließ, und im Begriff stand, zur Verfolgung Luthers und seiner Anhänger überzugehen. Aber noch zur rechten Zeit ließ Churfürst Friedrich, der die Wahrheit durch Luthers Schriften immer mehr erkannte, und daher in seinem Wohlwollen für Luther noch mehr bestärkt wurde, den Kaiser bitten, nichts vornehmen zu lassen gegen Luther, ehe dieser gehört worden sey. Nach einigen Unterhandlungen zwischen diesen Fürsten erging denn am 6. März 1521 ein kaiserliches Schreiben, nicht an den „vermaledeiten,“ wie ihn die römische Bulle nannte, sondern „an den ehrsamten, lieben, andächtigen Dr. Martin Luther, daß er binnen 21 Tagen in Worms vor Kaiser und Reich erscheinen

solle. Dabei schickte der Kaiser einen Brief, worin ihm das kaiserliche Geleit zugesichert wurde. Luther bedurfte dessen um so mehr, da am 3. Januar 1521 der päpstliche Bann, den man ihm bisher nur bedingter Weise angekündigt hatte, feierlich über ihn ausgesprochen worden war.

Unter den Thränen aller Einwohner Wittenbergs, die ihn verloren meinten, und ihn vergeblich von der Reise abzuhalten suchten, trat Luther getrost den 2. April 1521 in Begleitung einiger Freunde und des Reichsherolbes, Caspar Sturm, seine Reise nach Worms an. Wie seine Stimmung war, davon zeugt das herrliche Kraft-Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott," welches er unterwegs dichtete, und wozu er auch selbst die Melodie machte.

Diese Reise glich einem Triumphzuge. In Schaaren drängte sich das Volk um seinen Wagen. Greise segneten den Tag, an dem ihnen vergönnt war, den Mönch zu sehen, der es gewagt hatte, der römischen Tyrannei die Stirn zu bieten, der sie frei machen wollte von der römischen Knechtschaft, und das lautere Evangelium ihnen wieder verkündigte. Viele wollten ihm abrathen, nach Worms zu gehen, und weissagten ihm Huffsens Schicksal. Denen gab er aber mit freudigem Muth zur Antwort: „Und wenn sie ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel reichte, so will ich doch im Namen des Herrn erscheinen, und Christum bekennen, und denselbigen walten lassen.“ Noch kurz vor der Stadt ward er durch einen Brief seines Freundes Spalatin von Worms aus gewarnt, sich doch nicht in solche Gefahr zu begeben, und hineinzufohren. Darauf antwortete er: Ich bin gefordert; und wenn so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, so will ich doch hinein.“ — So spricht kein Mann, der seiner Sache nicht gewiß ist, und der den Herrn nicht seinen Schild weiß, und seine Burg. —

Am 16. April, Morgens 10 Uhr, zog Luther in Worms ein. Voran ritt der kaiserliche Herold. Eine ungeheure Volksmenge umwogte seinen Wagen. Männer, Frauen, Greise und Kinder jubelten ihm in unermesslicher Freude entgegen. In seiner Herberge wurde er von vielen Grafen und Herren, Geistlichen und Weltlichen, bis in die Nacht besucht und angesprochen. Der Landgraf von Hessen kam auch zu ihm geritten, um ihn zu sehen. Beim Weggehen gab er ihm die Hand, und sagte: „Habt Ihr Recht, Herr Doctor, so helfe Euch Gott!“

Schon am andern Tage wurde er vor die Reichsversammlung geführt. Das Gedränge auf den Straßen war so groß, daß viele, um ihn zu sehen, die Dächer abdeckten, und daß Luther, um durchzukommen, auf einem Umwege durch Häuser und Gärten geführt werden mußte. Die ganze Nacht vorher hatte er in Betrachtung des schön gestirnten Himmels, in andächtigem Lautenspiel hingebracht, und gerungen mit seinem Gott, wie einst Jacob zu Babel.

Man hörte ihn in dieser Nacht unter Anderm also beten: „Allmächtiger, ewiger Gott, wie ist es ein arm Ding um die Welt! Wie sperret sie den Leuten die Mäuler auf! Wie klein und gering ist das Vertrauen der Menschen auf Gott! Wie ist das Fleisch so zart und schwach, und der Teufel so gewaltig und geschäftig durch seine Apostel und Weltweisen! Wie ziehet sie sobald die Hand ab, und schnurret dahin, läuft gemeine Bahn und den weiten Weg zur Hölle zu, da die Gottlosen hingehören, und stehet nur allein bloß an, was prächtig und gewaltig, groß und mächtig ist, und ein Ansehen hat! Wenn ich auch meine Augen dahin wenden soll, so ist's mit mir aus, die Glocke ist schon gegossen, und das Urtheil gefällt. Ach Gott! ach Gott! o du mein Gott! du mein Gott! stehe Du mir bei, wider aller Welt Vernunft und Weisheit! Thue Du es! Du mußt es thun, Du allein. Ist es doch nicht meine, sondern Deine Sache; habe ich doch für meine Person hier nichts zu schaffen, und mit diesen großen Herren der Welt zu thun. Wollte ich doch auch wohl gute, geruhige Tage haben, und unverworren seyn. Aber Dein ist die Sache, Herr!, die gerecht und ewig ist. Stehe mir bei, Du treuer, ewiger Gott! Ich verlasse mich auf keinen Menschen. Es ist umsonst, und vergebens; es hinket Alles, was fleischlich ist, und nach Fleisch schmeckt. O Gott! o Gott! hörst Du nicht, mein Gott? Bist Du todt? Nein, Du kannst nicht sterben, Du verbirgst Dich allein. Hast Du mich dazu erwählet, ich frage Dich, wie ich es denn gewiß weiß, ei, so walte es Gott! Denn ich mein Leben lang nie wider solche große Herren gedacht, zu seyn, hab mir's auch nicht vorgenommen. Ei Gott!, so stehe mir bei, in dem Namen Deines lieben Sohnes, Jesu Christi, der mein Schutz und Schirm seyn soll, ja, meine feste Burg, durch Kraft und Stärkung Deines heiligen Geistes! Herr!, wo bleibest Du? Du, mein Gott!, wo bist Du? Komm! komm! ich bin bereit, auch mein Leben darum zu lassen, geduldig wie ein Lämmlein. Denn

gerecht ist die Sache und Dein, so will ich mich von Dir nicht absondern ewiglich. Das sey beschlossen in Deinem Namen! Die Welt muß mich über mein Gewissen wohl ungezwungen lassen, und wenn sie noch voller Teufel wäre. Und sollte mein Leib, der doch zuvor Deiner Hände Werk und Geschöpf ist, darüber zu Grund und Boden, ja zu Trümmern gehen, (dafür aber Dein Wort und Geist mir gut ist, und ist auch nur um den Leib zu thun;) die Seele ist Dein, und gehört Dir zu, und bleibet auch bei Dir ewig. Amen. Gott helfe mir! Amen.

Als er vor der Thüre der Reichsversammlung stand, sandte ihm der liebe Gott noch einen schönen Zuspruch durch den Mund des berühmten Kriegshelden, Georg von Frundsberg. Dieser klopfte ihm auf die Schulter, und sprach: „Mönchlein! Mönchlein! Du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in unsrer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung, und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen nur fort, und sey getrost! Gott wird dich nicht verlassen!“

Nun stand unser Dr. Luther vor dem Kaiser und dessen Bruder Ferdinand, vor 6 Churfürsten, 28 Herzögen, 11 Markgrafen, 30 Bischöfen, 200 andern regierenden Herren, der 5000 übrigen Zuhörer, die im Saale, im Vorzimmer und vor den Fenstern standen, nicht zu gedenken. Solche Pracht und Macht hatte er noch nicht gesehen; doch zitterte er nicht. Auf einem Tische lagen die Bücher, die Luther hatte drucken lassen. Er wurde gefragt, ob er sie geschrieben habe, und ob er sie widerrufen wolle? Auf den Rath seines Rechtsbeistandes, des Hieronymus Schurf, ließ er sich erst die Titel der Bücher vorlesen, und beantwortete dann die erste Frage mit: „Ja!“ In Betreff der zweiten Frage stand Luther mit seiner Antwort noch einen Augenblick an. Es entstand eine lebhafte Bewegung im Saale, die ihn ein wenig betreten machte, und Luther bat sich darauf noch eine kurze Bedenkzeit aus. „Denn, sagte er, diese Frage betrifft Gottes Wort, den christlichen Glauben und die Seligkeit.“ Seine Bitte ward ihm bewilligt, und noch Ein Tag Bedenkzeit gegeben. Er wurde wieder durch den Herold in die Herberge geleitet. Auf dem Wege jauchzte ihm das Volk zu, und eine Stimme rief: „Selig ist der Leib, der dich getragen hat!“ Viele vom Adel kamen zu ihm in die Herberge, und sagten: „Herr Doktor, wie geht's? Man sagt, sie wollten Euch ver-



Zuflucht vor dem Reichstage zu Worms.

brennen; aber das muß nicht geschehen; sie müßten eher alle mit verderben.“ — Die ganze Nacht hindurch betete Luther in heißer Andacht.

Am folgenden Tage, als am 18. April, des Nachmittags 4 Uhr, wurde Luther durch den Herold wieder abgeholt, kam aber um 6 Uhr erst in den Versammlungsaal, da schon die Fackeln brannten. Hier machte er nun, nach abermaligem Befragen, ob er widerrufen wolle, unter seinen Büchern einen dreifachen Unterschied. In einigen, sagte er, habe er vom christlichen Glauben und guten Werken so einfach und deutlich gehandelt, daß selbst seine Gegner sie für nützlich und würdig erklärten. Durch den Widerruf dieser Schriften würde er also die christliche Wahrheit selbst verdammen. In den andern habe er das Papstthum und die Papisten angegriffen, als welche mit ihren bösen Lehren und Exempeln die Christenheit an Leib und Seele verwüßtet, auch mit unglaublicher Tyrannei die Güter der deutschen Nation verschlungen hätten. Wollte er diese widerrufen, so würde er dadurch die Tyrannei und das gottlose Wesen befördern. Die dritte Klasse seiner Bücher bestche in solchen, die gegen einzelne Personen, Freunde der römischen Tyrannei, geschrieben seyen. In diesen sey er allerdings mitunter zu heftig und scharf gewesen: aber auch diese könne er nicht widerrufen, weil Jene dadurch nur um so vielmehr ihr gottloses Wesen treiben und vertheidigen würden. „Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sey!, so muß ich mit dem Herrn Christus sprechen.“ Hierauf erklärte er sich bereit, aus Zeugnissen der h. Schrift sich von Jedem, auch dem Geringsten, eines Bessern belehren zu lassen, wiederholte auch, dem Kaiser zu Gefallen, alle seine Worte lateinisch. Der churtriersche Kanzler erwiederte darauf, man sey nicht hier, um mit ihm zu disputiren, es werde eine kurze und runde Antwort verlangt, ob er den Widerruf thun wolle, oder nicht. Da sprach Luther feierlich: „Weil denn Eure Kaiserliche Majestät und Gnaden eine schlichte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich eine solche geben, die weder Hörner, noch Zähne haben soll, dermaßen: „Es sey denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden, und überwiesen werde, (denn ich glaube weder dem Papste, noch den Concilien allein nicht, weil es am Tage und offenbar ist, daß sie oft geirrt haben, und ihnen selbst widersprechend gewesen sind,) und ich also mit den

Sprüchen, so von mir angezogen und angeführt sind, überzeugt, und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nichts widerufen, weil weder sicher, noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen!"

In Begleitung zweier Männer wurde darauf Luther in seine Herberge zurückgeführt, wo er auch zu Spalatin sagte: „Wenn ich tausend Köpfe hätte, so wollte ich sie mir alle eher abhauen lassen, denn einen Widerruf thun.“

Außerordentlich war der Eindruck, den Luther an diesem Tage durch seinen heiligen Glaubensmuth auf die Reichsversammlung machte. Des Herrn Verheißung war an ihm in Erfüllung gegangen: „Wenn man euch vor Fürsten und Könige führt, um meinetwillen, so sorget nicht, wie, oder was ihr reden sollt! Denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt. Eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet. (Matth. 10, 18—20.)

Viele Herzen, auch von den Fürsten, hatte er sich gewonnen. Churfürst Friedrichs Urtheil ist schon bekannt. Herzog Erich von Braunschweig schickte ihm zur Erquickung eine silberne Kanne mit Einbecker Bier; worauf Luther ihm zum Danke sagen ließ: „Wie heute Herzog Erich meiner gedacht hat, so gedenke seiner unser Herr Jesus Christus in seinem letzten Kampfe!“ — Dieses Wortes hat sich der fromme Herzog zum Troste auf seinem Sterbebette noch erinnert.

Der junge Kaiser aber, der durch die Papisten schon im Voraus gegen ihn eingenommen war, ließ sogleich am folgenden Tage den Reichsständen sagen, er sey entschlossen, den katholischen Glauben zu beschützen, und Luthern als einen erklärten Ketzer zu bestrafen; doch solle ihm das freie Geleit gehalten werden. Einige Herren meinten freilich mit ihrem römischen, weiten Gewissen, man könne Luthern, als einem Ketzer, das Geleit entziehen, und beriefen sich auf Huf, dem man ja auch das gegebene Wort nicht gehalten habe. Aber gegen diese treulose Gesinnung empörte sich selbst des Kaisers Herz, so daß er die wahrhaft fürstlichen Worte sprach: „Wenn auch in der ganzen Welt keine Treue und Glauben mehr ist, so muß sie doch bei einem deutschen Kaiser seyn.“

Einige der Fürsten, welche Luthern geneigt, oder doch nicht

abhold waren, als der Erzbischof Richard von Trier, der Markgraf Joachim von Brandenburg, u. A. bewirkten, daß noch einige Privat-Unterredungen mit ihm in Gegenwart vornehmer und gelehrter Personen, des Herzogs Georg von Sachsen, der Bischöfe von Augsburg und Brandenburg, u. A. angestellt wurden. Allein sie hatten keinen Erfolg, da sie immer nur aufs Widerrufen, selbst gegen Ueberzeugung, aus sogenannter Liebe zum Frieden, hinausliefen. Zuletzt hatte der Erzbischof von Trier Spalatin und Luther noch auf sein Zimmer kommen lassen, und gefragt, als dieser sich auf kein Widerrufen einlassen wollte: „Mein Herr Doctor, was thät' man denn?“ Da erwiderte Luther: „Gnädigster Herr! da wüß' ich keinen bessern Rath, als den Gamaliel in der Apostelgeschichte gab: Ist der Rath, oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen. Ist es aber aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen. Also auch, ist meine Sache nicht aus Gott, so wird sie über zwei oder drei Jahre nicht währen; ist sie aber aus Gott, so wird man sie nicht können dämpfen.“

Endlich wurde ihm nach seinem Wunsche der Abschied aus Worms bewilligt. Den 26. April reiste er ab.

Luther auf der Wartburg, und die Bibel- Uebersetzung.

Am 26. Mai erschien eine kaiserliche Verordnung, unter dem Namen Wormser Edikt bekannt, wodurch Luther in die Reichsacht, d. h. für vogelfrei erklärt, seine Anhänger und Gehülfen ebenfalls damit bedroht, und Jedermann befohlen wurde, ihn zur Bestrafung auszuliefern, und seine Schriften zu vernichten. Diese Verordnung war aus der giftigen Feder eines der bittersten Feinde Luthers und der Deutschen, des päpstlichen Gesandten Alexander, geflossen, welcher in wüthendem Zorne gesagt hatte: „Wenn gleich ihr Deutsche das römische Joch abwerfen wollt, so wollen wir doch machen, daß ihr euch unter einander selbst aufreiben, und in eurem eigenen Blute ersticken sollt.“ Das Edikt war fälschlich vom 8. Mai datirt, als ob es einstimmig von allen Reichsständen beschloffen worden, da doch die meisten Reichsstände schon abgereist waren, und nichts darum wußten. So war es um so mehr unrechtmäßig erlassen. Es konnte ihm daher bei der Veröffentlichung nur geringe Achtung zu Theil werden, und um so weniger, da es, ganz im römischen

Geiste verfaßt, mit dem Geiste der deutschen Nation im Widerspruch stand. Um Luther wäre es aber doch vielleicht geschehen gewesen, wenn nicht der Herr über ihm gewacht hätte.

Der für ihn besorgte Churfürst, Friedrich der Weise, wollte ihn einer möglichen Verfolgung seiner Feinde entziehen, und wählte zu diesem Zweck das angemessenste Mittel, daß er Luthern, auf seiner Rückreise von Worms, in der Nähe von Eisenach durch einige verkappte Reiter gefangen nehmen, und auf das benachbarte, feste Schloß Wartburg bringen ließ.

Auf dieser Burg, die er sein *Parthos* nannte, lebte Luther, verborgen vor seinen Feinden, unter dem Namen eines Junker Georg, fast ein ganzes Jahr in stiller Verborgenheit. Er trug sich als ein Ritter, ließ Haare und Bart wachsen, streifte durch den Wald, ging in die Erdbeeren, und kostete auch die bitterlich süße Lust der großen Herren, die Jagd, hatte aber unter Hasen, Hunden und Regen lauter theologische Gedanken. Die Einsamkeit, die wenige Bewegung, und die bessere Nahrung zogen ihm mancherlei Anfechtungen und Leibesbeschwerden zu, die er dem Teufel zuschrieb, aber männlich bekämpfte.

Eine Zeitlang wußte man so wenig, wo er hin gekommen, daß schon seine Freunde über sein Verschwinden trauerten, und seine Feinde frohlockten. Bald aber legte sich die Trauer der Seinen, und neuer Schrecken kam über seine Feinde, da er wieder Lebenszeichen von sich gab. Er war auf der Wartburg nichts weniger als müßig, und schickte auch von hier neue begeisterte Schriften in die Welt. Er schrieb „ein Büchlein von der Beichte,“ eine Schrift „von den geistlichen und Klostersgelübden,“ eine „Auslegung mehrerer Psalmen,“ und den Anfang einer „Kirchenpostille.“ Besonders merkwürdig ist aber eine sehr scharfe Schrift, welche Luther in dem starken Gefühle seiner Ueberlegenheit gegen den Churfürsten Albrecht von Mainz schrieb. Dieser hatte unbesonnener Weise in Halle wieder den Ablass verkauft. Luther, unbekümmert um das Geheimniß, welches auf seinem Aufenthaltsorte ruhte, forderte den Erzbischof zuerst in einem Briefe auf, das Unwesen abzustellen. Als dieser nichts fruchtete, verfaßte er eine sehr heftige Schrift „wider den neuen Abgott in Halle,“ deren Druck jedoch in Wittenberg Schwierigkeit fand. Nun erließ Luther nochmals ein Schreiben an Albrecht, worin er demselben, nicht im Tone eines gefangenen Mönchs, sondern eines gewaltigen, und von Gott berufenen Dieners Christi, aufs

Ernsteste gebot, den Ablass einzustellen, und ihm binnen 14 Tagen darüber befriedigende Nachricht zu geben. Der Churfürst demüthigte sich vor dieser Strafpredigt des geächteten Mönchs, und antwortete ihm mit vielen Entschuldigungen.

Das wichtigste und unsterbliche Werk aber, welches Luther auf der Wartburg vollbrachte, ist die Uebersetzung des Neuen Testaments in die deutsche Sprache. Welche Wohlthat der Herr durch Luther uns dadurch erwiesen hat, daß nun ein Jeder, Alt und Jung, Arm und Reich, das heilige Gotteswort in Kirchen und Schulen hören und zu Hause lesen, und darin den Weg zum ewigen Leben durch den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum finden kann, — darüber brauche ich nichts zu sagen. Das weist du selbst, lieber Leser, hast auch wohl dem Herrn dafür schon manchmal Dank gesagt! —

Sollte die Reformation die Macht des römischen Pfaffenthums und seine Mißbräuche ganz brechen, so mußte das Volk zur reinen und ersten Quelle der Erlösung und des Heils zurückgeführt werden. Es mußte selbst sehen können, daß es von den römischen Priestern nicht mit dem lautern Wasser des Wortes Gottes, sondern mit dem Sumpfwasser menschlicher Sagenen getränkt worden war. Das Volk mußte die Bibel selbst in die Hand bekommen. Die heilige Schrift ist ja nur allein die Regel und Richtschnur in Glaubenssachen, wie Christi Blut und Gerechtigkeit allein Schmuck und Ehrenkleid des Christen ist. Wer menschliche Sagenen zum Worte Gottes hinzuthut, wer die vollkommene Gerechtigkeit Christi mit menschlicher Gerechtigkeit vermischen will, verfälscht die beiden Grundpfeiler des Christenthums. Das sind die beiden Grundfezereien Roms! —

Zwar gab es vor Luther auch schon mehrere deutsche Bibelübersetzungen; aber dieselben waren theils so fehlerhaft, theils so unbeholfen und ungenießbar, daß sie gar keinen Eingang unter dem Volke fanden. Luther hatte schon einige Theile der heiligen Schrift übersetzt, und mit den 7 Bußpsalmen angefangen. Johannes, der Täufer, der Herr Jesus und die Reformation singen mit der Predigt der Buße an. Sie ist der Anfang der Erneuerung des Menschen und der ganzen Menschheit. Man hatte seine Versuche gerne gelesen; allgemein wünschte man mehr, und diese Stimme des Volkes war für Luther die Stimme Gottes. Er wollte sie befriedigen.

Auf der Wartburg brachte Luther aber nur die Uebersetzung des Neuen Testaments fertig, die er nach seiner Rückkehr mit

Hülfe Melancthons noch feilte, und dann im Jahre 1522 in Druck gab. Am 21. September erschien die erste vollständige Ausgabe, 3000 Exemplare stark, mit dem einfachen Titel: „Das neue Testament. — Deutsch. — Wittenberg.“ Keines Menschen Name stand dabei. Jeder Deutsche konnte sich nun Gottes Wort für anderthalb Gulden verschaffen. Der Erfolg dieser Arbeit übersteigt alle Begriffe. Alle Exemplare waren in kurzer Zeit vergriffen; eine 2. Auflage mußte schon im Dezember erscheinen. Im Jahre 1533 gab es schon 58 verschiedene Auflagen des lutherischen neuen Testaments. Wer nur Deutsch lesen konnte, „Schuhmacher, Weiber, alles Laiengesinde las mit der größten Eier,“ wie selbst ein katholischer Zeitgenosse der Reformation, Cochläus, berichtet. Sie trugen das neue Testament bei sich, lernten es auswendig, und selbst Ungebildete scheuten sich nicht, nachdem sie aus der heiligen Schrift ihre schriftliche Erkenntnis begründet hatten, mit Priestern und Mönchen, ja mit öffentlichen Lehrern und Doctoren der Theologie über Glauben und Evangelium zu disputiren.

Nachdem das neue Testament im Druck erschienen war, folgten nach und nach auch die einzelnen Bücher des alten Testaments, welche Luther unter Beihülfe seiner Freunde Melancthon, Bugenhagen, Cruziger u. A. übersezte. Im Jahre 1534 wurde die ganze heilige Schrift zum ersten Male gedruckt.

Du darfst aber nicht denken, lieber Leser, daß Luther und seine Freunde so mir nichts, dir nichts, über diese Uebersetzung dahingefahren sind. Es hat ihnen dieses Werk Mühe und Schweiß genug gekostet. Luther sagt selbst: „Es ist uns wohl oft begegnet, daß wir 14 Tage, 3, 4 Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht gefunden. Lieber! wie es verdeutscht und bereit ist, kann's ein Jeder lesen und meistern, läuft Einer jetzt mit den Augen durch 3, 4 Blätter, und stößt nicht einmal an, wird nicht gewahr, welche Waden und Klöße dagelegen sind.“ — Daß wir dafür an dieser Uebersetzung aber auch in sprachlicher Beziehung einen unübertroffenen Schatz haben, brauche ich nicht erst zu sagen. Das Urtheil dreier Jahrhunderte hat längst darüber entschieden, und die Verehrung, welche sie unter allen Ständen noch heutzutage findet, legt ein ebenso lautredendes Zeugniß dafür ab.

Luthers Rückkehr von der Wartburg.

Nach dieser Abschweifung wollen wir uns nun wieder nach unserm Luther umsehen. Der saß auf seiner Beste, und diese wurde ihm je länger je mehr zu einer rechten Warte-Burg. Er wartete von hier aus, wie die vorhin erwähnten Arbeiten bezeugen, als ein treuer Wächter der Kirche; er wartete aber auch sehnlichst seiner endlichen Erlösung aus dieser freiwilligen Gefangenschaft. Die Stunde derselben sollte bald schlagen, obwohl die Veranlassung nicht gerade die erfreulichste war.

Bisher hatte sich die reformatorische Bewegung hauptsächlich auf dem Gebiete der Lehre gehalten; an eine äußerliche Abschaffung der groben Mißbräuche war man noch nicht gegangen. Während der Abwesenheit Luthers machte man nun aber auch äußere Reformationsversuche. Seine Ordensbrüder, die Augustiner Mönche, unter denen besonders die Jüngeren ihm größtentheils zugethan waren, beschlossen auf einer Versammlung zu Wittenberg, die Klöster auf-, und die stille Messe abzuthun. Luther, der darüber befragt worden war, freute sich ihrer wachsenden christlichen Erkenntniß, warnte sie aber, nicht stürmisch zu Werke zu gehen, und stellte den richtigen Grundsatz auf, daß die Reformation nicht mit dem Abschaffen der äußerlichen Dinge, wozu auch die Messe, das Aufstellen der Bilder u. dgl. gehöre, anfangen müsse, sondern daß sie von innen heraus, von den Gemüthern durch die reine Predigt des Evangelii ausgehen müsse. Sobald die Lehre von der Rechtfertigung des armen Sünders vor Gott aus Gnaden, ohne Verdienst der Werke, recht erkannt und geglaubt werde, dann würden die alten, schriftwidrigen, gottesdienstlichen Werke und Ceremonien, womit man sich Gerechtigkeit vor Gott verdienen wolle, von selbst fallen. Nicht ebenso dachte Carlstadt, den wir schon bei der Leipziger Disputation kennen gelernt haben. Er war nicht frei von Schwärmerei, und vielleicht auch von dem ehrgeizigen Gedanken, sich selbst an die Spitze der Reformation zu stellen. Unter dem Volke hatte er besondern Anhang gewonnen, und als er sich stark genug fühlte, theilte er nicht bloß um Weihnachten 1521 in der Schloßkirche zu Wittenberg das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, ohne vorhergegangene Beichte, und in deutscher Sprache aus, sondern er veranlaßte auch unruhige Auftritte. Mit dem aufgeregten Volk und den Studenten drang er in die erwähnte Kirche ein, zerstörte die Bilder, riß die Altäre nieder, und hinderte

die andern Geistlichen, Messe zu lesen. Dazu kam, daß der ohne- dies nicht sehr besonnene Kopf Carlstadt's noch durch einige Schwärmer erhitzt wurde, welche unter dem Namen der neuen Propheten zu Ende des Jahres 1521 von Zwickau nach Wittenberg kamen. Der Bekannteste unter ihnen ist der nachmalige Hauptanführer der rebellischen Bauern, Thomas Münzer. Diese Männer prophezeigten, nach ihrem Vorgeben auf Antrieb des heiligen Geistes, wunderbare Ereignisse, verwarfen die Kindertaufe, und wollten eine gewaltsame, gänzliche Umgestaltung aller Verhältnisse. Sie erklärten alle Menschen für gleich, verkündigten ein neues Gottesreich, und wollten Schulen, Bücher, Gelehrsamkeit, Obrigkeiten, überhaupt alles bisher Bestehende mit Einem Male abgethan wissen. Der schüchterne und sanfte Melancthon, und sein College Amsdorf wagten es nicht, sich jenen Menschen förmlich zu widersetzen, und meinten, Gott könne vielleicht auch durch diese Leute etwas Außerordentliches bewirken wollen. Luther, an den man die Sache schrieb, antwortete dem Melancthon gleich mit Entschiedenheit und Klarheit, tadelte ihn, daß er die Geister nicht prüfe, und die Leute nicht aufgefordert habe, ihre angeblichen höheren Offenbarungen durch sichere Merkmale, als göttliche, zu beweisen.

Die Unruhe und Unordnung nahm aber in Wittenberg je länger, je mehr, überhand, und es war Gefahr, daß jene Schwärmer die Oberhand bekämen.

Da konnte sich Luther nicht mehr halten. Er erkannte, daß diese Auftritte seine persönliche Gegenwart in Wittenberg verlangten, wenn sie nicht der Reformation unerseßlichen Schaden zufügen sollten, und verließ deshalb am 3. März 1522 die Wartburg. Ohne Wissen und Willen des ängstlichen Churfürsten war er abgereist, welcher ihn wegen der Reichsacht noch länger verborgen wünschte. Aber Luther wußte, unter wessen Schirm und Schild er es wagen durfte, obgleich geächtet und vogelfrei, mitten in Gefahr und Sturm hinein zu gehen. Er schrieb dies unterwegs, von Borna aus, dem Churfürsten in einem Briefe voll gläubigen Heldenmuthes. „Aus Liebe zu Ew. Churfürstlichen Gnaden habe ich dieses Jahr mich einschließen lassen; aus Noth aber meines eigenen Gewissens, da bei längerer Nachgiebigkeit das Evangelium erniedrigt wird, und der Teufel den Platz einnimmt, wo ich länger ihm auch nur Eine Hand breit weiche, muß ich ein anderes dazu thun, und hervorbrechen, und wenns 9 Tage eitel Herzöge Georgen regnete, und jeglicher

neunfach wüthender wäre, denn dieser.*) Ich hab's nicht im Sinn, von Ew. Churfürstlichen Gnaden Schutz zu begehren. Ich komme nach Wittenberg in gar viel höhern Schutz, denn des Churfürsten. Ja, ich halte, ich wollte Ew. Churfürstliche Gnaden mehr schützen, denn Sie mich schützen könnte. Denn wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen. — Dieser Sache soll und kann kein Schwert rathen und helfen. Gott muß hier allein schaffen, ohn' alles menschliche Sorgen und Zuthun. Da nun auch Ew. Churfürstliche Gnaden begehrt, zu wissen, was Sie thun solle in dieser Sache, sintemal Sie es achtet, Sie habe viel zu wenig gethan, so antworte ich unterthäniglich: Ew. Churfürstliche Gnaden hat schon allzuviel gethan, und sollte gar nichts thun. Gott wills ihm selbst gelassen haben. Da mag sich Ew. Churfürstliche Gnaden nach richten. — Dieweil denn ich nicht will Ew. Churfürstlichen Gnaden folgen, so ist Sie vor Gott entschuldigt, so ich gefangen, oder getödtet würde. Vor Menschen soll Ew. Churfürstliche Gnaden also sich halten, nämlich der Obrigkeit, als ein Churfürst, gehorsam seyn, und Kaiserliche Majestät lassen walten nach Reichsordnung, und ja nicht wehren und widersetzen, so sie mich fahen, oder tödten will; denn das ist Empörung wider Gott. Christus hat mich nicht gelehrt, mit eines andern Schaden ein Christ seyn. — Es ist ein andrer Mann, als Herzog Georg, mit dem ich handle. der kennt mich fast wohl, und ich kenne ihn nicht übel. Wenn Ew. Churfürstliche Gnaden gläubete, so würde auch Sie Gottes Herrlichkeit sehen. Weil Sie aber noch nicht glaubt, hat sie auch noch nichts gesehen. Gott sei Lieb und Lob in Ewigkeit! Amen! —

Kaum in Wittenberg angekommen, bestieg Luther die Kanzel, und predigte acht Tage hintereinander gegen die Bilderstürmerei und unbesonnene Neuerungsucht der Schwarmgeister. Seine Vorträge, voll Klarheit, Kraft und Milde, unterstützt von dem gewaltigen Eindruck seiner Persönlichkeit, hatten den günstigsten Erfolg. Bald waren die Schwarmgeister zu den Thoren Wittenbergs hinausgepredigt.

Luthers fernere Amts-Thätigkeit.

In den nächsten acht Jahren, also bis zum Reichstage zu Augsburg, wo die der Reformation zugethanen Fürsten

*) Herzog Georg von Sachsen war einer seiner mächtigsten und erbittertesten Feinde.

und Städte sich sammelten um das herrliche Glaubensbekenntniß, dem jene Stadt den Namen gegeben, ist Luthers Leben und Thätigkeit in dreifacher Beziehung zu betrachten: seine Verhältnisse zu den von Thomas Münzer geleiteten, religiös-politischen Bewegungen, seine Kämpfe mit einzelnen Männern, besonders aber mit den schweizerischen Reformatoren, und endlich seine fortgesetzte Reformations- und Amtsthätigkeit.

Ein trauriges Zwischenspiel war der sogenannte Bauernkrieg, dessen Schuld, freilich ganz ohne Grund, Bösgesinnte der Reformation allein haben aufbürden wollen. Schon im Jahre 1491 hatten sich die Bauern in den Niederlanden, 1503 in der Gegend von Speier, 1513 im Breisgau, 1514 in Württemberg, 1515 in Kärnthén und Ungarn empört. Diese Aufstände waren größtentheils veranlaßt durch die unerhörten Bedrückungen, denen die armen Bauern von Seiten der Fürsten, Edelleute und geistlichen Herren unterworfen waren. Dazu kam nun die Gährung, welche die Reformation in alle Glieder gebracht hatte. Die neuen Freiheitsbegriffe, welche Luther und seine Freunde geistig verstanden, hatten die Bauern politisch, oder, wie Luther sagt, „fleischlich“ genommen, und das Streben nach Verbesserungen und Neuerungen, welches von besonnenen und weisen Männern zum Guten gelenkt wurde, war von leidenschaftlichen und schlechten Menschen mit ungezügelter Gewaltthat auf die verkehrteste Weise in Anwendung gebracht worden. Auf diese Art erschien Vielen Luthers Lehre von der christlichen Freiheit als ein Rebellen-Privilegium. Zwar hatte Luther schon von der Wartburg aus eine „Bermahnung an alle Christen, sich vor Aufruhr und Empörung zu hüten,“ erlassen, aber diese hatte bei den schon zu sehr erhitzten Gemüthern nicht viel gefruchtet. Die ersten Unruhen brachen 1524 unter den schwäbischen Bauern am Bodensee aus, weil der Abt von Reichenau ihnen evangelische Prediger verweigerte. Bald erhoben sich ähnliche Unruhen in andern Theilen von Schwaben. Man suchte die Bauern durch manche Erleichterung, die man ihnen zusagte, zu beruhigen; aber man hielt nicht immer die eingegangenen Vergleiche, ließ die Gefangenen zum Theil hinrichten, und entflammte sie dadurch zu neuer Wuth. So standen 1525 in Schwaben, Elsaß, Lothringen, bis nach Franken und Thüringen hin, die Bauern in Masse auf, und suchten mit Gewalt, Raub und Mord ihre wirklichen, oder vermeintlichen Rechte geltend zu machen.

Hauptsächlich bestanden sie auf 12 Punkten. Von diesen 12 Artikeln sind die wichtigsten: freie Wahl der Prediger, vollkommene Aufhebung der Leibeigenschaft, Abstellung des Blutzehnten, freie Jagd und Fischerei, Erleichterung der Frohndienste und Milderung der Geldstrafen. Luther, den die Bauern zum Schiedsrichter aufgerufen hatten, erließ in Bezug auf jene 12 Artikel eine Ermahnung zum Frieden, worin er zuerst „den Fürsten und Herren, sonderlich den blinden Bischöfen, tollern Pfaffen und Mönchen, die noch immer nicht aufhörten, gegen das Evangelium zu wüthen,“ zu Gemüthe führt, daß man ihrer Tyrannei vornehmlich den Aufruhr zu danken habe. Sie sollten ansehen, als ob Gott durch die Bauern sie strafe, und jetzt gutwillig sich bekehren. „Ist euch noch zu rathen, liebe Herren, sagt er, so weichet ein wenig um Gottes Willen dem Zorn! Einem trunkenen Manne soll ein Fuder Heu weichen; wie viel mehr sollt ihr das Loben und störrige Tyrannei lassen, und mit Vernunft an den Bauern handeln, als an den Trunkenen und Irrigen.“ Nicht weniger hart redet er aber auch mit den Bauern. „Womit, spricht er, habe ichs dahin gebracht, daß, je mehr Papst und Teufel getobt haben, je mehr mein Evangelium ist fortgegangen? Ich habe nie ein Schwert gezückt, nie nach Rache begehrt; ich habe keine Kotten, noch Aufruhr angefangen, sondern der weltlichen Obrigkeit, auch der, so das Evangelium und mich verfolgt, ihre Gewalt und Ehre helfen vertheidigen, so viel ich vermochte. Aber damit bin ich geblieben, daß ichs Gott gar heimgestellt, und allezeit auf seine Hand troziglich mich verlassen habe. Nun fallet ihr mir darein, ihr wollet dem Evangelio helfen, und sehet nicht, daß ihrs dadurch außs allerärgste hindert, und verdrückt. Darum sage ich euch abermal, ich lasse eure Sache seyn, wie gut und recht sie seyn kann; aber den Christlichen Namen mag ich bei solchem Vornehmen nicht lassen, noch gönnen, sondern beides mit Schriften und Worten euch abreißen nach meinem Vermögen, so lange sich eine Ader regt in meinem Leibe. Denn Christen, die streiten nicht selbst mit dem Schwert, sondern mit Kreuz und Leiden, gleichwie ihr Herzog Christus nicht das Schwert führet, sondern am Kreuz hanget. — Ich setze euch selbst zu Richtern, welcher Räuber der ärgste sey; ob der es sey, der einem andern ein groß Stück Guts nimmt, und läßt ihm doch etwas, oder der, so einem Alles nimmt, das er hat, und den Leib dazu? Die Obrigkeit nimmt euch unbillig euer Gut, das ist Ein Stück.

Wiederum nehmt ihr derselben ihre Gewalt, darin all ihr Gut, Leib und Leben stehet. Darum seyd ihr weit größere Räuber, denn sie, und habt's ärger vor, denn sie gethan haben.“ — Auch die Erklärung Melancthon's fiel in der Hauptsache gegen die Bauern aus, wiewohl auch er nicht unterließ, den Fürsten manche Ermahnungen zu geben. Beide Reformatoren wünschten eine gütliche Beilegung der Sache. Allein einerseits versuhr die Obrigkeit nicht redlich genug, andererseits wurden die Bauern durch Schwärmer, welche unter sie kamen, immer wüthender. Der gebildetste, aber auch unsinnigste unter diesen Schwärmern, war Thomas Münzer, der, wie wir oben schon sahen, früher mit den neuen Propheten in Wittenberg gewesen, und von Luther derb zurecht gewiesen war, und von daher einen bitteren Groll gegen Luther behielt. Er war hierauf Prediger in Allstedt in Thüringen geworden, und rühmte sich fortdauernd, den heiligen Geist und einen unmittelbaren Befehl Gottes zu haben, in aller Welt zu predigen. Er trat zugleich gegen den Papst und gegen Luther auf. Wegen seines tollen, rebellischen Treibens von Allstedt verjagt, war er nach Mühlhausen im Thüringischen gezogen, trieb dort sein Wesen, wie zuvor, und hatte die thüringischen Bauern in hellen Brand und Aufruhr gebracht. Empört durch diese Gräuel, ließ Luther eine neue Schrift ausgehen „wider die räuberischen, mörderischen Bauern,“ worin er den Fürsten den Rath gab, die Bauern wie tolle Hunde todt zu schlagen. Jene ließen sich das nicht zweimal sagen, und schlugen nun wacker zu. Am 15. Mai 1525 wurde Münzer mit seiner Bande von ungefähr 8000 Mann von den sächsischen Fürsten, dem Landgrafen Philipp von Hessen, und Heinrich von Braunschweig, bei Frankenhäusen gänzlich aufs Haupt geschlagen. Münzer selbst war gefangen worden, und wurde bald darnach mit seinem Helfershelfer Pfeifer in Frankenhäusen hingerichtet. Dieser und die übrigen Aufstände wurden vollends noch durch Blut unterdrückt, bis in den Jahren 1534—36 die neuen, mit jenen aber in Zusammenhang stehenden Gräuelszenen, welche die Wiedertäufer in Münster aufführten, sich wiederholten. Luther und seine Freunde hatten alle aber genugsam gezeigt, daß innerlich und äußerlich nichts weniger als eine Gemeinschaft zwischen ihnen und den Rebellen bestände.

Während Luther so die politischen Störungen bekämpfte, durfte er doch auf dem Felde der Wissenschaft auch nicht müßig stehen. Auch da gab's für ihn noch genug Kampf. Von dem

Papste und seinen Gefellen angefallen zu werden, war ihm nichts Neues mehr; daß aber sogar ein König sich an ihm wegen wollte, das hatte er doch nicht erwartet. Heinrich VIII., König von England, hatte aus alten Büchern ein neues zusammengestoppelt, und die Welt sah erscheinen: „Vertheidigung der 7 Sacramente gegen Martin Luther vom unüberwindlichen König von England und Frankreich, Herrn von Irland, Heinrich, dem Achten des Namens.“ Diese Schrift, welche der Lügen und Schmähungen gegen Luther genug enthielt, und in einem sehr verächtlichen Tone abgefaßt war, sollte eine besondere Antwort auf Luthers schon erwähntes Buch „Von der babylonischen Gefangenschaft“ seyn. Die böse Welt sagte jedoch, daß es dem Könige weniger um eine Vertheidigung des Katholizismus zu thun gewesen sey, als vielmehr darum, sich vom Papste den Ehrentitel eines „Vertheidigers des Glaubens,“ wie ihn die Könige von Frankreich und Spanien schon führten, zu erwerben. Das letztere hat er erreicht; damit aber einen Sieg über Luther zu erringen, ist ihm nicht gelungen. Luther schrieb darauf eine Gegenschrift, die freilich auch nicht in schonenden und schmeichelhaften Ausdrücken für König Heinrich, eher zu derb, verfaßt war, und leuchtete damit dem hochmüthigen Könige vom Kampfsplatze heim. Etliche Jahre nachher, da Luther vom Könige von Dänemark beredet war, daß Heinrich umgekehrt sey, und es nur einer freundlichen Anrede bedürfe, um einen Freund des Evangeliums in ihm zu finden, schrieb er einen Brief an König Heinrich, worin er zwar erklärte, daß er seiner Lehre nichts vergeben könne und wolle, aber wegen seiner damaligen zu derben und beleidigenden Ausdrücke ihn in edler Demuth und ehrfurchtsvoll um Verzeihung bat. Aber eine neue, noch bitterere und giftigere Schmähschrift war die Antwort des Königs, so daß sich Luther genöthigt sah, noch eine Erwiderung zu schreiben.

Merkwürdig ist es, daß dieser Vertheidiger des römisch-katholischen Glaubens später mit dieser Kirche ganz zerfiel, und sie dann eben so angriff, wie früher Luthern. Er ist es gewesen, der, allerdings nicht durch lautere Gründe bewogen, England von der Herrschaft des Papstes befreite.

Dieser Streit mit dem Könige von England gab Veranlassung, daß Luther noch mit einem andern Manne zusammen gerieth, der sich bisher wenig um die Reformation bekümmert hatte, weil er sie nur für einen Mönchsstreit hielt. Es war der gelehrte Erasmus, (geboren zu Rotterdam 1467, gest. zu Basel

1536). Luther hatte Heinrich VIII. so verb angegriffen, daß sich der mit dem Könige sehr befreundete Erasmus dadurch verletzt fühlte. Luther hatte mit diesem Gelehrten, den er hochachtete, nicht streiten wollen, sondern ihn gebeten, nur einen Zuschauer bei diesem Kampfe abzugeben. Aber das wollte der stolze Erasmus nicht, sondern entschloß sich, gegen Luther zu schreiben, wozu ihn die Papisten von allen Seiten aufhetzten. Er wählte zu seinem Gegenstande die Lehre von der Freiheit des Willens. Luther antwortete 1525 in der Schrift „von dem unfreien Willen,“ worin er darthut, daß es mit dem freien Willen nichts sey. Ursprünglich habe der Mensch wohl einen freien Willen zum Guten gehabt, habe ihn auch, wenn er wiedergeboren und durch den heiligen Geist geheiligt sey; aber von Natur sey er seit Adams Sündenfall ein Slave der Sünde, und wer da glaube, daß er auch nur das Geringste aus sich selbst für sein Heil thun könne, der setze sein Vertrauen auf sich, und nicht auf Gottes Gnade, und könne die Seligkeit nicht erlangen, weil der Mensch allein durch den Glauben aus Gnaden vor Gott gerecht würde! Erasmus führte den Streit in zwei neuen Schriften fort, allein ohne Erfolg.

Auch gegen die seelenverderbliche Irrlehre des Papstes, gewisse Menschen heilig zu sprechen, wodurch der Lehre der Schrift von der Rechtfertigung allein aus Gnaden ins Angesicht geschlagen wird, erhob sich Luther in der Kraft eines Apostels.

Die Heiligsprechung des im Jahr 1106 verstorbenen Bischofs Benno von Meissen durch eine Bulle des Papstes Hadrian VI. vom 31. Mai 1523, veranlaßte ihn, im Jahre 1524 die Schrift herauszugeben: „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meissen soll erhoben werden.“ Er stellet darin voraus, daß er den todten Bischof Benno weder verurtheilt, noch verdammt haben wolle, weil er seinen Richter habe, wie andre Todten; sondern er schreibe wider den lebendigen Satan, der sich zu dieser Zeit, da von Gottes Gnaden das Evangelium wieder aufgegangen ist, und helle leuchtet, sonst nicht wisse zu rächen, denn daß er Gott zu Spott, und seinem Wort zu Schanden, ein solch Gaukelspiel aufrichte. „Und das thue ich, — fährt er fort, — so viel desto lieber und fröhlicher, denn ich weiß fürwahr, und bins gewiß, ist Benno wahrhaftig heilig, so geschieht ihm nicht Liebe dran daß man ihn erhebet; wie denn auch keinem Heiligen nie lieb gewesen ist, wo etwa je einer erhoben ist vom Papst. Wiewohl

derselben wenig sind, denn es sind gemeiniglich eitel päpstliche Heilige, nicht christliche Heilige. Ursach ist die: denn man siehet, wie durch der Heiligen Erhebung die Zuversicht der Leute auf Gottes Gnaden und Christo sich abwendet, und fällt auf die Verdienste und Fürbitte der Heiligen, und wird so viel an ihre Kirche Gutes gewandt, daß die guten Werke der Liebe gegen den Nächsten gar nach bleiben, daß also anstatt Gottes die Heiligen kommen, und anstatt des Nächsten Holz und Steine; dagegen nur faule Träflinge und müßige Maßsäu in den Kirchen, Stiften und Klöstern geweiht werden. Nun ist je den rechten Heiligen nichts Liebers, denn daß der Glaube fein und rein, die Liebe brünstig und stetig bleibe unter den Menschen.“ — Es habe sich, sagt er dann weiter, gar fein geschickt, daß dieser Satan zu Meissen erhoben würde durch den Papst Hadrian, der die rechten Heiligen, Johannem und Henricum zu Brüssel, habe verbrennen lassen. Das sey der Päpste sonderlich Amt: rechte Heilige umbringen, und falsche Heilige aufbringen; Gottes Wort verdammen, ihre eigne Lehre bestätigen, und darnach sagen, es geschehe Gott zu Ehren und seinen lieben Heiligen. Sodann geht er die Gründe der Heiligipredung durch, welche die Bulle anführt, unter denen oben steht, daß sich Benno zum Papst Gregor VII. habe geschlagen wider den Kaiser Heinrich IV., da doch der Papst an dem Kaiser gehandelt habe als ein Beräthter und Bösewicht, und macht den Schluß: Man solle den guten Benno schlafen lassen in Gottes Gericht, der allein wisse, wie es um ihn stehe, denn die angeführten Zeichen bewiesen nichts, und seine Lehre, Glaube, Liebe und Kreuz, die allein einen Heiligen machen, leuchteten nirgends hervor. Die rechte Erhebung der Heiligen sey die, davon die Schrift sagt: Nehmet euch an der Nothdurft der Heiligen! Denn von den Heiligen im Himmel rede sie wenig, oder gar nicht, sondern nur von denen, die auf Erden sind. Alle Pracht, Kost und Mühe, die man jetzt in Meissen an die Verehrung des Benno wenden werde, sey nicht so gut und Gott angenehm, als wenn man einen armen Christen kleide, oder ihm eine Mahlzeit gebe; ja jenes mißfalle Gott, dieweil er es nicht geboten habe. — Zuletzt deutet er die Sprüche, welche man führe, um solch Gaukelspiel zu rechtfertigen, und dem Volke das Maul zu schmieren. —

Sehr wichtig ist endlich noch der sogenannte Abendmahlsstreit. Luther hatte schon früher angefangen, die grob-äußerliche Brodverwandlungslehre im h. Abendmahle zu bezweifeln. Die

katholische Kirche lehrt nämlich, daß Brod und Wein durch die vom Priester darüber ausgesprochenen Einsetzungsworte wirklich und wesentlich in den Leib und das Blut Christi verwandelt werde, und daß nur die Gestalt des Brodes und Weines, d. h. das, was davon in die Sinne fällt, bleibe, nicht das Brod und der Wein selber; es werde daraus wirklich und wesentlich der Leib und das Blut Christi, und es sey darum auch anzubeten. In Folge dessen erklärte man, den communicirenden Laien sey nur die Eine Gestalt des Sacraments, das Brod, darzureichen; denn im Leibe sey ja das Blut auch vorhanden. Nur die Priester sollten auch die andre Gestalt, den Kelch, empfangen. Diese Kelchentziehung ist aber ganz gegen die Einsetzung des Sacraments unter beiderlei Gestalt durch den Herrn Jesum, welcher ausdrücklich sagte: „Trinket Alle daraus!“ (Matth. 26, 17.) Ebenso ungerecht ist, daß den Priestern, als ein Vorrecht, der Kelch zu Theil werden solle, der den Laien geraubt wird. Der Apostel Paulus weiß nichts von diesem Vorrecht. 1 Cor. 11, 15—29. Auch ist diese Lehre sehr spät, erst im dreizehnten Jahrhundert, im Jahre 1215, von der römischen Kirche als Kirchenlehre festgesetzt worden.

Luther verwarf daher diese schriftwidrige Lehre ganz, und behauptete bloß die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi in, mit und unter dem Brod und Weine. Weiter ging sein schon mehrmals erwähnter Colleague Carlstadt. Dieser erklärte die Einsetzungsworte so, daß Christus dabei auf seinen Körper hingewiesen, und seinen Jüngern die Versicherung gegeben habe, er werde denselben für sie aufopfern; dessen sollten sie künftig eingedenk seyn, wenn sie das Brod mit einander brechen würden. Er hielt also dafür, daß das Gedächtniß Christi das allein Wesentliche im heiligen Abendmahle sey. Diese Erklärung wurde von Carlstadt schon mit leidenschaftlichen Aeußerungen gegen Luther vorgetragen, fand aber auch bei manchen Anhängern Luthers Aufnahme, und wurde von ihnen weiter ausgebildet. Unter diesen sind besonders die Straßburger Theologen Bucer und Capito zu nennen, welche dabei übrigens Freunde und Verehrer Luthers blieben. In Widerspruch gegen Luther trat nun auch Ulrich Zwingli zu Zürich, der, wie bekannt, fast zu gleicher Zeit mit Luther, in der Schweiz die Reformation begonnen hatte.

Er drang in seinen Schriften seit 1524 darauf, daß Christus, nach Joh. 6, durchaus einen geistigen Genuß seines Fleisches,

als der wahren Seelenspeise, d. h. den lebendigen Glauben, daß er seinen Leib und sein Blut für das Leben der Welt in den Tod gegeben habe, verlange, und dagegen das bloß leibliche Essen seines Fleisches, welches sich die Juden auf eine so sinnliche Weise dachten, für unnütz erkläre. Füge man zu diesem geistigen Genuße des Leibes und Blutes Christi, d. h. der erneuerten, gläubigen Aufnahme der Wohlthaten seines Erlösungstodes, noch die Erinnerungszeichen des h. Brodes und Weines hinzu, so sey dies ein sacramentliches Essen des Leibes und Blutes Christi, und darin bestehe das Eigenthümliche des Abendmahls. Die Einsetzungsworte: „Nehmet hin, und esset! das ist mein Leib,“ erklärte Zwingli so: das bedeutet, oder bezeichnet meinen Leib. Gegen ihn trat Luthers Freund und College Johann Bugenhagen, als Vertheidiger der wirklichen Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahle auf. — Zugleich bekam Zwingli einen Mitstreiter an Decolampadius in Basel. Nun nahm Luther selbst auch den Kampf auf. Streitschriften wurden von beiden Seiten geschrieben, und die Erbitterung wurde leider immer größer. Endlich sollte das damals gewöhnliche Mittel, eine Streitigkeit zum Ende zu führen, angewendet, es sollte ein Religionsgespräch gehalten werden. Der Landgraf Philipp von Hessen, der die Wichtigkeit eines brüderlichen Zusammenhaltens aller Protestanten sehr fühlte, und seine Verehrung zwischen dem schweizerischen und sächsischen Reformator theilte, lud 1529 beide Partheien zu einem Religionsgespräche nach Marburg ein.

Der Landgraf hatte es so veranstaltet, daß sich zuerst Luther mit Decolampadius, und Zwingli mit Melancthon abgesondert unterreden sollten. Hierauf wurde vom 2. October 1529 an, 3 Tage lang, ein öffentliches Gespräch gehalten, wobei der Landgraf, Herzog Ulrich von Württemberg, und ihre Räthe, nebst vielen Gelehrten gegenwärtig waren. Alle, schon in den Streitschriften für und wider vorgebrachten Gründe wurden aufs Neue entwickelt. Endlich wurden 14 Artikel aufgesetzt, in deren 13 die völlige Uebereinstimmung beider Theile in allen übrigen Glaubenslehren mit ihrer Unterschrift anerkannt wurde. Im vierzehnten Artikel, über das Abendmahl, wurde hinzugefügt: „Wiewohl wir uns, — ob der wahre Leib und Blut Christi leiblich in Brod und Wein sey, — diese Zeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Theil gegen den andern christliche Liebe erzeugen, so fern eines Jeden Gewissen es leiden kann, und beide

Theile Gott fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist in dem rechten Verstande bestätigen wolle. Amen.“ Die Ueberkunft war aber bloß ein Scheinfriede. In der Augsburgerischen Confession und in anderen Bekenntnißschriften wurde die lutherische Abendmahlslehre deutlich und klar hervorgehoben, wogegen die Reformirten in ihrer helvetischen Confession und andern Bekenntnissen sich für eine bloß geistige Gegenwart Christi und einen innerlichen Genuß seines im Himmel befindlichen Leibes vermittelt des Glaubens erklärten.

Der Streit brach später immer heftiger zwischen beiden Partheien aus, und es kam zum völligen, feindseligen Riß zwischen Lutheranern und Reformirten, der in vielen Ländern die weitere Ausbreitung der Reformation außerordentlich gehindert hat. Vereinigungs-Versuche blieben fruchtlos, bis im Jahre 1817, als man das dreihundertjährige Jubiläum der Reformation feiern wollte, der fromme König, Friedrich Wilhelm III., es unternahm, das Band der christlichen Liebe und Gemeinschaft zwischen den zwei Schwesterkirchen wieder anzuknüpfen, was durch Gottes Gnade bisher schon einen reichen Segen gebracht hat.

Luther war übrigens, bei aller unerschütterlichen Beharrlichkeit in seinen Ansichten, sehr bescheiden in Rücksicht seiner selbst geblieben, und hatte gar nicht im Sinne, eine neue Kirche aufzurichten, und diese nach sich zu nennen. „Du mußt Dich nicht lutherisch nennen,“ schreibt er einmal: „was ist Luther? Ist doch die Lehre nicht mein. Ich bitte daher, man wolle meines Namens schweigen, und sich nicht lutherisch, sondern Christen nennen. Laßt uns tilgen die partheiischen Namen! Laßt uns Christen heißen, deß Lehre wir haben! Ich bin und will Keines Meister seyn!“ —

Bisher haben wir unsern Luther nur in Kämpfen nach außen gesehen. Wir dürfen aber daraus nicht schließen, daß er während dieser Zeit nicht auch nach innen sein Augenmerk gerichtet habe. Er wollte nicht bloß niederreißen, sondern auch wieder aufbauen, und ist darum unterdessen nicht unthätig für die innere Befestigung des Reformationswerkes gewesen. Mit der Uebersetzung der Bibel, wovon oben schon erzählt wurde, war er während dieser Zeit unermüdlich beschäftigt. Daneben hat er noch viele Schriften verfaßt, um das Volk über die Irrthümer des Papstthums und die reine evangelische Lehre aufzuklären. Im Jahre 1527 gab er dem deutschen Volk in

seiner „ersten Sammlung geistlicher Lieder und Psalmen“ das erste deutsche Gesangbuch. Die meisten seiner schönen Lieder, zu deren mehreren Luther auch die Melodie verfaßte, werden unsern lieben Lesern wohl bekannt seyn, wie diese: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ — „Nun freut euch, liebe Christeng'mein!“ — „Ach, Gott, vom Himmel sieh darein!“ — „Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir!“ — „Es wolle Gott uns gnädig seyn.“ — „Gelobet seyst Du Jesus Christ!“ — „Komm, heiliger Geist, Herre Gott!“ — „Herr Gott, Dich loben wir!“ — „Vom Himmel hoch, da komm ich her.“ — u. s. w.

Es lag Luthern ferner sehr am Herzen, christliche Schulen aller Art anzulegen, weil er die Ueberzeugung hatte, daß nur dann das Evangelium einen gesegneten Fortschritt im Volke haben könnte, wenn die Jugend in demselben schlicht und recht gelehrt und erzogen würde. Bei der Einrichtung der Schulen hatte er aber mit manchen Hindernissen zu kämpfen. Er klagte, daß man sich's wohl gefallen lasse, die Kloostergüter einzuziehen, aber nichts für Schulen thun wolle. In seiner Schrift: „An die Bürgermeister und Rathsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen,“ sagt er: „Wenn jährlich soviel an Brücken, Wege, Stege, Dämme u. s. w. gewendet würde, warum sollte man nicht auch so viel an die arme dürstige Jugend wenden, daß man ihr geschickte Schulmeister hielte? Es ist eine ernste, große Sache, da Christo und aller Welt viel daran liegt, daß wir dem jungen Volk rathen und helfen. Denn damit ist uns Allen geholfen und gerathen.“

Vor allen Dingen dachte Luther aber auch daran, eine neue kirchliche Ordnung einzuführen. Es geschah dies auch, so viel es die Umstände erlaubten, unter der Regierung des Churfürsten Johann, in dessen Lebensbeschreibung hierüber das Nähere berichtet werden wird. Durch diese neue Ordnung und durch Einrichtung von Schulen wurde Luther auch bewogen, im Jahre 1528 seinen großen Katechismus, und 1529 seinen kleinen zu schreiben. Welchen Segen er durch diese unsterbliche Arbeit gestiftet hat, ist bekannt genug, und bedarf keiner näheren Erörterung mehr. Man besitzt diese Katechismen in 31 Sprachen. Herzog Friedrich II. wollte mit dem Katechismus in der Hand begraben werden. In der Vorrede, die Luther zu seinen Katechismen schrieb, gibt er eine liebliche Probe von der

einfachen Lehrart, die er angewandt wissen will. Er sagt: „Alle Fragen soll man zuletzt in zwei Stücke, als in zwei Säcklein, fassen im Herzen, welche sind Glaube und Liebe. Des Glaubens Säcklein hat zwei Beutlein. In das eine Beutlein stecke das Stück, daß wir glauben, wie wir durch Adams Sünde allzumal verderbt und verdammt sind. Ins andere stecke das Stücklein, daß wir alle durch Jesum Christum von solchem sündlichen und verdamnten Wesen erlöst sind. Der Liebe Säcklein hat auch zwei Beutlein. In das eine stecke dies Stück, daß wir Jedermann sollen dienen und wohlthun, wie uns Christus gethan hat. Ins andere stecke das Stücklein, daß wir allerlei Böses gern leiden und dulden sollen. Wenn nun ein Kind beginnt, solches zu begreifen, soll mans gewöhnen, aus den Predigten Sprüche der Schrift mit sich zu bringen, und die Sprüche in die Säcklein und Beutlein zu stecken, wie man Pfennige, Groschen und Gulden in die Tasche steckt. Des Glaubens Säcklein ist das güldene Säcklein. In das erste Beutlein geht der Spruch Röm. 5, 12. und Psalm 51., das sind zween rheinische Gulden in das Beutlein. In das andere Beutlein gehen die ungarischen Gulden, als der Spruch Röm. 4, 25. und Joh. 1, 36. Und lasse sich hie Niemand zu klug dünken, und verachte solch Kinderspiel! — Christus, da er Menschen gleichen wollte, mußte Mensch werden. Sollen wir Kinder ziehen, müssen wir auch mit ihnen Kind werden.“ — Ein Spiegel für die heutigen, hochtrabenden Bedanten unter den Schulmännern, die da meinen, je dicker und steifer ihr Brei aufgetragen werde, desto besser schlage er an. —

Neben jenen Kämpfen und dieser Reformations-Thätigkeit versäumte Luther aber keineswegs sein Amt als Prediger und Seelsorger. Er zeigte, daß er ein guter Hirte der ihm anvertrauten Heerde, und nicht ein Miethling, daß er nicht bloß ein Prediger des reinen Evangeliums, sondern auch ein Thäter desselben sey. Er predigte in Einem Tage oft mehr als Ein Mal, besuchte Kranke, unterrichtete die Katechumenen, und sorgte für die Armen und Kranken der Gemeinde. Besonders im Jahre 1527 legte er ein herrliches Zeugniß seiner Hirtentreue ab.

In diesem Jahre hatte Luther selbst viel Krankheitsnoth und geistliche Anfechtungen zu tragen. Dazu kam, daß auch die Pest in Wittenberg ausbrach, und die Universität auf des Churfürsten Befehl nach Jena wanderte. Auch Luthern hatte der Churfürst ermahnen lassen, sich mit Frau und Kindern



Luther reicht Pestkranken das heil. Abendmahl.

nach Jena zu begeben, wie die Andern. Aber er blieb nebst Bugenhagen und den Diakonen allein in Wittenberg zurück; „und doch nicht allein,“ schrieb er an einen Freund; „Christus und Euer Gebet sind zugleich mit den heiligen Engeln unsichtbar, aber kräftig bei uns! — Will uns Gott darinnen haben und würgen, so wird unser Hüten nichts helfen; auf daß ein Jeglicher sein Herz also richte: Ist er gebunden, daß er muß im Sterben seinem Nächsten zu Dienst, so befehle er sich Gott und spreche: Herr, in Deiner Hand bin ich; Du hast mich hie angebunden; Dein Wille geschehe!“ — Luther ging umher in den Wohnungen der Krankheit und des Todes, tröstete durch das Evangelium die Kranken und Sterbenden, und stärkte sie durch das heilige Sakrament des Leibes und Blutes Christi. Im November hatte er selbst das ganze Haus voll Kranker. An Prediger Amsdorf schrieb er: „Ich bin wie der Apostel, als ein Sterbender, und siehe, ich lebe.“ — Am Ende des Jahres konnte er aber freudig wieder seinem Freunde schreiben: „die Pest ist todt und begraben. — Gott hat sich unser herrlich und wunderbar erbarmt, und damit bewiesen, daß ihm unsre Predigt des Evangeliums sehr wohl gefalle, wiewohl wir Sünder sind.“ —

Was sagten denn nun aber, — so fragst Du mich, lieber Leser, — die katholischen Fürsten und der Papst zu der immer weiter nach innen und außen um sich greifenden Reformation? — Die sahen gar sauer drein, suchten auch auf alle mögliche Weise dem Strome einen Damm entgegen zu setzen. Aber — der Welt List und Gewalt scheiterte an der Kraft des lautern Evangelii.

Es tritt dafür der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren.
Fragst Du: „Wer er ist?“
Er heißt: „Jesus Christ,
Der Herre Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott.
Das Feld muß er behalten.“

Leo X. war schon am 1. Dezember 1521 gestorben. Der neue Papst, Hadrian VI. (1522 und 1523), ein schwacher Mann, der fast in allen Stücken das Widerspiel seines Vorgängers war, und wohl einsah, daß in der römischen Kirche viel zu reformiren sey, ließ sich doch in einen Kampf mit der Reformation ein, ohne ihr aber widerstehen zu können. Im Jahre

1522 hielten die deutschen Stände unter dem Vorsitz des Erzherzogs Ferdinand, weil der Kaiser abwesend war, einen Reichstag in Nürnberg. Dahin schickte der Papst einen Gesandten, und verlangte ernstlich, daß man das Wormser Edict an Luther und seinen Anhängern vollziehen solle; gestand aber auch zugleich mit einer Treuherzigkeit, welche ihm die Römer und die Papisten nicht verzeihen konnten, daß an dem römischen Stuhle seit mehreren Jahren viel Abscheuliches vorgegangen, und durch Mißbräuche in geistlichen Dingen, durch Ausschweifungen und Unsitlichkeiten Alles verschlimmert worden sey. Er versprach, selbst eine Reformation vornehmen zu wollen, welche bei seinem Hofe beginnen sollte, und erbat sich die Vorschläge der deutschen Fürsten, wie man dem Umsichgreifen der lutherischen Parthei am besten widerstehen könne. Dieses Sündenbekenntniß und das Mißtrauen zu den Verbesserungsvorschlägen eines Papstes bewogen aber die Reichsstände, daß sie für diesmal noch keinen festen Beschluß gegen Luther und seine Anhänger faßten. In Folge dessen traten die meisten katholischen Fürsten und Bischöfe am 6. Juli 1524 zu Regensburg zu einem Bündnisse zusammen, um der Reformation den Eingang in ihre Länder zu versperren, oder die eingedrungene zu verdrängen. Hiergegen schlossen auch die der Reformation freundlich gesinnten Fürsten und Städte 1526 zu Torgau ein Schutz- und Trugbündniß. Ein in demselben Jahre abgehaltener Reichstag zu Speyer hatte keinen andern Erfolg, als daß beschlossen wurde, daß in Jahresfrist ein freies, christliches Concilium in Deutschland gehalten werden möge, um den Religionsstreit beizulegen. Derweilen möge sich ein Jeder verhalten, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten könne. Die Katholischen meinten nun freilich, es vor Gott verantworten zu können, wenn sie Scheiterhaufen errichteten, und mit Feuer und Schwert gegen die Befenner des Evangeliums wütheten. Es ist dir, lieber Leser, bisher schon genug davon berichtet worden.

Von dem im Jahre 1529 zu Speyer versammelten Reichstage, so wie von dem zu Augsburg im Jahre 1530, wird in der zunächst folgenden Lebensbeschreibung Johannis, des Beständigen, ausführlicher erzählt werden. Luther selbst war nicht mit auf dem Reichstage zu Augsburg. Da seine Person dem Kaiser zu anstößig seyn konnte, weil er noch in der Reichsacht war, so wurde er in Coburg zurückgelassen, wo er zwar Essen und Trinken vollauf, noch mehr aber der Anfechtungen,

Sorgen und Kummernisse hatte. Da rang er täglich im Gebet mit seinem Gott, daß der Herr seine Kirche schützen und segnen möge, und half den Sieg erstreiten mit seinen aufgehobenen Händen, wie dort Moses dem Volk Israel gegen die Amalekiter. Er war, obgleich abwesend, doch in den Religionsfachen die Seele des Reichstages. Was geschah und geschehen sollte, das wurde ihm berichtet, und sein Rath begehrt und gehört. Er gab überall den Ausschlag durch diesen, so wie durch seine entschiedene und kräftige Zusprache.

Da nun aber die evangelischen Fürsten die Reformation in die Hand genommen hatten, so konnte Luther mehr und mehr vom Plane zurücktreten, wobei er jedoch die frische, grüne Saat, die er gesäet hatte, nicht aus dem Auge verlor, und, wo es Noth that, mittelbar oder unmittelbar in den Lauf der Verhältnisse eingriff. Laß uns daher auch, mein lieber Leser, vom öffentlichen Kampfplatze unserm Reformator jetzt nachfolgen in sein stilles Haus zu Wittenberg, um noch einen Blick zu thun in

Luthers Privatleben.

Im Jahre 1524, am 20. Sonntage nach Trinitatis, hatte Luther seine Mönchskutte ausgezogen, und einen schwarzen Predigerrock zu tragen angefangen, wozu der Churfürst ihm das Tuch geschenkt hatte. Im Kloster war er zwar zurückgeblieben, aber allein, weil alle Mönche es verlassen hatten. Da drangen viele Freunde, auch besonders sein Vater, in ihn, er, der so viele Andere zur Ehe ermahnt habe, möge sich doch nun auch in die Ehe begeben. Andere dagegen riethen ab, aus Angst vor dem Lästern der Feinde.

„Wenn dieser Mönch sich verheirathet,“ hatte sein Freund Hieronymus Schurf gesagt, „so wird die ganze Welt, ja der Teufel selbst in Hohn gelächter ausbrechen, und er wird sein angefangenes Werk zu Grunde richten.“ Dieses Wort that auf Luther die entgegengesetzte Wirkung. Kühn erhob er sein Haupt, und sprach: „Sen's drum, ich thu' es, der Welt und dem Teufel zum Pöffen, meinem alten Vater zur Freud'.“ Auch wollte er dadurch mit der That gegen das Ehe-Verbieten in der römischen Kirche protestiren, welches in ihr die Quelle einer so furchtbaren Unsitlichkeit geworden, und von dem Apostel Paulus eine Teufelslehre genannt wird (1 Tim. 4, 3.). Am 13. Juni 1525 trat er in die Ehe mit Katharina von Bora, die früher in dem Kloster Nimptschen bei Grimma gewesen, aber vor 2 Jahren

mit acht Gefährtinnen es gewissenshalber verlassen, und in Wittenberg eine Zufluchtsstätte gesucht hatte.

Durch diese Verheirathung brach der Reformator vollends ganz mit den Einrichtungen des Papstthums, und ermutigte die Aengstlichen, die papistischen Irthümer gänzlich fahren zu lassen.

Die Ehe war und blieb eine sehr glückliche Ehe. Katharina verdiente durch ihren Verstand, ihre Frömmigkeit und Herzengüte alle Achtung und Liebe des Reformators. Er konnte von ihr sagen: „Er achte sie theurer, denn das Königreich Frankreich und der Venediger Herrschaft; er höre viel größere Gebrechen und Fehler allenthalben unter Eheleuten, denn an ihr gefunden würden; das wäre überflüssige Ursache genug, sie lieb zu haben, und werth zu halten, daß sie Glauben habe und sich ehelich hielte, wie einem frommen, züchtigen Weibe gebühret.“ Einige kleine Zwistigkeiten sind freilich nicht ausgeblieben, doch war die Ursache derselben keine böse. Luther war sehr freigebig gegen Arme. Sein Einkommen war aber gar nicht bedeutend. Wenn nun ein Nothleidender kam, und ihn um Hülfe anging, so sahe er den letzten Thaler, sogar seinen silbernen Becher, und einmal das Pathengeschenk seiner Frau nicht an, sondern gab Alles willig hin. Als ein Dürstiger einst ihn um eine Gabe bat, und er nach langem Suchen endlich noch einen Joachimsthaler fand, so rief er fröhlich: „Joachim heraus! der Heiland ist da!“

Der sparsamen Hausfrau wurde dies Weggeben oft zu viel, und sie machte gelinde Vorwürfe; doch schiedte sie sich hierin am Ende auch in ihres Mannes Willen.

Dabei war er sehr begnügungsam, und lehnte oft Geschenke von Freunden, selbst von seinem Churfürsten ab. Die Buchhändler wollten ihm jährlich 400 Thlr. für den Verlag seiner Schriften geben. Allein er nahm nichts an, und erklärte, er wolle seine Gaben nicht verkaufen. Ebenso las er alle seine Vorlesungen umsonst.

Luthern wurden von seiner Rätthe 6 Kinder geschenkt, von denen aber 2 schon im frühen Alter starben. Sie hießen: 1) Johannes, welcher als Dr. jur. zu Königsberg 1575 starb, und von dem allein noch Nachkommen vorhanden sind. 2) Elisabeth, die nur 8 Monate alt wurde. 3) Magdalena, die im 15 Jahre starb. 4) Martin, † 1565. 5) Paulus, Leibarzt an verschiedenen Höfen, † 1593. 6) Margaretha, starb als verheirathete v. Kunheim 1570. In seinem Verhältniß zu diesen

Kindern zeigt sich sein treues, freundliches, kindliches Herz am lieblichsten. Er war ein Vater, wie er seyn soll! Er erzog die Kleinen mit freundlicher Milde und Sanftmuth in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, und wie er ein Meister in der klaren Auslegung des Evangeliums vor dem Volke war, also, daß sie es mit Händen greifen konnten, so verstand er es auch, in seinen Kindern auf liebliche und süße Weise die Lust am Herrn zu erwecken. Lieblich zu lesen ist ein Brief, den er im Jahre 1530 von Coburg aus an sein 4jähriges Hänschen schrieb. Es ist die sinnigste Sprache kindlicher Poesie. Der Brief lautet: „Gnade und Friede in Christo! Mein liebes Söhnchen! Ich sehe gerne, daß Du wohl lernest, und fleißig betest. Thue also, mein Söhnchen, und fahre fort! Wenn ich heim komme, so will ich Dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viele Kinder innen, haben güldne Rößlein an, und lesen schöne Aepflein unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen und Pflaumen, singen, springen, und sind fröhlich; haben auch schöne, kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, des der Garten ist, wess die Kinder wären. Da sprach er: „Es sind die Kinder, die gerne beten lernen, und fromm sind.“ Da sprach ich: Lieber Mann, ich habe auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther. Möchte er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Aepfel und Birnen essen möchte, und solche feine Pferdlein reiten, und mit diesen Kindlein spielen? Da sprach der Mann: „Wenn er gerne betet, lernt und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost auch, und wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pauken, Pfeifen, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen, und mit kleinen Armbrüsten schießen. Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugerichtet, da liegen eitel goldene Pfeifen, Pauken und feine, silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten, darum konnte ich des Tanzes nicht erharren, und sprach zu dem Manne: Ach, lieber Herr, ich will flugs hingehen, und das Alles meinem lieben Söhnlein Hänschen schreiben, daß er ja fleißig bete, und wohl lerne, und fromm sey, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lehne, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll ja seyn, gehe hin, und schreibe ihm also! Darum, liebes Söhnchen, lerne und bete ja getrost, und sage es Lippus und

Joſten auch, daß ſie auch lernen und beten, ſo werdet ihr miteinander in den Garten kommen.“ — Neben dieſer Freundlichkeit und den kindlichen Scherzen vergaß Luther aber auch den nöthigen Ernſt gegen ſeine Kinder nicht. Wenn's Noth war, konnte er auch nach der Birkenruthe greifen. Keines ſeiner Kinder hat ihm graue Haare gemacht. Sie ſind ihm alle wohl gerathen.

Wie das eheliche, ſo zeigt uns auch das übrige häuſliche Leben Luthers die Wahrheit jenes Ausſpruches von einem berühmten Gelehrten, daß Luther mit ſeinem Kopfe in den Himmel ragte, mit ſeinen Füßen aber in der Erde wurzelte. Luther war kein Kopfhänger. Nachdem er einmal ſeines Heilandes völlig gewiß geworden war, und diejenige Freiheit erlangt hatte, welche der Welt gebrauchen kann, ohne ſie zu mißbrauchen, genoß er die unſchuldigen Freuden der Erde ohne Gewiſſensſcrupel. Weil er rein war, ſo war ihm auch Alles rein. Er ſagt ſelbſt: „Wir laſſen die verdrießlichen, ſtummen Mönche fahren, die ihr Stillſchweigen und Traurigkeit für Heiligkeit und Gottesdienſt halten. Freude in Sünde iſt wohl der Teufel, aber Freude mit guten, frommen Leuten in Gottesfurcht, Zucht und Ehren, gefällt Gott wohl; denn er hat geboten, daß man ſolle fröhlich vor ihm ſeyn, und will keine traurigen Opfer haben.“

War er zu Hauſe, ſo liebte er es, nachdem er die meiste Zeit des Tages in ſeinem Studirſtübchen mit Arbeit hingebracht hatte, zur nothwendigen Zerſtreuung eine angenehme Tiſchgeſellſchaft bei ſich zu haben. Er ſelbſt führte meiftens das Wort, und wußte mit Ernſt und Scherz die Geſellſchaft auf's Beſte zu unterhalten, und zu erheitern. Die dabei vorgekommenen Geſchichten und Scherze haben ſpäter ſeine Freunde geſammelt, und in den Druck gegeben, unter dem Titel: „Dr. Martin Luthers Tiſchreden.“ Seine Worte hat Luther dabei allerdings nicht immer auf die Goldwage gelegt. Ihn deßhalb aber zu ſchmähen, wie's geſchehen iſt von vielen, die ihm bei der Mahlzeit und dem Krüge Bier Eins zu verſetzen ſuchten, weil ſie ihn auf den Reichſtagen und auf der Kanzel nicht faſſen konnten, das iſt das ſchreiendſte Unrecht. Dabei iſt zu berückſichtigen, daß die Umgangssprache vor 300 Jahren eine andere war, als die heutige. Sie war verb, aber offen und bieder.

Neben einer heitern Tiſchgeſellſchaft ſuchte Luther auch ſeine Erholung in Gottes freier Natur. Unfern Wittenberg liegt ein mit Eichen und Linden beplanzter Brunnen, den man heute noch nach ihm den Luthersbrunnen nennt. Dorthin

ist er oft mit Weib und Kind und seinen Freunden gewandelt. Wohl hat er dort in seinen Reden auch oft des Jakobsbrunnens zu Sichem gedacht, und des Gespräches, das der Herr an demselben mit der Samariterinn hatte. Besondere Freude machten ihm seine Gärten, deren er mehrere vor den Thoren der Stadt besaß. Er bebaute sie meistens selbst, und meldet einmal seinem Freunde Spalatin: „Ich habe den Garten bepflanzt, und den Brunnen gebaut, und beides mit gutem Glück. Komm zu mir, und Du sollst mit Lilien und Rosen befränzt werden!“ — „Bleib' ich am Leben, so werde ich noch ein Gärtner,“ äußerte er in dieser Stimmung. — „Die Welt kennt weder Gott, ihren Schöpfer, noch seine Creaturen. Ach, wie würde der Mensch, wenn Adam nicht gesündigt hätte, Gott in allen Geschöpfen erkannt, geliebt und gelobt haben, also daß er auch in den kleinsten Blümlein Gottes Allmacht, Weisheit und Güte bedacht und gesehen hätte!“ — „Wir sind jetzt in der Morgenröthe des künftigen Lebens; denn wir fangen an, wiederum zu erlangen die Erkenntniß der Creaturen, die wir verloren haben durch Adams Fall. Jetzt sehen wir die Creaturen gar recht an, mehr denn im Papstthum, und beginnen von Gottes Gnaden seine herrlichen Werke und Wunder auch aus den Blümlein zu erkennen. In seinen Creaturen erkennen wir die Macht seines Wortes, wie gewaltig das sey. Da er sagte, und sprach, da stand es da.“ — In dieser innigen Naturfreude eines tiefen, beschaulichen Gemüthes wurde ihm die Schöpfung zu einer göttlichen Zeichensprache des Unsichtbaren, Höheren. So verglich er die Bibel mit einem schönen Walde, darinnen kein Sträuchlein sey, von dem man nicht goldene Früchte abschütteln könne. Oder an einem schönen Frühlingstage (1541) äußert er in jener, aus Wehmuth und Sehnsucht gemischten Stimmung, die uns zuweilen inmitten der herrlichsten Maienzeit beschleicht, gegen Justus Jonas: „Wenn nur Sünde und Tod weg wären, wollten wir uns an einem solchen Paradies genügen lassen. Aber es wird viel schöner werden, wenn die alte Welt gar verneuert, und ein ewiger Lenz angehen und bleiben wird.“ —

Die liebste Erholung zu Hause fand er in der Musik. Da mußten die Freunde kommen, und im Kreise dieser und seiner Kinder übte er die ersten evangelischen Kirchengesänge ein. — „Ich habe, — erzählt der hurfürstliche Kapellmeister, Johannes Walther, — gar manche liebe Stunde mit ihm gesungen, und oftmals gesehen, wie der theure Mann vom Singen so

fröhlich im Geiste ward, daß er des Singens nicht konnte müde und satt werden . . . Er hat die Noten über die Episteln und Evangelien selbst gemacht, mir vorgesungen, und mein Bedenken darüber hören wollen. Er hat mich die Zeit 3 Wochen lang zu Wittenberg aufgehalten, bis die erste deutsche Messe in der Pfarrkirche gesungen ward; da mußte ich zuhören, und solcher ersten deutschen Messe Abschrift mit mir gen Torgau nehmen, und dem Churfürsten selbst überantworten." — „Ueber und nach Tische, berichtet Mathesius, sang der Doctor bisweilen, wie er denn ein Lautenspieler war; ich habe mit ihm gesungen; zwischen dem Gesang brachte er gute Reden mit ein." — Als er zur Adventszeit (1538) einmal die Sänger zu Gaste hatte, die ihm schöne Motetten vortrugen, sprach er gerührt: Weil unser Herr Gott schon in dies Leben solche edle Gaben geschüttet hat, was wird erst in jenem ewigen Leben werden! Hier ist nur der Anfang." —

Das liebe Kreuz ist aber im Hause unsers Luther auch nicht ausgeblieben. Er selbst hat öfter an schweren Krankheiten darnieder gelegen. Der härteste häusliche Schlag aber, der ihn traf, war der Tod seiner lieben Magdalene, die am 20. October 1542, fast 14 Jahre alt, in den Armen des betenden Vaters ihre Augen für immer schloß. Als ein treuer Jünger des Heilandes hat er jedoch willig dieses Kreuz getragen. Er opferte dem Herrn, wenn auch mit Schmerzen, doch gern das Theuerste, was er besaß. „Ich habe sie sehr lieb, hatte er schon an ihrem Krankenbette gebetet; — aber, lieber Gott, da es Dein Wille ist, daß Du sie dahin nehmen willst, will ich sie gern bei Dir wissen!" — Und auf seine Frage: „Magdalenchen, mein Töchterlein, Du bleibest gerne hier bei Deinem Vater, und zeuchst auch gerne zu jenem Vater?" antwortete die Sterbende: „Ja, Herzensvater! wie Gott will." — „Du liebes Lenchen, wie wohl ist Dir geschehen!" sprach er an ihrem Sarge. „Du wirst wieder auferstehn, und leuchten wie ein Stern, ja wie die Sonne." Ich bin ja fröhlich im Geiste, aber nach dem Fleische bin ich sehr traurig; das Fleisch will nicht heran; das Scheiden quält Einen über die Maassen sehr." — Und nach dem Begräbniß: „Meine Tochter ist nun beschickt, beides an Leib und an Seele. — Wir Christen haben nichts zu klagen, wir wissen, daß es also seyn muß; wir sind ja des ewigen Lebens auf das allergewisseste; der Gott, der es uns durch seinen Sohn zugesagt hat, der kann ja nicht lügen." — „Wenn meine Tochter wieder sollte lebendig

werden, und sollte mir ein Königreich mitbringen, so wollte ich's nicht thun. O, sie ist wohl gefahren! Selig sind die Todten, die im Herrn sterben; wer also stirbt, der hat das ewige Leben gewiß." —

So ist's, als hörten wir einen Hiob im Glauben beten: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sey gelobt! —

Luthers letzte Tage und Tod.

Der Abend kommt aber nun herbei; die Sonne neigt sich, und die Schatten werden lang. Solcher langer Schatten sind zuletzt auch noch einige über Luthers Leben gefallen. Er litt in den letzten Jahren am Stein und auch am Rheumatismus im Kopfe, der ihn mit betäubendem Schwindel und heftigem Ohrenbrausen quälte. Zu diesen körperlichen Leiden kam noch Anderes hinzu, was seinem Herzen wehe thun mußte. Die Kämpfe mit den Papisten brannten noch. Im Jahre 1543 brach auch der Kampf mit den Reformirten, und zwar mit großer Heftigkeit wieder aus. Sogar inmitten der lutherischen Kirche fing ein Feuer an zu lodern, wozu Agricola durch seine Behauptung, daß das Sitten-Gesetz Moses nicht nütze sey, und in der Kirche gänzlich abgeschafft werden müsse, den Funken angeschlagen hatte. Am meisten aber schmerzte es unsern Luther, daß die Früchte von der durch ihn nach so vielen Mühen und Kämpfen von Schlacken gereinigten Lehre des Evangeliums im Leben der Menschen so langsam reiften, und ihrer noch wenig zu sehen waren. Er klagt: „Ausgenommen gar Wenige, die es mit Ernst meinen, und das Evangelium dankbarlich annehmen, so ist der andere Haufe so undankbar, so frech, so muthwillig, und leben nicht anders, denn als hätte Gott sein Wort darum gegeben, und vom Papstthum erlöset, daß wir möchten frei thun und lassen, was uns gelüstet, und also sein Wort nicht zu seiner Ehre und unserer Seligkeit, sondern zu unserm Muthwillen dienen mußte. Der Adel will Alles haben, was Bauer und Bürger hat, ja, sie wollen Fürsten seyn. Der Bauer steigert neben dem Adel das Korn und die Gerste, und machen muthwillige Theuerung, da sonst Gott genug hat wachsen lassen. Der Bürger schätzt in seinem Handwerk auch, was und wie er will. So weiß man zuvor, was für Muthwillen das Gesinde, Knechte und Mägde üben in Häusern, welch Stehlen, Untreue und allerlei Bosheit sie treiben, daß alle Hausväter über das Gesinde klagen und

schreien. Dazu kommen etliche Junker, Städte, ja auch kleine Dreckstädtlein und Dörfer, und wollen ihren Pfarrherren und Predigern wehren, daß sie nicht sollen auf der Kanzel die Sünde und Laster strafen, oder wollen sie verjagen und erhungern; dazu, wer ihnen nehmen kann, ist heilig.“ — Ob der Reformator wohl in allen diesen Dingen an der jetzigen Zeit seine Freude sähe, oder ob er nicht auch dieser mit Donnerstimme das Wort des Herrn zurufen müßte: Thut rechtschaffene Früchte der Buße, und laßet euren Glauben noch ganz anders in der Liebe thätig seyn!? —

In Wittenberg selbst ging es bunt durcheinander. Gereizt hierüber, sagte Luther den Entschluß, die Stadt ganz zu verlassen, und führte diesen auch bald aus. Nur die Bitten einer von den Wittenbergern abgeschickten Gesandtschaft, und die von diesen aufgebotene Vermittelung des Churfürsten konnten ihn bewegen, in sein altes Nestlein wieder zurückzukehren.

So wurde seine Freude an der lustig aufspriessenden Saat, die er ausgestreut hatte, bald durch den Anblick des Unkrautes getrübt, welches, von bösen Feinden mit untergesäet, nun auch aufging. Aber er sollte nicht lange darüber trauern. Der Herr rief ihn bald vom irdischen Saatsfeld hinweg in sein ewiges, himmlisches Feld, wo kein Unkraut mehr zwischen dem Weizen wuchert. —

Zwischen den Grafen von Mansfeld untereinander, und mit einigen ihrer Unterthanen, war ein Streit über die Bergwerke ausgebrochen. Luther wurde aufgefodert, den Streit zu schlichten. Von seinen drei Söhnen begleitet, machte sich am 23. Januar 1546 der Mann des Kampfes als Friedensstifter auf den Weg, nach der alten Heimath. Es war, wie er geahnet, seine letzte Reise. Sie führte ihn zum ewigen Frieden und in die rechte Heimath. „Die Welt ist mein müde, — hatte er gesagt, — so bin ich ihrer müde; wir werden uns leicht trennen, gleich wie der Gast die Herberge nicht ungern verläßt.“ — Mit bekümmertem Herzen sah ihn seine Katharina scheiden. Es war ihr ein Vorgefühl, daß sie ihn nicht wiedersehen würde, wenigstens nicht anders, als im Sarge. Umsonst suchte er mit Scherz und Ernst in seinen Briefen ihre Sorgen zu beschwichtigen: „Ließ Du, liebe Käthe, den Johannes und den kleinen Katechismus! denn Du willst sorgen für Deinen Gott, gerade als wäre er nicht allmächtig, der da könnte 10 Doktor Martinus schaffen, wo der Eine alte ertränke in der Saale . . . Laß

mich in Frieden mit Deiner Sorge! ich habe einen bessern Sorger, denn Du und alle Engel sind. Der liegt in der Krippe, und hängt an einer Jungfrau Brust; aber sitzet gleichwohl zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters. Darum sey in Frieden! Amen!"

In Halle blieb er einige Tage liegen, weil die Saale ausgetreten war, ließ sich aber doch endlich mit Lebensgefahr übersehn. An der Mannsfelder Grenze wurde er von den Grafen mit großem Gefolge empfangen. Kaum aber in Eisleben angekommen, wurde er von einer so heftigen Unpäßlichkeit befallen, daß man sein Ende besürchten mußte. Doch erholte er sich bald wieder, so daß er in den 21 Tagen seines Aufenthaltes in seinem Geburtsorte noch viermal predigen, den Verhandlungen der Grafen beiwohnen, und noch vieles zur Verbesserung der Schulen thun konnte. Noch am 16. Februar stiftete er das in Eisleben jetzt blühende Gymnasium. Bei aller dieser Wirksamkeit fühlte er sich aber schwach. Am 17. Februar erst entschlug er sich, auf die besonderen Bitten seines Freundes, des Fürsten Wolfgang von Anhalt und Anderer, der weiteren Unterhandlung in der erwähnten Streitsache, da er ohnehin den Hauptstreit schon hatte schlichten helfen. Seine Mattigkeit nahm immer mehr zu. Er mußte sich zur Ruhe legen, suchte aber dennoch diejenigen, welche um ihn waren, durch Gespräche über das Eine, was Noth thut, zu erbauen, und sprach viel vom Tod und von der künftigen Wiedervereinigung mit den Freunden. Diese Unterredung schloß er mit den Worten: „Ich bin hier in Eisleben getauft. Wie! wenn ich hier sterben sollte?“ Dann trat er nach seiner Gewohnheit ans Fenster, und betete: Herr Gott, ich rufe Dich im Namen Deines Sohnes an, den ich gepredigt habe, Du wollest jetzt noch meine Bitte erhören, und mein Vaterland bei der reinen Religion und dem rechten Bekenntniß Deines Wortes erhalten!“ Kurz darauf wurden seine Brustbeklemmungen zur Bekümmerniß seiner Freunde heftiger. Man führte ihn in sein Zimmer, und brachte ihn auf das Bett. Er gab allen umstehenden trauernden Freunden die Hand, wünschte ihnen gute Nacht, und sprach: „Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist! Freunde, betet zu Gott für sein Evangelium, daß es ihm wohl gehe! Denn der leidige Papsst und das Concilium zu Trient zürnen hart mit ihm.“ Er schief darnach einige Zeit ruhig; aber um 1 Uhr, den 18. Februar, weckten ihn die heftiger gewordenen Brustschmerzen wieder. Man wandte

Alles an, was nur Hülfe zu versprechen schien, doch umsonst. Noch einmal richtete er sich heitern Anblicks in die Höhe, und sagte laut und vernehmlich: „Ich fahre dahin; aber wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn, Herrn, der vom Tode errettet.“ Darnach legte er sich wieder, schloß die Augen, und faltete die Hände. Justus Jonas und Eölius fragten ihn zuletzt: „Ehrwürdiger Vater, wollet ihr auf Christum und dessen Lehren, die Ihr gepredigt habt, sterben?“ Mit einem deutlichen „Ja“ antwortete er darauf. Dies Ja war sein letztes Wort auf Erden. Am 18. Februar, früh gegen 3 Uhr, ging der Streiter Gottes zum ewigen Frieden ein.

Als sein Tod bekannt wurde, gerieth Alles in große Bestürzung. Die in der Stadt anwesenden Grafen und eine Menge Bürger eilten nach dem Sterbehaufe, um unter heißen Thränen die sterbliche Hülle des theuren Mannes noch einmal zu sehen. Die Grafen von Mannsfeld wollten ihn gern in Eisleben begraben lassen; aber der Churfürst, dem Doctor Jonas sogleich Luthers Tod gemeldet hatte, befahl, die Leiche nach Wittenberg zu bringen. Am 19. Februar wurde der Sarg mit den Gebeinen des Reformators erst in die Andreaskirche, wo Luther seine letzte Predigt gehalten hatte, getragen, und Jonas hielt dort vor Tausenden von schluchzenden Zuhörern eine Leichenpredigt. Am 20. Februar, Nachmittags 1 Uhr, trug man dann den Sarg unter Glockengeläute und Gesang zu den Thoren Eislebens hinaus. Viele Einwohner der Stadt und Umgegend begleiteten ihn noch unter heißen Thränen eine Strecke weit. Zwei Grafen von Mannsfeld und 45 Reiter brachten den Kämpfer Gottes bis zu seinem letzten Ruhekammerlein in Wittenberg. Auf allen Dörfern, durch welche der Zug ging, wurden die Glocken geläutet. Alles Volk trauerte und wehflagte. Vor den Thoren von Halle empfingen der Rath, die Schulen und die Geistlichkeit die Leiche mit Gesang, und begleiteten sie bis in die Marktkirche, wo das Volk mit gebrochener Stimme das Lied sang: „Aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir.“ Während der Nacht blieb der Sarg, von Bürgern bewacht, hier stehen. Am 22. Februar langten die Grafen von Mannsfeld mit dem Verbliebenen vor Wittenberg an. Die Mitglieder der Universität und des Rathes, die Bürgerschaft und eine Menge Fremder empfingen hier den Trauerzug, und begleiteten die Leiche bis in die Schlosskirche, wo sie beigesetzt werden sollte. Dr. Bugenhagen hielt zuvor noch vor vielen Tausenden eine Leichenpredigt über 1 Theff. 4,

13. 14.: „Wir wollen euch aber, lieben Brüder, nicht verhalten von denen, die da schlafen, auf daß ihr nicht traurig seyd, wie die andern, die keine Hoffnung haben. Denn so wir glauben, daß Jesus gestorben und auferstanden ist, also wird Gott auch, die da entschlafen sind durch Jesum, mit ihm führen.“ Er sprach mit solcher Behmuth, daß er oft vor Thränen innehalten mußte, und alle Zuhörer laut und innig mitweinten. Nachdem auch Melanchthon seinem entschlafenen Freunde noch eine lateinische Trauerrede gehalten hatte, nahm die unfern von seinem Predigtstuhle bereitete Ruhestätte die Gebeine des großen Mannes auf.

Im Jahre 1817 ließ unser König, Friedrich Wilhelm III., dem Reformator auf dem Marktplatz zu Wittenberg aus Verehrung und Dankbarkeit ein Denkmal setzen.

Dieses eiserne Denkmal soll der Nachwelt zeugen von den großen Verdiensten, die sich der Mann Gottes um die Kirche Christi erworben hat. Aber an Erz und Stein nagt auch der Zahn der Zeit. Das Monument von Erz wird einst vergehen, wie alles vergeht. Doch Luthers Werk wird bleiben, so lange die Welt steht. Denn, wie über der Thür seines Geburtshauses zu Eisleben eingehauen ist:

Gottes Wort ist Luthers Lehr',
Darum vergeht sie nimmermehr!





**Johann, der Beständige,
Churfürst von Sachsen.**

(geb. 1469. gest. den 16. Aug. 1532.)

Siehe, ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist.
(Joh. 1, 47.)

Johann, der im Jahre 1525, nach dem Tode seines Bruders Friedrich, an die Regierung von Sachsen kam,

trägt mit Recht die Beinamen des Frommen und des Verständigen. Luther selbst nennt ihn „einen Helden über dem Worte Gottes,“ und sagt sogar einmal: „ich halte, daß mein Herr, Churfürst Johann, wäre ein Ezechiel gewesen, wenn es dazu gekommen wäre.“ Wie lieb er das Wort Gottes hatte, davon zeugt dieses, daß er sich täglich 6 Stunden von seinen Edelknaben aus der Bibel vorlesen ließ, und daß er während des Gottesdienstes Schreibtafeln bei sich trug, um die Predigt selbst nachzuschreiben. Auf dem Reichstage zu Augsburg antwortete er dem Kaiser, der ihm die Anhörung evangelischer Predigten untersagte, daß er des reinen Wortes Gottes so wenig, als des Essens und Trinkens, entbehren könnte. Den biblischen Spruch: *verbum dei manet in aeternum* (das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit), führte er nicht allein im Munde und Herzen, sondern er schmückte auch mit den Anfangsbuchstaben desselben die Leibtracht seiner Diener, die deshalb vielfach verspottet wurden. Auch zeigte er, daß der evangelische Glaube ein evangelisches Leben hervorbringt. Sein Wandel war der eines treuen Knechtes des Herrn Jesu Christi.

An Weisheit und Staatsklugheit stand Johann seinem Bruder Friedrich nach; auch besaß er nicht das große Ansehen, welches jener unter den deutschen Fürsten besessen hatte. Aber, während Friedrich mehr ein stiller Zuschauer der Reformation gewesen war, so griff Johann unmittelbarer und entschiedener in den Gang der kirchlichen Angelegenheiten ein. Gleich im Jahre 1525 verordnete er, daß die Prediger die von Luther entworfene sogenannte deutsche Messe, wobei von Luther noch manches Alte beibehalten, aber natürlich das eigentliche Messopfer verworfen, und die Predigt des Evangeliums als das Wesentlichste hervorgehoben war, in die Kirche einführen, daß sie nur das reine göttliche Wort vortragen, und wenn sie etwa in demselben nicht unterrichtet wären, die von Luther verfaßte Wittenberger Postille mit Erläuterung vorlesen sollten. Sodann ließ sich Johann von Luther und Melancthon Vorschläge über Kirchenverfassung, Einrichtung des Gottesdienstes und Anstellung der Prediger machen, ließ diese Grundsätze durch Abgeordnete geistlichen und weltlichen Standes 1527 publiciren, die unbrauchbaren Prediger entfernen, und ihre Stellen durch bessere besetzen. Dies geschah bei einer Kirchenvisitation, welche 1527 — 1529 mit gelinden Grundsätzen gehalten wurde, und zuerst eine feste Ordnung und Gleich-

förmigkeit in die sächsischen Kirchen brachte. Hierauf trat eine neue Kirchenverfassung ins Leben, wonach die Kirche nicht mehr gedacht wurde als ein selbstständiger, außerhalb des Staates befindlicher, von einer Priesterschaft und einem angeblich von Gott eingesetzten Oberhaupt, dem Papst, beherrschter Körper, sondern als eine Gemeinschaft gläubiger Gemeinden, die sich zu demselben Bekenntniß halten, und unter der Aufsicht der sie beschützenden, weltlichen Obrigkeit stehen, so daß diese ihre Rechte in der Kirche durch die von ihr angestellten Personen, zunächst die Superintendenten, und dann durch die Consistorien handhaben läßt. Die Umstände, unter denen diese neue Gestaltung der Kirche ins Leben trat, waren indeß zu stürmisch, als daß man sich vollständig über bestimmte Grundsätze in der Verfassung verständigt, und namentlich das Verhältniß der obersten Staatsgewalt zur Kirche gehörig festgesetzt hätte.

Mit derselben Entschiedenheit, wie nach innen, trat Johann auch nach außen für das Evangelium in die Schranken. Auf dem Reichstage zu Speier im Jahre 1526, dem Johann mit bewohnte, war beschlossen worden, daß in Jahresfrist ein freies, christliches Concilium in Deutschland gehalten werden möge, um den Religionsstreit beizulegen. Derweilen solle ein Jeder sich verhalten, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten könne. Der versprochene neue Reichstag kam aber erst 1529, wiederum zu Speier, zu Stande. Der Erzherzog Ferdinand hielt ihn ab, da sein Bruder, der Kaiser, in Spanien zu thun hatte. Johann ließ dort in seinem Palaste evangelische Predigten halten, die zahlreich besucht wurden. „Gegen 8000 Menschen, schrieb er am Palmsonntage seinem Sohne, haben heute dem Morgen- und Abendgottesdienste in meiner Kapelle beigewohnt.“ Es wurde den Leuten verboten, diese Predigten zu besuchen, aber sie wollten Gott mehr, als den Menschen gehorchen. — Auf diesem Reichstage faßte nun die Mehrheit der Stände, welche katholisch war, den Beschluß: „es solle beim Wormser Edict verbleiben, die Messe beibehalten werden, und die, bei denen die neue Lehre Eingang gefunden habe, sollten sich aller Neuerungen enthalten; keiner solle übrigens des Andern Unterthanen ihres Glaubens halber in Schutz nehmen.“ Auf solchen Beschluß erklärten die evangelischen Fürsten, als unser Johann, Markgraf Georg von Brandenburg, Philipp von Hessen, Fürst Wolfgang von Anhalt und der lüneburgische Kanzler: Gottes Sache und seine Ehre, so

wie ihre Seligkeit lasse sich nicht durch Stimmenmehrheit entscheiden.

Am 19. April setzten sie eine förmliche Protestation an den Kaiser auf, woher sie den Namen Protestanten bekamen. In dieser Protestation heißt es: „Wir können die Aufhebung (des Beschlusses zu Speier 1526) nicht zugeben. Wir können es nicht, erstens, weil wir glauben, daß Ihre kaiserliche Majestät, Ihr und wir berufen sind, den einstimmigen und feierlichen Beschluß fest zu wahren. Wir können es nicht, zweitens, weil es sich hier um Gottes Ruhm und der Seelen Seligkeit handelt, und wir in solchen Dingen zuerst Gottes, des Königs aller Könige und des Herrn aller Herren, Gebot beachten sollen; ein jeglicher muß für sich selbst vor Gott stehen, unbekümmert um Mehrzahl oder Minderzahl. Wie? Wir sollten das Edict billigen, und dadurch erklären, daß, wenn der allmächtige Gott einen Menschen zu seiner Erkenntniß beruft, dieser Mensch nicht die Freiheit hat, diese Erkenntniß anzunehmen? Da jeder Text der heil. Schrift durch deutlichere Stellen derselben ausgelegt werden soll, da dieses heilige Buch in Allem, was dem Christen Noth thut, leicht verständlich ist, und das Dunkel zu zerstreuen vermag, so sind wir mit Gottes Gnade entschlossen, allein die Predigt des göttlichen Wortes, wie es in den biblischen Büchern des alten und neuen Testaments enthalten ist, lauter und rein, und Nichts, was dawider ist, aufrecht zu erhalten. Dieses Wort ist die alleinige Wahrheit, die alleinige Richtschnur aller Lehre und alles Lebens, und kann nicht fehlen, noch trügen. Wer auf diesen Grund baut, besteht gegen alle Mächte der Hölle; alle Menschenthorheit, die sich dawider legt, verfällt vor Gottes Angesicht!“

Der Kaiser nahm diese Protestation, und die ihm noch besonders von Gesandten persönlich übergebene Appellation sehr ungnädig auf, schrieb indeß einen neuen Reichstag auf den ersten Mai 1530 nach Augsburg aus, wo auch die Religionsfachen besprochen werden sollten. Die protestantischen Fürsten verloren aber den Muth nicht. Sie kamen, Churfürst Johann an der Spitze, am 16. October zu Schwabach zusammen, wo Luther als Grundlage eines Bündnisses 17 Artikel, die sogenannten Schwabacher Artikel, aufsetzte. Am 29. Novbr. 1529 folgte ein zweiter Convent in Schmalkalden, bei dem Johann ebenfalls zugegen war.

Der Reichstag zu Augsburg rückte nun immer näher heran. Um auf diesen vorbereitet zu seyn, hatte Johann seine Theologen, Luther, Melancthon, Bugenhagen und Jonas, aufgefordert, ihm die streitigen Religionslehren kurz und bündig in einem Aufsatze zusammen zu stellen, der öffentlich vorgelegt werden könnte. Sie erfüllten diesen Auftrag so, daß sie zunächst mit Zugrundlegung jener 17 Schwabacher Artikel ein Bekenntniß abfaßten, welches sie dem Churfürsten zu Torgau übergaben, wovon diese Schrift auch den Namen der Torgauer Artikel erhielt. Diese überarbeitete Melancthon noch, und bildete daraus, mit Uebereinstimmung der gleichgesinnten Theologen, die Augsburgerische Confession, dieses kostbare Gefäß und Bollwerk des trostreichen und seligmachenden Glaubens, dieses Band aller evangelischen Lande und Generationen Deutschlands. Auf die Erklärung der obengenannten Theologen, selbst vor dem Kaiser erscheinen und Rechenschaft ablegen zu wollen, damit der Churfürst nicht in Gefahr käme, antwortete dieser getrost: „Daß wolle Gott nicht, daß ich aus eurer Mitte ausgeschlossen seyn sollte; ich will mit euch auch meinen Herrn Christum bekennen!“

In solchem Glaubensmuth und Gottvertrauen, fest entschlossen, der Sache des Evangeliums Alles zu opfern, brach der Churfürst am 3. April 1530 mit seinen Theologen Spalatin, Melancthon, Jonas und Agricola nach Augsburg auf. Luther blieb, wie schon erzählt, in Coburg zurück. Vorher hatte der Churfürst in allen Kirchen seines Landes um einen gesegneten Ausgang des Reichstages beten lassen. Am 2. Mai kam er zuerst unter allen Fürsten in Augsburg an. Gleich nach seiner Ankunft ließ er durch seine Prediger das Evangelium in seiner Wohnung bei offenen Thüren predigen, und die Bürger von Augsburg strömten in Haufen herzu. Der Kaiser, der auf dem Wege von Italien nach Augsburg war, verbot dieses. Luther und Melancthon ratheten dem Churfürsten, zu gehorchen; denn Augsburg sey des Kaisers Stadt. Johann aber schüttelte den Kopf über den Rath seiner Reformatoren, und ließ, gestützt auf seinen treuen, frommen Kanzler Brück, dem Worte Gottes freien Lauf. „In unsern Predigten, schrieb er dem Kaiser, wird nur die lautere Wahrheit Gottes gelehrt, die uns gerade in jegiger Zeit durchaus Noth ist, und die wir nicht entbehren können!“ In Innsbruck zögerte der Kaiser lange, und suchte von dort durch Unterhandlungen, be-

sonders mit Johann, die Sachen zu seinen Gunsten einzuleiten, aber ohne Erfolg.

Am 15. Juni endlich kam Karl V. in Augsburg an, und hielt mit großer Pracht seinen Einzug. Er schien absichtlich seine Ankunft auf den Tag vor dem Frohnleichnamsfeste gewählt zu haben. Denn es geschah sogleich von seiner Seite den evangelischen Ständen das Ansinnen, an der Prozession Theil zu nehmen. Diese schlugen es ihm aber rund ab; dergleichen offenbar wider Gottes Wort und den Befehl Christi streitende menschliche Anordnungen möchten sie nicht durch ihren Beitritt bestärken. Auf das andre Begehren Karls, daß sie das Predigen einstellen lassen sollten, ließ Churfürst Johann durch den Markgrafen Georg von Brandenburg-Anspach dem Kaiser erklären: „Ehe ich wollte meinen Gott und sein Evangelium verleugnen, eher wollte ich hier vor Ew. Kaiserlichen Majestät niederknien, und mir den Kopf lassen abhauen!“ Auf diese glaubensmuthige Erklärung erwiderte der Kaiser ergriffen und lächelnd in seiner Flämändischen Sprache: „Löwer Först, nit Kopp ab, nit Kopp ab!“ Keiner der evangelischen Fürsten, und selbst von den Einwohnern Augsburgs nur wenige, waren bei der Prozession gegenwärtig. Der Messe, womit am 20. Juni der Reichstag eröffnet wurde, wohnten sie zwar bei, aber ohne religiöse Ehrenbezeugungen.

Karl hatte unterdessen immer noch nicht nachgelassen, zu verlangen, daß die Evangelischen nicht mehr predigen sollten. Diese gaben nach, als man ihnen zugestand, daß die Päpstlichen auch nicht predigen würden, und daß wenigstens ein einfaches Sündenbekenntniß, und Evangelium und Epistel vorgelesen werden könnten. „Unser Herr Gott,“ sagte da der Churfürst seufzend, „hat den Befehl bekommen, auf dem Augsburger Reichstage zu schweigen!“ Indes wollte der Herr dennoch mit Posaunenton in Augsburg reden, wenn auch auf andere Weise, nämlich durch das Bekenntniß der Evangelischen. Und eben damit dieses Bekenntniß vorgelesen werden könnte, hatten Luther und Melancthon gerathen, im Punkte über das Predigen nachzugeben.

Johanns Schultern trugen eine schwere Last; denn er war der Leiter und Rath der Evangelischen. Er ließ seine Glaubensverwandten oft zu sich kommen, und vermahnte sie, in dieser wichtigen Sache Gottes und des Glaubens fest und standhaft zu bleiben. Er selbst bereitete sich durch ernstes und an-

haltendes Gebet auf die entscheidende Stunde vor, wohl überzeugt, daß er nur dann, wenn er vor Gott sich demüthigte, gegen den Kaiser das Feld behaupten könnte. Manche Stunde brachte er in seinem Zimmer nur mit dem Herrn allein zu, lesend und betend.

Die Päpstlichen hatten mit Schlangenklugheit den Plan gefaßt, die evangelischen Fürsten zu vermögen, daß sie sich mit der Prüfung ihres Glaubens und Bekenntnisses in einem geheimen Ausschusse begnügen sollten. Sie wollten dadurch verhindern, daß das Licht des Bekenntnisses auf den Leuchter gestellt werde, nicht ohne Grund fürchtend, daß es dann weithin leuchten möchte. Melanchthon war schwach genug, sich fangen zu lassen. Aber der Churfürst, durch seinen Brück unterstützt, wollte nichts davon wissen. Er verlangte, daß über ihren Glauben öffentlich verhandelt würde. Der Kaiser mußte nachgeben, und forderte die Evangelischen auf, ihr Bekenntniß auf den 24. Juni bereit zu halten. Am 23. versammelten sich alle protestantischen Fürsten, Abgeordnete, Räthe und Theologen bei Johann. Die Confession, an deren Vollendung Melanchthon, unter dem Beirath der andern Theologen, mit stets bessernder Hand bis zum letzten Augenblicke gearbeitet hatte, wurde verlesen und gebilligt. Melanchthon hatte die Unterscheidungslehren mit großer Klarheit und Bündigkeit, aber auch mit einer Schonung und Mäßigung, die nur ihm eigen war, hervorgehoben, und so einen Aufsatz geliefert, den nicht bloß alle Anwesenden billigten, sondern von dem auch Luther gestanden hatte, daß er nichts daran zu bessern, oder zu ändern wisse. Johann ergriff nun die Feder, und wollte unterschreiben. Da hielt Melanchthon ihn zurück, und sagte, die Kirche, nicht der Staat sollte auftreten. Der Churfürst aber sprach: „Gott gebe, daß ihr mich nicht ausschließet! ich will thun, was recht ist, unbekümmert um meine Krone. Ich will den Herrn auch bekennen! Das Kreuz Christi ist mehr werth, als mein Churhut und Hermelin. Diese Zeichen meiner Würde bleiben auf der Erde, aber das Kreuz meines Herrn begleitet mich bis zu den Sternen!“ — Die Confession wurde nun unterzeichnet von Johann, Markgraf Georg von Brandenburg, Herzog Ernst von Lüneburg, Landgraf Philipp von Hessen, Johann Friedrich, Herzog von Sachsen, Herzog Franz zu Lüneburg, Fürst Wolfgang zu Anhalt, und den Abgeordneten der Reichsstädte Nürnberg und Reutlingen.

Der 24. Juni brach an. Die Päpstlichen fürchteten das öffentliche Bekenntniß der Evangelischen, und suchten deshalb die Zeit durch andere Sachen hinzubringen. Als nun spät am Abend die Fürsten den Kaiser baten, ihr Bekenntniß anzuhören, ließ er antworten, es sey zu spät; man solle die Schrift ihm übergeben. Der Plan war schlaue angelegt. Aber die protestantischen Fürsten sagten: „Es belanget unsere Ehre und unsere Seele. Man klagt uns öffentlich an; öffentlich müssen wir auch antworten!“ Karl wollte nicht. Da riefen sie: „Lasset uns um Gotteswillen unsere Confession lesen! Es wird kein Mensch darin gekränkt!“ So bestellte sie denn der Kaiser auf den folgenden Tag.

Nun kam der große Tag des 25. Juni, der größte Tag der Reformation, einer der schönsten in der Geschichte des Christenthums und der Menschheit. Die Confession sollte in der Capelle der bischöflichen Hofburg verlesen werden, wo kaum 200 Menschen Platz fanden. Der Kaiser saß in der Capelle auf seinem Throne, umgeben von den Churfürsten, Fürsten und Abgeordneten des Reiches. Auch Karls Bruder, der römische König Ferdinand, sammt vielen Prälaten waren zugegen. Brück und Beyer, der Churpfälzische Kanzler, traten vor den Thron des Kaisers. Der eine hatte das lateinische, der andere das deutsche Exemplar der Confession in Händen. Der Kaiser wollte das lateinische hören. Aber der Churfürst erwiderte, sie wären Deutsche, und auf deutschem Boden, es würde darum wohl erlaubt seyn, deutsch zu reden. Darauf verlas der Dr. Beyer mit lauter, durchtönender Stimme dies Bekenntniß der Evangelischen. Die evangelischen Fürsten hatten sich dabei erhoben; denn stehend wollten die Standhaften bekennen. Es herrschte lautlose Stille. Kein Wort ging verloren; auch die ungeheure Volksmenge, die sich in den Schloßhof gedrängt hatte, verstand Alles. Die Vorlesung dauerte volle 2 Stunden, Nachmittags von 3 bis 5 Uhr. Als sie geendet war, wurden die 2 Exemplare dem Secretär des Kaisers gegeben. Allein Karl streckte selbst die Hand darnach aus, behielt das lateinische Exemplar für sich, und übergab das deutsche dem Churfürsten von Mainz zur Aufbewahrung im Reichsarchive. Aus den Blicken aller Protestanten strahlte die helle Freude. Sie hatten Jesum Christum, den einigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, laut, öffentlich, unerschrocken vor aller Welt bekannt, und ihre erbittertsten, mächtigsten Feinde hatten sie anhören müssen. Die

Predigten der Evangelischen waren zwar verstummt, aber hier wurde von Gott, dem Herrn, selbst eine Predigt gehalten, deren Klang ausging in alle Lande, und bis heute forttrömt in aller Christen Herzen. „Seit der Apostel Zeit hat's kein größer und höher Werk gegeben!“ sagt der alte Mathesius. Und Luther schrieb: „Ich bin über alle Maßen froh, daß ich bis zu der Stunde gelebt habe, in welcher Christus durch solche Bekenner, vor solcher Versammlung, in einem so herrlichen Bekenntnisse verkündigt worden ist!“ —

Welche Wirkung die Vorlesung auf den Kaiser gehabt, läßt sich nicht genau bestimmen. Er saß still, den Kopf auf die Hand gestützt. Aller Wahrscheinlichkeit nach war der Plan des ehrgeizigen, eroberungslüchtigen Herrschers vorher schon gefaßt, und da konnte die Darlegung der evangelischen Glaubenslehre, wie trefflich sie auch war, darin keine Aenderung hervorbringen. Auf die übrigen Anwesenden machte sie aber einen tiefen Eindruck, und viele äußerten ihren Beifall und ihre Bewunderung. Nun konnte man sehen, daß so viele Beschuldigungen über die Lehre der Evangelischen unbegründet, und ihre ganze Lehre aufs vollständigste mit der heil. Schrift in Uebereinstimmung sey. Herzog Wilhelm von Baiern, ein, uns schon bekannter, entschiedner Gegner der Evangelischen, warf dem Dr. Eck öffentlich vor, daß er ihm bisher die Lehre der Evangelischen ganz falsch vorgestellt habe, und als dieser ihm antwortete: „Mit den Kirchenvätern getraue ich mir wohl, sie zu widerlegen, aber nicht mit der heil. Schrift,“ entgegnete der Herzog: „So höre ich wohl, die Lutherischen sitzen in der Schrift, und wir daneben.“ Auch der Bischof Stadion von Augsburg rief aus: „Alles, was gelesen worden, ist die lautere Wahrheit; wir können es nicht leugnen.“ Selbst der bitterste Feind, Herzog Heinrich von Braunschweig, bezeugte sich freundlich gegen Melancthon. Einige bisher noch unschlüssige Fürsten erklärten sich von nun an auch entschieden für das Evangelium. Aber noch weit größere Eroberungen hat der 25. Juli der Kirche Christi gemacht. Luther hatte gesagt: „Unsere Confession wird an alle Höfe der Fürsten und Könige gelangen, und mit ihrem Schalle über die ganze Welt gehen!“ Und so geschah es, und die Feinde selbst mußten bewirken, daß es geschah. Denn Karl V. schickte Abschriften von dem Bekenntnisse an alle Höfe; es wurde ins Französische, Italienische, Spanische und Portugiesische übersetzt, und durch ganz Europa verbreitet. Das Wort von der Gnade,

welches der schlichte Augustinermönch vor noch nicht 18 Jahren in der breitternen, dem Einsturz drohenden Capelle zu Wittenberg vor wenigen durstigen Seelen gepredigt hatte, das durchzog jetzt die Welt, und drang in Hütten und Palläste. Das Senforn war zum Baume geworden. „Das ist vom Herrn geschehen, und ist ein Wunder vor unsern Augen.“

So ist denn der 25. Juni 1530 der Tag, an dem durch Gottes Gnade die evangelisch-apostolische Kirche auf Erden von neuem gegründet wurde. Evangelisch-apostolische Christen gab es zwar aller Zeiten, auch in der tiefsten Finsterniß des Papstthumes, und sie haben auch in allen Zeiten die evangelisch-apostolische und allgemeine Kirche, aber nur unsichtbare Kirche gebildet; mit dem 25. Juni wurde diese Kirche nun wieder eine sichtbare. —

Die katholischen Theologen, welche auf dem Reichstage waren, versertigten auf Befehl des Kaisers eine Widerlegung der Augsburgischen Confession, welche unter dem Namen *Confutation* bekannt ist. Auch diese Schrift wurde am 3. August in Gegenwart des Kaisers und der ganzen Versammlung vorgelesen. Der Kaiser erklärte sich damit einverstanden, sie sey christlich und unwiderleglich, und er verlange von den evangelischen Ständen, daß sie sich darnach richteten. Sie baten dagegen um Mittheilung des Aussages zur Prüfung. Dies wurde ihnen aber nicht ohne Schwierigkeit, und später nur unter der Bedingung gestattet, daß sich der Kaiser auf keine weitere Schrift einlassen könnte. So mußte die schöne Apologie der Augsburgischen Confession, die Melancthon verfaßte, das zweite Hauptbekenntniß der lutherischen Kirche, in Beziehung auf den Reichstag, bloße Privatschrift bleiben. Der Kaiser, dem man sie am 22. Septbr. übergeben wollte, nahm sie nicht an. Nun wurden noch Unterhandlungen eingeleitet, um die Streitpunkte auszugleichen. Sie führten aber bei aller Langwierigkeit zu keinem Erfolge. — Der Kaiser versuchte daneben auch, durch irdische Gewalt die Bekenner zu vernichten. Besonders waren seine Angriffe auf Johann gerichtet. Des Kaisers Zorn und Drohungen lasteten fast allein auf diesem. Man gab ihm zu verstehen, wenn er sich nicht füge, werde er seiner Länder entsetzt, und schwer bestraft werden. Da sprach Johann das herrliche Wort: „Ich muß der Welt, oder Gott entsagen; meine Wahl ist nicht zweifelhaft. Gott hat mich, den Unwürdigen, zum Churfürsten gemacht, in seine Arme werfe ich

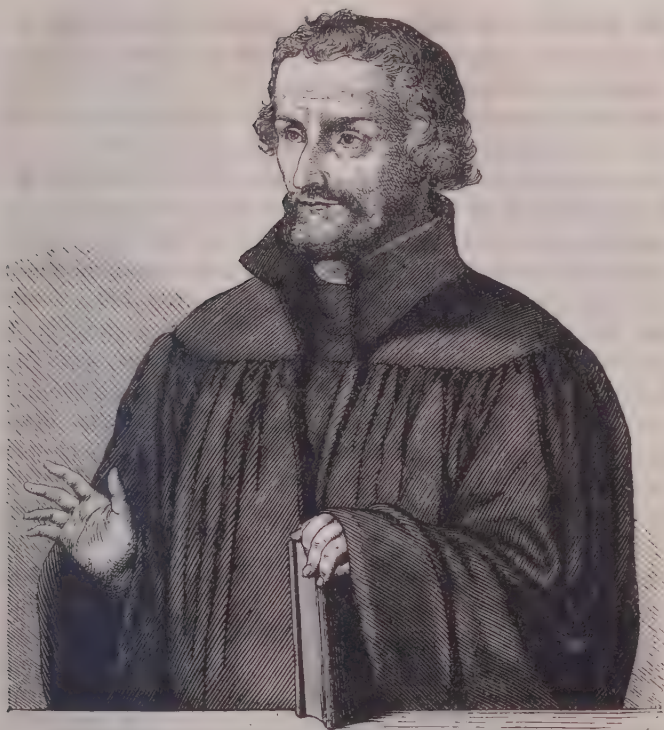
mich; er möge mit mir anfangen, was ihm gut dünkt!" Und als die Theologen ihm sagten: „Unserthalben sollt Ihr nicht Eure Kinder, Unterthanen, Lande und Krone in Gefahr bringen, wir wollen uns lieber den Feinden Preis geben, und sie beschwören, mit unserm Blute sich zu begnügen," da wiederholte Johann mit Festigkeit das ihm zum Wahlspruch gewordene Wort: „Ich will auch meinen Heiland bekennen!" —

Am 23. Septbr. reiste Johann, der Beständige, wieder von Augsburg ab, und am 19. Oktbr. wurde der Reichtagsabschied veröffentlicht, der für die Protestanten durchaus nachtheilig war, und das Wormser Edict bestätigte, wenn man das zweideutige Versprechen eines in 6 Monaten zu veranstaltenden Concils abrechnet. Auf solchen Beschluß hin schloß Johann im zweiten Convent zu Schmalkalden 1531 mit andern evangelischen Fürsten ein Bündniß zur Nothwehr gegen jede irgend welchem von ihnen um des evangelischen Glaubens willen und zu dessen Unterdrückung widerfahrende Gewalt. In Folge dessen kam 1532 der Nürnberger, oder erste Religionsfriede zu Stande, in dem bestimmt wurde, daß bis zum allgemeinen Concil Alle sich einander Freundschaft und christliche Liebe erweisen sollten.

Unterdessen war die Zeit herangekommen, wo der Herr unsern Johann aus seinen Kämpfen zum ewigen Frieden heimrufen wollte. Im Sommer 1532 nämlich hielt der Churfürst eine große Jagd in seinen Wäldern. Donnerstag, am 15. August, war er Willens, auf seinem Schlosse Lochau die Jagd fortzusetzen, wurde aber Morgens nach 4 Uhr von sehr heftigen Kopfschmerzen befallen, und klagte darüber bis um 8 Uhr. Dann seufzte er noch einmal: „Mein Gott, hilf!" Dieß war sein letztes Wort; denn kurz darauf verlor er die Sprache völlig. Er lag noch 28 Stunden ohne Bewegung, Gehör und Verstand. Ein Schlag hatte ihn getroffen. Am 16. August, früh 10 Uhr kamen Luther, Melancthon und der Arzt Schurff bei ihm an. Als sie zu ihm traten, hob der Churfürst die Hände empor, ließ sie aber aus Schwachheit sogleich wieder sinken. Kurz darauf entwand sich der Geist seiner sterblichen Hülle. Am folgenden Sonntage wurde die Leiche nach Wittenberg geführt, und neben dem Sarge des Churfürsten Friedrich eingesenkt.

Luther hielt ihm die Leichenpredigt, worin er sagt: „Wir danken Gott für die Gnade, daß er unsern lieben Churfürsten auch in dem Tode Christi begriffen, und in seine Auferstehung

gefasst hat. Ihr wisset, was für einen Tod er zu Augsburg auf dem Reichstag gelitten hat. Ich will ihn nicht loben seiner hohen Tugend halben, sondern ihn auch lassen einen Sünder bleiben, wie uns alle, die wir die Strafe auch gedenken zu gehen, und unserm Herrn Gott manche starke Sünde überliefern wollen, daß wir bei dem Artikel, der da heißt „Vergebung der Sünden“ bleiben. Darum will ich unsern lieben Landesherrn nicht so gar rein machen, wiewohl er ein sehr frommer, freundlicher Mann gewesen ist, ohne alles Falsch, indem ich noch nie mein Lebtag einigen Stolz, Zorn, noch Neid gespüret habe, der alles leichtlich tragen und vergeben konnte, und mehr denn zu viel milde gewesen ist. Diese Tugend lasse ich jetzt fallen. Ob er daneben zuweilen im Regiment gefehlet hat; wie soll man ihm thun? Ein Fürst ist auch ein Mensch, und hat allwege zehn Teufel um sich her, wo sonst ein Mensch nur Einen hat, daß ihn Gott sonderlich muß führen, und seine Engel zu ihm setzen . . . Dieß Alles lassen wir jetzt fahren, und wollen dabei bleiben, daß wir ihn loben, wie St. Paulus seine Christen lobet, daß ihn Gott mit Christo führen wird, und wollen ihn nicht ansehen nach seinem zeitlichen Sterben, sondern nach Christi Sterben und seinem geistlichen Sterben, welches er Christo nachgethan hat. Denn ihr wisset alle, wie er, Christo nach, vor zwei Jahren zu Augsburg gestorben, und den rechten Tod gelitten hat, nicht für sich allein, sondern für uns alle, da er alles Gift hat müssen ausessen, das ihm der Teufel eingeschenkt hat: dasselbe ist der rechte greuliche Tod, da der Teufel Einen mit aufreißt. Da hat unser lieber Churfürst Christi Tod und Auferstehung vor der ganzen Welt öffentlich bekennet, und ist darauf blieben, hat Land und Leute, ja seinen eigenen Leib und Leben darangesetzt. Wie schwer dieß Sterben sey, hat er ohne Zweifel wohl in seinem Herzen gefühlet. Weil nun dasselbige Bekenntniß öffentlich am Tage ist, so wollen wir ihn darum rühmen als einen Christen. Ist aber neben diesem etwas Mangels an seiner Person gewesen, das lassen wir gehen. Denn wir wollen solche geringe Sünde in so großer Person nicht rechnen, sondern wollen das dagegen rühmen, daß er Christi Tod und Auferstehung, damit er Tod und Hölle mit allen Sünden verschlungen hat, bekennet, und fest auf diesem Bekenntniß geblieben ist.“ —



Philipp Melancthon.

(geb. den 16. Febr. 1497. gest. den 19. April 1560.)

Die Lehrer werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und
die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne
immer und ewiglich. (Dan. 12, 3.)

Philipp Melancthon, der Sohn eines kunstreichen Waffenschmiedes, Georg Schwarzerd, Rüstmeisters des Pfalzgrafen, wurde zu Bretten in der Rheinpfalz, am 16. Febr. 1497 geboren. Schon als zehnjähriger Knabe verlor er seinen Vater, einen frommen und gottesfürchtigen Mann, der ihm noch kurz vor seinem Tode ein Vermächtniß übergab, das mehr werth ist, denn alles Geld und Gut. Drei Tage vor seinem Ende sprach er nämlich: „Diese drei Stücke will ich auch meinen Kinderchen lassen, wenn ich sterbe, daß sie in rechter, christlicher Kirche sind,

daß sie Eins sind in Ihm und einträchtig unter einander, und daß sie Erben des ewigen Lebens sind.“ Und als er merkte, daß die Stunde gekommen sey, abzuscheyden, da ließ er seinen Philipp noch einmal an sein Bett kommen, empfahl ihn Gott, und ermahnte ihn zur Gottesfurcht. „Ich habe,“ sagte er sterbend, „viele Veränderungen in der Welt erlebt, aber es stehen noch größere bevor. Mein Gebet ist, daß Gott dich dabei regieren möge. Ich rathe dir, mein Sohn, daß du Gott fürchtest, und ehrbar lebest.“ — Diese Worte sind dem Sohne lebenslang im Andenken geblieben.

Kurz nach dem Tode des Vaters, im Herbst 1507, kam er auf die lateinische Schule zu Pforzheim, weil seine Mutter dort eine Verwandte hatte, Elisabeth, die Schwester des großen Gelehrten Reuchlin. Hier war er nun auch so glücklich, den Reuchlin selbst, der damals als Vorsteher des schwäbischen Bundesgerichtes in Würtemberg lebte, näher kennen zu lernen. Dieser gewann den talentvollen Knaben bald lieb, und beschenkte ihn mit schönen und nützlichen Büchern. Das beste Buch aber, welches er ihm gab, und ein seltenes Kleinod, war eine Bibel, die dem Knaben bald über Alles lieb und theuer ward. Er trug sie in seinem Busen bei sich, und konnte sich von ihr nicht mehr trennen. Emsig las er Tag und Nacht darin. Wenn er in die Kirche ging, nahm er sie mit sich, und während die Ceremonien vor sich gingen, und das Volk die vorgeschriebenen Gebete las, war Philipp mit Geist und Herz in seine Bibel versenkt. So kam Melanchthon, nicht wie Luther durch einen gewaltsamen, Leib und Seele ergreifenden Kampf, und durch einen plötzlichen Sieg, zur Erkenntniß der evangelischen Wahrheit; sondern still und langsam, aber fest und sicher führte ihn der Herr seine Straße, bis er endlich ans heilige Ziel gelangte.

Im Herbst 1509, also als zwölfjähriger Knabe, verließ Melanchthon die Schule zu Pforzheim, und bezog die Universität Heidelberg. Hier wurde er nach zwei Jahren schon Baccalaureus der Philosophie, und warb bald darauf auch um die Magisterwürde, die ihm aber wegen seiner zarten Jugend abgeschlagen wurde. Mißvergnügt darüber, und weil ihm auch das Heidelberger Klima nicht zusagte, ging er nach Tübingen, studirte dort noch sehr fleißig, schrieb eine griechische Grammatik, ward 1514 Magister, und fing bald darauf an, Vorlesungen zu halten. Der junge Magister hatte sich schnell einen Ruf erworben, sowohl durch seine gelehrten, geistvollen Vorträge, wie durch seine treffliche Grammatik. Selbst der gelehrte

Erasmus von Rotterdam ertheilte ihm das berechte Lob: „Mein Gott! zu welchen Hoffnungen berechtigt nicht Philipp Melanchthon, der ein Jüngling, ja beinahe noch eine Knabe ist! Welcher Scharfsinn im Beweisen, welche Reinheit im Ausdruck, welche seltene und umfassende Kenntniß, welche vielfache Belesenheit, welche Zartheit und Feinheit des Geistes findet sich bei ihm!“

Der Herr der Kirche hatte aber für diesen hochbegabten Jüngling einen andern Schauplatz seiner Arbeit ausersahen, als Tübingen war. Friedrich der Weise wollte nämlich für seine Universität Wittenberg einen Professor der griechischen und hebräischen Sprache haben, und schrieb im Jahre 1518 darüber an Reuchlin. Dieser schlug ihm den jungen Melanchthon vor, und schrieb dabei: „Ich weiß unter den Deutschen Keinen, der über ihm sey.“ Friedrich, der sich freute, einen solchen Mann vorgeschlagen zu sehen, berief ihn eilends. Als Melanchthon nun gen Wittenberg ziehen wollte, entließ ihn sein väterlicher Freund Reuchlin mit den Worten: „Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will! Und ich will dich zum großen Volk machen, und will dich segnen, und dir einen großen Namen machen, und sollst ein Segen seyn. Also 1 Mose 12. Dies sagt mir der Geist, und diese Hoffnung habe ich von dir, mein Philippus, mein Werk und mein Trost! Komm also frohen und fröhlichen Muthes!“ Reuchlin hatte, nach damaliger Sitte, den Namen desselben „Schwarzerd“ ins Griechische „Melanchthon“ verändert. Am 25. August 1518 ward Melanchthon feierlich in Wittenberg empfangen, und vier Tage darnach eröffnete der 22jährige Professor seine Vorlesungen mit einer Antrittsrede. Der Hörsaal war gedrängt voll. Das Aeußere des Professors versprach nicht viel. Eine kleine, unansehnliche Gestalt, schüchtern in seinem Gang, bestieg er den Lehrstuhl; aber seine hohe Stirne, seine großen, blauen Augen ließen den mächtigen Geist ahnen, der in diesem unscheinbaren, zerbrechlichen Gefäße wohnte. Alle lauschten gespannt; und bald auch mit allgemeiner Freude, seinen Worten. Ungeheuer war der Beifall, als er endete. Luther, der zugegen war, fühlte sich begeistert. Er sah alsbald ein, was die Universität und die junge Reformation an diesem gelehrten, so tief in die Wahrheit hineinblickenden Manne gewonnen habe. Voll Freude schrieb er an Spalatin: „Philippus hat eine sehr gelehrte und zierliche Rede

gehalten, mit solchem Beifall und Bewunderung von Allen, daß du nicht weiter darauf denken darfst, ihn uns anzupreisen. Wir haben bald von seiner äußerlichen Gestalt und seinem Ansehen abgesehen, wir freuen uns über seine Gaben, und wundern uns, und danken dem durchlauchtigsten Fürsten, so wie auch deinem Dienste dabei." —

Die beiden Männer, Luther und Melanchthon, hatten sich bald näher kennen gelernt, und nachdem Melanchthon, besonders seit den Tagen der Leipziger Disputation, mit Entschiedenheit auf die Seite des Evangeliums getreten war, knüpfte sich ein inniges Freundschaftsbündniß zwischen ihnen. Das Verhältniß zwischen diesen beiden, von denen Einer den Andern ergänzte, — Luther den Melanchthon von Seiten der Willenskraft, Melanchthon Luthern von Seiten der Gelehrsamkeit, — ist eine der schönsten Erscheinungen jener großen Zeit. Es war eine reine und erhabene Freundschaft, begründet auf gemeinsamer Liebe zum Höchsten, und auf gemeinsamem Streben für die theuersten Wahrheiten und Güter, deßhalb auch nie befleckt von kleinlichem Neid und Argwohn, nie getrennt durch Zwietracht, welche Uebelwollende nur zu sehr auszustreuen suchten, sondern immer gehoben von wechselseitiger Anerkennung, und gestärkt durch edle Begeisterung für Einen großen Zweck. Sie fühlten es selbst, daß sie von Gott zusammengeführt seyen, um in ihrer Vereinigung sein heiliges Werk zu vollenden. Aber in ächt christlicher Demuth hielt jeder von ihnen den andern für den Höheren, den zum Werke Nothwendigeren. Beide haben dies oftmals und auf verschiedene Weise ausgesprochen. Als Luther gen Worms zog, sprach er zum Freunde: „Lieber Bruder! arbeite du unterdessen für mich, weil ich nicht hier seyn kann. Du kannst es noch besser machen. Darum ist auch nicht viel Schade um mich, bleibst du doch da. An dir hat der Herr noch einen gelehrteren Streiter.“ Und anderswo sagt er: „Melanchthon ist ein Wunder. Alle erkennen es jetzt an. Er ist der gefährlichste Feind des Teufels und der Scholastiker; denn er kennt ihre Thorheit und den Felsen Christum. Dieser kleine Grieche übertrifft mich auch in der Theologie; er wird auch so viel nützen, als viele Lutheri.“ . . . „Ich weiß nicht, was ich von mir sagen soll. Vielleicht bin ich der Vorläufer des Philippos, ich bereite ihm den Weg, wie Elias, in Geist und in Kraft, indem ich Israhel und das Haus Ahab zerstöre.“ — Melanchthon aber fühlte tief, daß er allein unter dem Riesengerwerke der Reformation niedersinken würde, wenn er nicht Luthers

mächtige, glaubenskühne Heldenbrust umklammert halten könnte. In diesem Sinne sagt er: „Bughenagen ist ein Grammaticus, ich bin ein Dialecticus, Jonas ist ein Redner, Luther aber ist Alles in Allem; mit dem kann Keiner verglichen werden.“ Auch nennt er ihn „einen einzigen heroischen Mann, durch den Gott Großes ausführen wolle.“

Jedem von ihnen war nach ihrer besondern Eigenthümlichkeit durch den Herrn auch seine besondere Arbeit auf dem Reformationsfelde zugetheilt.

Melanchthon war ein stiller, inniger und frommer Jünger des Herrn. Im Vergleich mit dem allezeit glaubensfreudigen, unerschütterlichen, kühn dahersahrenden, fest und entschieden auftretenden Luther ging ihm allerdings die Fülle des immer frohen und lebensfrischen Glaubens ab, und er hatte immer viel mit ängstlichen Sorgen und niederdrückendem Kummer für die Sache der Kirche zu schaffen. Aber dagegen hatte ihm der Herr die lebendigste und kräftigste, die entschiedenste und langmüthigste Friedensliebe gegeben. Diese hat ihn gelehrt, den bittersten Anfeindungen aller, sowohl seiner eigenen, als der Kirche Gegner niemals, oder selten Scheltworte oder Beleidigung, sondern meistens geduldiges Stillschweigen, oder ernste, wissenschaftlich gründliche und christlich liebevolle Widerlegung entgegenzusetzen. Er ist darum durch diese seine Sanftmuth, Milde und Veröhnlichkeit der Friedensengel der Reformation gewesen, während Luther der stets zu Felde liegende Held in diesen großen Kämpfen war. Der Letztere drückt dieses in seiner derben, gemüthlichen Weise so aus: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen, und zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klöße und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen, und bin der grobe Waldrichter, der Bahn brechen und zurichten muß. Aber Magister Philipp fährt säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und beegüßt mit Lust, nachdem Gott ihm hat gegeben seine Gaben reichlich.“ —

Luther war der Mann des Lebens, der That; Melanchthon der Mann der Schule, der Wissenschaft. Jener arbeitete am Evangelio durch Leben und That; dieser durch Schule und Wissenschaft. Er fesselte durch die Schönheit und Gediegenheit in seinen Vorträgen, durch seine Lebendigkeit und Anmuth auch bei den an sich dürrn Materien die Gemüther der Jugend, führte sie zum eifrigen Studium des Griechischen, damit sie das neue

Testament in der Ursprache verstehen, und gestützt auf das feste Wort Gottes allen Schrecken und Drohungen Roms gegenüber fest und ruhig bleiben, und alle seine Irrthümer vernichten könnten; beseelte sie mit glühender Liebe und hinreißender, unwiderstehlicher Kraft zum Studium der heiligen Bücher selbst. Aus allen Ländern Europas, aus Deutschland, Frankreich, England, Ungarn, Italien, Griechenland, Spanien, Dänemark und Schweden sammelten sich Jünglinge und Männer zu seinen Füßen. Ihre Zahl stieg mitunter an 1500 und 2000. Einer der deutlichsten Beweise von der hohen Bedeutung, welche Melanchthon als Lehrer hat, ist folgende Stelle aus einem Briefe des Spaniers Franz Enzinas an den Polen Joh. v. Laschy: „Vor Melanchthon habe ich eine so tiefe Hochachtung, daß ich bis an's Ende der Welt reisen würde, um des Umgangs und der Belehrung solcher Männer theilhaftig zu werden.“ Selbst Luther schämte sich nicht, Melanchthons Schüler zu werden, als dieser die Briefe an die Römer und Corinthier erklärte. „Ich zeuge öffentlich vor aller Welt, sagte er zu ihm, daß Niemand näher kommen ist, und besser getroffen St. Pauli Meinung, denn du.“ Darum zog Luther bei der Bibelübersetzung auch den Melanchthon zu Rathe, und ordnete sich ihm unter, wo durch die Gründe, die aus der Sprache genommen werden mußten, etwas zu entscheiden war. „Ich schäme mich nicht, sagt er einmal, obwohl ein Magister der Künste, der Weltweisheit und Theologie, meine Meinung zu verlassen, wenn dieses Grammatisten Sinn nicht damit übereinstimmen will. Welches ich oft gethan habe, und noch thue wegen der göttlichen Gabe, die Gott in dieses zerbrechliche Gefäß mit reichem Segen gelegt hat.“ Dann, als das offenbarste Zeichen, daß ihre Freundschaft auf der Anerkennung des göttlichen Wirkens im Andern, auf einer Liebe Gottes im Freunde, nicht auf einer Liebe des Natürlichen in ihm beruhte, fügte er noch hinzu: „Philippum lobe ich nicht, er ist eine Creatur Gottes.“

Melanchthon ist aber nicht bloß dadurch, daß er Jünglinge und Männer aus allen Ländern Europas das neu erwachte Evangelium lehrte, und sie zu Lichtern in der Finsterniß machte, also nicht bloß durch seine Vorlesungen, sondern auch durch eine überaus bedeutende Schrift, der Lehrer nicht nur Deutschlands, sondern der gesammten evangelischen Kirche gewesen. In der Zeit, als Luther auf der Wartburg war, und in Wittenberg die Bilderstürmer ihr Wesen trieben,

ruhte die ungeheure Last der Reformation fast allein auf den Schultern des 24jährigen Jünglings. Er war aber kein Luther, konnte nicht durch thatkräftiges Eingreifen das Leben gestalten, die Zügel des Regimentes führen, er behte bei den Unruhen der Bilderstürmer, war rathlos, und schaute mit Sehnsucht nach seinem Martin, dem einzigen Mann der Hülfe. Aber dennoch ist er trotz der päpstlichen Bullen, trotz des Wormser Edictes, das Luther sammt seinen Anhängern für vogelfrei erklärte, in den Riß getreten, und hat die Kirche Jesu Christi herrlich gebaut, freilich auf seine Weise, aber auf eine Weise, die durchaus nothwendig, und zu der er von Gott von Mutterleibe an abgesondert und ausgerüstet war. Er gab nämlich um diese Zeit (1521) ein Buch heraus, das den Titel „loci communes“ oder „Hauptartikel christlicher Lehre“ führt. Mit diesem Buche ist er in den Riß getreten, mit diesem Buche hat er die Mauern Zions herrlich gebaut. Die Lehre der h. Schrift und der Reformation war nämlich bis dahin nur in Bruchstücken dargelegt. In einer Schrift war eine Wahrheit gelehrt, in einer andern ein Irthum bekämpft worden. Die Trümmer des alten und die Materialien des neuen Gebäudes lagen auf einem großen Raume untereinander, aber das Gebäude selbst war noch nicht errichtet. Dieß unternahm nun Melancthon während seiner beängstigenden, drückenden Einsamkeit in Wittenberg 1521. Er gab in seinen „Hauptartikeln christlicher Lehre“ (eigentlich loci communes theologici) dem christlichen Europa ein Lehrgebäude, dessen Grundlage das ewige Felsenwort, und dessen Anordnung und Aufführung bewundernswürdig war. Ein einfaches und majestätisches Ganzes zeigte sich dem überraschten Blicke des neuen Geschlechtes. Die Uebersetzung des neuen Testaments rechtfertigte die Reformation vor dem Volke, Melancthons Hauptartikel vor den Gelehrten. Seit 15 Jahrhunderten hatte die Kirche kein solches Werk gesehen: es war so frisch, lebendig, klar, durchdacht, so einzig und allein in der Schrift wurzelnd, daß kein christliches Buch von der Apostel Zeiten an bis dahin damit verglichen werden konnte. Die philosophischen Geister und die strengen Theologen bewunderten das Werk gleich sehr. Selbst Erasmus nannte es ein trefflich in Schlachtordnung gestelltes Heer gegen die pharisäische Tyrannei der Irrlehrer. Am meisten entzückt aber war Luther. Er bewunderte diese Schrift sein ganzes Leben lang. Die einzelnen Töne, die er in heftiger Gemüthsbewegung mit stürmischer Hand der Harfe der Propheten und Apostel entlockt hatte, ord-

neten sich hier zu einer herrlichen Harmonie. Die vereinzeltsten Bausteine, die er aus dem Steinbruche der h. Schrift mit Gewalt abgeschlagen hatte, waren nun zu einem majestätischen Gebäude verbunden. Noch im Jahre 1525, als daher der erste Jubel über das neugeborne Kind schon vorüber war, urtheilt Luther davon, daß es ein unbesiegbares Buch, und nicht allein der Unsterblichkeit werth, sondern auch würdig sey, in den Canon der kirchlichen Bücher aufgenommen zu werden. Und anderswo sagt er: „Wer jetzt ein Theologus will werden, der hat großen Vorthail; denn erstlich hat er die Bibel; die ist ihm so klar, daß er sie kann lesen ohne alle Hinderung. Darnach lese er dazu die loci communes Philippi; die lese er fleißig und wohl, also daß er sie gar im Kopfe habe. Wenn er die zwei Stücke hat, so ist er ein Theologus, dem weder der Teufel, noch ein Keger etwas abbrechen kann, und ihm steht die ganze Theologie offen, daß er Alles, was er will, darnach lesen kann zur Erbauung.“ Dieses Buch war von unbeschreiblicher Bedeutung für die Sache des Evangeliums, und nach der heil. Schrift hat wohl kein Buch so viel zur Wiederherstellung der evangelischen Lehre beigetragen. Alle Verleumdungen der Knechte Roms waren darin widerlegt, die Vorurtheile beseitigt. Priester, Staatsmänner und Gelehrte bewunderten Melancthon's Geist, und lobten die Anmuth seines Characters. Selbst solche, die den Verfasser nicht kannten, wurden durch seine Schrift zu seinem Glauben hingezogen. Luther hatte durch die Härte und Heftigkeit seiner Sprache Manchen zurückgestoßen; aber da kam nun ein Mann, der im anmuthigsten Styl, geschmackvoll, klar, voll Ordnung die mächtigen Wahrheiten darlegte, deren plötzlicher Ausbruch die Welt erschüttert hatte. Diese Milde und Bescheidenheit gewann die Herzen; die höheren Stände, die Gelehrten, bis jetzt noch unentschieden, konnten nicht widerstehen, und ließen sich erobern. Die Feinde der Wahrheit aber verstummten eine Zeit lang vor Melancthon's Schrift. Sie erkannten, daß es noch einen Mann gäbe, den sie wie Luther hassen mußten. Einer der Grimmigsten von ihnen, Cochläus, konnte seine Wuth nicht verbergen, und rief aus: „Unglückliches Deutschland! Wie wird dir's gehen auf diese neue Ausgeburt!“ — Vom Jahre 1521 bis 1595 erlebten die loci communes 67 Auflagen, wobei jedoch die überaus vielen Uebersetzungen noch gar nicht mit eingerechnet sind. Auch Calvin hat sie ins Französische übersetzt. —

Die Feinde des Evangeliums hätten den Mann, der neben

Luther durch Wort und Schrift so gewaltige Breschen in die morschen Mauern Roms schoß, gar gern zum Schweigen gebracht. Da sie es durch Gewalt nicht konnten, so versuchten sie es durch List. Im Jahre 1524 machte Melanchthon eine Erholungsreise nach seiner Heimath. Der damalige päpstliche Gesandte in Deutschland, Campegius, hielt sich eben wegen einer großen Jagd in Heidelberg auf. Er meinte, einen Versuch machen zu müssen, unsern Melanchthon von Luther loszureißen. Sein schlangenkluger Secretär Rausca sollte das Wagstück unternehmen, dessen Gelingen ein gewaltiger Schlag für die Reformation hätte seyn müssen. Dieser suchte den Melanchthon in Bretten auf, trug ihm sein Anliegen vor, und unterstützte es mit den besten Lockungen. Aber er fand kein schwankendes Rohr. Der Wittenberger Professor erklärte fest und entschieden: „Was ich einmal für wahr halte, das halte ich fest, und behaupte es ohne Rücksicht auf das Ansehen irgend eines Sterblichen, ohne Rücksicht auf Vortheil, Ehre und Nutzen. Niemals werde ich von denen abfallen, die das Bessere zuerst an's Licht gebracht haben. Aber ebenso werde ich mir auch darin immer gleich bleiben, daß ich die Wahrheit ohne Zank und Schmähchen lehre und vertheidige. Darum ermahne ich Jeden, dem Ruhe und Einigkeit am Herzen liegt, alles Mögliche zu thun, um die Wunden, die einmal nicht länger zu verbergen sind, wieder zu heilen, und die unsinnige Raserei derer aufzuhalten, welche dieselben immer wieder aufreißen.“ Er legte noch einen kleinen Aufsatß von der Hauptsumme der lutherischen Lehre bei, worin er besonders den Unterschied der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit hervorhob, und daß man nur gegen die Werkheiligkeit eifere. — Rausca mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. —

Neben jenen Verdiensten, die sich Melanchthon um die Reformation erwarb, ist auch noch seine Theilnahme an der durch den Churfürsten Johann angeordneten Visitation der Schulen und Kirchen in Sachsen zu erwähnen. Wie diese auf's elendeste fast überall darnieder lagen, ist schon an andern Orten erzählt worden. Luther klagt mit großem Schmerze: „Hilf, lieber Gott, wie manchen Jammer habe ich gesehen, daß der gemeine Mann doch so gar nichts weiß von der christlichen Lehre, sonderlich auf den Dörfern, und leider viele Pfarrerherren fast ungeschickt und untüchtig sind, zu lehren. Und sollen doch alle Christen heißen, getauft seyn, und der heiligen Sacramente genießen, können weder Vater Unser, noch den Glauben oder zehn

Gebote, leben dahin, wie das liebe Vieh" Melanchthon mußte mit Hülfe einiger anderen Männer Thüringen visitiren. Eine schreckliche Noth trafen sie an! Unkraut und Disteln, — das war die Frucht von Roms Samen! Das hatte Rom gesäet, das hatte es gewollt! „Wehe aber den Gottlosen! Denn sie sind boshaftig, und es wird ihnen vergolten werden, wie sie es verdienen. Kinder sind Treiber meines Volkes, und Weiber herrschen über sie. Mein Volk! deine Tröster verführen dich, und zerstören den Weg, den du gehen sollst. Aber der Herr steht da, zu rechten, und ist aufgetreten, die Völker zu richten. Und der Herr kommt zum Gericht mit den Ältesten seines Volkes und mit seinen Fürsten. Denn ihr habt den Weinberg verderbet, und der Raub von den Armen ist in eurem Hause!!!" (Jes. 3, 11—14.) — — — Melanchthon ist manchmal hinausgegangen, und hat bitterlich geweint. „Wie kann man es verantworten," schreibt er, „daß man die armen Leute bisher in so großer Unwissenheit und Dummheit gelassen hat? Mein Herz blutet, wenn ich diesen Jammer erblicke. Ich gehe oft bei Seite, und weine meinen Schmerz aus, wenn wir mit der Untersuchung eines Ortes fertig sind. Und wer wollte nicht jammern, wenn man sieht, daß die Anlagen des Menschen so ganz vernachlässigt werden, und die Seele desselben, die so viel lernen und fassen kann, nicht einmal von ihrem Schöpfer und Herrn Etwas weiß!" — Sie verfuhr aber, der churfürstlichen Instruktion gemäß, auf die schonendste Weise. — Melanchthon schrieb noch ein Büchlein „Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren im Churfürstenthum zu Sachsen," das von Luther sehr gebilligt, und mit einer Vorrede versehen, worin er die Nothwendigkeit der Visitation auseinander setzte, herausgegeben wurde. —

Fast 20 Jahre später sollte Melanchthon wieder eine ähnliche Arbeit ausführen. Im Jahre 1543 rief ihn nämlich der Churfürst und Erzbischof von Köln, Hermann Graf von Wied, an seinen Hof nach Bonn, um eine Reformation der Kirche im Erzbisthum einzuleiten. Indes, so wohlgesinnt und geneigt auch der edle Kirchenfürst und selbst seine Landstände für diese Reformation waren, so scheiterte sie doch an dem Widerstreben der Geistlichkeit und des Domkapitels von Köln, welche das abergläubische Volk dagegen aufzuheben mußten.

Wie Melancthon mit Luther gegen die aufrührerischen Bauern gekämpft hat, daß sie sollten Vernunft annehmen, ist schon in Luthers Leben erzählt. Auch von seiner Arbeit auf dem Reichstage zu Augsburg (auf dem zu Speier 1529 war er ebenfalls zugegen) ist bereits berichtet worden. Wir wissen es, daß Melancthon eigentlich der Vater der Augsburgerischen Confession und ihrer herrlichen Apologie ist. Trotz dieser kräftigen Bekenntnisse war aber sein Muth in Augsburg selbst nicht immer der stärkste. Fleisch und Blut fingen oft an zu zagen. So schreibt er einmal an Luther nach Coburg: „Wir sind hier in dem größten Jammer, und müssen beständig Thränen vergießen . . . Ich will nun, mein lieber Vater, meinen Schmerz nicht mit vielen Worten noch größer machen, sondern euch nur zu überlegen geben, an welchem Ort und in welch' großer Gefahr wir uns befinden, da wir außer eurem Trost gar keine Erquickung haben können. Die Sophisten und Mönche laufen alle Tage zu, und bemühen sich, daß sie den Kaiser gegen uns aufbringen.“ Und den Tag darauf schreibt der Bekümmerte schon wieder: „Es ist uns auf keine Zeit euer Rath und Trost nöthiger gewesen, als jezt, da wir in den allergefährlichsten Sachen euch, als unserm Haupt, bisher gefolgt. Deshalb bitte ich auch um der Ehre des Evangeliums willen, ihr wollet euch unser annehmen. Christus hat sich im Schiffelein, das in Nöthen war, aufwecken lassen. Nun sind wir hier wahrlich in viel größerer Gefahr, in welcher uns allesammt nichts Uebleres widerfahren könnte, als wenn ihr uns verließet.“ So kam es auch, daß Melancthon immer ängstlich beflissen war, Zwischenwege einzuschlagen, und, da die Sache der Evangelischen kein günstiges Resultat erreichen zu wollen schien, durch Nachgiebigkeit einen völligen Bruch zu vermeiden. Es wäre ihm mehr Glaubensmuth, mehr mächtiger Gebetsgeist eines Luther zu wünschen gewesen. Er sah allzusehr auf die Menschen, auf ihre Macht und List. Luther hatte daher genug zu thun, von Coburg aus durch Briefe seinem Freunde Muth und Trost einzusprechen, und zu wehren, daß durch nachgiebiges Vermitteln die ganze Sache des Evangeliums zum Scheitern gebracht würde. Er sah sich genöthigt, ihm zu schreiben: „Ich meine, mein lieber Herr Philipp, ihr sollt nun schier genugsam in der Erfahrung sehen, daß Christus und Belial in keinem Weg können vereinigt werden, und daß man auf keine Einigkeit denken darf, so viel die Religion betrifft.“ — Es ist denn auch wirklich in Augsburg, —

Dank sey's dem Herrn und unserm alten Felsenmanne Luther!, — zu keinem Vergleiche gekommen. Es durfte nicht geschehen. Denn reicht man dem Teufel Einen Finger, so nimmt er bald die ganze Hand. Tag und Nacht läßt sich nicht vermitteln; es giebt sonst graue Dämmerung. Entweder — oder; Christus oder Be-lial, Licht oder Finsterniß! —

Nach dem Reichstage zu Augs-burg verzweifelte selbst Melancthon an jeder Möglichkeit einer Vereinigung mit den Römischen. Eine andere, wünschenswerthere Vereinigung sollte jedoch, — wenigstens für kurze Zeit, — durch seine Hülfe zu Stande kommen, nämlich die zwischen Lutherischen und Reformir-ten. Es ist bekannt, daß diese beiden Partheien der Evangelischen, die da hätten Brüder seyn sollen, weil sie auf dem Einen Grunde, welcher ist Christus, erbaut waren, und Ein Ziel verfolgten, durch ihre Verschiedenheit der Lehre vom heil. Abendmahl zu einer unglück-lichen Spaltung und Zwietracht gekommen waren. Ihre Vereinigung zu Marburg im Jahre 1529 war nur ein Scheinfriede gewesen. Der Streit entbrannte wieder, und war der guten Sache der Re-formation keineswegs förderlich. Auf beiden Seiten fühlten viele Männer schmerzlich diese Zwietracht. Der Prediger und Pro-fessor Martin Bucer von Straßburg machte es sich daher zu einer Aufgabe seines Lebens, eine Vereinigung in der Lehre vom Sacramente zu Stande zu bringen. Schon im Jahre 1530 hatte er in dieser Absicht bei Luther in Coburg einen Besuch gemacht, und denselben zu einer Einigung geneigt gefunden. Bald nachher lief von ihm ein Bekenntniß der vier Städte Augs-burg, Constanß, Lindau und Memmingen ein, worin er sich der lutherischen Lehre vom Abendmahle näherte. Darüber freuten sich sowohl Luther, als auch Melancthon. Einige Bedenklichkeiten Luthers verzögerten jedoch noch die Vereinigung. Bucer gab aber deßhalb seine Bemühungen für eine Vereinigung nicht auf, und suchte namentlich Melancthon zu gewinnen, der ihn dann auch in einem Briefe seiner Liebe versichert, und verspricht, seinen ganzen Eifer zur Herbei-führung einer Vereinigung anzuwenden. Es wurden darüber noch einige Zusammenkünfte gehalten, und Unterhandlungen ge-psflogen, bis die Schweizer endlich in Wittenberg einer schar-fen Prüfung ihrer Rechtgläubigkeit sich unterzogen, und eine von Melancthon verfaßte Concordie (25. Mai 1536) unter-zeichneten, die so streng lutherisch war, daß sie mit ihrem Glauben nur durch ihre eigne künstliche Auslegung vereinbart werden

konnte. Da jedoch Luther dieser Auslegung nicht widersprach, so wurde die Concordie von den Schweizern unterzeichnet, und die Partheien galten für vereint, bis Luther in der Ueberzeugung, daß man nicht wahrhaft einig sey, und im Verdachte gegen Melanchthon selbst, den Streit aufs heftigste erneuerte, „damit, weil es mit ihm zur Grube gehe, sein Zeugniß gegen die Schwarmgeister und Seelfresser feststehe.“ Doch scheint er in seinen letzten Tagen gefühlt zu haben, daß in dieser Sache zuviel geschehen sey. Melanchthon aber blieb von nun an bei der Wittenberger Eintrachtsformel stehen. Für sie begeisterte er die meisten seiner Schüler, während er ihnen zugleich auch seine tiefe Abneigung gegen alle theologischen Streitigkeiten einflößte, die schon jetzt anfangen, sein Leben zu verbittern, und die besonders die letzten 10 Jahre vor seinem Ende zu wahren Kummer- und Kreuzjahren gemacht haben.

Sein Ruf als Theologe und als Friedens-Stifter war so durch ganz Europa gedrungen, daß im Jahre 1535 sowohl der König von Frankreich, Franz I., als der König von England, Heinrich VIII., ihn dringend zu sich einluden, um seinen Rath und Gutachten zur Beilegung der Religions-Streitigkeiten zu geben. Allein sein Churfürst gab ihm zu beiden Reisen keinen Urlaub, wohl deshalb, weil er sah, daß diese Fürsten mehr politische Absichten im Hintergrunde hatten.

Ghe wir unserm Melanchthon nun durch seine Kreuzeschule folgen, — denn von jetzt ab ist wenig mehr, als Kreuz zu erzählen, — wollen wir erst kurz einen Blick

in sein häusliches und inneres Leben

thun. Am 26. Novbr. 1520 hatte er sich mit Katharina Crapp, der Tochter des Bürgermeisters in Wittenberg, verheirathet. Sie war eine sehr fromme Frau, die ihren Mann aufs innigste liebte; eine geschäftige und überaus fleißige Hausmutter, freigebig und wohlthätig gegen alle; für die Armen in solcher Weise besorgt, daß sie beim Austheilen von Gaben ohne Unterschied, nicht bloß ihres Vermögens und ihrer Kräfte vergaß, sondern auch bei Andern sich zuweilen mit Inständigkeit und fast ungestümer Fürbitte für sie verwendete. Die höchste Unbescholtenheit des Lebens und der Sitten war ihr eigen. Die Herzen der beiden Eheleute stimmten daher recht zusammen, und ihre Ehe war glücklich. Mancherlei Krankheiten störten freilich ihr Glück, oder förderten es vielmehr. Seine Kinder, deren

er vier hatte, zwei Söhne und zwei Töchter, liebte Melanchthon im hohen Grade. So leicht reizbar er auch von Natur war, so arbeitete er doch am liebsten im Kreise der Kinder. Einmal kam ein Franzose zum Besuch. Er traf den Melanchthon in der Kinderstube, wie er mit der einen Hand die Wiege schaukelte, in der andern ein Buch hielt. Als er sah, daß der Gastfreund sich verwunderte, rühmte Philippus die Pflicht des Familienlebens und den Dank der Kinder gegen Gott auf solche Weise, daß der Fremdling recht belehrt weggegangen ist. — Nur zu den wichtigsten und schwierigsten Sachen suchte er die Einsamkeit. Er verwandte zu ihnen gewöhnlich die frühesten Morgenstunden. Morgens um 2 oder 3 Uhr fand man ihn schon in seiner Studirstube, und zwar im Sommer und im Winter. Am Tage las er drei oder vier Collegia, wohnte den Conferenzen der Professoren bei, und arbeitete alsdann bis zum Abendessen. Nach demselben ging er zu Bette, gewöhnlich um 9 Uhr. Er erbrach keinen Brief mehr am Abend, um nicht durch Sorgen im Schlafe gestört zu werden. Er aß täglich Einmal, höchstens zwei Mal, und aß einfachste. Seine Lebensweise war überhaupt sehr einfach und regelmäsig. Seine äußere Lage war auch nichts weniger, als glänzend. Erst im Jahre 1526 bekam dieser Mann, der eine europäische Berühmtheit hatte, ein jährliches Gehalt von 200 Gulden. Vorher war es noch bedeutend geringer gewesen. Aber Melanchthon war auch kein Arbeiter, der um Geldes willen wirkte und schaffte, sondern ein Kind Gottes, das mit Liebe und aus innerem Drange zu seines Vaters Ehre und zum Bau seines Reiches gearbeitet hat. Darum war er auch bei Wenigem stets fröhlich im Herrn, und konnte mit dem Apostel reden: „Wenn wir Nahrung und Kleider haben, so lasset uns begnügen.“ (1 Tim. 6, 8.)

Ueber all sein Thun und Leben verbreitete seine herzliche Frömmigkeit ein höchst wohlthuendes Licht. Er begann alle seine Geschäfte im Namen Gottes, ja vor seinem Angesichte. Sein Grundgedanke blieb in allem jenes paulinische Wort: „In ihm leben, weben und sind wir.“ Oft hörte man aus seinem Munde den Gebetswunsch: „Unser Herr Gott, hilf, und sey uns gnädig!“ Wenn er sich Morgens frühe vom Bette erhoben hatte, betete er zu dem dreieinigen Gott ein Gebet, das kurz so lautet: „Allmächtiger, ewiger Gott, Vater unsers Herrn Jesu Christi, Schöpfer Himmels und der Erde, und der Menschen, zugleich mit deinem Sohne, unserm Herrn Jesu Christo,

deinem Worte und Ebenbilde, und mit deinem heiligen Geiste, erbarme dich unser und vergieb uns unfre Sünden um deines Sohnes willen, den du nach wunderbarem Rathschluß zum Mittler gemacht hast, und heilige und regiere uns mit deinem heiligen Geiste, der ausgegossen worden über die Apostel! Verleihe uns, daß wir dich wahrhaft erkennen und preisen in alle Ewigkeit!" Nach dem Gebete las er einen Abschnitt aus der heiligen Schrift, und warf alsdann einen Blick in den Kalender, um sich der kirchlichen Zeit, in der er grade lebte, und der Männer Gottes, deren Namenstage gerade dastanden, zu erinnern. Erst nachdem er sich auf solche Weise durch Wort und Gebet geheiligt hatte, ging er an seine Arbeiten, oder schrieb die dringendsten Briefe. Das Mittagsmahl wurde immer zur bestimmten Stunde gehalten. Dabei wurde nicht bloß das Tischgebet, sondern auch das apostolische Glaubensbekenntniß gesprochen. Er hielt überhaupt viel auf dieses Bekenntniß. Dreimal des Tages pflegte er es zu beten. Er sagt irgendwo darüber: „Es sind große Ursachen vorhanden, weswegen wir uns an das tägliche Beten des Symbolums gewöhnen müssen. Gottesfürchtige und fromme Männer sagen es täglich wenigstens drei Mal her.“ Er hielt aber auch viel auf das Vater Unser, auf die Psalmen und die zehn Gebote, und ermahnte die Studirenden, sich an die Hersagung derselben zu gewöhnen.

Diese Gottesfurcht, die er Andern empfahl und selber im häuslichen Leben übte, trug er auf alle seine Berufsgeschäfte über. Betrat er den Lehrsaal, in welchem so viele Zuhörer begierig saßen, den Meister anzuhören, — bisweilen über 1500, — so gestaltete sich ihm derselbe zur Kirche. Er spricht sich irgendwo darüber so aus: „Ueber dem Eingange vieler alten Kirchen steht der Spruch: „Mein Haus ist ein Bethaus,“ in Stein eingehauen. Diese Aufschrift sollten auch die Schulgebäude führen, weil die Schulen ein Theil des öffentlichen Gottesdienstes sind, und wir darin die Wahrheit lehren und lernen, und Gebet damit verbinden müssen.“ An einer andern Stelle sagt er: „Von Gottes wegen sind wir auf diesen Platz gestellt, damit wir die das menschliche Geschlecht beseligende Lehre erhalten und ausbreiten, und Gott fordert diesen Fleiß ebenso von den Lehrern, als von den Schülern. Dieselbe Gemüthsstimmung, womit wir den Tempel betreten, müssen wir auch in die Schule mitbringen, nämlich um hier göttliche Dinge zu lernen, und Andern mitzutheilen. Kommt Jemand in die Schule, um einen Theil

von Gelehrsamkeit, deren er sich zum Gewinn oder zur eiteln Brunktsucht bedienen will, von da mit nach Hause zu nehmen, der möge wissen, daß er den heiligsten Tempel der Wissenschaft entweihe." Das war ein Grundgedanke von ihm, Alles zu Gottes Ehren zu thun, und „ein nützliches Werkzeug der Kirche" zu seyn. War dies aber schon der Fall in seinem Berufe, an der Jugend zu arbeiten, wie vielmehr, wenn es sich um die Kirche selber handelte! Er war Keiner von den superfeinen Spiritualisten, bei denen das Christenthum und kirchliches Wesen so innerlich ist, daß man nichts davon gewahr wird. Beim Gebete war er dafür, daß man sich an bestimmte Gebetsformeln halte. „Das namentliche und wörtliche Gebet ist nicht zu verachten, welches auch dazu dient, daß wir uns selbst aufrütteln. Christus sagt: wenn ihr betet, sollt ihr sprechen: Unser Vater, der du bist in dem Himmel 2c. 2c. Daher ist es nicht genug, im Geiste zu beten, sondern, wenn es geschehen kann, müssen sich bestimmte Worte daran anschließen, durch welche das Herz mehr und mehr entzündet wird." Beim Gebet aber hielt er sich fest an Gottes Verheißungen, und erlebte oft die Freude, sie an sich und den Seinen erfüllt zu sehen.

Einst war er mit Luther und mehreren andern Gottesgelehrten zu Torgau versammelt, um bei den drohenden Gefahren, in welchen sich die junge, evangelische Kirche befand, Ueberlegungen anzustellen, und den protestantischen Fürsten Vorschläge zu machen. Man hatte schon viel gesprochen, sich lange angestrengt, Ersprießliches aussindig zu machen, ohne zu einem Entschlusse zu kommen, als der ermüdete, fast trostlose Melancthon hinausgerufen wurde. Beim Zurückkehren in die Versammlung kam er zufälliger Weise in ein Zimmer, wo er die Gattinnen dreier Prediger beisammen fand, die unter häuslichen Geschäften ihre kleinen Kinder Gebete zu Gott für die Erhaltung des Evangeliums lehrten. Mit inniger Rührung hörte Melancthon das Rufen dieser Unmündigen; und die Worte der Schrift fielen ihm ein: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet." (Ps. 8, 3) — Nun erhob sich alsbald sein niedergedrückter Geist, und mit fröhlichen Mienen kam er in die Versammlung zu seinen bekümmerten Freunden zurück. Mit Bewunderung fragte Luther nach der Ursache dieser schnellen Veränderung. „Laßt uns nicht zagen! sagte jetzt getrost Melancthon, ich habe so eben die Streiter gesehen, die für uns kämpfen, und

unüberwindlich seyn werden; es sind unsre Kleinen, deren Rufen zu Gott ich jetzt gehört habe; und Gott wird, Gott kann sie nicht unerhört lassen.“ —

Gar lieb war ihm das Haus Gottes, und er nahm deshalb fleißig an den gottesdienstlichen Versammlungen Theil. Heerbrand in Tübingen gab ihm in seiner Gedächtnisrede das schöne Zeugniß: „Er wollte den öffentlichen Zusammenkünften der Kirche oft beiwohnen, nicht bloß, um Andern mit seinem Beispiel voranzugehen, sondern weil er wußte, daß der heilige Geist im Dienste des Wortes sich thätig erweise, und daß der Sohn Gottes gegenwärtig sey, damit in der Versammlung der Frommen sein Glaube bestärkt und sein Gebetsseifer entzündet würde; wie er denn beständig mit unaussprechlichen Seufzern betete, und herzliche Fürbitte für sich und für die Kirche that. Dafür können wir alle Zeugniß geben, welche mit ihm bekannt geworden sind.“ Seinen Zuhörern sagte er einmal: „Ihr sollt nicht so viehisch, so grob seyn, daß ihr denkt, es ist nichts daran gelegen, wenn ich schon nicht in die Kirche gehe; es ist papistisch, es ist Aberglauben. Nein, vielmehr ist es eine Barbarei, dergleichen zu versäumen. Es giebt nichts Schöneres, als ehrbare und heilige Zusammenkünfte, in denen die Menschen von Gott belehrt werden, und wo gemeinsame Anrufung, oder Danksagung geschieht. Darin hat man ein Bild des ewigen Lebens, wo wir vor dem Angesichte Gottes und seines Sohnes sitzen, und den Sohn Gottes über die größten Wunder uns belehren hören.“ —

Nach dieser Abschweifung wollen wir nun in die Kreuzeschule unsers Melanchthon eintreten. Wie schon erzählt wurde, war Melanchthon schwächlichen Körpers, und, weil er noch dazu viel und angestrengt arbeitete, so litt er fast beständig an Krankheit. Bald hatte er über Schlaflosigkeit zu klagen; bald fühlte er die heftigsten Steinschmerzen, bald machte ihm sein Unterleib viel zu schaffen. Einmal kam er besonders nahe an den Rand des Grabes. Es war im Jahre 1540. Sorge und Kummer über den ärgerlichen Handel mit der Doppelhehe des Landgrafen Philipp von Hessen nagten an seinem Herzen. Er sollte nach Hagenau gehen, wo ein Convent mit den Katholischen angesetzt war. Unwohl, schwermüthig und schon mit Todesgedanken reiste er ab. Er kam bis Weimar, wo er zu verweilen hatte, weil es noch ungewiß war, ob er nach Hagenau ziehen sollte. Hier brach die heftigste Krankheit in ihm aus. Seine Kräfte schwan- den zusehens, und man konnte nichts Andres, als seinen gewissen

Tod erwarten. Der Churfürst Johann Friedrich ließ schleunig Luther von Wittenberg berufen. Als dieser ankam, waren dem Freunde Philippo die Augen schon wie gebrochen, aller Verstand gewichen, die Sprache entfallen, das Gehör vergangen, das Angesicht schlaff und eingefallen. Er kannte Niemanden mehr, aß und trank nichts. Als Luther ihn so erblickte, sprach er zu seinen Gefährten: „Behüte Gott, wie hat mir der Teufel dies Werkzeug geschändet!“ Als bald kehrte er sich zum Fenster, und betete mit Inbrunst. „Allda, sagt Luther, mußte mir unser Herr Gott herhalten. Denn ich warf ihm den Sack vor die Thüre, und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen der Gebetserhörungen, die ich in der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich mußte erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte.“ Darauf ergriff er den Freund bei der Hand, und sagte zu ihm: „Sey gutes Muths, Philipp, du wirst nicht sterben! Obwohl Gott Ursache hätte, zu tödten, so will er doch nicht des Sünders Tod, sondern daß er sich bekehre und lebe. Hat Gott die allergrößten Sünder, so je auf Erden gekommen, als Adam und Eva zu Gnaden wieder berufen und angenommen, vielweniger will er dich, mein Philippus, verstoßen, noch in Sünden und Schwermuth verderben lassen. Darum, so gieb dem Trauergeist keinen Raum, und werde an dir selbst kein Mörder, sondern vertraue dem Herrn, der tödten und wiederum lebendig machen, verletzen und verbinden, schlagen und wieder heilen kann!“ Da fing der Kranke an, wieder Athem zu holen, wendete sein Angesicht zu Luther, und begann, ihn um Gottes willen zu bitten, er wolle ihn nicht länger aufhalten, da er jetzt auf einer guten Fahrt sey; er solle ihn lassen hinziehen; denn es könne ihm doch nichts Besseres widerfahren. „Mit nichts, sprach Luther, du mußt unserm Herr Gott noch weiter dienen!“ Luther brachte selbst ihm eilends Essen, aber Melanchthon weigerte sich. Da sagte Luther drohend: „Hörst du, Philipp! Du mußt mir essen, oder ich thue dich in den Bann!“ Melanchthon gehorchte, und es wurde bald besser mit ihm. Luther hatte ihn losgebetet. Melanchthon selbst sagte später: „Wenn er nicht gekommen wäre, so wäre ich gestorben.“ —

Sechs Jahre darauf, am 18. Febr. 1546, starb sein Felsenfreund. Es war dieß ein harter Schlag für ihn. Die Stütze, an welche er sich wie eine Ranke gelehnt hatte, wurde ihm abgebrochen. Melanchthon empfing diese Nachricht, als er ge-

rade Vorlesung halten wollte. Vor Traurigkeit vermochte er dieses nicht zu thun. Er sprach zu den versammelten Studenten: „Ach, der Wagen in Israel ist dahin, der die Kirche in diesem letzten Alter der Welt regiert hat. Denn wahrlich, durch menschliche Klugheit ist diese Lehre nicht erfunden worden von Vergebung der Sünden und vom Glauben an den Sohn Gottes, sondern sie ist von Gott durch diesen Mann offenbart worden, wie wir auch selbst gesehen haben, daß er von Gott ist erweckt worden. Darum laßet uns gerne seiner eingedenk sehn, und die Lehre, die er geführt hat, lieb haben! Dich bitte ich, du Sohn Gottes und Immanuel, der du für uns gekreuzigt und wieder auferstanden bist, du wollest deine Kirche regieren und schirmen! Amen!“ So sprach und betete Melanchthon unter Thränen. Seine Zuhörer wurden durch diese Trauerkunde und seinen Schmerz darüber so ergriffen, daß, wie der alte Selnecker sagt, es schien, als ob auch die Wände Thränen weinten. Denn alle gaben ihren Schmerz durch lautes Schluchzen zu erkennen.

Nach Luthers Tode war Melanchthons Leben fast nur ein langer Trauertag. Denn die 14 Jahre, die er hier noch wallte, waren für ihn so voll Kummer und Seelenleiden, daß nur sein kindlich gläubiges und ergebenes Herz ihm Frieden und Freude bewahren konnte. Nach einander brachen über den armen, friedliebenden Mann eine Menge Streitigkeiten herein. Den Anfang machte der Streit über das sogenannte Leipziger Interim, einen Entwurf über Glauben, Cultus und Kirchenverfassung, welcher Evangelische und Katholische zufrieden stellen, und bis zur Entscheidung eines allgemeinen Concils zur Richtschnur dienen sollte. Den Namen Interim führte diese neue Kirchenordnung deshalb, weil sie zunächst nur für die Zwischenzeit bestimmt war. Schon am 15. März 1548 war vom Kaiser zu Augsburg ein solches publicirt worden, das Augsburger Interim. Dieses, unter Beiziehung des Brandenburgischen Theologen Agricola verfaßt, war im Ganzen zu Gunsten des Katholicismus. Den Protestanten ließ es nur die Priesterche, den Kelch, einige abgeschaffte Feiertage und einige unbestimmte Auffassungen katholischer Lehrsätze. Dieses Interim mißfiel dem Papst, noch mehr aber den Protestanten. Daneben verlangte der Kaiser auch die Auslieferung oder Vertreibung Melanchthons. Auf Veranlassung des staatsklugen Churfürsten Moriz von Sachsen, der zwischen beiden Partheien in der Mitte lavirte, entstand nun das Leipziger Interim, wobei Melanchthon,

welchen Moriz gegen den Kaiser schützte, mitwirkte. Aber er ließ hier seiner Friedensliebe die Zügel allerdings zu sehr schießen. Denn dieses zweite Interim, welches zwar in der Glaubenslehre nichts Irriges zuließ, erkannte doch die Oberherrschaft des Papstes und der Bischöfe, falls sie dieselbe zur Erbauung, und nicht zur Zerstörung der Kirche anwenden wollten, führte mehrere katholische Ceremonien und Feste, auch das Fasten wieder ein u. dgl. Melancthon hatte gemeint, durch seine Nachgiebigkeit in diesen sogenannten Mittel=Dingen (Abiaphora) Krieg und völlige Vernichtung von der evangelischen Kirche abwenden zu müssen, hatte aber durch solche Menschenfurcht, von der Luther nichts wußte, sich eine große Blöße gegeben. Diese wurde denn von dem zank süchtigen, leidenschaftlichen Flacius, Amsdorf u. A. benutzt, den Schein zu erwecken, als ob Melancthon die ganze lutherische Lehre hätte Preis geben wollen. Er wurde in Folge davon in eine Menge Streitigkeiten verwickelt, die leider von der Gegner Seite mit solchem Ingrimme, Haß und solcher Ungerechtigkeit gegen ihren alten Lehrer geführt wurden, daß wir sie wegen ihrer Unerquicklichkeit hier gar nicht erzählen mögen. Sie haben die lutherische Kirche auf eine traurige Weise innerlich zerrüttet, und sind der Anfang jener hyperorthodoxen, dürren und erstorbenen Theologie, die zu des frommen Speners Zeit den Gipfelpunkt erreicht hatte, da die theologische Facultät zu Wittenberg diesem Manne Gottes in einer eigenen Schrift 264 Ketereien nachzuweisen meinte, und Dr. Fecht Jeden verdamnte, der ihn, nachdem er gestorben, den seligen Spener nennen würde. — Vor allem wehe that dem Liebesherzen Melancthons der Streit über das Abendmahl; denn aus einem Liebesmahle war es zu einem Zankapfel geworden. Welchen Schmerz er darüber empfand, sehen wir aus einem Briefe an seinen Freund Hardenberg in Bremen. Es heißt darin: „Wenn ich auch so viel Thränen vergießen könnte, als unsre Elbe und eure Weser Wellen haben, so könnte doch mein Schmerz nicht aufhören, den ich seit sieben Jahren wegen des Abendmahlstreites in meinem Herzen hege. Durch diesen Streit ist der Lauf des Evangelii zurückgedrängt, und die Macht und der Muth der Gegner gestärkt worden.“ — Melancthon hatte viel zu leiden. Ja, der stille und allen Menschen wohlwollende Mann ward so geängstigt und geheßt, daß seine Feinde sich rühmten, sie würden ihn nächstens ganz aus Deutschland verdrängt haben. Er war auch schon Willens, sich nach Palästina zu

flüchten, und dort in der Zelle zu Bethlehem, wo Hieronymus gestorben, unter Anrufung des Sohnes Gottes ein klares Zeugniß von der christlichen Lehre zu verfassen, und dann im Tode seine Seele Gott zu empfehlen. Doch so weit ließ es der Herr nicht kommen. Die Universität Wittenberg beharrte auf Melancthons Seite.

In jenen Kummerjahren hat er jedoch Eine besonders große Freude erlebt, daß er nämlich den Sieg des Evangeliums noch sahe. Im Jahre 1555 wurde durch den Augsburger Religions-Frieden den protestantischen Ständen Gewissensfreiheit und bürgerliche und staatliche Gleichberechtigung zuertheilt.

So stand denn Melancthon in der durch ärgerliche Streitigkeiten bewegten protestantischen Kirche Deutschlands abgearbeitet und gebeugt, und fast vereinsamt da. Eine Wolke der tüchtigsten Kämpfer und Zeugen Gottes war schon dahin gegangen, wo man ausruht vom Kampfe, und das Bekenntniß seinen Gnadenlohn empfängt. Luther, Cruciger, Sturm, Bucer, Bugenhagen waren schon alle in den Wohnungen des Friedens versammelt. Auch seine treue Hausfrau war im Jahre 1557 heimgegangen, zehn Jahre vor ihr schon seine Tochter Anna, die er von allen seinen Kindern am zärtlichsten liebte. Es war kein Wunder, daß sich da in ihm auch die innigste Sehnsucht regte, abzuschneiden, und bei Jesu Christo und den heimgegangenen Lieben zu seyn. Er sagt in einem Briefe an seinen Freund Baumgärtner in Nürnberg: „Ich werde von Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande verzehrt, und wenn ich länger in diesem Jammer leben müßte, so wünschte ich, weiter hinweg von dieser Barbarei zu kommen.“ Dieser Wunsch sollte bald in Erfüllung gehen.

In den ersten Tagen des April 1560 nahmen seine Kräfte zusehends ab. „Ich werde auslöschen, wie ein Licht,“ sagte er selbst. Aber auch in seinen letzten Tagen beschäftigte er sich trotz der äußersten Schwäche mit Vorlesungen, Briefen und Gutachten bis zur Erschöpfung. Und da Fleisch und Blut nicht mehr mit wollten, betete er inbrünstig zu Gott, daß er ihn gnädiglich aus diesem elenden Leben wegnehmen wolle, wenn er seiner Kirche und christlichen Jugend nicht mehr sollte dienen können. Von allen anwesenden Freunden nahm er mit herzlichen Worten Abschied, und redete noch Manches mit ihnen, das davon zeugte, wie er seinen Willen in Gottes Willen ergeben habe, dem er auch Leben und Sterben anheimgestellt. Wie der es nun machen

würde, so wäre er herzlich wohl zufrieden. Am Tage vor seinem Tode sprach er: „Ich fühle durch Gottes Gnade gar keine Anfechtung, und wiewohl mir meiner Töchter Kinder, die mir doch herzlich lieb sind, vor den Augen umgehen, so tröste ich mich dessen, daß sie gottesfürchtige und fromme Aeltern haben, die mir auch lieb sind. Die werden sie sich lassen befohlen seyn, und fleißig aufziehen, wie ich bisher gethan habe, und Gott wird auch Gnade dazu verleihen. Aber der gemeine Schaden geht mir zu Herzen, und bekümmert mich sehr, daß die verkehrte und sophistische Welt solchen Muthwillen treibt, und die heilige, christliche Kirche so schändlich beunruhigt. Nun, sie machen's gleich, wie sie wollen, so ist dennoch durch Gottes Gnade unsre Lehre richtig und klar.“ Darnach sagte er zu Etlichen, die vor seinem Bette standen: „Ihr seyd junge Leute, und habt durch Gottes Gnade Geschicklichkeit genug; allein sehet zu, daß ihr's recht brauchet! Der allmächtige Gott erhalte euch, und gebe euch Stärke und Weisheit, daß ihr ihm und seiner Kirche nützlich dienen möget!“ Als er an demselben Tage seine älteste Enkelinn vor dem Bett vorübergehen sah, rief er sie zu sich, und sprach: „Liebe Tochter, ich habe dich herzlich lieb gehabt, siehe und halte deine Aeltern vor Augen, und sey ihnen gehorsam, und fürchte Gott! der wird dich nicht verlassen. Der allmächtige Gott behüte dich, und gebe dir seinen Segen! Amen!“ Auch mit den andern Kindern, die kleiner waren, redete der seinem Ende entgegengehende Großvater sehr freundlich, und ermahnte sie zum Gebet und zur Frömmigkeit.

Inzwischen kamen Briefe von Frankfurt, worin ihm Freunde meldeten, wie die Römisch-Katholischen in Frankreich mit den gottesfürchtigen Evangelischen so grausam umgingen. Da sagte er: „Nun, ich bin schwach, und mir ist nicht wohl; doch thut mir all meine Krankheit nicht so wehe, als der große Jammer und das Elend der heiligen, christlichen Kirche, welches aus unnöthiger Trennung, Bosheit und Muthwillen derer, die sich aus unmenschlichem Neid und Haß wider uns ohne billige Ursache abgesondert haben, entsteht, und können die unsinnigen Leute nicht ruhen, müssen noch practiciren und Ursache geben, daß des Elends und Jammers nur mehr wird. Denn sie schonen Niemand's. Aber Gott wird den großen Muthwillen strafen, das werdet ihr erfahren; und wir werden mit gestraft werden. Doch wird unsre Strafe eine väterliche Strafe seyn. Aber jene werden etwas Härteres leiden müssen.

Mich jammert und erbarmet nur des armen Volkes, daß es soll so jämmerlich verführt werden.“ Auf solche Weise klagte er längere Zeit; es griff ihn sehr an. Darauf lasen ihm die Freunde andre Briefe vor, die einen fröhlicheren Inhalt hatten.

Am 19. April 1560 war sein Todestag angebrochen. Der Schlaf war in der Nacht sehr gestört. Um 2 Uhr des Morgens erhob er sich im Bette, und sagte zu dem Arzte: „Der Spruch Pauli ist mir wiederum vorgekommen: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn?“ Mit Leidwesen und tiefer Bekümmerniß gedachte er wieder des Jammers und des Elends der Kirche; sein Klagen löste sich in herzliche Gebete für die ganze christliche Kirche auf.

Nach 8 Uhr des Morgens betete er mit leiser Stimme: „O allmächtiger, ewiger, lebendiger und wahrhaftiger Gott, Schöpfer Himmels und der Erden und der Menschen, sammt deinem gleich ewigen, lieben Sohn, unserm Herrn Jesu Christo, der für uns gekreuzigt und vom Tode wiederum auferweckt ist, und deinem lebendigen, keuschen und wahrhaftigen heiligen Geist, du weiser, gütiger, wahrhaftiger, gnädiger und gerechter Gott, du freiwilliger, keuscher und getreuer Heiland, von dem Leben und Gesetz gegeben wird, du hast gesagt: Ich will nicht des Sünders Tod, sondern daß er sich bekehre und lebe; item: rufe mich an zur Zeit der Noth, so will ich dich erretten; dir bekenne ich mich für einen armen Sünder, der mit vielen Sünden beladen ist. Denn ich habe mannigfaltig wider deine heiligen Gebote gethan, und ist mir von Herzen leid, daß ich dich erzürnt habe, und bitte dich, daß du dich um deines lieben Sohnes, unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi willen, der für uns ans Kreuz gehängt, und von den Todten wieder auferweckt worden ist, über mich erbarmen wollest, und wollest mir meine Sünden vergeben, und mich gerecht machen durch und um des Herrn Jesu Christi willen! . . . Auf dich, Herr, hoffe ich, du wirst mich in Ewigkeit nimmermehr zu Schanden werden lassen, erlöse mich durch deine Gerechtigkeit! Befehre mich, Herr, zur Gerechtigkeit und ewigem Leben! du hast mich erlöst, du wahrhaftiger und treuer Gott. Behüte und regiere auch gnädiglich unsre Kirche und Regiment, und auch diese Schule! Gieb ihnen seligen Fried und selige Regierung! Regiere und schütze unsere Fürsten und Obrigkeit, sammle und erhalte dir eine ewige, christliche Kirche in diesen Landen! Heilige und vereinige sie mit deinem heiligen Geist, daß sie Eins in dir seyen, mit wahrhaftiger Erkenntniß und Anrufung deines lieben Sohnes, unsers

Herrn Jesu Christi! . . . Ich bitte dich, nimm dich meiner an, und erbarme dich über mich! denn ich bin einsam und arm. Nehme in mir durch deinen h. Geist das Licht des Glaubens, und trage mich in meiner Schwachheit, regiere, behüte und heilige mich; auf dich traue ich, Herr, laß mich nimmermehr zu Schanden werden! Allmächtiger, heiliger Geist, wahrhaftiger, keuscher und lebendiger Tröster, erleuchte mich, regiere mich, heilige mich, stärke den Glauben in meiner Seele und in meinem Herzen, und gieb mir wahrhaftigen Trost, erhalte und regiere mich, daß ich in dem Hause des Herrn wohnen möge die Tage meines Lebens, auf daß ich des Herrn Lust sehe, und in Ewigkeit ein heiliger Tempel Gottes sey und bleibe, und Gott für und für mit fröhlichem Herzen danke, und in der ewigen, himmlischen Kirche lobe und preise!" — Dies Gebet erschöpfte ihn so, daß er auf sein Bett zurück sank, und eine Weile schlummerte. Da schlug er auf einmal die Augen auf, und sprach zum Arzte Peucer, seinem Schwiegersohne: „Ich bin im Tode gewesen, aber Gott hat mich gnädiglich herausgerissen." Er wiederholte dies mehrmals, so daß man nicht anders denken konnte, als daß er einen geistlichen Kampf bestanden haben müsse. Der Magister Sturio rief ihm daher zu: „Es ist nichts verdammlisches an denen, die in Christo Jesu sind."*) Da sagte Melancthon bald: „Christus ist uns gemacht von Gott zur Weisheit und Gerechtigkeit und Heiligung und Erlösung, auf daß, wie geschrieben steht, wer sich rühmet, der rühme sich des Herrn!"**) Auch wiederholte er oft die Worte: „Ach, Herr, erbarme dich mein!" So lag er lange in größter Schwäche, fiel auch in eine Ohnmacht, kam aber durch Einreiben zu sich. Da lasen ihm der Pfarrherr Paul Eber, sammt den beiden Diakonen Fröschel und Sturio, abwechselnd Psalm 24. 25. 26 vor, Jesaias 53, Joh. 14. 15. 16. 17. Röm. 5 u. a. m. Darauf sprach der Sterbende laut und vernehmlich: „Ich habe stets vor mir den Spruch Johannis von dem Sohne Gottes, meinem Herrn Jesu Christo: „Die Welt nahm ihn nicht auf; wie viele ihn aber aufnahmen, denen hat er Macht gegeben, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben."***) Dann betete er wieder stille vor sich hin; seine Lippen bewegten sich, aber man verstand ihn nicht.

*) Röm. 8, 1. **) 1. Kor. 1, 30. 31. ***) Joh. 1, 11, 12.

Er sprach nichts, wenn man ihn nicht fragte; doch blieb er beim vollen Bewußtsein. Da fragte ihn Peucer, ob er etwas begehre. „Nichts, als den Himmel,“ erwiderte er; „darum laßt mich hinfort mit solchen Fragen zufrieden!“ Er fiel wieder in Ohnmacht, kam aber bald wieder zu sich. Der Pfarrer fing gar tröstlich an zu beten, und alle in der Stube fielen auf ihre Kniee, und beteten mit. Die Sprüche, welche ihm in seinem Leben besonders lieb gewesen waren, wurden jetzt wiederholt, als: „Euer Herz erschrecke nicht, und fürchte sich nicht! (Joh. 14, 27.) — „Wer mich liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen, und Wohnung bei ihm machen.“ (Joh. 14, 23.) — „Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir, und ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen, und Niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen.“ (Joh. 10, 27. 28.) — „Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn?“ (Röm. 8, 31.) —

So war es Abends sechs Uhr geworden. Der Sterbende lag ganz still. Da erhob sich Fröschel, und sprach über den Sterbenden den Segen: „Der Herr segne dich, und beschüte dich! Der Herr erleuchte dein Angesicht über dich, und sey dir gnädig! Der Herr erhebe sein Angesicht auf dich, und gebe dir Friede!“

Beit Windsheim, Doctor der Medicin und Professor der griechischen Sprache, rief ihm darauf den Psalm zu: „In deine Hände befehle ich, Herr, meinen Geist! du hast mich erlöst, du getreuer und wahrhaftiger Gott!“ Er fragte ihn, ob er es höre. Da sagte, daß Alle es hören konnten, der Sterbende: „Ja!“ Es war sein letztes Wort auf Erden. Abends 7 Uhr schloß er ohne die geringste Bewegung, sanft und still ein. Betend feierte er seine Heimfahrt, und der alte Bericht setzt hinzu: „zu seinem lieben Herrn Jesu Christo, den er stets mit Herz und Mund gelobet und gepreiset hat. Bei dem hatte er nun auch ohne Zweifel ewige Freude und Herrlichkeit sammt allen Auserwählten. Zu der helf' uns Jesus Christus, der Sohn Gottes, allen mit einander auch gnädiglich, und verleihe uns ein seliges Stündlein und einen fröhlichen Abschied zu seiner Zeit, wenn es ihm gefällig ist! Amen.“

Johann Wirth,
 seine beiden Söhne
Johann und Hadrian,
 und der Ammann
Burchard Rutimann.
 (gest. 1524.)

Fürchte dich nicht, du Wurmlein Jakob, ihr armer Haufe
 Israhel. Ich helfe dir, spricht der Herr, und dein Erlöser, der
 Heilige in Israhel. (Jes. 41, 14.)

Fast zu derselben Zeit, als in Deutschland Luthers erster Posaunenruf wider das Reich der Finsterniß erschallte, sehen wir auch über den Alpen der Schweiz das Morgenroth eines neuen Tages glühen. Hier war die Nacht bis ins 16. Jahrhundert hinein besonders dunkel gewesen, und eine Reformation der Kirche schien man hier am wenigsten erwarten zu können. Denn, mochten auch einzelne Klagen erhoben worden seyn über Unsittlichkeit, Geldbegierde und allerlei Mißbräuche der Geistlichkeit, ja mochten selbst einzelne Männer bereits freiere Ansichten über Mehreres geäußert haben, so war doch von jeher in diesem Lande eine blinde Unterwürfigkeit unter den päpstlichen Stuhl gewesen, wie kaum anderswo, und die Unwissenheit des Volkes war erstaunlich groß. Aber die Hand des Herrn wußte in Zwingli ein mächtiges Nützzeug zu erwecken, um das Gebäude der Lüge zu stürzen, und seiner ewigen Wahrheit Sieg zu geben, und zwar durch dasselbe Wort, das auch Luther zu seiner Leuchte erwählte.

Da wurde nun bald auch das Blut der Märtyrer als Same der Kirche ausgesäet. Der Canton Schaffhausen sah das erste evangelische Zeugenblut für Jesum Christum. Dort wurde im Jahre 1520 ein edler Greis, Namens Galster, enthauptet. Ein anderer Schweizerbürger, Claus Hottinger, fiel am 14. März 1524 zu Klingenuau. In demselben Jahre starben auch drei von den in der Ueberschrift Genannten, über deren Ende wir jetzt kurz berichten wollen.

Deßlin, der treffliche Freund Zwingli's, war Pfarrer zu Burg bei Stein am Rhein. In der Nacht des 7. Juli 1524 schickte Amberg, der Frauensfelder Ammann, Soldaten in Deßlins Wohnung, obschon dieser gar nicht unter seiner Gerichtsbarkeit stand. Es erhob sich ein ungeheurer Lärm. Das Volk aus der Umgegend lief zusammen, um seinen lieben Pfarrherren zu schützen. Auch in Stammheim vernahm man von der gefeglosen That Ambergs. Hier war Johann Wirth Unterammann. Seine ältesten Söhne, Johann und Adrian, waren Geistliche, die das Evangelium mit Muth und Eifer predigten. Diese drei, als sie von dem frevelhaften Beginnen des Frauensfelder Ammanns hörten, ergriffen in der ersten Hitze ihre Hellebarden, machten sich auf, und zogen davon, um den Schuldlosen aus den Händen seiner Feinde zu befreien. Leider zog aber auch viel Gesindel mit, was bei solchen Ausläufen wohl selten zu hindern ist. Da nun die Häscher mit ihrem Gefangenen schon über die Thur waren, und das Volk keine Fährte fand, warf es sich in das benachbarte Karthäuserkloster Ittingen. Das Gesindel begann hier großen Frevel zu treiben. Wirth bat sie um Gottes Willen, das Kloster zu verlassen. Sie lachten, und schienen nicht übel Willens, seine Ermahnungen mit Mißhandlungen zu beantworten. Johann und Hadrian waren vor dem Kloster geblieben. Sie konnten das Toben und Stürmen des Volkes nicht hindern, und mußten mit ansehen, wie Feuer ausbrach, und das Kloster abbrannte.

Fünf Tage darauf versammelten sich die Abgeordneten der Kantone in Zug. Man verlangte blutige Rache. Der alte Wirth und seine zwei Söhne waren schon längst wegen ihres evangelischen Glaubens verhaftet. Auf sie warf sich nun Aller Grimm. Es entstand eine große Aufregung. Der Abgeordnete von Zürich sagte: „Ist einer schuldig, so muß er gestraft werden, aber gesetzlich, und nicht gewaltsam.“ Der Lärm wurde immer größer, und da Zürich alle Ungesetzlichkeit bestrafen wollte, so beschloß es, diejenigen zu verhaften, welche als schuldig ausgeschrieben wurden.

Unterdessen saßen Wirth und seine Söhne friedlich beisammen in Stammheim. Hadrian hatte gepredigt: „Nie-mals werden Gottes Feinde seine Freunde bestegen!“ Man warnte sie, und mähnte zur Flucht. „Nein, sagte Wirth, ich verlasse mich auf Gott, und will die Häscher abwarten.“ Sie kamen bald. Jene trat ihnen mit den Worten entgegen: „Die

Züricher Herren hätten sich diese Mühe ersparen können; denn hätten sie mir ein Kind geschickt, ich würde auch dann gehorcht haben.“ Der Vater und seine beiden Söhne, und außer ihnen noch Burchard Rutimann, Ammann von Rußbaum, wurden gefesselt nach Zürich gebracht, scharf verhört, und — für unschuldig befunden. Die Deputirten der Kantone verlangten aber heftig ihre Auslieferung nach Baden; wo nicht, so würden sie dieselben mit den Waffen in der Hand aus Zürich holen. Die Züricher gaben auch wirklich nach. Sie lieferten die Gefangenen aus, nur mit der Bedingung, daß die Vier allein wegen der Ittinger Sache, nicht wegen ihres Glaubens verhört werden sollten. Die Bürger Zürichs sahen mit Thränen sie scheiden. Sie ahnten wohl, daß sie die theuren Häupter nicht wiedersehen würden. —

Am Freitag Abend vor Bartholomäus kamen die 4 Gefangenen in Baden an. Eine ungeheure Volksmenge umringte sie, so daß sie kaum zu gehen vermochten. „Seht, liebe Kinder,“ sagte da der Vater, der voran schritt, „wir sind als dem Tode übergeben; denn wir sind ein Schauspiel geworden der Welt, und den Engeln, und den Menschen.“ (1 Cor. 4, 9.) Unter dem Haufen war auch Amberg, der Ammann von Frauenfeld, Wirths Todfeind. Der greise Gefangene bot ihm die Hand. Amberg aber schlug sie aus. Da sagte Jener voll Ruhe: „Gott lebt im Himmel, und er weiß Alles!“ Die Gefangenen wurden auf den Thurm des Mellinger Thors gesetzt.

Am Samstag begann das Verhör. Der alte Wirth wurde zuerst vorgeführt, und auf die Folterbank gelegt. Er behauptete standhaft der Wahrheit gemäß, daß er unschuldig sey am Brande Ittingens. Vom Morgen bis zum Mittag mußte er die Folterqualen dulden. Die Thränen des alten Mannes rührten der Richter Herzen nicht. Sein ältester Sohn wurde noch unmenschlicher behandelt. Man rief ihm zu: „Sag' an, woher hast du deinen Ketzerglauben, von Zwingli, oder von einem Andern?“ und ließ die Daumschrauben und andere Marterwerkzeuge ihn pressen bis aufs Blut. „O du barmherziger, ewiger Gott, hilf mir, tröste mich!“ rief Johannes in seiner Qual. Die Henker blieben kalt, wie Eis. Ja, Einer spottete noch sogar, und rief: „Wo ist nun dein Christus, du Bösewicht? Rufe ihn, daß er dir helfe!“ —

Darauf wurde Hadrian verhört. Als er eintrat, sagte der Berner Deputirte Sebastian v. Stein: „Junger Mann, sag uns die Wahrheit! Wo nicht, so schwöre ich dir bei meiner

Ritterschaft, die ich da errungen; wo Gott selbst gelitten hat, daß wir dir die Adern, eine um die andere, aufschneiden. Wir haben deinen Vater um eurer Kezerei willen verhört. Er muß sterben. Wir setzen Land und Leute daran, daß eure Kezerei ausgerottet werde!" Hadrian bat, ihm nicht so wild zu begegnen, sondern Gnade zu erweisen. Da spottete Jener: „Die Apostel haben nicht so gerufen, sondern den Tod mit Freuden begehrt!" Hadrian wurde am Folterseile in die Höhe gezogen, und als er nun so voller Qual in der Luft schwebte, rief der Herr von Stein, auf Jenes Verheirathung anspielend: „Herr! dieses ist die Gabe, die wir euch zu eurer Hausfrau schenken!" —

Zuletzt wurde der Ammann Rutimann vorgeführt. Auch er blieb unter den Foltern standhaft bei seinem Glauben. Man konnte allen 4 Angeklagten nichts Anderes vorwerfen, als daß Hadrian verheirathet war, und wie Zwingli und Luther predigte, und daß Johann einem Kranken das heil. Abendmahl „ohne Kerzen und Schellen" gegeben habe. Je offener aber die Unschuld der Angeklagten an den Tag kam, um so wüthender wurden die Feinde. Die Frau des alten Wirth, die Mutter der beiden standhaften Geistlichen, kam mit ihrem jüngsten Sohne nach Baden, um die Richter um Gnade anzusehen. Es war vergebens. Sie kannten kein Recht und keine Gnade.

Am 28. Septbr. 1524 verurtheilten die Abgeordneten von Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Freiburg und Solothurn in einer geheimen Sitzung den alten Wirth, seinen Sohn Johann, und den Ammann Rutimann zum Tode. Hadrian sollte der weinenden Mutter zurückgegeben werden. Man holte die Gefangenen aus dem Thurme, und verlas ihnen das Urtheil. „Mein Sohn," sagte der greise Vater zu Hadrian, „weil Gott dich am Leben behalten will, so siehe wohl zu, daß weder du, noch Jemand von den Unsern sich unterstehe, unsern unschuldigen Tod zu rächen! Unserm Gott im Himmel steht allein die Rache zu. Er wird zu seiner Zeit alles unschuldige Blut richten. Er sey uns gnädig, und stärke uns im wahren Glauben bis ans Ende!" Als nun Hadrian bitterlich zu weinen anfang, tröstete ihn sein Bruder: „Du weißt, daß wir Gottes Wort allezeit treu gepredigt haben, doch so, daß wir allezeit das Kreuz dabei getragen haben. Darum laß ab vom Weinen! Ich aber sage Gott Lob und Dank, daß er mich heute würdig erachtet hat, um seines heiligen Wortes willen zu leiden und zu sterben. Sein heiliger Name sey hoch gepriesen in Ewigkeit! Es geschehe, wie er will!" —

Die Gefangenen wurden wieder in den Kerker zurückgeführt. Da sie bereits 9 Wochen darin gelegen hatten, ohne während dieser ganzen Zeit jemals reine Kleider und Wäsche bekommen zu haben, so waren sie jetzt froh, daß sie endlich von ihren Leiden erlöst werden sollten. Sie lobten Gott, und hielten an am Gebet.

Der Tag ihres Todes brach an. Als sie auf dem Wege nach dem Richtplatze an die Schloßbrücke kamen, wo eine Kapelle des h. Joseph stand, forderte sie der Priester auf, niederzuknieen, und den Heiligen anzurufen. Johannes aber antwortete: „Warum sollten wir hier niederknien, und den Joseph anrufen? Gott im Himmel hört allein unser Rufen.“ Dann kehrte er sich zu seinem Vater, und sagte: „Lieber Vater, bleibe standhaft! du weißt, es giebt nur Einen Mittler zwischen Gott und den Menschen, Jesum Christum!“ „Gewiß, mein Sohn,“ erwiderte der Vater, „und unter dem Beistande seiner Gnade werde ich ihm treu bleiben bis in den Tod.“

Hierauf sprachen alle drei das Gebet des Herrn und den apostolischen Glauben, und gingen über die Brücke. Sie kamen am Schaffot an. Johannes sagte seinem Vater Lebewohl: „Liebster Vater, fürder bist du nicht mehr mein Vater, und ich dein Sohn, sondern wir sind Brüder in Christo. Heute, so Gott will, theuerster Bruder, werden wir zu dem kommen, der unser aller Vater ist. Sey ohne Furcht!“ „Amen!“ sprach der Greis, „der allmächtige Gott segne dich, mein geliebter Sohn und mein Bruder in Christo!“ Rutimann betete still. Das Volk, das umher stand, weinte laut.

Johannes sollte zuerst enthauptet werden. Er ermahnte noch das umstehende Volk, daß sie ohne Unterlaß das Wort Gottes lesen, und einen christlichen Wandel führen sollten. Seine letzte Worte an dasselbe waren: „Bergebet mir, was ich an euch verschuldet habe, und helft mir beten!“ Er knieete darauf nieder, und betend empfing er den Todesstreich. Nach ihm befahl der greise Vater seinen Geist in die Hände des dreieinigen Gottes, und schied von hinnen. Zuletzt wurde Burchard Rutimann enthauptet.

Die hinterlassene Wittwe Wirths aber mußte noch 600 Gulden Unkosten, 150 Gulden für das, was ihr Gatte und ihre Söhne im Kerker verzehrt hatten, und 10 Kronen an den Henker bezahlen.

Der wieder frei gegebene Hadrian ist später in der Grafschaft Kyburg als Geistlicher angestellt worden, wo er bis zu seinem Tode (1563) segensreich gewirkt hat.





Ulrich Zwingli.

(geb. den 1. Jan. 1484, gest. den 11. Octbr. 1531.)

Sie wollen, daß mein Volk meines Namens vergesse über ihren Träumen, die einer dem andern prediget; gleichwie ihre Väter meines Namens vergaßen über dem Baal. Ein Prophet, der Träume hat, der predige Träume; wer aber mein Wort hat, der predige mein Wort recht! Wie reimen sich Stroh und Weizen zusammen? spricht der Herr.

(Jerem. 23, 27. 28.)

Ulrich (Huldreich) Zwingli, der Reformator der Schweiz, war der Sohn des Ammanns Zwingli in der

Grasschaft Toggenburg, wo er den 1. Jan. 1484 zu Leisighaus bei dem Bergdorfe Wildenhaus das Licht der Welt erblickte, von 8 Kindern das dritte. Als Knabe mußte er, wenn in den ersten Tagen des Mai die Berge zu grünen anfangen, mit seinen Geschwistern die Heerden auf die Matten der Alpengipfel treiben. „Ich habe mir da oft gedacht,“ sagt Oswald Myconius, sein Freund, „daß er auf diesen Höhen in der Nähe des Himmels etwas Himmlisches und Göttliches angenommen hat.“ In den langen Winterabenden hörte Ulrich die Heldengeschichten der alten Schweizer erzählen. Des Knaben Herz erglühete dabei für das Vaterland. Oft saß er auch zu den Füßen der Großmutter, und lauschte den biblischen Geschichten und frommen Legenden, die sie den Kindern auf liebliche Weise zu erzählen wußte.

Sein Vater, der Ammann, merkte bald, daß Ulrich zu Höherem berufen sey, als die Kühe am Sentis zu hüten, und den Kuhreigen zu singen. Er schickte ihn nach dem berühmten Basel in die Schule. Nachdem Ulrich hier und noch zu Bern den Grund seiner gelehrten Studien gelegt hatte, bezog er 1499 die Universität Wien, um Philosophie zu studiren, welches Studium er auch dann fortsetzte, als er bald nachher an die Martinschule nach Basel berufen wurde, um die Sprachen und freien Künste zu lehren. 1505 erhielt er die Magisterwürde; doch seine Hauptwissenschaft war zu Basel die Theologie, in der er an Thomas Wyttenbach einen ausgezeichneten Lehrer fand. Dieser Mann erklärte bereits das Ablassgeschäft für Blendwerk und Trug, behauptete, Christus sey das einzige Lösegeld für unsre Sünden, und drang auf Wiederherstellung der Ehe der Geistlichkeit; und wie man ihn überhaupt wegen seiner feinen Gelehrsamkeit rühmt, so soll er besonders in der Schriftauslegung erfahren gewesen seyn. Mit seinem Freunde Leo Juda benutzte Zwingli dieses Mannes Unterricht mit gewissenhafter Treue, und kam dadurch frühe zu einer geläuterten Erkenntniß. Daneben zeichnete er sich aus durch aufrichtige Gottesfurcht, und sein Streben ging dahin, einst den von der Vorsehung ihm anzuweisenden Beruf würdig auszufüllen.

So vorbereitet empfing er 1506 von dem Bischof zu Constanz die Priesterweihe, und ward Pfarrer zu Glarus. Hier studirte er das neue Testament in der Grundsprache mit eisernem Fleiße. Zum Verständniß desselben bediente er sich der besten Ausleger unter den Kirchenvätern, und so geschah es, daß er

bereits jetzt Manches richtig erkannte, und Dinge in der heil. Schrift gegründet fand, welche die Kirche als gefährliche Irrlehren verwarf. Schon hörte er auf, die Wallfahrten und die Legenden-Wunder zu preisen, bekämpfte schon freimüthig die herrschende Unsittlichkeit; ja es wird uns berichtet, wie er sich damals schon mit seinem Freunde, dem Pfarrer zu Basel, Wolfgang Capito, über die Absetzung des Papstes besprochen habe. Ganz unverdächtig war er daher jetzt schon seinen Amtsbrüdern nicht. Doch hütete er sich damals noch, von den Irrthümern und Mißbräuchen der Kirche öffentlich zu sprechen.

Nachdem Zwingli 10 Jahre zu Glarus gestanden, und sich durch Kenntnisse und Frömmigkeit die Achtung und Liebe seiner Gemeinde erworben hatte, in welcher Zeit er auch zweimal den Feldzügen der Glarner für den Papst gegen die Franzosen in der Lombardei als Feldpriester bewohnte, wofür er bis 1520 eine jährliche Pension von 50 Gulden vom Papste erhielt, bekam er den Ruf als Pfarrer nach Mariä Einsiedeln, einem kleinen Ort, mitten im Waldgebirge des Kantons Schwyz. Hier studirte er, wie bisher, die Bibel und die Kirchenväter fleißig weiter. Besonders aber fing er an, unter dem Schutze eines sehr aufgeklärten, aber etwas zu jagdlustigen Abtes, Conrad von Rechberg, und dessen Statthalters Theobald von Geroldseck, vorzüglich an den hohen Festtagen, mit heller Einsicht, hohem Freimuth und großem Eifer wider die kirchlichen Mißbräuche zu predigen. In der Abtei war ein sogenanntes wunderthätiges Marienbild, welches ganze Schaaren von andächtigen Wallfahrern an sich zog, und über der Pforte zur Abtei stand mit großen Buchstaben: „Hier ist voller Ablass aller Sünden!“ Zwingli, der diesem Unwesen nicht gleichgültig zusehen konnte, erhob mächtig seine Stimme dagegen. Und er ließ es nicht dabei, gegen die Verehrung der Maria und gegen die Wallfahrten zu predigen, sondern er forderte auch den Cardinal von Sitten, Bischof zu Wallis, und den Bischof zu Constanz zur Unterstützung auf. Diese beide beschwor er, dem Verderben der Kirche Einhalt zu thun, die freie Predigt des Evangeliums zu erlauben, und, wie es ihnen gezieme, die Verbesserung nach Anleitung des göttlichen Wortes thätig zu befördern. Geschehe dieses nicht, so werde er selbst fortfahren, wider die Unwahrheit und den Aberglauben zu kämpfen. Indess er bekam von ihnen bloße Versprechungen.

Um diese Zeit waren Luthers erste Schriften über den Ablass, über die biblische Lehre von der Vergebung der Sünden, seine Erklärung des Vaterunsers und andere Anweisungen durch den Buchdrucker Frobenius zu Basel nachgedruckt, und in der Schweiz sehr verbreitet worden. Diese empfahl Zwingli seinen Zuhörern von der Kanzel, predigte auch gegen den Ablassfrämer Samson, der 1518 nach Schwyz kam, ohne für das alles zur Verantwortung gezogen zu werden. Wie wenig überhaupt damals noch Zwingli im Ganzen genommen verdächtig war, geht daraus hervor, daß ihm der päpstliche Legat Antonio Pulci das Diplom der Acoluthen-Kaplanei des römischen Stuhles gab, doch, wie sich von selbst versteht, ohne ihn dadurch bestechen zu können.

Gegen das Ende des Jahres 1518 wurde Zwingli als Leutpriester an den großen Münster zu Zürich berufen. Als er hier den 1. Jan. 1519 sein Amt antrat, erklärte er dem Propste und dem Domkapitel, die ihn gewählt hatten, er werde nicht nach alter Gewohnheit die Sonn- und Festtags-Episteln und Evangelien, sondern die ganze evangelische Geschichte des Matthäus auslegen, um einen vollständigen Begriff von Christo und seiner Lehre zu ertheilen. Dieß sey, so vertheidigte er sich wegen dieser unerhörten Erscheinung gegen einige Stiftsherren, schon in der ältesten Kirche üblich gewesen, und die bestimmten Sonntags- und Festabschnitte seyen erst unter Karl dem Großen aufgefunden. Gewiß war dieses eine damals sehr wohlthätige Neuerung; denn dadurch beförderte er die Kenntniß der heil. Schrift, und legte auf diese Weise einen sichern Grund der Reformation. So erklärte er auch in seiner ersten Predigt, er werde seinen Zuhörern nicht Menschenlehre, sondern nur Gottes Wort vortragen; zu Christo wolle er sie führen, der einzigen wahren Heilsquelle; dessen göttliches Wort sey die alleinige Speise, die er geben werde; denn er wünsche, jenem klugen Haushalter zu gleichen, der nach dem Wort des Herrn im Evangelio dem Gesinde zu rechter Zeit Speise austheile. Zwei Rathsherren, die diese Predigt gehört hatten, riefen verwundert aus: „Gott sey Lob! Das ist einmal ein rechter Prediger der Wahrheit! Der wird uns sagen, wie die Sachen stehen. Der wird unser Moses seyn, der uns aus Aegypten führt!“ — Mit großem Eifer predigte Zwingli nun auch gegen die verderbten Sitten in seiner Gemeinde, und drang auf wahre Besserung; und immer mehr öffnete er durch seine Predigten seinen Zuhörern die Augen über

den verderbten Zustand seiner Kirche. Wie viel seine Stimme schon damals galt, das zeigte sich bald in dem Benehmen der Züricher gegen den erwähnten Samson, als dieser auch nach Zürich kam.

Bernhardin Samson, seit 1518 Guardian der Barfüßer in Mailand, war als Commissarius des Cardinals Christoph von Forlificio, Generals des Barfüßerordens, dessen Unterhändler bei dem Ablassgeschäft. Es hatte nämlich Leo X., noch nicht klug geworden durch das unglückliche Schicksal seines Handels in Deutschland, Lust bekommen, auch den Schweizern seine Waare anbieten zu lassen, auf deren Ergebenheit für den päpstlichen Stuhl er vielleicht zu große Rechnung machte. Jenem Cardinal war der Ablassverkauf überlassen worden. Wie Tezel in Deutschland, so zog Samson 1518 in der Schweiz umher, und machte im Kanton Uri einen glücklichen Anfang seines Unternehmens. Er soll, wie man versichert, dem Tezel Nichts nachgegeben haben, am Wenigsten in der Dreistigkeit, womit er die Seelen aus dem Fegfeuer herauszuholen versprach. Das Volk strömte ihm in großen Haufen zu. Seine Tare war noch wohlfeiler, als die des Tezel. Den Armen verkaufte er „aus christlicher Barmherzigkeit“ (!) den Ablass um ein Spottgeld; desto mehr prellte er die Reichen. Auch er absolvirte von Sünden, die man zu begehen erst Willens war. Von Uri zog er nach Schwyz, wo Zwingli sich ihm nachdrücklich widersetzte, von da nach Zug, Luzern, Unterwalden und Bern. Er wurde überall wohl aufgenommen, und häufte eine ansehnliche Summe in seinem Kasten an. Als er sich nun 1519 auch im Kanton Zürich blicken ließ, bot Zwingli alle Gewalt seiner Kanzelberedsamkeit auf, dem allem Christenthume Hohn sprechenden Ablassgreuel zu steuern. Da der Bischof von Constanx, Hermann von Landenberg, durch welchen Samson seine Bulle nicht hatte unterschreiben lassen, Zwingli beistand, so erreichte derselbe auch, daß die Züricher dem unverschämten Ablassträger den Einzug in ihre Stadt verweigerten. Samson wurde zwar aus Ehrerbietung gegen den Papst außerhalb derselben bewirthet, doch verabschiedete ihn der Rath, und ließ an den Papst eine Klagschrift abgehen über die Unverschämtheit des Ablasspredigers in Feilbietung seiner Waare. Und Leo X. meldete den Zürichern gegen Ende Aprils, daß zwar die Gewalt des Papstes bei Verstattung solchen Ablasses unstreitig sey, der sich Jedermann unterwerfen müsse, bei Strafe der Excommu-

nication, die nur die Stunde des Todes aufheben möge; daß er aber den gedachten Mönch auf ihr Verlangen zurückberufen habe, und ihn, wenn er ihn schuldig befinden sollte, bestrafen lassen werde. —

Durch diesen Kampf gegen Samson war Zwingli sehr angegriffen worden, weshalb er zu seiner Erholung nach einem Bade reiste. Kaum war er dort angekommen, als zu Zürich die Pest ausbrach. Da gab es für ihn kein Halten. Er verließ schnell das Bad, und eilte in die Stadt des Todes. Mit freudiger Aufopferung seines Lebens trat er an die Krankenbetten, und predigte den Sterbenden Christum, den Gekreuzigten. Bald aber wurde auch er von der Pest befallen. Es fehlte ihm bis jetzt noch die Kreuzestaupe. Er mußte damit getauft werden. Denn, wer ein Jünger des Herrn werden, und ihm nachfolgen will, der muß auch sein Kreuz auf sich nehmen. — Die Krankheit stieg aufs höchste. Er selbst hatte die Hoffnung aufgegeben, und betete nur:

„Tröst', Herr Gott, tröst'!
Die Krankheit wächst,
Weh und Angst faßt
Mir Seel und Leib.
Nun ist es um,
Mein' Zung' ist stumm,
Darum ist Zeit,
Daß du mein' Streit
Führest für sie,
Da ich nicht bin
So stark, daß ich
Kög' tapferlich
Thun Widerstand
Des Teufels Macht
Und Frevler Hand!“

Bullinger erzählt: „Alle Gläubigen riefen Gott treulich an, daß er ihren getreuen Hirten wieder aufrichten möge.“ Und der Herr erhörte die Gebete. Zwingli genas. Er erhob sich aus der Grabestiefe mit einem neuen Herzen. Sein Eifer wurde thätiger, sein Leben heiliger, seine Predigt freier, christlicher, mächtiger. Zwingli wurde ganz frei, widmete sich ganz dem Herrn. Aber mit dem Reformator erhielt auch die Schweizer-Reform ein neues Leben. Die Gottesgeißel, der große Tod, hatte diese Berge besucht, diese Thäler durchstreift, und die dort stattfindende Regung geheiligt. Die Reform stürzte in die Ge-

wässer des Leidens und der Gnade; sie kam reiner und lebendiger daraus hervor. Es war ein großer Tag für die Wiedergeburt dieses Volkes. —

Einfach und klar predigte Zwingli nun die evangelische Wahrheit: „Da die ewige Seligkeit nur aus dem Verdienste und Tode Jesu Christi kommt, so ist das Verdienst unserer Werke nur Thorheit, wo nicht unverschämte Gottlosigkeit. Hätten wir durch unsre Werke selig werden können, so hätte Jesus Christus nicht für uns zu sterben brauchen. Wer jemals zu Gott gekommen ist, ist es durch Jesu Tod.“ . . . „Alle Werke außerhalb Christo nützen Nichts. Alles geschieht von ihm, in ihm, durch ihn; was sollen wir uns anmaßen? Wo man an Gott glaubt, da ist er. Wo Gott sich befindet, da sind Eifer und Sorgfalt, welche zu guten Werken antreiben. Sorge du nur dafür, daß Christus in dir, und du in Christo bist, und zweifle nicht daran, daß er wirkt. Das Leben eines frommen Mannes ist nichts, als eine beständige und unermüdliche Thätigkeit des Guten, welche Gott anfängt, fortführt und vollendet.“ — So predigte Zwingli. Es war das ächte Evangelium, geschöpft aus der Quelle des Wortes Gottes. Seine Stiffts-Collegen traten wider ihn mit der Klage auf, daß er über 21 gefährliche Sätze in seinen Predigten vorgebracht habe, und gaben ihn für einen bloßen Nachtreter Luthers aus. Auf letzteren Vorwurf antwortete er: „Niemals haben Luther und ich an einander geschrieben. Weshalb? Um zu zeigen, wie sehr der Geist Gottes übereinstimmt, indem wir weit von einander und ohne Verbindung so einträchtiglich Christi Lehre verkündigen.“

Zwingli kannte allerdings Luthers Schriften, aber, wie ungleich an religiösem Tiefinn und Genius, war er bei dem Vorwalten seines Verstandes durch das Studium der h. Schrift selbstständig zu einer Ueberzeugung gekommen, die sich weit rascher als Luther vom Romanismus losriß, und auf der unbedingten Forderung ruhte, daß das ganze Kirchenwesen auf die Satzungen der h. Schrift zurückgeführt werden müsse. Das Folgende wird dieses ausführlicher zeigen. —

Der Haß seiner Collegen schadete ihm nicht. Er fand um so mehr Beifall beim Volke in Zürich. Gegen Ende des Jahres 1519 hatte er schon bei 2000 Anhänger, und 1520 unterstützte ihn bereits der Rath in seinen Verbesserungen, indem dieser ein Mandat ergehen ließ, wonach alle Prediger seines

Gebietes das Wort Gottes ohne alle menschliche Zusätze, gleichförmig dem Geiste Gottes und der h. Schrift, verkündigen sollten.

Es schien aber damals noch nicht, als ob Zürich sich mit Zwingli ganz vom Papste und der römischen Kirche trennen wollte. Wohl predigte Zwingli gegen die Anrufung der Heiligen, gegen die Messe, den Eölibat und andere Irrthümer; aber gleichwohl stand der äußere Gottesdienst größtentheils noch aufrecht, und die Landesregierung hatte durch jene Verordnung noch keinen wesentlichen Eingriff in den Lehrbegriff der Kirche gethan. Als der Bischof von Constanz sich bei der Züricher Obrigkeit beschwerte, daß Manche in den Fasten Fleisch äßen, so ließ diese Jedermann ermahnen, dieß nicht ohne dringende Ursache zu thun, und drohte, diejenigen zu bestrafen, die sich eine Uebertretung zu Schulden kommen ließen. Doch versuchte Zwingli in einer Schrift: „Vom Erkiesen und Freiheit der Speisen,“ richtigere Grundsätze über den Genuß der Speisen, und über das wahre Aergerniß, das ein Christ geben kann, zu entwickeln. Durch die Schrift: „Gedanken über die Erklärung Hadrians an den deutschen Reichstag von einem Manne, der es mit der Christenheit, und besonders mit Deutschland wohl meint,“ auf Zwingli aufmerksam geworden, glaubte Papst Hadrian VI. zu Anfang des Jahres 1523 ihm noch sein vorzügliches Vertrauen bezeugen zu können. In einem Schreiben an ihn verlangte er, daß Zwingli die Vorschläge seines Nuntius anhören möchte, und versprach ihm hohe Ehrenstellen und große Vortheile, wenn er das Ansehen des päpstlichen Stuhles unterstützen wollte. Zwingli ließ sich aber nicht irre machen. Er wies die Anträge des Papstes von sich, und die große Angelegenheit der Kirchenverbesserung näherte sich immer mehr ihrer entscheidenden Wendung.

Im Jahre 1522 hatte nämlich der Bischof von Constanz an das Stift der Canoniker zu Zürich, (zu welchem Zwingli auch gehörte), ein Schreiben erlassen, voll Klagen über die gefährlichen Neuerungen und Unruhen, die daselbst vorgingen, über die Verachtung der alten Gebräuche, Auflehnung gegen die bischöfliche Gewalt u. dergl., mit der ernstlichen Vermahnung, keine Veränderungen dieser Art zuzugeben. Zwingli hatte, obgleich vom Bischof Niemand genannt war, darauf durch eine nachdrückliche Schutzschrift geantwortet, in welcher er gestand, alle willkührlichen menschlichen Vorschriften in Glaubenssachen zu verwerfen; ferner, wie er viele Bischöfe für ganz unwürdig

dieses Namens erkenne, wie er bloß die Lehre der heil. Schrift ohne Rücksicht auf einen Lehrbegriff vortrage, keine fremde Genugthuung außer Christo annehme, und allen Religionszwang verabscheue, der auch in den Worten Christi: „Nöthige sie hereinzukommen!“ gar keinen Grund habe. Auch hatte er mit mehreren seiner Amtsgenossen dem Bischof eine Bittschrift übergeben, worin sie ihn ersuchten, die Predigt des Evangelii nicht zu hindern, und mit Angabe biblischer und anderer Gründe ihn demüthig anflehten, den Priestern eine rechtmäßige Ehe zu erlauben, oder doch wenigstens dieselbe nicht mit Strenge zu untersagen. Der Bischof antwortete mit Vorwürfen. Die Dominicaner in Zürich aber tobten laut. Als sie nicht aufhörten, gegen Zwingli zu predigen, und ihn für einen Keger auszusprechen, erklärte er von der Kanzel und zugleich vor dem Rathe, daß er zu einer öffentlichen Verantwortung seiner Lehre bereit, und zum Widerruf willig sey, wenn man ihn eines Irrthums überweisen könne. Sollte sich aber das Gegentheil ergeben, so möge man ihm in der Verkündigung der Wahrheit Schutz angedeihen lassen. Der Rath ging auf seinen Vorschlag ein, und ordnete auf den 29. Januar 1523 eine öffentliche Disputation zwischen den Lehrern beider Theile an, die auf dem Rathhause zu Zürich gehalten werden sollte. Zwingli ließ nun zu diesem Behufe 67 Sätze in deutscher Sprache drucken, worin er seine Lehre zusammenfaßte, damit sie der Disputation zur Grundlage dienten. Die hauptsächlichsten unter ihnen waren folgende: „Diejenigen, welche sagen, das Evangelium sey Nichts, wenn nicht der Beifall und die Bestätigung der Kirche hinzukommt, irren, und lästern Gott.“ — „Die Summe des Evangeliums ist, daß Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, uns den Willen des himmlischen Vaters bekannt gemacht, und uns durch seine Unschuld von dem ewigen Tode erlöst, und mit Gott versöhnet hat.“ — „In dem Körper Christi vermag Niemand Etwas ohne dieses Haupt.“ — „Christus, der sich Einmal am Kreuze dargebracht hat, ist das Opfer, welches in Ewigkeit für die Sünden aller Gläubigen genug thut. Daraus folgt, daß die Messe kein Opfer, sondern nur ein Andenken an das am Kreuze einmal dargebrachte Opfer, und gleichsam das Siegel der durch Christum gestifteten Erlösung ist.“ — „Er ist der einzige Mittler zwischen Gott und uns, und wir bedürfen außer ihm keine Fürbitter.“ — „Er ist unsere Gerechtigkeit; daraus folgt, daß unsere Werke nur sofern

gut sind, als sie Werke Christi sind; als die unsrigen sind sie nicht wirklich gut." — Die sogenannten Geistlichen sündigen, wenn sie, nachdem sie empfunden haben, daß ihnen die Keuschheit von Gott versagt worden sey, nicht heirathen; und wer ein Gelübde der Keuschheit ablegt, wird durch thörichte Einbildung und kindischen Stolz gebunden." — „Die Gewalt, welche sich der Papst und die Bischöfe; auch die übrigen sogenannten Geistlichen anmaßen, und der Stolz, womit sie sich aufblähen, hat in der Schrift und Lehre Christi keinen Grund." — „Gott allein vergiebt die Sünden, und allein um Christi willen; die Beichte also, welche dem Priester oder dem Nächsten geschieht, erwirbt nicht Vergebung der Sünden, sondern ist bloß eine Berathschlagung." — „Die vom Priester auferlegten Büssungen sind menschliche Traditionen (den Bann ausgenommen); sie heben die Sünde nicht auf, sondern werden nur Andern zum Schrecken auferlegt; denn Christus hat alle unsere Schmerzen getragen." — „Die Schrift kennt kein Fegfeuer nach dem Tode; überhaupt ist das Urtheil der Verstorbenen Gott allein bekannt." — „Diejenigen, welche ihren Irrthum nicht erkennen, noch ablegen, müssen Gott überlassen werden; man darf ihnen keine körperliche Gewalt anthun, es sey denn, daß sie sich so ausschweifend und aufrührerisch betragen, daß die Obrigkeit ohne Nachtheil der öffentlichen Ruhe ihrer nicht schonen kann." —

Es waren bei diesem Religionsgespräch an 600 geistliche und weltliche Personen zugegen. Anstatt des Bischofs von Constanz, der auch eingeladen war, erschien sein Vicarius, der nachherige Bischof von Wien, Johann Faber, mit anderen Geistlichen. Dieser weigerte sich anfangs, über Gegenstände sich einzulassen, die nur vor ein Concilium gehörten; doch begann er endlich mit Zwingli ein Gespräch über die Messe und die Fürbitte der Heiligen. Er berief sich auf Tradition, Kirchenversammlungen und andere Aussprüche; Zwingli nur auf die heil. Schrift. Zuletzt sprach dieser zu seinen Gegnern: „Ich will keinen andern Richter haben, als die göttliche Schrift, wie dieselbe durch den Geist Gottes geredet und ausgesprochen ist. Ehe ihr Einen Artikel der Schrift umstoßet, muß das Erdreich brechen; denn sie sind das Wort Gottes.“

Da nun der Rath die Einwendungen der Päpstlichen gegen Zwinglis Behauptungen nicht genügend und stichhaltig fand, „so ist ein Rath aufgestanden, wegzugehen, und hat dem Zwingli

erlaubt, weiter zu predigen Alles, was er mit göttlicher Schrift bewähren möge, und dabei Jedermann verboten, ihn fñrohin in keinem Dinge zu schwächen und zu hinterreden bei Straf.“ Auch den übrigen Pfarrern des Kantons wurde bei hoher Strafe aufgegeben, nichts Anderes zu predigen, als was sie aus der Schrift erweisen könnten. „Das freie göttliche Wort,“ hieß es, „soll über alle Menschen herrschen, urtheilen, und alle gewiß be- richten. Es sollen auch alle Menschen hören, was ihnen das Wort Gottes sagt, und soll das Wort Gottes nicht hören, was ihm die Menschen sagen.“ — Zwingli gab hierauf, auch auf das Verlangen Fabers, seine Artikel mit guten Gründen und Schriftstellen zu bestätigen, ein ausführliches Werk heraus, von Leo Judä ins Lateinische übersetzt, worin er wichtige Erläute- rungen und Erweiterungen seines Lehrbegriffs gab, und besonders auf die Darreichung des Kelchs im Abendmahle drang.

Dann fuhr er mit Leo Judä, der um diese Zeit nach Zürich berufen wurde, und mit Engelhardt, einem andern Amtsgenossen, in dem Werke der Reformation muthig fort. Mehrere Geistlichen verheiratheten sich; die Nonnen im Kanton Zürich wurden entlassen, und das Stift zum großen Münster hielt selbst bei dem Rathe um eine Reformation an, die auch vollzogen wurde. Besonders bestritt Zwingli jetzt die Messe. Er zeigte in einer eigenen Schrift über dieselbe, daß die bei derselben gewöhnliche Liturgie voll Unwissenheit und Gottlosigkeit, von Mehreren zusammengetragen, öfters verändert und mit den größten Irrthümern und abergläubischen Gebräuchen angefüllt sey, mithin schlechterdings abgeschafft werden müsse. Auch rich- tete er mit seinen Freunden Judä und Engelhardt seine Angriffe auf die Heiligenbilder. Als nun dadurch einige unruhige Bewegungen entstanden waren, — einige Bürger rissen nämlich ein großes Kreuz an einer Straße nieder, und traten es mit Füßen, weshalb sie auch verhaftet wurden, — da fand sich der Rath bewogen, um alle Ausbrüche von Gewalthätigkeit und blindem Eifer zu verhüten, ein neues Religionsgespräch im Septbr. 1523 zu veranstalten, welches sich hauptsächlich mit der Untersuchung über Messe und Heiligenbilder beschäftigen sollte. Die Bischöfe von Constanx, Chur und Basel, ob- gleich eingeladen, schickten nicht einmal Abgeordnete zu dieser Versammlung; sie war jedoch noch zahlreicher, als die erste, indem allein 350 Priester und überhaupt mehr als 900 Personen dabei zugegen waren. Weil bei der ersten Disputation der Ein-

wurf gemacht worden war, daß Disputationen über die Religion nur auf einem Concilium erlaubt seyen, so zeigte Zwingli gleich anfangs, daß jede Versammlung von Gläubigen eine Kirche heißen könne, während die auf einem Concilium versammelten Bischöfe und Cardinäle diesen Namen nicht verdienten. Hierauf schritt man zur Prüfung des Satzes: „Die Bilder sind in dem Worte Gottes verboten; die Christen dürfen also keine verfertigen, aufstellen oder verehren.“ Dieser Satz, so ausgedrückt, war allerdings sehr schroff und einseitig, was man jener stürmischen Zeit zu Gute halten muß. Leo Juda aber führte ihn so siegreich durch, daß der sämtliche Clerus des Kantons Zürich erklärte, die Bilder nicht weiter vertheidigen zu wollen. Gegen den andern Satz: „Die Messe ist kein Opfer, und das Abendmahl wird gar nicht mehr nach der Einsetzung Christi begangen,“ wurde von den päpstlichen Geistlichen wenig oder gar nichts vorgebracht. Daher wurde es am folgenden Tage von Seiten der Reformatoren für den größten Irrthum der römischen Kirche erklärt, daß die Messe ein versöhnendes Opfer seyn sollte, indem das Abendmahl nur eine Erinnerung an den Tod Jesu und ein Siegel des Glaubens sey. Ferner wurde erklärt, daß das Abendmahl nicht in einer fremden Sprache, noch unter Einer Gestalt gefeiert werden müsse, daß dabei kein ungesäuertes Brod nöthig sey, und daß die Messe am Wenigsten für Geld gehalten werden dürfe.

Hiermit war der Sieg der Reformation entschieden, wiewohl noch mehr als ein ganzes Jahr vergehen mußte, bis sie auch äußerlich vollendet war. Der Rath verbot nunmehr dem Clerus die Prozessionen, schaffte das Herumtragen der geweihten Hostie und ihre Anbetung in der Kirche, sowie das Frohnleichnamsfest ab, ließ die Reliquien aus den Kirchen wegnehmen, und die darunter gefundenen Gebeine begraben, untersagte den Gebrauch der Orgeln in den Kirchen, das Glockenläuten bei Leichenbegängnissen, oder zur Vertreibung von Gewittern, das Weihen von Palmenzweigen, Salz, Wasser, Wachslöchtern u. s. w., so wie auch die letzte Delung, weil Alles abergläubisch sey, und gegen das Wort Gottes streite. An sämtliche Pfarrer ihres Gebietes schickte die Obrigkeit die „kurze und christliche Anleitung in die evangelische Lehre,“ welche Zwingli aufgesetzt hatte, und worin er die Messe bestreitet. — Allmählig geschah es nun auch, daß die

öffentliche Meinung in den meisten Schweizerstädten für die Reformation gewonnen wurde.

Zwingli verheirathete sich im Jahre 1524 mit Anna Reinhard, der Wittwe des Junkers Meier von Kronau, an der er eine liebevolle, treue Gehülfinn fand.

Da er mit dem Papstthume jetzt ganz gebrochen haben wollte, so drang er nun auch nebst seinen Amtsgenossen bei dem Rathe auf gänzliche Abschaffung der Bilder. Der Rath gab auch darauf wirklich einen Befehl, daß in dem ganzen Gebiete die Bilder aus den Kirchen weggethan werden sollten, nur mit der Einschränkung, daß, wenn der größte Theil einer Gemeinde für die Beibehaltung derselben stimmen würde, sie so lange bleiben möchten, bis durch die Belehrung des Predigers eine einmüthige Einwilligung erfolge. Denn die Züricher schafften nichts Altes ab, und setzten nichts Neues ein, was nicht zuvor durch die Lehre in den Herzen der Gläubigen geordnet gewesen wäre. In Zürich selbst gingen Zwingli, Judä und Engelhardt mit 12 Senatoren in die Kirchen, und ließen bei verschlossenen Thüren durch Zimmerleute, Maurer und Schlosser alle Bilder und Bildsäulen wegnehmen, von denen in der Folge ein Theil verbrannt wurde, und zwar geschah Alles ohne den geringsten Widerspruch von Seiten des Volkes. Durch die Drohung der katholischen Kantone, daß sie die Lutheraner, wie sie die Freunde der Reformation nannten, an Leben und Gütern strafen würden, so wie durch die Drohung namentlich von Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Freiburg, sie würden ihnen so lange den Zutritt zu ihren gemeinschaftlichen Zusammenkünften versagen, bis sie ihren Religionsneuerungen entsagt hätten, ließen sich die Züricher nicht schrecken. Auch die Hinrichtung der oben erwähnten Glaubenszeugen hielt sie nicht ab, in dem einmal begonnenen Werke muthig fortzuschreiten. Man hob die Bettelmönche auf, und ließ die Fähigeren unter ihnen studiren, die andern ein Handwerk erlernen. Man zog die Ehesachen vor das weltliche Gericht, und ordnete eine bessere Verwaltung der Kirchengüter an. Bürgermeister und Rath, so wie alle weltlichen Priester und Herren, Domherren und Capläne schwuren feierlich, keine Pensionen vom Papste mehr annehmen zu wollen. Endlich mußte auch die Messe an die Reihe kommen. Obgleich Zwingli und andere Lehrer fortwährend wider dieselbe nachdrücklich predigten, und selbst Mitglieder des großen und kleinen Rathes sie aufzuheben riethen, so hatte man sie bisher doch noch stehen

lassen mit der Freiheit für Jedermann, ihr beizuwohnen, oder nicht. Jetzt erschien Zwingli mit einigen andern Predigern 1525 vor dem großen Rathe, und verlangte, daß man sie ganz aufheben möchte, weil sie genugsam bewiesen hätten, wie sehr sie von der ursprünglichen Einsetzung des Abendmahles abweiche. Noch stieß er beim Rathe auf Bedenkllichkeiten, bis er am folgenden Tage über 2 Mos. 12, 11: „Das Passah ist des Herrn“ gepredigt hatte. Die Gegner wurden durch diese Predigt von der Richtigkeit seiner Behauptungen überzeugt. Die Messe wurde nun von der Regierung förmlich verboten. Man brach die Altäre ab, und setzte einfache Tische an deren Stelle. Am Gründonnerstage dieses Jahres, den 13. April, wurde in Zürich das Abendmahl zum ersten Male in der neuen Weise gefeiert. Ein Korb mit Brod, hölzerne Becher mit Wein und hölzerne Schüsseln wurden aufgestellt; die Diakonen lasen die Stellen 1 Cor. 11. und Joh. 6. vor, der Pfarrer hielt eine Ermahnungsrede, und die Gemeinde empfing knieend das heilige Mahl.

Dieses Jahr 1525 ist noch durch einige andere Fortschritte der Reformation ausgezeichnet. Zwingli gab nämlich einen Commentar über die wahre und falsche Religion heraus, ein Handbuch, worin er seine Lehre vollständig entwickelte, und das für die Schweizerische Kirche dasselbe war, was Melancthon's loci communes für die Sächsische Kirche. Wichtiger aber war noch die neue deutsche Bibelübersetzung, wovon in diesem Jahre das Neue Testament erschien. Leo Juda und Caspar Großmann, beide Prediger zu Zürich, gaben dieselbe heraus, indem sie Luthers neues Testament zu Grunde legten, und nur einige Stellen genauer zu übersetzen suchten, sonst aber die sächsischen Ausdrücke bloß in die schweizerische Mundart umwandelten, ohne dabei die Geschmeidigkeit und Körnigkeit der Lutherischen Uebersetzung festhalten zu können. Auch Zwingli hat vielleicht einigen Antheil an dieser Arbeit gehabt. Das alte Testament erschien noch vor dem von Luther, im Jahre 1529, und ist ganz aus der Urschrift übersetzt.

Während die Reformation in Zürich so rasch fortschritt, waren ein guter Theil der übrigen Kantone auch nicht zurückgeblieben. In Basel hatte schon 1517 Wolfgang Capito, und mehr noch seit 1522 sein und Zwingli's Freund, Johann Decolampadius, für die Reformation gewirkt. Mühlhausen hatte sie sogar noch früher, als Zürich, nämlich schon 1524 völlig angenommen. Zu Schaffhausen ge-

langte man um diese Zeit auch schon weit, und zu Appenzell wurde die Messe völlig abgeschafft. Dieser Reformationsgeist wurde von Zürich aus durch Wort und That gekräftigt. Wie die katholischen Kantone deßhalb schon früher ihre Drohungen gegen Zürich geäußert, ist vorhin bemerkt worden. Jetzt aber griffen sie zu gelindern Mitteln, weil sie durch Strenge Nichts ausrichteten. Zu Luzern wurde von 9 dieser Kantone eine Reformation beschlossen, die aber nur die größten äußerlichen Mißbräuche betraf, und allein von Bern angenommen ward. Wichtiger in Bezug auf das Leben des Reformators Zwingli ist ein Religionsgespräch, auf welches die katholischen Kantone jetzt antrugen. Zwar hatten die Bischöfe solche Unterredungen ohne Genehmigung des Papstes vormals für unerlaubt erklärt, und vor ein allgemeines Concilium verwiesen; aber sey es nun, weil die allgemeine Stimme der Nation sie verlangte, oder, weil der berühmte Klopffechter der damaligen Zeit, Johann Eck, sich erboten hatte, Zürich und seinen Reformator ihrer Keßerei zu überführen, — genug, sie trugen den Zürichern eine solche Disputation an, zu welcher sie die Orte Baden oder Luzern bestimmten. Zwingli hielt die ganze Sache für verdächtig. Hatten doch die Bischöfe zu Constanz und Basel die zu Zürich gehaltenen Gespräche verdammt; dazu meinte er, die genannten Orte seyen nicht unpartheiisch, und er könne nicht mit Sicherheit dorthin reisen, wo man seine Lehre verdammt, und seine Bücher verboten. In Luzern hatte man sogar sein Bild verbrannt. Auch schrieb er den Kantonen, er könne sie nicht als Richter über eine solche Disputation erkennen, sondern nur das Wort Gottes. Eck möge daher lieber unter einem sichern Geleite nach Zürich, oder Schaffhausen, oder St. Gallen kommen. Die Kantone blieben indeß bei ihrem Vorschage, und erwählten die Stadt Baden, verlangten auch, daß die Züricher Zwingli dorthin sendeten. Allein diese lehnten es von Neuem ab, und verboten sogar Zwingli, dorthin zu reisen, da ohnehin mehrere Kantone beschlossen hatten, sich seiner zu bemächtigen, und Eck geäußert hatte, man müsse mit Keßern nicht disputiren, sondern Feuer und Schwert gegen sie gebrauchen. Gleichwohl erklärte Zwingli sich bereit, an einem sichern Orte in ein Religionsgespräch sich einzulassen.

Der milde Decolampadius von Basel, welcher von den Römischen weniger gehaßt wurde, entschloß sich, statt Zwingli's, in Baden zu erscheinen. Die Disputation nahm im Mai 1526

ihren Anfang, und dauerte 14 Tage. Sie wurde von den Römischen jeden Morgen mit einer feierlichen Proceßion eröffnet, bei welcher man Litaneien für ein glückliches Gedeihen sang. Ed war noch, wie in Leipzig, der alte, laute, vierschrötige Schreier. Wo er konnte, machte er beißende Bemerkungen über seinen Gegner; mitunter entwichte ihm auch ein Fluch. Decolampadius dagegen sprach mit ruhiger, heiterer Miene, so mild, geschickt und muthig, daß selbst seine Gegner sagen mußten: „O wäre der lange, gelbe Mann auf unserer Seite!“ Sie stritten in Gegenwart mehrerer Bischöfe, vieler Geistlichen und Laien über Brodverwandlung, Messe, Heiligendienst und Fegfeuer. Zwingli war, obgleich abwesend, doch die Seele der Disputation, grade wie Luther von Coburg aus auf dem Reichstag zu Augsburg. Denn Zwinglis Freunde holten sich bei ihm, täglich Bericht gebend, täglich neuen Rath. „Er hat,“ sagt Myconius, „durch seine Forschungen, Nachtwachen und Rathschläge, die er nach Baden gesandt, mehr genützt, als wenn er selbst zugegen gewesen wäre.“ Wie aber fast überall bei solchen Disputationen, so kam es auch hier zu keinem Resultate. Den Sieg schrieb jede Parthei sich zu. Der Mönch Dr. Murner von Luzern erklärte am Schlusse, die Irrthümer Zwinglis seyen in 40 Sätzen nachgewiesen, und da dieser feig den Kampf vermieden, so rufe er hiermit diesen Tyrannen Zürichs und seine Anhänger als ehrlose, meineidige, kirchenräuberische und gottvergeßene Leute aus, vor deren Gemeinschaft jeder Biedermann erröthen, und sie als Unreine und dem Henker Verfallene fliehen müsse. Die Tagsatzung erließ ein Dankschreiben an den Herzog Wilhelm von Baiern, daß er ihnen den hochberühmten Dr. Ed überlassen, der so tapferlich und mit solcher Geschicklichkeit dargethan, daß die Wahrheit bei ihrer Parthei sey. Wie wenig aber die alte Lehre gesiegt hatte, zeigte sich daraus, daß die Reformation immer größere Fortschritte machte. Denn nicht nur in Basel, Schaffhausen und St. Gallen wurde sie um diese Zeit vollendet, sondern sie ward auch eingeführt in dem größten und wichtigsten Kantone, nämlich in Bern, welches bis dahin noch geschwankt hatte. Die Badener Disputation hatte für Rom Alles wieder gut machen sollen; aber statt dessen schlossen sich schwankende Kantone immer mehr an Zürich an.

Die durch ihren vermeinten Sieg zu Baden aber übermüthig gewordenen fünf Orte, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Luzern verlangten desto eindringlicher, daß an der

alten Kirchenlehre festgehalten werde. Sie suchten bald durch Warnungen, bald durch Drohungen ihr Ziel zu erreichen. Da fand Bern für gut, auf die ersten Tage des Jahres 1528 ein neues Religionsgespräch anzuordnen. Die 5 Orte widersetzten sich, auch Freiburg für ihre Ansicht gewinnend, aus allen Kräften diesem Beschlusse. Ihre abmahrende Zuschrift beantwortete Bern fest und entschieden. Die fünf Orte verboten den Ihrigen, die Versammlung zu besuchen; der Kaiser befahl, daß sie unterlassen werde; Luzern erließ durch seinen Dr. Murner eine Menge von Schmähschriften. Zürich, wo mehr als 100 Prediger und Gelehrte aus der östlichen Gegend sich gesammelt hatten, fand für nöthig, denselben eine zahlreiche Schaar Bewaffneter mitzugeben. Dem deutschen Gespräche, das 18 Tage dauerte, folgte ein dreitägiges in lateinischer Sprache von Wilhelm Farel geleitet, um derer willen, die anwesend waren aus der französischen Schweiz. Ueber das Resultat des Gesprächs schrieb damals Jacob von Münster, Geistlicher zu Solothurn, ein eifriger Katholik, an einen Juristen in Mainz: „Es geht abwärts mit uns, und durch eigne Trägheit, und weil unsre Kirchenhäupter nichts für die Wissenschaft thun. Einige unsrer Anhänger in Bern hatten sich bei den Bischöfen selbst, unter Drohungen, um Hersendung gelehrter, den Ketzern gewachsener Männer verwendet. Der Augustiner-Provinzial, Treger, brachte etwas Schwachkunt mit; Beredsamkeit, Wissenschaft konnte ich nicht entdecken. Als man Beweise aus der Schrift forderte, reiste er ab. Ich fand nichts an ihm, als einen unverschämten Mönch. Noch polternder warf mehrere Tage lang ein gewisser Dominikaster mit Schriftstellen um sich. Am Ende zeigte sich, daß er kein Griechisch verstand. So müssen wir die Verachtung der Wissenschaft büßen. Diese Bestie (Zwingli) ist wirklich gelehrter, als ich selbst geglaubt. Der naseweise Decolampad mag die Propheten, das Hebräische besser verstehen, im Griechischen vielleicht ihm gleichkommen, aber in Fruchtbarkeit des Geistes, Kraft und Klarheit der Darstellung steht er weit hinter ihm zurück. Mehr als Capito sprach Bucer. Hätte dieser Gelehrsamkeit und Sprachkenntniß, wie Decolampad und Zwingli, wäre er noch mehr zu fürchten, so leicht geräth er in Bewegung, und so gefällig weiß er zu schwätzen. So standen wir, elend ausgerüstet, den geübtesten Ketzern gegenüber. Hier bellte ein Messpriesterchen einen Augenblick, dort wieder eins. Ach, sie sind eben zum Chorsingen abgerichtet, und

sonst zu weiter nichts! — Und was war der Erfolg? Daß unsere Niederlage entschieden ist. Wie leicht hätte sie abgewendet werden können, wenn unsere Bischöfe sich mehr den Studien, als den schlechten Dingen widmeten! — Bei unserer schlechten Vertheidigung ist in das Volk der Glaube gedrungen, es sei nichts zu vertheidigen.“ —

Einen sehr günstigen Eindruck auf das Volk machten auch zwei Predigten, die Zwingli zu Bern in übervoller Kirche hielt. Zwei Wochen später erschien eine neue Kirchenordnung, durch welche Messe, Cölibat, Fasten und der Verband mit den Bischöfen, da sie, aller Bitten und Ladungen ungeachtet, von der Disputation ausgeblieben, die „Schäflein wohl geschoren, nicht aber geweidet haben,“ aufgehoben ward. —

In jenen Tagen hatten Zürich und Bern mit der Reichsstadt Constanz, die durch Ambrosius Blarer für die Reformation gewonnen, und deshalb vom Bischof, vom Kaiser, von Oestreich bedrängt ward, ein Bündniß geschlossen, unter dem Namen des christlichen Bürgerrechtes. Unwillig darüber suchten die 5 Orte nicht nur eine festere Vereinigung mit Glarus, Solothurn, Freiburg und Wallis, sondern auch mit einem Theile des Kantons Bern, und nachdem derselbe von ihnen wieder abgefallen war, mit Oestreich. König Ferdinand theilte der im April 1529 in Baden versammelten Tagsatzung sämmtlicher Stände die Urkunde des geschlossenen Bündnisses mit. Auch andere Stände wurden zum Beitritt eingeladen, doch ausdrücklich erklärt: „Wer neue Secten aufzurichten, und in das Volk zu bilden unterstehen würde, der solle an Ehre, Leib und Leben gestraft werden.“ Schon war gedroht, daß, im Fall eines Krieges, Oestreich wenigstens 6000 Mann Fußvolk, 400 Reiter und hinreichendes Feldgeschütz liefern werde, daß auch noch andere Bundesgenossen, außerhalb der Schweiz, Sperre der Lebensmittel u. zu Hülfe gerufen werden mögen. Sämmtliche Stände der Eidgenossenschaft, mit Ausnahme Freiburgs, drangen nun in die 5 Orte, abzulassen von einem Bündnisse, das dem ganzen Vaterland Gefahr drohe, und zu seinem Verderben gereichen würde. Alle Mahnungen, alle Bitten aber blieben vergeblich. Besonders hartnäckig erwies sich Unterwalden. Aber auch Schwyz offenbarte seine Feindseligkeit durch eine schreiende That. Ein Pastor in der Nähe des Greifensee's, Jakob Kayser, mit dem Beinamen Schloffer, wurde als Pfarrer in's Gasterland berufen, und da er die neue Gemeinde zu besuchen ging,

durch die Schwyzer aufgefangen, und, ungeachtet der fürbittenden Abmahnungen und Abordnungen Zürichs, zum Feuertode verurtheilt.

Jetzt war das Maß voll. Die Gluth von Kayfers Scheiterhaufen gab das Zeichen zum Kriege. Zürichs Schrei der Entrüstung erschallte in der ganzen Eidgenossenschaft. Zwingli besonders forderte ein nachdrückliches Einschreiten. Er schrieb an seine Freunde in Bern: „Der Friede, dem Viele auch jetzt noch das Wort reden, ist Krieg; der Krieg, den ich wünsche, ist Friede. Es ist keine Sicherheit, weder für die Wahrheit, noch für ihre Verehrer mehr möglich, wenn nicht die Grundpfeiler der Gewaltherrschaft niedergestürzt werden. Verliert, weil ich dies sagen muß, nicht das Vertrauen auf mich! Mit Gottes Hülfe werde ich desselben würdig bleiben.“ Der Krieg wurde angekündigt. Bern wollte noch nicht verzweifeln an friedlicher Vermittelung. Die Truppen Zürichs, Zwingli in ihrer Mitte, zogen muthig gen Cappel. Zu Friedensunterhandlungen, wofür man von beiden Seiten thätig war, wurde ein längerer Waffenstillstand angeordnet. Zwingli ermutigte seine Parthei mit kräftigen Worten. Seinem heldenmüthigen Auftreten war es zu verdanken, daß ein Friedensvertrag abgeschlossen wurde. Zwingli aber hatte seine Wünsche nicht ganz erreicht; denn anstatt der freien Predigt des göttlichen Wortes gestattete der Vertrag nur Gewissensfreiheit; die gemeinschaftlichen Aemter sollten für, oder wider die Reform abstimmen. Doch beschloß man, daß das Bündniß mit Oestreich aufhören, Dr. Murner seine ehrenrührigen Reden zurücknehmen, und die Familie Kayfers einen Schadenersatz erhalten sollte. —

In dieses Jahr 1529 fällt auch das Religionsgespräch zu Marburg, durch welches der zwischen den deutschen und schweizerischen Reformatoren ausgebrochene Abendmahlsstreit beigelegt werden sollte. Doch ist hierüber, wie über Zwinglis Lehre vom Abendmahle, schon in Luthers Leben erzählt worden. Zwingli behielt Luthern, obgleich sie unverglichen von einander schieden, in ehrenvollstem Gedächtniß, als den, „der, wie er sagt, die Lehre Christi mit ihm einhellig treibe, und der ein so fromm, treu Herz zu wahrer, göttlicher Wahrheit und dem Worte Gottes habe,“ hielt seine Schriften hoch, ja stellte den sächsischen Reformator weit über sich hinauf.

Nach jenem Friedensschlusse bemühte sich nun Zwingli mit

desto größerem Eifer, durch Briefe und Reisen die Parthei der Reformirten aufzurichten und zu vermehren. Wo in einer Gemeinde sich die Mehrheit für die Reformation aussprach, da wurde ein reformirter Prediger hingeschickt, der katholische allmählig verdrängt. Zürich handelte nicht selten gewaltthätig. Die 5 Orte beklagten sich wiederholt bei der Tagsatzung, und hatten Ursache; denn selbst die übrigen Stände, auch die Städte des christlichen Bürgerrechts, mißbilligten das willkürliche, rücksichtslose Verfahren Zürichs.

Auf Ansuchen der 5 Orte wurde am 8. Januar 1531 eine allgemeine Tagsatzung in Baden eröffnet. Sie beschwerten sich über allerlei Unbill, die ihnen von Seiten Zürichs widerfahre, welches den Landfrieden nicht halte, ihnen Neuerungen zumuthe, ihnen offenbar Unrecht thue. Vergebens suchte die Tagsatzung, hauptsächlich Bern, zu vermitteln, und Zürich zur Mäßigung zu ermahnen. Es half nichts. Allerdings trugen die 5 Kantone auch nicht zur Schlichtung des Streites bei. Sie wiegelten durch Schmähungen das Volk auf, die Züricher seyen Ketzer, Seelendiebe, Gewissensmörder, und Zwingli der größte Dieb, Mörder und Oberketter. Von den Worten ging man zu Thaten. Wer das Wort Gottes liebte, wurde in den 5 Kantonen ins Gefängniß geworfen, mit Geldbuße belegt, roh behandelt und unbarmherzig aus dem Lande gejagt.

Zwingli wurde dadurch zu neuem Eifer entflammt. Selbst unermüdet, ermunterte er überall zu kräftigem Einschreiten. Er wirkte mit, daß im Thurgau, in St. Gallen, in Toggenburg Synoden gestiftet wurden, wohnte denselben bei, predigte, fand allenthalben Theilnahme, Zutrauen, und gewann die feste Ueberzeugung, am Ende doch durchzudringen. Er predigte: „Kein Heil mehr, bis die Reform überall durchdringt. Schon lange hätten ihre Feinde nachgeben müssen, hätte man unter uns selbst alle Lauen, alle Gleichgültigen, alle heimlichen Verräther abgeschafft. Gegen diese muß man einschreiten, unermüdet und unerbittlich. Unsere Verbündeten müssen dahingebracht werden, uns zu unterstützen, damit sie nicht durch sträfliche Unthätigkeit uns mit sich hinabziehen in den Abgrund.“

Die Verbündeten aber bebten vor dem Gedanken zurück, durch Waffengewalt die religiöse Freiheit, oder die politische Einheit wiederherzustellen, und suchten, um die Schwierigkeiten zu beseitigen, einen Mittelweg auf. Bern machte den Vorschlag, daß, um die 5 Orte mürbe zu machen, die Sperre der Lebensmittel

über sie verhängt, d. h. die Zufuhr abgeschnitten würde. Zürich hielt nach Zwingli's Rath das entschiedenste Mittel für das sicherste und menschlichste, und widersezte sich dem Berner Vorschlage. Aber die andern Kantone, und besonders Bern, blieben unbeugsam, und so willigten auch die kriegerisch gesinnten und schon gerüsteten Züricher, obwohl mit Schmerzen und Kummer, in das Sperren der Lebensmittel.

Zwingli's Scharfblick entdeckte gleich die politische Gefahr dieser Maßregeln, indeß er als Christ die Grausamkeit derselben bedauerte. Am Pfingstfeste 1531 sprach er von der Kanzel gegen diese Sperre, und weissagte den Zürichern, daß sie hierdurch, wie durch ihre Lauheit und Unentschiedenheit die Waffen der Feinde gegen sich herbeirufen würden, zu ihrem bittersten Schaden. Und so geschah es. Sogar in Zürich nahm bald die Mißstimmung überhand. Die geheimen Freunde der Mönche und Feinde der Reform schoben alle Schuld auf Zwingli, und reizten, bald auf diese, bald auf andere Weise zur Unzufriedenheit. Zwingli sah mit tiefer Betrübniß Zürich und die Reformation dem Abgrund entgegen eilen, ohne daß er sie zurückhalten konnte. Der Christ und der Bürger hatten für ihn nur Einen Beruf, weshalb er auch den Schluß zog, alle Hülfsmittel des Staates, selbst Kanonen und Arkebusen, müssen für den Dienst der Wahrheit verwendet werden. Ein ehrlicher, offener Krieg schien ihm ebenso rechtmäßig, als wünschenswerth; und wenn man ihn verweigerte, glaubte er nichts als den Rücktritt vom öffentlichen Leben übrig zu haben; denn nach seiner klaren Entschiedenheit wollte er Alles, oder Nichts. So kam er denn, schreibt Bullinger, den 26. Juli vor Rath und Bürger, und erzählte, wie er jetzt im elften Jahre das heilige Evangelium geprediget, und sie väterlich mit ganzen Treuen gewarnt, und unter andrem gründlich, viel und dick angezeigt, was Uebels ihnen und gemeiner Eidgenossenschaft daraus erfolgen würde, wenn die 5 Orte die Oberhand gewannen. Das Alles gelte bei ihnen nichts. Man sehe ja, daß man im Rath immer noch solche habe, denen das Blutgeld nicht verleidet, die der 5 Orte beste Freunde und dem Evangelio Feind seyen. Uebel halte man ferner der Stadt Haus, und es sei wenig Gutes zu erwarten. Und weil ihm und der Wahrheit nicht gefolgt werde, er aber fortwährend an allem Unglück müsse schuldig seyn, so reiche er seine Entlassung ein." Er entfernte sich, Thränen im Auge.

Der Rath, hierdurch gerührt, versprach mehr Unterstützung

und Entschiedenheit, und so ließ sich Zwingli, nachdem er 3 Tage Bedenkzeit genommen, bewegen, in seinem Amte auszuharren. Er erklärte: „Ich bleibe bei euch, und werde für das Wohl des Volkes wirken bis zum Tode.“ — Von da an schien er aber auch den nahen Tod zu ahnen. Um die Berner zu größerem Eifer zu entflammen, begab er sich selbst nach Bremgarten, wo die unermüdlichen Vermittler abermal eine Aussöhnung zwischen den feindlichen Partheien zu erzwicken suchten. Die Berner versprachen, ihr Bestes zu thun. Bullinger begleitete den scheidenden Freund bis vor die Stadt hinaus, wo dieser ihm, ungewöhnlich bewegt, das — letzte Lebewohl sagte, indem er weinend dreimal die Worte wiederholte: „Bewahr dich Gott, lieber Heinrich, und sey getreu am Herrn Christo!“ — Am folgenden Tage betrachtete Zwingli vom Kirchhof zum großen Münster den Kometen, der damals die Welt in Schrecken setzte. Was bedeutet er wohl? fragte der Abt Müller von Wettingen. „Mich, mein Georg,“ antwortete Zwingli. „Dieses Trauergestirn beleuchtet den Weg zu meinem Grabe. Er kostet mir und vielen rechtschaffenen Leuten das Leben. Ich blinder Mensch erwarte mehr als Ein Unglück; die Wahrheit und die Kirche werden trauern, aber Christus wird uns niemals verlassen.“

Im September wurden die kriegerischen Bewegungen der 5 Orte, die aus Italien und von Luzern her Unterstützung erhielten, lebhafter, bedrohlicher. Zürich erließ ein Manifest an alle Eidgenossen, in welchem es sich zur Versöhnung bereit erklärte, wenn nur die Lasterer gestraft, und der Landfriede im rechten Sinne, daß nämlich die freie Predigt des Evangeliums überall gestattet sey, gehalten werde. Die Aufforderung, sich zu waffnen, fand wenig Anklang. Bern hat aufs Neue, nichts zu übereilen. In Zürich selbst herrschte Rathlosigkeit. Neben dem Kometen sollten hier und dort trübe Vorbedeutungen gesehen worden seyn. Alle Gemüther waren aufgeregte; man häufte Schrecken auf Schrecken. Nur Zwingli schien unter dieser allgemeinen Aufregung allein ruhig. Er verwarf keine Ahnung, aber nahm sie gelassen auf. „Eine Seele, die Gott fürchtet, schrieb er damals, kümmert sich nicht um die Drohungen der Welt. Den Rath Gottes zu fördern, was auch kommen möge, ist ihr Geschäft. Ein Fuhrmann, der einen weiten Weg fährt, muß darauf rechnen, daß Gespann und Geschirr abgenutzt werden; er ist aber zufrieden, wenn er nur die Waare an den richtigen Ort gebracht hat. Wir sind Gottes Gespann und Geschirr.

Jedes Stück ist gebrochen, abgenutzt, beschädigt; aber unser großer Führer vollendet dennoch seine Rathschlüsse. Gehört nicht denen, so auf dem Schlachtfelde fallen, die schönste Krone? Darum Muth in allen Gefahren, welche Jesu Christi Sache erleiden muß! Muth, auch wenn wir mit eigenen Augen ihren Sieg nicht mehr sehen können! Der Richter sieht uns, und krönt uns nach dem Kampfe. Andre frohlocken auf Erden über die Früchte ihrer Arbeit; wir genießen im Himmel die ewige Belohnung.“ —

Ermuthigt durch Zürichs Unentschiedenheit, beschlossen die Katholischen, zu Brunnen am 9. Oct. den Angriff, und fielen in das Gebiet ihrer Feinde ein. Die Grenzorte schickten Boten um Boten nach Zürich, das an keinen Angriff der Feinde geglaubt, und bat um Hülfe. Allein das Volk bezeugte wenig Lust zum Kampfe, und die Führer waren verzagt. Endlich, nach langem Schwanken, brach die in der Eile gesammelte Mannschaft auf. Zwingli zog, nach alter Sitte, als Pfarrer neben dem Banner der Stadt. Ergreifend war der Abschied von seinem treuen Weibe und den Kindern. Zwingli hatte in seiner Anna eine Gefährtinn nicht allein des Lebens, sondern auch des Amtes gefunden. Alle Abende lasen sie zusammen in der Bibel, und das erste Exemplar der heiligen Schrift nach der Uebersetzung von Leo Judä und Zwingli, das dieser ihr gegeben hatte, war Annas Lieblingsbuch bis zu ihrem Tode. Sie verbreitete die heil. Schrift voll Eifer, beherbergte die um des Evangeliums willen verbannten Ausländer, als Gäste, die der Heiland geschickt; besuchte oft an ihres Mannes Stelle die Kranken, brachte ihnen Heilmittel, Speise, Kleidung, Trost. „Sie ist die Rehe der Schrift,“ (Apostg. 9, 36.), pflegte man zu sagen. Jeden Sonntag Nachmittag versammelte sie die Frauen der Geistlichen in der Stadt bei sich, um sich mit ihnen über den Herrn, und die Mittel zu besprechen, ihm in den Armen zu dienen, und so oft es die Beschäftigung ihrer Männer gestattete, sangen alle zusammen die Lieder von Zwingli oder Leo Judä. Von einer solchen Frau sollte Zwingli Abschied nehmen. — Von ihr, von den weinenden Freunden und von seinen Kindern, die sich an seinen Mantel klammerten, um ihn zu halten, begleitet, verließ er das Haus, in welchem er so glücklich gewesen war. Bei seinem Pferde stehend, sagte er zur weinenden Anna: „Die Stunde ist gekommen, wo wir uns trennen müssen. Der Herr will es. Amen! Er sey mit dir, mit mir, mit den Unsrigen!“ Die Gattinn lag weinend an seiner Schulter. —

„Werden wir uns auch wiedersehen?“ fragte sie endlich zitternd. — „So der Herr es will; sein Wille geschehe!“ — Und was bringst du uns zurück? — „Segen nach dunkler Nacht!“ erwiderte Zwingli, und küßte noch einmal seine Kinder und ihre Mutter. Er ritt mit dem Zuge von hinnen. Allgemein war die Trauer, überall hörte man Schluchzen, alle Häuser wurden Bethäuser. Die Gattinn aber, der eine Ahnung sagte, daß sie ihn nicht wiedersehen würde, war jetzt still mitten in dieser Trauer. Ihr Herz opferte Gott ihre heiligsten Gefühle. Mit dem milden Blick des Glaubens aus den von Thränen umflorten Augen schaute sie dem scheidenden Gatten nach. — — Droben erst sollte sie ihn wiedersehen.

Zwingli zog mit Todesahnungen, aber Gott Alles vertrauend, dahin. Ein Winterthurer, der im Zuge nicht gar fern von ihm ritt, berichtete, daß er ihn mit großer Inbrunst für sich selber, und besonders für die Kirche Christi habe beten hören. Während die heranrückenden Krieger erschöpft auf der Höhe des Albis ausruhen mußten, erklärte Zwingli, der die Vorausgezogenen und die Bewohner der Gegend mitten im Gefecht sah: „Ich, in Gottes Namen, will zu den biedereren Leuten hin, mit ihnen sterben, oder sie retten helfen,“ und eilte vorwärts. Bei Kappel brachte die Uebermacht der Feinde, ihr geordnetes Zusammenwirken die Reformirten in höchste Gefahr. „Die Rüben sind gesalzen, Meister Ulrich,“ spöttelte ein Zwingli nicht besonders gewogener Nachbar gegen ihn, „wer wird sie essen?“ — „Ich, entgegnete Ulrich, und noch mancher Biedermann, die wir hier stehen in Gottes Hand, daß wir lebend sind und todt.“ Zugleich rief er auch Andern mit kräftiger Stimme zu: „Fürchtet euch nicht! Wenn wir auch leiden, so leiden wir für die Sache Gottes. Rufet zu ihm! er wird uns und die Unseren stärken.“

Die Sonne des 11. Octbr. 1531 war fast untergegangen nach heißem Tage. Das Schlachtfeld lag bedeckt von gefallenem Zürichern. Zürich hatte die Schlacht verloren. Eben war Zwingli daran, einem neben ihm Niedersinkenden freundlich zuzusprechen, da traf ihn ein von einem Feinde geschleudertes Stein so heftig, daß er selber sank. Der Gefallene erhielt noch einige Stiche in die Schenkel. „Den Leib können sie tödten, die Seele aber nicht!“ Das war sein letztes Wort. Ohnmächtig sank er zu Boden. Er erholte sich aber wieder ein wenig, und lag, den Blick immer gen Himmel gerichtet, unter einem Birnbaum. So fand ihn ein Soldat von dem Feinde.

Dieser kniete neben ihn, und rief ihm ins Ohr: „Willst du bei einem Priester beichten?“ Zwingli bewegte verneinend den Kopf, und behielt seinen Blick nach oben gerichtet. „So du nicht sprechen kannst, sagte der Soldat, „so denke doch an die Mutter Gottes, und rufe alle Heiligen an, damit sie bei Gott für dich bitten!“ Der Sterbende bewegte abermals verneinend den Kopf. Da fluchten die unterdeß noch hinzugekommenen Soldaten: „Bist du auch ein Ketzer aus der Stadt?“ Einer besah ihn näher, und rief besürzt: „Ich glaube, es ist der Zwingli!“ Der Hauptmann Fokfinger von Unterwalden hörte dieß, kam herbei und rief: „Was? Zwingli, der schlechte Ketzer, Verbrecher, Verräther?“ Er zog sein Schwert, und mit den Worten: „So stirb denn, verruchter Ketzer!“ gab er ihm den Todesstreich.

Der fanatische Haufe hielt nun Rath, wie man noch am Todten sich rächen könne. Die Einen schlugen vor, man solle seinen Leib in 5 Theile zerstücken, und jedem der 5 Orte ein solches zustellen. Die Andern verlangten, daß der Leichnam verbrannt, und die Asche dem Winde Preis gegeben werde. Die höchste Aufregung, die furchtbarsten Drohungen erregte die Ansicht des Schultheiß Golder und des Ammanns Thosß, welche vermahnten, die Todten ruhen und Gott richten zu lassen. Die Vertreter dieser Ansicht mußten den Platz verlassen. Die Trommel versammelte eine größere Schaar. Es wurde ein Ketzergericht angeordnet, und nach Urtheil desselben der Leichnam Zwinglis von dem Scharfrichter Luzerns gewiertheilt, dann verbrannt, die Asche mit Schweinsasche vermischt, ausgeschüttet, zertreten, und nach allen vier Winden zerstreut.

Doch gab es auch unter den katholischen Siegern solche, die mehr menschliches Gefühl hatten, die den überwundenen Feind ehrten, und seinen großen Eigenschaften Anerkennung zollten. — Als Hans Schönbrunner, ehemaliger Conventherr zu Kap-pel, den todten, von der blinden Menge gelästerten und verdammten Gegner betrachtete, konnte er seine Thränen nicht zurückhalten, und sprach: „Welches auch dein Glaube gewesen, ich weiß, daß du ein redlicher Eidgenosse warst. Sey Gott deiner Seele gnädig!“

Als die treue Gattinn seinen Tod erfuhr, küßte sie ihre Kinder, kniete mit ihnen nieder, und betete: „Herr, dein Wille geschehe, und nicht der Unsrige!“ Außer dem Gatten waren ihr noch der Sohn, der Bruder, der Schwiegersohn, der Schwager und viele lieben Freunde erschlagen. So stand sie allein mit un-

mündigen Kindern, allein mit ihrem Heilande, bei dem sie von Zwingli allen Trost suchen gelernt hatte. Es war Segen nach der Nacht, doch anders, als es vielleicht der Reformator gemeint hatte. — Zürich war nach dem Verlust der Schlacht zuerst empört gegen Zwingli und alle Prediger, welche den Untergang des Vaterlandes herbeigeführt haben sollten. Doch bald wich die Wuth der Klage. Zürich weihte Zwingli eine Leichenpredigt, bestehend aus Thränen, Seufzern, Dankbarkeit und Klagen, was beredter war, als alle Reden. Auch das evangelische Deutschland trauerte über den Fall des wackern Streikers für das Evangelium. Noch mehrere Jahre später schrieb Luther an Bullinger: „Ich habe Zwingli, nachdem ich ihn in Marburg gesehen und gehört, für einen sehr braven Mann gehalten, und sein Tod hat mich mit solchem Schmerz erfüllt, daß ich beinahe selbst gestorben wäre.“ —

Ueber die Reformirten kamen nun schwere Tage. Decolampadius hatte sie vorausgesagt. Als dieser den Tod seines Freundes hörte, rief er aus: „Ach, dieser Zwingli, lange Zeit mein rechter Arm, ist von grausamen Feinden erschlagen worden! Aber der Zorn Pilati und der Thurm von Siloah sind nicht auf die Schuldigsten gefallen. Das Gericht beginnt mit dem Hause Gottes. Unser Hochmuth wird gedemüthigt! Wir wollen allein dem Herrn vertrauen, so wird schon viel gewonnen sehn!“ — — Wir haben dem Nichts mehr zuzufügen. Das Nichten ist des Herrn. Was Zwingli geirrt, — nur Einer war ohne Sünde und Fehler, — das hat die Zeit größtentheils schon berichtigt. Was er aber Gutes geschafft hat durch die Gnade des Herrn, — und dessen ist Vieles und Großes, — das wird keine Zeit vernichten; denn es ist von Gott. — Jesus Christus gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit!



Johannes Decolampadius.

(geb. 1482. gest. den 24. Nov. 1531.)

Und ich, liebe Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten, oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt; denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gefreuzigten. Und ich war bei euch mit Schwachheit und mit Furcht, und mit großem Bittern. Und mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung Geistes und der Kraft.

(1 Cor. 2, 1–4.)

Wie dem feurigen, kühn drein schlagenden Luther der sanfte, gelehrte, still prüfende Melancthon zur Seite stand, so hatte auch der rasche, für seine Ueberzeugung eifrig erglühende

Zwingli einen Freund und Gehülfen, in dessen mildem und stillem Gemüthe die stürmende Woge der Zeit sich sanfter brach, der mit kindlicher Ergebung, aber auch zugleich mit männlicher Geistesklarheit die ihm von Gott vorgezeichnete Bahn verfolgte. Dieser Freund war Johannes Hauschein, oder, wie er sich nach damaliger Sitte mit griechischem Namen nannte, Johannes Decolampadius.

Er war 1482 zu Weinsberg im Herzogthum Württemberg geboren. Seine Aeltern waren wohlhabende Bürgerleute, und Johannes war das einzige Kind, das ihnen geblieben war, und das sie wie ihren Augapfel behüteten. Der Vater wollte einen Kaufmann aus ihm machen, aber der Mutter Wille, ihn den Studien zu widmen, drang durch. Nachdem er auf den Schulen zu Heilbronn und Heidelberg den Grund gelegt hatte, begab er sich nach Bologna in Italien, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Da diese ihm jedoch wenig zusagte, beschloß er, sich der Wissenschaft zu widmen, zu der sein Herz ihn trieb, nämlich der Gottesgelehrtheit. Nachdem er zuvor in Tübingen mit Melancthon, in Stuttgart mit Reuchlin nähere Bekanntschaft gemacht hatte, begab er sich wieder nach Heidelberg, wo er sich, unter Anleitung eines spanischen Juden, mit allem Eifer besonders auf das Studium des Hebräischen legte. Nach genügender Vorbereitung wurde Decolampad Prediger in seiner Vaterstadt Weinsberg. Hier zeichnete er sich durch seinen evangelisch-christlichen Geist, seinen Ernst, seine Sanftmuth und Bescheidenheit vor den andern Predigern vortheilhaft aus. Schon in jener Zeit (um 1513—15) kommt in einer seiner Predigten der evangelische Grundsatz vor: „Christus allein kann für die Sünden der Menschen genug thun.“ Als der Bischof von Basel in Verbindung mit Erasmus ausgezeichnete Männer suchte, welche eine Reformation ausführen helfen sollten, die fein in der Mitte bliebe, — zwei Quentlein Licht und zwei Quentlein papistische Finsterniß, — wurde auch Decolampadius nach Basel berufen. Der Herr hatte aber mehr mit ihm vor. Er sollte kein schwankendes Rohr werden, und deshalb entfernte er ihn wieder von Erasmus. Decolampad kehrte 1517 nach Weinsberg zurück. Wie ernst schon seine damalige Stimmung war, und wie ihn die Unsittlichkeiten und rohen Späße der Priester anekelten, davon zeugt seine Schrift „über das Oftergelächter,“ die greuliche Unsitte in der verderbten römischen Kirche jener Zeit, am h. Ofterfeste durch possenhafte

Vorträge und Erzählung von Schwänken auf der Kanzel die Zuhörer zum Lachen zu reizen, und sie gleichsam für die überstandenen Fasten zu entschädigen.

Gegen Ende des Jahres 1518, nachdem er in Basel den Doctorgrad in der Theologie erlangt hatte, wurde er als Domprediger nach Augsburg berufen. Hier herrschte noch die gewaltige Aufregung, welche Luther durch die im Mai gehaltene Besprechung mit dem päpstlichen Legaten hervorgerufen hatte. Decolampad konnte nicht in der Mitte zwischen beiden Parteien laviren. Er mußte sich für oder wider aussprechen, und — er trat für den Reformator auf. Dieser Schritt zog ihm bald heftige Angriffe zu. Diese, so wie sein Hang zu einem stillen, beschaulichen Leben, bewogen ihn, in das bei Augsburg gelegene, wegen seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit berühmte Brigittenkloster einzutreten. Sein Sehnen ging nach Ruhe von Kämpfen, nach Muße zur Arbeit und zum Gebet. Nach einer Anfrage bei den Mönchen, ob er bei ihnen dem Worte Gottes gemäß leben könne, und auf ihre Versicherung dessen trat er am 25. April 1520 unter der ausdrücklichen Bedingung ein, daß er seine Freiheit habe, sobald ihn der Dienst des Herrn irgendwo rufe.

Der Herr führt die Seinen wunderbar. So mußte auch Decolampad, der zukünftige Reformator Basels, wie Luther, erst durch das Dunkel der Klosterhallen zur hellen Gnadensonne in Christo Jesu kommen. Durch Nacht zum Licht. Er fand im Kloster die ersehnte Ruhe nicht. Zwiespalt mit seinen Freunden, die seinen Schritt mißbilligten, machte ihm viel Kummer, und die Erklärung, daß Luther der Wahrheit näher stehe, als seine Gegner, zog ihm Anfeindung und Verfolgung von Eß und andern römischen Lehrern zu. Auch den Zorn seiner Klostergefellen lud er bald auf sich, da er die Abscheulichkeiten, welche Rom in den Statuten des Ordens durch die Genehmigung derselben sanctionirt hatte, ihnen nachwies, und sie ermahnte, Gottes Wort und nicht Menschenfündlein zur Richtschnur ihres Lebens zu machen. Sie schalteten ihn einen Keger und Abtrünnigen, und drohten mit dem Kerker. Man schloß ihn vom gemeinsamen Gebete aus. Von außen drohte noch größere Gefahr. Er erfuhr, daß er auf Eßs Betrieb verhaftet werden sollte. Die Mönche schwankten; sie wollten ihn weder retten, noch verderben. Da entschloß er sich kurz. Er schwang sich auf ein Pferd, sagte dem Kloster Lebewohl, und zog im Glauben, daß der Herr ihm

eine Heimath zeigen werde, von dannen. So war er gerettet und frei. Er hatte, wie er einem Freunde schrieb, den Mönch geopfert, und den Christen wieder gefunden. Aber man kannte überall seine keizerischen Schriften und seine Flucht aus dem Kloster, und scheute ihn deshalb wie einen Gebannten. Keiner mochte dem Kezer eine Zufluchtsstätte in seinem Hause gewähren. Da öffnete ihm endlich im Jahre 1522 die Blume des deutschen Adels, Franz von Sickingen, die Thore seiner Ebernburg bei Kreuznach. Hier wurden seine vom Klosterdrucke gelähmten Geistesfittige wieder stark. Decolampadius lebte von neuem und frischer auf. „Christus ist unsere Freiheit,“ schrieb er in einem Briefe; „der Tod, den die Menschen als das größte Unglück betrachten, ist ein wahrer Gewinn für uns.“ Er predigte und lehrte täglich dem Schloßgesinde auf der Ebernburg das Evangelium in der lieben deutschen Muttersprache. „Nichts Aergeres, sagt er, kann dem Teufel widerfahren, als wenn die Schrift in einer Allen verständlichen Sprache vorgelesen wird. Sobald diese Posaunen ertönen, stürzen die Mauern von Jericho, werden die Fallgruben und Fallstricke des Teufels aufgedeckt. Sowie in den alten Zeiten die Sprachen verwirrt wurden, damit der Thurm der neuen Jerusalem nicht erbaut werde. . . . Was ist herrlicher, als das Wort Gottes? Durch die Kraft des Wortes Gottes gehet ihr aus der Finsterniß in das Licht. Das Wort Gottes gehet uns in der Wüste dieses Lebens voran, wie die Feuersäule dem Volke Israel in der Nacht. Mit dem Wort, als wie mit einem Schlüssel, eröffnen die Apostel den Himmel, so ihr es anhöret; oder sie übergeben euch den höllischen Finsternissen, so ihr es verachtet. Mit dem Worte Gottes bewaffnet könnet ihr fest stehen gegen die Fürsten und Gewaltigen dieser Welt, gegen den Fürsten der Finsterniß. Mit dem Worte Gottes, als mit dem himmlischen Brode und dem wahrhaftigen Manna, werdet ihr ernährt, und wachset zum vollkommenen Mannesalter. Wo das Wort Gottes ist, da ist auch Christus!“ Decolampadius erkannte auch bald die heidnische Abgötterei des Papismus in der Messe und dem Priestertume. „Das Verdienst der Messen, sagt er, und die Würde der Priester, die höher stehen sollen als das Volk, erkenne ich nun als Eitelkeit und Thorheit. Nachdem ich aus der Finsterniß herausgerissen bin, und Gnade erlangt habe, trete ich als ein

anderer Mensch vor den Altar, nämlich meiner Schwachheit mir bewußt, gewiß der Gnade Christi, eingedenk meiner Sünden, eingedenk auch der Verheißungen Christi, nicht habend, womit ich ihm vergelten könnte. Christus unser Hoherpriester, ist einmal durch sein heiliges Blut in das Allerheiligste gegangen, und hat eine ewige Erlösung gefunden. Christus, jenes Lamm Gottes, ist das einzige, einmal dargebrachte Opfer.“ — Von nun an ist dem Decolampad Christus Alles in Allem. Vor Ihm, in dem er die vollkommenste Gerechtigkeit, die Fülle der Wissenschaft, die wahre Weisheit, unsern Reichthum, unser Heil, Verdienst, Leben und Auferstehung findet, sinken die Heiligen der römischen Kirche und ihre seelenmörderische Lehre von der Werkgerechtigkeit in den Staub.

So hat Decolampad, „der Bescheidenste seines Jahrhunderts,“ in der Burg an der kleinen Aabe mitten unter rohen Rittern die Umgestaltung des Cultus in der Christenheit mit angebahnt. Die Ebernburg ward ihm aber bald zu enge. Er sehnte sich nach anderer Gesellschaft, als der der Krieger. Der Buchhändler Kratander lud ihn nach Basel ein. Sickingen hatte nichts dawider, und Decolampad betrat Basel zur Freude seiner alten Freunde am 16. Nov. 1522. Einige Jahre brachte er als Gelehrter ohne Amt zu, dann wurde er Vicar an der Martinskirche. So oft er nun predigte, hatte er, wie sein Zeitgenosse Peter Rys berichtet, „ein mächtig Volk darin.“ Auch übertrug ihm der Rath ein Lectorat an der Universität, und seine Vorlesungen hatten einen solchen Erfolg, daß Erasmus schreiben konnte: „Decolampadius triumphirt bei uns.“ Nun war die Bahn gebrochen. Auf der Kanzel und auf dem Lehrstuhl stand nun der Mann, den die Kirche Basels mit Recht ihren Reformator nennt. War auch schon vor seinem öffentlichen Auftreten manches freie evangelische Wort in Basel vernommen worden, hatte sich schon die Stimmung eines großen Theils der Bürgerschaft den Grundsätzen zugewendet, wie sie durch Luthers Schriften auch dem gemeinen Manne zugänglich wurden, so fand doch die neu ausblühende evangelische Freiheit erst an Decolampad ihren persönlichen Halt, ihren beredten Anwalt, ihren muthigen Verfechter. Seine Predigten schlossen sich an die Bedürfnisse der Zeit an, und traten in ein näheres Verhältniß auch zu seinen academischen Vorträgen. Der milde und entschiedene Mann verbreitete den guten Geruch Christi um sich her, und seine ganze Umgebung nahm in der Wahrheit zu.

Sogar in Wittenberg hörte man von ihm, und Luther und Melancthon bezeugten ihre innige Theilnahme für ihn. Der erstere hatte jedoch Besorgniß, weil Erasmus in Basel lebte, und Decolampadius sich eng an diesen angeschlossen. Er glaubte daher, ihn warnen zu müssen, und schrieb ihm: „Ich fürchte, Erasmus stirbt wie Moses im Felde Moab, und kann uns nicht in das gelobte Land führen.“

Inzwischen hatte Decolampadius Bekanntschaft mit Zwingli angeknüpft. Dieser schenkte ihm bald seine ganze Freundschaft, welche in der Folge beide zur gemeinschaftlichen Arbeit am Reformationswerke verband. Wie der Verkehr mit diesem, so wie mit dem feurigen Farel den stillen Decolampadius erhob und ermunterte, so unterließ er es doch auf der andern Seite nicht, ihnen von Zeit zu Zeit Vorsicht, Milde und Sanftmuth anzuempfehlen, da es ihm schien, als wollte ihr Feuer doch oft gar zu heftig auslodern. Ein herrlicher Beweis von Decolampadius Sanftmuth und geduldiger Hirtenliebe sind folgende Worte, die er seinem ungestümen Freunde Farel mit auf den Weg gab, als dieser 1524 von Basel nach Mömpelgard als Prediger zog. „Je heftiger du bist, sprach er zum Freunde, desto mehr gewöhne dich an Sanftmuth; bändige deinen Löwenmuth durch Taubendemuth!“ Und als Farel dieses Wort vergaß, schrieb der Freund: „Du bist hingesandt worden, um die Menschen durch Sanftmuth zu gewinnen, nicht sie mit Gewalt zur Wahrheit zu reißen, um zu evangelisiren, nicht um zu fluchen. Erst wenn alle anderen Mittel nichts helfen, macht sich der Arzt an eine Amputation. Betrachte dich wie ein Arzt, nicht wie ein Henker! Es genügt mir nicht, daß du gegen die Freunde des Evangeliums mild seiest; suche auch dessen Widersacher zu gewinnen. Gieße Del und Wein in die Wunden, und zeige dich als Evangelisten, nicht als tyrannischen Gesetzgeber!“

Im Jahre 1524 eröffnete sich für Decolampadius ein größerer Wirkungskreis. Er wurde nämlich nach dem Tode des Pfarrers Prediger an der St. Martinskirche. Doch nahm er diese Stelle nur unter der Bedingung an, daß man ihm völlige Lehrfreiheit bewillige, und daß er die Gebräuche der römischen Kirche nur dann beibehalten dürfe, wenn sie nicht gegen seine Ueberzeugung wären. Da ihm dieses Alles von den Kirchenvorstehern und dem Rathe zugestanden wurde, ließ er von nun an die Kinder deutsch taufen, theilte das Abendmahl unter beiderlei Gestalt aus, suchte die irrigen Begriffe des Volks über

Kirchengebräuche zu berichtigen, lehrte, daß die Messe kein Opfer sey, weder für die Lebendigen, noch für Todte, schaffte das Weihwasser und andere beim Gottesdienst eingeschlichene Mißbräuche ab, und erklärte sie als unnütz und sündhaft. Zudem beförderte Decolampad auch als Schriftsteller das Wachsthum der Reformation, und seine Schriften erwarben ihm viele Verehrer und Freunde im In- und Auslande. Freilich blieben nun auch die Gegner nicht untthätig. Ein großer Theil der Geistlichkeit und der Universität suchte ihn als Unruhestifter zu verdächtigen, und der weltfluge Erasmus zog sich mehr und mehr von ihm zurück. Auch die unreinen Geister der Wiedertäufer bereiteten ihm manche schwere Stunde. Er suchte sie durch Religionsgespräche, die er erst in seiner Wohnung, später in der Martinskirche und auf dem Rathhause veranstaltete, eines Bessern zu belehren; aber umsonst. Dazu kam noch der unselige Abendmahlsstreit.

Als dieser ausbrach, fühlte sich der sonst so wenig streitsüchtige Mann berufen, auch auf dem Kampfsplatze zu erscheinen. Er gab eine Schrift über den Sinn des Wortes „das ist mein Leib“ heraus, wonach er zwar in seiner Meinung nicht ganz mit Zwingli übereinstimmt, aber doch gemeinschaftlich mit ihm die Vorstellung einer leiblichen Gegenwart bekämpft. Er nahm das „ist“ im gewöhnlichen Sinne, verstand aber unter Leib ein Zeichen des Leibes. Sein Beitritt zu Zwingli machte in ganz Deutschland großes Aufsehen. Luther war tief erschüttert. Brenz, Schnepf und noch 12 schwäbische Geistliche, fast alle Schüler von Decolampadius, traten gegen diesen auf. Brenz schrieb: „Ich ehre und bewundere ihn auch noch jetzt, da ich mich in einer gerechten Sache von ihm trenne. Das Band der Liebe ist nicht zerrissen, weil wir nicht einerlei Ansicht sind.“ So entstand die schwäbische Gesamtschrift (Syngramma), in welcher eine liebevolle, aber entschiedene Antwort gegeben wurde. Es heißt darin: „Wenn ein Kaiser einem Richter einen Stab gibt, und zu ihm spricht: Nimm, dieses ist die Macht zu richten! so ist der Stab allerdings nur ein Zeichen; aber, da das Wort hinzugefügt ist, so hat der Richter nicht allein das Zeichen der Macht, sondern auch die Macht selbst.“ — Rühmend ist jedoch anzuerkennen, daß Decolampad's Worte in diesem Streite nur das Gepräge eines ruhigen und milden, dabei aber scharfsinnigen und gelehrten Mannes an sich getragen haben.

Als ein solcher trat er auch auf dem Religionsgespräche zu Baden im Frühling 1526 auf, gegenüber dem Klopffechter und

vorlauten Schreier, Dr. Eck. Daß und warum Decolampad allein dorthin gehen mußte, ist schon in Zwingli's Leben erzählt. Er kannte keine Menschenfurcht; im Namen Gottes ging er kühn der möglichen Gefahr entgegen. Am 21. Mai begann die Conferenz. Eck und Faber zogen in Begleitung von Prälaten, Magistratspersonen, Doctoren in damastenen und seidenen Gewändern, mit Ringen, Ketten und Kreuzen geschmückt, in die Kirche. Eck betrat eine prächtig verzierte Kanzel, der einfach gekleidete Decolampadius mußte ihm gegenüber auf ein grob gearbeitetes Gerüst treten. So lange die Conferenz währte, wurden Eck und die Seinigen in der badischen Herberge bewirthet. Sie führten ein lustiges Leben, und verbrauchten viel Wein, den ihnen der Abt von Wittingen lieferte. „Eck badet in Baden,“ sagte man, „aber in Wein.“ Die Evangelischen sahen armselig aus, und wurden als Bettler verhöhnt. Ihre Lebensart stach sehr ab gegen die Papisten. Der Wirth, bei dem Decolampadius wohnte, erzählte, derselbe habe, so oft er ihn auf seinem Zimmer gesehen, immer gelesen, oder gebetet. „Man muß gestehen,“ sagte er, „das ist ein sehr frommer Ketzer.“ Seine ruhig heitere Miene, sein edles, patriarchalisches Aussehen und seine Geschicklichkeit im Reden stachen grell ab von Eck's übermüthigem, vorlautem und plumpem Wesen, so daß selbst mehrere seiner Gegner ihm ihre Anerkennung nicht versagen konnten. Der Haß und der Grimm der Meister aber schnitt ihm zuweilen tief in die Seele.“ Sie hören mich nur mit Widerwillen,“ schrieb er, „aber Gott wird seinen Ruhm, den wir aufrecht erhalten wollen, nicht preisgeben.“ Ueber das Resultat dieser Disputation, so wie über die zu Bern, (Jan. 1528), an welcher Decolampad ebenfalls Theil nahm, ist schon in Zwingli's Leben berichtet worden.

Auch über das Religionsgespräch zu Marburg (Oct. 1529), wo er mit Luther sich wegen der Abendmahlslehre aus einander zu setzen suchte, haben wir an andern Orten schon erzählt. Wie überall, so zeichnete sich auch hier Decolampad durch seine milde Versöhnlichkeit, bescheidene Mäßigung, ruhige und würdige Haltung aus. Der Landgraf Philipp von Hessen sagte damals unter andern zu ihm: „Mein Herr Doctor, die von Wittenberg stehen doch auf gewissem Text; ihr habt nur Muthmaßungen und Deutungen. Nun hat Eines wahrlich mehr Grund, denn das Andere, wasweigert Ihr euch denn?“ Decolampad soll darauf geantwortet haben: „Gnädiger Fürst und Herr, ich wollte daß mir diese Faust wäre abgewesen, ehe ich hiervon einen Buchstaben geschrieben.“

Die Reformationskämpfe in Basel selbst, die ihn während dieser ganzen Zeit umwogten, und in die er mäßigend und bestimmend eingriff, können wir hier nicht ausführlicher erzählen. Er wollte nichts übereilt sehen. Vor allen Dingen aber sollten Alle, die bessernd und reinigend auf die Kirche einwirken wollten, zuerst bei sich selbst anfangen, zu reformiren. Ein herrliches Zeugniß von dieser seiner gesunden reformatorischen Gesinnung ist ein Hirtenbrief, den er nach einer Kirchenvisitation an die Pfarrer erließ. Er zeigt darin schön, wie das musterhafte Leben des Dieners Christi auch der Reinheit seiner Lehre entsprechen müsse. „Jesum Christum, den Gefreuzigten zu predigen, das sey unsere Weisheit; diesen Reichthum und Preis der Gnade Gottes gegen uns zu verkündigen, sey der Zweck aller unsrer Vorträge.“ Er empfiehlt die Liebe vor der Strenge, und äußert den Wunsch, daß häufig brüderliche Zusammenkünfte stattfinden mögen, in denen man sich gegenseitig ermahne, stärke und ermuntere.

Im Februar 1529 hatte der entschiedene Volkswille die Reformation in Basel durchgesetzt. Wie aber überall die Volksfluth leider nichts erreichen kann, ohne einen Schlamm aufzutreiben, so geschah es auch hier. Barrikaden, Schwerter und Hellebarden mußten die Reformation einführen helfen. Bilder und Altäre wurden zerschlagen und verbrannt. Decolampad ermahnte zur Sanftmuth und Milde, aber umsonst. Die erhitzten Gemüther der Menge ließen sich nicht mehr zügeln, und in wenigen Stunden, am Tage vor Aschermittwoch, war in Basel die äußerliche Reformation fertig. Nach diesem Gewaltstreiche war es aber von doppelter Wichtigkeit, daß ein Mann, wie Decolampad, das Steuer ergriff, und das von Wind und Wellen bedrohte Schifflein in den sichern Hafen zu lenken sich anschickte. Lag doch auf ihm nicht nur die Last der Arbeit, sondern auch der Verantwortung, nachdem die Anhänger der alten Kirche, auch Erasmus, der Stadt den Rücken gewendet, und auch der Universität ihre Kräfte und ihre Gunst entzogen hatten. Das Niederreißen, zu dem sich viele Hände bereit gezeigt hatten, wie der Bildersturm beweist, war jedenfalls leichter gewesen, als das Aufbauen. Zu diesem gehörten nicht nur rüstige Hände, sondern vor allem ein heller, tüchtiger Kopf und ein frommes, glaubensfestes Herz. Und das beides hatte Decolampad. Damit stellte er sich in den Riß. Der Bischof war geflohen, und Decolampadius, der wenige Jahre zuvor als Fremdling ohne Geld und Macht eingezogen war, wurde jetzt zur höchsten Kirchen-

würde erhoben. Er stellte auch die Universität wieder her, indem er Grynäus und andere berühmte Männer berief. Nicht weniger Aufmerksamkeit widmete er auch den niederen Schulen, indem er durch Organisation der sogenannten lateinischen Schulen für eine tüchtige academische Vorbildung sorgte.

Wie die gute Zucht der Jugend, so lag ihm aber besonders auch die Zucht, welche die Kirche über die Erwachsenen zu üben hat, die Kirchenzucht, am Herzen. Hierin stimmte er mit Zwingli nicht überein. Dieser war allem, was an die alte Priesterherrschaft und ihren Gewissenszwang erinnerte, abgeneigt, und wollte deshalb auch den Bann der Kirche aus seiner Kirche verbannt, und der christlichen Obrigkeit als solcher es überlassen wissen, von sich aus die Laster zu bestrafen. Decolampad aber unterschied richtig zwischen bloßer Staatspolizei und der Kirchenzucht. Er verlangte eine eigene kirchliche, vom Staate als solchem, unabhängige Behörde, welche nach den Worten Christi (Matth. 18, 15—17.) die Aufsicht über die Sitten und Zucht in der Gemeinde nach eigenen geistlichen Gesetzen handhaben sollte. Es sollten, wie zur Zeit der Apostel, einige Älteste ernannt werden, deren Stimme, als der mit Weisheit begabten, für die Stimme der ganzen Kirche gelten sollte. Es müßten diese aber solche Männer seyn, welche im ihres guten Leumunds willen Niemand zu verachten berechtigt wäre. Diese möchten in Verbindung mit den Geistlichen ihre Urtheile fällen, und den Bann ausüben. Der Baseler Rath bewilligte auch 1530 auf das einstimmige Verlangen von 50 Geistlichen besondere Bannherren für jede einzelne Pfarrei; doch riß er leider schon nach einem halben Jahre dieses geistliche Sittengericht wieder an sich. Auch die anderen schweizerischen Stände vermochte Decolampad nicht zu seinen Ansichten zu bewegen. — Am meisten hat wohl von allen schweizerischen Reformatoren vor Calvin, Decolampad die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate ausgesprochen, und mit Nachdruck betont. An Zwingli, der Kirche und Staat vermengte, wenn nicht gar die Kirche im Staate aufgehen lassen wollte, schrieb er einmal: „Die Obrigkeit, welche der Kirche die ihr gebührende Autorität nimmt, ist noch unleidlicher, als der Antichrist, d. h. der Papst. Die Hand der Behörde haut mit dem Schwerte, die Hand Christi heilt. Christus hat nicht gesagt: Wenn dein Bruder dich nicht anhört, so sage es der Obrigkeit, sondern: so sage es der Gemeinde, d. h. der Kirche. Der Staat hat andere Aufgaben, als

die Kirche, und kann vieles dulden und thun, was die evangelische Reinheit nicht anerkennt.“ Decolampad begriff wohl, wie wichtig es sey, daß seine Ansichten von der Unabhängigkeit der Kirche in der Reformation durchdrängen, und der schüchterne Mann entblödete sich darum auch nicht, dieselben vor einer Synode und vor dem baseler Rathe auseinander zu setzen; aber die anderen Reformatoren dachten anders. Sie befürchteten, der christliche Magistrat werde dadurch beschränkt. Die Bestrebungen des Decolampad waren indessen nicht ganz ohne Erfolg; denn in einer Tagsatzung der vier reformirten Kantone (Basel, Zürich, Bern und St. Gallen) beschloß man, bei Schwierigkeiten in Bezug auf Lehre und Cultus solle man eine Versammlung von Theologen und Laien einberufen, welche prüfen sollte, was die heil. Schrift über die fraglichen Gegenstände sage.

Zwingli war am 11. Okt. 1531 bei Kappel gefallen. Dieser Tod des Freundes, mit dessen Schritten er in der letzten Zeit nicht immer übereinstimmte, hatte unsern Decolampad tief erschüttert. Von seiner Klage haben wir schon in Zwingli's Leben erzählt. Das nun über die schweizerische Kirche hereinbrechende Elend sollte er aber nicht lange mit ansehen. Die Arbeit im Dienste des Herrn rieb ihn auf. Vergebens hatten ihn Freunde genäht, seine Kräfte zu schonen. Er wollte wirken, so lange es Tag war. — Eine abzehrende Entzündung ergriff ihn, und nöthigte ihn endlich, das Bett zu hüten. Alle ärztliche Kunst scheiterte an der Hartnäckigkeit des Uebels. Der Kranke fühlte, daß sein Ende nahe sey. Den 21. Nov. bereitete er die Seinigen auf dasselbe vor. Er war seit 1528 verheirathet mit Wilibrandis Rosenblatt, einer guten Christinn, ohne Glücksgüter zwar, aber von guter Herkunft und einer Wittwe, die ihm 3 Kinder geschenkt hatte. Zu diesen seinen Lieben sprach er also: „Grämet euch nicht! ich scheide nicht auf ewig von euch. Ich gehe jetzt aus diesem Jammerthale hinüber ins bessere ewige Leben. Freuen soll es euch, mich bald an dem Ort der ewigen Sonne zu wissen.“ Darauf nahm er mit seiner Frau, Verwandten und Dienstboten das heilige Abendmahl. „Dieses heilige Mahl, sprach er, ist ein Zeichen meines wahren Glaubens an Christum Jesum, meinen Herrn, Heiland und Erlöser; ein treues Zeichen der Liebe, das er uns hinterlassen hat; es sey mein letztes Lebewohl für euch!“ — Am andern Tage ließ er seine Collegen zu sich kommen. „Brüder, sagte er, der Herr ist da, er ruft mich. O Brüder! ein gewaltiges Gewölk, ein Wetter

zieht auf. Bleibt standhaft! Der Herr rettet die Seinigen.“ Alle reichten ihm die Hand, und versprachen ihm feierlich, für das Wohl der Kirche nach Kräften bedacht zu seyn. — Am 23. Nov. ließ er seine Kinder Eusebius, Irene, Altheia, (Frömmigkeit, Friede, Wahrheit) noch einmal zu sich bringen, und redete ihnen ins Herz, daß sie Gott, ihren himmlischen Vater, lieben sollten. Die Mutter und die Verwandten ermahnte er, dafür zu sorgen, daß die Kinder ihren Namen entsprechen, daß sie fromm, friedsam und gottesfürchtig werden möchten. Die folgende Nacht sollte die letzte seyn für den Johannes der Reformation. Alle Prediger waren um sein Sterbebett versammelt. Als noch ein Freund eintrat, fragte ihn Decolampadius: „Was giebt es Neues?“ „Nichts!“ antwortete dieser. „Nun, so will ich euch etwas Neues sagen: Ich werde bald bei meinem Herrn Christo seyn!“ Als man ihn fragte, ob das nahestehende Licht ihn belästige, deutete er auf das Herz und sprach: „Hier ist Licht genug!“ Bei Tagesanbruch betete er den 51. Psalm: „Gott sey mir gnädig nach deiner Güte!“ — Noch einmal seufzte er: „Herr Jesu!, hilf mir aus!“, und der treue Hirte Basels war zur ewigen Ruhe eingegangen. Die zehn anwesenden Geistlichen lagen an seinem Sterbebett auf den Knieen, und begleiteten die scheidende Seele mit ihren Gebeten. In diesem Augenblicke ging die Sonne des 24. Nov. auf. Ihre Strahlen beschienen das Antlitz einer Leiche und die Trauer, in welche die schweizerische Kirche aufs Neue versetzt war. —





Bertold Haller.

(geb. 1492, gest. den 26. Febr. 1536.)

Gott, der da hieß das Licht aus der Finsterniß hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben, daß durch uns entstünde die Erleuchtung von der Erkenntniß der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi. Wir haben aber solchen Schatz in irdischen Gefäßen, auf daß die überschwängliche Kraft sey Gottes, und nicht von uns.

(2 Cor. 4, 6. 7.)

Bertold Haller, der Reformator Berns, war 1492 zu Aldingen, in Würtemberg, von unbemittelten Aeltern geboren, hatte unter dem berühmten Michael Roth (Rubellus) in Rottweil, dann in Pforzheim studirt, wo Simler sein

Lehrer, Melancthon sein Mitschüler war. Zu Cöln Baccalaureus der Theologie geworden, kehrte er nach Rottweil zurück, und lehrte einstweilen in der Schule, mit dem Vorsatze, später noch seine Studien in Freiburg fortzusetzen. Eben hatten sich ihm günstige Aussichten dafür eröffnet, als sein früherer Lehrer und Freund Roth nach Bern berufen wurde. Dieser beredete ihn, mitzugehen, und ein nicht eben glänzendes Lehramt anzunehmen. Im Jahre 1513 kamen sie in Bern an. Der 21jährige Haller, obgleich nur mittelmäßig gelehrt, aber durch sein sanftes, anspruchsloses, fleißiges Wesen, so wie durch seine schöne Gestalt, die das Gepräge eines einfachen und unschuldigen Jünglings trug, und durch sein Rednertalent ausgezeichnet, hatte bald die Gunst der Berner gewonnen, so daß er nach und nach Kaplan, Chorherr am St. Vincenzen Münster, und 1521 endlich auch Leutpriester wurde. Zur Seite stand ihm der eifrig evangelische Barfüßerprediger, Sebastian Meyer, nach dessen Vorgang und durch das von Zwingli gepredigte Evangelium entzündet, auch Haller anfang, die papistischen Menschenfündlein von der Werkgerechtigkeit zu lassen, das Wort von der freien Gnade Gottes in Christo Jesu, geschöpft aus dem lebendigen Borne der heil. Schrift, zu predigen, und die Mißbräuche und Irthümer mit schonender Hand und ohne voreilige Neuerungen aufzudecken.

Bisher hatte in Bern die römische Kirche in besonderer Blüthe gestanden, das heißt: die Hirten fraßen das Fette, und kleideten sich mit der Wolle, und schlachteten das Gemästete, aber die Schafe wollten sie nicht weiden; die Schwachen warteten sie nicht, die Kranken heilten sie nicht, das Verwundete verbanden sie nicht, das Verlorene suchten sie nicht, und die Schafe waren zerstreuet, als die keinen Hirten hatten, und allen wilden Thieren zur Speise geworden. . . . (Hesek. 34.) — Mit kurzen Worten: Rom und seiner Pfaffen seelenmörderischer Lug und Trug versuchte, in Bern recht viele Seelen dem Satan zuzuführen. Wir können uns nicht enthalten, unsern lieben Lesern hier eine Probe der schändlichen Praxis Roms zu erzählen. — Unter den Berner Klöstern zeichnete sich das Dominikanerkloster aus, dessen Mönche sich beständig mit den Franziskanern stritten. Erstere leugneten, letztere behaupteten die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria. Die Dominikaner dachten nun überall nur an die Demüthigung ihrer Nebenbuhler. Und wie suchten sie dieses auszuführen? — Ein junger Züricher, Hans Seher, hatte sich ins

Dominikanerkloster gemeldet, war aber abgewiesen worden. Der arme Knabe kam noch einmal, brachte 53 Gulden und Seidenstoffe, — „mehr habe ich nicht,“ sagte er, „nehmt das, und laßt mich in euren Orden eintreten!“ Er wurde nun unter die Laienbrüder aufgenommen. Aber in der ersten Nacht vernahm er ein seltsames Geräusch in seiner Zelle, das ihn mit Schrecken erfüllte. Er floh in das Karthäuserkloster, von wo er wieder zu den Dominikanern geschickt wurde. In der folgenden Nacht erweckte ihn ein tiefes Stöhnen; er öffnete die Augen, und sah neben dem Bette eine große weiße Gestalt. „Ich bin eine aus dem Fegfeuer entflohene Seele,“ sprach eine Grabesstimme. „Gott stehe mir bei!“ antwortete der arme Bruder: „ich kann nicht helfen.“ Der Geist nahte sich, ergriff ihn bei der Kehle, und warf ihm seine Weigerung entrüstet vor. Dieser frug: „Was kann ich denn für dich thun?“ — „Geißle dich acht Tage bis aufs Blut, und liege auf der Erde in der Johanniskapelle.“ So sprach der Geist, und verschwand. Der Laienbruder vertraute die Erscheinung seinem Beichtvater, dem Prediger des Klosters, und unterwarf sich auf dessen Rath der verlangten Disciplin. Bald hieß es in der ganzen Stadt, eine Seele habe sich aus dem Fegfeuer um ihrer Befreiung willen an die Dominikaner gewendet. Die Franziskaner wurden verlassen, alle eilten in die Kirche, wo man den frommen Menschen liegen sah. Die Seele aus dem Fegfeuer hatte versprochen, nach acht Tagen wieder zu kommen. Sie erschien in der That in der bestimmten Nacht mit zwei Geistern, welche sie quälten und schrecklich stöhnten. „Scotus, sagte sie, welcher die Lehre der Franziskaner über die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau erfunden hat, gehört zu denen, welche so schrecklich mit mir leiden.“ Diese Nachricht verbreitete sich bald in Bern, und die Anhänger der Franziskaner geriethen in Schrecken. Die Seele hatte bei ihrem Verschwinden die Erscheinung der heiligen Jungfrau selbst verkündigt. Zur festgesetzten Zeit erschien Maria in der Zelle des erstaunten Bruders. Er konnte seinen Augen nicht trauen. Sie nahte sich ihm mild, gab ihm drei Thränen Jesu, drei Tropfen seines Blutes, ein Kreuz und einen Brief an den Papst, welcher der von Gott erkorene Mann sey, den Festtag ihrer angeblich unbefleckten Empfängniß aufzuheben. Dann trat sie noch näher an das Lager, verkündigte ihm eine große Gnade, und durchbohrte ihm die Hand mit einem Nagel. Der Laienbruder stieß einen furchtbaren Schrei aus, aber Maria umwickelte die Hand mit einem Tuche, welches

ihr Sohn bei der Flucht nach Aegypten getragen habe. Diese Wunde genügte aber noch nicht. Damit der Ruhm der Dominikaner dem der Franziskaner gleich käme, mußte Jeger die fünf Wunden Christi und des heil. Franziskus an Händen, Füßen und an der Seite haben. Auch diese andere vier erhielt er. Man gab ihm einen Trank, brachte ihn in einen Saal mit Gemälden aus der Leidensgeschichte des Herrn, wo er viele Tage fasten mußte, so daß seine Phantasie verworren wurde. Von Zeit zu Zeit öffnete man die Thüren des Saales für das Volk, welches voll Verwunderung den Bruder mit den 5 Wunden, wie er die Arme ausstreckte, das Haupt neigte, durch Stellungen und Mienen die Kreuzigung des Herrn nachahmte, anzusehen herbeieilte. Oft schäumte er gleichsam außer sich selbst, und schien zu sterben. „Er leidet das Kreuz Christi,“ hieß es bei den Zuschauern. Die wundersüchtige Menge drängte sich in das Kloster, und die Dominikaner predigten laut von der Verherrlichung ihres Ordens durch Gott. — Auf einem Concil des Dominikanerordens war Bern, die einfache, bäurische und ungebildete Stadt, wie sie der Unterprior von Bern selbst genannt hatte, zum Schauplatz dieses Wunders bestimmt worden. Der Prior, der Subprior, der Prediger und der Lieferant des Klosters hatten die Hauptrollen übernommen, verstanden aber nicht, sie bis zum Ende durchzuführen. Eine neue Erscheinung der Maria fand statt. Jeger meinte die Stimme des Beichtvaters zu erkennen, sagte es laut, und Maria verschwand, erschien aber bald wieder, um den ungläubigen Bruder zu tadeln. „Diesmal ist es der Prior!“ schrie Jeger, und sprang ihm mit einem Messer nach: die Heilige warf ihm eine zinnerne Schüssel an den Kopf, und verschwand wieder. Die Dominikaner erschrafen über Jegers Entdeckung, und suchten ihn durch Gift los zu werden. Aber er merkte es, entfloß und enthüllte ihren Betrug, wofür die Schuldigen auch bestraft wurden. — Solche Wunder und Erscheinungen geschehen auch heutzutage noch unter der gläubigen Heerde des Papstes. — — — Nur die protestantische Kirche vermag von solchem Glücke nichts zu berichten. — — —

Es war nicht anders möglich, als daß solche Sache, die den entsetzlichen Schaden der Kirche enthüllte, der Reformation in die Hände arbeitete. Dazu kam noch eine andere Geschichte, nämlich der Betrug mit dem Schädel der heil. Anna, der Mutter der Maria. Der Ritter von Stein sollte diesen aus Lyon holen. Er erschien mit der Reliquie in einer seidenen Hülle. Der kostbare

Schädel wurde in feierlicher Prozession in die Dominikanerkirche getragen, die Glocken läuteten, man trat in die Kirche, und stellte den Schädel der Großmutter Gottes auf den ihr gewidmeten Altar. Plötzlich traf aber ein Brief des Abts vom Lyoner Kloster ein, wo die Ueberreste der Heiligen ruhten, und meldete, die Mönche hätten dem Ritter Knochen aus dem Gottesacker verkauft. Ueber diese Verhöhnung der Stadt Bern waren die Bürger nichts weniger als erbaut.

Diesen allem Christenthume Hohn sprechenden Greueln setzte endlich Samsons Ablasshandel die Krone auf. Dieser war auch nach Bern gekommen, verkaufte in der Vincenzkirche seinen Ablass, und schrie dort unverschämter, als jemals: „Kauft Ablass auf Pergament für eine Krone! Auf gewöhnlichem Papier, für die Armen, kostet es zwei Bagen.“ Ein Ritter sprengte auf einem Pfelschimmel auf ihn zu, welcher dem Mönche wohl gefiel. „Gebt mir, sagte der Ritter, einen Ablass für mich, für meinen 500 Mann starken Trupp, für alle meine Vasallen und für alle meine Ahnen; ich gebe euch meinen weißen Hengst dafür.“ Es war viel für ein Pferd, aber dieses gefiel dem Franziskaner. Man verständigte sich. Das Pferd kam in den Stall des Mönchs, alle Seelen dafür aus dem Fegfeuer. Ein andermal erhielt ein Bürger für 13 Gulden einen Ablass, wodurch sein Beichtvater ihn von jedem Meineide zu absolviren ermächtigt war. Als der Krämer unter hellem Glockengeläute wieder abzog, ertheilte er noch dem knieenden Volke seinen Segen, und rief: „Ich befreie von den Qualen des Fegfeuers und der Hölle alle Geister der verstorbenen Berner, wie und wo sie auch gestorben seyn mögen!“ — Das war die römische Kirche mit ihren tollen Propheten, die ihrem eigenen Geist folgen, die nicht vor die Lücken treten, und machen sich nicht zur Hürde um das Haus Israel, und stehen nicht im Streit am Tage des Herrn, deren Gesicht nichts ist, und ihr Weissagen eitel Lügen, die da sprechen: der Herr hat es gesagt, so sie doch der Herr nicht gesandt hat, und mühen sich, daß sie ihre Dinge erhalten. (Hesek. 13.) — Und das wollte eine allein seligmachende christliche Kirche seyn!! — —

Mit Recht geißelte daher dieses antichristliche Unwesen der Dichter Manuel in einem Fastnachtsstück, „die Todtenfresser“, welches in jener Zeit auf der Straße zu Bern aufgeführt wurde. Der Papst saß in prächtigen Kleidern auf einem Throne. Um ihn standen die Hofleute, die Leibgarden und viele Priester ver-

schiedenen Ranges, hinter diesen Edelleute, Laien und Bettler.
Ein Leichenzug erschien. Ein reicher Pächter sollte beerdigt werden.
Zwei Verwandte gingen, das Taschentuch in der Hand, langsam
hinter dem Sarge. Vor dem Papste wurde dieser niedergesetzt,
und nun sprach

Der erste Verwandte:

Erbarm dich Gott und all' Chor der Engel,
Daß unser Vetter Bohnenstengel
So jung mit Tod abgegangen ist.
O barmherziger Jesu Christ!

Der Zweite:

Kein Kosten soll uns dauern dran,
Wie wir Mönch und Priester mögen han,
Und sollt' es kosten hundert Kronen,
So werden wir's ihnen ehrlich lohnen.
Damit man mög' die Seel erlösen
Vom Fegfeuer und allem Bösen,
Davon man doch so greulich red't,
Drum ich ihm gern helfen weilt (möchte).

Der Küster zum Pfarrer Ruprecht Mehrher:

Herr Kilchherr, gebt mir Botenbrod,
Es ist ein reicher Meier todt.

Der Pfarrer:

Es ist recht, hätten wir doch noch einen!
Mir fehlt es nicht, kämen uns noch viel.
Der Tod ist für uns Pfaffen ein eben Spiel,
Je mehr, je besser, kämen doch noch zehn!

Der Küster:

Ich will lieber den Todten läuten,
Denn daß ich sollt' hacken, oder reuten.

Der Pfarrer:

Lucas schreibt nicht viel davon,
Daß Gott durch der Glocken Ton
Werd' bewegt, sein Gnad zu geben,
Es sey im Tod oder Leben.
Es bringt aber nur Fisch in die Küschen,
Barben, Hecht, Sardellen und große Trütschen.

Des Pfarrers Meße.

Die Reichen gaben guten Lohn;
Mir wird zum Mindesten ein Rock davon,
Der muß seyn weiß, schwarz, grün und braun,
Und unten drum ein gelber Saum.

Der Papst.

Predigt allewege vom geistlichen Recht,
 So sind wir Herren, und die Laien Knecht,
 Und tragen zu bei der Schwere;
 Das sonst Alles verloren wäre,
 Wenn ihr das Evangelium sagtet,
 Und nach seinem Inhalt recht auslegtet.
 Sollt' es evangelischer Weise zugahn,
 So möchten wir fast kaum ein Gesein han.
 Ja, wenn wir es nur selber wollten,
 So wären wir Herren der ganzen Welt.
 Cardinal Anselm von Hochmuth.

Wenn mir nicht wär mit Todten wohl,
 So läg nicht mancher Acker voll,
 Die durch mich und meine Gefellen,
 Die stets nach Kriegen stellen,
 Sind erschlagen und erschossen.
 Drum trag ich meinen rothen Hut,
 Hab davon großen Nutz und Ehren.

Bischof Chrysostomus von Wolfsmaggen.

Uns hilft dazu das päpstliche Recht.
 Wir würden nicht viel Seide tragen,
 Auch nicht groß Gut verthun mit Tagen,
 Wenn es stünd, wie im Anfang der Kilchen (Kirchen),
 Ich trüg vielleicht grobes Tuch und Zwißchen.
 Damals wurden wir als Hirten geacht,
 Jetzt sind wir zu Fürsten gemacht;
 Ich bin zwar noch immer ein Hirt, —
 Ja, wann? — Wann man die Schafe beschiert;
 Sie bedürfen keines Wolfs, als mein,
 Ich kann wohl Hirte und Wolf auch seyn.
 Daß der Papst den Pfaffen das Ehe verbitt,
 Ohn Grund heilger Schrift, das schadt mir nit,
 Sie mögen nicht die Keuschheit halten,
 Fast wenig die Jungen, noch die Alten.
 Was liegt mir dran? Es bringt mir Geld.
 Wenn mir einer vier rheinische Gulden gibt,
 Jährlich, so sehe ich durch die Finger,
 Ich führe den fürstlichen Staat desto geringer.
 Gebiert die Mez auch Kinder dem Pfaffen,
 So kann ich mein Rugen noch weiter schaffen.
 Zweitausend Gulden trägt's im Jahr,
 Kommt nur von Pfaffenhuren har.
 So bin ich Fürst und geistlicher Hirt,
 Ja freilich auf gut deutsch ein — Hurenwirth....

Durch solche Waffen siegt die Wahrheit allerdings nicht zunächst. Sie sind nur die Geißel für die Wechsler und Taubenkrämer, welche Bahn macht für das scharfe Schwert des Wortes Gottes. So geschah es auch in Bern. Nach jener Posse wurde das Volk unruhig. Einige machten Späße darüber, andere aber nahmen es ernster, sprachen von christlicher Freiheit, vom päpstlichen Despotismus, stellten die evangelische Einfachheit dem römischen Pompe entgegen. Man trug den Ablass durch die Stadt, und sang spöttische Lieder dazu. Haller und einige andere erhoben daneben die Fahne der Wahrheit, und schwenkten die geistlichen Waffen Christi. Allein zu einem Durchbruch kam es in Bern noch nicht. Die Berner, wohl mißtrauisch gegen die Geistlichkeit und streng gegen ihre Uebergriiffe, hingen dennoch als ein „tapfer und ungelehrt“ Volk mit ungemeiner Zähigkeit am Glauben der Kirche. Haller hatte daher keinen leichten Stand. Selbst erst nur schrittweise durch das Lesen der heil. Schrift und der Schriften Zwingli's, so wie durch dessen persönliche Bekanntschaft und belehrenden Briefwechsel zu klarer und fester Ueberzeugung gelangend, durfte er nur mit großer Vorsicht nach der ihm gewordenen Erkenntniß den papistischen Greuel und Irrthum anzugreifen wagen. Bald hieß er auch ein Schüler Zwingli's, und hatte viel Schmähungen und Anfeindungen zu ertragen. Das schlug ihn nieder. Er reiste nach Zürich, und theilte Zwingli seine Noth mit. „Mein Geist ist sehr bedrückt, sagte er, ich kann alle diese Unbill nicht aushalten. Ich will die Kanzel verlassen, und zu Dr. Wytttenbach nach Basel ziehen, um mich bloß mit der heil. Schrift zu beschäftigen.“ Der kräftige Zwingli wußte ihm aber wieder Muth einzulösen. „Ich fühle mich auch entmuthigt, antwortete dieser, wenn man mich ungerechter Weise angreift; aber Christus erweckt mein Gewissen durch den mächtigen Stachel seiner Schrecknisse und Verheißungen. Er beängstigt mich, wenn er spricht: wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater. Er beruhigt mich durch die Worte: wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Sey getrost, lieber Bertold! Unser Name steht unauslöschlich in den Tagebüchern der Bürger dort oben. Ich bin nicht abgeneigt, für Christum zu sterben. Die wilden Bären*) werden milder, wenn sie Christi Lehre ver-

*) Bern hat einen Bären im Stadt-Banner.

nehmen; aber es muß sanftmüthig geschehen, sonst werfen sie sich mit Wuth auf dich.“ Haller bekam wieder neuen Muth, und schrieb nachher an Zwingli: „Meine Seele ist aus ihrem Schlummer erwacht. Ich muß das Evangelium verkünden. Christus muß in diesen Mauern herrschen, aus denen ihn Mönchs-pöffen so lange gebannt hatten.“ Er entzündete seine Fackel an der Zwingli's, und der schüchterne Mann warf sich muthig den wilden Bären entgegen, die ihn zu verschlingen drohten.

Haller fing nun eben so zuversichtlich, wie Zwingli, an, über das Evangelium Matthäi fortlaufend zu predigen. Der Münster zu Bern war immer voll Zuhörer, und Gottes Wort wirkte mehr, als Manuels Pöffen. Wegen dieser Neuerung wurde er vor den Rath geladen. Die Volksmenge begleitete ihn, und wartete auf dem Marktplatz. Der Rath war verschiedner Ansicht; die einflußreichsten Mitglieder meinten, es sey eine Sache des Bischofs von Lausanne, dem man den Prediger ausliefern müsse. Die Sitzung wurde stürmisch. Hallers Freunde, darüber erschrocken, forderten ihn auf, sich rasch zu entfernen. Das Volk brachte ihn wieder in sein Haus zurück, welches von vielen Bürgern bewacht wurde. Der Bischof und der Rath wurden von diesem Austritte eingeschüchtert, und Haller war gerettet. Neben ihm trug die Fackel des evangelischen Lichtes in Bern besonders hoch der schon genannte Sebastian Meyer. Dieser predigte über die Glaubensartikel und die Briefe Pauli vor dem Volke auf kräftige und faßliche Weise. Auch wußte er die Anschuldigungen der Feinde durch Wort und Schrift schlagend zurückzuweisen. So widerlegte er z. B. den Vorwurf, welchen der Bischof von Constanz in einem Hirtenbriefe vorgebracht hatte, die Jünger des Evangeliums predigten eine neue Lehre, und die alte sey die allein wahre, treffend auf diese Weise, indem er sagte: „Wenn man tausend Jahre lang Unrecht hat, so hat man keine Stunde Recht, sonst hätten die Heiden in ihrem Glauben verharren müssen. Wenn die ältesten Lehren die wahren sind, so sind 1500 Jahre mehr als 500, und das Evangelium ist älter, als die päpstlichen Beschlüsse.“

Von nun an, — dem Jahre 1522, — schien in Bern die Sache des Evangeliums in stetem, wenn auch langsamem Wachsen begriffen. Haller konnte rühmend schreiben: „Wenn nicht Gottes Zorn sich gegen uns kehrt, kann sein Wort nicht aus der Stadt verbannt werden; denn die Berner hungern darnach.“ Die Reformation hatte sich auch in Bern schon

mächtige Freunde erworben. Allein auch gewaltige Feinde standen ihr gegenüber, die sich nicht scheuten, die römischen Waffen der List und Bosheit zu gebrauchen. Zuflüsterungen, wie diese, „jetzt gehe es über die Pfaffen her, und darnach über die Junker,“ sollten die Wohlgesinnten stutzig und rückgängig machen. Immer schroffer stellten sich die Partheien einander gegenüber, immer mehr wurde das Volk durch die zwiespältige Lehre beirrt und beunruhigt, ein Kampf schien unvermeidlich. Da erließ der große Rath, um den gefährlichen Riß zu heilen, am Tage St. Viti und Modesti 1523 eine Verordnung, „daß nichts Anderes, denn allein das heil. Evangelium und die Lehre Gottes öffentlich und unverborgen, und was sich jeder getraue, durch die h. Schrift zu beschirmen, verkündet werden solle, und alle anderen Lehren, Disputationen und Stempeneien, dem h. Evangelium und Schriften ungemäß, ganz und gar zu unterlassen, sie seyen von dem Luther, oder andern Doctoren geschrieben und ausgegangen.“ — Dieß sollte gelten bis zu fernerer Erläuterung, und wer dawider handle, den Andern Bub, Ketzer oder Schelm heiße, auf der Kanzel lehre, was er aus göttlicher Schrift nicht erweisen könne, der sollte im Predigtamte eingestellt, und sonst bestraft werden. — Offenbar sollte dies ein Schlag gegen die neuen, lutherischen Lehrer seyn, denen die Römischen Ein für allemal damit den Mund zu stopfen meinten, aber — so fängt der Herr die Klugen in ihrer List! Durch den Satz des alleinigen Ansehens der heil. Schrift war in Bern der Grundstein der Reformation unwiderruflich gelegt. Die Gegner der Reform verwunderten sich nicht wenig, als die evangelischen Geistlichen sich auf diesen Beschluß beriefen. Bern schritt von da an ruhig vorwärts, und Zwingli konnte bald dem Propst von Wattewille schreiben: „Alle Christen freuen sich allenthalben des Glaubens, den die fromme Stadt Bern angenommen hat.“ — „Es ist Christi Sache!“ riefen die Freunde des Evangeliums, und verfolgten, Haller an der Spitze, muthiger ihren Weg.

Die hierüber besorgten Gegner beschloßen nun einen Hauptschlag zu führen, und die Geistlichen, deren kühne Rede die alten Gözenaltäre stürzte, zu verdrängen. Eine Gelegenheit dazu fand sich bald. In Bern war ein dem heil. Michael gewidmetes Kloster von Dominikaner-Nonnen. Am Namenstage des Erzengels, den man im Kloster besonders feierlich beging, waren mehrere Geistliche dorthin gekommen, darunter auch Haller, Meyer, und Wytenbach. In einer Unterredung mit den Nonnen

hatte Haller gesagt: „Die Verdienste des Mönchslebens sind nur eine Einbildung; die Ehe ist eine von Gott selbst eingesetzte ehrenwerthe Stiftung.“ Bald verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, Haller habe gesagt, alle Nonnen seyen Kinder des Teufels. Die Feinde der Reform benutzten diese Gelegenheit. Sie gingen den kleinen Rath an, erinnerten an ein altes Gesetz, wonach ein jeder, der eine Nonne verführte, zum Tode verurtheilt werden sollte, und beantragten wenigstens ewige Verbannung der drei Geistlichen. Der kleine Rath war damit einverstanden, und die Sache kam an den großen. Hier aber hatten die Evangelischen zahlreiche, wenn auch vorsichtige Anhänger. Als man daher die in der ganzen Schweiz verehrten Namen Haller, Meyer, Wytttenbach hörte, erhob sich gleich eine Opposition gegen den kleinen Rath und den Klerus. Die Freunde der Prediger riefen: „Soll man sie ungehört verurtheilen? Ist ihr Zeugniß nicht so viel werth, als das einiger Weiber?“ Die drei wurden vorgeladen. Man wußte nicht, was zu thun sey, bis ein Patrizier sagte: „Geben wir beiden Theilen Recht!“ Das geschah. Man entließ die Prediger, warnte sie aber, sich mit den Klöstern abzugeben. Die Kanzel genügte ihnen auch, und die Gegner waren geschlagen.

Aber sie waren doch immer noch mächtig genug, und ruhten nicht. Daher ein sonderbares Schwanken, daher das Anschließen Berns an die katholischen Orte, und doch wiederum Zusicherungen an Zürich, daß die feindselige Sprache nicht halb so ernst gemeint sey; daher die öfteren strengen Strafbestimmungen gegen verführte Priester, Uebertretung der Fasten u. s. w., während man sich doch zugleich die freie und lautere Predigt des Gotteswortes ausdrücklich, und ohne den Widerspruch zu merken, vorbehielt. Man suchte beide Theile änsstlich in Schranken zu halten. Ein Auftritt zeigt besonders dieß in auffallender Weise. Sebastian Meyer veröffentlichte eine Darlegung der römischen Irrthümer, die großes Aufsehen erregte, und in welcher er über das Klosterleben sagte: „Man lebt darin unreiner, fällt darin häufiger, steht langsamer auf, geht unsicherer, ruht gefährlicher, erbarmt sich seltener, wird langsamer gereinigt, stirbt verzweifelter, und wird härter verdammt.“ Indesß Meyer so gegen die Klöster auftrat, sprach der Dominikanerlector Johann Heim auf der Kanzel: „Nein, Christus hat nicht Ein für allemal seinem Vater genug gethan, wie die evangelischen Lehrer sagen. Gott muß noch täglich durch das Messopfer und die guten Werke mit den Menschen versöhnt

werden.“ Zwei Bürger, welche unter den Zuhörern waren, fielen ihm in die Rede, und riefen: „Das ist nicht wahr!“ Es entstand ein Lärmen in der Kirche, Heim verstummte, andere forderten ihn auf, fortzufahren, aber er verließ die Kanzel. Der große Rath verbannte am andern Tage beide Streitprediger, Meyer und Heim, und that so den gleichen Hieb in Rom und die Reform. Man sagte deßhalb von den Bernern: „sie sind weder lutter, noch trüb,“ mit Anspielungen auf Luthers Namen, da lutter im Alldutschen lauter heißt.

Nach Meyers Weggange stand Haller nun allein und in einer schwierigen Lage, der er von Anfang an kaum gewachsen gewesen wäre. Doch der Herr gibt dem Müden Kraft, und Stärke genug den Unvermögenden. Seine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Das erfuhr auch Haller an sich, also, daß er den Kampf auch allein aufnehmen und fortführen konnte. Es begann für ihn eine mehrjährige Prüfungszeit, von der er selbst sagt, daß er unter steter Gefahr des Todes, oder der Verbannung nur durch Gottes Gnade gestärkt worden sey, der Gemeinde das Evangelium zu verkündigen. Mehrere Anschläge auf sein Leben wurden gemacht, die Regierung war weder kalt, noch warm; auch verlor er einen Freund und Gehülfen um den andern. Dazu kam noch der Spuk mit den Wiedertäufern, die auch in Bern ihr Wesen trieben, und denen er mit Zwingli und Decolampad die Spitze bieten mußte. Dennoch hielt er sich wacker, und nahm so weit zu an Erkenntniß und Glaubens-treue, daß er, auf Zürichs Antrag, gegen Ende des Jahres 1525 aufhörte, Messe zu lesen. Um so mehr aber mühte sich die alte Parthey in Bern, das Evangelium und seine Prediger zu verdrängen.

Für den Augenblick schien es auch gelingen zu sollen. Auf das Drängen der katholischen Cantone, sich ihnen anzuschließen, und zum alten Glauben zurückzukehren, erklärten die von jenen überstürzten Berner, beim katholischen Glauben bleiben zu wollen. Doch behielten sie sich, nach einem früher erlassenen Mandat, den freien Gebrauch des Wortes Gottes und anderer Schriften ihm gemäß, so wie das Recht vor, taugliche Prediger desselben anzustellen; auch sollte man gegen die Züricher des Glaubens halber nichts vornehmen. Der Reformation war nun wieder ein Riegel vorgeschoben. Fremde, verheirathete Priester mußten das Land meiden; auf verdächtige Bücher und Personen wurde streng geachtet. Die Feinde des Evangeliums jubelten

laut über Berns Rückkehr zur alleinseligmachenden Kirche und Hallers angeblichen Widerruf. Jetzt kam das Religionsgespräch zu Baden. Haller mußte auch dorthin reisen, nicht sowohl um zu disputiren, als vielmehr „um Erläuterung seiner Lehre zu geben, und Unterricht in der Wahrheit zu empfangen.“ Er stritt jedoch mit Eck über das Meßopfer, welches angegriffen zu haben, man ihn eben beschuldigte, wick aber aus, als Eck ihn listiger Weise über seine Ansicht vom Abendmahle ausforschen wollte. Gleich nach seiner Rückkehr wurde er vor den kleinen Rath geladen, und erhielt den Befehl, die Messe zu lesen. Er verlangte, sich vor dem großen Rathe verantworten zu dürfen. Das Volk eilte schon herzu, um seinen Pfarrer zu vertheidigen, als er erklärte, wenn Unruhen ausbrechen sollten, so wolle er lieber die Stadt verlassen. „Wenn ich Messe lesen soll, so lege ich mein Amt nieder; Gottes Ehre und die Wahrheit seines heiligen Wortes sind mir theurer, als die Sorge für Nahrung und Kleidung.“ So lautete Hallers Erklärung, die einen solchen Eindruck auf den Rath machte, daß mehrere sich der Thränen nicht entwehren konnten. Die Mäßigung hatte die beste Wirkung. Haller verlor zwar seine Stelle als Gchorherr, aber er wurde zum Prediger ernannt, worauf mehrere seiner bittersten Feinde die Stadt verließen, und ihr Bürgerrecht aufgaben. „Bern,“ schrieb Haller, „war gefallen, hat sich aber kräftiger als je wieder erhoben.“

Der entscheidende Augenblick der völligen Reformation in Bern rückte nun immer näher heran. Die beiden Großmächte des Jahrhunderts, Evangelium und Papstthum waren gleich sehr thätig. Ein Zusammenziehen des Risses durch versöhnende Staatsklugheit, oder ein Laviren zwischen beiden Partheien war nicht mehr möglich. Der Berner Rath mußte sich entscheiden, da die Urcantone auch eine immer drohendere Stellung einnahmen. Dieß, so wie die Unruhe der Gemüther, drängte die Regierung zum letzten Schritt, zu einem Religionsgespräch in Bern selbst. Der Kampf war scheinbar ungleich. Der römischen Hterarchie gegenüber, einem Kolosse, der mehrere Jahrhunderte lang gewachsen war, stand eigentlich nur ein schwacher, furchtsamer Mann, unser bescheidener Haller. Er hatte auch noch von Baden her eine Scharte auszuwecken, da man ihm das Verschweigen seines Glaubens vom Abendmahl zum schweren Vorwurfe machte. Er klagte erschrocken seinen Freunden: „Ich kann das Schwert der Rede nicht führen. Reicht mir eure Hand, sonst ist Alles ver-

loren!“ Dann warf er sich dem Herrn zu Füßen, und erhob sich neugestärkt, indem er ausrief: „Der Glaube an den Herrn er-muthigt mich so, daß ich nichts fürchte!“ — Der Herr sandte ihm aber doch wackere Mitstreiter an Zwingli, Decolampad, Bucer, Capito, Farel u. A. Am 7. Januar begann das Gespräch, über welches Einiges in Zwinglis Leben schon berichtet wurde. Haller disputirte in seiner Reihe über die Kirche, die Erlösung allein durch Christum, das Messopfer, das Fegfeuer. Auch hielt er die Schluß- und Dankrede, worin sich die ganze Milde und Kindlichkeit seines Sinnes aussprach. Er ermahnte, nicht nur den Gottesdienst und die Lehre, sondern auch Herz und Leben zu reformiren, und beschwor seine Amts-brüder, die Heerde Christi nicht als Herren, sondern als Hirten und Vorbilder zu weiden. — Das Resultat der Disputation war in Bern, daß beide Räthe die Abschaffung der Messe ver-fügten: ein Jeder könne von den Altären die von ihm gestifteten Zierrathen zurücknehmen. Fünfundzwanzig Altäre und sehr viele Bilder wurden ohne Unordnung und Blutvergießen im Dome zerstört, und die Kinder sangen, wie Luther uns be-richtet, sie seyen vom gebackenen Gotte befreit. Der Großrath erklärte auch seine Trennung vom Papste, und stützte sich auf das Volk. Vom 30. Januar an gingen seine Boten von Haus zu Haus, und beriefen alle Bürger zusammen, und am 2. Februar versammelten sich alle Einwohner, Vornehme und Geringe, zu Einer großen Familie vereinigt, in der Kirche, und schwuren, den beiden Räthen in allen seinen Beschlüssen für das Wohl der Kirche, oder des Staates beizustehen. Diese erließen am 7. Februar ein allgemeines Reformedict, worin sie das Joch der Bischöfe von sich abschüttelten, die wohl ihre Schaafse zu scheeren, aber nicht zu weiden verstünden. Es folgten noch Sittenmandate, und reichlich wurde aus den überflüssigen Kirchen-gütern für Arme und Schulen gesorgt. Am Osterfeste feierte Haller mit seiner Gemeinde das heil. Abendmahl zum ersten Male nach evangelischem Gebrauch, woran die Räthe und das ganze Volk mit geringer Ausnahme Theil nahmen. Die Refor-mation hatte in Bern gesiegt. Der wilde Bär war aus seiner Höhle an das Licht gefrohen. —

Hallers eigentliche Lebensaufgabe war nun vollendet. Die Erleuchtung von der Erkenntniß der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi war nach langem, geduldigem Kampfe durch ihn, den Schwachen, in Bern durchgedrungen.

Es bedurfte nur noch der Befestigung, und dieser widmete Haller, als treuer Arbeiter im Weinberge des Herrn, den Rest seines Lebens. Er schaffte, so lange es Tag war, obschon der Hauspaß, den der Herr den Seinen zu schicken pflegt, das liebe Kreuz, auch bei ihm nicht vorüberging. Immerwährende Drücklichkeit drückte ihn, die jedoch die pflegende Hand einer treuen Gattinn, mit der er sich spät erst verbunden hatte, ihm ein wenig zu lindern vermochte. Dazu kam der Kummer, den sein friedliebendes Herz über die Spannung zwischen den evangelischen Städten und den katholischen Ländern schwer empfand. Und endlich der Ausbruch des unseligen Bruderzwistes, die Schlacht bei Gappel, der Tod seiner Freunde Zwingli und Decolampad, die darauf folgende harte Zeit der Prüfung für die Evangelischen, — das Alles waren schwere Schläge für unsern Haller, unter denen ihn nur der demüthige Glaube an seinen Heiland aufrecht erhalten konnte. Lange sollte er jedoch seinen heimgegangenen Freunden nicht nachschauen. Am 26. Februar 1536, Abends um 11 Uhr, rief ihn der Herr aus dem Kampfe heim zu seines Himmels ewigem Frieden.

Friedrich Myconius.

(geb. den 26. Decbr. 1491. gest. den 7. April 1546.)

Der Herr läßt es den Aufrichtigen gelingen. (Spr. 2, 7.)

Friedrich Meem, oder wie er sich nach damaliger Sitte auch nannte, Myconius, wurde am 26. Decbr. 1491 zu Lichtenfels in Franken von schlichten Bürgerleuten geboren. Die Aeltern, die aus ihrem Friedrich etwas Tüchtiges machen wollten, schickten ihn in seinem 13. Jahre auf die Schule zu Annaberg. Der Knabe mußte sich dort kümmerlich durchhelfen, sammelte sich aber durch regen Fleiß einen guten Schatz von Kenntnissen. Er mochte jedoch nicht bloß seinen Kopf

füllen, sondern auch sein Herz. Er dürstete nach dem lebendigen Wasser des Lebens, und rang nach seines Herzens Heiligung.

Sechs Jahre hindurch hatte er die Schule zu Annaberg besucht, da geschah es, daß Johann Tegel auch dort seine Bude aufschlug, und da schon mit derselben Frechheit und Unverschämtheit, wie 7 Jahre später, seinen Ablasskram feil bot. *)

Myconius war ein eifriger Besucher der Tegelschen Predigten, und folgte ihnen mit solcher Aufmerksamkeit, daß er die meisten derselben auswendig herzusagen vermochte. Nun hatte aber sein Vater, der zu dem mitten unter den Dornen verborgenen heiligen Samen Gottes gehörte, zu den 7000, die ihre Kniee nicht gebeugt hatten vor dem Baal, seinen Sohn wohl in der Jugend gelehrt, daß Christi Blut das einige Lösegeld für die Sünden der ganzen Welt sey; jeder Christ müsse diesen Glauben haben, daß, wenn nur 3 Menschen durch das Blut Christi sollten selig werden, er einer derselben sey; daran zu zweifeln hieße Christi Blut schmähen; der päpstliche Ablass sey nur eine Prellerei der Einfältigen und eine Pfaffenlüge, denn die Vergebung der Sünden und das ewige Leben könne nicht mit Geld erkaufte werden. Tegel jedoch predigte das gerade Gegentheil. Wem sollte der Jüngling nun glauben? Wohl fielen ihm die Worte des Vaters ein, aber wer hatte Recht? Er kämpfte mit vielen Zweifeln. Aber es waren ja Priester, die solches predigten, sein Vater nur ein Laie, und jene mußten es doch am besten wissen. Damit schlug er die Zweifel zu Boden. „Ich hielt, erzählte er später selbst, Tegels Predigten förmlich für Orakel Gottes, in dem guten Glauben, daß Alles, was uns vom Papste geschickt würde, gleichsam von Christo selbst käme.“ Aber sein Glaube sollte bald einen harten Stoß bekommen. Als nämlich die Zeit herankam, wo Tegel in

*) Schon lange vor 1527 war nämlich Sachsen eine reiche Fundgrube für die Ablassprediger gewesen. Papst Alexander verordnete 1496 in Folge einiger schon damals erhobenen Händel, daß in Sachsen 20 Jahre lang kein Ablass ertheilt werden sollte. Sein Nachfolger Julius II. hob aber 1509 diese Verordnung wieder auf, und die Bischöfe von Meissen und Merseburg veröffentlichten dieses mit solchem Ernste, daß sie zeitliche und ewige Strafe und Versagung der Absolution denen ankündigten, welche den Groschen für den Ablass nicht erlegten. Tegel war bereits 1507 zum erstenmal nach Freiburg gekommen, wo er innerhalb zwei Tagen 2000 Gulden mit seinem Handel gewonnen hatte. (Seckendorf Hist. d. Luthrth. p. 41.)

Annaberg die Himmelsthür zu schließen gedachte, und in einer Predigt dieses den Leuten verkündigte, sie zugleich noch ermahrend, für so wohlfeilen Preis ihr Seelenheil zu erkaufen, jetzt sey noch die angenehme Zeit, jetzt sey der Tag des Heils, da entschloß sich auch Myconius, durch einen Ablasszettel sich des Himmels zu vergewissern. Er hatte zwar kein Geld, vertraute aber der der Ablassbulle angefügten Clausel, daß der Ablass den Armen umsonst um Gotteswillen gegeben werden sollte. Drei Tage vor Tezels Abreise machte er sich mit Herzklopfen auf den Weg, und trug den Priestern, die das Gefolge Jenes bildeten, in einer zierlichen, lateinischen Rede vor, er sey ein armer Jüngling, und begehre umsonst um Gotteswillen einen Ablassbrief. Diese, die Gefallen an ihm und seiner Rede fanden, gingen sogleich zu Tezel hinein, trugen ihm die Bitte vor, und unterstützten sie auch mit ihrer Fürsprache. Nach längerer Berathung kehrten sie aber mit der Antwort zurück, der Herr Commissar würde der Bitte gern Gehör geben, aber er könne es auch beim besten Willen nicht, da eine solche Ablassbewilligung nichtig sey, weil die päpstliche Bulle ausdrücklich sage, daß nur die wahrhaften Ablasses theilhaftig werden könnten, welche die Hand zur Beihülfe ausstreckten, d. h. die Geld dafür bezahlten. Dem Myconius dünkte dies wunderbarlich. Er berief sich auf die der Bulle beigefügte Clausel, und Tezels Leute gingen zum zweiten Male hinein, um ihrem Herrn die Bitte des Jünglings ans Herz zu legen. Sie stellten ihm vor, er solle sich an einem Armen nicht vergreifen, aber vergeblich. Tezel verweigerte hartnäckig einen Ablassbrief ohne Geld. Die Mönche gaben sich nun ans Handeln, Myconius möge doch nur wenigstens 6 Groschen geben. Da dieser sich aber immer weigerte, und sich auf das „den Armen um Gotteswillen umsonst“ berief, erbot sich einer, um der Sache abzuhelpen, ihm 6 Groschen zu schenken, womit er den Zettel bezahlen solle. Aber Myconius antwortete, er wolle keinen gekauften Ablass, da er sonst auch wohl hätte ein Buch verkaufen und ihn lösen können, sondern er bäte darum umsonst um Gotteswillen. Könne er so ihn nicht erhalten, so möchten sie Gott Rechenschaft geben, daß sie das Heil einer armen Seele um 6 Groschen willen versäumt hätten, da Gott die Vergebung der Sünden umsonst den Armen ertheilt haben wollte. — Myconius erhielt keinen Zettel. Er schreibt später davon und über den in Folge dessen gethathenen Schritt also: „Ich ging weg, theils traurig, weil ich keinen

Zettel bekommen hatte, theils aber freute ich mich auch, daß es doch noch einen Gott im Himmel gäbe, der die Sünden den Reuigen auch ohne Geld vergeben wolle, nach seinem heiligen Worte, das ich oft gesungen: „So wahr, als ich lebe, spricht der Herr Herr, ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß sich der Gottlose bekehre von seinem Wesen, und lebe.“ (Hesek. 33, 11.) Mit weinenden Augen ging ich nach meiner Wohnung zurück, im Herzen betend, daß, weil jene mir wegen Geldmangel die Gnade verweigerten, der Herr mir doch nach seiner großen Barmherzigkeit meine Sünden vergeben möge. So kam ich heim, ging in mein Zimmer, nahm das Crucifix, welches ich immer auf meinem Tische stehen hatte, stellte es auf eine Bank, und warf mich vor ihm auf die Erde nieder. Ich kann es hier nicht beschreiben, aber fühlen konnte ich damals den Geist der Gnade und des Gebetes, den Du, mein Herr und Gott, über mich ausgossst. Mein Gebet war nur das Eine, daß Du mir ein Vater seyn, und meine Sünden mir vergeben mögest. Ich hatte mich Dir ganz gegeben, Du solltest mit mir machen, was Du wolltest, und, da jene mir ohne Geld nicht gefällig seyn wollten, mir ein gnädiger Gott und Vater seyn. Ich fühlte meine ganze Natur sich verändern; die Dinge der Welt ekelten mich an, auch dieses Lebens schien ich satt zu seyn, ich wünschte nur allein mit Gott zu leben, um ihm zu gefallen. Aber wer sollte mich unterweisen, wie dieß anzufangen? Oder durch wen konnte ich sichere Vergebung der Sünden erlangen? Gottes Wort, das Leben und das Licht der Menschen, war auf der ganzen Erde unter dichter Finsterniß der thörichtesten Menschenfündlein begraben. Von Christo schwieg man entweder ganz still, oder man stellte ihn als den härtesten Richter dar, den kaum seine Mutter und alle Heiligen im Himmel mit blutigen Thränen versöhnen könnten, und zwar nur so weit, daß er den Reuigen um jeglicher Todsünde willen zu den siebenjährigen Strafen des Fegfeuers, die sich nur dadurch von der Hölle unterschieden, daß sie nicht ewig wären, verstoße. Doch flöste mir der heil. Geist Hoffnung ein, es sey möglich, daß Gott auch mir noch gnädig seyn wolle. Ich überlegte nun einige Tage, wie ich mein Leben ändern sollte. Ich sah die Sünden der Welt und des ganzen Menschengeschlechtes, die allen klar genug vor Augen lagen, ich sahe auch meine vielen und nur allzugroßen Sünden. Ich hatte aber gehört von der verborgenen und großen Heiligkeit und dem gottseligen Leben der Mönche, wie sie Tag und Nacht Gott dienten, fern

von allem gottlosen Wesen des Jahrhunderts, einfach, gerecht und keusch lebten unter Lesen, Singen, Fasten und Beten. Ich hatte jene Lebensweise auch schon gesehen, war ja aber noch nicht zu der Einsicht gekommen, daß sie die größte Heuchelei und Götzendienst sey....“

Am 14. July 1510 trat Myconius in das Franziskanerkloster zu Annaberg ein. Er wollte dort den Frieden seines Herzens finden. Ob er ihn fand? darüber brauche ich wohl nichts zu sagen. Ein Traum, den er gleich in der ersten Nacht seines Aufenthaltes im Kloster hatte, rollte das Bild seines Lebens vor ihm auf. Er sah sich nämlich in eine felsige, traurige Wüste versetzt. Trostlos irrte er darin umher, aber kein Weg, kein Steg war zu finden, der ihn herausführte. Von Hunger und Durst und Müdigkeit erschöpft, sank er endlich zusammen. Da trat plötzlich ein liebevoller Mann zu ihm, an Gestalt und Ansehen dem Paulus ähnlich, und dieser reichte ihm die Hand, und richtete ihn auf mit den Worten: „Stehe auf und folge mir! es wird Alles wieder gut werden.“ Da aber Myconius zum Gehen zu schwach war, ergriff ihn der Mann bei der Hand, und führte, hob, und trug ihn. Er brachte ihn in ein herrliches, von der Morgensonne bestrahltes Wiesen-
thal, durch welches ein crystalheller, mit Blumen eingefaster Bach rieselte. Daran wollte Myconius seinen Durst stillen, aber sein Führer verbot es ihm; er sollte an der Quelle selbst trinken. Bald kamen sie dahin. Begierig schöpfte Myconius mit seiner Hand das Wasser; wie er aber in die Quelle hinschaute, siehe, da erblickte er das Bild Christi darin. Ja, es schien ihm der Gekreuzigte lebendig zu seyn, und die Quelle strömte aus seinen Wunden hervor. Da zauderte er, zu trinken. Das Wort Petri war auf seinen Lippen: „Herr, gehe von mir hinaus! denn ich bin ein sündiger Mensch.“ Aber sein Begleiter ergriff ihn, und stürzte ihn in die Quelle selbst hinein. Myconius wußte vor Entzücken nicht, wie ihm geschah. Sein Haupt lag an der Brust des Gekreuzigten, seine Hände berührten den unsterblichen Leib; in durstigen Zügen schlürfte er den süßen Trank, der Leib, Seele und Geist ihm wunderbar erquickte. Als er seinen Durst vollkommen gestillt hatte, zog ihn sein Führer von der Quelle hinweg, führte ihn weiter auf ein Kornfeld voll reifen Getreides, und befahl ihm, die Hand anzulegen, und zu schneiden. Myconius wollte sich mit seiner Unkunde entschuldigen; aber da wurde ihm ein Schnitter gezeigt, der so rasch sein Werk ver-

richtete, als ob er das ganze Feld erndten wollte. Dieser lehrte ihn die Kunst und die Vortheile dabei, und sagte, als Myconius allzu sorgfältig auch das Stroh nahe am Boden wegschneiden wollte, daß sein Herr kein Stroh brauche; nur Weizen, Aehren und Halme sammle er in seine Scheuer. Darum möge er sich durch Stoppeln und Stroh nicht aufhalten lassen, aber die guten Aehren solle er auch genau sammeln. Nach und nach kamen immer mehr fröhliche Schnitter auf das Feld, doch schien ihre Zahl der Größe der Erndte noch lange nicht angemessen. Sie arbeiteten aber rüstig darauf los, einer kräftigte den andern durch Wort und That, und wenn sie ermüdet waren, erquickten sie sich an einem Bache, und stärkten sich an Brod, Fisch und Fleisch. So ging es lange fort, bis Myconius endlich doch ganz ermattet niedersank; sein Körper bestand nur noch aus Haut und Knochen. Sein Geist aber war stark geblieben. Wie er so, traurig nicht mehr arbeiten zu können, da lag, erschien ihm sein früherer Führer wieder, in Begleitung eines anderen Mannes, der dem Andreas, oder Philippus ähnlich sahe. Jener tröstete ihn mit freundlichen Worten. Wie er nun dieser sanften Stimme lauschte, sahe er plötzlich wieder das Bild des gekreuzigten Heilands, an dem er in der Quelle gelegen hatte, aber in veränderter Gestalt. Das Fleisch war von den Gebeinen verschwunden, und alle Knochen waren zu zählen. Da berührte ihn sein früherer Begleiter mit dem Finger, zeigte auf das Bild des Heilands, und sprach: „Dem mußt du ähnlich werden!“ — Bei dieser Berührung erwachte Myconius. Er lag in dunkler Klosterzelle, ein Mönch. Er dachte über seinen Traum nach, und versuchte, ihn auszulegen. Und wie deutete er ihn? Die Wüste sollte sein vergangenes Leben seyn, die Rettung daraus sein Gang ins Kloster, die Erquickung der Frieden in der Zelle, und die Erndte die Frucht seines heiligen Strebens und der Befolgung der Ordensregeln und Statuten.

Mit Eifer und Strenge ergab sich nun Myconius dem den Mönchen vorgeschriebenen Leben. Er peinigete sein Fleisch durch Wachen, Beten, Fasten und körperliche Züchtigungen, aber, — da kam er erst recht in die Wüste. Wie es dem Luther und noch vielen andern, die es aufrichtig mit ihres Herzens Heiligung meinten, gegangen ist, so ging es auch ihm. Er suchte den Frieden, und fand ihn nicht. Da kam die Verzweiflung. Er gab alle Studien der Scholastiker, die er bisher getrieben, auf, und beschäftigte sich nur mit Handarbeiten, band

Bücher ein, drechselte u. s. w. Dadurch wollte er die trüben Gedanken verschrecken, aber auch das half nichts. Nun fing er an, auf den Vater im Himmel zu zürnen, daß er ihn geschaffen habe, und ihm nicht die Kraft gebe, der Sünde und dem ewigen Verderben zu entfliehen. Ein trostloser Zustand war es, in dem er sich befand: zwischen Himmel und Hölle wurde er umhergeworfen. Keiner konnte ihm ein Wort des Trostes geben; denn die Mönche verstanden ihn nicht. Sie spotteten noch seiner. Jahre lang hat dieser friedenslose Zustand noch gedauert, aber der Herr läßt es endlich den Aufrichtigen gelingen.

Wenn die Stunden sich gefunden,
 Bricht die Hül' mit Macht herein,
 Und das Grämen zu beschämen,
 Wird es unversehens ein.

Luthers 95 Thesen durchheilten die Christenheit. Auch in das Kloster zu Annaberg fanden sie Bahn. Myconius las sie in seiner einsamen Zelle mit seinem Freunde Johannes Voigt. Wie Schuppen fiel es von seinen Augen. Diese Wahrheit hatte er schon von seinem Vater gehört. Des Vaters Worte wurden wieder lebendig in seinem Herzen. Offenbar, dachte er, ist Luther der Mann, der zu mir im Traume in die Wüste geschickt wurde. Nun gab's für ihn kein Besinnen mehr, kein Abwägen, Zweifeln und Besprechen mit Fleisch und Blut. Mit Einem Schlage, ganz und entschieden, stand er auf der Seite der Reformation und des Evangeliums. Er lag an der Quelle, am Herzen des Heilandes, und trank das lebendige Wasser in durstigen Zügen. Als dieses aber seine Oberen merkten, fuhren sie hart über ihn her. Sie untersagten ihm auf anderthalb Jahre allen Verkehr nach außen, gestatteten ihm weder Absendung, noch Annahme von Briefen, und bedrohten ihn mit ewiger Haft. Sechs Jahre hindurch hatte er diese Quälereien ausgehalten, da schlug ihm endlich die Stunde der Befreiung. Im Jahre 1524 entfloß er den dumpfen Klostermauern, und kam nach Zwickau, wo er Pfarrer ward. Sein Aufenthalt war aber hier nur kurz. Noch in demselben Jahre wurde er als erster Pfarrer und Superintendent nach Gotha berufen. Hier hat er bis an sein seliges Ende als ein treuer Hirte die Herde des Herrn Jesu geweidet.

An großen, außerordentlichen Begebenheiten ist sein Leben nicht reich gewesen. Es floß dahin wie ein sanftes Wiesebächlein, dem nur hie und da ein Kieselstein in den Weg tritt,

das aber ringsum Wachsthum und Fruchtbarkeit verbreitet. Nur noch einige von seinen Erlebnissen wollen wir daher hier berichten. — Im Jahre 1527 begleitete Myconius den Churprinzen von Sachsen, Johann Friedrich, als Reiseprediger nach Düsseldorf, wo dieser seine Vermählung mit Sibylla, der Tochter des Herzogs Johann III. von Cleve, Mark, Jülich und Berg, feiern wollte. Er mußte während des Aufenthalts in Düsseldorf täglich in dem Gemache des Churprinzen auf dem Schlosse predigen. Vielleicht mochte der sächsische Hof dabei die Absicht haben, den Samen der Reformation durch ihn weiter austreuen zu lassen. Es ist wenigstens gewiß, daß Myconius nicht allein in Düsseldorf predigte, sondern auch zu Köln und Soest, und recht viel durch seine Predigten wirkte. Diese evangelischen Predigten zu Düsseldorf waren den Katholischen ein großes Aergerniß, und ein Franziskaner-Mönch, Johann Korbach, der von Köln herüber gekommen war, konnte sich nicht enthalten, auf der Kanzel 10 Artikel vorzutragen, die man glauben müsse, und dann auf die neuen Prediger, die ohne Beruf gelaufen kämen, heftig zu schelten. Schließlich fügte er jedoch hinzu, wenn ihn Jemand eines Irrthums zeihen wollte, sey er bereit, aus heiliger Schrift besseren Unterricht anzunehmen. Diese Schlußworte veranlaßten einen sächsischen Cavalier, Anarch Wildenfels, eine Disputation zwischen Myconius und Korbach zu veranstalten. Am 19. Febr. wurde dieselbe im Beiseyn des Churprinzen und vieler andern hohen Herren abgehalten. Sie drehte sich um den den Reformatoren öfter gemachten Vorwurf, den Bauernaufstand verursacht zu haben, um Heiligenverehrung, um den alleinseligmachenden Glauben und seine Frucht, die Liebe u. dgl. Myconius sprach der Würde der Sache angemessen, klar, überzeugend und kräftig, aber dabei mild und sanft. Schön sind seine Worte über den Kern und Stern des Evangelii: „Liebe Herren und Freunde! Weil wir allenthalben für Ketzer ausgeschrieen werden, so bitte ich, ihr wollet den Grund unseres Glaubens und unserer Hoffnung anhören. Wir bekennen, daß wir alle Sünder sind, mit Gemüth und Begierden immer zum Bösen geneigt, und dem Willen Gottes widerspenstig. Das Gesetz strafet unsere Sünde, und zeigt, wie weit wir von dem Ebenbilde Gottes, in seinen Geboten vorgestellt, entfernt sind. Auf Erkenntniß der Sünde folget Betrübniß und Furcht vor dem göttlichen Gerichte. Dieses ist unvermeidlich, und kein Mittel vorhanden; denn es ist keine

Wissenschaft von dem göttlichen Rathschluß, ob er uns verzeihen wolle, zu haben; als welche er uns durch seinen Sohn, den er hat lassen Mensch werden, geoffenbaret. Dieser unser Herr Jesus Christus prediget uns von der Gnade seines himmlischen Vaters, und lehret, daß er gekommen sey, die Menschen selig zu machen, und Heil zu bringen. So bezeuget auch die Schrift, wie Christus unsere Sünden auf sich genommen. Dieses muß man glauben, und dadurch allein werden unsere Sünden gebüßet. Denn durch Christum werden nicht allein unsere Sünden und Uebel weggenommen, sondern auch sein Sieg, Auferstehung, Gerechtigkeit, Heiligkeit, Erlösung und andere Güter uns geschenkt. Dieses alles ergreifen wir mit dem Glauben, und zweifeln nicht, daß wir durch Christum erlöst, heilig, gerecht, selig und Kinder Gottes werden; alle diese Dinge erlangen wir durch den Glauben; ohne den Glauben haben wir derer keins. Auf diesen Glauben folgt der heilige Geist; der gießt in unsre Herzen die Liebe aus, daß wir Gott als einen Vater lieben, und ihm willig gehorchen, befiehet, daß wir uns untereinander lieben, wie er uns geliebet hat. Daher fließen die Früchte des Geistes aus willigem Herzen, welche Paulus Galat. 5. erzählt; denn, wo der Baum nicht gut ist, oder der Glaube nicht rechtschaffen, ist auch kein Geist, noch Glaube im Herzen; denn wo sie da wären, wirkten sie auch, gleichwie Hitze und Licht sich unfehlbar ereignen, wo Feuer ist. Dies alles wirket in uns das Evangelium und Wort Gottes.“ — Norbach, der anfangs hoch daher gefahren war, und, wie der Meister Eck, den Mund voll Schmähungen und Lasterworte hatte, gab bald klein bei. Zuletzt erklärte er sich sogar für überzeugt, und gab der evangelischen Wahrheit öffentlich die Ehre. Leider ist er aber später wieder abgefallen, und hat sich dann nicht entblödet, sich eines Sieges über Myconius zu rühmen. —

Von dem Segen, welchen die durch den Churfürsten Johann, den Beständigen, angeordnete Kirchenvisitation hatte, ist dem Myconius auch ein Theil zuzuschreiben. Er visitirte 1529 mit Melanchthon und Anderen die Kirchen des Thüringerlandes. An dem Religionsgespräch zu Marburg nahm er ebenfalls Theil. Im Jahre 1538 wurde er sogar nach England gesandt, um Heinrich VIII. bei der von ihm vorgenommenen Reformation zu rathen, hat aber freilich bei „dem listigen und heimtückischen Könige, der mit seinem Simuliren und Dissimuliren Jedermann betrügen konnte,“ nicht viel ausgerichtet.

Im folgenden Jahre wurde er vom Churfürsten eine Zeit lang den Leipziguern als Prediger geliehen. Sein Wirken in dieser Stadt wurde vom Herrn mit solchem Segen gekrönt, daß er in einem Briefe an den Churfürsten Folgendes schreiben konnte: „Gew. Churfürstlichen Gnaden weiß ich zu Preis und Lob dem allmächtigen Gott nicht zu verhalten, daß sich die Sachen des h. Evangeliums noch alle recht hier in Leipzig anlassen und schicken, und sind nicht nur die gotteslästerlichen, päpstlichen Mißbräuche abgethan, sondern auch am vergangenen Mittwoch die rechte Communion und deutsche Messe wieder angegangen.“ Dann erzählt er, wie darauf auch die Päpstlichen sich gerüstet, und gegen Gottes Wort gestemmt, und ihn bekämpft hätten, und fährt hierauf fort: „Aber unser Herr Gott stärkte mich wider sie an Leib und Seele, und bin mit Dr. Kreuzinger gestern Freitags Vor- und Nachmittags wohl acht oder neunthalbe Stunden im Namen des Herrn zur Erhaltung der reinen Lehre Christi zu Kampf getreten, und Gott hat Gnade gegeben, daß der Teufel sammt all seinem Anhange mit aller Schande, Christus aber mit seinem Wort und Sakrament, wie ein Gold durch's Feuer gezogen, in aller Herrlichkeit bestanden, und den Sieg behalten hat. Hoffe, der Satan soll nur den Kopf an unserm Felsen Christo gestoßen haben, daß er sein Beißen etwas nachlassen wird; denn er ist ihm ja zu stark, der Same des Weibes, wider den er sich gelegt.“

Im Jahre 1541 wurde Myconius schwer krank an der Lungenucht. Jedermann verzweifelte an der Genesung. Da aber rettete ihn nicht ein Doctor mit Pillen und Tränken, sondern sein langjähriger Freund Luther, der Held im Beten. Myconius, der schon mit Ruhe seiner Auflösung entgegen sahe, äußerte sich oft sehnlich: „Ich möchte wohl vor meinem Abscheiden aus der Welt meinen vielgeliebten Marthin Luther noch einmal sehen.“ Als er immer schwächer ward, und schlaflos die langen Winternächte zubrachte, ließ er sich in einer Nacht Feder und Papier reichen, und schrieb mit zitternder Hand seinem Freunde ein herzliches Lebewohl. Tief bewegt las Luther den Brief, und rief laut aus: „Da sey Gott für!“ Darauf eilte er zu seinem Pulte, und schrieb einen Brief. Darinnen hieß es: „Ich bitte und flehe den Herrn Jesum, welcher ist unser Leben, Heil und Gesundheit, daß er mir's zu diesem Unglück nicht kommen lasse, daß ich erleben und sehen sollte, daß Ihr, oder etliche der Unsern, solltet mir zuvorkommen, hindurchdringen und reißen durch den Vorhang zur Ruhe, und mich hinter euch

hier in dieser falschen argen Welt mitten unter den Teufeln lassen, daß ich nach eurem Abgang noch länger müßte mehr Plage und Marter ausstehen... Also begehre und bitte ich, daß mich der liebe Gott an eurer Statt wollte lassen krank werden, und mich heißen ablegen diese meine Hütten, die nun ausgearbeitet und gedient hat, verzehret und kraftlos worden, und derhalben untüchtig ist, sehe es auch wohl, daß ich Niemand mehr nütze bin. Derhalben bitte und ermahne ich Euch mit Ernst, daß ihr sammt uns den lieben Gott wollet bitten, daß er Euch länger beim Leben erhalten wolle, zum Dienst und Besserung seiner Kirchen, und dem Teufel zu Spott und Verdruß.... Der Herr lasse mich ja nicht hören, so lange ich lebe, daß Ihr gestorben seyd, sondern schaffe, daß Ihr mich überlebet! Das bitte ich mit Ernst, will's auch gerühret sehen, und so haben, und mein Wille soll hierinnen geschehen. Amen. Denn dieser mein Wille sucht die Ehre göttlichen Namens, nicht meine Ehre noch Lust; das ist gewißlich wahr." — Und ihm geschah, wie er geglaubt hatte. Myconius lag schon sprachlos, als der Brief ankam, und ihm vorgelesen wurde. Von Stund an aber genas er. Er konnte bald darauf Luther in Wittenberg besuchen. Allen, die ihm dazu Glück wünschten, gab er zur Antwort: „Ja, ihr Lieben, nächst unserm allbarmherzigen Vater im Himmel verdanke ich Marthin Luther, diesem Helden im Beten, der Gott alles abglauben kann, meines Lebens Fristung. Sein Machtwort hat mich Hinfälligen, gleich dem Machtwort des Herrn Jesu an Lazarus, wieder aufgerichtet.“

Myconius lebte darnach noch fünf Jahre, von mancherlei Gebrechen des Leibes beschwert. Endlich, am 7. April 1546, nur 2 Monate nach dem schmerzlich betraurten Tode seines Freundes Luther, ging der treue Knecht Gottes auch ein zur ewigen Ruhe und zu seines Herrn Freude.





Johann Hesz.

(geb. den 23. Sept. 1490, gest. den 6. Jan. 1547.)

Ich glaube, darum rede ich. (Ps. 116, 10.)

Solchen Spruch ließ die dankbare Stadt Breslau ihrem Reformator Johann Hesz auf seinen Grabstein schreiben. Ist freilich ein Sprüchlein von nur wenig Worten, hat aber einen tieferen Grund, als der tiefste Schacht, den die Leute je gegraben, um eitel Gold und Silber zu Tage zu fördern. Steckt auch darinnen viel Gold und Silber, aber nicht für Handel und Wan-

del auf Erden, sondern solches, das nur im Himmel gilt. Wenn der Meister Steinmetz solch Wort auf den Grabstein schreiben kann, des Name muß fürwahr auch im Buche des Lebens aufgeschrieben seyn. Und wissen die Leute auch nicht viel mehr von ihm zu erzählen, als was jenes Sprüchlein besagt, und hat man auch keine dicken Folianten, in denen seines Lebens und Thuns weitläufig berichtet wird, so schadet's nichts. Man weiß genug von ihm, und sein Andenken bleibt im Segen. — Also geht es uns mit unserm Johann Hef. Der liebe Leser darf nicht erwarten, ein Weites und Breites über ihn von uns zu erfahren. Wir wissen selbst nicht viel, außer dem: Er glaubte, darum redete er. Dieses wollen wir aber getreulich berichten.

Johann Hef erblickte am 23. September 1490 zu Nürnberg das Licht der Welt. Sein Vater war in jener alten Handelsstadt ein angesehener und reicher Kaufmann. Unser Johannes that aber nicht, wie viele junge Herren damaliger und auch unserer Zeit, die es vorziehen, sich lieber auf den Schatz ihres Vaters zu verlassen, als sich selbst in Kopf und Herz einen zu sammeln, nach dem die Diebe nicht graben, und den nicht Motten und Rost fressen. Der Jüngling sammelte, wie eine fleißige Biene, zu Zwickau, Leipzig, Wittenberg den Honig der Wissenschaften, vergaß dabei aber auch nicht, daß Christus lieb haben besser ist, denn alles Wissen. Nachdem er 1511 in letztgenannter Stadt sich die Magisterwürde erworben, widmete er sich dem geistlichen Stande, und ging nach Meisse in Schlesien. — Obgleich seine Väter aus adligem Geschlecht waren, so nahm der Sohn doch nur den bürgerlichen Namen an, behielt aber sein Familien-Wappen bei, dessen sinnvoller Spruch lautete:

Der Löw' aus Juda's Stamm,*) des Glaubens scharfes Schwert,**)
Ist Hessens Wappenschild, das ihm den Sieg gewährt.

Der Bischof Turzo von Breslau machte ihn 1513 zu seinem Secretär. Darnach übertrug ihm Herzog Carl von Münsterberg und Dels die Erziehung seines Sohnes Joachim, nachmaligen Bischofs von Brandenburg. Bis zum Jahre 1518 blieb Hef am herzoglichen Hofe zu Dels, in treuer Pflichterfüllung seines Berufes, von seinem Gönner mit ungemessener Liebe behandelt. Da aber trieb ihn sein unwiderstehlicher Wissensdurst noch einmal in die Fremde. Er pilgerte zuerst

*) Off. 5, 5. **) Eph. 6, 17.

nach Bologna, wo er 1519 Subdiacon wurde, dann nach Ferrara, wo er den Doctorhut erhielt, und endlich 1520 nach Rom. Hier machte man ihn zum Diacon der Kirche. Kaum erfuhr dieses Turzo, sein bischöflicher Gönner, so beschenkte er ihn mit einem dreifachen Canonicate zu Meisse, Brieg und Breslau. Hefß eilte nach Schlessien zurück, erhielt die Priesterweihe, und las am 8. July 1520 die erste Messe. Noch in demselben Jahre starb Bischof Turzo. Sein Nachfolger war Jacob v. Salza. Dieser forderte Hefß in sein Canonicat zu Breslau. Hefß kam und betrat häufig die Kanzel. Seine Predigten waren beredt und erbaulich, und fanden ungewöhnlichen Beifall. Er stellte seinen Zuhörern die heilige Schrift als die einzige Richterinn in Glaubenssachen dar, und bewies ihnen, daß sie die alleinige Quelle sey, woraus alles zur Seligkeit der Menschen Nothwendige geschöpft werden könnte, ferner, daß diese Quelle Allen zugänglich sey, und daß sie nicht erst durch die Auslegungen des Alterthums ihre Klarheit empfangen. Wie Hefß zu diesen evangelischen Grundsätzen gekommen ist, darüber haben wir keine Nachrichten. Wir wissen nur, daß er schon vor dem Jahre 1520 mit Luther und Melanchthon Freundschaft gepflogen hat, ohne indessen auch hierüber Genaueres mittheilen zu können. Genug, Hefß verbreitete schon als Canonicus in Breslau die ersten Grundsätze der Reformation. Er wurde bald entschiedener und fester. Denn, als er 1522 nach seiner Vaterstadt Nürnberg ging, um die Seinigen noch einmal zu sehen, gab er dort von der Kanzel die freie, öffentliche Erklärung, daß er die evangelische Lehre völlig billige, und sie annehme. Der Ruf davon drang bis nach Breslau und Wittenberg. Luther wünschte ihm in einem Briefe Glück, daß er nun ein Evangelist geworden. In Breslau nahm man, wie vorauszusehen, jene Erklärung auf doppelte Weise auf. Die Einen verabscheuten ihn als einen Keger; die Andern aber, und das waren die Meisten, zollten ihm ihren Beifall, und hingen mit Begeisterung und Liebe an ihm. So kam es, daß ihn der Rath im Juni 1523 zum Pastor an der Kirche St. Maria Magdalena ernannte, und selbst ihn auch, da der Bischof zwar seine Einwilligung gab, den Gewählten aber nicht ordiniren wollte, feierlich in sein Amt einführte. Am 25. October hielt Hefß seine Antrittspredigt vor einer außerordentlich zahlreichen Gemeindeversammlung. Seine aus der Tiefe des Herzens strömenden, gewaltigen Worte machten einen solchen Eindruck, daß

jener Tag eigentlich als der Geburtstag der Breslauer Reformation betrachtet werden kann.

Hefß wirkte nun als ein treuer Arbeiter im Weinberge des Herrn. Das Feuer, welches er anzündete, griff lustig um sich. Er eroberte die Herzen für das Evangelium durch Wort und Wandel. Sein Herz brannte in der Liebe zum Herrn Jesu, und aus dieser Liebe redete und handelte er, und mit dieser Liebe eroberte er. Die Lektion, welche der Herr Matth. 25, 32—46 gibt, konnte er daher auch gründlich auswendig, nicht mit dem Kopfe, sondern mit dem Herzen. Breslau war mit einer unbeschreiblichen Menge von Armen angefüllt. Die Bettler, Buben und Erwachsene, die Krüppel mit allerhand Gebrechen litten und lagen im Ueberflusse auf allen Gassen und vor allen Kirchen der Stadt. Hefß, wohl wissend, daß eine rechtschaffene Armenpflege eine heilige Pflicht christlicher Obrigkeiten und Gemeinden sey, that zu verschiedenen Malen öffentlich Ermahnung von der Kanzel an die städtische Behörde, daß sie sich doch der Elenden und Armen im Volk annehmen möchte. Aber, wie das so geht, das Wort ward gehört und vergessen. Es wurde zwar vom Magistrat die Nothwendigkeit einer geordneten Armenpflege zugegeben, die sofortige Einrichtung derselben aber aufgeschoben von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr. — Vielleicht denkt hier der Leser: Ist gerade wie bei uns. Nichts kommt leichter auf die lange Bank, als so ein Capitel über Armenpflege. — Daß zu Breslau eine rechte Armenpflege gar nicht in's Leben kommen wollte, das ging unserm treuen Hefß fast sehr zu Herzen. Er unterließ gar mehrere Wochen hintereinander das Predigen. Dieser Umstand an einem Mann, des Freude die Kanzel war, machte den Magistrat und die ganze Gemeinde stutzig. Man entschloß sich endlich, bei ihm zu erforschen, was doch wohl die Ursache dieser Unterlassung seyn möchte. Da entgegnete der Diener des Herrn dem Magistrat von Breslau: „Mein lieber Herr Jesus liegt in seinen Gliedern vor allen Kirchthüren. Ueber den mag ich nicht wegschreiten. Will man ihn nicht wegräumen, so will ich auch nicht predigen.“ — Das muß wahr seyn, ein solch männlich, freimüthig Wort mußte in's Gewissen einschlagen, und Feuer zünden bei einem Magistrat, der noch Christi gedachte. Und es geschah so. Man hatte nur die Wahl, Hefß seines Amtes zu entsetzen, oder ihm seinen Willen zu thun. So wollte man den treuen Lehrer sonder Menschenfurcht nicht verlieren. Sein Wort kam in die Gemeinde, und machte allerwärts so tiefen Eindruck,

daß man bereits am 7. Mai 1525 anfang, in allen Stadtvierteln Armenpflege zu errichten. Die unbefugten Bettler wurden gehörig unter Kontrolle genommen, und zur Arbeit verwiesen, alle alten, wahrhaft Nothdürftigen unterstützt, Krüppel, Blinde und Lahme, 500 an der Zahl, in städtischen Gebäuden untergebracht. Ueberdies wurde ein öffentlich Almosen-Amt gebildet, ja auf anhaltendes Bitten des treuen Hefß bereits am 21. Juli 1526 auch noch ein nahegelegenes Hospital für arme Kranke erbaut. Auf rührende Weise überbot sich nun die Liebe, alle Versäumnisse gut zu machen. Sogar die Arbeiter, welche am neuen Hospital arbeiteten, nahmen keinen Heller Lohn. Ja, es ist doch etwas Wunderbares und Heiliges um die Liebe, welche der Herr Jesus in die Herzen der Menschenfinder legt! —

Es war aber nicht anders zu erwarten, als daß der alte, böse Feind, wie überall, so auch in Breslau sich regte, um das heilige Feuer des Evangeliums zu dämpfen. Hefß hatte viele offene und listige Anläufe zu bestehen. Fleisch und Blut fingen bei ihm auch manchmal an zu zagen. Da schrieb ihm Luther: „Du bist mit Christo in das Schiff gestiegen. Was erwartest du? Einen heiteren Himmel? Nein, vielmehr Stürme und Ungewitter und Wogen, die das Schifflein bedecken, so daß es zu sinken anhebt. Aber mit dieser Taufe mußt du zuvor getauft werden. Dann, wenn du Christum anrufen hast, der eine Zeitlang gewiß schlafen wird, wird der heitere Himmel folgen.“ Und Hefß rief, oft und brünstig. Und der Herr hörte, und bedrohte den Sturm und das Meer. Einer der Hauptgegner war ein Domherr in Breslau, Matthäus Lamprecht, der mit allen Kräften Hefß entgegen zu arbeiten suchte. Aber was den Menschen auch unmöglich scheint, dem Herrn ist kein Ding unmöglich. Er, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, hatte den Lamprecht bald so weit, daß er sein ganzes, ansehnliches Vermögen den Breslauer Hospitälern und dem von Hefß gegründeten Almosen-Amte vermachte.

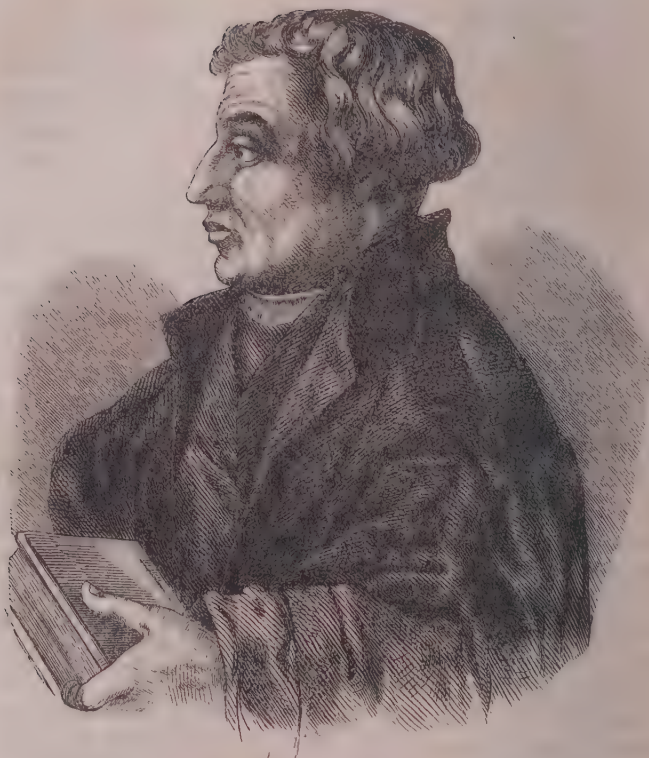
Gleich im folgenden Jahre nach seinem Amtsantritt hielt Hefß zu Breslau eine Disputation mit den Gegnern des Evangelii. Diese öffnete der Reformation nur noch neue Thüren in Breslau. Aber auch für andere schlesische Orte war sie von großer Bedeutung. Insbesondere wurde Valerius Rosenhayn, Oberpfarrer zu St. Peter und Paul in Liegnitz, durch sie für den evangelischen Glauben gewonnen. Er predigte ihn nun mit segensreichem Erfolge in seiner eigenen Gemeinde,

und ist so der eigentliche Reformator des Herzogthums Liegnitz geworden.

Durch des Magistrats und Hessens Bemühungen kam auch die zweite Hauptkirche der Stadt, zu St. Elisabeth, in die Hände der Evangelischen. Am Sonntag Quasimodogeniti 1525 wurden die Hauptänderungen im Gottesdienste vorgenommen, und Alles abgeschafft, was nicht mit dem Worte Gottes übereinstimmte.

Im Jahre 1526 schienen besonders schwere Wetter gegen Breslau heraufziehen zu wollen. Auf dem Reichstage zu Speier erbot sich nämlich der König Ludwig von Ungarn und Böhmen, ein entschiedener Feind der Reformation, die keizerliche Stadt Breslau auf eigene Kosten mit Krieg zu überziehen. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt. Noch in demselben Jahre traf den König bei Mohacz in einer Schlacht gegen die Türken die Hand Gottes. Sein Nachfolger war Ferdinand, Kaiser Karls Bruder. Dieser wird von Manchen als ein billiger Mann gerühmt, hat sich auch wirklich manchmal milde gezeigt. Aber gegen die schlesischen Evangelischen ließ er 1528 ein sehr strenges Edict ergehen. Der härteste Satz darin war dieser: „Die Lutherischen Freiheitsprediger, die an so vielen Orten so häufig Blutvergießen verursacht hätten, wie auch die, welche ihre Lehre annahmen, sollten mit dem Schwerte gestraft werden.“ Trotz aller Strenge konnte das Edict dem Evangelio aber doch keinen Abbruch thun; auch ist es niemals zur Ausführung gekommen. Eine größere Gefahr drohte in dem eigenen Heerlager. Von Liegnitz aus verbreitete sich nämlich eine durchaus schwärmerische Secte, gestiftet von Caspar Schwenkfeld von Ossig und dessen Freunde Brautwald. Sie verwarfen das feste Wort Gottes, das uns in der heil. Schrift gegeben ist, und bauten ihre Phantasien auf das sogenannte innere Wort, welches natürlich im Grunde nichts anderes war, als ihr eigener Schwarmgeist. Diese Secte griff stark um sich; selbst viele Lehrer des Evangelii fielen ihr zu. Hieß mit den Gott und dem Evangelio Treuen stemmte sich diesem Unwesen kräftig entgegen, und die Bewegung verzog sich auch bald, wie ein Bach, den ein Gewitterregen gebildet hatte.

Der treue Knecht des Herrn wirkte in großem Segen fort bis in das Jahr 1547. Da rührte ihn am 5. Januar auf der Kanzel der Schlag. Den folgenden Tag verschied er. Sein letztes Wort war: „Erlöse mich, Herr Jesu!“



Martin Bucer.

(geb. 1491, gest. den 27. Febr. 1551.)

„Dieweil wir denn wissen, daß der Herr zu fürchten ist, fahren wir schön mit den Leuten; aber Gott sind wir offenbar. Ich hoffe aber, daß wir auch in eurem Gewissen offenbar sind.“ (2 Kor. 5, 11.)

Martin Bucer ist im Elsasser Land daheim, wo er zu Schlettstädt, im Jahr 1491, geboren wurde. Der Knabe hatte einen ernsten Sinn, der auf Himmel und Ewigkeit gerichtet stand. Drum geschah es, daß er schon in seinem 16. Jahr in das Dominikanerkloster seiner Vaterstadt eintrat. So in klösterlicher

Abgeschiedenheit vermeinte er am besten durch Beschäftigung mit göttlichen Dingen und durch fernere Uebungen, wie es vorgeschrieben ist von den Satzungen jenes Ordens, zu geistlichem Beruf und Amt sich vorbereiten zu können. —

Da merkten die Mönche alsbald, dieser Jüngling Martin Bucer sey vor Andern zu sonderlichen Dingen berufen. Und sein Prior sandte ihn nach Heidelberg zur Hochschule. Hier war nun die Theologie sein eifriges Anliegen. Und damit er die heilige Gottesgelehrtheit unverfälscht aus ihrem Born schöpfen möchte, erlernte er mit Fleiß die Grundsprachen der Bibel, das Hebräische und Griechische. Und die Wissenschaften, welchen er außerdem nachging, Redekunst und Philosophie, sollten ihm Helfer und Handhaben werden, jenen einzigen Schatz aus der Tiefe zu holen, und für Andere an's Licht zu fördern.

Aber er lag damals noch gar gefangen in den Satzungen der römischen Kirche. Da kamen ihm Schriften des Holländers Erasmus zur Hand, welcher durch seine freisinnige Gelehrsamkeit in heiliger Schrift bis auf die Schwelle der Reformation vorgeedrungen war. Bald darauf hatte er Gelegenheit, auch einige Bücher des Doctor Luther zu lesen. Und er hub an, in der Bibel zu forschen, wie es sich damit verhielte, und wer Recht habe, der Luther, oder der Papst. Er ward unruhig, und konnte nicht in's Klare kommen. Aber aus der Morgenröthe der Reformation war ihm ein frischer Thautropfen auf sein Herz gefallen.

Damals trat er schon als Prediger auf, und hatte vielen Beifall durch die Kraft und den Freimuth seiner Worte, durch den Wohlklang seiner Stimme, und durch sein leutseliges Wesen. Und einst, da er also ohne Ansehen der Person wider Sünde und Laster das zweischneidige Schwert des Wortes zückte, that es einem frommen Mannesherzen, das auch unter den Zuhörern lauschte, besonders wohl. Das war der Ritter und Held Franz von Sickingen. Dieser rühmte daher den Jüngling dem Churfürsten Friedrich von der Pfalz, welcher ihn auch sofort zum Lehrer der Theologie ernannte.

Da geschah es, daß Luther im Jahr 1518 nach Heidelberg kam, um in öffentlicher Disputation 28 Thesen, die er aufgestellt hatte, gegen Jedermann, der sie angreifen wollte, zu vertheidigen. Darunter standen auch folgende Sätze: „Nicht der ist gerecht, welcher viel thut, sondern der, welcher ohne Werke viel an Christum glaubt.“ „Das Gesetz sagt: Thue dieses! und

es geschieht niemals. Die Gnade sagt: Glaube an diesen! und schon ist Alles gethan.“ — Bucer war bei der Disputation zugegen. Sein Herz wallete ihm, und ward überwältigt durch den Doktor aus Wittenberg; und trachtete hinfort evangelischer Weise durch die Gnade allein selig zu werden. Er kam nachher auch noch in ein besonderes Zwiegespräch mit Luther, der an dem jungen Dominikanermönch ein großes Gefallen bekam. Davon schreibt er an Spalatin: „Hier hast du einen Brief von Bucer, wohl des einzigen reinen Bruders in jenem Orden, und eines Jünglings von der besten Hoffnung. Er hat mich zu Heidelberg begierig und einfältig aufgenommen, und mit mir gesprochen. Er ist der Liebe und Treue, aber auch der Hoffnung werth.“

Nicht lange nach der Heidelberger Disputation wurde Bucer von seinem Churfürsten aufgefordert, ihn nach Belgien zu begleiten. Auf dieser Reise hatte er öfter Gelegenheit, in den Klöstern und Kirchen seines Ordens zu predigen. Dann strömte ihm der Mund davon über, wessen sein Herz jetzt so voll war. Aber er richtete bösen Muth an bei den Mönchen, weil er über ihrem Unglauben und Lasterleben ohne Rückhalt die Geißel göttlicher Zucht und evangelischer Wahrheit schwang. Und als sie nun gar bei ihm die Neigung witterten, den Dominikanerorden zu verlassen, da bissen sie die Zähne über ihm zusammen, und trachteten nach seinem Leben. Er aber entfloß heimlich in einem Schiffe den Rhein hinauf. Bei Bingen stieg er an's Land, und eilte durch das Nahethal, und sprach den ritterlichen Franz von Sickingen, seinen Gönner von früher her, um Schutz und Schirm an. Der nahm ihn mit Freuden in seine Ebernburg auf. Hier hatten noch manche andere fromme Männer, die um des Glaubens willen verfolgt waren, sichern Verbleib und edle Gastfreundschaft gefunden, unter welchen auch Joh. Decolampad, Gaspar Aquila von Augsburg, und Johann Schwebel von Pforzheim, weshalb Ulrich von Hutten die Ebernburg „eine Herberge der Gerechten“ nannte. So hatten nun diese Männer Gottes hinter ihres Ritters Wall und Mauer guten Frieden vor dem Schnauben der Dränger. Und diese Tage nützten sie, eifrig betend und studirend in die Tiefen und in das Mark der h. Schrift einzudringen, indem Einer des Andern Lehrer ward. — Derweil zog Luther gen Worms, und als er in frommem, kühnem Heldenmuth vor Kaiser und Reich seinen evangelischen Glauben bekannte, ist auch

Bucer aus der Ebernburg dahingeeilt und dabei gewesen. Aber nachdem er noch einige Tage mit Luther dort Umgang gehabt, kehrte er gestärkt von den Liedern und Psaltern der Wittenberger Nachtigall wieder zurück in die Herberge der Gerechten.

Doch war hier seines Bleibens nicht mehr lang. Denn dieweil der ritterliche Sickingen mit dem geistlichen Churfürsten zu Trier in Fehde gerathen, wurden seine Bürger voll Rüstung und Kriegeslärm. Da ist denn kein Ort zum Studiren und stiller, heiliger Betrachtung. Also nahm Bucer seinen Abschied; bis die Schwerter wieder in der Scheide seien, so lange wolle er draußen bleiben. Aber nach Gottes Rath ist er nicht wieder zur Ebernburg umgekehrt.

Er wanderte hinauf in sein heimisches Elsaß, und blieb zu Straßburg. Hier wurde er von Mathias Zell und Kaspar Hedio, welche bereits das lautere Evangelium zu verkündigen begonnen hatten, als ein Mitstreiter für die Reinigung des Glaubens brüderlich Gottwillkomm geheißen. Diese drei Männer, durch heilige Begeisterung miteinander verbündet, ließen nun Sturm in unsers Gottes und seines Heilandes heller Rüstung wider die päpstlichen Irrthümer. Sie gaben (1524) eine mit ihren Namen unterzeichnete Schrift heraus, in welcher sie die römischen Mißbräuche bei der Messe, der Taufe, den Festtagen, den Bildern und Prozessionen aus der Bibel widerlegten. Als bald wurde der heil. Kampf mit Sieg gekrönt. Die Sträßburger Bürgerschaft that in freudiger Uebereinstimmung die Messe und die andern Mißbräuche ab. Die Reformation wurde in Lehre und Cultus durchgeführt.

Aber dem anbrechenden Frühling sollte der Sturm nicht ausbleiben. Und es kam ein heftiger daher gebräust, der bis auf diese Stunde noch nicht sich gelegt hat. Nämlich der Bilderstürmer Andreas Bodenstein von Karlstadt, als er aus Wittenberg und den Sächsischen Landen vertrieben war, entwich nach Straßburg. Da fuhr dieser unruhige Geist zwischen die Männer, denen das Werk der Kirchenverbesserung anvertraut war, und erregte den bösen Sacramentsstreit, durch welchen die beiden Confessionen des evangelischen Glaubens noch immer zerklüftet sind. Da handelte sich's nämlich um die Verschiedenheit in der Auffassung der Lehre vom heil. Abendmahl, wie sie zwischen den Lutherischen und Reformirten besteht. Dabei wurde nun zweierlei vergessen, einmal, daß Niemand Macht und Gebot hat über das Gewissen des Andern, und dann, daß das Wort Gottes, des

Christen heiliges, scharfes Schwert, mit dem Doldzweig des Friedens immer durchflochten ist. Aber Martin Bucer, der sanftmüthige Friedensmann, erwog solches in seinem Herzen. Darum trachtete er rastlos mit Eifer darnach, wie er möchte die Hitze der Streitenden dämpfen, und zwischen beiden Partheien brüderliche Eintracht stiften, daß von der evangelisch und apostolisch erneuerten Kirche auch das schöne Wort gelte, welches von der ersten Gemeinde geschrieben steht: „Sie waren aber stets einmüthiglich bei einander,“ und „sie waren Ein Herz und Eine Seele.“ — Aber, wie's den friedfertigen Gemüthern oft zu geschehen pflegt, so geschah es auch unserm Bucer; die Sturmläufer auf beiden Seiten schüttelten das Haupt über ihm, und wußten's ihm schlechten Dank, und fuhren ihn oftmals schnöde an. — Und als nun Zwingli und Decolampad Streitschriften über das h. Abendmahl ausgehen ließen, welche auf der andern Seite von Bugenhagen, und später von Joh. Brenz und Erhard Schnepf angegriffen wurden, und dann die Partheigänger hier und dort sich mehrten, und als zwei feindliche Heerlager widereinander standen, und zuletzt in hellen Flammen der Kampf glühete, dem Teufel zur Lust, den Engeln im Himmel zur Trauer: das schnitt dem Bucer tief in sein mildes Herz, und er erhob allen Ernstes seine Stimme, daß man sollte die ärgerliche Spaltung im Reime ersticken, und die heilige Glaubenseinheit um solcher Meinungsverschiedenheit willen nicht zersplittern. — Das geschah im Jahr 1526.

In diesem Geist schrieb er an Joh. Comander einen Brief, nachdem er die beiden Schriften Luther's gelesen „daß die Worte: das ist mein Leib! noch fest stehen!“ (1527) und „das große Bekenntniß vom Abendmahl“ (1528) gelesen, diesen Inhaltes: „Sobald Lutherus sein großes Bekenntniß vom heil. Abendmahl herausgegeben, habe ich angefangen, zu verstehen, daß er nicht eine räumliche Einschließung des Leibes Christi in dem Brod, oder eine solche Verbindung mit den sichtbaren Elementen Brodes und Weines lehre, welche Christo, sofern er ein wahrhafter Mensch ist, der im Himmel herrschet, unanständig wäre. — Wenn ihr aber fraget, daß: da ich es schon lange mit Luther und der Kirche, so mit ihm einstimmet, gehalten, und diese Weise vom h. Abendmahl zu lehren, die ich euch jezo vorgeschrieben, ergriffen, — warum ich mich nicht gleich öffentlich dazu bekannt? So sollet ihr, lieber Herr Bruder, wissen, daß ich solches, wie um der gesammten, also besonders um der schweizerischen Kirche

wissen gethan. Denn ich wollte nicht mit neuem Zwiespalt Aergerniß der Kirchen machen, sondern einen beständigen, von Allen beliebten Frieden stiften. Und wünschte hauptsächlich, daß auch die Schweizer mit einstimmen möchten, mit welchen mir der Herr eine besondere Freundschaft von Anfang des wieder aufgegangenen Evangelii gegönnet. Darum brauchte ich Zeit, bis ich den Brüdern und Mitarbeitern meinen Rath und Meinung in Aufrichtung dieser Eintracht heibringen und erhellen möchte."

Aus diesem Brief läßt sich Bucer's Ueberzeugung erkennen, daß im heil. Abendmahl Christus wahrhaftig und wirklich gegenwärtig sey; welches auch der Glauben aller evangelischen Christen ist, der Reformirten und Lutheraner. Nur über die Art und Weise der Gegenwart denken sie verschieden. Und die Ansicht Zwingli's, das heil. Abendmahl sey nur ein Gedächtnißmahl, ist nirgendwo in keine reformirte Bekenntnißschrift aufgenommen worden, und also nur Privatsicht, keineswegs aber Bekenntniß der reformirten Kirche. Dennoch, weil von beiden evangelischen Confessionen dies als Kern und Hauptsache festgehalten wird, daß der Gläubige im heiligen Abendmahl Jesum Christum sammt allen seinen Gütern wirklich empfangen, so konnte Bucer mit gutem Gewissen und ehrlichem Eifer die Streitenden zu versöhnen trachten. —

Und er that solches mit Waffen der Liebe zur Rechten und zur Linken, in sanftmüthigem Geist, der auch des Gegners in Geduld wahrnimmt, und es war ihm, — wie der Holländer Erasmus über ihn urtheilt, — vielmehr um die Wahrheit, als um die Ehre des Sieges zu thun. — Er selbst aber mußte dafür, — wie zuvor angedeutet, — manche Unbill und bittere Kränkung erfahren, wie das, — um Ein Beispiel zu erzählen, — zu Marburg geschah. Da fand (1529) zwischen Luther und Zwingli ein Religionsgespräch Statt, ob man möchte in der Lehre vom heil. Abendmahl Eines Sinnes werden. Bucer war auch zugegen, nebst andern Männern. Das Gespräch hatte schon lange gedauert, und war heiß geworden. Da schritt Zwingli mit Thränen in den Augen, was Alle sahen, auf Luther zu, und bot ihm die Bruderhand. Luther wies sie zurück, sprechend: „Ihr habt einen andern Geist, als wir.“ Brenz rief dazwischen: „Ihr gehört nicht zur Gemeinschaft der christlichen Kirche; wir können euch nicht als Bruder anerkennen!“ Nun erhob sich der milde Bucer, und sagte: „Unsere Meinung ist, daß eure Lehre die Ehre Jesu Christi, der jetzt zur Rechten des Vaters sitzt,

beeinträchtigt. Da ihr aber überall eure Abhängigkeit vom Herrn anerkennt, so berücksichtigen wir euer Gewissen, welches euch euren Glauben vorschreibt, und wir zweifeln nicht, daß ihr in Christo seyd.“ „Wir,“ — fiel Luther heftig ein, — „erklären dagegen noch Einmal, daß unser Gewissen uns verbietet, euch als Bruder anzuerkennen.“ Bucer erwiderte: „Wenn dem so ist, so können wir es auch nicht verlangen.“ Luther: „Wie könnt ihr mich als euren Bruder betrachten? Das beweist, daß ihr keinen großen Werth auf eure Lehre legt.“ Bucer: „So wählt denn selbst, entweder erkennt ihr Keinen als Bruder an, der auch nur in einem einzigen Punkte von euch abweicht, und dann habt ihr keinen einzigen Bruder, selbst nicht in eurer Parthei, — oder aber ihr nehmt Einzelne an, welche von euch abweichen, und dann müßt ihr uns annehmen.“ Hierauf wandte sich Luther zu Zwingli und Decolampad: „Wir erkennen euch als Freunde an, nicht aber als Brüder und Glieder der christlichen Kirche; doch die Liebe, die man ja auch dem Feinde schuldet, soll euch nicht versagt seyn.“ Bucer und die Seinen: „Ein Jeder lehre seine Lehre! alle heftigen Schriften und Worte, alle Schmähungen sollen unterbleiben.“ Da gewann die Liebe wieder Raum in Luthers Herz, er drückte ihnen die Hand, und sagte: „Ich reiche euch die Hand des Friedens und der Liebe. Es ist durch die Unterdrückung der heftigen Streitigkeiten schon viel gewonnen; wir hätten kaum so viel erwartet. Möge Christus auch das letzte Hinderniß wegräumen, das uns noch trennt! Eine wohlwollende Eintracht besteht schon unter uns; wenn wir ausdauernd beten, wird die Brüderlichkeit auch kommen.“ — Klingt nicht ein heiliger, ehrlicher Ernst durch all die Friedens-Worte, welche Martin Bucer in diesem Gespräch geredet? Und doch konnte davon Doctor Justus Jonas, durch fleischlichen Eifer betäubt, so wenig vernehmen, daß er seinem Freunde, Wilhelm Reiffenstein, welcher nicht in Marburg zugegen war, schreibt: Bucer hat verschlagene Fuchs-Art, die sich in eine Scharfsinnigkeit und Klugheit verstellt.“

Aber Bucer, wiewohl er oftmals durch bitteres Urtheil und Unglimpf hätte mögen gereizt werden, ließ doch sich nimmer in Harnisch bringen, Bitterkeit mit Bitterkeit zu vergelten. Wie er zu Marburg gezeigt, schonte er immer mit zartem Sinn die gewissenhafte Ueberzeugung des Andern, war sie auch verschieden von seiner eignen, und konnte auch in dem Gegner einen

gottbegnadigten Mann erkennen, und ihn als Bruder mit ungeschminkter, warmer Liebe umfassen. So nahm er einst (1545) gegen Cochläus für Luther das Wort, und sagte: „daß Lutherus zwar ein sündiger Mensch sey, wie ihn denn die Evangelischen auch für einen solchen halten, und Lutherus selbst sich darzu bekenne; wer aber recht urtheilen wolle, müsse ihn für einen vortrefflichen Diener Gottes erkennen, die christliche Religion zu reinigen, und wieder aufzurichten. Seine Schreibart sey zwar hart, und nicht sehr höflich; doch führe der Gegentheil solche nur aus Haß gegen die Wahrheit, nicht aus Liebe zum Glimpf an; so könne man auch nicht scharf und hart genug wider den zur Schmach Gottes und Schanden der Kirche eingeführten Verderb der Religion schreiben.“ „Es ersetzen auch, — fährt Bucer fort, — was man an solcher Schreib- Art Mangel hat, die unvergleichlichen Wohlthaten Gottes, die er der Kirchen durch diesen Mann erzeiget, mit solcher herrlichen Auslegung der Schrift und der süßen und kräftigen Ausführung der vornehmsten Hauptstücke christlicher Lehre z. E. von der Rechtfertigung durch unsern Herrn Jesum Christ, von der Frucht der Rechtfertigung und den Pflichten des gerechtfertigten Menschen. Durch welche Erklärung, wie auch sonderlich durch die Uebersetzung der Bibel in das Deutsche und Auslegung derselben, er alle gelehrten Leute, nicht allein voriger, sondern auch jeziger Zeiten weit übertrifft, und solches gestehen alle frommen Gemüther von Herzen, rühmen auch sich dessen im Herrn.“ —

Wo er nur sich auf den Plan stellt im Kampfe wider die römische Kirche, da übte Bucer gute Ritterschaft. So auf den Religionsgesprächen zu Bern und Basel. Als ihm zu Bern (1526) Treger, ein päpstlicher Mann, die Zerrissenheit der Evangelischen vorwarf, gab er ihm diese goldne Antwort: „Wer Jesum als alleinigen Heiland predigt, der ist unser Bruder. Luther, Zwingli, Decolampad wollen nicht, daß die Gläubigen sich nach ihnen benennen. Rühmet aber nicht eure nur äußerliche Einheit! Als der Antichrist die Welt beherrscht hat im Osten durch die Türken, im Westen durch den Papst, hat er die Völker in der Einheit des Irrthums zu erhalten gewußt. Gott gestattet die Spaltungen, damit die Seinigen nicht auf die Menschen, sondern auf das Zeugniß des Wortes und die Befräftigung des heil. Geistes in dem Herzen achten lernen. Darum, fromme Christen, zur Schrift! zur Schrift! Berner Kirche, halte fest an dem, welcher gesagt hat: „„Kommt

zu Mir!" und nicht: „Geht zu meinem Stellvertreter!" Die evangelische Kirche unserer Tage soll wissen, daß sie dieses goldnen Wortes Erbinn ist. An des Heilandes Brust würden die Wunden ihrer Zerrissenheit heilen. Die Bekenntnißschrift, welche auf dem Reichstag zu Augsburg von den 4 Städten: Straßburg, Constanz, Memmingen und Lindau dem Kaiser übergeben wurde, hatte Martin Bucer verfaßt.

So stand dieser Streiter in der vordersten Schlachtreihe wider den Feind, und wurde oft hierhin und dahin begehrt, Bahn zu brechen dem Strom des lebendigen Wassers. In der Absicht lud ihn auch die Stadt Ulm 1531 ein. Mit Erlaubniß des Straßburger Senates zog er hin, und führte, durch Decolampad unterstützt, daselbst die Reformation der Kirche durch.

Während er aber bemüht war, dem gereinigten Glauben nach Außen hin ein immer größeres Gebiet zu gewinnen, fuhr er fort, nach Innen an der Versöhnung der streitenden Partheien zu arbeiten. Im Namen der Straßburger Theologen gab er ein Buch heraus (1534), worin sie bezeugten: „Christi Leib sey im heil. Abendmahl wahrhaft gegenwärtig; man könne auch die Worte: in, mit, unter gebrauchen, und sagen: man empfangen den Leib Christi leiblich.“ Einen guten Erfolg hatte auch ein Religionsgespräch, welches im December 1534, und im Januar 1535 zu Cassel zwischen ihm und Melanchthon Statt fand. Endlich kam eine Zusammenkunft in Wittenberg selbst zu Stande. Hier gelang es unserm Bucer, welcher das warme Herz der versöhnlichen Schritte war, dem Frieden ein Denkmal zu stiften, über welchen sich, wenn auch andere Unterschiede und Gegensätze fortbestehen, doch alle evangelischen Confessionen immer wieder brüderlich die Hand reichen. Nämlich: die Reformirten traten der Augsburger Confession bei. Die Punkte, über die man sich in Betreff des heil. Abendmahls einigte, waren hauptsächlich diese: „Wir bekennen, daß das heil. Abendmahl aus zwei Stücken, einem irdischen und einem himmlischen besteht. Wir lehren auch, daß mit dem Brode und Weine der Leib und das Blut Christi wahrhaft und wesentlich da ist, ausgetheilt und genommen wird.“ Hierauf wird die Transsubstantiation (die römische Lehre von der Verwandlung) verworfen, ebenso: „daß der Leib auf eine örtliche Weise eingeschlossen, und daß, außer dem sacramentlichen Genuß, eine dauernde Vereinigung zwischen Brod und Leib da sey.“ — Am 23. Mai wurden die Reformirten unter Thränen und Lobpreisung Gottes als Brüder an-

erkannt; am 25. die sogenannte „Wittenberger Concordia“ unterschrieben; und am 27. feierten beide Theile in brüderlicher Gemeinschaft das heil. Abendmahl.

Viel Freude über dieses Werk des Friedens ging durch die Gemeinden der Evangelischen. Im Schwabenland drückte man sich die Hände als wiedergefundene Brüder. Aber Fried' und Freud' wurden bald wieder überstürmt durch neue Ansachung des unseligen Sacramentstreites. Denn der Teufel übt am meisten List und Gewalt, wenn er Herzen auseinander reißen will, die ihm bis in den Tod Feindschaft geschworen haben.

Dadurch hatte nun sonderlich Bucer wieder viel Leid zu verschmerzen. Denn, weil ihm immer das Herz brannte, die streitenden Partheien zu versöhnen, so verdächtigte man ihn, er trüge auf zweien Schultern, und bald sollte er den Einen zu Gunsten gesprochen haben, auf Kosten der Andern, und bald den Andern zu Gunsten, auf Kosten der Einen. Aber das Mittler-Amte ist allwege sauer, und erheischt viel Selbstverläugnung. Doch sein Straßburg ließ sich nicht beirren, in ihm den treuen Mann von ungefärbtem Wesen zu erkennen. Und wie er an dieser Gemeinde mit unverdrossenem Eifer arbeitete, zur Aufrichtung und Verherrlichung des Reiches Jesu Christi, so lohnte sie es ihm auch mit vielen Erweisungen ihres Vertrauens. Er war ihr erwählter Vorkämpfer auf Reichstagen und Religionsgesprächen. So ordnete sie ihn ab nach Hagenau, Speier, Worms und Regensburg.

Auf den Regensburger Reichstagen hatte er einigemal Straßburg zu vertreten. Als er 1541 dort war, lernte ihn Johann Gropper kennen, durch welchen der Kölner Erzbischof, Hermann (Graf von Wied), einige kirchlichen Reformen vorzunehmen gedachte. Gropper empfahl zu diesem Zwecke den Bucer seinem Erzbischof. Dieser berief Bucer und Melancthon nach Köln (1542). Beide traten hier mit großem Eifer für das Evangelium auf den Plan, und predigten auch in Bonn das lautere Wort Gottes. Als sie aber nun entschieden forderten, daß die Reformation vollständig durchgeführt werde, ward Gropper ihr erster und ärgster Feind. Der Adel und die Städte des Churfürstenthums, waren dem Reformationsplan schon beigetreten. Da hezte Gropper die Universität und die Geistlichkeit auf, welche der Mehrzahl nach erklärten: „sie wollten lieber unter einem türkischen Regimente, als unter der Reformation wohnen.“ Der Erzbischof wurde bei Kaiser und Papst verklagt,

und mußte der verbündeten Macht des Feindes unterliegen. Er wurde 1546 excommunicirt, entsagte 1547 der erzbischöflichen und Churwürde, und starb 1552. —

Im Jahre 1546 liegt Bucer wieder auf dem Regensburger Reichstage, begleitet von dem Spanier Joh. Diaz, dessen Leben und Leiden in diesem Buche besonders erzählt ist, ritterlich wider die Päpstlichen zu Felde. Da geschah es, als er dem Spanier Malvenda, einem fanatischen Römeling, hart zusetzte, daß ein Wiskopf ausrief: „Er heißet wohl Bucer; ich mein', er hat ihn ausgebußt!“

Nun kam eine düstere Zeit für die Reformation. Luther war heimgegangen. Der Schmalkaldische Krieg brach aus. Die protestantischen Fürsten, säumig und unentschlossen, und unter sich nicht einig, wurden einzeln vom Kaiser überwältigt. Der Sächsische Churfürst, Johann Friedrich, gerieth in Gefangenschaft (1547). Der Kaiser erließ ein Reichsgesetz (1548), wie es mit der Religion vor der Hand gehalten werden solle, bis die Sache der Evangelischen durch den Spruch eines allgemeinen Concils entschieden sey. Dies ist das berühmte „Interim“, in welchem Wahrheit und Irthum auf eine schändliche Weise vermengt sind, eine Falle für die Protestanten. Dieses Interim wurde vielen oberdeutschen Städten mit Gewalt, für einige Zeit wenigstens, aufgenöthigt. Auch Straßburg mußte sich fügen, obwohl sich Bucer an der Spitze seiner Gemeinde mit männlicher Entschiedenheit widersetzt hatte. Da standen viele Lehrer des Evangeliums in großer Gefahr. Einige wurden eingekerkert, Andere wurden des Landes verwiesen.

In diesen Tagen der Drangsal bekamen Martin Bucer und sein Freund Paul Fagius einen Ruf nach England, wo unter König Eduard VI. die Reformation ernstlich und in rechter Weise durchgeführt zu werden begonnen hatte. Dazu begehrte man des Rathes und der Hülfe jener beiden deutschen Theologen. Der Straßburger Rath gab ihnen bei den obwaltenden schweren Umständen den Abschied. Sie kamen im April 1549 in England an, und legten sofort Hand an die reformatorische Arbeit. Fagius erklärte das alte, Bucer das neue Testament.

Aber sie sollten den reinen Waizen des Wortes nicht blühen sehn, den sie mit treuer Hand auf diesen Acker ausgesäet. Gott rief sie beide bald ab in die ewige Heimath. Die Veränderung des Klimas und der Lebensweise rieb ihre Gesundheit auf. Fagius starb zuerst. Bucer mußte länger an inneren Schmerzen, Stein

und Ekel gegen alle Nahrung leiden. Aber er hielt an am Gebet, und war geduldig in Trübsal. Es war nur für kurze Zeit, daß er sich wieder erholte. Am 13. Februar 1551 bekam er einen Rückfall. Das war sein letztes Lager. Tief seufzte er auf vor Schmerz; doch sein Auge war unverwandt zum Himmel gerichtet, und sein Geist versenkt in heilige Andacht. — Die Speise, welche die Aerzte ihm anboten, wies er zurück; und erst als man ihn bat, er möge bedenken, daß er zum Heil für Viele geboren sey, sagte er: „So wollen wir folgen!“ — Seine Gedanken gingen über's Meer in sein armes Vaterland, das so jämmerlich durch den Fluch der Spaltungen zerrissen war: da flehete er zu Gott, daß er England nicht in die Laster fallen ließe, welche die deutschen Lande in so großes Verderben gestürzt hätten, und wünschte, im englischen Staate möge ausgeführt werden, was er dem Könige über Kirchenzucht geschrieben habe. Johann Bradford, der später, wie an seinem Orte erzählt ist, für den Glauben an Christum in den Tod ging, stand mit andern Freunden an Bucers Bette. Als er forteilte, um im Hause des Herrn seines Amtes zu warten, sagte er zu dem Sterbenden, er wolle seiner im öffentlichen Gebet gedenken. Da sprach Bucer unter Thränen: „Verwirf mich nicht, Herr, in der Zeit meines Alters, da meine Tugend schwach wird!“ Dann setzte er hinzu: „Er möge mich schwer züchtigen, aber niemals wird er mich verwerfen, niemals verwerfen!“ Als ihn nur die Freunde ermahnten, er solle sich wappnen gegen die Angriffe des Teufels, erwiderte er: „Ich habe nichts gemein mit dem Teufel; ich bin ganz allein in Christo!“ Und rief: „Es sey fern, fern, daß ich jezt nicht den süßesten Trost genießen sollte!“ Bradford, welcher unterdeß zurückgekommen war, sagte zu dem sterbenden Bruder, die Aerzte und Freunde fürchteten, bald gehe seine leibliche Kraft zu Ende. Da erhob Bucer drei Finger, und sagte zum Himmel aufschauend: „Der da, der da lenket und regieret Alles!“ Mit den Worten gab er seinen Geist auf. Es war am 27. Februar 1551. Unter vielen Thränen wurde er in der Marien-Kirche zu Oxford beigesetzt. —

Die beiden Brüder und Herzoge von Suffolk, deren edle Mutter am Bette des Sterbenden beständig gesessen, und mit schwesterlicher Liebe seiner gepflegt hatte, ehrten das Andenken des Todten durch Gedichte. Die Verse des Einen, des Herzogs Heinrich, lauten in deutscher Uebersetzung also:

„Süß war Vielen das Leben, so lange Bucer noch lebte,
 Schwer wird Vielen das Leben nun seyn, da Bucer dahin ist,
 Denn mit der Stimme des Herrn hat Bucer gelehrt und getröstet;
 Lebend und sterbend gelehrt, daß Christus der Meister.
 Selig, wer dieses glaubt! Ihm schadet nicht Tod noch Leben.
 Also lehrte im Leben und Tod der gottselige Bucer.
 Thränen weihet dem Vater, und wandelt ihm gleich, und singet:
 Einst wird besigen der Himmel, die hier die Erde noch fesselt!“

Aber nicht lange, so stieg der brennende Haß der Pöpstlichen selbst in die stille Gruft der beiden Gottesmänner. Nämlich, als nach König Edwards Tod (1553) Maria, die Katholische, auf den englischen Thron kam, entfesselte sie Feuer und Schwert wider das Evangelium, wovon an einer andern Stelle ausführlich gehandelt ist. Die fanatische Wuth verstopfte sich gegen der Todten geweihte Rast. Fagius und Bucer wurden vor einem geistlichen Gericht verklagt. Man sprach das Urtheil: „Fagius und Bucer sind Ketzer. Ihre Gebeine sollen ausgegraben, und der Obrigkeit übergeben werden!“ Es geschah. Die Leiber wurden nach einem öffentlichen Platz geschleppt, und an einen Pfahl mit Ketten aufrecht fest gebunden. Rings um sie her schichtete man Holz auf, und legte ihre Schriften dazwischen. In dem flammenden Scheiterhaufen verbrannten ihre Gebeine zu Asche. Derweil wurden sie im Reich der Seligen von ihrem Heiland mit der Märtyrerkrone gekrönt, und hatten Fürbitte und Friedensgruß auf den Lippen auch für ihre Feinde.

Nach der katholischen Maria ward ihre Schwester, die evangelische Elisabeth, Königin über England. Und es gaben die königlichen Herolde und alle Facultäten die feierliche Erklärung ab, Bucer und Fagius seien unschuldig, und beschlossen: „daß sie mit vielem Lob zu ehren, und den Blutzegen beizuzählen seyen; und daß ihr Leben und Tod, Begräbniß und Märtyrthum öffentlich beschrieben werden solle.“ —

Als einst der Italiener Petrus Martyr von dem Cardinal Contarenus, da er nach Deutschland zu reisen gedachte, um Auskunft über die deutschen Lehrer gebeten wurde, antwortete dieser dem Cardinal: „Ueber Philippus brauche ich nichts zu sagen. Es haben die Deutschen auch einen Martin Bucer, und dieser besitzt einen solchen Reichthum an theologischen und philosophischen Kenntnissen, und versteht so meisterlich und siegreich zu disputiren, daß er allein allen unsern Lehrern entgegengesetzt werden könnte!“

Nehmen wir zu diesem Lob seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit in göttlicher und menschlicher Wissenschaft, welches um so zuverlässiger ist, als es unserm Bucer von einem Gegner gezollt wird, seines Herzens Sanftmuth und freundliche Milde, seines Wesens liebreiche Versöhnlichkeit, seinen ernsten Wandel im Licht evangelischen Glaubens, so ist dies unser Endurtheil: daß die Reformirten an Bucer einen Melanchthon haben, und alle evangelische Confessionen an ihm einen Mann des Friedens und prophetischen Gotteszeugen, welcher aus den alten, schweren Tagen unserer Väter bedeutungsvoll hereinwinkt und warnt in diese unsere schwere Zeit, und bittet, daß die evangelische Kirche möge um ihres einigen Hauptes willen Erbinn seyn seines heiligen Tagewerkes, zu dessen endlicher und ewiger Vollendung.

Elisabeth von Brandenburg,
und
Frau Argula von Grumbach,
geb. v. Stauffen.

„Die Könige sollen deine Pfleger, und ihre Fürstinnen deine Säugammen seyn. (Jes. 49, 23.)“

Deutsche Treue und Seelenfülle, von Alters her unseres Volkes schöner Ruhm, haben in den deutschen Frauenherzen sonderlich ihr heimlich sicheres Gezelt und verborgenen Glanz. Was Großes und Heiliges im Lande geschieht, das findet bei den Müttern der deutschen Nation ein begeistertes Gemüth und stille Pflege, und manches köstliche Erbgut der Väter wird durch sie vor dem Sturm der äußern Geschichte geborgen, und auf Kind und Kindeskind gebracht. — Die Liebeswärme des durch die Reformatoren gereinigten Glaubens an das lautere Evangelium ist nachher unter dem bösen Schul-Gezänk der Theologen winterlich erstarrt. Daß sie nun wieder, wie im neuen Lenz, anhebt zu knospen und zu glänzen, wer mag es ausrechnen, wie viel davon evangelischen

Frauen zu danken ist, den Müttern jener Männer, welche, was sie daheim in frühester Jugend unaustilgbar empfangen, gläubiges Leben und lebendigen Glauben, nachher in ihren Aemtern frei und gewaltig durch Wort und That vor dem Volke leuchten lassen?

Hier sollen nun aus der großen Schaar solcher deutschen Frauen, zwei dir vor die Seele treten, in deren Gemüth das Hohelied der Reformation voll und tief und überwältigend hineingeklungen ist. Das sind zwei Frauen von Adel des Geblüts und des Geistes: Elisabeth von Brandenburg, und Argula von Grumbach.

Elisabeth, Churfürstinn von Brandenburg.

Da war ein Weib (mit Namen Martha), die nahm ihn auf in ihr Haus. (Luc. 10, 38.)

Zur Zeit der Reformation war Joachim Churfürst von Brandenburg. Der war ein zornmüthiger Herr, und der Predigt, welche von Wittenberg anhub durch ganz Deutschland zu schallen, von Grund des Herzens abhold. So gedachte er, die Messe und das Ansehen des Papstes in den Landen seiner Botmäßigkeit, wo es nicht anders ginge, auch mit Gewalt, Feuer und Schwert aufrecht zu erhalten.

Aber er konnt's nicht einmal hindern, daß von dem Licht, welches Luther unter dem Scheffel hinweg gerissen, ein heller Strahl in seinen eignen Pallast fiel. Denn wie geschrieben stehet: „Ist's aber aus Gott, so könnet ihr's nicht dämpfen.“ Nämlich da war seine Ehefrau Elisabeth, eine Tochter des Königs Johanneß von Dänemark, die war von Herzen fromm und gottesfürchtig. Und da sie den Churfürsten von Sachsen zum Oheim hatte, geschah es leicht, daß ihr die Schriften des Doctor Luther zur Hand kamen. Die wurden auch ihr, wie so vielen Seelen, vom Herrn zur Feuer säule gemacht, welche durch die Wüste in das Canaan des Evangeliums geleitete zu dem Messias Gottes. Und an diesem Brunnen des Lebendigen und Sehenden trank sich das dürstende Herz einen Frieden und eine Seligkeit, die sie zuvor nimmer gekannt. Weil nun Christus ihrer Seele Bischof geworden und ihr Meister, konnte sie es ja auch nicht

lassen, Zeugniß zu geben von der süßen Botschaft des Namens, in welchem allein die Menschen sollen selig werden. Sie ward in der Stille eine Priesterinn und Predigerinn des evangelischen Heils in ihrem Pallaste vor ihrem Gesinde, und besonders vor ihren Kindern. — Das konnte aber dem Churfürsten, ihrem Gemahl, dem erbitterten Feinde des Wittenberger Mönches, nicht ganz verborgen bleiben. Er sah mit finstern, argwöhnischen Augen seine Gemahlinn an.

Nun geschah es am h. Weihnachtsfeste 1527, daß die churfürstliche Familie sich zur Hoffkirche begab. Da der Priester, welcher den Dienst that, Kunde davon bekommen hatte, die lutherische Lehre habe im Schlosse selbst sich Herzen gewonnen, so wollte er diese Gelegenheit benutzen, dawider zu eifern. Er hatte den lästerlichen Gedanken, zu behaupten: „der Apostel Paulus sammt seinen Briefen, welche Luther immer im Munde führe, verdienten keinen Glauben.“ In dieser Absicht nahm er sich Gal. 4, 4 zum Text: „Da die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe.“ — „Sehet! — hub er an, — „Paulus lügt hier auf eine schamlose Weise; denn die h. Jungfrau Maria ist nie ein Weib gewesen, sie ist auch nach der Geburt Christi eine Jungfrau geblieben. Nun glaubt noch mit den Kezern die Rechtfertigung durch den Glauben!“ Kaum hatte der Mönch die Lästerung ausgesprochen, da hielt er inne, schwankte und stürzte nieder, vom Schlage getroffen. — Die Anwesenden verließen in größter Bestürzung die Kirche. Elisabeth aber nahm's als ein Gottesgericht zum Zeugniß wider den Papst und für die Lehre der Evangelischen. Dieser Meinung widersprach ihr Gemahl, und es kam zu einem heftigen Zwist zwischen den Ehegatten wegen dieses merkwürdigen Ereignisses. Dies ist das Schwert, von welchem der Herr gesagt hat, er sey gekommen, es zu bringen, das Schwert, welches den guten Kampf des Glaubens dem fleischlichen Frieden und Wohlfeyn vorzieht.

Seit jenem Weihnachtstage war Elisabeths Glauben wunderbar zu fröhlicher, entschiedener Zuversicht erstarkt. Sie begehrte das h. Abendmahl nach der Einsetzung Christi unter beiderlei Gestalt. Zu Ostern 1528 ward es ihr auch wirklich in ihrem Gemache gereicht. Ihre Kinder waren zugegen. Eines erzählte davon dem Vater. Da schäumte Joachims Zorn wild auf; mit dräuenden Worten gebot er, sie solle eine Gefangene in ihrem Zimmer seyn. Aus einem Briefe Luthers an

Wenzeslaus Link geht hervor, daß der Ergrimnte den heimlichen Gedanken hatte, Elisabeth als eine Ketzerinn lebendig einmauern zu lassen. —

Die Churfürstinn ahnte die Gefahr; sie wußte, die römischen Priester würden ihren Gemahl zum Schlimmsten aufstacheln. Da dachte sie darauf, wie sie durch Flucht vor den Ausbrüchen seines Zornes sich erretten möchte. — Damals wohnte ihr Bruder, der dänische König Christian II., in Torgau. Den ließ sie heimlich benachrichtigen, und um Hülfe bitten. Christian entsandte zwei vertraute Edelleute, Joachim v. Göze und Alchim v. Bredow. Die trafen in aller Stille zur Flucht die nöthigen Vorbereitungen. Mächtlicher Weile, unter den Flügeln der Dunkelheit, — es war am 25. März, — verließ die Churfürstinn, als Bauernweib verkleidet, das Schloß. Vor dem Stadthor, welches glücklich erreicht ward, stand ein schlechter Wagen in Bereitschaft mit einem Diener und einer Kammerfrau. Sie stieg ein, und eilig ging's über das Weichbild Berlins hinaus. Die Fahrt mußte möglichst beschleunigt werden. Die Verfolgung des rachedürstenden Churfürsten stand zu befürchten. Die Schwerfälligkeit des Wagens war sehr hinderlich. Die geängstete Churfürstinn trieb fort und fort den Fuhrmann zu größerer Eile an. Plötzlich, an einer bösen Stelle des Wegs, brach eine Stange. Das Fuhrwerk mußte halten; kein Seil, noch sonstige Nothhülfe war zur Hand. Elisabeth reißt ihr Kopfstuch herunter, und wirft's dem Fuhrmanne zu; damit wird nothdürftig der Bruch verbunden. Und wieder ging's weiter. Endlich war die Grenze erreicht. Da harrete ihr Bruder, der König von Dänemark. Er geleitete sie nach Torgau und zu ihrem Oheim, dem sächsischen Churfürsten. Nun aber fürchtete sie, diesem möchte es von ihrem zornschnaubenden Gemahl übel vergolten werden, wenn er sie aufnähme, und sagte daher zu ihrem Oheim: „Sollte ich Euch irgend einer Gefahr aussetzen, so gehe ich gern weiter, wohin mich die Vorsehung führt.“ Wie sollte aber Johann, der Beständige, der treue, ritterliche Befenner des Evangeliums vor Kaiser und Reich, sich fürchten, einer um des lauterer Glaubens an Christum willen flüchtigen Frau in seinen Landen Sitz und Schutz zu gewähren? Er wies seiner Nichte Elisabeth das Schloß Lichtenburg an der Elbe, in der Nähe Wittenbergs, zum Wohnsitz an.

Hier weilte nun die Churfürstinn. Selten ging sie zu Hof. Der Welt Geräusch und Zerstreuung war ihr leid. Ihr liebster

Beg ging zur Schloßkirche, wenn Luther das Wort verkündigte. Mit diesem Manne Gottes ward sie so befreundet, daß sie einst in dessen Haus drei Monate zubachte. So, in der stillen Zurückgezogenheit, kam dies glaubende Herz von Einer Klarheit der Erkenntniß zur andern, und immer tiefer schlossen sich ihm auf die kündlich großen Geheimnisse des Gottesreichs, das in Christo Jesu ist.

Der Zorn ihres Gemahls, des Churfürsten Joachim, besänftigte sich mit der Zeit in so weit, daß er seinen Kindern bisweilen gestattete, einige Wochen ihre Mutter auf Schloß Lichtenburg zu besuchen. Das waren dann die sonnigen Frühlingstage, welche von der treuen Mutter mit Fleiß genützt wurden zur Aussaat des heiligen Samens in die Kinderherzen. Und nun siehe, nach solcher Thränensaat der Verbannten, die Freudenärnte: das Haus Brandenburg trägt Schwert und Schild schützend vor der evangelischen Kirche her in königlicher Macht und Salbung. Dies war das Gebet seiner Ahnfrau Elisabeth.

Frau Argula v. Grumbach,
geb. v. Stauffen.
(gest. 1554.)

Wir sind Narren um Christi Willen, ihr aber seyd klug in Christo; wir schwach, ihr aber stark; ihr herrlich, wir aber verachtet. (1 Kor. 4, 10.)

Im Baierland lebten zur Zeit des 15. Jahrhunderts drei ritterliche Hansen: Herr Hans von Stauffen, Herr Hans von Degenberg und Herr Hans von Eichberg. Die waren alle drei statlich von Ansehen, tapfer und um das Land wohlverdient. Aber der Mächtigste unter ihnen war Herr Hans v. Stauffen, denn er war des Baiерischen Herzogs Kanzler.

Sein Sohn Bernhardin war gottesfürchtig und ehrenfest und Kriegshauptmann im Dienst seines Herzogs. Er heirathete Katharina von Förling. Dem Töchterlein, welches ihnen geboren wurde, gaben sie bei der Taufe den Namen Argula. Die Aeltern waren durch Krieg und Raub um ihr großes Vermögen gebracht worden. Sie dachten aber, Gottesfurcht sey der Kinder bestes

Erbgut. Also hielten sie dieselben in frommer Zucht. Und der Vater schenkte seiner Tochter schon in ihrem zwölften Jahre eine Bibel, die noch damals seltener war, denn Gold und Edelgestein, und ermahnte sie fleißig, darin zu lesen, wie er denn selbst auch that, und fand dadurch kräftigen Trost und männlichen Muth in der Zeit seiner Trübsal. Aber die Bettelmönche verdroß das Forschen in der Schrift, und hielten das Mägdlein davon ab, und belehrten sie, das sey ein verführerisch Buch, und taue sonderlich nicht für Kinder. Argula gehorchte den falschen Lehrern mit kindlicher Arglosigkeit, und that auf ihr Wort die Bibel aus den Augen bei Seit, in den Winkel.

Als sie anfang, Jungfrau zu werden, verlor sie binnen 5 Tagen Vater und Mutter. Ihr Oheim, des Vaters Bruder, nahm die verarmten Waisen zu sich. Aber die Argula mochte ihr Herzeleid nicht stillen, und weinte unablässig ihren lieben Aeltern nach. Da sie einst der Baierscherzog Wilhelm, welcher ihr Obervormund war, in ihren Thränen sah, redete er tröstlich mit dem Mägdlein, und sprach: „sie solle doch nicht also weinen, er wolle nicht bloß ihr Landesfürst, sondern auch ihr Vater seyn.“

So wurde nun Argula Hoffräulein im Schlosse zu München. Und der Herzog sorgte für ihre Ausbildung. Um diese Zeit hielt sich am herzoglichen Hofe auch ein fränkischer Edelmann auf, ein Freiherr von Grumbach; der gewann die arme Jungfrau lieb. Denn sie war reich an Geist, und schön von Gestalt. Er warb um ihre Hand, und sie ward um's Jahr 1516 seine Gattinn. Sie ist Mutter von 4 Kindern geworden, darunter 2 Söhne, Gottfried und Hans Georg, welche später angesehene Herren wurden.

Das Jahr 1517 kam. Die Vorfälle in Wittenberg gingen unserer Argula wie ein Feuer durch die Seele. Ihres frommen Vaters Worte von "Gottesfurcht und Lesen der h. Schrift", welche lange, lange in ihrem Gemüthe geschlafen hatten, huben jetzt wieder an, zu wachen und zu glühen. Die vergessene Bibel wurde wieder zur Hand geholt. Wie wohl es eine schlechte Verdeutschung war, doch brachte sie bald heraus, der Wittenberger Mönch behalte Recht wider den Papst. Aber um helleren Blick in diesen heil. Streit zu bekommen, verschaffte sie sich durch Spalatin's, des Sächsischen Hofpredigers Vermittelung, Luthers Schriften. Bald war ihr Herz von der süßen Gewalt des Evangeliums bezwungen; sie trat mit freudiger Entschiedenheit auf die Seite der Reformation. Hier stand schon ihr Bruder Bern-

hardin, welcher seit 1520 Luthers eifriger Freund geworden, und auf seinem Landgut Berezhausen, und später in seinem Hause zu Regensburg einen evangelischen Prediger hielt, dessen fleißige Zuhörer auch die Regensburger Bürger waren.

Bald kam ein Ereigniß, durch welches veranlaßt werden sollte, daß der glaubensfreudigen Argula Licht weit über die Grenzen des häuslichen Herdes hinausleuchtete, da es bisher allein in die Seelen der Hausgenossen seinen holden, warmen Schein geworfen. —

Nämlich, an der Hochschule zu Ingolstadt an der Donau stand ein junger Magister der freien Künste auf, Namens Arsatius Seehofer; der war von dem Geist des frisch erwachten Glaubens kräftig angeweht, und that davon Zeugniß durch öffentliche Rede, in welcher er zum Exempel folgende Punkte ausführte:

„Der Mensch wird vor Gott durch den Glauben allein gerecht.“

„Die Gerechtigkeit vor Gott besteht darin, daß uns Gott dieselbe zurechnet, ohne unsre Werke anzusehen.“

„Der Mensch kann diese Rechtfertigung durch keinerlei Werk, oder Verdienst sich erwerben.“

„Wir sollen auf unsre guten Werke gar keine Hoffnung, oder Zuversicht setzen.“

„Es ist unmöglich, daß der Glaube nicht sollte gute Früchte, oder Werke hervorbringen.“

„Man soll in der Kirche Keinem etwas glauben, außer, was er gewiß und klar beweist aus dem Worte Gottes.“

Diese Sätze klingen hell und deutlich wie Noten aus dem Papier, das Luther an die Wittenberger Schloßkirche geheftet. Also fielen auch gleich die päpstlichen Professoren und Lehrer der Hochschule zu Ingolstadt, an ihrer Spitze der Universitätskanzler, Dr. Eck, jener geschworne Feind Luthers, über den 18jährigen Magister her, verfertigten 17 Artikel aus seinen Schriften, unter welchen auch die vorhin angeführten, und warfen ihn in den Kerker. Hier wurde der Jüngling, welcher wohl an Erkenntniß und Gelehrsamkeit ein Mann, doch an Weichheit des Charakters noch ein Knabe war, mit Androhung des Feuertodes so lange geheßt und gequält, bis er in schwacher Stunde widerrief. Doch traute man ihm nicht recht; man ward vom bösen Gewissen belehrt, ein mit Gewalt erpreßtes Wort daure nicht länger, als die Gewalt. Drum brachte sein Widerruf ihm, statt

Freiheit, nur eine Uebersiedelung in andere Gefangenschaft. Herzog Wilhelm ließ ihn nach Kloster Ettal bringen zu strenger Haft.

Als Argula durch einen Bürger aus Nürnberg Kunde von diesem Vorfall zu Ingolstadt empfing, ging ihr ein heiliger Zorn durch die Seele, daß man mit einem „18jährigen Kinde“ wie sie den Seehofer nannte, also verfahren hätte. Sie dachte sich, alsbald würden Männer, mit göttlichem Eifer gerüstet, für den eingekerkerten Magister in die Schranken treten. Da es immer noch nicht geschah, überwand sie die weibliche Schüchternheit, und trat selbst hervor mit dem Schwert des göttlichen Wortes, das sie als eine wohlgewandte Streiterinn Christi führte. Sie hielt sich durch die Worte Pauli, „daß die Weiber in der Kirche schweigen sollten“, nicht gebunden, sondern fühlte sich unter der Schaar jener Kinder, von welchen Christus sagte: „wenn diese schweigen, so werden die Steine schreien!“

So setzte sich nun Argula nieder, Sonntags, den 15. Dezember 1523, und schrieb der Universität Ingolstadt einen Brief, der als ein Stern des Glaubens hell und kraftvoll aus ihren Herzen sich ergoß, und in dem manches treffliche Bibelwort fein klares Bild abspiegelt. Dies ist ein Auszug ihres Schreibens:

Sendbrief an die Universität Ingolstadt.

„Der Herr sagt, Johannis im zwölften: Ich Licht komme in die Welt, daß ein Jeglicher, der an mich glaubet, nicht bleibe in der Finsterniß. Welches Licht ich herzlich wünsche uns Allen beizuwohnen, und zu erleuchten alle erstockten und erblindeten Herzen.“ Amen. Ich finde einen Spruch Matthäi am 10., der also lautet: Wer mich bekennet vor den Menschen, den bekenne ich auch vor dem himmlischen Vater. Und Lucä am 10: Wer sich meiner schämet und meiner Worte, dessen werde ich mich auch schämen. Solch' Wort', von Gott selbst geredet, sind mir allezeit vor Augen, denn es werden weder Frauen noch Mann darinnen ausgeschlossen. . . Aus diesem werde ich gedrungen, euch zu schreiben; denn Ezechiel sagt am 33: Siehest du sündigen deinen Bruder, so straf' ihn, oder ich will sein Blut erforsdern von deinen Händen. Ach, Gott, wie werdet ihr bestehen mit eurer hohen Schule, daß ihr so thöricht und gewaltig handelt wider das Wort Gottes, und mit Gewalt zwinget, das h. Evangelium zu verleugnen, als ihr dann mit Ursatius Seehofer gethan habt, und ihm einen solchen Eid zur Verschreibung für-

gehalten, mit Gefängniß und Dräuung des Feuers dazu gezwungen, Christum und sein Wort zu verleugnen? Ja, so ich's also betrachte, erzittert mein Herz und alle meine Glieder. Was lehrt euch Luther und Melanchthon anders, denn das Wort Gottes? Ihr verdammet sie unüberwunden. Hat auch das Christus gelehrt, oder seine Apostel, Propheten, oder Evangelisten? Ihr hohen Meister, ich finde es an keinem Ort der Bibel, daß Christus, noch seine Apostel, oder Propheten gekerkert, gebrannt, noch gemordert haben, oder das Land verboten. Wisset ihr nicht, daß der Herr sagt Matth. am 10. „Nicht fürchtet den, der euch den Leib nimmt, und dann nicht mehr vermag! aber den sollt ihr fürchten, der Macht hat, Seel und Leib zu versenken in die Hölle.“ Man weiß wohl, wie fern man der Obrigkeit gehorsam seyn soll. Aber über das Wort Gottes haben sie nichts zu gebieten, weder Papst, Kaiser, noch Fürsten. Ich bekenne aber bei Gott in meiner Seelen Seligkeit, wo ich Luthers und Melanchthons Schriften verleugnete, daß ich Gott und sein Wort verleugnete. Dafür Gott ewig sey! Amen. — Weder des Papstes Decretal, noch Aristoteles, der nie kein Christ worden ist, vermögen mit sammt euch nicht, was ihr vermeint, Gott, seine Propheten und Apostel vom Himmel zu stoßen, und aus der Welt zu treiben. Es geschieht nicht! — Bitt' auch, meine lieben Herren, ihn länger bleiben zu lassen. Setzet keinen Zweifel darin, Gott werde sein heiliges, gebenedeites Wort wohl erhalten!

„Ich hab' lange gehört, wie euer papistischer Prediger bei der Kirche „zu Unserer Frauen“ hat geschrien: Keger! Keger! wiewohl es schlecht Latein ist, könnte es selbst wohl, bin auf keiner hohen Schule gewesen; aber zum Beweisen bedarf es mehr. Ich habe immer im Sinn gehabt, ihm zu schreiben, mir die kezerischen Artikel anzuzeigen, die der treue Arbeiter des Evangeliums, Martinus Luther, gelehret hat. Jedoch hab ich meinen Geist unterdrückt, und es mit Schwermüthigkeit unterlassen, aus Ursach, dieweil Paulus an 1 Cor. 14. sagt: die Weiber sollen schweigen, und nicht reden in der Kirche. Nun ich aber in dieser Sache keinen Mann sehe, der reden will, noch wagt, so dringet mich der Spruch: Wer mich bekennet &c. Ihr werdet uns mit euren päpstlichen Gesetzen lange nicht dazu bringen. Wir haben genug Anzeigung aus der Schrift, daß sie nicht ohne Gottes Befehl Macht haben gehabt, Gesetze zu machen, als Jerem. 23. Wo es aber in der Bibel, welches Buch allen Befehl Gottes enthält, gegründet ist, wollen's wir gern und fröhlich annehmen; wo es

aber nicht, gilt es uns eben nichts, denn soviel, als ich daran meines schwachen, unverständigen Bruders schonen muß, so lang, bis er auch unterwiesen wird. Denn Gott sagt Dan. 4.: Du sollst nichts zu meinem Wort thun, noch davon nehmen.

„Mich erbarmen unsere Fürsten, daß ihr sie so jämmerlich verführet und betrüget. Denn ich weiß wohl, daß sie der göttlichen Schrift nicht recht berichtet sind; hätten sie aber Zeit vor andern Geschäften, achte ich, sie würden auch die Wahrheit erfahren, daß Niemand über das Wort zu gebieten hat, ja kein Mensch, er sey, wer er wolle.... Aber das Wort Gottes, ohne welches nichts gemacht ist, das soll allein und muß regieren. Wenn man den Glauben gebieten könnte, warum hat man dann nicht allen Ungläubigen Mandat geschickt, zu glauben? Aber das macht's: das Wort Gottes muß lehren, und nicht Fleisch und Blut....

Ich hoffe, es werde besser werden. Ich setze keinen Zweifel darein, Gott habe den Arsatius, oder werde ihn noch ansehen mit dem Auge seiner Barmherzigkeit, als Petrum, der den Herrn zu dreien Malen verleugnet hat... Ich hoffe, daß, ob Gott will, noch viel Gutes aus diesem Jüngling werde, wie Petrus darauf auch viel Gutes gewirkt hat. — Schämet ihr euch nicht, daß der Arsatius alle Schrift Martini hat verleugnen müssen? Hat er doch das neue Testament einfach nach dem Text verdeutschet; derhalben ist damit das h. Evangelium und die Episteln und die Geschichte der Apostel u. s. w. bei euch Kezerei gescholten. Also ist nicht mit euch zu disputiren. —

„Ich bitte euch, und begehre Antwort, ob ihr vermeinet, daß ich irre, das ich ja nicht weiß. Denn Hieronymus hat sich nicht geschämt, und zu den Weibern geschrieben gar viel, als zu Plesilla, Paula, Eustachia u. s. w. Ja Christus selbst hat sich nicht geschämt, sondern geprediget Mariä Magdalenä, dem Fräulein bei dem Brunnen, welcher allein unser aller Meister ist. — Ich scheu mich nicht, vor euch zu kommen, euch zu hören, auch mit euch zu reden, denn ich kann auch mit Deutsch fragen, Antwort hören und lesen, aus der Gnade Gottes. So hat man wohl Bibeln, die deutsch sind, die Martinus nicht verdeutschet hat, hab ihr selbst eine, die vor 41 Jahren gedruckt ist, da doch Luthers noch nicht gedacht ist worden. — Hätte mir's Gott nicht also verordnet, möcht ich auch, wie Etliche thun, geschrieben haben, sagen: er verkehrt's, Gott hat es nicht gewollt; wie wohl ich keine eine gelesen habe, welche der gleich und gerecht sey

die Martinus verdeutschet hat. Der Herr sey sein Lohn, hie in der Zeit und dort in der Ewigkeit, der solches in ihm wirkt! Und ob es gleich dazu käme, davor Gott sey, daß Luther wider- rufet, soll es mir nichts zu schaffen geben. Ich bau nicht auf sein, mein, oder eines Menschen Verstand, sondern auf den wahren Felsen Christum selbst, welchen die Baumeister haben verworfen. Aber er ist gemacht zu einem Eckstein und Fundament, als Paulus sagt 1 Cor. 3. Es kann kein ander Grund gelegt werden, denn gelegt ist, das ist Christus. Wollte Gott, ich sollte in Gegenwart unser 3 Fürsten und ganzer Gemeinde reden! Ich begehre, von Jedermann gelehrt zu werden. Ich spreche mit Paulo 1 Kor. 2. „Ich schäme mich nicht des Evangeliums, welches die Kraft Gottes ist, die da selig macht, die daran glauben.“

„Ich kann kein Latein, aber ihr könnt Deutsch, in dieser Zung geboren und erzogen. Ich habe euch nicht arabische Dinge geschrieben, sondern das Wort Gottes, als ein Glied der christlichen Kirchen, vor welcher die Pforten der Hölle nicht bestehen können; aber vor der Römischen bestehen sie wohl. Befehet nur dieselbige Kirche, wie sie vor den Pforten der Hölle bestehen werde!

„Gott gab uns seine Gnad, daß wir alle selig werden, und regier's nach seinem Gefallen. Nun walte seine Gnade, Amen! — Datum Dietfurt Sonntags nach Erhebung des heiligen Kreuzes, Anno 1523. Meine Handschrift Argula von Grumbach, eine geborne von Stauffen.“

Am Abend desselbigen Sonntags schreibt Argula auch noch an Herzog Wilhelm, legt eine Abschrift des Sendbriefes an die Ingolstädter Hochschule bei, erzählt die Veranlassung desselben ausführlich, und sagt, „die Angelegenheit des Magister Seehofer sei offenbar dem Fürsten nicht richtig vorgetragen; den Ingolstädter Worten dürfe man nicht glauben, sondern müsse vorher die Geister nach göttlicher Schrift prüfen. Es sey auch nicht genug, so wir sagen wollten: ich glaub', was meine Aeltern geglaubt haben; wir müssen in Gott, nicht in unsere Aeltern glauben. Wenn das Alter den rechten Glauben machte, so wäre der Jüdische der beste.“ Hiernach fährt sie fort: „Ew. Fürstliche Gnaden halten über dem Worte Gottes, so wird Glück und Heil Land und Leuten zu Theil werden; wo nicht, so wird es Gott nicht ungerochen lassen, wie wir finden in göttlicher heil. Schrift . . . Wenn das Wort Gottes erhöhet wird, wird es

Sieg genug haben; umgekehrt, wenn Gottes Wort unterdrückt wird, so liegt daran alle Plage Ich habe nichts unterlassen mögen, E. F. G. als meinem Bruder in Christo zu schreiben. Der Geist Gottes regiere es! denn ich meine es ja gut. Gott sey mein Zeuge, daß ich Freude habe an E. F. G. Glückseligkeit, hinwiederum Leid an E. F. G. Unglück. Denn es ist mir auch noch unvergessen, daß ich nach Absterben von Vater und Mutter E. F. G. als oberstem Vormund anbefohlen war. Dies hat mich nicht wenig gezwungen, E. F. G. zu schreiben, damit ich für die empfangene Wohlthat meine Dankbarkeit ein wenig erzeigte. Mir geht's, wie St. Peter; Silber und Gold hab ich nicht, aber Liebe gegen Gott und E. F. G., als meinem Nächsten. Ich hab aus christlicher Lieb nicht schweigen können, und der hohen Schule geschrieben. Was ich geschrieben, weiß ich durch Gottes Gnade zu verantworten. Fürwahr! Gott wird die Seelen Eurer Unterthanen von Euren Händen fordern Gott ist dieser meiner Schrift Regierer; dem befehle ich's, sammt E. F. G. und allen Eueren Geliebten, hier in der Zeit und dort in der Ewigkeit beizuwohnen. Amen."

Aber die glaubensmuthige Frau empfing bösen Bescheid auf ihre Briefe. Der Kanzler der Ingolstädter Hochschule, der Doctor Eck, hielt's für schimpflich, mit einem Weib zu disputiren; er schickte ihr Roßen und Spindel, „daß sie dabei in der Spinnstube mit ihres gleichen Wäscherinnen plaudern möchte, so lange sie wolle.“ Da sieht man, wie viel leichter es ist, mit ehrlosem Spott dem heiligen Ernst aus dem Wege zu gehen, als ihm ehrlich und männlich in's Angesicht zu schauen. — Die Geschichte ward im ganzen Lande ruchbar, und Argula, die Helldenmuthige, hatte viel Lästerung und Hohn davon. — Aber den Herren zu Ingolstadt war in's Geheim gar nicht wohl bei der Sache; sie fannen, wie sie möchten der gehassten Frau ledig werden. — Als dies unsrer Argula hinterbracht wurde, benachrichtigte sie davon den Stadtrath von Ingolstadt. In ihrem Schreiben an denselben, welches sie Sonntag den 27. Octbr. 1523 abfaßte, heißt es also: „Sie sagen auch, wie die Juden zu Pilato sagten: Wir haben ein Gesetz, und nach dem Gesetz muß er sterben. Ich wollte gern wissen, was für Gewinnes sie hätten, wenn sie mich gleich ermordeten! Sie trösten sich vielleicht der Freiheit des heimlichen Gerichts, das ihnen nicht übel dazu dienet. Nun denn, im Namen Gottes! so denn das die Stadt wäre, darin man die Christen martert, als Jerusalem auch war, so geschehe

mir auch, wie Gott will! Aber ich bitte Gott, daß er nicht auch über euch, durch jene verschuldet, dieselbige Strafe verhängel! So ich schon gestorben bin, ist das Wort Gottes nicht vertilgt; denn es bleibt ewig. Ich halte auch dafür, so ich die Gnade hätte, den Tod um seines Namens willen zu leiden, daß gar viel Herzen dadurch erweckt würden; ja, wenn ich allein stürbe, würden tausend Weiber wider sie schreiben. Denn ihrer sind viel, die belesener und geschickter sind, denn ich; und sie möchten also den Namen überkommen, daß man sie eine Schule für die Weiber hieße. Was meiner Person nachgeredet wird, wolle euch nicht ärgern! Meinet halben achte ich ihrer Verfolgung nicht; es ist mir eine Freude, daß ich von wegen des h. Evangelii vermaledeiet werde. Gott verzeihe es ihnen! sie wissen nicht, was sie thun. Ich bitte auch herzlich für sie, daß Gott sie erleuchte; bitt' euch auch, für sie und alle verstockte Herzen zu bitten. . . .“

„Christus vermahnet, Matth. 7. und 13.: uns zu hüten vor dem Sauertaig der Pharisäer. Darum, liebe Freunde und Brüder in Christo, fürsehet euch wohl, daß ihr sammt ihnen nicht verderbet! Bittet Gott für mich! Desgleichen will ich Gott auch für euch bitten.“

Nun konnten zwar die Schriftgelehrten zu Ingolstadt ihr heimlich gesponnenes Bubenstück und Mordplan nicht vollführen. Aber ihr Kanzler Eck, nachdem er über dies Alles noch erfahren, daß Argula die Einwohner von Dietfurt durch öffentliche Predigten, welche sie veranlaßte, für den evangelischen Glauben zu gewinnen suchte, hezte den Herzog Wilhelm wider sie auf. Der ließ zornig ihren Gemahl, den Ritter von Grumbach, vor sich fordern, entsetzte ihn seines Amtes, und verbannte ihn aus seinen Landen. Auch hinderte der Landesfürst es nicht, daß die Würzburger Pfaffen eines Gutes sich bemächtigten, welches der gebannten Familie Eigenthum war. Bald drauf starb der Herr von Grumbach. So war nun Argula eine arme, landesflüchtige, verkehrte Wittwe. Und es ist nur so der Welt Lauf, welche gesunkenen Sternen feige den Rücken kehrt, daß jetzt auch ihre Verwandten nicht allein von ihr sich zurückzogen, sondern ihr auch bitteren Haß zu schmecken gaben. Aber die äußerlich tief gebeugte war inwendig hochgemuthet, daß nun ihr ganzes Wesen gehoben und geweiht erschien, von dem durch keines Menschen und Fürsten Hand austilgbaren, heiligen Adel des Glaubens und unverzagten, ritterlichen Gottvertrauens. „Meine Kindlein“, — schrieb sie dazumal, — „wird der Herr schon versorgen und

sie speisen mit den Vögeln unter dem Himmel, auch bekleiden, wie die Blümlein des Feldes. Er hat's gesagt; er kann nicht lügen." Und als ihr die Blutsfreunde gar droheten, „sie würden sie einmauern lassen, ließ sie nicht ab von der lutherschen Kezerei," schrieb sie ihrem Vetter, Aldam v. Förling, welcher pfalzgräflicher Statthalter zu Neuburg war, diesen Brief: „Mir ist gesagt, daß es vor Euch gekommen sey, daß ich der hohen Schule zu Ingolstadt geschrieben habe, weshalb ihr über mich nicht wenig erzürnet seyd, und euch vielleicht eingebildet habt und meinet, daß es von mir, als einem thörichten Weibe, (wofür ich mich selber bekenne und halte; denn diese Weisheit, Gott zu bekennen, ist nicht des Menschen Vernunft zu eigen, sondern Gottes Gabe), unrecht gethan sey, daraus mir nicht wenig Schmach, Schande und Gespött nachgeredet ist. . . . Mein herzlichster Vetter, ich bitte Euch, macht Euch darüber keine Sorge, wenn ihr hört, daß man mich schändet und verspottet darum, daß ich Christum bekenne! Aber dann erschrecket, wenn Ihr hört, daß ich Gott verleugne, dafür Gott ewig sey! Ich rechne mir's für eine große Ehre, daß ich geschändet werde, um Gottes Lobes wegen. . . . Man heißt mich lutherisch. Ich bin es aber nicht. Ich bin im Namen Christi getauft, den bekenne ich, nicht Luthern; aber ich bekenne, daß ihn auch Martinus, als ein getreuer Knecht, bekennet. Gott helfe, daß wir solches nimmermehr verleugnen, weder durch Schande, Schmach, Kerker, Peinigung, noch auch durch den Tod! Das helfe und verleihe Gott allen Christen! Amen. Gott sagt Matth. am 10.: „wir müssen Alles verlassen, Vater, Mutter, Bruder, Schwestern, Kinder, Leib und Leben, und darauf sagt er: Was hülfte es dem Menschen, daß er die ganze Welt gewänne, und nähme an seiner Seele Schaden? Womit wollt' er sie wieder einlösen?“ . . . Das schmeckt aber dem Fleische nicht, Ehre, Freundschaft, Gut und Leben zu verlassen, wir vermögen's aus uns selbst so wenig, als St. Peter, der dem Herrn zusagte, mit ihm zu sterben, und verleugnete ihn zu dreien Malen. Da ließ ihn Gott sehen, was der Mensch ist, aber zuletzt gab ihm Gott auch den Geist, daß er fröhlich um den Namen des Herrn starb. . . . Man hat mir gesagt, man wolle meinem Junkherrn das Amt nehmen. Ich kann ja nicht dafür, denn ich habe vorher Alles wohl betrachtet. Es soll mich aber mein Heil nicht gereuen, wie Pilatum; habe mich darin ergeben, Alles zu verlieren, ja Leib und Leben; Gott stehe mir

bei! Ich vermag nichts Gutes zu thun aus mir selbst, kann nur sündigen. Bittet Gott ernstlich für mich, daß er meinen Glauben mehre!“

Dies sind doch Worte, welche das Bild echten Martyrthums in evangelischer Fülle und Schönheit aussprechen. Siehe hier nicht nur die feste Entschlossenheit, durch keine Gefahr noch Drohung sich einschüchtern zu lassen, und den guten Kampf des Glaubens, wie heiß er auch werde, bis an's Ende durchzukämpfen, sondern vielmehr noch die fast ängstliche Abwehr der Demuth, solches geschehe mit Nichten aus eigener Kraft, und mit Nichten zu eigenem Verdienst.

Ja freilich, hätte nicht ihrer Seele Herzog sie gegürtet zu Geduld und Streit, der Odem heiliger Begeisterung wär ihr ausgegangen, und der Muth wär ihr zerbrochen vor der Zeit, weil keine Wunden nachhaltiger bluten, als welche der Spott in die Seele schneidet. Aber dem weiblichen Gemüthe, das von Natur so scheu, still und zart ist, wie ein Lilienblatt, thun sie doch am bittersten weh. Und die Ingolstädter Schriftgelehrten wurden unterdeß nicht müde, ihren unsaubern Witz und Geifer auf dies reine Lilienblatt zu spritzen. Ein ernst und ehrlich Wort mit Argula zu reden, das sollte Schimpf seyn und verlorne Zeit; aber mit leichtfertigem Scherz ihren Muth zu kitzeln und zu kühlen, solches dächte sie lustig. Im J. 1524 erschien ein Schmähdgedicht auf Argula von einem Magister zu Ingolstadt verfaßt, der sich Johannes aus Lands hut nannte. Hier folgen einige Stellen aus demselben:

„Frau Argel! arg ist euer Nam;
 Viel ärger, daß ihr ohne Scham,
 Und alle weiblich' Zucht vergessen,
 So frevel seyd und so vermessen,
 Daß ihr eure Fürsten und Herren
 Erst wollt einen neuen Glauben lehren,
 Und euch daneben untersteht,
 Eine ganze Universität
 Zu strafen und zu schimpfieren
 Mit eurem närrischen Allegieren.
 Ihr sollt nicht disputiren,
 Sondern das Haus daheim still regieren,
 Und in der Kirche schweigen still.
 Seht nur, meine liebe Sibyll!
 Wie ein frech, wild Thier ihr seyd,
 Und wie ihr euch dünkt so geschaid,
 Daß ihr die heilige Schrift wollt deuten!“

Ich merk' jetzt, was dir wohl behagt
An Luthers Lehr und seinen Worten:
Daß er auch Weibern öffnet die Pforten
Der Unzucht und der Bulerei,
Die Eh' zu brechen frisch und frei.

Hat dich der Mönch auch gar besessen,
Und kannst seiner Lehr nicht vergessen!
Daher kommt auch dein groß Mitleiden,
Und gefällt dir vielleicht das Schneiden
Arsenius im krausen Haar,
Ein Jüngling von achtzehn Jahr;
Derhalb du ihm sein Sach thust glimpfen,
Sonst würd'st du dich wohl drob rümpfen.
Merk' nun meine liebe Argel traut,
Wie bist du so gar eine arge Haut,
Daß du uns mit der Schrift willst schrecken,
Dein Schand und Bosheit mit zudecken!

Willst du aber mit Ehren bestehen,
So stell ab dein Muth und Gutmuth,
Und spinn' dafür an deiner Kunkel,
Oder strick Hauben, und wirf Vorten!
Ein Weib soll nicht mit Gottes Worten
Stolzieren, und die Männer lehren,
Sondern mit Magdalenen zuhören."

Argula zahlte dem Magister Johannes aus Landshut sein Spottgedicht muthig zurück, auch mit gereimten Verslein, aber mit Münzen aus reinem Metall, und von gutem, klarem, biblischem Gepräge. Dies ist ihr Gedicht:

"Im Namen Gottes heb ich an,
Zu antworten dem kühnen Mann,
Der sich Johannem nennen thut,
Zeigt mir an, er sey von Landshut.

Seyd ihr ein redlich, christlich Mann,
Zu Ingolstadt tretet auf den Plan:
So ihr mir Gottes Wort herbringt,
Folg' ich, wie ein gehorsam Kind.
Gar fröhlich will ich zu euch gahn,
Denn das trifft Gott, mein'n Herren, an.
Christus gibt mir gar sein Vericht (Matth. 10.)
Wie ich mich auch soll fürchten nicht,
Schickt uns seinen Geist in unsern Mund,
Der red't für uns zu dieser Stund,
"Ihr seyd's nicht, die ihr redend seyd!"

Ja, dieses Wort mein Herz erfreut.
 Ob ich gleich kein Geschrifte kann,
 Ein Geschrecken hab' ich gar daran;
 Will zu euch kommen ohn' Beschwer,
 Dem Namen Gottes zu Lob und Ehr,
 Den ihr so groß jetzt lästern thut,
 Macht euch Abgött' nach eignem Muth.

Ihr find't Johannes geschrieben stohn
 Im siebenten (Kapitel) lest ihr davon:
 Wer an mich glaubt, folgt meiner Lehr',
 Lebendig Wasser fließen her
 Von ihm! — Dies red't der Herr vom Geist,
 Der auch uns alle unterweist.

Ist Bau'r, Weib geschlossen davon?
 Wer sind doch die Apostel gewesen?
 Wo han sie in hohen Schulen gelesen?

Ich finde Judith am elften stahn,
 Was Gott sonst auch durch's Weib gethan.
 Da sie vor Holofernes stund,
 Bat sie Gott mit Zähren und stillem Mund:
 O Herr, Gott Israels, stärke mich
 In dieser Stund du zu mir fleh',
 Daß meine Hand dieses Werk vollbring',
 Welches ich im Glauben anfang.
 Darum stärkt ihr Gott auch die Hand,
 Daß sie Holofernem überwand.

Find' auch noch weiter geschrieben stohn,
 Im Buch der Richter les' davon,
 Eine Weisfagerinn Debora genannt,
 Daß sie auch war von Gott gesandt,
 Das Israel'sche Volk zu führen,
 Darüber zu richten und regieren.
 Wärt ihr selbst gewesen dabei,
 Vielleicht hättet ihr's verwehret frei.
 Daß Gott durch's Weib 's nit hätt' gethan,
 So ihr seyd ein weiser Mann,
 Ihr hättet auch wahrlich nicht gelitten,
 Daß Gott durch Weiber hätt' gestritten.

Darum so zürnet nicht so hart,
 Ob Gott noch jetzt würd' Weiber schaffen,
 Die eure Hoffart müssen strafen;
 Macht, daß ihr gar nicht würdig seyd,
 Daß ein Gelehrter mit euch streit';
 Ihr seyd dermaß von Gott geschlagen,
 Daß euch nun Weiber müssen plagen.

Weh' euch, die ihr jetzt sonder Laßt,
 Ihr werdet klagend und weinend gemacht,
 Ihr Lästerer Gottes, wie wird euer Loben
 So gar und ganz vor Gott zu nicht,
 Wann ihr kommt vor das streng Gericht,
 Am sechsten Lucas da bestimmt!
 Darum laßt ab und seyd besinnt!
 Auch dießmal nehm' genug davon,
 Bis er hervortritt auf den Plan,
 Von Bileams Eßelinn nimm zu gut,
 Mein lieber Johannes von Lands hut!

Was ist nun aber aus dem eingekerkerten Jüngling geworden, um deß willen Argula auf dem Kampfsplatz offen heraustrat, da sonst nur streitende Männer sich begegnen? Ursatius Seehofer wurde wegen des ihm gewaltsam ausgepreßten Widderrufs von Gewissensangst gepeinigt. Nachdem es ihm gelungen war, seiner Haft zu entfliehen, eilte er alsbald gen Wittenberg zu Luther, welchem er unter Thränen seine Schwachheit und seinen Fall bekannte. Luther, von dem aufrichtigen Ernst des Reuigen überzeugt, sandte ihn dem Hochmeister von Preußen, bei welchem er anderthalb Jahre das Evangelium predigte. Aber Seehofer konnte Luft und Lebensweise dieses fernen Landes nicht vertragen. So kehrte er nach Wittenberg zurück. Bald darnach siedelte er in's Württemberg'sche über, und ward, von Erhard Schnepf geprüft, Pfarrer zu Leonberg; drei Jahre später kam er als Stadtpfarrer nach Winnenden, wo er nach sechsjähriger, treuer Amtsführung selig im Herrn entschlief. Er war reicher Aeltern Sohn, die ihn aber verstießen und enterbten, weil er zum evangelischen Glauben sich gewendet hatte. Er ertrug das mit geduldigem Herzen. Seiner Aeltern erwähnte er nur mit schonender Liebe: „sie würden es aus Furcht vor ihrem Landesvater gethan haben“, entschuldigte er sie.

Es ist Eingangs erzählt, wie Argula durch Spalatins Vermittelung der Schriften Luthers habhaft, und durch sie zur Klarheit und Entscheidung des Glaubens gebracht wurde. Sie pflegte dieselben „ihre Leitbüchlein zum Worte Gottes“ zu nennen. Seit 1524 kam sie mit dem großen Reformator selbst in einen Briefwechsel. Luther gedenkt ihrer zuerst in einem Briefe an Spalatin, geschrieben am Tage nach St. Antonis 1524: „Ich schicke dir hiermit das Schreiben der Argula, der Jüngerinn Christi, damit du es sehen und dich freuen mögest mit den Engeln Gottes über eine sündige Tochter Adams, welche umgekehrt,

und ein Kind Gottes worden ist. Wenn du ihrer ansichtig werden kannst, so grüße sie von meinethwegen, und tröste sie im Namen Christi. . . . Wenn du etwa unserer Argula antwortest, so schicke diesen meinen Brief zugleich an sie! denn du kannst solches eher, als ich.“ — Auch in zweien andern während desselben Jahres geschriebenen Briefen erwähnt Luther der „sehr gottseligen“ Frau. Gegen Ende des Jahres ward der Briefwechsel noch lebhafter und so vertraulich, daß Argula dem Doctor rieth, in den heil. Ehestand zu treten. Luther ließ ihr durch Spalatin antworten: „er sei zwar in der Hand Gottes ein Geschöpf, dessen Herz er ändern und wieder ändern kann, alle Augenblicke und Stunden“. „Wie mein Herz aber bisher gestanden und noch steht, — heißt's weiter, — so werde ich gewiß keine Frau nehmen, Nicht, daß ich von Holz oder Stein wäre, und nicht fühlen sollte, daß ich Fleisch und Blut habe, sondern mein Herz und Sinn ist ferne vom Heirathen, weil ich täglich meinen Tod erwarte, und daß ich als Kezer hingerichtet werde. Indessen will ich Gott kein Ziel seines Werkes in mir setzen, und mir selbst auch nichts anders fürnehmen. Ich hoffe aber, Gott werde mich nicht mehr lange leben lassen.“ Aus einem Briefe, welchen Luther später (1523) an Spalatin schrieb, läßt sich entnehmen, daß Argula vor ihren Feinden noch immer nicht Ruhe hatte. Da heißt es: „Ich schicke die Briefe unserer Argula, daß du sie lesest, statt der meinigen (denn ich habe nichts zu schreiben), und sehest, was das gute Weib ausstehen und leiden muß.“

Sie hatte auch persönlich Luthers Bekanntschaft gemacht. Und als er während des Augsburger Reichstages zu Coburg sich aufhielt, besuchte sie ihn mehrmals dort 1530, und ward von ihm reichlich gestärkt und getröstet. — Sie selbst folgte mit eifrigster Theilnahme den Verhandlungen jenes ewig denkwürdigen Reichstages. So viel an ihr war, sprach sie den Bekennern zu Augsburg Muth zu. An Spalatin schrieb sie in diesen Tagen: „Fürchtet euch nicht, die Sache ist Gottes; der sie in uns ohne uns angefangen hat, der weiß und wird uns wohl beschützen. Er schläft nicht, der da behütet Israel; die Sache ist fein, er wird den Streit wohl stillen und hinausführen!“

Dies sind die letzten Worte, die von Argula's öffentlicher Theilnahme am Gange der Reformation Zeugniß geben. Fortan war es ihr gegönnt, am stillen Heerd des Evangeliums zu pflegen noch manches liebe Jahr. Acht Jahre nach Luther kam sie von dem

muthig bekannten Glauben zu seligem Schauen. Sie starb zu Zeylzeheim in Franken 1554. —

Die Päpstischen ließen nicht ab, das Andenken der Seligen zu verlästern. „Sie sei eine lutherische Medea, oder Furie,“ — sagt der Jesuit Jakob Gretser von ihr in seiner Vertheidigung Bellarmins — „ein Weib, das vom wiedertäuferischen Gifte angesteckt sei.“ Und der Jesuit Meimburg zielt sonderlich auf Argula, wenn er in seiner Geschichte des Lutherthums sagt: „Besonders die Frauen lasen beständig Luthers deutsche Bibelübersetzung. Ja, einige Frauen vom Stande waren auf das Lesen dieser lutherischen Bibel so erpicht, daß sie dieselbe, sowie die luthersche Lehre, nicht nur gegen andere Frauen, sondern auch gegen die katholische Geistlichkeit, Priester, Mönche und Doctoren zu vertheidigen sich unterstanden.“

Aber den Evangelischen galt sie schon frühe als eine Glaubenszeuginn Christi. Ludwig Rabus zu Straßburg hat sie in sein Märtyrerbuch von 1556 aufgenommen „weil sie ihren Glauben nicht ohne Gefahr öffentlich bekannt hat.“ „Sie ließ sich auch,“ — sagt Rabus weiter von ihr, — durch die neuen Beispiele der grausamen Strafen, die man wider einige Vertheidiger des göttlichen Wortes angewendet hatte, in ihrem christlichen Werke nicht hindern. Daher mögen wir wegen solcher ihrer Ueberwindung der hochmüthigsten, frechsten Feinde Christi wohl sprechen aus Judith 9, 12.: Das wird deines Namens, o Gott, Ehre seyn, daß ein Weib sie darniedergelegt hat!“

Wohl ist dem Weibe innerhalb der geweihten Grenzen des Hauses sein Beruf von Gott zugetheilt. Aber von je her, in dem Sturm und Drang großer Zeiten, hat es derselbe Gott gewollt, daß auch Frauen, von heiliger Begeisterung getragen und gegürtet, über die Schwelle ihrer stillen Verborgenheit weit hinaustraten auf den Plan der Geschichte, wo die Geister aufeinander plagen, und die Schwerter sich begegnen. Und wenn alsdann die Söhne dieser Erde, die Stolzen und Gewaltigen, überfallen werden von dem Heldenmuth der Schüchternen und von der Kraft der Schwachen, so hat des Herrn Gericht wider sie desto schärfer entschieden. — Es wird jenem Jesuiten das ehrliche Bekenntniß gar zu schwer: diese Argula habe im Angesicht der Schriftgelehrten und Pharisäer von Ingolstadt fest gestanden. Aber wir preisen Gott, daß die Geschichte der Reformation auch mit dem Leben einer deutschen Debora geschmückt ist.



W o l f g a n g , Fürst zu Anhalt.

(geb. am 1. Aug. 1492, gest. am 23. März 1566.)

Du sollst Milch von den Heiden saugen, und der Könige Brüste sollen dich ernähren, auf daß du erfahrest, daß ich der Herr, dein Heiland, und ich, der Mächtige in Jakob, bin dein Erlöser. (Jes. 60, 16.)

Wir haben zwar in diesem Buche schon viele Geschichten erzählt, in denen jene Weissagung erfüllt ist. Aber dieweil es

unsern, der Niedern, Glauben stärkt, wenn wir sehen, wie auch hohe Leute mit Scepter und Kronen sich vor Christo, dem Könige Zions, beugen; so berichten wir hier noch von einem Fürsten, der ein Pfleger der Kirche Christi gewesen ist.

Dieser Fürst ist Wolfgang von Anhalt. Er ist geboren am 1. Aug. 1492. Das Haus Anhalt theilte sich damals in die beiden Linien Köthen und Zerbst. Die Erben der ersten waren die drei Brüder Wilhelm, Magnus und Adolf. Sie waren alle drei fromme Leute, denen ihrer Seelen Seligkeit mehr werth war, als Kron und Thron. Da nun der junge Wolfgang, aus der Zerbster Linie, meist um sie war, so sog er aus ihrem Munde Frömmigkeit und Gottesfurcht ein, wie ein Kind aus seiner Mutter Brüsten Milch saugt. Zwar waren alle drei Brüder in Rom's Menschenfesseln gefangen; aber sie gehörten doch zur Schaar derer, die, trotz Rom's, lebendige Glieder am Leibe Christi waren. Wilhelm, der älteste, ward Franziskanermönch, und ist derselbe, von dem Luther erzählt: „Ich habe gesehen in meiner Jugend mit diesen meinen Augen, da ich im 14. Jahre zu Magdeburg in die Schule ging, einen Fürsten von Anhalt in der Barfüßer Kappe auf der Straße umgehn nach Brod, und trug den Sack, daß er sich zur Erde krümmen mußte.“ Wir haben noch etliche Briefe von Wilhelm an seine Brüder. Daraus geht klar hervor, daß bei seiner Möncherei sein Zweck war: „Alles das Seine zu verlassen, und dahin zu geben, um die unendliche Liebe seines Herrn Jesu zu erwiedern.“ Der 2. Bruder war Magnus, Domcapitular zu Magdeburg. Dieser ist oftmals nach Rom gewallfahrtet. Aber davon wollen wir hier nicht reden; sondern dafür sein Bekenntniß hersetzen, das so lautet: „Groß ist Gott in allen seinen Werken; viel größer aber in seiner Menschwerdung. Er ist Gott und Mensch. . . . Bei diesem, der mich heilet als ein Arzt, mich weidet als ein guter Hirte, und der für mich sein Blut vergossen hat, stehe ich armer und großer Sünder Magnus; denn ich keinen Andern weiß, bei dem ich gewisser seyn und bleiben kann, als bei dem, der zu mir spricht: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken! Weil nun ich, Magnus, beladen bin mit vielen großen Sünden, so werde ich auch sicher bei ihm stehen. Denn er ist mein Leben und Trost, mir geboren, mir gegeben, meine Speise, mein Trank, meine Erhöhung.“ Adolf, der jüngste

Bruder, erlebte noch als Bischof zu Merseburg die Reformation. Luthers Worte waren ihm zu „geschwind und heftig.“ Am Sonntage vor seinem Tode hielt er noch große Tafel. Die Gespräche waren, wie immer, ernst; man kam auf Luthers Lehre von der Rechtfertigung. Ein Dominikaner verkehrte sie als Neuerung. Der Bischof saß lange in tiefem Schweigen da. Endlich sprach er mit Eifer und Nachdruck: „Wie heißet ihr dieses eine neue Lehre? Und habt vergessen, was wir im Psalter lesen: vor deinen Augen wird Keiner gerecht geachtet, der da lebet, Keiner, — Keiner, — Keiner!“ Diese drei frommen köthen'schen Brüder machten auf den jungen Wolfgang einen gar tiefen Eindruck. Das hat er hernach oft selbst bekannt. Besonders aber nahm er sich ein Exempel an Fürst Adolf; denn an dessen Hofe zu Merseburg hielt er sich häufig auf. Als er einst wieder dort war, fragte ihn Adolf: „Lieber Wolfgang, sage mir, gedenkest du auch in den Himmel zu kommen?“ „Ja, traun!“ sagte der junge Fürst, „aber ob Gott will, noch zur Zeit nicht. Denn darum bin ich getauft, daß ich im Himmel leben soll. Aber ich hoffe, noch eine Zeit lang hier auf Erden zu seyn, und bei Gott ewig zu bleiben!“ Indes Fürst Wolfgang war ein munterer, frischer, lebenskräftiger Jüngling. Er liebte Pracht und Spiel, wegte gern sein Schwert, brach auch gern eine Lanze, und ging dann nach dem Turnier mit Jubel zu den Rittergelagen, wo er wohl einen Zug mehr aus dem Humpen mag gethan haben, denn sich gebühret. Aber Gott, der Herr, wollte nicht, daß Wolfgang ein leichtfertiges Weltkind werden sollte, wie so viele andere junge Ritter und Prinzen, auf deren Leichensteinen man mit gutem Fug schreiben sollte: „Wir sind geboren, haben gegessen, getrunken, haben gespielt und gejubelt, etwa auch gehuret, sind gestorben, werden nun von Würmern gefressen, und unsere Seele ist in der ewigen Qual!“ Die Aufschrift sollte auf Prinz Wolfgang's Leichenstein nicht stehen. Davor bewahrte ihn Gott. Denn der ließ den jubelnden Jüngling durch zwei Geschichten warnen. Die erste hat Fürst Wolfgang in seinem Alter guten Freunden gern und mit großer Nührung erzählt. Nun soll er sie noch einmal mit seinen Worten erzählen. Auf einem Feste zu Weimar hatte sich ein Freiherr von Sternberg eingefunden, und alle Lust und Freude der Rennbahn und des Banquetts gesehen. Des andern Morgens frühe trat er wieder in den Saal, — die Wände waren leer, die Tafeln standen einsam da. — Drauf ging er hinab in die

Kennbahn, — auch da war Alles so still und traurig. — Da sprach Ritter Sternberg bei sich selbst: „„Wie bald ist es doch um dieser Welt Freude gethan!““ rief seinen Knecht, und ritt davon, bis er an's Kloster zu Arnstadt kam. Dort sprach er zu seinen Dienern: „Ich sehe, wie vergänglich die Freude der Welt ist; ich will mich um das Ewige bekümmern. Wer an diesem Orte mit mir Gott dienen will, der trete mit mir ein! Wer nicht will, der reite zurück, und behalte sein Pferd! Und so lebte er und einer seiner Knechte von nun als Mönch in diesem Kloster der Vorbereitung auf die Ewigkeit.“ Das war die erste Geschichte. Die andere aber ist diese: Johannes, Herzog und nachmals Churfürst von Sachsen, besuchte als junger Prinz einstmals den Kaiser Maximilian, der zu Innsbruck Hof hielt. Da ging's gar ritterlich her; dann war ein Wettrennen, dann ein Turnier, dann ein Ringelrennen, dann ein Tanz, dann eine Jagd; und so ging's immerdar in Jubel und Freuden hoch her. Dem Prinzen aber gefiel das nicht, und da er später Churfürst und Wolfgangs Schwager wurde, hat er oft bekannt: „Er wisse in Wahrheit zu sagen, daß ihm Keiner dieser Freudentage jemals ohne besondere Traurigkeit und Herzeleid verfloßen sey.“

Diese beiden Geschichten standen an Wolfgangs Lebenswege, wie ernste Wegweiser, die mit ausgestrecktem Arme unläffig aus der Zeit auf die Ewigkeit hinwiesen. Wolfgang besuchte die Universitäten Leipzig und Wittenberg. Ob und wie er daselbst am innern Menschen gewachsen sey, wissen wir nicht. Als er 29 Jahre alt war, Anno 1521, zog er auf den weltberühmten Reichstag zu Worms, um sich in seiner und seiner Vettern Namen mit den anhaltinischen Landen belehnen zu lassen. Es waren, wie männiglich bekannt, viele Fürsten und große Herren aus allen Landen dort versammelt. Da nun die deutschen Herren vor dem Kaiser ritterliche Spiele und Turniere hielten, da spotteten die Italiener und Spanier: „Zum Ernst zu gering, zum Scherz zu hart.“ Das wurmte Fürst Wolfgang. Er und Herzog Heinrich von Braunschweig bestiegen zu neuen Turnieren ihre Rappen. Sie rannten mit ihren Speeren so hart zusammen, daß beiderseits Roß und Mann zu Boden stürzten, und beiden Fürsten das Blut aus Mund und Ohren drang. Das hatten sie gethan, damit die Welschen nicht mehr sagen könnten: „Zum Ernste zu gering!“ Indesß war dies noch nicht der ernsteste Kampf, der dazumal in Worms ausge-

fochten wurde. Es war dort ein armes Mönchlein, hieß Dr. Martin Luther, der hatte vor Kaiser und Reich und schlauen Italienern und Spaniern einen ganz anderen und schwereren Kampf auszufechten, wie das jeder evangelische Christ weiß; und wer's nicht weiß, kann's in des Mönchleins Lebensgeschichte nachlesen. Als nun das Mönchlein vor Kaiser und Reich, vor aller der Pracht und Herrlichkeit seinen Glauben frei bekannte, und sprach: „Hier steh' ich! Ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen!“ — da mag dem tiefsinnigen Wolfgang sein Kampf wohl gar eitel gegen des Mönches Kampf vorgekommen seyn. Wenigstens traf Luthers Wort sein Herz gewaltiger, als sein Speer des Fürsten Heinrichs Schild getroffen hatte. Denn Wolfgang trat gar bald fest und entschieden auf die Seite Luthers und des Evangeliums. Schon im folgenden Jahre berief er Luther zu einer Gastpredigt nach Zerbst. Die Bürger dieser Stadt wandten sich seit dieser Predigt mit Entschiedenheit dem reinen Evangelio zu. Fürst Wolfgang, der von der älteren Zerbstischen Linie stammte, mußte mit der jüngern viel kämpfen; denn diese hielt noch fest an Rom, und wurde dabei von dem heftigsten Feinde Luthers, dem Herzog Georg von Sachsen, unterstützt. Indessen hielt Wolfgang treu in seinen Kämpfen aus. Er war fest gewurzelt im Worte Gottes. Er sagt von sich: „daß er seine Befehrung zur evangelischen Wahrheit nicht dem Anblick der Gebrechen der alten Kirche, sondern nur allein der Wirkung des göttlichen Wortes zuschreiben habe. Wohl habe er auf einer Romfahrt die grobe römische Büberei gesehen; aber die Hauptsache sey gewesen, daß ihm Gott mit dem Gnadenlicht seines Evangelio zeitig entgegengekommen sey.“ So kam der Augsburger Reichstag heran. Der Anblick des glaubensfesten Johannes von Sachsen, seines Schwagers, und des freudig-kühnen Georg, Markgrafen von Brandenburg, stärkte ihn ungemein. Ihr freudiges Bekenntniß, sagt ein alter Erzähler, „ist ihm so zu Herzen und Gemüth gegangen, daß, so oft er nachher diese Geschichte erzählte, ihm das Herz vor Freuden durchbrach, und die Augen voll Thränen standen.“ Er selbst aber steht jenen beiden an Glaubenskraft nicht nach. Er trat mit Georg vor den Kaiser, als dieser sie zur Frohnleichnamsprozession zwingen wollte, und der Markgraf mit seiner Hand eine Bewegung nach dem Halse machte, und erklärte: „Geh ich meinen Gott, und sein Evangelium verläugne, eher will ich vor Seiner Kaiserlichen Majestät niederknien,

und mir meinen Kopf abhauen lassen.“ Als die Augsburger Confession unterschrieben werden sollte, ergriff Fürst Wolfgang mit fester Hand die Feder, und sprach die Heldenworte: „Ich habe manchen schönen Ritt Andern zu Gefallen gethan; warum sollte ich denn nicht, wenn es von Nöthen wäre, auch meinem Herrn und Erlöser, Jesu Christo, zu Ehren mein Pferd satteln, und mit Dransezung meines Leibes und Lebens zu dem ewigen Ehrenfränzlein im himmlischen Leben eilen?“ An seine fromme Mutter schrieb er: „Ich hoffe zu Gott, er wird sein göttliches Wort erhalten; — der Teufel hat jetzt viel zu schaffen; aber wir haben einen Trost, daß Gott sein Herr und Meister ist, der wird ihm seine Anschläge wohl zu Trümmern stoßen!“ Auf demselben Reichstage machte sich der allbekannte Dr. Eck gar breit und laut. Einstmals äußerte er in Gegenwart vieler Fürsten: „Ihr Lutherischen, ihr Lutherischen, mich wundert, daß ihr so wider den Strom schwimmt! Meinet ihr auch, eure Sache werde Bestand haben, und wo wollet ihr dann bleiben?“ Da erhob sich Fürst Wolfgang, und sprach: „Unsere Sache ist gut, und ist Gottes. Dem trauen wir, er wird sie wohl erhalten, es gerathe, wie es wolle, und sollten wir gleich darüber zu Boden gehn. Aber das sollt ihr wissen, Herr Doctor, practiziret ihr einen Krieg, so werdet ihr auf dieser Seite auch Leute finden!“ Ein andermal, da die Zeiten hart und schwer waren, sprach Wolfgang: „Er wolle Einem davor die Stiefel wischen, und eher sich Land und Leute begeben, und an einem Stecken davon gehn, als eine andere Lehre dulden und annehmen!“

Das glaubensmuthige Bekenntniß der in Augsburg versammelten evangelischen Fürsten machte einen tiefen Eindruck auf alle deutsche Herzen. Herzog Albrecht von Preußen schrieb an Wolfgang: „Ich danke Gott und dem Vater, in Christo Jesu, der Ew. Liebden durch Eingebung des h. Geistes das reine, lautere Wort seines Evangelii eröffnet, und Ew. Liebden solches ohne alle Scheu vor Menschen zu bekennen Gnade verliehen hat. Derselbige allmächtige, barmherzige Gott wolle Ew. Liebden und uns Alle in seinem gnadenreichen Wort erhalten, schützen, schirmen, und weiter vor allem Uebel behüten!“

Bald darauf erlebte Wolfgang die große Freude, daß sein Vetter, der edle Fürst Georg, Dompropst zu Magdeburg, dem evangelischen Bekenntnisse beitrat. Ihm folgten in Jahresfrist auch seine Brüder und Mitregenten, Johannes und Joachim. Wolfgang selbst war für die Sache des Evan-

geliums unermüdblich thätig. Er wirkte mit zur Einführung der Reformation in der Stadt Gimbeck. Wir finden ihn weiter auf dem wichtigen Reichstage zu Regensburg. Es sollte dort eine unevangelische Vereinigung und Vermengung der biblischen und römischen Lehre zu Stande gebracht werden. Das war wenigstens Kaiser Karls Absicht. Bekümmert über den Ausgang dieses Reichstags, schrieb Wolfgang an Luther, und bat ihn, daß er doch in seinem Gebete seiner vor Gott gedenken möchte. Luther schrieb dem Fürsten wieder: „Daß Ew. Fürstlichen Gnaden mein und der Unsern Gebet zu der Reise gen Regensburg begehren, habe ich gerne gehört, und zweifle nicht, der Ew. Fürstlichen Gnaden solch Begier hat eingegeben, der hats darum gethan, daß ers wollte erhören. Also hoffen wir, Ew. Fürstlichen Gnaden sei schon erhört. So wollen wir mit unserm Geiste auch in Regensburg seyn. Christus wird auch daselbst mitten unter seinen Feinden regieren, wie ers bisher noch immer bewiesen hat.“

Im Jahre 1546 zog Wolfgang nach Eisleben, um hier mit Luther den Streit der Grafen von Mansfeld zu schlichten. Hier starb der Gottesmann Luther. Wolfgang stand an seinem Sterbelager. Er berichtete, sich beugend unter den Willen Gottes, mit wenigen Worten Luthers Heimgang an den Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen.

Gleich darauf brach der unglückliche schmalkaldische Krieg aus. An der Seite des frommen Johann Friedrich kämpfte Wolfgang in der Schlacht bei Mühlberg, von der mehr im Leben des ersteren zu lesen ist, und entging kaum der Gefangenschaft. Er floh in seine Stadt Bernburg. Die kaiserliche Acht verfolgte ihn. Er mußte nun bei Nacht die Stadt und das Land seiner Väter verlassen. Er schwang sich getrost auf seinen treuen Rappen, ritt über den Markt, und sang mit heller Stimme das Lutherlied:

„Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen.“

Die Seinigen sahen ihn längere Zeit nicht wieder. In der Mühle zu Körau stieg er ab, legte sein Fürstengewand bei Seite, und zog das weiße Müllerwamms an. So lebte der Fürst um Christi willen, der, obwohl König Himmels und der Erden, doch im Stalle seine Herberge um feinewillen genommen hatte, eine Zeitlang in der Körauer-Mühle verborgen. Endlich eröffneten

ihm Freunde auf dem Harze ein sicheres Asyl. Der Kaiser aber gab Wolfgangs Land dem Heinrich von Plauen, Burggraf von Meissen. Sein Vater Georg tröstete ihn in diesem Elende mit den Worten des Psalmisten: „Die Wassermogen im Meer sind groß und gräulich, der Herr aber ist noch größer in der Höhe.“ Herzog Franz von Braunschweig schrieb ihm: „Ich will meine Sache Gott dem Allmächtigen heimstellen, und den lieben Gott nicht verleugnen; sondern bei seinem lieben Worte bleiben, es gehe darüber, was Gott verhängt! Der König von Dänemark wird auch bei Gott und seinem Worte bleiben, und sollte er auch darüber betteln gehn. Gott stärke ihn! Es wird nun heißen: das Kreuz beweisen mit der That. Doch versehe ich mich, ihr werdet auch bei dem lieben Gott bleiben, und so ihr allda verfolgt werdet, und zu mir kommt, so will ich mit euch theilen, so lange ich einen Bissen Brod habe. Gott stärke euch, und habt einen guten Muth! Gott wird wohl helfen, wenn's Zeit ist.“ Und er half. Als Churfürst Moriz von Sachsen den Kaiser besiegt hatte, mußte dieser die Acht über Wolfgang aufheben, und ihn wieder in sein väterliches Erbe einsetzen. Von dieser Zeit an lebte der Fürst in stiller Vorbereitung auf die ewige Seligkeit. Er ließ sich ein Gemälde verfertigen, auf welchem ein Sarg mit allerlei Leichengeräthe abgebildet war. Drum standen biblische Sprüche, die von der Auferstehung der Todten handelten. Er hing das Gemälde über seinem Bette auf, um sich beim Aufstehn und Niederlegen seines Endes zu erinnern. Anno 1561 war er auf dem Fürstentage zu Raumburg, und erklärte dort, „daß er den Veränderungen, welche Melancthon mit den späteren Ausgaben der Augsburger Confession vorgenommen hatte, nicht beitrete; sondern gewillt sei, das Bekenntniß ungeändert festzuhalten, wie es 1530 zu Augsburg dem Kaiser übergeben sei. Im J. 1564 trat er seine Besitzungen an seine Vettern ab; denn er selbst war unvermählt. Er ließ sich in Zerbst nieder, und lebte hier für die Wittwen und Waisen, Kirchen und Schulen. Er war der Einzige, der von den Zeiten des schweren Kampfes her noch übrig geblieben war. Da starb 1565 auch sein Freund, Graf Wolfgang von Barby. Er wohnte seinem Begräbniß bei, und ermahnte die Kinder des Hingeschiedenen zur Gottesfurcht und Einigkeit. Auf der Rückkehr sagte er bei sich: „Nun sind sie alle dahin, meine lieben alten Freunde!“ und sang zweimal Luthers Sterbelied:

„Mit Fried' und Freud' fahr' ich dahin,
 „Ist's Gottes Wille.
 „Getrost ist mir mein Herz und Sinn,
 „Sanft und stille.
 „Wie Gott es mir verheißen hat:
 „Der Tod zum Schlaf ist worden.“

Einige Tage nach seiner Rückkehr erkrankte er. Er fiel in eine schwere Anfechtung. „Ach, sagte er zu seinem Beichtvater, der böse Geist hat mir allen Trost weggenommen!“ Der aber erwiederte: „Er, der Fürst, habe ja Gottes Verheißung und Wort vor sich, sei auch dem Herrn Christo viel zu sauer worden, als daß er ihn verlassen könnte.“ Fürst Wolfgang wurde bald wieder erquickt, und hatte die frohe Zuversicht, daß „er bald bei seinem Herrn Christo seyn dürfe.“ Doch war ihm noch eine kleine Frist gegönnt. Er benutzte diese zum Aufbau der Sanct Bartholomäi-Kirche zu Zerbst, die sehr verfallen war. Er verwendete darauf einen großen Theil seiner Einkünfte. Man sah oft den alten Fürsten nach dem Bauplatz reiten. Er sagte dann manchmal: „Ich will, ob Gott will, diesen Vogelbauer vollends bauen helfen, ehe denn ich sterbe. Der allmächtige Gott wolle hernach gute Sangvögel drein bescheeren!“

Im Februar 1566 ward der Fürst plötzlich sehr schwach. Er bestellte Alles, wie es mit seinem Leichenbegängnisse gehalten werden sollte. Er ließ die h. Schrift seine tägliche Speise, und das Gebet sein innerstes Leben seyn. Er dankte Gott dem Herrn für alle Barmherzigkeit, die er an ihm gethan hatte. „Ohne alle seine Gedanken habe ihn Gott zur evangelischen Religion gebracht; was er doch seinem lieben Gott für Dank leisten solle? „Man ermahnte ihn, den heilsamen Kelch des Herrn in Geduld anzunehmen. Da antwortete er: „Wohlan, Gott Lob und Dank! ich will auch herzlich gern Geduld haben; Gott, der h. Geist, wird mich darin gnädig erhalten!“ Am 17. März erquickte er sich sehr an den Worten des Tagesevangelii: „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren!“ Er wandte diese Worte auf sich an und sagte: „Auch er habe Gottes Wort angenommen, und so viel möglich dabei zu verharren gesucht.“ Und flehte dann: „Gott möge ihn doch bis an sein Ende darin erhalten.“ Wenn es ihm bange ums Herz wurde, sagte er die Worte, mit denen er in früheren Tagen jedes Geschäft begonnen hatte: „Hilf, du h. Dreieinigkeit!“ Sein alter Freund, Herzog Barnim von Pommern, tröstete ihn in einem Briefe mit dem Wiedersehn

jenseits. „Amen!“ sagte Wolfgang dazu. Am 22. März wurden ihm die Worte des 118 Psalms vorgelesen: „Ich werde nicht sterben, sondern leben.“ — „Ich werde schlafen!“ sagte der fromme Greis. Und so entschlief er im Herrn, des folgenden Tages, am 23. März 1566, Abends um 11 Uhr.

Seine leibliche Hülle wurde im Chore der von ihm erbauten Bartholomäuskirche beigesetzt. Seine Bettern, Joachim Ernst und Bernhard, setzten ihm, als „ihrem zweiten Vater“ ein Denkmal. Sie ließen darauf die Worte eingraben:

„Nach dem Himmel sehnlich verlangend,
 „Deines Reiches Genosse, o Jesu,
 „Lebensfroh, aber im Glauben,
 „Hat er hier seine Wallfahrt beschlossen.“





Johann Brenz.

(gest. am 11. September 1570.)

„Der Herr hilft den Gerechten; er ist ihre Stärke in der Noth.“
Psaln 37, 39.

Am Tage Johannis des Täufers wurde im Jahre 1499 in der schwäbischen Reichsstadt Weil, am südöstlichen Fuße des Schwarzwaldes, Johann Brenz geboren. Sein Vater Martin Brenz war 24 Jahre lang Schultheiß der Stadt; seine Mutter, eine geb. Katharina Hennig, war eine häusliche, gottesfürchtige Frau. Der junge Brenz wurde von seinen Aeltern schon frühe zu ernster Arbeitsamkeit und unausgeseßtem Fleiße

angehalten; insbesondere wurde er von ihnen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erzogen. Das dankt Brenz seinen Aeltern noch als Greis in seinem letzten Testamente; sein ganzes Leben hindurch war er ihnen dafür dankbar; und als er später zur Erkenntniß der evangelischen Wahrheit kam, führte er dafür seine Aeltern vom Papste zu Christo. Als sie nun starben, wollten die römischen Geistlichen sie nicht in geweihter Erde begraben; so wurden sie denn außerhalb der Stadt in einem Acker ohne alle priesterliche Ceremonien bestattet.

Nachdem Brenz zu Heidelberg und Baihingen den niederen Schulunterricht empfangen hatte, bezog er 1512 die Hochschule zu Heidelberg. Hier traf er den gelehrten, milden Decolampad, der sein Lehrer in der griechischen Sprache wurde, dann Philipp Melancthon, Martin Bucer, Erhardt Schnepf, und Martin Frecht, mit denen er jetzt in inniger Freundschaft dem Studium, besonders dem der Theologie, lebte, und ein Jahrzehnt später das Evangelium Jesu Christi in den deutschen Landen wieder aufrichten half. Brenz zeigte zu Heidelberg einen eisernen Fleiß; gemeiniglich stand er gleich nach Mitternacht auf, und ging dann sofort an seine Arbeiten. Er zog sich dadurch Schlaflosigkeit zu, die sein ganzes Leben hindurch dauerte, so daß er nach Mitternacht wenig, oder gar nicht schlafen konnte. Die vielen schlaflosen Stunden brachte er in gottseligen Betrachtungen hin, schrieb auch in ihnen einen großen Theil seiner vielen segensreichen Schriften. Als Greis stellte er sich ein Licht neben das Bett, so daß er liegen bleiben, und doch lesen und schreiben konnte. Mit einem solchen ausdauernden Fleiße verband Brenz große Geistesanlagen, so daß er bald große Fortschritte machte. Im Jahr 1517 wurde er Magister und Rector einer Schule zu Heidelberg. Als im folgenden Jahre Luther hier seine Thesen vertheidigte, von denen wir im Leben Martin Bucers einige angeführt haben, war auch Brenz zugegen, und empfing hier den ersten Antrieb, die heil. Schrift genauer zu durchforschen. Er las nun fleißig die Schriften Luthers, besonders seine Erklärung des Galaterbriefes und die „Loc communes“ (Glaubenslehre) des Melancthon, verglich sie mit den apostolischen und prophetischen Schriften, und fand; daß sie mit diesen übereinstimmten. Er begann, die Wahrheit zu erkennen, und fing an, in seiner Schule das Evangelium Matthäi zu erklären. Seine Vorlesungen wurden bald so zahlreich besucht, daß sein Lehrzimmer zu klein wurde, und er in ein größeres Auditorium

ziehen mußte. Das erweckte den Neid und Haß der Theologen. Sie verboten ihm die Vorlesungen unter dem Vorwande, daß er ein Laie sei, und nicht in die theologischen Wissenschaften eingeweiht. Daher kam es ihm sehr erwünscht, daß er im Jahre 1522 als Prediger nach Schwäbisch-Hall berufen wurde. Er bekam zu seines Leibes und Lebens Nothdurst jährlich nur 80 Gulden; aber er war damit zufrieden, hat auch niemals Noth gelitten. Obwohl er erst ein Jüngling von 23 Jahren war, so bewirkte er doch unter Gottes Gnade durch den Ernst und die Heiligkeit seines Lebens, durch die Unbescholtenheit seiner Sitten, durch den rastlosen Eifer in seinem Amte, daß ihn Niemand wegen seiner Jugend verachtete, und daß er nicht Aller Augen auf sich wandte, sondern die Seelen auch zum Worte Gottes je mehr und mehr hinleitete. So fingen denn die Bewohner Hall's bald an, einen Geschmack am reinen Evangelio zu bekommen. Da erhoben sich auch die Gegner, die Diener Roms. Ihr Haupt war Guardianus, Vicariat der Theologie und Lector im Minoritenkloster. Sie verdamnten und verfluchten von der Kanzel aus den Prediger des Evangeliums, und suchten, ihre sophistischen Menschenfäzungen mit lärmenden Scheltworten zu vertheidigen. Brenz vergalt nicht Gleiches mit Gleichem, nicht Scheltwort mit Scheltwort, sondern fuhr ruhig fort, das Wort Gottes denen zu erklären, die es hören wollten. Schrieen, verdamnten, lästerten jene, so brachte er einen Spruch der h. Schrift vor, und bekämpfte damit ihre wohlverwahrte Burg. Sie mußten vor solchen Waffen bald fallen. Die Bewohner Hall's fingen an, den Herrn Jesum Christum, nicht den Papst, für ihr Oberhaupt zu erkennen, und ihren Glauben aus der heil. Schrift, nicht aus den Werken der Scholastiker und den päpstlichen Decreten zu schöpfen. Unterdessen hatte Brenz noch immer die Messe gefeiert, und nur die Seelenmessen für Lebende und Verstorbene abgeschafft. Da kam 1523 Joh. Isenmann als zweiter Pastor nach Hall. Er hob die Messe ganz auf. Das gab großen Lärm. Da setzte ihnen Brenz in öffentlicher Versammlung die Gründe auseinander; warum er bis jetzt nur die Seelenmessen abgeschafft, die übrigen aber beibehalten hätte. „Das habe ich, sagte er, eurentwegen gethan. Denn da ich zuerst von euch hierher gerufen wurde, fand ich euch in den Abgrund des Aberglaubens versunken. Daher bin ich zu euch in die Tiefe herabgestiegen, um euch herauszuziehen. Jetzt aber seid ihr von mir schon besser im Worte Gottes unterrichtet, und könnet einsehn,

daß das Messopfer eine Entheiligung des Abendmahls ist. Daher müssen wir jetzt uns vor dieser Entheiligung hüten, und die Messe gesetzlich abschaffen. Es geschah auch, und zwar in Ruhe und Ordnung. Brenz richtete nun das Kirchen- und Schulwesen in Hall immer durchgreifender auf evangelische Weise ein. Während er damit noch beschäftigt war, erhob sich 1525 der wilde Bauernaufstand, und brach auch über sein Vaterland herein. Er ging den Bauern muthig entgegen, und stellte ihnen vor, daß das Evangelium lehre, dem Uebel nicht zu widerstreben, sondern der Obrigkeit zu gehorchen. Wie sie die Sache anhuben, könnten sie nimmermehr zu evangelischer Liebe und Bruderschaft gelangen. Sie sollten fleißig zu Gott beten, und auch der Obrigkeit mit Bitten hart anliegen; dann würden ihre Lasten wohl erleichtert werden. Der Stadt rieth er, sie sollte die Waffen ergreifen, und sich gegen die Rebellen tapfer zur Wehr setzen. Gott würde ihnen beistehen, und den Sieg geben. Und so es auch geschah; denn etwa 600 Bürger jagten 4000 Bauern in die Flucht. Die Gefangenen begnadeten sie, und wütheten nicht mit jener Unmenschlichkeit gegen sie, wie es anderer Orten geschah.

Als die Ruhe wieder hergestellt war, ließ er es seine vornehmste Sorge seyn, die Obrigkeit wie das Volk, im Worte Gottes zu unterrichten, damit jene ihre Unterthanen nicht mehr wider Recht und Gerechtigkeit behandle, und dieses der von Gott gesetzten Obrigkeit den gebührenden Gehorsam leiste. Insbesondere nahm er sich der lieben Jugend an. Schon 1528, also Ein Jahr früher, als Luther, verfaßte er den ersten evangelischen Katechismus: „Fragstücke des christlichen Glaubens für die Jugend zu Schwäbisch-Hall.“ Unterdessen hatte sich zwischen den Deutschen und Schweizern der Abendmahlsstreit entsponnen. „Ich weiß nicht, sagt Melchior Adamus, ein alter Biograph Brenzens, ob irgend eine Sache mehr den Lauf der himmlischen Lehre gehemmt hat, als dieser ärgerliche, vom Satan erregte Sacramentsstreit, welchen alle Frommen bejammerten und beizulegen geßiffen waren.“ Auf dem Religionsgespräche zu Marburg 1529 sah Brenz Luthern zum zweiten Male, und lernte hier auch Herzog Ulrich von Württemberg kennen, der vom schwäbischen Bunde und den Desreichern aus seinen Landen vertrieben worden war. Im folgenden Jahre nahm Markgraf Georg von Brandenburg Brenz mit auf den Reichstag zu Augsburg. Nach seiner Rückkehr vermählte er sich

mit Margarethe Graeter, einer ehrsamten Wittwe, die ihm 6 Kinder gebär, von denen ihn drei überlebten: Sophia, nachmals vermählt mit Dr. Eberhard Bidenbach, Abt zu Babenhäusen; Barbara, Gattin Dr. Theodorich Schnepfs; und Johann, Professor an der Tübinger Hochschule.

Im Jahre 1534 ward Herzog Ulrich durch seinen Glaubensbruder, den wackern Landgrafen, Philipp von Hessen, durch den Sieg bei Lauffen am Neckar wieder in sein väterliches Reich eingesetzt, und begann nun, sein Land nach dem Worte Gottes zu reformiren. Zu diesem Geschäfte berief er besonders Joh. Brenz, welcher namentlich die Universität Tübingen nach evangelischen Grundsätzen umgestaltete, damit das Land von dorthier Männer empfangen könnte, die in der heil. Schrift wohl gegründet wären.

Als 1543 Dr. Paul Const. Phrygio, Professor der Theologie, zu Tübingen starb, wurde Brenz in seine Stelle berufen. Aber die Bürger von Hall wollten ihren geistlichen Vater, mit dem sie nun schon 20 Jahre in Leid und Freud zusammen gelebt hatten, nicht ziehen lassen. „Wir können ihn nicht entbehren!“ sagten sie dem herzoglichen Gesandten. „Und ich, sagte Brenz, darf meine Heerde nicht verlassen.“ So wirkte er denn in Hall, wenn auch im Kleinen, doch sehr segensreich weiter, und gab der Gemeinde besonders eine treffliche Kirchenordnung. Sein Rath, der sich auf Gottes Wort gründete, wurde von weither eingeholt, wie von den Edel-leuten im Kraichgau, im Hohenlohischen, am untern Neckar, in den schwäbischen Reichsstädten, in Franken, besonders in Nürnberg und Anspach. Auch auf den verschiedenen Religionsgesprächen der Protestanten zu Schmalkalden, Worms, Hagenau, Regensburg war Brenz zugegen, und sprach auf ihnen manch weises, festes Wort.

Da brach 1546, kurz nach Luthers Tode, zwischen den Protestanten und Katholiken der unglückliche schmalkaldische Krieg aus. Zu Anfang des Jahres 1547 rückten die spanisch-kaiserlichen Truppen auch in Schwäbisch-Hallein. Joh. Brenz ging dem Anführer entgegen, um für sein Haus die gewöhnliche Befreiung von Einquartierung zu erbitten, und befahl den Seinigen, das Haus indessen fest zu verschließen. Die Spanier umringten es, klopften mit ihren Hellebarden ungestüm an die Thüre, und begehrten Einlaß. Unterdessen kam Brenz zurück. Einer von

den Soldaten setzte ihm die Hellebarde auf die Brust, und drohte, ihn zu durchbohren, wenn nicht gleich geöffnet würde. Brenz that auf, setzte ihnen zu essen und zu trinken vor, verbarg mittlerweile seine Papiere, brachte seine Familie in Sicherheit, entfernte sich selbst, und überließ den Soldaten das Haus sammt Allem, was darin war. Am nächsten Tage kam ein spanischer Bischof, jagte die Soldaten aus dem Hause, quartirte sich selbst ein, durchsuchte die Schränke, und fand einige Bücher, die sich auf den Kaiser und den König bezogen. Dazu erfuhr der Bischof, daß Brenz in öffentlicher Versammlung gesagt habe: „die Vertheidigung der Protestanten sei gerecht, und kein Treubruch.“ Dieses wurde dem Kaiser, noch dazu vergrößert, hinterbracht, und es erging der Befehl, Brenz zu verhaften. Da der Magistrat der Stadt ihn nicht schützen konnte, flüchtete er sich auf einen hohen Thurm, und hielt sich hier verborgen, bis es ihm nach einigen Tagen gelang, verkleidet mit den Seinigen aus der Stadt mitten durch die Spanier zu entkommen. In schlechten Kleidern durchirrte er in einer kalten Winternacht, (es war der Thomastag 21. Dezember), die benachbarten Wälder, und kehrte erst nach dem Abzuge der Spanier in seine rein ausgeplünderte Wohnung zurück.

Als Kaiser Karl die protestantischen Fürsten besiegt hatte, gab er 1548 das sogenannte Interim heraus, worin seine Theologen das Evangelium mit dem Papstthum zu verbinden gesucht hatten, und befahl, daß alle protestantischen Stände dieses Interim als Glaubensnorm annehmen sollten. Wer sich widersetzte, wurde mit Waffengewalt gezwungen. Pfalz und Würtemberg unterwarfen sich dem Schwerte des Kaisers, und führten in ihren Ländern das Interim ein. Da erhob Brenz seine Stimme, zeugte muthig und kräftig gegen jene Schrift, worin Finsterniß und Licht vermengt war, und wies nach, daß durch dieselbe Jesus Christus verleugnet werde. Als der schlichte Prediger nicht schweigen wollte, da doch schon sein mächtiger Herzog geschwiegen hatte, schickte der kaiserliche Minister Granvella voller Ingrimm einen Abgeordneten nach Hall, um Brenz todt, oder lebendig, in seine Hände zu liefern. Als dieser in die Stadt kam, stellte er sich anfangs sehr freundlich gegen Brenz, und suchte ihn an sich zu locken, um ihn dann heimlich fortzuführen. Da ihm dieses jedoch nicht gelang, griff er zu einem andern Mittel. Er berief den Rath zusammen, und ließ ihn schwören, daß Keiner etwas von dem, was er ihnen jetzt im Namen des Kaisers eröffnen werde, offenbaren wolle. Hierauf

theilte er ihnen seinen Auftrag mit, und drohete mit des Kaisers Ungnade, wenn sie ihm in der Ausführung desselben nicht behülflich wären. Indes der Commissar sein Garn, worin er Brenz fangen wollte, fein und fest gesponnen hatte, hatte ihm Gott, der Herr, doch schon ein Loch hineingerissen. Denn der Rathsherr Büschler kam erst nach der Eidesleistung, und doch noch früh genug, um die ganze Sache zu erfahren. Er schrieb eilig auf einen Zettel: Fliehe, fliehe Brenz! schnell, schneller, außs allerschnellste!“ („Fuge, fuge Brenti! cito, citius, citissime!“) Der Verfolgte saß eben am Tische, als er die Warnung erhielt. Er stand sogleich auf, und verließ die Stadt. Nicht weit vom Thore begegnete ihm der kaiserliche Abgeordnete, und fragte: „Wohin wollt ihr?“ „Zu einem kranken Freunde!“ war die Antwort! „Nun wohl, so kommt morgen zu mir zum Essen!“ „So Gott will!“ sagte Brenz, und eilte davon. Ein dichter Wald nahe bei der Stadt diente ihm bei Tage zum Aufenthalt; bei Nacht begab er sich zu seiner Familie in einem benachbarten Dorfe, und mit Tagesanbruch kehrte er zu seinem Versteck zurück. So trieb er's mehrere Wochen. Die spanischen Soldaten plünderten unterdessen sein Haus. Endlich ließ er den Bürgern zu Hall erklären, er sei bereit, sein Amt wieder anzutreten, wenn man es mit ihm wagen wolle. Er bekam die Antwort, man könne ihn nicht schützen, er solle sich daher eine andere Stelle suchen. Da nahm sich Herzog Ulrich von Württemberg des vertriebenen Mannes an, und gab seinem Secretär den Befehl: „Bringe mir den Brenz an einen sichern Ort! sag mir aber nicht, wohin! damit ich in Nothfall dem Kaiser schwören kann, ich wisse nichts von seinem Aufenthalt.“ Brenz ward nun in ein abgelegenes Gebirgsthal auf die Burg Wittlingen gebracht, wo er eine Erklärung des 23. Psalms schrieb. Kaum war er fort, so kam ein kaiserlicher Abgeordneter, und begehrte, das Schloß Württemberg sollte ihm unverzüglich geöffnet werden. Der dortige Burgvogt nämlich war ein frommer Mann, den die benachbarten Pfarrer häufig besuchten; dies hatte zu dem Gerüchte Anlaß gegeben, Brenz sei dort versteckt. Ulrich erkundigte sich bei seinem Secretär, ob Brenz dort sei, und gab dann, als dieser Nein sagte, Befehl, das Schloß zu öffnen. Der Abgeordnete durchsuchte es außs Sorgfältigste; aber er fand nichts. Indessen merkte Brenz doch, daß er in Württemberg nicht mehr sicher sei, und flüchtete sich, mit des Herzogs Einwilligung, über Straßburg und Mömpelgard nach Basel, wo er einige Zeit

ruhig lebte, sich von seinen Trübsalen erholte, und seine Erklärung des Propheten Jesaias schrieb. Bald aber kam eine neue Prüfung. Seine Gattinn, die in Stuttgart zurückgeblieben war, starb; die Sorge um seine Kinder trieb ihn nun wieder nach dem gefährvollen Orte. Der Cardinal Granvella hatte dort seine Spione; unvermuthet erschien eines Abends in München einer Schaar spanischer Reuter. Der Oberst derselben meldete sich beim Churfürsten, und wurde von ihm zur Tafel gezogen. An derselben sagte er öffentlich: „Er habe ein versiegeltes, kaiserliches Schreiben an den Herzog von Württemberg, daß ihm Brenz lebendig, oder todt ausgeliefert werden müsse.“

Eine Tante der Herzoginn von Württemberg saß an der Tafel, schlich sich unvermerkt fort, und schickte noch in der Nacht einen Boten an Herzog Ulrich ab, mit einem Briefe, der ihm Alles mittheilte. Sie befahl dem Boten die größte Eile, und gebot ihm, auf dem Rückwege eine andere Straße einzuschlagen, damit er den Spaniern nicht in die Hände falle. Als Herzog Ulrich die Sache vernahm, ließ er Brenz sogleich rufen, und befahl ihm, auf Alles, was er jetzt sagen würde, nichts zu erwiedern. Dann las er ihm den Brief aus München vor, hieß ihn sich retten und verbergen, so gut er könne, wollte aber nichts Weiteres erfahren, damit er bezeugen könne, er wisse nichts von ihm. Brenz nahm einen Laib Brot unter den Arm, verließ schweigend sein Haus, und ging in die oberste Stadt. In das erste offen stehende Haus ging er, von einer innern Stimme getrieben, hinein, stieg unbemerkt die Treppen hinauf bis unter das Dach, wo er zwischen einem Holzstoße und dem Dache auf Händen und Füßen hineinkroch, und in einem Winkel sein Lager aufschlug. Am andern Tage rückte der kaiserliche Oberst in Stuttgart ein, besetzte die Stadtthore und das herzogliche Schloß, und überreichte seine Vollmacht. Der Herzog versicherte, er wisse nicht, wo sich Brenz aufhalte, gestattete aber dem Oberst, ihn zu suchen, und lebendig, oder todt mit sich zu nehmen. Der Oberst ließ nun alle Häuser durchforschen; alle Betten, Kisten, Holzstöße, Strohz- und Futterböden wurden von spanischen Säbeln und Spießen untersucht. Dieses Geschäft dauerte 14 Tage lang, und Brenz hörte täglich von der Straße herauf, wo die Leute mit einander redeten, etwas vom Gange der Untersuchung, konnte auch von ganzem Herzen mit einstimmen, wenn die Weiber auf der Gasse jeden Morgen zu einander sagten: „Got Lob und Dank! sie haben ihn immer noch nicht!“ Endlich kam die Reihe

auch an das Haus, worin er verborgen war. Brenz hörte, auf den Knien liegend und betend, das Waffengeklirr der lärmenden Soldaten, wie sie durch das ganze Haus von einem Zimmer zum andern, und von einer Treppe zur andern eilten, und zuletzt auch seinem Schlupfwinkel sich näherten. Die Spieße stießen durch den Holzhaufen hindurch; einmal mußte er sogar einem Stiche ausweichen. Wie mußte ihm da ums Herz seyn! Und als nun endlich die Soldaten Alles durchstöbert hatten, und er sie rufen hörte: „Geht, er ist auch da nicht!“ wie mußte ihm da das Herz vor der guten Hand seines Gottes über ihm in Zerknirschung und Demuth wallen! Der Oberst, nun selbst überzeugt, daß Brenz nicht in Stuttgart wäre, zog wieder ab. Wovon hatte sich aber der Mann Gottes die 14 Tage lang ernährt? Er, der die Raben am Bache Erith zu seinem Knechte Elias mit Brot und Fleisch sandte, hat auch noch andere Creaturen, wodurch er seine Auserwählten retten kann. Hier gebrauchte er eine Henne. Diese kam gleich den ersten Mittag, schlich sich bis zu Brenzens Füßen, legte ein Ei, und ging dann still wieder fort, während die Hühner bekanntlich sonst durch großes Geschrei den Ort anzeigen, wo sie ihre Eier niederlegen. Da aber dieses Geschrei dem Versteckten höchst gefährlich war, so mußte die Henne schweigen.

Brenz nahm das Ei, als ein von Gott geschenktes Mittagsmahl, mit Dankagung an, und aß dazu ein Stück von seinem Brode. Die Henne aber kam täglich zur nämlichen Zeit wieder, und legte täglich ihr Ei. Aber am 15. oder 16. Tage blieb sie aus. Da hörte Brenz die Leute auf der Straße sagen: „Jetzt sind sie fort!“ Als der Abend kam, verließ er seinen Versteck, und ging sogleich zum Herzog. Wie erstaunte der, als er Brenz sah, und seine Erzählung hörte! Das Haus aber, in dem Brenz so wunderbar von seinem Herrn erhalten worden ist, steht noch heute, und wird das „Landhaus“ genannt. Nachher ist lange Zeit der reformirte Gottesdienst darin gehalten. —

Herzog Ulrich sah ein, daß er Brenz nicht länger gegen die Macht des Kaisers schützen konnte. Er machte ihn zu seinem Obergogt in Hornberg auf dem Schwarzwald, wo er verkleidet, unter dem Namen Huldreich Engster, zwei Jahre lang lebte. Er führte wie immer, so auch hier, ein recht gottseliges, keusches und stilles Leben. Das gab bald Aufsehn; denn einen solchen Vogt hatte man noch niemals gesehn, der nicht, wie die andern, fluchte und trank, sondern betete, die Bibel las,

und alle Sonntage zur Kirche kam. Einst ermahnte Brenz einen benachbarten Pastor, nicht so lange zu predigen. Da rief dieser aus: „Euch Bögten wird in der Kirche immer die Zeit zu lang; aber beim Glase könnt ihr immer sitzen!“ Brenz lächelte, und war über den Freimuth des Pastors erfreut. Einige Zeit darauf wurde derselbe Pastor todtkrank. Brenz fühlte sich gedrungen, ihn zu besuchen, und tröstete ihn mit Gottes Wort und seinen eigenen Predigten. Da rief der Kranke endlich aus: „O Herr, ihr seid fürwahr kein Bogt! mögt ihr auch seyn, wer ihr wollt!“

Im Jahre 1550 trat Brenz in die zweite Ehe mit der schönen und frommen Jungfrau Katharine, der Tochter seines Freundes Isenmann. Sie lebte mit ihm sein ganzes Leben hindurch in treuer Gattenliebe, und schenkte ihm 12 Kinder, von denen ihn 10 überlebten. Um dieselbe Zeit wurde er von den Magdeburgern und Eduard, dem Könige von England, unter großen Versprechungen berufen. Herzog Albert von Preußen bot ihm sogar ein Bisthum an. Aber Brenz schlug diese glänzenden Anträge ab. Er liebte sein Schwabenland allzusehr; da, wo er den Herrn Jesum zuerst kennen gelernt und verkündigt hatte, wo er für ihn so viele Leiden erduldet hatte, und dann so wunderbar gerettet war, da wollte er ihm auch dienen bis an seinen seligen Tod. Im Jahre 1550 konnte Brenz endlich seine Bogtskleider auswerfen. Herzog Ulrich war gestorben; sein Sohn und Nachfolger Christoph berief sogleich Brenz in seine Nähe, zuerst aufs Schloß Ehingen, dann als Propst nach Stuttgart. Er war der treueste Hirte seiner Gemeinde, der weiseste Rathgeber seines frommen Herzogs Christoph in allen kirchlichen Angelegenheiten. Im Jahre 1552 verfaßte er das württembergische Glaubensbekenntniß, das Christoph der Tridentiner Kirchen-Versammlung vorlegte, und später durch Brenz dort wollte vertheidigen lassen. Er wurde allerdings höflich empfangen, aber nicht öffentlich vorgelesen, weil es „den versammelten Vätern nicht gebühre, von denen Unterricht anzunehmen, die ihnen Gehorsam schuldig seien.“ Die württembergische „große Kirchenordnung“ die 1559 herauskam, ist gleichfalls größtentheils Brenzens Werk. Sie stellt den allerdings für die Kirche höchst gefährlichen Grundsatz vorn auf: „daß die weltliche Obrigkeit den Beruf und die Pflicht habe, vor allen Dingen das Land mit reiner Lehre zu versorgen.“ Die württembergischen Klöster wurden auf seinen Rath und unter seiner Leitung, in Schulen umgewandelt, in denen die Jugend gründlich

in den Sprachen und den Elementen der Theologie eingeweiht wurden. Brenz erhielt die Oberaufsicht. Zweimal jährlich besuchte er nun jedes Kloster, prüfte selbst mit Gewissenhaftigkeit die Fortschritte der Schüler, und erklärte ihnen dann jedesmal einen, oder mehrere Psalmen. Auch in die mannichfachen theologischen Streitigkeiten dieser Zeit wurde Brenz gezogen. Aber dieselben sind zu unerquicklich und zu wenig herz- und glaubensstärkend, als daß wir dieselben hier erzählen sollten.

Obwohl nun Brenz auf solche Weise seinem theuern Vaterlande mit Aufopferung diente, mußte er doch manche traurige Erfahrung machen, manchen Undank einärnten, und konnte nicht immer die Frucht seiner Arbeiten sehen. Aber er verlangte nur für seinen Gott zu arbeiten; die Wirkung überließ er gläubig dem, zu dessen Ehre er wirkte. Einst kam ein fremder Pfarrherr nach Stuttgart, um Brenz predigen zu hören. Er fand die Kirche zu seinem Erstaunen leer, und drückte nach dem Gottesdienste sein Befremden gegen Brenz darüber aus. Brenz schwieg, führte ihn aber im Nachhausegehn zu einem Brunnen, und fragte dann: „Sage mir, was ist die schönste Tugend dieses Brunnens?“ Der Fremde antwortete nicht. „Nun, sagte Brenz, so will ich dir's sagen; es ist dieses, daß er stets Wasser giebt, mögen nun Viele oder Wenige aus ihm schöpfen. Also muß es auch der Prediger des göttlichen Wortes machen.“ In den sechsziger Jahren war Brenz besonders thätig bei den Religionsverhandlungen in Frankreich; denn diese ließen anfangs hoffen, die evangelische Lehre werde dort Eingang erhalten. Aber bald merkte Herzog Christoph, den der König von Navarra zum Vermittler angerufen hatte, daß er von den französischen Großen hintergangen, und die Sache des Evangeliums von ihnen aufs Schnödeste preisgegeben sei.

Um dieselbe Zeit beschäftigte sich Brenz auch mit einer Erklärung der Psalmen. „Mit dem Psalter,“ sagte er, „werde ich mein Leben beschließen.“ Als er an der Erklärung des 107. schrieb, traf ihn plötzlich der Schlag, daß er zusammensank. Aber er erholte sich noch einmal, und fing seine Arbeiten von Neuem an. Da starb am 28. Dezember 1568 sein geliebter Herzog Christoph. Dieser Schlag traf den nun schon greisen, und arbeitsmüden Brenz sehr hart. Er wirkte noch zwei Jahre. Am 10. August 1570 ergriff ihn ein heftiges Fieber. Schon vier Jahre vorher hatte er sein Testament gemacht, „aber nicht, wie sein alter Biograph sagt, nach der Sitte

der Kinder dieses Zeitalters, welche vorzüglich über die hinfälligen Dinge reden, sondern, wie einem frommen und vorzüglichen Lehrer der Kirche geziemt, über seinen Glauben, in dem er dieses Leben beendigen, und vor den Richterstuhl des Sohnes Gottes treten wolle.“ „Dieser Glaube, heißt es im Testamente, sei der, welcher in den heiligen canonischen, prophetischen und apostolischen Schriften, und den drei Glaubensbekenntnissen, dem apostolischen, Nicäischen und Athanasianischen enthalten sey. Er erkenne auch die Concile und die Kirchenschriftsteller an, insofern sie mit jenen übereinstimmten. Aber dennoch könnte er sich nicht verhehlen, daß in den letztern manches enthalten sey, was mit den ersteren streite. Außerdem unterschreibe er ganz die Augsburgerische Confession; sie sei auch die seine. Er sei gleichen Sinnes mit Luther. Auch bezeugten seine Schriften, welches sein Glaube und Bekenntniß gewesen sei, und annoch sey, in welchem er auch durch des h. Geistes Hülfe standhaft aus diesem Leben scheiden wolle. Er verdamme aber alle Keger und Fanatiker, die von dieser Lehre abwichen. — Daher ermahne er alle, daß sie sich vor jenen hüten, und daß sie alle, jeder für seinen Theil, jene von der Kirche abhalten sollten.“

Wenige Tage vor seinem Tode ließ Brenz in Gegenwart seiner Kinder und seiner Amtsbrüder dieses Testament noch einmal vorlesen, und empfing dann zum letzten Mahle die Himmlerspeise des h. Abendmahls. Dann sagte er zu den Brüdern: „Wenn ihr die Heerden ermahnen wolltet, so würde Gott euern Arbeiten aufhelfen!“ „Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtiglich bei einander wohnen!“ Während der ganzen Krankheit gab er kein Zeichen der Ungeduld von sich. So oft man ihn über seinen Zustand befragte, sagte er: „Es stehe besser mit ihm; denn er begehre und erstrebe das ewige Leben.“ Seine Kinder vertraute er seinem ältesten Sohne, dem Dr. Johann. Sein Tod war sanft. Am 10. September 1570, Sonntags früh gegen sechs, fiel er in einen sanften Schlaf, der bis um drei Uhr am Montag Morgen anhielt. Als er erwachte, wurde ihm von den Brüdern das apostolische Glaubensbekenntniß vorgelesen, und er dann gefragt, ob er in diesem Glauben standhaft aus diesem Leben wandern wolle. „Ja!“ sagte mit fester Stimme der Sterbende. Es war sein letztes Wort. Ohne Kampf und heftige Bewegung schied er bald darauf hinüber. Es war der 11. September 1570. Tages darauf, am 12., wurde seine sterbliche Hülle in der

Stiftskirche nahe der Kanzel beigesetzt. Er hatte sich diesen Ort kurz vor seinem Tode gewählt. „Begrabet mich bei der Kanzel! Wenn dann nach dieser Zeit Jemand von dieser Kanzel eine andere Lehre verkündigen wollte, so will ich mein Haupt aus dem Grab erheben und ihm zurufen: Du lügst!“

Brenz war von schönem und schlankem Leibe. Er erfreute sich bis in sein spätes Alter einer dauernden Gesundheit. Er litt nie an einer Krankheit, mit Ausnahme der Nase, die seiner Familie erblich war. Seine Brust war sehr stark, seine Stimme klangreich und volltönend. In der Regierung der Kirche war er wachsam, klug, in die Zukunft schauend, für einbrechende Uebel leicht Gegenmittel findend; im Bekenntniß standhaft, in Gefahren ungebrochenen Muthes, erfüllt von dem lebendigen Gefühle der Gegenwart seines Gottes, daher fähig, alle Niedergeschlagenen und Verzagenden aufzurichten, und zu trösten. Gegen Alle, Hohe, Standesgenossen, Niedere, gleich freundlich, in freundschaftlichen Zusammenkünften angenehm und leutselig; seine Rede war allezeit mit Salz gewürzt „nicht mit jenem schwarzen, heißenden, sondern mit dem weißen, schmackhaften.“ Seine Schriften wurden, hochgeschätzt und zum Theil in fremde Sprachen übersetzt. Luther sagte von ihm, „Keiner habe die Schrift so vortrefflich erklärt, als Brentius, also, daß er sich oft über seinen Geist verwundert, aber am eignen Vermögen verzweifelt habe. Ihm, Luther, sey der Sturmwind zu Theil geworden, der Berge zerreiße, und Felsen zerschmettere; aber Brentii Geist sei dem sanften Säuseln der Luft gleich.“

Als Brenz schon zwanzig Jahre im Grabe gelegen hatte, da redeten einstmals der katholische Pfarrer von Deggingen und der Diakonus Wolfart von Cannstatt mit einander über die Reichthümer der Mönche. Da öffnete der erstere eine große Kiste, zeigte dem Diakonus die Werke von Brenz, und sagte: „Das sind meine Schätze, die ich höher achte, als alles Gold!“



Die Reformatoren Spaniens.

„Wir sind in Feuer und Wasser gekommen, aber Du hast uns ausgeführt.“ (Ps. 66, 12.)

Mehr noch, als Italien, war Spanien gegen das Licht des Evangeliums verschlossen. Hier stand die Geistlichkeit noch in vollem Ansehn, und Roms Einfluß war überaus mächtig. Nicht leicht hat die katholische Kirche eine furchtbarere Geißel gebraucht, um Alles, was ihr feindlich war, zu unterdrücken, als in diesem Lande. Es war dies die Inquisition, jenes grausamen Glaubens- und Ketzengericht, wonach alle Diejenigen, welche nicht so dachten, und redeten, wie es die Kirche verlangte, mit den härtesten Strafen belegt wurden. In Spanien benutzte zu Ende des 15. Jahrhunderts besonders Ferdinand der Katholische sie als ein Mittel, um die Gewalt des Adels und der Geistlichkeit zu beschränken, und seine königliche Macht zu vermehren. Schon ein Jahrhundert früher hatte ein fanatischer Mönch, Namens Runez, die Wuth des Volks gegen die Juden erregt, und Viele von Ihnen hatten sich, um den Qualen zu entgehen, taufen lassen. Später führte der Cardinal Mendoza die Inquisition in ganz Spanien ein, und der König genehmigte alle seine Maßregeln. Es wurden nun sogenannte Auto da Fés errichtet, und viele Personen lebendig verbrannt. Man gibt die Zahl derer, die auf solche Weise umkamen, auf 20,000 an. Eine viel größere Zahl wanderte aus; das Land war von allem Verkehr mit dem Auslande abgeschnitten; kein Buch, keine Schrift durfte ohne Erlaubniß der Behörden eingeführt werden. Noch im Jahre 1502 beauftragte Ferdinand von Aragonien und seine gleichgesinnte Gemahlinn Isabella die Kirchenvorsteher, die allerstrengste Aufsicht über den Druck, die Einfuhr und den Verkauf der Bücher zu führen. Hatten sich irgend einmal verdächtige und der römischen Kirche gefährliche Schriften eingeschlichen, so wurde gleich ein großes Feuer angezündet, welches sie verzehrte. So ließ im Jahre 1490 der General-Inquisitor Torquemada eine große Zahl hebräischer Bibeln verbrennen. Aber es heißt: „Der im Himmel sitzt, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer.“ Ps. 2.

Der Herr riß alle jene fürchterlichen Bollwerke nieder, und machte die Anschläge des bösen Feindes zu Schanden. Gerade einer der heftigsten Widersacher mußte ihm als Werkzeug dienen, um das heilige Evangelium auch in Spanien zu verkünden. Dies war Karl V., Kaiser von Deutschland, der zugleich auch König von Spanien war. Er allein bildete zwischen Deutschland und Spanien die Brücke, auf welcher die Schriften der deutschen Reformatoren auch bald nach Spanien gelangten. Durch Gottes Gnade wurden manche von denen, welche mit ihm aus Spanien gekommen waren, erweckt, und für die reine Lehre gewonnen. Besonders waren dies einige Beamte, die ihn nach Deutschland begleiteten, um die Ketzer überwinden zu helfen. Sie kehrten, von der Wahrheit der evangelischen Lehre überzeugt, nach Spanien zurück, und verbreiteten sie dort weiter. Unter die Zahl dieser Männer gehören als die ausgezeichnetsten zuerst: Alphons de Birvez. Er war Caplan Karls V., wurde von ihm mit nach Spanien genommen, und war so beliebt, daß der Kaiser keinen andern Prediger hören mochte, als ihn. Noch ausgezeichnet war Alphons Baldez, ein Benediktiner, der auch mit Melancthon zusammentraf. Er mußte später 4 Jahre im Kerker liegen, weil er das Alte Testament in der hebräischen Ursprache las. An sie reißen sich Don Juan (Johann) Baldez, welcher spanischer Gesandter im Rom und Luthers Gönner war, und Francisco de Angelis, der in Basel dem Evangelium sehr zugethan war. Durch die Reden und Schriften dieser Männer regte sich in Spanien das erste Frühlingswehen der Reformation. Hin und wieder dufteten schon die herrlichsten Lenzesblüthen des neuerwachten Evangeliums. Eine der schönsten von diesen Himmelsblumen war:

Modrigo de Valer.

(„Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ Matth. 16, 26.)

Er war aus Cebriza, nicht weit von Sevilla. Er hatte früher in Sevilla unter dem spanischen Adel ein leichtsinniges und ausgelassenes Leben geführt. Plötzlich aber verschwand er aus der Mitte des Glanzes und der Lustbarkeit. In der Stille und Einsamkeit suchte er das wieder zu gewinnen, was er in der weltlichen Zerstreuung verloren hatte. Er schloß sich fast den ganzen Tag in sein Zimmer ein, und forschte in der lateinischen Bibel. Niemand konnte sich diese plötzliche Umwandlung seiner

Lebensweise erklären. Auch läßt sich kein äußerer Grund davon auffinden. Weder sein Vermögen hatte einen Verlust, noch seine Gesundheit irgend eine Störung erlitten. Es war nichts anders, als die Gnade Gottes, welche ihn mächtig erfaßte, und zu sich zog. Er lenkt ja der Menschen Herzen, wie Wasserbäche, und leitet sie auf den Weg, den sie wandeln sollen. So wollte er sich auch an der Seele dieses Mannes in seiner vollen Herrlichkeit offenbaren. Darum versetzte Er ihn aus dem Geräusch der Welt in die Einsamkeit, damit er im Stillen stark werden könne. Rodrigo hielt sich mehrere Monate lang im Verborgenen auf, beschäftigte sich nur mit dem Worte Gottes, und that Buße. Dadurch erlangte er den himmlischen Trost und Frieden, den die Welt nicht geben kann, und der allein bei Christo zu finden ist. In immer volleren, durstigeren Zügen fing er an, aus der Quelle des Lebens zu trinken. Als er sich innerlich stark und kräftig genug fühlte, trat er aus der Verborgenheit hervor ans Licht. Die Liebe Christi, welche er selbst geschmeckt hatte, drang ihn, auch Andre davon etwas kosten zu lassen. Er machte sich auf, um etliche seiner Brüder zur Lebensquelle hinzuleiten, und war bereit, für diesen Gewinn Alles zu opfern. Er scheute keine Gefahr des Lebens, sondern ging hin und her auf alle öffentlichen Plätze, redete mit allen, die ihn hören wollten, und ermahnte sie, die h. Schrift zu lesen, und ihr Leben zu ändern. Man staunte anfangs über ein solches Beginnen, und hielt ihn wohl gar für verrückt. Deshalb ließ man ihn ruhig gewähren, und hinderte ihn nicht in seinem Wirken. So hatte es Gott gefügt, der ihn dadurch vor der Inquisition schützen wollte. Aber leider dauerte diese Schonung nur eine kurze Zeit. Die Inquisitoren, welche jedem Ketzer eifrig nachspürten, wie ein Hund der Fährte des Wildes, erkannten nur zu bald, daß Rodrigo kein Narr sei, sondern ein sehr gefährlicher Gegner Roms. Jetzt war's um seine Sicherheit und Freiheit geschehen. Zweimal mußte er ins Gefängniß wandern. Das erste Mal ward er seines Vermögens beraubt, das zweite Mal verurtheilte man ihn zu lebenslänglicher Gefangenschaft. Nun wurde er mit einem Schmachtleide angethan, dem sogenannten Sacco benito, oder Sanbenito. Es war dies ein Bußkleid von feuergelber Farbe, auf der Brust, oder dem Rücken mit einem Kreuze versehen, hin und wieder mit Teufelsgestalten bemalt. In diesem Gewande ward er alle Sonntage in die Kirche des h. Erlösers geführt, um der Messe, oder der Predigt beizuwohnen. Rodrigo ließ Alles

geduldig über sich ergehen, dem Vorbilde seines Erlösers getreu. Wie ein Schaf vor seinem Scherer verstummt, so that er auch seinen Mund nicht auf, schalt nicht wieder, da er gescholten ward, dräuete nicht, da er litte. Da er, trotz aller Schmach, standhaft beim Evangelio verharrte; steckte man ihn zuletzt in ein Kloster, welches nicht weit von der Mündung des Guadalquivir lag. Hier ließ man ihn, abgeschlossen von aller menschlichen Gesellschaft, dahin schmachten, bis er im 50sten Jahre seines Alters starb. Niemand hat von ihm etwas erfahren, Keiner ist Zeuge seiner Leiden gewesen. Was während dieser langen Gefangenschaft in Rodrigues Seele vorgegangen, das hat die Geschichte nicht aufbewahrt. Einst aber, wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann wird auch die Sache dieses Märtyrers vor seinem Richterstuhl offenbar werden.

Rodrigos Bußkleid ward nach seinem Tode in der Hauptkirche zu Sevilla aufgehängt, zur Schande seiner Peiniger. Daneben setzte man eine Warnungstafel mit folgender Inschrift: „Rodrigo Valer, Bürger von Gebrixa in Sevilla, Abtrünniger und falscher Apostel, der vorgab, von Gott gesandt zu seyn!“ Hieraus ersieht man, daß er dem evangelischen Glauben standhaft treu blieb, bis in den Tod. Hätte er ihn zuletzt noch verleugnet, so würden die Römlinge es triumphirend ausposaunt haben. —

Johann Gill (Dr. Egidius.)

(„Wer sich rühnen will, der rühme sich deß, daß er mich wisse,
und kenne, daß ich der Herr bin. Jerem. 9, 24.)

Durch Rodrigues Predigten wurde vor Allen ein Mann gewonnen, welcher für die Ausbreitung des reinen Evangeliums in Spanien von der größten Bedeutung geworden ist. Dies ist Johann Gill, gewöhnlich Doctor Egidius genannt. Er war aus Aragonien gebürtig, wurde später Chorherr an der Cathedrale zu Sevilla, und stand wegen seiner Gelehrsamkeit in großem Ansehn. Zu ihm hatte Rodrigo einst das ernste Wort gesprochen: „Mein Freund, gebt eure Sophistereien auf, nehmt aber dafür die Bibel zur Hand, lest sie recht eifrig, und macht sie zum Gegenstand eures Nachdenkens bei Tag und Nacht. Sie allein kann euch zur gesunden Lehre führen“.

Egidius folgte dieser Ermahnung, fand durch Gottes Gnade die Wahrheit, und sie übte von jetzt an einen mächtigen Einfluß auf sein Dichten und Trachten aus. Seine Predigten, die sonst höchst trocken und spitzfindig waren, wurden nun salbungreich, kräftig, und drangen ins Herz. Bald fand er einige Freunde, mit denen er gemeinschaftlich das Wort Gottes las. Sie waren in der damaligen Zeit ein wahres Salz für das in Verwesung übergehende Land. Zu der Zahl dieser kleinen Schaar gehören vor Allen: Constantin Perez und Vargas, zwei Priester, voll von Erkenntniß des Herrn, und Dr. Arias, genannt der Weiße. Durch Letzteren wurde sein ganzes Kloster auf den Weg der Gnade geführt. Diese Männer waren die Rüstzeuge, wodurch der Herr innerhalb 10 Jahren zwei Kirchlein Christi zu Sevilla und Valladolid gründete. Eine fromme Frau, Isabella von Bana, gab ihr Haus für die Versammlung der Gemeinde zu Sevilla her. Dr. Egidius leitete dieselbe, und bald stieg die Anzahl der Gläubigen bis auf 800—1000. Aber auch diese kleine Heerde sollte der Verfolgung nicht entgehen. Sie wurden sämmtlich von der Inquisition aufgegriffen, und ins Gefängniß geworfen. Zuerst klagte man den Egidius an, daß er gepredigt habe, der Sünder werde allein durch den Glauben an das Verdienst Christi selig. Das war lutherische Ketzerei, und mußte mit Gefängniß bestraft werden, wohin Egidius 1550 von der Inquisition geworfen wurde. Arias, der Weiße, wurde jetzt an seinem Freunde ein Verräther; doch ist ihm später zum zweiten Mal Barmherzigkeit widerfahren, wie wir an seinem Orte erzählen wollen. Egidius aber blieb durch Gottes Gnade treu und standhaft. Er wurde zu dreijähriger Kerkerhaft verurtheilt, und durfte innerhalb 10 Jahren weder predigen, noch lehren, noch irgend etwas schreiben. Auch durfte er, bei Strafe des Scheiterhaufens Spanien nicht verlassen. Doch, nach dem Zeugnisse seines Mitgefangenen, **Gonzalès de Montès**, ist Egidius auch da nicht müßig geblieben. Er schrieb in evangelischem Geiste Erklärungen über die Psalmen, über das 1ste Buch Moses und über den Brief an die Colosser. Im Jahre 1555 erhielt er endlich seine Freiheit wieder. Er besuchte nun seine Freunde zu Sevilla, stärkte und tröstete sie. Aber schon im folgenden Jahre rief ihn sein himmlischer Vater in die Heimath des Friedens. Die Inquisition jedoch ließ auch seinen Gebeinen im Schooße der Erde keine Ruhe. Sie wurden ausgegraben, und sammt seinem Bildniß bei einem Auto-da-fé

verbrannt. Sein Gedächtniß wurde öffentlich geschändet, seine Güter wurden eingezogen, und sein Name für immer gebrandmarkt. Dies Alles geschah am 22. Dezember 1560. Egidius selbst aber hat vielleicht in demselben Augenblick, wo ihn seine Feinde verfluchten, vor seinem Vater gelegen, und gesagt: „Vater, vergieb ihnen! denn sie wissen nicht, was sie thun.“

Unter denen, welche sich um die Verbreitung des göttlichen Wortes in Spanien verdient gemacht haben, sind noch folgende zu nennen:

Juan Perez, welcher im Jahre 1556 das neue Testament übersezte.

Cassidoro de Reyma arbeitete 10 Jahre lang an einer Uebersetzung des N. T., welches 1569 zu Basel gedruckt wurde.

Cypriano de Valeria verbesserte die bisherigen Uebersetzungen, so daß 1596 zu London das N. T. und 1602 zu Amsterdam die ganze Bibel in Druck erschien.

Augustin Cazalla, Chorherr von Salamanca, Caplan und Prediger des Königs, war der Stifter der evangelischen Gemeinde zu Valladolid. Von seinem gläubigen Leben und seligen Märtyrertode wird später besonders erzählt werden.

Franciscus Enzina, genannt **Dryander**, übersezte das Neue Testament ins Spanische. Das wurde von den Seelen, die nach dem wahren Lebensbrode hungerten, mit wahrer Sehnsucht ergriffen, wie ein dürres Land den Regen vom Himmel in sich aufnimmt. Aber auch Franziskus, und sein Bruder Johannes mußten den Scheiterhaufen besteigen, wie unten ausführlicher berichtet werden soll.

Durch den Einfluß dieser Männer nahm die Zahl der Evangelischen so überhand, daß das Evangelium ganz Spanien in Brand zu setzen drohte. Aber auch der alte, böse Feind machte sich von Neuem auf, und ließ es an nichts fehlen, um den guten Samen zu ersticken. Er setzte alle Kräfte daran, um sein Bollwerk gegen den Brand zu schützen, der durch das göttliche Wort hineingeworfen war. Schon stand dies Bollwerk in lichterlohen Flammen, und es galt nun eine letzte verzweifelte Anstrengung, um das Feuer zu löschen. Schon vor Luthers Zeiten hatte die Inquisition gegen 13000 Ketzer verbrannt, die vielen Tausende abgerechnet, die in den Gefängnissen umgekommen waren, oder ihr Vermögen, ihre Ehrenstellen, ihre Gesundheit dabei verloren hatten. Jetzt bekam dies Ketzergericht von Neuem vollauf zu thun. Ein bloßer Verdacht reichte schon hin, um alle

ihre Schrecken gegen einen Unschuldigen auszulassen. Johann von Avila, welcher der Apostel Andalusiens genannt wird, saß im Gefängnisse, weil er das Wort Gottes in aller Einfachheit gepredigt hatte. Johann von Banganá verstand Griechisch und Hebräisch, konnte also die Bibel in den Ursprachen lesen. In der römischen Bibelübersetzung aber, die Vulgata genannt, finden sich viele Uebersetzungsfehler. Als nun Johann einige derselben nachwies, mußte er sammt seinem Bruder Bernardino ins Gefängniß wandern. Von Alphons de Virvez, dem Hofcaplan des Kaisers, ist schon oben erzählt worden. Eine Menge Glaubenszeugen verließen ihr Vaterland. Unter ihnen Cassiodor von Meyna, Johann Perez von Pineda, Cyprian von Valera, alle Priester in Sevilla. Sie hatten die heilige Schrift in spanischer Sprache und christliche Bücher im Volke verbreitet. Um dieses Verbrechens willen mußten sie landflüchtig werden. Julian von Hernandez, ebenfalls von Sevilla, zog als Kaufmann im Lande umher. Er führte Fässer mit doppeltem Boden bei sich; die äußeren Theile enthielten französische Weine, die inneren aber evangelische Schriften. Als man dies entdeckte, wurde er ergriffen, gefoltert, und bei einem Auto-da-Fé verbrannt. Die Gemeinden zu Sevilla und Balladolid wurden auseinander getrieben und zerstört. Wer irgend verdächtig schien, wurde ergriffen, und durch Folter- und Kerkerstrafe zum Geständniß gezwungen. Als Amedus, ein gelehrter und gottesfürchtiger Mann, um Christi Willen ins Gefängniß der Inquisition geworfen wurde, hat er oftmals gesagt: „O mein Gott, wohin Du willst, magst Du mich schleppen lassen! Nur rette mich vor den Händen der Inquistoren!“ Und der gottselige Constantius, Prediger zu Hispalis, der um gleicher Ursache gefangen lag, schrie zu Gott, und sagte: „O Herr, Herr, waren denn nicht genug Heiden und Türken, oder noch unbarmherzigere Leute in der Welt, als selbst die Kanibalen sind, daß Du mich ihren Händen hättest übergeben mögen, damit ich nur nicht in diese Klauen, in diesen Rachen gerathen wäre, darin ich jetzt stecke“?! Gefängnisse, Klöster und Privathäuser lagen voll Lutheraner; aber Philipp II. war noch nicht zufrieden. Er verlangte vom Papste eine Bulle zur Ausrottung der Ketzer mit dem ausdrücklichen Befehl, daß auch die Widerrufenden dem Tode verfallen sollten. Papst Paul IV. gab ihm diese Bulle am 15. Februar 1559 sehr gern. Die Zahl der Ketzerichter wurde vermehrt, und sie wurden durch's ganze Land vertheilt. Eine

Menge Reiter stand aller Orten bereit, um den Schuldigen nachzujagen. Zur Bestreitung der Kosten wurden der Inquisition die Einkünfte einer Stiftspründe in allen Hauptkirchen des Reichs angewiesen. Dazu ward noch eine Hülfssteuer von 100,000 Goldgulden erhoben. Bald aber konnten die Verurtheilten nicht mehr einzeln hingerichtet werden. Da erfand denn der höllische Feind die bekannten Auto-da-Fès. Sie wurden an Sonn- und Festtagen in Kirchen und auf öffentlichen Plätzen gehalten. Mit Sonnenaufgang holten die Kegerichter ihre Schlachtopfer aus den finstern Kerkern. Sie wurden mit einem Büßergewande, dem sogenannten Sanbenito geschmückt, auf welchem aufwärts lodernde Flammen gemalt waren, die von Teufeln umgaukelt wurden. Vorn im Zuge ging ein Trupp Soldaten mit einer blutrothen Fahne. Vor den Inquisitoren wurde ein in Silber getriebenes, vergoldetes Crucifix getragen. Dann folgte ein Priesterchor im Ornate, mit der Schuljugend Litaneien absingend. Hierauf kamen die Gefangenen, die ärgsten Keger zuletzt, mit einem Strick um den Hals. Jeden Einzelnen bewachten 2 Kegerknechte und einige Mönche, welche den armen Seelen Verzweiflung einjagen sollten. Den Gefangenen folgten die hohen Behörden, die Richter und Adligen zu Pferde, dann die Mönche und die gesammte Geistlichkeit. Nach diesen kamen die Kegerichter langsam und feierlich einhergeschritten, dann ein unabsehbarer Zug hohen und niederen Volks. Auf dem Richtplatze wurden die Keger verdammt, und der weltlichen Obrigkeit übergeben mit der feierlichen Erklärung: „Ecclesia sanguinem non sitit“ „Die Kirche dürstet nicht nach Blut!“ — (Ja wahrlich, die Kirche Christi nicht! Weil aber die römische Kirche doch so viel unschuldiges Blut mit grausamer Lust vergossen hat, so hat sie durch jene Erklärung selbst das Urtheil über sich gefällt, daß sie nicht die Kirche Christi sei.) — Zuletzt folgte dann die Hinrichtung der zum Tode Verdammten.

Das erste Protestanten- Auto-da-Fè wurde am 21. Mai 1559 zu Valladolid gehalten. Bei demselben starben: **Augustin Casalla** und seine 4 Geschwister, deren Märtyrthum unten besonders erzählt werden wird, und **Anton Hereznelo**. Leherer war ein Rechtsgelehrter von Toro, und bewies unter den Folterqualen einen wahren Heldenglauben. Die Kegerichter fürchteten, daß er durch ein offenes Bekenntniß und durch Predigen vom Scheiterhaufen herab die Seelen des Volkes für sich gewinnen möchte. Deshalb hatten sie ihm einen Knebel in den Mund gelegt, so daß er kein Wort reden konnte. Doch auch

diese Pein erduldete er mit fröhlichem Muth. Eines nur erfüllte sein Herz mit tiefer Trauer: Seine Gattin Eleonore hatte Christum verleugnet. Sie war erst 22 Jahre alt, und hatte im Kerker viel leiden müssen. Nun wurde auch sie im öffentlichen Zuge mit aufgeführt. Auf dem Richtplatze fielen ihre Augen auf ihren Gatten, der sie mit einem durchbohrenden Blick ansah. Da war ihre Ruhe verschwunden, und heiße Thränen entströmten ihren Augen. Sie widerrief offen vor allem Volk ihren Abfall, und beruhigte dadurch ihren Gatten, der nun getrosten Muthes den Scheiterhaufen bestieg. Sie aber kehrte froh und zufrieden in ihren finsternen Kerker zurück.

Acht lange Jahre mußte sie noch in schweren Banden dahin schmachten. Des Teufels List und Gewalt suchte sie zwar wiederum zu Falle zu bringen, aber vergebens. Sie blieb treu und standhaft, bis sie endlich im Jahre 1568 auch mit ihrem Blute für ihren Herrn und Meister gezeugt hat.

Ein zweites **Auto-da-Fé** fand im October desselben Jahres statt. Diesmal wurde **Don Carlos de Seso** verbrannt, der selbst von Kaiser Karl V. wegen seines Edelmuthes und seiner außerordentlichen Gaben sehr geschätzt wurde. Ferner **Sanchez**, ein Bedienter, der auf der Flucht in den Niederlanden ergriffen ward. Um dieselbe Zeit bekannten auch noch folgende Zeugen mit ihrem Blute, daß Jesus Christus der alleinige Heiland und Sündentilger sei: Zuerst Franziska Chavesia und 4 andere Jungfrauen aus dem Nonnenkloster der h. Isabella zu Sevilla; sodann Christobal von Rosada, ein Arzt zu Sevilla, der um Christi Willen sein geliebtes, gleichgesinntes Weib, die Tochter eines frommen Bürgers zu Sevilla, verließ, und auf den Scheiterhaufen stieg, am 29. September 1559. Endlich noch Christobal Avellanius, ein Mönch aus dem Kloster des h. Isidorus zu Sevilla, nach dem Urtheile der Inquisitoren der Gelehrteste unter Allen, die jemals vor ihr Tribunal gestellt seien. Auch er ist, treu seinem Meister, lebendig verbrannt worden. Philipp II. schwur dem Großkammermeister Baldez einen Eid auf sein Schwert, daß er dasselbe zur Vertilgung der Ketzer brauchen wolle. „Und wenn mein Sohn ein Ketzler wird, sprach er, so will ich mit dieser meiner Hand das Holz zu seinem Scheiterhaufen tragen!“

Franziscus von St. Roman.

(gestorben 1544.)

(„Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater.“ Matth. 10, 32.)

Franciscus stammte von frommen und angesehenen Aeltern zu Burgoß in Spanien ab, und wurde im tiefsten Aberglauben auferzogen. Er war Kaufmann, und in seinem Berufe sehr treu und gewissenhaft. Im Jahre 1540 ward er von einigen spanischen Kaufleuten aus Antwerpen nach Bremen geschickt, um hier eine Summe Geld einzufordern. Als er in Bremen ankam, ging er in eine Kirche, und hörte den Magister Jacob Sprong, einen früheren Augustiner-Prior von Antwerpen. Diese Predigt, welche das reine Wort Gottes verkündete, schlug, wie ein Blitzstrahl, in Romans Herz ein. Er vergaß seine Angelegenheiten in Bremen zu besorgen, und fühlte sich unwiderstehlich gedrungen, den Prediger anzusprechen. Dieser empfing ihn sehr freundlich, und führte ihn in sein Haus, wo ihm Franz fast die ganze Predigt, Wort für Wort, wie er sie in der Kirche gehört hatte, zu erzählen wußte. Darauf bat er den Pfarrer inständig, ihm alle Lehrsätze der christlichen Religion zu erklären. Drei Tage lang blieb Franciscus nun in Jakobs Haus, und ward in dieser kurzen Zeit ein ganz neuer Mensch. Er schrieb seinen Freunden in Antwerpen, welche Veränderung mit ihm vorgegangen sei, und sagte ihnen, daß er bald zurückkehren werde, um auch ihnen das Evangelium zu predigen. Alsdann wollte er nach Spanien ziehen, und versuchen, ob er nicht mit Gottes Hilfe seine Aeltern zu Christo führen könne. Auch an Kaiser Karl V. richtete er ein Schreiben, legte ihm ans Herz, wie sehr die Christenheit unterdrückt wäre, erinnerte ihn an sein Kaiserliches Amt, und forderte ihn auf, die Reformation in Spanien und allen seinen Ländern einzuführen. Die Leute in Antwerpen merkten bald seine Gesinnung, und, um ihn mit List zu fangen, deuteten sie ihm an, daß er in Antwerpen vielen Nutzen stiften könne, wenn er persönlich erschiene. Franciscus machte sich also in guter Hoffnung und ohne allen Argwohn auf den Weg. Die Spanier aber bestellten einige Mönche, welche ihn sogleich nach seiner Ankunft examiniren

sollten. Kaum war Franz in Antwerpen eingezogen, so fielen die Mönche über ihn her, rissen ihn vom Pferde, und schleppten ihn in das Haus eines Kaufmannes, wo sie ihm Hände und Füße banden. Sie untersuchten seinen Reisefack, und fanden drei Schriften von Luther, Melanchthon und Decolampadius, auch einige Spottgemälde auf den Papst. Da riefen die Mönche: „Hier sehen wir's, daß du ein rechter Lutheraner bist!“ Er aber antwortete: „Ich bekenne mich zur Lehre des Sohnes Gottes, den ihr anseinet und verfolgt, der für unsere Sünden gestorben, und um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket ist. Vor euren Träumereien aber, eurem Blendwerke, eurem Betrüge und falscher Lehre habe ich einen Abscheu. Ich glaube an Gott, den Vater, der Alles erschaffen hat; ich glaube an Gott, den Sohn, unsern Herrn Jesum Christum, der das menschliche Geschlecht mit seinem Blute erlöst, und von der Dienstbarkeit des Teufels, der Sünde und des ewigen Todes errettet, und durch sein Evangelium zur rechten Freiheit gebracht hat. Ich glaube an Gott, den heiligen Geist, der die Gläubigen durch göttliche Kraft heiligt. Ich glaube, daß mir aus Gnaden, um des Sohnes Gottes willen, meine Sünden vergeben sind. Ich glaube, daß ich durch diesen Mittler allein, ohne alles Zuthun meiner guten Werke, ohne päpstliche Absolution und ohne Ablass das ewige Leben erlangen und besitzen werde!“ Weiter fragten ihn die Mönche: „Glaubst Du, daß der römische Papst ein Statthalter Christi und der christlichen Kirche Haupt sei, welcher alle Schätze der Kirche in seiner Gewalt hat, der nach Gefallen binden und lösen, auch neue Glaubensartikel machen, und alte abschaffen kann?“ Franciscus antwortete: „Ich glaube nichts von alle dem, sondern ich halte dafür, daß er der rechte Widerchrist sei, vom Teufel, geboren, weil er ein Feind Jesu Christi ist, und sich göttliche Ehre anmaßt, und getrieben von seinem Vater, dem Teufel. Alles unter einander menget und verwirrt, seinen Betrug damit zu beschönigen und zu bedecken, daß er als ein Wolf die Heerde Christi zerstreuet, und seine Schäflein zerreißt und verschlinget.“ Da schrieten die Mönche einmal über das andere: „Gotteslästerer! Gotteslästerer!“ und drohten ihm mit dem Scheiterhaufen. Da sprach der christliche Bekenner: „Wenn es Gottes heilliger Wille ist, so weigere ich mich nicht, um meines Bekenntnisses willen zu sterben; denn Christus hat sich meiner auch nicht geschämt, sondern sein theures Blut für mich am Kreuzestamm vergossen. Und was wollt ihr

nun dann noch anders thun, als diesen Leib verbrennen? Ich
 aber habe den fürchten gelernt, der über Seele und Leib zu
 gebieten hat!" Da wurden die Mönche gar zornig, zündeten
 ein Feuer an, und warfen vor Franzens Augen alle seine
 christlichen Bücher hinein. Als nun Franciscus sah, daß
 diese Buben auch seines neuen Testaments nicht verschonten,
 hat er sie wegen dieses gotteslästerlichen Frevels ernst und uner-
 schrocken gestraft. Die Feinde hörten aber nicht darauf, sondern
 brachten ihn in einen Thurm, 6 Meilen von Antwerpen, wo
 Franz in einer unterirdischen Zelle 8 Monate lang gefangen
 saß. Nach dieser Zeit wurde er jedoch wieder losgelassen, weil
 die Spanier, seine Landsleute, glaubten, daß er nun genug
 gewißigt sei. Franz aber ging nach Regensburg, wo
 Kaiser Karl sich aufhielt, stellte sich furchtlos vor den Kaiser
 hin, und ermahnte ihn, die falsche Lehre in seinen Landen
 abzuschaffen, und den wahren Gottesdienst einzuführen. Karl
 hörte ihm anfangs ruhig zu. Als Franz aber zu wiederholten
 Malen kam, und ihn mit entschiedenem Ernst aufforderte, die
 Verfolgung der Protestanten einzustellen, und die Reformation zu
 befördern, ergriffen ihn die Spanier, und wollten ihn in die
 Donau werfen. Doch der Kaiser verhinderte das, und gebot,
 mit ihm nach Recht zu verfahren. Darauf wurde der Bekenner
 ins Gefängniß gesetzt, dann mit andern Missethättern auf einen
 Wagen geschmiedet, und so dem Kaiserlichen Hofe nachgeschleppt.
 Unterwegs traf ihn von ungefähr einer seiner Bekannten in
 diesem Zustande, und fragte ihn voll Erstaunen, warum er so
 jämmerlich inmitten von Verbrechern dahergeschleppt würde?
 Franciscus breitete seine Arme aus, so weit er konnte, zeigte
 dem Freunde die eisernen Ketten, an die er geschmiedet war, und
 sprach dann: „Mit diesen eisernen Banden, mit dieser schmach-
 lichen Gefangenschaft, die ich zu Ehren meines Heilandes leide,
 werde ich vor dem Angesichte Gottes eine viel größere Herrlichkeit
 und einen größeren Triumph erlangen, als ihr jemals am Hofe
 des Kaisers gesehen habt. Ach, mein lieber Bruder, ob ihr
 gleich sehet, daß ich mit Händen und Füßen, ja mit meinem
 ganzen Leibe, an diesen Wagen gebunden bin, so sollt ihr doch
 wissen, daß mein Geist frei und ungebunden ist, ja, daß er sich
 ohne Unterlaß bis in die Wohnungen Gottes erhebt, um die
 himmlische Herrlichkeit anzuschauen, wo er durch die Gegenwart
 Gottes und die liebliche Gemeinschaft der Auserwählten gestärkt
 und getröstet wird!" — Nach diesen Worten aber rannte der

unbarmherzige Fuhrmann so schnell davon, daß der weinende und trauernde Freund ihm nicht antworten konnte. Mit dem Gefolge des Kaisers wurde Franciscus von Deutschland nach Italien, und von da nach Africa gebracht. Nach dem Mißlingen der Unternehmung gegen Algier wurde er in Spanien ans Land gesetzt, und zu Valladolid den Händen der Inquisitoren übergeben, die ihn mit Fragen und Foltern quälten. Sie schickten täglich Mönche zu ihm in den Kerker, die ihm seinen Frieden stören sollten. Desters führten sie ihn auch aus dem Kerker heraus, und stellten ihn dem Volke zum Schauspiel dar. Doch unter solchen Mißhandlungen wurde Roman's Glaube nur immer stärker und inniger. Endlich ward er zum Feuertode verurtheilt. Auf dem Wege zum Richtplatz wollte man ihn zwingen, ein hölzernes Kreuz anzubeten, das in der Straße stand. Er aber betete Christum an, den Lebendigen, und kein todtes Bild. Darüber erhob nun das Volk ein wüthendes Geschrei, und nannte ihn einen Gottesschänder. Die Mönche aber sagten in ihrem Grimme, das Kreuz wäre so mächtig gewesen, daß es sich von einem so verfluchten Ketzer nicht hätte wollen anbeten lassen. Ja, nicht lange Zeit nachher ging ein Geschrei, man habe ein großes Wunderzeichen an diesem Kreuze bemerkt, worauf Viele mit Messern hinzuliefen, um sich als Mittel gegen allerlei Krankheiten ein Stückchen herabzuschneiden. Auf dem Richtplatze versuchten es die Diener Roms, den Knecht Christi noch einmal zum Widerruf zu bewegen.

Doch Roman bat sie mit unerschrockener Miene, sie möchten der Sache ein Ende machen, und das gefällte Urtheil zur Ausführung bringen. Als bald wurde er auf einen großen Haufen Holz festgebunden, und das Feuer angezündet.

Als die Flammen empor schlugen, traf sich's, daß der Märtyrer seinen Kopf ein wenig neigte. Das hielten die Mönche für ein Zeichen des Widerrufs, löschten das Feuer, und sagten ihm, er solle nun laut widerrufen. Doch Franciscus antwortete: Warum seid ihr so boshaft, und mißgönnt mir mein Glück, dem ich entgegenstehe? „Wollt ihr mich um die ewige Herrlichkeit bringen?“ Sogleich wurde das Feuer wieder angezündet, und Franciscus v. St. Roman ging nun ein zu seines Herrn Freude. Die Inquisitoren aber schrieen, er wäre verdammt. Sie verboten Jedermann, für ihn zu beten; ja sie hielten den für einen Ketzer, der an seiner Verdammniß zweifeln wollte. Doch einige von des Kaisers Schützen, die bei der Hinrichtung

zugegen gewesen waren, sammelten die Asche des Märtyrers, und verwahrten sie wie ein Heiligthum. Dafür mußten sie auf Befehl des Kaisers in den Kerker wandern. Die Seelengröße und der Glaubensmuth des Roman aber fachte den Funken des Glaubens, der in Valladolid schon glomm, zu einer hellen Flamme an. Denn einige Jahre nach seinem Tode traten die Evangelischen zu einer Gemeinde zusammen, welche sich insgeheim und regelmäßig zum Zwecke religiöser Erbauung und Belehrung versammelte.



Johannes Diaz.

(gest. 1546.)

„Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten; fürchtet euch aber vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle!“ (Matth. 10, 28.)

Johann Diaz stammt aus Cuenza in Spanien. Seine erste Bildung erhielt er in seinem Vaterlande; später

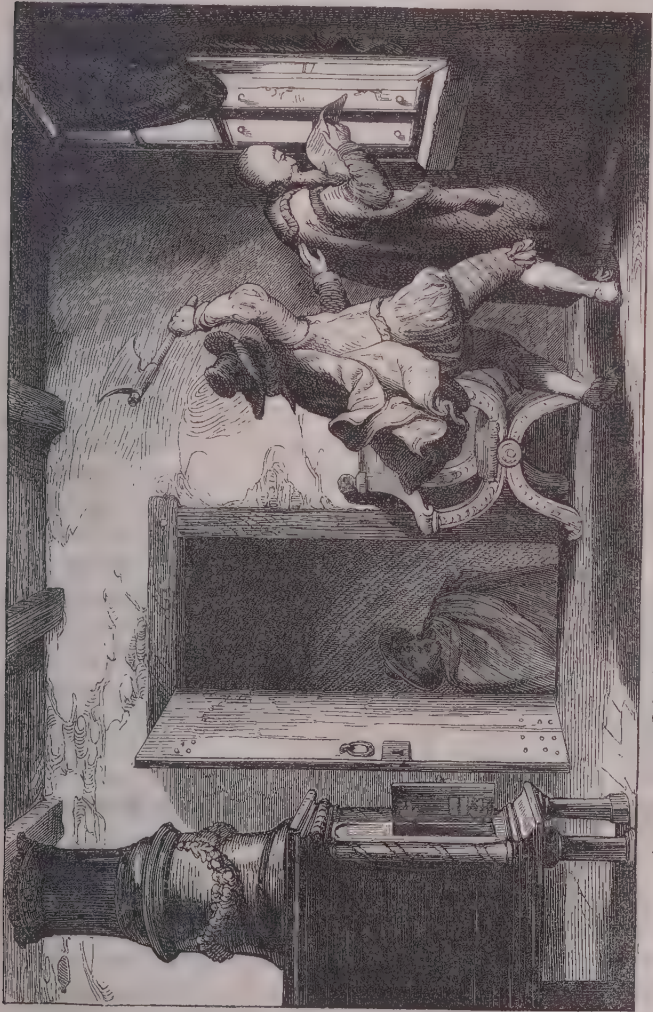
aber bezog er die Universität Paris, wo er 13 Jahre unter eifrigem Studium der freien Künste und der heiligen Schrift zubrachte, so daß er von seinen Lehrern vor allen andern Spaniern lieb und werth gehalten wurde. Bei seiner Kunst und Geschicklichkeit führte Johann ein ehrbares und unbescholtenes Leben. In allen seinen Sachen war er treu und gewissenhaft und gegen Jedermann freundlich, gutthätig und aufrichtig. Das Lesen der heiligen Schrift öffnete ihm, unter dem Beistande des heiligen Geistes, die Augen über seine Sünden. Er verließ die Sakungen Rom's, und suchte in Jesu Christo Heil und Frieden. Nachdem die 13 Jahre in Paris vergangen waren, begab er sich mit mehreren Andern nach Genf, wo er durch Calvin noch tiefer ins Evangelium eingeführt wurde. Von Genf zog er nach Basel, und ließ sich dann, einige Zeit nachher, im Jahre 1546 in Straßburg nieder, wo er mit Martin Bucer eine innige Freundschaft schloß. Mit diesem wurde er noch in demselben Jahre vom Senate zu dem Religionsgespräch nach Regensburg gesandt. Hier traf Diaz den Spanier Petrus Malvenda, der früher ein überaus großer Eiferer für Rom war. Dieser bekreuzte sich vor seinem Landsmann, und sagte zu ihm: „Er habe gemeint, er sehe ein Gespenst, daß er ihn, den Spanier, in Deutschland unter den protestirenden Ständen erblickte, die sich mehr rühmen würden, wenn sie Einen Spanier auf ihre Seite brächten, als wenn sie sonst 10,000 Deutsche, oder eine große Anzahl aus anderen Nationen bekehrt hätten.“ Diaz aber entgegnete mit großer Gelassenheit und Bescheidenheit. „Ich bin nun an die 6 Monate in Deutschland gewesen, und habe mit allem Fleiß der Sache der Protestanten nachgesucht, und gefunden, daß die Lehre ihrer Kirche mit den Propheten und Aposteln, auch mit den alten, reinen Kirchenlehrern übereinstimmt. Darum würde mein Gewissen mich strafen, wenn ich diese Lehre verwerfen wollte.“ Darüber wurde Malvenda schier außer sich, und sprach: „Fürwahr, einem frommen Manne dächten 6 Monate in Deutschland so lange, als 6 Jahre, oder 6 mal 100 Jahre anderswo; so jämmerlich ist's für Einen, der gut katholisch ist, in Deutschland zu leben. Und ich sage das rund und unverholen heraus, daß ich in diesen 6 Tagen, die ich in Deutschland zugebracht habe, älter und greiser geworden bin, als ich an andern Orten in vielen Jahren geworden seyn würde. Denn seit 20 Jahren und länger kann man hier keine Bücher lesen, als die diese neuen

Doctores geschrieben haben. Vor solchem Exempel hat sich jeder ehrliche Mann zu hüten. Sonderlich aber hast Du, Diaz, Dich wohl davor zu hüten, weil Du in einem solchen Lande geboren bist, in dem die heilige Mutter-Kirche stets ihre Hoheit mit Ehren erhalten hat, und in welchem nie eine Ketzerei ist erfunden worden. Darum siehe wohl zu, daß Du nicht halsstarrig auf deiner Meinung bleibest, und also Dir und Deinem Geschlechte, ja der ganzen spanischen Nation einen Schandfleck anhängest!" — Dazu drohte Malvenda dem Diaz noch mit des Papstes Bann, und ermahnte ihn, er solle vor des Kaisers Beichtvater einen Fußfall thun, und ihn um Absolution seines schweren Falls bitten. Diaz antwortete ihm bescheiden, ja, berichtet der alte Erzähler, bescheidener, als Malvendas hochfahrende Bosheit werth war. Außerdem erklärte er ihm: „Des Papstes und Kaisers Drohungen fürchte er nicht, sondern er wolle den Beruf des Sohnes Gottes allen andern Dingen dieser Welt vorziehen, sie seien nun süß, oder sauer.“ —

Von dieser Stunde an war Malvenda der geschworene Feind des Diaz, und hörte nicht auf, ihm heimlich nachzustellen, und durch schändliche Ränke ihn um Leib und Leben zu bringen. Zuerst schrieb er zwei Briefe an des Kaisers Beichtvater, welcher ein Jakobinermonch war. Beide zusammen beschlossen nun, den Abtrünnigen entweder in die blutigen Arme Rom zurückzuführen, oder ihn aus dem Wege zu schaffen. An ersterem Plane verzweifelten sie allmählig. Letzteres aber richteten sie auf folgende Weise ins Werk. Johann Diaz hatte einen Bruder, Namens Alphons. Dieser war Rechtsgelehrter am Gerichtshofe des Papstes, und ein Mensch, der dem Papste mit fanatischer Blindheit ergeben war. Als er von der Ketzerei seines Bruders hörte, faßte er sogleich mit höllischer Entschlossenheit den teuflischen Plan, seinen Bruder entweder zu bekehren, oder aus dem Wege zu räumen. Zu letzterem Zweck diente er einen Menehelnmörder, welcher früher Scharfrichter gewesen war. Mit diesem ging er von Rom nach Regensburg. Allein das Religionsgespräch hatte sich inzwischen aufgelöst, und Johann Diaz war nach Neuburg in der Oberpfalz abgereist, wo er bei einem Pfarrer mit der Durchsicht eines Werkes von Martin Bucer beschäftigt war. Alphons verschaffte sich Briefe von den Freunden seines Bruders, und machte sich nun mit dem Henker auf den Weg nach Neuburg. Johann wurde durch die Ankunft seines Bruders Alphons zwar überrascht; weil

er aber ohne Falsch war, wie die Tauben, und an nichts Böses dachte, so nahm er ihn mit recht herzlicher, brüderlicher Liebe auf. Sein argloses Herz ahnte es nicht, daß er eine Schlange am Busen wärmte, die ihn hernach schändlich ums Leben bringen sollte. Alphons fing sogleich seine Befehrungsversuche an. Als er aber sah, daß er seinen Bruder aus der Hand Gottes nicht wieder in das Netz des Satans ziehen konnte, nahm er zu dem hinterlistigsten und schändlichsten Mittel seine Zuflucht. Er verstellte sich endlich als Engel des Lichts, und that, als wenn er von seinem Irrthum überführt wäre. In Folge dessen machte er seinem Bruder den Vorschlag, mit ihm nach Italien zu reisen, dort das Evangelium zu verkündigen, und dasselbe von da weiter nach Spanien zu tragen. Johannes einfältiges Herz merkte nicht den teuflischen Betrug, und war voller Freude über den Vorschlag seines Bruders. Doch theilte er vor der Abreise seinen Freunden den Plan mit. Diese riethen ihm so ernstlich von dem Vorhaben ab, daß er seinem Bruder erklärte, er könne nicht mit nach Italien gehen. Aber Alphons war ein vollendeter Heuchler. Er fiel auch jetzt noch nicht aus der Rolle, und wußte sie trefflich bis ans Ende zu spielen. Er stellte sich nämlich mit dem Entschlusse seines Bruders ganz einverstanden, und nahm mit Judasküssen und Thränen von ihm Abschied. Scheinbar machte er sich auf den Weg nach Augsburg, kehrte aber am andern Tage wieder mit seinem Henkersknechte nach Neuburg zurück. In dem kleinen Orte Bothmos kauften sie von einem Zimmergesellen eine Art, und begaben sich dann nach Waldfkirchen, einem Dertchen, nicht weit von Neuburg gelegen, woselbst sie übernachteten. Am folgenden Tage, am 27. März 1546, des Morgens in aller Frühe zogen die beiden Meuchelmörder in Neuburg ein. Der Henker schritt voran, Alphons folgte nach. Es war beschlossen worden, daß der Henker, der in solchen Sachen fertiger war, den Mord verrichten sollte. Der eigentliche Urheber des Mordes aber, Alphons, wollte unten warten, um, im Fall der Noth, dem Bösewichte zu Hülfe zu kommen. Der Henker klopfte an Johannes Haus, das ihm alsbald geöffnet wurde. Darauf ließ er dem Johannes sagen, er habe einen Brief an ihn von seinem Bruder. Ohne etwas Böses zu ahnen, sprang Johannes in aller Eile aus dem Bette, und warf nur einen weiten Mantel um. Während er nun den Brief las, und mit dem Angesicht gegen das Fenster gerichtet war, zog der

Mörder unter seinem Mantel die Art hervor, hieb sie bis ans Hest dem Johannes in die rechte Seite des Kopfes, faßte dann den stürzenden Märtyrer mit beiden Armen, und legte ihn leise auf den Boden hin, damit Niemand das Geräusch des Fallens hören sollte.



Die Ermordung des Johannes Dia3.

Nun begab er sich in aller Eile die Stiegen herunter zu Alphons, der unten wartete, und Beide verließen so

schnell als möglich den Schauplatz ihrer Schandthat. Ein junger Edelmann aus Savoyen, Namens Claudius Senarole, der mit Diaz in einem Zimmer schlief, wurde zur selben Zeit, ohne daß er etwas gehört hatte, von einer eigenthümlichen Bangigkeit ergriffen. Er stand auf, und fand Diaz in seinem Blute am Boden liegen, den Blick nach oben gerichtet, und die Hände gefaltet. Claudius erschrak und entsetzte sich bei diesem traurigen Anblick so sehr, daß ihm seine Kleider aus den Händen fielen, und er eine ganze Zeit lang kein Wort hervorbringen konnte. Aber, sobald er sich vom ersten betäubenden Schrecken und Schmerz erholt hatte, zog er dem Freunde die Art aus der Wunde, und sprach ihm Trost zu. Johannes behielt seine Augen stets gen Himmel gerichtet, als wenn er Gottes Barmherzigkeit anriefe. Sobald er den Namen Gottes nennen hörte, gab er ein Zeichen mit den Augen, daß er es verstände. Die Mörder wurden zwar ergriffen, und es wurde auch ein Proceß gegen sie eingeleitet; aber die Cardinäle von Trient und Augsburg vertheidigten sie, und der Kaiser nahm sie in seinen Schutz. Alphons wurde als Geistlicher dem Gerichte des Bischofs von Trient übergeben, der ihn aber völlig frei sprach. Die Spanier lobten sie noch überdies, und sagten, die beiden Mörder hätten recht und wohl gethan, denn alle Kettermörder seien vom Papste schon im Voraus absolvirt.

Alphons aber, ob er gleich vom Bischof los gesprochen war, fühlte doch sein Gewissen vor Gott nicht absolvirt. Unstät und flüchtig eilte er, wie Cain, lange Zeit umher, und konnte keine Ruhe finden für seine Seele. Da er zur Gnade Gottes seine Zuflucht nicht nehmen wollte, so gerieth er zulezt ganz in Verzweiflung, und ward, wie gemeldet wird, ein Mörder an seinem eignen Leben.

Franz und Jayme Enzinas genannt Dryander.

(gestorben 1546.)

(„Wir werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade, durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist. Röm. 3, 24.)

Aus Burgos, der Vaterstadt des gottseligen Märtyrers Fr. v. St. Roman, stammen auch die beiden Brüder Enzinas,

die in griechischer Sprache Dryander, in Deutscher aber Eichmann heißen. Sie verließen im Jahr 1515 mit mehreren andern Jünglingen das Vaterland, um in Frankreich und Deutschland den Wissenschaften zu leben. Der Eine von ihnen, Franz, wurde durch Gottes Gnade zu Melanchthon geführt, von dem er in einem Briefe an Johann Lasci sagt:

„Vor ihm habe ich eine solche Hochachtung, daß ich bis an's Ende der Welt reisen würde, um des Umgangs und der Belehrungen solcher Männer theilhaftig zu werden.“ —

Melanchthon wies den wissensdurstigen Jüngling auf die lebendige Quelle hin, die im Worte Gottes für Jedermann offen steht. Franz schöpfte daraus das lebendige Wasser, und sog es mit vollen Zügen ein. Um nun sein geliebtes Vaterland zu demselben Lebenswasser zu führen, übersezte er die heilige Schrift ins Castilianische. Auf der ersten Seite ließ er den Spruch drucken, Römer 3, 28: „So glauben wir nun, daß der Mensch gerechtfertigt werde durch den Glauben ohne Werke.“

Ein Exemplar der Uebersetzung überreichte er Kaiser Karl V;

Dieser schlen das Geschenk mit Vergnügen anzunehmen, allein er beauftragte seinen Beichtvater, den Dominikaner Soto, mit der Prüfung der Uebersetzung. Als nun Franz voll Vertrauen zu Soto ging, um sein Urtheil zu hören, fuhr ihn dieser mit dem Scheltworte „Ketzer“ an, und jagte ihn zum Hause hinaus. Draußen aber standen Häfcher, welche ihn in Empfang nahmen, und in den Kerker abführten. Hier lag nun Franz länger als Ein Jahr in schweren Banden, bis zum Jahre 1545. Da fand er eines Tages die Thüren seines Gefängnisses offen, verließ dasselbe ohne den geringsten Widerstand, floh aus Brüssel, und entkam glücklich bis nach Wittenberg. Sein Entkommen ist um so merkwürdiger, als gerade damals eine heftige Verfolgung in den Niederlanden wüthete, wobei die Bildnisse aller protestantischen Prediger, unter dem Versprechen eines Lohnes für ihre Auslieferung, an den Thoren aller größeren Städte angeschlagen wurden. Im Jahre 1548 verließ er Deutschland, und begab sich nach England. Von dort kehrte er nach einiger Zeit wieder zurück, und lebte theilweise in Emden und Genf. Sein frommes Leben und Ende ist uns unbekannt geblieben. Wir wissen nicht, ob er in Frieden abgeschieden, oder vielleicht, wie sein Landsmann Diaz, durch den Dolch, oder das Gift eines Meuchelmörders gefallen ist.

Der große Tag der Offenbarung wird auch dieses ans Licht bringen.

Franzens Bruder, Jayme, wurde gleichfalls in Deutschland ein Jünger des reinen Evangeliums. Als sein Vater davon Kunde erhielt, befahl er ihm, sich in Rom niederzulassen; denn hier, glaubte er, würde er von seiner Ketzerei am besten geheilt werden können. Jayme war seinem Vater gehorsam, und begab sich nach der Residenz des Papstes. Aber seinem Herrn und Meister blieb er auch hier getreu. Weder Roms Glanz, noch Roms Finsterniß konnten ihn zum Abfall bewegen. Vielmehr war er bemüht, in diese Finsterniß das Licht des Evangeliums zu bringen. Er verkündete laut das Wort Gottes, und stärkte damit seine Brüder und Glaubensgenossen. Aber nicht allzulange sollte diese gesegnete Wirksamkeit dauern. Schon längst hatte die römische Kirche ihr Auge auf ihn gerichtet, und dürstete nach seinem Blute. Jayme merkte die Gefahr, und wollte nach Deutschland fliehen, um hier seinen Bruder Franz aufzusuchen. Aber er wurde von seinen eigenen Landsleuten, den Spaniern, ergriffen, und an die Inquisition ausgeliefert. Nun blieb ihm nur die Wahl übrig zwischen Tod, oder Verleugnung seines Glaubens. Jayme zog den Tod vor, um das ewige Leben in Christo zu erhalten. Weder Kerker noch Folter, weder Drohungen, noch Verheißungen konnten seinen Glaubensmuth erschüttern. Vor den Kerkermeistern, den Cardinälen und anderen Großen des römischen Hofes bekannte er frei und unerschrocken seinen Glauben an den einigen Mittler und Hohenpriester. Mit kühnem Freimuth verwarf er alle unevangelischen Lehren Roms. Da schrieen seine Henkersknechte: „Rache, Rache dem Keger!“ Jaymes Leib ward auf dem flammenden Scheiterhaufen zu Asche verbrannt, aber sein unsterblicher Theil zu einem neuen Leben geboren. Solches geschah im Jahre 1546.

Augustin Cazalla,

seine vier Geschwister, Mutter, Schwägerinn
und viele Andere.

(gest. am 21. Mai 1559.)

(„Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden! denn das Himmelreich ist ihr“. Matth. 5, 10.)

Auf dem Marktplatz zu Valladolid waren am 2. Mai des Jahres 1559 zwei hohe Gerüste aufgeschlagen. Auf dem einen saßen Johanna, König Philipps Schwester, und Don Carlos, des Königs von Spanien junger Sohn, nebst vielen großen und mächtigen Herren vom Hofe des Königs. Auf dem zweiten Gerüste befanden sich etwa 30 Männer und Weiber, die mit Ketten oder Stricken gebunden, und mit dem sogenannten Sanbenito, oder Sacco benito bekleidet waren. Das war jenes feuergelbe Gewand, das vorn und hinten mit hüpfenden Teufeln und einem Crucifix bemalt war. In den Händen trugen diese Verurtheilten brennende Kerzen. Einige von ihnen hatten auf dem Haupte eine papierne Krone, worauf feurige Teufel gemalt waren. Auch ward das Bildniß einer vorlängst verstorbenen Edelfrau aufs Gerüst getragen, ebenfalls mit einem Sanbenito und einer Kezerkrone geschmückt. Rings um diese beiden Gerüste, in den Fenstern und auf den Dächern, saß eine unabsehbare Menge Volks, harrend auf das Schauspiel eines Auto da Fé, das heute gegeben werden sollte. Endlich begann das Trauerspiel, welches die Menge schon lange begierig erwartet hatte. Melchior Cano, ein Dominikanermönch und Bischof der canarischen Inseln, hielt zuerst eine fulminante Predigt gegen die Kezer. Dann erhob sich der Bischof Hispalis, und nahm allen anwesenden Königlichen und Fürstlichen, auch allen andern hohen und mächtigen Personen einen feierlichen Eid ab. Sie mußten geloben und schwören, daß sie Jeden, welcher sich der neuen lutherischen Kezerei schuldig machte, ohne Gnade und Barmherzigkeit, und ohne Ansehn der Person strafen wollten, Alles zur Ehre Roms. Nachdem dies geschehen, erhob sich der Procurator von seinem Sitze, und forderte mit lauter Stimme den Doctor Augustinus Cazalla auf, näher heranzutreten, und seine Verdammung anzuhören. Augustin erhob sich von

dem Verbrechergerüst, auf welchem er, als der Bornehmste, mitten unter den andern Verbrechern hervorragte. Man hatte ihn höher, als alle seine mitangeklagten Brüder und Schwestern gesetzt; denn er war der rechte Erzfeind und ein wahrer Kegerfürst. Früher Chorherr von Salamanca, war er später als Caplan und Prediger Kaiser Karls V., mit diesem nach Deutschland gezogen. Hier hatte Gott ihm die Augen geöffnet, und ihm einen hellen Blick in die überschwängliche Klarheit des Evangeliums verstattet. Augustin kehrte ins dunkle Spanien zurück, doch nicht, um sich von Neuem in die Geistesfinsterniß Roms zu begeben, sondern getreu dem Wort seines Herrn und Meisters: „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten“! breitete er nun das Wort weiter aus, und war eingedenk der Worte des Apostels Paulus: „Gott, der da hieß das Licht aus der Finsterniß hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben, daß durch uns entstünde die Erleuchtung von der Erkenntniß der Klarheit Gottes im Angesichte Jesu Christi.“ 2 Cor. 4, 6. Augustin predigte in seiner Heimath von dieser überschwänglichen Klarheit des neuen Testaments, und Gott gab seine Gnade dazu, daß sich Viele durch ihn erleuchten ließen. Unter diesen Kindern des Lichts mitten im finstern Spanien befanden sich namentlich die 4 Geschwister und die Mutter Augustins. Immer heller schien das Licht, und sandte seine Strahlen schon über den engen Kreis der Familien weit hinaus.

Allmählich entstand zu Valladolid durch Augustins Predigt und unter seiner weisen Leitung aus den einzelnen zerstreuten Gliedern eine vollständige evangelische Gemeinde. Im Hause seiner Mutter, der Eleonor'e von Vivero, hielten die Gläubigen ihre Versammlungen. Aber der böse Feind haßte das neu entstandene Licht, und Gott hinderte es nicht, daß jener seinen vollen Grimm gegen dasselbe losließ. Die ganze Gemeinde zu Valladolid wurde zerstört, Viele flohen, Mehrere wurden eingekerkert, und durch die Inquisition hingerichtet. Unter den Ergriffenen befand sich auch Augustinus, und, da er, trotz Kerker und Marter, seinem Erlöser treu geblieben war, so sollte er heute für dies Verbrechen büßen. Da Roms Diener wohl wußten, daß er die ganze Sache angeregt hatte, wie sie ihn denn selbst als den Fahnenträger der Protestanten bezeichneten, so hatte man ihn zu oberst gesetzt. Er wurde als der Anführer nun, wie oben gesagt,

zuerst vorgefordert, um sein Urtheil zu empfangen. Als August in us hervorgetreten war, sprach der Procurator mit lauter Stimme: „Dieser Augustinus Casalla ist überführt, daß er ein Fahnen-träger, Prediger und Lehrer der lutherischen Secte gewesen ist. Darum wird er heute feierlich seiner Priesterwürde entsetzt, und alsdann dem Feuer übergeben. Seine Güter aber sollen zum Besten der Inquisition eingezogen werden!“ Darauf wurde Augustinus Bruder, Franciscus de Vibero, vorgefordert. Diesen hatte das Volk sehr lieb; auch war er ein wohlberechtigter eifriger Mann, welcher innerhalb und außerhalb des Kerkers die evangelische Wahrheit frei bekannt hatte. Weil nun die Kerkerrichter fürchteten, er möchte seinen Mund zu weit aufthun, um das Volk zu erregen, und seine Unschuld an den Tag zu bringen, so hatten sie ihm den Mund so fest verstopft, daß er nicht Ein Wort reden konnte. Auch er wurde zum Feuertode verdammt. Die dritte in der Zahl der Verurtheilten war Frau Blanca de Vibero, die leibliche Schwester der beiden ersten, und zugleich ihre Schwester in Christo. Ueber sie war dasselbe Verdammungsurtheil gesprochen, wie über ihren Bruder. Johann de Vibero, der vierte von den Geschwistern, wurde zu lebenslänglicher Kerkerhaft verurtheilt. Um anzudeuten, daß er aller Ehren bar und ledig sei, sollte er für immer das Sanbenito, jenes teuflischbemalte Schmachgewand, tragen. Aber Johann suchte nicht seine Ehre, sondern die Ehre dessen, der ihn mit seinem Blute erlöst hatte. Darum war er fröhlich bei seinem Urtheile.

Zum fünften wurde Constantia de Vibero verdammt. Sie war die letzte unter den glaubensmuthigen Geschwistern, eine Wittve und Mutter von 13 Waisen. Wie ihr Bruder Johann, ward auch sie mit jenem Schmachkleide angethan, und verurtheilt, Zeit ihres Lebens im Kerker zuzubringen. Aber, gleich ihrem Bruder, pries auch sie Gott, daß sie zu ihres Erlösers Ehren geschmäht werden sollte. Das sechste Verdammungsurtheil erging über das Bildniß und die Gebeine Eleonorens v. Vibero. Sie war die hochbegnadigte Mutter der 5 genannten Geschwister. Als sie noch hier auf Erden lebte, war sie eine rechte Mariasseele gewesen, die ihrem Herrn und Meister Alles hingab. In ihrem Hause kamen, wie einst in Marias Hause, die ersten Christen, die Gläubigen zu Valladolid zusammen. Sie ruhte schon längst in Frieden; aber nun wurden ihre vermoderten Gebeine ausgegraben, und in einen Sarg gelegt, auf dem ihr

Bildniß gemalt war. Der Prokurator sprach über sie folgendes Urtheil:

„Weil sie eine Lutheranerin gewesen ist, so sollen ihre Todtengebeine und ihr Bildniß zu Asche verbrannt werden. Ihre Güter sollen eingezogen, ihr Haus aber soll niedergerissen werden, und an dessen Stelle eine marmorne Tafel aufgerichtet werden, darauf jedermann die Ursache solcher Verwüstung lesen kann!“ Dies Urtheil ist auch buchstäblich vollzogen worden; die Säule, ein Denkmal des Fanatismus und der Rohheit gegen die Todten, war bis ins Jahr 1809 zu sehen, wo sie, während der Besetzung Spaniens durch die Franzosen, entfernt wurde.

Alonzo Perez, der siebente, ein Priester von Valenzia, sollte seines Amtes entsetzt, seiner Güter beraubt und dann lebendig verbrannt werden. Als diese 7 Urtheile verlesen waren, trat der Bischof von Valencia in seinem vollen Ornate hervor, um Augustin Gazalla und Alonzo Perez, dem Urtheil gemäß, zu entsetzen. Er bekleidete Beide zuerst mit dem priesterlichen Schmuck, und gab Jedem einen Kelch in die Hand. Darauf nahm er ihnen die priesterliche Weihe von den Fingern, der Lippe und dem Scheitel, riß ihnen den Kelch aus der Hand, und zog ihnen den Priesterornat ab. Alles dies geschah unter den dabei gebräuchlichen Verwünschungsformeln, womit man auch Huf verflucht hatte. Hierauf wurden sie wieder mit dem Schmachgewande und der Ketzerkrone geschmückt. Gazalla verlangte, daß man ihm erlaube, sich zu vertheidigen, aber er fand kein Gehör, sondern wurde vielmehr unsanft auf seinen Sitz zurückgestoßen. Da erhob er seine Stimme, und rief, daß man es weithin hören konnte: „Der Glaube, für den ich solches leide, ist keine Ketzerei, sondern gegründet auf dem reinen, unfehlbaren Worte Gottes. Ich bin bereit, um des Evangelii willen als ein wahrhaftiger Christ zu sterben, und nicht als ein Ketzer!“ Dann richtete er noch Worte des Trostes und der Liebe an die Brüdern und Schwestern, die ihm zunächst saßen. Der Prokurator aber fuhr fort, seine Verdammungsurtheile noch über viele andere Personen zu verlesen. Nachdem sämtliche Urtheile gesprochen waren, wurden die zum Feuertode Verdammten dem weltlichen Arm und den Henkern überliefert, mit dem strengen Befehl, daß die Hinrichtung sogleich vollzogen würde. Als bald wurden die Märtyrer auf einen Esel gebunden, und, von einem geharnischten Haufen umgeben, nach dem Richtplatze geschleppt. Sie aber waren stumm, wie die Schafe, die ihren

Mund nicht aufthun, wenn sie zur Schlachtbank geführt werden. Nur untereinander sprachen sie sich herzlichen Trost zu, und ermahnten auch die ihnen zunächst Stehenden, ihre ganze Hoffnung allein auf Christum zu setzen. Man sah keinen unter ihnen, der betrübt gewesen wäre. Alle hatten vielmehr ein ruhiges und fröhliches Aussehen, so daß, wer sie sah, sich darüber verwundern mußte. Als sie auf dem Richtplatze angekommen waren, wurden sie an Pfähle gebunden, und mittelst eines Seiles erwürgt, worauf ihre Leichen ins Feuer geworfen wurden. Nur Einer von ihnen ward lebendig verbrannt, und von ihm wollen wir im Folgenden besonders erzählen.

Antonio Herezuelo,

(gest. 1559.)

und **Leonore de Cisneros**, seine Gemahlinn,

(gest. 1568.)

(„Wer beharret bis ans Ende, der wird selig.“ Matth. 24, 13.)

Antonio Herezuelo war ein geistvoller und begabter Rechtsgelehrter in der Stadt Toro, unweit Valladolid. Sobald die ersten Strahlen des Evangeliums nach letzterer Stadt gedrungen waren, trat Antonio mit mehreren Personen aus den ersten Häusern Spaniens zum Protestantismus über, und hielt sich zu der geheimen evangelischen Gemeinde zu Valladolid. Als diese von den Inquisitoren entdeckt wurde, mußte auch Antonio mit seinem Weibe Leonore in den Kerker wandern. Sie erhielten in demselben Auto-da-Fé, von dem in der Geschichte der Cazallas geredet ist, die Strafe für ihre Ketzerei. Da Leonore in einigen Stücken nachgegeben hatte, so wurde sie nur zum Tragen des Sanbenitos und zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilt. Ihr Gatte aber legte eine desto bewundernswürdigere Unererschrockenheit an den Tag. Vom Augenblicke seiner Verhaftung an, bis zu dem seines Todes bemerkte man an ihm nicht das geringste Zeichen einer Nachgiebigkeit. Er äußerte niemals den Wunsch, auf Kosten seiner evangelischen Ueberzeugung sein Leben zu retten, oder seine Leiden zu mildern. Sein Muth blieb ungebrochen, trotz aller Folterqualen, trotz der

öffentlichen Schande und der Schrecken des Scheiterhaufens. Weil aber die Inquisitoren den beredten, glaubenskühnen Mund Antonios fürchteten, so benahmen sie ihm durch einen Knebel den Gebrauch der Zunge. Auch diesen Zwang ertrug er mit großer Gelassenheit. Als er aber seine Frau im Gewande einer Bußfertigen erblickte, da wurde seine Seele mit Trauer erfüllt. Da er nicht reden konnte, so gab er durch den Ausdruck des Gesichts seine Gedanken zu verstehen. Er warf ihr einen wehmüthigen, aber durchdringenden Blick zu, als wollte er sagen: „Alle andere Leiden habe ich bisher mit Gottes Kraft ertragen, aber du brichst mir jetzt das Herz.“ Nach dieser kurzen Unterbrechung gewann er seine frühere Standhaftigkeit wieder. Ebenso blieb er unbewegt und unerschüttert durch die Reden der Mönche, welche ihn unterwegs noch mit ihren ungestümen Ermahnungen zur Reue quälten. Vom seligen Ende Antonios besitzen wir ein interessantes Zeugniß des Alleskas, der als Katholik eine Geschichte des Papstthums geschrieben hat, und ein großer Feind der Protestanten war. Wir wollen dasselbe hier wörtlich mittheilen:

„Der Baccalaureus Herezuelo ließ sich mit unvergleichlicher Unerschrockenheit lebendig verbrennen. Ich stand so nahe bei ihm, daß ich ihn genau sah, und alle seine Geberden bemerkte. Er konnte nicht sprechen; denn sein Mund war wegen der Gotteslästerungen, die er ausgestoßen hat, geknebelt. Aber sein ganzes Benehmen zeigte, daß er ein sehr kühner und unerschrockener Mann war, der eher in den Flammen sterben, als mit seinen Gefährten sich dem Glauben der Kirche unterwerfen wollte. Obgleich ich ihn genau beobachtete, konnte ich doch nicht das geringste Zeichen von Furcht, oder irgend einen Ausdruck von Schmerz an ihm bemerken. Nur lag auf seinem Antlitz ein so tiefer Ernst, dergleichen ich noch nie gesehen hatte. Es war etwas Furchtbares, ihn anzublicken, besonders, wenn man bedachte, daß er in einem Augenblicke bei seinem Genossen und Meister Luther in der Hölle seyn würde!“

Die Flammen schlugen schon über dem Haupte des Märtyrers zusammen, und verhüllten fast seine ganze Gestalt. Da er aber noch immer standhaft blieb, so jagte einer von der Wache, der solchen Muth an einem Ketzer nicht mehr länger mit ansehen konnte, dem Helden seine Lanze durch den Leib. Das Blut des Märtyrers wurde bald von den Flammen aufgesogen, und sein Leib zu Asche verbrannt.

Herezuelo und sein Weib Leonore de Cisneros waren zwar bei ihrem Tode getrennt, aber nur für eine kurze Zeit. Denn Leonore überwand bald die Schwäche, von der sie, das 22jährige Weib, sich hatte hinreißen lassen. Der scheidende, bedeutsame Blick ihres Gatten blieb unauslöschlich in ihrer Seele, und schwebte ihr stets vor den Augen. Der Gedanke, daß sie während seines heißen Kampfes seinem Herzen noch eine Wunde geschlagen habe, fachte ihre Liebe zum Evangelium, welche in der Tiefe ihres Herzens brannte, von neuem zur hellen Flamme an. Im Vertrauen auf die Kraft der Gnade, die in den Schwachen mächtig ist, entschloß sie sich, dem Beispiele eines ihr in jeder Beziehung so theuren Mannes zu folgen. Sie brach die Bußübungen, welche ihr auferlegt waren, muthig ab, und wurde darum bald wieder in die geheimen Gefängnisse der Inquisition geworfen. Acht Jahre lang hat Leonore in ihnen geschmachtet, und während dieser langen Zeit wurden alle Mittel angewendet, um sie zur Erneuerung ihres Widerrufs zu bewegen. Aber sie war jetzt festgewurzelt, und wankte nicht mehr. Weder Schmeicheleien, noch Drohungen, weder Versprechungen, noch Folterqualen konnten ihren Glauben zu Falle bringen. Bei einem öffentlichen Auto da Fé in Valladolid wurde sie endlich dem Tode übergeben. Dieselbe Feder jenes Katholiken, welcher die letzte Stunde ihres Gemahls so genau beschrieben, hat uns auch über ihr seliges Ende einen Bericht hinterlassen:

„Im Jahre 1538, am 26. September, wurde an Leonore de Cisneros, der Wittwe des Baccalaureus Herezuelo, das Todesurtheil vollzogen. Sie ließ sich, trotz der angestregten und wiederholten Bemühungen, sie zur Einsicht ihrer Irrthümer zu bringen, lebendig verbrennen. Am Ende widerstand sie noch einem Zuspruche, der einen Stein hätte erweichen mögen, nämlich einer bewundernswürdigen Rede, welche bei dem Auto da Fé dieses Tages von Seiner Eminenz, Don Juan Manuel Bischof von Zamora, einem eben so gelehrten und beredten, als vornehmen Manne gehalten wurde. Aber nichts konnte das undurchdringliche Herz dieses hartnäckigen Weibes rühren!“

Johannes Pontius, (Juan Ponce de Leon.)

(gest. 1559.)

(„Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“ Röm. 8, 28.)

Johannes Pontius stammte aus Leon in Spanien, und ist ein Sohn des Rodericus Pontius, Grafen von Baylen. Sein Name und Geschlecht hatte also bei den Großen dieser Erde einen guten Klang. Aber einen bessern Klang noch hatte er unter den verachteten Jüngern des Evangeliums zu Sevilla. Alle, die Johannes gekannt haben, bezeugen einstimmig, daß sie in langer Zeit seines Gleichen in Spanien nicht gesehen. Denn die Liebe Christi erfaßte sein Herz mit Allgewalt. Aus Mitleid und Liebe zu seinen armen, elenden Glaubensbrüdern gab er sein großes, väterliches Erbgut freudig für sie dahin, um selbst in Armuth und Niedrigkeit zu leben. Doch der Teufel war auch hier mit seiner Verläumdung geschäftig, und sprengte aus, daß nicht Gottseligkeit und christliche Liebe, sondern Faulheit und unnütze Verschwendung die Quelle seiner Armuth gewesen. Die Inquisitoren konnten den Geruch der Gottesfurcht und des christlichen Wandels, in dem Johannes stand, nicht ertragen. Sie warfen auch ihn in ihr Gefängniß, und versuchten durch allerlei heimliche Ränke, ihn aus Gottes Hand zu reißen. Anfänglich ließ Johannes sich überreden, und ist in etlichen Punkten gewichen. Aber Gottes Gnade führte ihn bald wieder auf den richtigen Weg, und stärkte ihn so, daß er hernach bei der öffentlichen Hinrichtung vieler Christen, als der allergrößte Ketzer den ersten Platz hat einnehmen müssen. Am 24. September des Jahres 1559 wurde Johannes Pontius zum Richtplatz geführt, und allda zum Feuertode verurtheilt. Als Ursachen seines Todes aber wurden folgende angegeben: „So oft dem Johannes Pontius ein Priester mit dem Crucifix begegnet ist, so hat er, als ein ächter Ketzer, sich geschwind auf einen andern Weg gemacht, damit er der Hostie durch Anbetung nicht einige Ehre zu erweisen brauche. Desgleichen hat er im Dome oftmals den Rücken gekehrt, wenn der Priester am Altare die Hostie zur Consecrirung erhoben hat. Auch nahm er gemeinlich seinen Spaziergang zu den Säulen, an denen die Ketzer verbrannt wurden!“

Dies letztere hat Johannes gethan, „damit er, wie der alte Erzähler sagt, durch stete Betrachtung der Marter und besonders des standhaften Bekenntnisses, welches die Märtyrer allda vor aller Welt ihrem Herrn Christo zu Ehren ablegten, in seinem Herzen gekräftigt würde; damit er, wenn es auch einmal an ihn käme, sich desto weniger davor entsetzte, ja vielmehr dadurch gleichsam die menschliche, weiche Haut abzöge, und eine härtere anlegte, die solche Pein standhaft und geduldig ertragen könnte!“ Johannes Pontius selbst aber hatte schon früher sein Glaubensbekenntniß übergeben, welches also lautete:

„Zuerst glaube ich, daß der Mensch gerecht wird, allein durch das Verdienst Jesu Christi, und durch den wahren Glauben an ihn. Zum Zweiten, daß es kein Fegefeuer gibt. Weiter, daß des Papstes Ablassbriefe und Bullen nichts anders seyen, denn ein Betrug und leere Wasserblasen. Auch bekenne ich, daß ich bisher ein herzliches Verlangen gehabt habe, um der Wahrheit willen entweder verbrannt zu werden, oder sonst, es sey, was es wolle, für eine Marter auszustehen. Und zu keinem andern Zwecke habe ich Reichthum begehrt, als denselben zur Beschüzung und Fortpflanzung der reinen Lehre anzuwenden. Endlich bitte ich ohne Unterlaß von Gott, er möge auch meinem Ehegemahl und meinen Kindlein die Gnade verleihen, um der Wahrheit willen gern den Tod zu leiden!“

Nachdem nun dem Johannes Pontius das Todesurtheil gesprochen war, wurde er ohne Verzug an den Pfahl gebunden, und als ein halsstarriger Keger verbrannt. Sein Geist aber ging zu dem, in dessen Hände er ihn befohlen hatte, zu seinem Vater im Himmel.

Johannes Gonzalez, seine Mutter und Geschwister.

„Ich will dem Herrn sehr danken mit meinem Munde, und ihn rühmen unter Vielen.“ (Ps. 109, 30.)

Johannes Gonzalez war ein Priester, der einen rechtschaffenen Wandel geführt hatte, und in der Schrift wohl bewandert war. Er predigte in Andalusien Jahre lang frei von der Kanzel herab, daß des Menschen Gerechtigkeit nicht in seinen Werken, sondern allein im Glauben an den Herrn Christum bestehe. Aber

endlich mußte sein Eifer um Gottes Wort doch denselben Ausgang nehmen, den alle treue Diener Gottes zu jeder Zeit gehabt haben. Er wurde von dieser Welt verworfen. In der Nacht des großen Sabbath, in dem er aus dieser Zeit des Kampfes scheiden sollte, kam ein Mönch zu ihm, um ihm die Beichte abzunehmen. Aber Johannes machte ihn durch das klare Wort Gottes zu Schanden. Am folgenden Tage wurde er zum Richtplatze geführt, und mit ihm seine zwei leibliche Schwestern. Seine Mutter aber und seine beiden Brüder wurden noch im Gefängniß zurückgehalten. Aber am nächstfolgenden Gerichtstage hat auch sie und einer der Brüder den Herrn bis in den Tod bekant. Diese Gonzalez ist nun die zweite, hochbegnadigte Mutter aus jener Zeit, die ihre Kinder, Söhne und Töchter durch das Märtyrertum Gott, dem Vater, und dem Sohne, und dem heil. Geiste zugeführt hat. Die erste, von der wir berichtet haben, war Eleonore von Vibero. —

Als Johannes mit seinen Schwestern aus dem Kerker auf den Richtplatz geführt wurde, stand ringsumher das Volk, welchem er so oft das Wort Gottes ausgelegt hatte. Beim Anblick der Menge stimmte er mit den Schwestern aus fröhlichem Herzen den 109 Psalm an:

„Gott, schweige nicht! Die Lästerungen
 „Verfolgen mich mit falschen Zungen.
 „Sieh, wie sie mich mit Bosheit schelten,
 „Und liebe mir mit Haß vergelten!
 „Ich bete; aber mein Gebet
 „Wird von den Feinden nur verschmäht!“

Sogleich ward dem glaubensfrohen Sänger ein Knebel in den Mund gelegt; denn solche Stimme dünkte Roms Dienern allzu gefährlich. Alsdann wurde das Todesurtheil gesprochen, und Johannes mit dem Sanbenito, jenem Gewande angethan, „das, wie der alte Erzähler sagt, vor den Menschen wohl schmähsch und nachtheilig erscheint, aber vor Gott und den Engeln ehrlich, schön und herrlich ist.“ — Hierauf mußte Jeder der Verdammten das apostolische Glaubensbekenntniß hersagen. Als sie an den dritten Artikel kamen: „Ich glaube an eine heilige, allgemeine christliche Kirche“ u., hieß man sie das Wörtlein „römisch“ hinzusetzen. Sie sprachen: „Was Joh. Gonzalez thun wird, das wollen auch wir thun!“ Das sagten sie aber in der Absicht, damit dem Gonzalez bei dieser Gelegenheit der Knebel aus dem Munde genommen würde, und er vor allem Volk ein

rundes und öffentliches Bekenntniß seines Glaubens ablegen könnte. Die Henker nahmen also dem Johannes den Knebel aus dem Munde. Als bald erhob der Märtyrer seine Stimme und sprach: „Ihr Brüder und Schwestern seyd unerschrocken, und bekennet euren Glauben an die eine allgemeine, heilige, christliche Kirche! Aber die römische ist nicht die wahre Kirche Christi.“ Nachdem dies geschehen, wurden Gonzalez und seine Schwestern an drei Pfähle gebunden, die nicht weit von einander standen, so daß sie durch ihr muthiges und fröhliches Angesicht sich gegenseitig bis zum letzten Augenblick stärken konnten. Die Henker ergriffen den Strick, erwürgten die Blutzengen Jesu Christi, und warfen ihre Leiber auf den brennenden Holzstoß. Dies geschah am 24. September 1559. —

**Donna Isabella de Baena, Maria de Birves,
Maria de Comel, Johanna und Maria
de Bohorquia.**

(gest. am 24. Sept. 1559.)

„Ich will Deinen Namen predigen meinen Brüdern, ich will
Dich in der Gemeinde rühmen.“ (Ps. 22, 23.)

Unter den ältesten Bekennern der evangelischen Gemeinde zu Sevilla, die das inquisitorische Feuer verschlungen hat, sind auch viele fromme Weiber gewesen. Im Hause der Donna Isabella Baena war immerdar eine Schule der Gottseligkeit und ein wahrer Tempel Gottes, worin die Evangelischen Gott und seinen Sohn Tag und Nacht ohne Unterlaß gelobt und gepriesen haben. Man sah daselbst nichts, was gottlos, oder unchristlich gewesen wäre. Man suchte auch allda keinen Ruhm der Heiligkeit, sondern man fand nichts anders, als lautere und rechtschaffene Gottesfurcht. In diesen heiligen Ort ward endlich das inquisitorische Netz geworfen, welches in einem Zuge die oben Genannten und noch einige Andere fing. Aber es geschah auch dies nach dem Rathschlusse Gottes, vor dessen Angesicht die Zeit gekommen war, daß die Gläubigen seinen Namen unter Schmach und Schmerzen bekennen sollten.

Maria de Bohorquia war eine Jungfrau, aus einem der edelsten Geschlechter Spaniens entsprossen. Obgleich erst 21 Jahre alt, übertraf sie doch an Erkenntniß der heiligen Schrift alle ihre Glaubensgenossinnen. Dr. Egidius, der ihr Lehrmeister gewesen, sagt, daß er noch immer etwas aus ihrem Gespräche gelernt habe. Als sie im Kerker lag, hat sie selbst gelehrte Doctoren, die oftmals kamen, um sie zu versuchen, stets schamroth gemacht. Erschienen aber die Dominikaner-Mönche, um ihr Gewissen mit sophistischen Fragen zu verwirren, so hieb Maria mit dem zweischneidigen Schwerte des Wortes Gottes ihre fein verschlungenen Knoten und Beweise jedesmal aus einander. Sie besaß aber auch, neben einem scharfen durchdringenden Verstand, ein frisches und starkes Gedächniß, mit dem sie, was sie Einmal in der heiligen Schrift gelesen hatte, für immer festhielt. Auch verstand die Jungfrau das Griechische und Lateinische sehr gut, was sie nur gelernt hatte, um die heilige Schrift in der Ursprache lesen zu können. Denn die Uebersetzungen derselben in ihrer Muttersprache waren allzusehr verfälscht, und darum gefährlich. Nachdem Maria eine lange Zeit im Kerker gelegen, und daselbst viele Qualen erduldet hatte, wurde sie endlich zum Tode verdammt, und zum Richtplatze hinausgeführt. Aber gleichwohl blieb sie so freudig und muthig, als hätte sie über ihre Richter triumphirt. Mit lauten Worten bekannte sie das Evangelium, und sang Lob und Dankgesänge, die aller Herzen gewinnen mußten. Als die Henker dies merkten, legten sie der Jungfrau einen Senebel in den Mund, so daß sie schweigen mußte. Vor ihrer Hinrichtung wurde sie noch einmal von den Inquisitoren gefragt, ob sie sich bekehren und ihre Irrthümer bekennen wolle! Nachdem sie vom Senebel befreit war, gab sie eine klare runde Antwort, daß sie weder widerrufen könne, noch wolle! Darauf wurde der Strick ihr um den Hals zusammengezogen, und sie erwürgt. Ihre Schwester Johanna war schon im Kerker unter den erlittenen Martern fröhlich und selig gestorben. Donna Isabella Baena aber, Maria de Birves und Maria de Comel waren mit Maria de Bohorquia zugleich hinausgeführt worden, blieben treu, und wurden, wie sie, erwürgt.

Ihre Leichen wurden ins Feuer geworfen. Isabellas Wohnung aber, die so oft vom Lobe und Preise des Herrn ertönt hatte, wurde bis auf den Grund abgerissen, und dem Erdboden gleich gemacht. Zwischen den Trümmern jedoch errichtete

man eine marmorne Säule, Roms Dienern ein ewiges Brandmal ihrer Gottlosigkeit, den Bekennern des Evangeliums hingegen ein ewiges Denkmal ihrer Gottseligkeit.

Ferdinandus von St. Johann.

„Seid fröhlich und getrost! es wird euch im Himmel wohl belohnet werden. (Matth. 5, 12.)

Auch er war eins der vornehmsten Glieder in der Gemeinde zu Sevilla. Doch zeichnete er sich mehr durch seine Gottesfurcht, Aufrichtigkeit und Bruderliebe aus, als durch das adlige Geschlecht, aus dem er stammte. Obgleich noch sehr jung an Jahren, führte Ferdinand doch einen tadellosen, unsträflichen Wandel. Darum war er schon früh zum Vorsteher einer gelehrten Schule gewählt worden, in welcher er mit Constantius Fontius viele Jünglinge zu Christo hinführte. Als er 8 Jahre hindurch dies Amt mit allem Fleiß und Eifer versehen hatte, führte ihn Gott zur vollen Erkenntniß des Evangeliums. Jetzt ließ er es seine angelegentlichste Sorge seyn, die ihm anvertraute Jugend zu demselben Ziele hinzuführen. Der Lohn, den er dafür erhalten, war eben der, welchen die undankbare Welt immer für Wohlthaten auszahlten pflegt. Wenn man aber den Glauben anschaut, so ist ihm jener Dank geworden, von dem der Herr zu seinen Jüngern geredet hat. Ferdinand wurde eingekerkert, und auf die unmenschlichste Weise behandelt. Er ward auf die Folterbank gespannt, und erst heruntergenommen, als ihm alle Gliedmaßen so zersplittert waren, daß er keins mehr gebrauchen konnte. Als er dadurch unfähig zum Gehen wurde, schleiften ihn die Henker aus der Folterkammer bei den Füßen in den Kerker zurück, gleich als wäre Ferdinand, sagt der alte Erzähler, ein Sack voll Roth, oder ein stinkendes Glas gewesen. In demselben Kerker aber, wohin Ferdinand nun gebracht wurde, lag noch ein junger Mönch aus dem Kloster des Isidor, welcher Morzilius hieß. Dieser hatte sich wenige Tage vorher durch die inquisitorischen Ränke zum Abfall verleiten lassen. Durch Ferdinand aber wurde der Gefallene wieder aufgerichtet, und so im Glauben gestärkt, daß er ein neues Verhör begehrte. In diesem verdamnte er kühn und entschlossen seinen eigenen Abfall, und bekannte, beim Evangelium

bis in den Tod bleiben zu wollen. Um dieses Bekenntnisses willen wurde Morzilius verbrannt. Ferdinand aber wurde nach ihm hinausgeführt, und da er Christum nicht verleugnete, wurde ihm zuerst ein Knebel in den Mund gelegt, und dann warf man ihn lebendig ins Feuer, aus dem er zur Herrlichkeit seines Meisters eingegangen ist.

Thomas Montarde

(gest. 1559.)

„Der Herr ist mein Licht und mein Heil; vor wem sollte ich mich fürchten!“ (Ps. 27, 1.)

Thomas Montarde stammt aus der Stadt Valencia. Als er noch in der Finsterniß Roms befangen war, führte er ein sehr sträfliches, unheiliges Leben. Sobald er aber durch Gottes Gnade zur Erkenntniß des Evangeliums geführt wurde, war er eine durchaus neue Creatur, und suchte seine Freude allein in Gott. Aber schon bald nach seiner Bekehrung wurde er zu Valencia gefänglich eingezogen. Es geschah dies hauptsächlich in Folge einer Aeußerung, die er einem Priester gegenüber gethan hatte. Er sagte diesem nämlich, sein Brodgott in der Messe wäre nichts anders, als ein Gräuel, wodurch das Volk verführt und betrogen würde. Am Tage nach seiner Einkerkierung wurde er verhört und gefragt, ob er jene Worte gesagt habe? Thomas leugnete es nicht, fügte aber noch hinzu, es wäre ein Betrug, wenn man Jesum Christum anderswo suchen wollte, als zur Rechten der Herrlichkeit Gottes des Vaters. „Und für dieses Bekenntniß, sprach er, bin ich bereit, zu leben und zu sterben!“ Als bald wurde ihm der Proceß gemacht, und das Urtheil gesprochen, daß er lebendig verbrannt werden sollte. Als Thomas aus dem Kerker geführt wurde, ging er heitern Angesichts und ruhigen Herzens zum Feuer, voll Freude, daß ihn Gott solcher Ehre gewürdigt hatte.

Der Henker eilte mit ihm in schnellen Schritten davon, damit er ihn bald anbinden, und den Scheiterhaufen anzünden könne.

Thomas stand ohne Zittern und Zagen, voll Muth und Zuversicht, mitten im Feuer, hob seine Augen zum Himmel, und

verschied unter inbrünstigem Gebet, daß Gott seiner armen Seele gnädig seyn wolle.

Dies geschah am 6. Oktober des Jahres 1559.

Don Carlos de Seso, und seine Gefährten.

(gest. den 8. Oktober 1559.)

„Die Lehrer werden leuchten, wie des Himmels Glanz; und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Stern, immer und ewiglich.“ (Dan. 12, 3.)

Als im Jahre 1559 Philipp II. aus den Niederlanden zurückkehrte, wollten ihm die Inquisitoren eine Freude bereiten, und veranstalteten deshalb am 8. Oktober 1559 das Auto da Fé zu Valladolid. Philipp wohnte demselben in eigener Person bei, begleitet von seinem Sohne, seiner Schwester, dem Prinzen von Parma, 3 französischen Gesandten und einem großen Gefolge von Prälaten und Adligen aus beiden Geschlechtern. Der Generalinquisitor Valdez nahm dem Könige den Eid ab. Philipp erhob sich, und zog sein Schwert, um anzudeuten, daß er bereit sey, dasselbe gegen die Ketzer zu gebrauchen. Dann beschwor und unterschrieb er den Eid, welchen ein Inquisitor dem Volke vorlas. Nun wurden die Urtheile verlesen, und das erste traf den Don Carlos de Seso. Er war zu Verona geboren, und leistete als ausgezeichnete Staatsmann dem Kaiser Karl V. sehr wichtige Dienste. Der Kaiser fühlte sich ihm verpflichtet, hielt ihn hoch in Ehren, und vermählte ihn mit Donna Isabella de Castilia, die aus der königlichen Familie derer von Castilien und Leon abstammte. Aber Seso zeichnete sich eben so sehr durch seinen würdigen Charakter, seine trefflichen Talente und seine edlen Sitten, als durch den Glanz seiner Geburt und Stellung aus. Dieser Mann gab sich dem Herrn ganz zum Eigenthum, und gebrauchte seine großen Anlagen allein für den Dienst Gottes. Er zog nach Valladolid, und schloß sich hier an die kleine, evangelische Gemeinde an. In Toro, der Vaterstadt Herezuelos, so wie in Lamora und Valencia beförderte er durch die Verbreitung evangelischer Bücher, wie durch mündliche Belehrung die Sache der Reformation auf's eifrigste. Nach seiner Vermählung ließ er sich in Villamediana nieder,

und breitete in der Stadt Logrono und der ganzen Umgegend die protestantische Lehre mit dem besten Erfolge aus. Als die Gemeinde zu Valladolid von der Inquisition entdeckt wurde, ward auch de Seso mit seiner Frau Isabella de Castilla und deren Nichte Donna Catalina in das Gefängniß der Inquisition zu Valladolid geworfen. Da indeß die letzteren in einigen Punkten nachgaben, so wurden sie nicht zum Tode, sondern zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilt.

Don Carlos wurde am 28. Juni 1558 von dem Inquisitionsrichter zum erstenmale verhört. In diesem, wie in den vielen nachfolgenden Verhören blieb er beharrlich bei der reinen Lehre des Evangeliums. Er mußte weit über Ein Jahr in dem fürchterlichen Gefängnisse schmachten; denn die Inquisitoren hofften immer auf Widerruf, der ihnen bei einem so hochgestellten Manne doppelt angenehm seyn mußte. Aber der Eingekerkerte wurde durch die allmächtige Hand Gottes gehalten, daß er nicht wankte. Am 7. October 1559 endlich wurde ihm angekündigt, daß er bei dem am folgenden Tage stattfindenden Auto da Fé öffentlich verbrannt werden solle. De Seso erschraf nicht, sondern verlangte ruhig Feder, Dinte und Papier, schrieb ein Bekenntniß seines Glaubens nieder, und übergab es dem Geistlichen mit den Worten: „Dies ist die wahre Lehre des Evangeliums im Gegensatz gegen die in der römischen Kirche geltende, welche seit Jahrhunderten verfälscht ist. In dieser Lehre will ich sterben, und in der Erinnerung und im lebendigen Glauben an das Leiden Jesu Christi meinen jetzt so weit heruntergekommenen Leib Gott übergeben! „Es ist schwer, sagte Einer, welcher dies Document im Inquisitionsarchive gelesen hat, sich eine Vorstellung von der ungewöhnlichen Geistesstärke zu machen, womit er zwei Bogen Papier voll schrieb, obgleich er bereits im Angesichte des Todes stand!“ Die ganze Nacht hindurch, und selbst noch am folgenden Morgen vor dem Auto da Fé machten die Mönche unaufhörliche Versuche, ihn zum Widerrufe zu bewegen. Aber auch diese letzte Anstrengung des Versuchers war vergeblich. De Seso stand in des Vaters Hand, aus der kein Mensch gerissen werden kann. Als der Morgen des 8. October anbrach, wurde Seso im öffentlichen Aufzuge des Auto da Fé auf den Marktplatz gebracht. Er trug einen Knebel im Munde, damit seine glaubenskühnen Worte nicht noch andre Herzen zu gleichem Glauben begeistern könnten. Als er an den Pfahl gebunden worden war, befreite man ihn vom Knebel.

Da begannen die Mönche von Neuem, ihn mit ihren Befehrun= versuchen zu peinigen. Er aber erwiederte mit lauter, fester Stimme: „Ich könnte euch beweisen, daß ihr euch selbst in's Verderben bringt, indem ihr meinem Beispiele nicht nachfolgt; aber es mangelt die Zeit. Henker! zündet den Holzstoß an, der mich verzehren soll!“ Sie gehorchten, und de Seso starb ohne Seufzer und Klage in den Flammen, im 43. Jahre seines Lebens. Wie er im Leben Viele zu Christo geführt hatte, so warb er auch noch im Tode Seelen für den Erzhirten.

Joh. Sanchez nämlich war auch zum Feuertode verdammt worden. Als das Feuer die Stricke schon verzehrt hatte, womit er gebunden war, stürzte er vom Pfahle weg, und sprang bewußt= los auf das Gerüst, auf welchem die Widerrufenden ihr Bekennt= niß ablegten. Sogleich versammelten sich die Mönche um ihn, und drangen in ihn, seine Irthümer zurückzunehmen. Aber, als er um sich blickte, gewahrte er auf der einen Seite seine Mitge= fangenen, die auf den Knien Buße thaten, auf der andern Do n Carlos de Seso, wie er unerschüttert mitten in den Flammen stand. Da ging Sanchez zu seinem Pfahle zurück, forderte noch mehr Feuer, und rief: „Ich will sterben, wie de Seso!“ Die Henker sahen in diesem Benehmen einen Beweis frecher Gott= losigkeit, und wetteiferten in der Erfüllung seines Wunsches. Sanchez starb im 33. Jahre seines Alters.

Der dritte, welcher am 8. October 1559 den Märtyrer= tod erlitten hat, ist Domingo de Noras, Sohn des Mar= quis von Bosa. Als dieser am königlichen Sitze vorbeige= führt wurde, sprach er: „Kannst du, Sire, so die Qualen deiner unschuldigen Unterthanen mit ansehen?“ Rette uns vor einem so grausamen Tode!“ „Nein, sprach Philipp mit der eisernen Ruhe eines Barbaren, ich selbst trüge Holz herbei, um meinen eigenen Sohn zu verdammen, wäre er ein solch elender Keger wie Du!“ Domingo de Noras schritt am Königsthron vorbei zum Scheiterhaufen ohne Klage, gab in den Flammen seinen Geist auf, und eilte zum Throne des Königs der Kö= nige, um ewig vor ihm anzubeten.

Julianus Fernandez.

(gest. den 21. Dezember 1561.)

Ich wandle fröhlich; denn ich suche deine Befehle. (Ps. 119, 43.)

Julian war zwar nur klein von Person, aber dennoch ist ihm als Märtyrer eine große Ehre zu Theil geworden. Er hatte in Genf studirt, und, da er unbemittelt war, als Famulus bei Juan Perez gedient. Als er von Genf wieder in seine Heimath ziehen wollte, nahm er eine große Menge christlicher Bücher in spanischer Sprache mit. Die spanischen Flüchtlinge hatten nämlich in Genf eine Menge Bibeln und protestantischer Bücher in ihrer Landessprache drucken lassen. Da aber Niemand das große und beinahe hoffnungslose Wagniß übernehmen mochte, sie über die Pyrenäen zu bringen, so blieben sie eine Zeit lang in Genf liegen. Da erbot sich denn endlich im Jahre 1557 der kleine Julian, zur Ehre Gottes und zum Heile seiner Landsleute jene Bücher zu Lande nach Spanien zu bringen. Nur mit der größten Lebensgefahr gelang ihm dies Unternehmen. Und obgleich die Inquisitoren auf kezerische Bücher ein wachsames Auge hatten, und sorgfältig Jagd machten, so ließ es doch Gottes Gnade zu, daß Julian alle seine Bücher in der Stadt Sevilla vertheilen konnte. Diese Bücher waren für die bedrängten Christen Sevillas wie ein fruchtbarer Regen, der die Saat reift und zur Ernte vorbereitet.

Aber die Freude über einen so glücklichen Fortgang sollte nur kurze Zeit dauern. Ein Schmied nämlich, dem Julian einst eine spanische Bibel gezeigt hatte, wurde der Verräther, und überbrachte den Kegerichtern Alles. Bald kamen die Inquisitoren hinter das ganze Kegernest, (so nannten sie die Gemeinde zu Sevilla), und da haben sie nicht bloß die Mutter sammt den Jungen ausgenommen und gefangen, sondern auch das Nest selbst, wie des wüthenden Drachen Art ist, zerstört und verheert. Das war dazumal die erste Jagd, durch welche diese gottselige Gemeinde zerstreut wurde. Und diese Jagd war so ergiebig, daß selbst die Jäger von der Menge derer, die sie fingen, erschreckt wurden. Alle Kerker wurden mit Gefangenen angefüllt; große Holzstöße zündete man an, um sie mit dem Blute der Märtyrer zu löschen. Da

sah man allein in der Stadt Sevilla gegen 800 Seelen, Männer und Weiber, die um der Wahrheit willen gefangen saßen. Oft wurden gegen 20 und darüber auf einmal verbrannt. Um diese Zeit kam auch Julian in den Kerker, in welchem er, an eiserne Ketten geschmiedet, gegen 3 Jahre gefangen lag. Während dieser Zeit hatte er durch seine wunderbare Standhaftigkeit die Henker und Folterknechte überwunden und müde gemacht. Denn obwohl er nur eine geringe und schwache Creatur war, so war doch Gottes Gnade mächtiger in ihm, als alle Beinigungen seiner Feinde. So oft er die Folter verließ, war er ebenso beherzt, standhaft und fröhlich, als wenn er sie bestieg. Und wenn er dann wieder in seinen Kerker zurückgeführt, oder geschleift wurde, so sang er mit fröhlichem, lautem Munde seinen Mitgefangenen dieses Liedlein:

Es laufen davon	Es hängen die Nas',
Mit großem Hohn	Und laufen in's Gras
Die Starken vor den Lähmen	Die Pfaffen, gleich den Hunden,
Verzagt, und thun sich grämen.	Die jetzt sind überwunden!

Am 22. Dezember 1560 wurde das 2. Auto da Fé zu Sevilla gehalten, für welches auch Fernandez bestimmt war. Als er zur Richtstätte hinausgeführt wurde, ermahnte und tröstete er seine gefangenen Brüder mit diesen Worten: „Wohlan, lieben Brüder, seid frisch und unverzagt! denn dieses ist die Stunde, darin wir, wie tapfern Helden des Herrn Jesu Christi zusteht, ihn und seine Wahrheit vor den Menschen bekennen sollen. Wenn wir Solches thun, so wird Er uns wiederum bekennen, und uns einen ewigen, fröhlichen Sieg und himmlischen Triumph über alle unsere Feinde bereiten!“ Weiter konnte Julianus nicht reden, denn der Henker hatte ihm einen Knebel in den Mund gelegt. Als er nun den Scheiterhaufen bestieg, bewies er seine Freundigkeit und Glaubenszuversicht durch Gebärden, da es ihm nicht vergönnt war, sie durch Worte auszudrücken. Neben Julianus stand der Dr. Rodrigrinus, der ihm hart zusetzte, und ihn zum Widerruf nöthigen wollte. Er ließ ihm den Knebel aus dem Munde nehmen, damit er sprechen könne. Aber Julian legte ein klares, unumwundenes Bekenntniß von Christo ab, und strafte noch obenein den Rodrigrinus mit ernstern, nachhaltigen Worten. Dieser aber rief, wie außer sich vor Zorn: „Spanien, das du ganze Völker bezwingst, und über sie herrschest, du mußt jetzt von einem verachteten Menschen verwirrt werden! Nur fort mit ihm, daß er getödtet werde!“

Sogleich liefen einige Henker hinzu, welche dem Julian mitten im Feuer eine tödtliche Wunde schlugen. Fernandez irdisches Leben war dahin; aber sein Geist trat in das Land ein, wo sein Tod mehr herrscht.

Johann von Leon und Johann Fernando.

(gest. 1559.)

„Er wird ihre Seele aus dem Trug und Frevel erlösen, und ihr Blut wird theuer geachtet vor ihm.“ (Ps. 71, 14.)

Der erstere hatte in Mexico das Schneiderhandwerk getrieben, und war von dort wieder in sein Vaterland zurückgekehrt. Hier trieb ihn eine blinde Gottesfurcht in's Mönchsthum. Gott aber fügte es, daß Johann in das Kloster des heil. Isidorus in Sevilla eintrat, in welchem schon Keime des Evangeliums sproßten. In der Gemeinschaft der frommen Mönche wurde auch Johann bald zum lauterem Worte Gottes gezogen. Doch bald wurde es ihm zu enge im Kloster, und er verließ dasselbe wieder. Aber schon nach einiger Zeit sehnte er sich nach dem gottseligen Umgang zurück, den er mit den evangelischen Klosterbrüdern hatte führen können. Er begab sich also wieder nach Sevilla, aber seine Freunde waren nicht mehr da; sie waren vor der Inquisition nach Deutschland geflohen. Johann beschloß, sie aufzusuchen, und ging nach Frankfurt und Genf. Von hier begab er sich nach England, um in diesem Lande Frieden und Schutz zu suchen, nachdem Maria, die Katholische, die blutige Verfolgerin der Protestanten, gestorben war. Mit Johann Fernando, der ein sehr frommer Mann, und aus Valladolid gebürtig war, machte er sich auf den Weg. Schon waren Beide bis Seeland gekommen, und standen im Begriff, sich nach England einzuschiffen, da wurden sie plötzlich von den Spionen der Inquisition ergriffen und festgenommen. Johann von Leon blieb unerschrocken, und sprach zu den Gerichtsbienern: „Nun wohl, laßt uns nur hingehen! Gott wird uns nicht verlassen, sondern getreulich beistehen!“ Beide wurden nun an Händen und Füßen mit eisernen Banden gefesselt; auf's Haupt wurde ihnen ein eiserner Helm gesetzt, der über die Augen wegging, und bis unters Kinn reichte. In den Mund

wurde ihnen einen Stük Eisen gestekt, damit sie nicht sprechen könnten. Sowurden sie von den Niederlanden bis nach Spanien gebracht. Fernando ward zu Valladolid in den Kerker geworfen, wo er nach einiger Zeit verbrannt worden ist.

Johann von Leon aber wurde zu Sevilla eingekerkert, wo er sich früher mit einer Bruder- oder Schwestertochter des gottseligen Märtyrers Augustin Cazalla verhehlicht hatte. Jetzt mußte er in Sevilla eine lange Zeit im Gefängniß liegen, bis er endlich zur Hinrichtung abgeführt wurde. Sein Angesicht war durch die vielen Martern sehr abgefallen, seine Knochen nur noch mit einer blauen Haut bekleidet. Die Zunge war ihm durch den eisernen Knebel so zerfressen worden, daß er den Speichel im Munde nicht mehr halten konnte. Aber trotz alledem war Johann muthig und getrost. Als man ihm auf dem Richtplatz auf eine kleine Weile den eisernen Knebel aus dem Munde nahm, damit er widerrufen solle, bekannte er unerschrocken seinen Heiland und Seligmacher. Darauf ward er sogleich den Flammen übergeben, die in kurzer Zeit seinem Kampfe ein Ende machten, und ihn zum ewigen Siege führten.

Garfias Arias, der Weiße.

(gest. 1559.)

„Wer den Sünder bekehret hat von dem Irrthum seines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen.“ (Jacobi 5, 20.)

Garfias Arias, wegen seines hellen Haupthaars der Weiße genannt, verband mit einem großen Scharfsinn eine genaue Schriftkenntniß. Aber daneben war er auch sehr arglistig, durchtrieben, boshaft und unbeständig. Diese üblen Eigenschaften wußte er unter dem Schein einer angenommenen Heiligkeit so geschickt zu verbergen, daß auch der Allervorsichtigste leicht von ihm hintergangen werden konnte. Er hielt sich äußerlich zu denen, welche dem Evangelio mit Leib und Seele ergeben waren. Es war, als ob eine unbekannte Stimme in seiner Brust ihm immer zurief: „Arias, Arias, bei ihnen ist die Wahrheit!“ Darum suchte er sich denn die Freundschaft der Evangelischen zu erwerben, was ihm auch gelang. Aber zugleich regte sich

seine teuflische Schlangennatur, die an Falschheit, Umtrieben und hinterlistiger Tücke aller Art Gefallen fand, mächtig in ihm. Als Gregorius Ruicius gefangen gesetzt wurde, bat er den Arias, seine Sache vor Gericht zu vertreten. Dieser sagte solches dem Freunde unter dem Scheine der größten Treue zu. Als aber der öffentliche Gerichtstag kam, stand Arias unter den Feinden des Ruicius, und gerade er war es, der ihn am bittersten verklagte. Ebenso treulos handelte Arias an seinem Freunde Egidius. Aber nicht allein gegen Menschen, sondern gegen Gott selbst und sein heiliges Evangelium richtete Arias seine Schlangenkünste. Er war nämlich Mönch im Kloster des heiligen Isidorus zu Sevilla, in welchem ein tiefeingewurzelter Aberglaube herrschte. Arias konnte der Stimme der Wahrheit, die in seiner Brust tönte, nicht widerstehen, Er predigte den Mönchen des Nachts nach dem Frühgebet, von 2—4 Uhr, das Wort Gottes. Er lehrte ihnen, daß, wenn sie auch Tag und Nacht in den Chören mit Singen und Beten zubrachten, doch Gott der Herr dadurch nicht angerufen werde. Er ermahnte sie, mit Fleiß die heilige Schrift zu lesen; denn in ihr allein habe sich Gott geoffenbart. Sie sollten nur im Gefühle ihrer Hilfsbedürftigkeit und im wahren Glauben zu Gott beten. Diese Predigten hielt Arias mit so großem Ernst und Eifer, daß es bald allen Mönchen wie Schuppen von den Augen fiel. Aber mitten unter diesen schönen Anfängen erhob sich plötzlich die alte Schlangennatur. Kaum war die Saat des Evangeliums ein wenig aufgesproßt innerhalb der Klostermauern, da gelüstete es dem bösen Feinde, Unkraut unter den Weizen zu säen. Und zwar wucherte dies zuerst im eignen Herzen des Arias auf. Es währte nicht lange, so predigte er wieder von den Werken des Gesetzes, und daß durch sie allein Frieden in die Seele käme. Er forderte die Mönche auf, weder Bücher, noch Betten in ihrer Zelle zu behalten, sondern stehend, oder auf der bloßen Erde liegend zu schlafen. Auch sollten sie, statt des Hemdes, ein Wamms von Rosshaaren anlegen, und sich einen eisernen Gürtel um die bloße Haut schlingen, sonst könnten sie nicht selig werden. Solches predigte Arias nicht aus Unwissenheit, „sondern, fügt der alte Erzähler hinzu, wir sind in gewisse Erfahrung gekommen, daß Arias alles das, was er für Wahrheit auszugeben pflegte, in seinem Herzen verdammt; ja er hat um dieselbe Zeit ein großes Wohlgefallen an dieser Falschheit gehabt, und seine Zuhörer als närrische Leute verlacht, die sich

so leicht hätten bereden lassen, Alles zu thun, was er ihnen befohlen hätte.“ — Doch durch die göttliche Kraft haben wider Arias Willen die wenigen Körnlein reiner Lehre, welche von Arias unter Scheffeln von Unkraut mit arglistigem Herzen ausgestreuet sind, hernach viel Frucht der Gottseligkeit gebracht. Denn die Mönche fingen bald selbst an, ihr Kloster und sich zu reformiren. Als die Inquisition über sie hereinzubrechen drohte, flohen 12 von ihnen nach Genf, und dienten dort Christo; die übrigen blieben und bekannten bis zum letzten Athemzuge in den Flammen, daß sie aus Gnaden selig geworden seien durch den Glauben, nicht aus den Werken des Gesetzes, und nicht durch sich selbst. „Ja man hat, setzt der alte Berichterstatter hinzu, bisher zu Sevilla noch keinen inquisitorischen Triumph gehalten, zu welchem dieses Kloster nicht einen, zwei, oder mehrere hergegeben hat. Und ich achte dafür, daß der Saame der reinen Lehre zwischen den Steinen des Gebäudes so fest anklebt, daß, wenn man sie nicht von einander reißen, und endlich wieder zu Kalk wird machen, es noch alle Jahre Einen oder Zwei Märtyrer ins inquisitorische Feuer liefern wird!“ Das hat die Hand des Herrn gethan, und ist ein Wunder vor unsern Augen. Aber ein noch größeres Wunder, als dieses, hatte Gott schon vorbereitet. Denn auch der, welcher nicht aus Unwissenheit, wie Saulus, sondern wider besseres Wissen und Gewissen Christum verfolgt und seine Kirche zerstört hatte, sollte bald zu Christi Füßen sich legen, und bekennen, daß Christus der Herr sey, zur Ehre Gottes des Vaters. Dies trug sich aber also zu:

Constantinus Fontius, einer der ersten und wärmsten Verkündiger des Evangeliums in Spanien, hatte einst den Arias mit dem Dr. Egidius und dem Barquias zum Mittagsmahl eingeladen. Diese drei drangen in den Arias, daß er dem Teufel in seinem Herzen den Abschied geben, und vor aller Welt sich zu Christo bekennen sollte. Darauf erwiderte Arias spöttisch: „Ich fürchte, es wird einmal dazu kommen, daß ich ein schönes Schauspiel sehen muß, wenn man nämlich die Dämonen auslassen, und auf öffentlichen Schauplatz führen wird!“ Das verstand er aber von dem inquisitorischen Feuer, in welches man die drei, wie zu einem Schauspieler, werfen würde. Auf diese Rede des Arias nun antwortete Constantinus: „Ich bezeuge Dir bei Gott dem Herrn, daß Du nicht allein dem Spiel zusehen, sondern selbst einer von denen seyn

wirft, mit denen man solch Spiel treibt!“ Es war jetzt die Zeit gekommen, wo diese Weissagung erfüllt werden sollte. Im Jahre 1559 nemlich ward auch Arias von der Inquisition ergriffen, und ins Gefängniß geworfen. Nun offenbarte Gott, der Herr, seine Macht an ihm. Er zog den Arias durch seine Langmuth und Güte zu sich, und dieser konnte solchem Zuge nicht widerstehen, sondern folgte willig. Er that aufrichtige Buße, und glaubte mit felsenfester Zuversicht an den, welcher gesagt hat: „Und ob eure Sünde gleich blutroth ist, so soll sie doch schneeweiß werden!“ Arias wurde aus einem blutrothen Sünder, der in Gefahr stand, die Sünde wider den heiligen Geist zu begehen, ein wahres Kind Gottes. Von nun an lebte und webte er in Christo; das Alte war vergangen, er war eine ganz neue Creatur geworden. Denn, war er vorher so furchtsam gewesen, wie ein Hase, so war er nun, wie ein junger Löwe, der Niemanden fürchtet, wie ein junger Adler, der kühn seinen Flug zum Himmel emporrichtet. Und wie sehr auch die Inquisitoren ihn martern und foltern mochten, daß er widerrufen solle, Arias hielt mit festen Armen seinen Heiland umklammert. Ja, er hielt ihn nur um so fester, gleich einem Schiffbrüchigen, der eben erst den Wellen entronnen, sich an den Felsen anklammert. Mit frohem Muth bekante er, daß ihm sein voriges Wesen herzlich leid sei, und daß er diese Reue nimmermehr aus seinem Herzen lassen wolle. Er gestand freimüthig, daß er der Wahrheit, die er jetzt vertheidige, wissentlich und willentlich widerstrebt habe. Und diesem Bekenntniß blieb Arias bis in den Tod getreu. Als ihm das Urtheil gesprochen war, wurde er bei dem ersten Auto da Fé zu Sevilla am 24. September 1559 mit dem teufelbemalten Schmachkleide und der Kegerkrone geziert zur Richtstätte abgeführt. Obwohl ein Greis an Jahren, und auf seinen Stab gestützt, bestieg er doch fröhlich und wohl-gemuth den Scheiterhaufen. Die Flammen schlugen über ihm zusammen, und Arias, der verlornе, aber wiedergefundne, der todt gewesene, aber wieder lebendig gewordene, eilte heim zu seinem barmherzigen Vater, geschmückt mit den Kleidern des Heils und dem Rock der Gerechtigkeit, um mit seinem Herrn zu leben in ewiger Unschuld, Gerechtigkeit, und Seligkeit.

Constantin Foncius.

(gest. 1560.)

„Ich bin gelehrter, denn alle meine Lehrer; denn Deine Beugnisse sind meine Rede.“ (Ps. 119, 99.)

Constantin Foncius zeichnete sich schon als Jüngling durch seine Bildung und wissenschaftlichen Eifer aus. Damit verband er einen großen Widerwillen gegen die mönchische Schulgelehrsamkeit seiner Zeit. Deshalb schloß er sich lieber an diejenigen unter seinen Landsleuten an, welche das Studium der schönen Wissenschaften wieder zu beleben suchten. Constantin war für die Kirche bestimmt, und trieb mit großem Eifer die hebräische und griechische Sprache, um zur Auslegung der heiligen Schrift tüchtig zu werden. Seine Muttersprache verstand er gründlich, und schrieb sie ebenso zierlich, als er sie rein sprach. Außerdem zeichnete er sich durch glänzenden Witz aus, den er vorzüglich gegen unwissende Prediger und gleißnerische Mönche ausließ. In früheren Jahren, namentlich als Student, ließ er sich durch seinen lebhaften Geist mitunter zu jugendlichem Uebermuth hinreißen. Später indessen führte er einen durchaus sittenreinen, selbst strengen Lebenswandel. Doch behielt er sein heiteres Temperament immer bei, und versagte sich auch in ernstesten und gefährlichen Zeiten ungern einen Scherz. Einer seiner Zeitgenossen sagt von ihm, „er kenne Niemanden, der Constantin mittelmäßig geliebt, oder gehaßt habe.“ Diese großen und glänzenden Naturanlagen hätten ihn leicht zum Stolz und Hochmuth führen können.

Aber Constantin geizte nicht nach eitler Ruhme, erhob sich nicht weder vor Gott, noch vor den Menschen, sondern blieb stets voll Demuth und Bescheidenheit. Besonders zeigte er gegen die Menschen eine große Herzlichkeit und Vertraulichkeit; doch machte ihn seine große Menschenkenntniß sehr vorsichtig im Schließen enger Freundschaftsbündnisse. Trotz der günstigen Gelegenheiten, die sich ihm darboten, reich zu werden, war er doch weit entfernt von Habsucht und Geiz. Selbst seine Büchersammlung, welche er höher, als sein ganzes übriges Eigenthum hielt, war nie bedeutend. Seine Beredsamkeit war allgemein

bekannt, und übertraf er darin, wie es in einem alten Berichte heißt, die berühmtesten Prediger alter und neuer Zeit. Man trug ihm deshalb wiederholentlich die Stelle eines Predigers an der Domkirche zu Cuenza an, und später das sehr ehrenvolle und einträgliches Predigtamt an der Metropole zu Toledo. Constantin schlug beide Stellen aus, um durch nichts gebunden und beschränkt zu werden. Denn, wie von einer hohen Warte herab, sagt der alte Erzähler, überschaute er mit wunderbarer Weisheit Alles, was um ihn her vorging. Und bei seiner gründlichen und klaren Kenntniß der heiligen Schrift sah er in ihr, wie in einem Spiegel, alle Dinge und Verhältnisse. Dieser scharfe und sichere Blick, den Constantin in die Zeitereignisse hatte, ließ ihn bald erkennen, daß jene Stellen von Gott nicht für ihn bestimmt seien. Er begab sich nach Sevilla, wo damals das erste Morgenroth der Reformation über Spanien zu schimmern anfang. Eine innere Stimme sagte ihm, daß hier seine Stelle sei.

Bevor wir weiter erzählen, müssen wir kurz berichten, wie es in Sevilla aussah. Hier lebte in den dreißiger Jahren Rodrigo de Valer, gebürtig aus Lebrixa, in jenen eiteln und sinnlichen Vergnügungen, welche unter dem Adel Spaniens an der Tagesordnung waren. Schöne Kleider und Pferde, Tanz und Spiel beherrschten seine Einbildungskraft, und waren die einzigen Gegenstände seines Strebens. In dem üppigen Sevilla glänzte er bei jeder Belustigung, oder ritterlichen Uebung unter den Ersten. Aber plötzlich verschwand Rodrigo aus dem Kreise seiner lustigen Gefellen, deren Seele und Zierde er bisher gewesen war. Niemand konnte sich diese Erscheinung erklären. Seine Gesundheit hatte keinen Schaden erlitten, sondern blühte noch in voller Jugendkraft; sein Vermögen hatte sich nicht vermindert, und bot ihm noch reichliche Mittel zu einem glänzenden Leben dar. Aber eine höhere Macht war über ihn gekommen; die Hand Gottes hatte in sein Herz gegriffen. Rodrigo schloß sich von der Zeit an, wo er diesen Zug des Vaters in sich verspürte, in sein Zimmer ein. Das wenige Latein, was er in seiner Jugend gelernt hatte, wandte er dazu an, die lateinische Bibel zu lesen. So saß er Tag und Nacht über dem Buche Gottes. Seine früheren Gefährten lachten ihn aus, und erklärten ihn für verrückt. Rodrigo aber kam durch das Studium der Bibel bald zu demselben Resultat, zu welchem auch Luther in seiner Zelle gekommen war. Als er sich hinlänglich stark fühlte, verließ er seine Einsamkeit, kehrte wieder in die Welt zurück,

und predigte nun an öffentlichen Orten von der Gnade Christi, die ihm widerfahren war. Er suchte die Gesellschaft der Geistlichen auf, und bewies ihnen aus der heil. Schrift alle Irthümer der römischen Kirche und die Sündlichkeit ihres Lebens. Sie suchten ihm aus dem Wege zu gehen, aber er wußte sie überall zu finden. Selbst auf öffentlichen Spaziergängen und Sammelplätzen hielt er ihnen die göttliche Wahrheit vor. Man verspottete ihn zwar als einen ungelehrten Laien. Aber Rodrigo sagte, er habe seine Kenntniß von den göttlichen Dingen nicht aus dem trüben Strome der Tradition, oder menschlichen Erfindungen geschöpft, sondern aus der reinen Quelle der geoffenbarten Wahrheit. Hierzu sei er vom heiligen Geist angeleitet worden, durch dessen Kraft Ströme lebendigen Wassers aus den Herzen derer fließen, welche an Christum glauben.

Rodrigo wurde vor die Inquisition gefordert, und von ihr, da man ihn für verrückt erklärte, anfangs nur seines Vermögens beraubt. Doch dadurch konnte er nicht zum Schweigen gebracht werden. „Er betrachtete sich, wie er sagte, als einen Soldaten, der als verlorene Schildwache auf einem gefährvollen Posten steht, und entschlossen ist, im Kampfe zu fallen, in der Hoffnung, daß Andre, durch sein Beispiel ermuthigt, vordringen und siegen werden.“ Bald darauf wurde er zum zweitenmale vorgeladen, und nun auf Lebenszeit in einen Kerker an der Mündung des Guadalquivir gesperrt, wo er, aus aller menschlichen Gesellschaft verbannt, im 50. Jahre seines Alters gestorben ist.

Sein Sanbenito wurde lange Zeit in der Metropole zu Sevilla aufbewahrt. Darauf stand die Inschrift: „Rodrigo Valer, Bürger von Lebrixa und Sevilla, Apostat und falscher Apostel, welcher vorgab, von Gott gesandt zu seyn.“

Rodrigo hatte seine Augen vor allen auf Joh. Gill gerichtet, der gewöhnlich Dr. Egidius genannt wird. Dieser war Prediger an der Cathedrale zu Sevilla. Er wurde durch Rodrigo auf die heil. Schrift hingewiesen, und bald sein Gehülfe und Nachfolger in der Predigt des Wortes. So bildete sich durch diese beiden Männer bald eine geheime evangelische Gemeinde zu Sevilla. Als Rodrigo in's Kloster gesperrt wurde, setzte Egidius allein das Werk der Reformation fort. De Montes, ein Spanier, der ihm das Heil seiner Seele verdankte, sagt von ihm: „Außer anderen Gaben, welche die göttliche Gnade diesem Manne verliehen hatte, besaß er die besondere Kunst, in der Brust derer, die auf seine Ermahnungen

hörten, eine heilige Flamme anzufachen, welche sie zu allen inneren und äußeren Uebungen der Frömmigkeit begeisterte. Er bewog sie, nicht bloß willig das Kreuz auf sich zu nehmen, sondern auch freudig, in der Aussicht auf Leiden, welche jeden Augenblick über sie hereinbrechen konnten. Ein klarer Beweis, daß der Meister, dem er diente, mit ihm war, und durch seinen Geist der Lehre, welche er vortrug, Eingang in die Herzen seiner Zuhörer verschaffte.“ —

So stand die Sache der Reformation in Sevilla, als Constantin dort seinen Wohnsitz nahm. Er schloß sich mit Dr. Vargas innig an Dr. Egidius an, welcher die beiden zur rechten Erkenntniß der Wahrheit führte. Die drei Freunde, welche früher auf Einer Universität studirt hatten, schlossen jetzt einen Bund, wonach sie ihre Kräfte zu gemeinsamer Förderung des Evangeliums vereinigten. Vargas hielt den Gebildeten Vorlesungen, worin er zuerst den Römerbrief und dann die Psalmen erklärte. Egidius und Constantin verkündeten das Wort von der Kanzel herab. Des Abends kamen sie bald in diesem, bald in jenem Privathause mit den Freunden der Wahrheit zusammen. Allmählig wuchs der kleine Verein zu Sevilla zu einem mächtigen Stamme heran, dessen Zweige sich bald in die umliegenden Gegenden verbreiteten. Da starb Vargas plötzlich, Constantin wurde in die Niederlande berufen, und Egidius stand wieder allein. Aber diese scheinbare Noth sollte nur zur Förderung des Evangeliums dienen. — Kaiser Karl V. hatte nämlich bei einem Besuche in Sevilla den Constantin predigen hören, und wurde so von ihm hingerissen, daß er ihn sogleich zu seinem Kaplan und Almosenier ernannte. Bald darauf forderte er ihn auf, seinen Sohn Philipp nach Flandern zu begleiten. Er that dies, wie er sagte, um den Flämändern zu zeigen, daß es Spanien nicht an feinen Gelehrten und Rednern fehle. In einer Schrift über diese Reise, die später mit Königlichem Genehmigung zu Madrid gedruckt wurde, heißt Constantin „der größte Philosoph, der tiefste Theolog und der beredteste Prediger, welcher seit vielen Jahrhunderten in Spanien gelebt hat.“ — Constantin verließ mit innerem Widerstreben seinen Aufenthalt zu Sevilla, dem zu Liebe er bisher die glänzendsten Anerbietungen zurückgewiesen hatte. Doch bald sollte er inne werden, was Gott mit ihm beschloffen hatte. Auf seiner Reise nämlich wurde er mit einigen deutschen Reformatoren, besonders mit Jakob Schopper aus Schwaben bekannt. Durch diesen Umgang wurde Constantin tiefer in den evan-

gelischen Glauben hineingeführt, und noch inniger und fester mit Christo verbunden. So lehrte er fest in ihm gewurzelt, und stark gegen allen Wind falscher Lehre 1555 nach Sevilla zurück. Seine Erscheinung gab der Sache des Protestantismus einen neuen, mächtigen Schwung. Wir können hierbei nicht genug die Tugungen Gottes zur Ausbreitung der reinen Lehre bewundern. Denn gerade Karl, welcher die Vertilgung der Ketzerei zu einem Hauptzwecke seines Lebens gemacht hatte, war von Gott zur Förderung seiner Zwecke ausersehen worden. Er mußte zwischen dem abgeschlossenen Spanien und dem tiefbewegten Deutschland selbst die Brücke bilden, über welche die Ketzerei des Evangeliums auch nach Spanien eindrang. Constantin wurde nach seiner Rückkehr zum Professor im Collegium für Gelehrsamkeit ernannt. In Verbindung mit Fernando von St. Juan, dem Vorsteher dieses Instituts, dessen Märtyrergeschichte bereits erzählt ist, hielt er Vorlesungen über die heil. Schrift, und öffnete das Herz der studirenden Jugend für die Aufnahme der Wahrheit. Als die Fastenzeit kam, wurde Constantin vom Capitel dazu erwählt, einen Tag um den andern in der Cathedralkirche zu predigen. Er gewann dadurch die Herzen in einem solchen Grade, daß die Kirche schon einige Stunden vor dem Gottesdienste, der um 8 Uhr Morgens begann, mit Zuhörern gefüllt war. Da er erst kurze Zeit vorher von einem Fieber genesen war, so fühlte er sich noch so schwach, daß er manchmal während der Predigt inne halten mußte. Er hatte dabei die Erlaubniß, zu seiner Erquickung einen Schluck Wein auf der Kanzel zu sich zu nehmen, eine Bewilligung, die nie vor ihm einem Prediger zu Theil geworden war.

Kurze Zeit darauf wurde Constantin Prediger an der Cathedrale zu Sevilla. Sein evangelischer Einfluß wurde dadurch noch bedeutend erhöht. Aber während er von der Kanzel aus das Wort Gottes verbreitete, bemühte er sich zugleich, auch durch Bücher den evangelischen Glauben zu verbreiten. Seine Schriften zeugen recht von der Demuth und Einfalt seines Herzens. Er hat sie nicht im mindesten darauf angelegt, seine großen Talente glänzen zu lassen, oder sich unter den Gelehrten einen großen Namen zu verschaffen. Vielmehr schloß er sich herablassend an die Bedürfnisse seiner Landsleute an, und hatte nur den Einen Zweck im Auge, Allen nützlich zu werden. Eine der lieblichsten Blumen aus dem Kranze seiner zahlreichen Schriften ist: „die Beichte eines Sünders.“ Er stellt hier

die Lehren des Evangeliums, fließend aus einem zerknirschten, und gedemüthigten Herzen, in Gestalt der hingebendsten Frömmigkeit dar. Wir theilen folgende Stelle aus dieser Beichte mit: „O Sohn Gottes, ich erscheine vor Deiner heiligen Majestät, angeklagt und verdammt von meinem Gewissen, und gezwungen von den Qualen, die es mir schafft, vor Himmel und Erde, vor Engeln und Menschen, im Angesichte Deiner göttlichen Gerechtigkeit zu erklären, daß ich vollkommen verdiene, für immer aus dem Himmelreiche verbannt, und zu ewigem Elende unter die Herrschaft Satans gegeben zu werden. O mein Herr und Erlöser, mein Proceß wäre geschlossen, es wäre um mich geschehen, wenn Du nicht Richter wärest, um die, welche die Sünde zu ewigem Tode verurtheilt, von der Verdammung loszusprechen!“ „Ich hielt in meinen Händen die Dornenkrone für Dein Haupt, die Nägel, um Dich ans Kreuz zu schlagen, die Galle und den Essig, um Dich zu tränken, so wenig machte ich mir aus den Leiden, die Du erduldest. — Da Du mein Arzt bist, so siehe hier Wunden, welche Niemand heilen kann, als Du! Siehe den Schaden und das Unheil, das Deine Feinde und die meinigen in mir angerichtet haben! Da Du die Gesundheit, das Leben und das Heil bist, so blicke meine verzweiflungsvolle Krankheit an, welche kein Arzt in der Welt heilen kann! Da Du Erretter bist, hier droht Verderben; wenn Du vor diesem bewahrest, werden Deine Feinde und Freunde erkennen, wer Du bist! Herr, hast Du nicht gesagt und geschworen, daß Du gekommen bist, die Sünder zur Buße zu rufen, und nicht die Frommen, die Kranken zu heilen, und nicht die Gesunden? Hat Dein Blut nicht Kraft genug, um alle Sünden des Menschengeschlechts auszutilgen? Ich habe kein anderes Opfer, als meinen geängsteten Geist und mein zerschlagenes Herz, und auch dieses hätte ich nicht, wenn Du mich nicht aufgeweckt hättest. Das Opfer aber, dessen ich bedarf, ist das Deines Blutes und Deiner Gerechtigkeit!“ —

Die evangelische Gemeinde zu Sevilla wuchs immer mehr heran. Christobal Losada, ein Arzt, der später auch Blutzeuge geworden ist, war ihr Seelsorger. Im Hause der Donna Isabella de Baena, auch einer Blutzeuginn, wie an seinem Orte erzählt ist, versammelten sich die Freunde. Constantin Foncius aber leitete mit großer Weisheit und Umsicht die in ganz Andalusien hin und her zerstreuten Gemeinden. „Als die Häsher der Inquisition, wie losgekoppelte Hunde, über die

Protestanten in Sevilla herfürzten“, war Constantin einer der Ersten, die verhaftet wurden. Kaiser Karl V., der im Kloster von St. Just den Rest seines Lebens unter Kasteiungen zubrachte, als er die Nachricht erhielt, daß sein Lieblingscaplan eingekerkert sei, rief er aus: „Wenn Constantin ein Ketzer ist, so ist er ein großer!“ Als ihm später die Inquisitoren sagten, daß sein Caplan wirklich schuldig sei, sagte er seufzend: „Einen Größeren könnt ihr nicht verdammen!“

Bei einer Untersuchung im Hause der evangelischen Donna Isabella Martinia gab ihr Sohn Franz Bertram aus Furcht dem Häfcher der Inquisition, außer den Juwelen seiner Mutter, auch verbergene Bücher Constantins. So blendend auch die Juwelen waren, so glänzten doch die Augen der Inquisitoren noch heller beim Anblick der Bücher Constantins. Unter diesen befand sich eine Schrift von seiner eignen Hand, in welcher er mit großer Entschiedenheit die Lehren Roms verwarf, und sich zum reinen evangelischen Glauben bekannte. Als diese Schrift dem Eingekerkerten vorgehalten wurde, sagte er: „Weiterer Beweise bedürft ihr nicht. Ihr habt hier ein offenes und vollständiges Bekenntniß meines Glaubens. Ich bin in eurer Hand; thut mit mir, wie euch gut dünkt!“ —

Constantin konnte weder durch Ränke, noch durch Drohungen dazu vermocht werden, über seine Genossen irgend eine Auskunft zu geben. Um nun die übrigen Gefangenen zur Anerkennung ihrer Schuld zu bewegen, verbreiteten die Inquisitoren das Gerücht, Constantin sei auf der Folter als Ankläger gegen sie aufgetreten. Sie bestachen sogar Zeugen, welche behaupten mußten, sie hätten sein Schmerzensgeschrei gehört, obgleich er, um die Gefühle des Kaisers zu schonen, während dessen Lebzeiten nie gefoltert worden ist. Sobald aber der Kaiser gestorben war, wurde Constantin in ein anderes niederes, feuchtes und ungesundes Gewölbe gebracht, wo er mehr auszustehen hatte, als seine Gefährten durch die Folter. In seinem Leiden rief er aus: „O mein Gott, gab es keine Scythen, Cannibalen, oder noch rohere Heiden, daß Du mich in die Hände dieser getauften Teufel hast fallen lassen!“ Nicht lange konnte Constantin eine solche Lage ertragen. Die faule Luft, die ungesunde Kost und vorzüglich der Schmerz über die Unterdrückung des Evangeliums in seinem Vaterlande zogen ihm eine ruhrartige Krankheit zu, welche nach fast zweijähriger Einkerkierung seinen Leiden ein Ende machte. — Seine Feinde sprengten das Gerücht aus, er habe sich aus Feigheit und

Furcht vor dem Feuertode mit einem Stück Glas eine Ader geöffnet, und sich verbluten lassen. Aber der Mönch Fernando war durch göttliche Fügung in demselben Kerkerloch mit Constantin eingeschlossen. Er hat ihn während seiner Krankheit gepflegt, und ihm in Frieden die Augen zugeedrückt. —

Am 22. December 1560 wurde in Sevilla das zweite Auto da Fé gefeiert. Man hatte Constantin nicht lebendig verbrennen können, weil man ihn langsamer ums Leben gebracht hatte. So wollte man wenigstens sein Bild den Flammen übergeben, um damit das Andenken des hochverehrten Mannes zu schänden und auszutilgen. —

Constantins Freund und Lehrer, der Dr. Egidius, war auch von der Inquisition eingekerkert, aber wieder freigegeben worden, und in Frieden gestorben. Die Inquisitoren ließen auch den Todten nicht in Ruhe, sondern gruben seinen Leichnam aus, und machten ein Bild von ihm. So wurden denn mit Constantins Bild und Gebeinen auch die seines Vorläufers verbrannt. —

Die Bildnisse solcher Ketzer, welche durch die Flucht, oder den Tod der Strafe des inquisitorischen Gerichts entgangen waren, bestanden gewöhnlich aus einem unförmlichen, zusammengeflachten Stück, auf welches ein Kopf befestigt wurde. Constantins Bildniß dagegen war eine regelmäßige, nach allen Theilen vollkommen menschliche Gestalt, so gekleidet, wie er öffentlich aufzutreten pflegte. Man hatte ihm auch die Haltung gegeben, welche er am häufigsten annahm, den einen Arm erhoben, den andern auf der Kanzel ruhend. Die Ausstellung dieser Gestalt erweckte eine lebhafte Erinnerung an den so beliebten Prediger, und entlockte den Zuschauern Aeußerungen von Gefühlen, welche den Inquisitoren keinesweges angenehm zu hören waren. Sie ließen deshalb die Gestalt fortnehmen, wurden aber vom Volke gezwungen, sie wieder aufzustellen. Darauf wurde vom Secretär der Inquisition der Urtheilsspruch über Constantin gelesen. Er nannte einige Ketereien, und fügte dann zum Schluß hinzu, die anderen Ketereien Constantins seien so schrecklich und gottlos, daß sie von gewöhnlichen Ohren gar nicht ohne Befleckung angehört werden könnten. Darauf wurde das Bild in das Gebäude der Inquisition zurückgebracht, und ein anderes von der gewöhnlichen Art an den Pfahl gebunden. Außer diesem Bilde legte man noch die Gebeine des Märtyrers auf den Scheiterhaufen, zündete das Feuer an, und so wurden Bild und Gebeine mit einander verbrannt.

Die Reformation in Italien, und die Märtyrer derselben.

Schon im Jahre 1619 wurden Luthers Schriften durch den Buchhändler Calvi in Pavia in Italien verbreitet.

Ein deutscher Mönch zu Venedig, Namens Burckhard Schenk, schrieb im Jahre 1520 an Spalatin, Martin Luther sei hochgeehrt in Venedig, er selbst habe seine Schriften gelesen, und vor 2 Monaten seyen 10 Exemplare derselben nach Venedig gekommen. Im Jahre 1530 hatte die Reformation, trotz aller Hemmungen, in Italien schon tiefe Wurzeln geschlagen. Namentlich in Ferrara, Modena, Siena, Bologna, Neapel, und vorzüglich in Venedig regte sich eine mächtiges, evangelisches Leben. Die Schriften von Luther, Melancthon, Zwingli, Calvin, Bucer u. s. w. waren ins Italienische übersezt, und fanden überaus vielen Eingang. Antonio Brucioli gab 1530 den Italienern auch eine vaterländische Uebersetzung des neuen, und 1532 auch des alten Testaments. So herrlich strahlten schon die ersten Schimmer des evangelischen Morgenroths in Italien, daß Curio, ein eifriger Prediger des Evangeliums, triumphirend ausrufen konnte: „die ganze Welt wird der unüberwindlichen Burg der Gnade und Versöhnung zufließen, zu Jesus Christus hin, der sie befehligt; auch Italien, unser Heimathland, ist in Geburtswehen, und Spanien wird bald nachfolgen“!. Doch in Gottes allweisem Rathe war es anders beschlossen. Zwar grünte die junge Saat; aber sie sollte noch nicht reifen. Schon am 1. April 1543 ward ein Inquisitions-Tribunal zur Unterdrückung des Evangeliums in ganz Italien angeordnet. Bald erhob sich eine fürchterliche Verfolgung, in der Tausende von gottseligen Christen mit ihrem Blute für ihren Herrn und Meister gezeugt haben. Das Leben und Leiden der Bedeutendsten unter ihnen haben wir im Folgenden genauer erzählt. —

Fabentino Fanino aus Faenza.

(gest. 1550.)

Das ist gewißlich wahr: Sterben wir mit, so werden wir mit leben. (2 Tim. 1, 2.)

Dieser Glaubenszeuge, aus dem edlen Geschlechte der Faninos entsprossen, war zu Faenza, im Kirchenstaate, geboren

Schon in seinen ersten Jünglingsjahren hat er eifrig in der heil. Schrift geforscht, und darin die Vergebung der Sünden allein durch den Glauben an Jesus Christum gefunden. Von der ersten Liebe zum Herrn entbrannt, beschloß er den Schatz, welchen ihm Gottes Gnade verliehen hatte, auch Andern mitzutheilen. Er fing daher an, das Evangelium zu predigen. Als das die Diener des Papstes gewahrten, ergriffen sie ihn, und warfen ihn in den Kerker. Da kamen sein Weib, seine Kinder und Freunde zu ihm, und bestürmten ihn mit Bitten und Klagen so lange, bis er die Wahrheit verleugnete. Sobald er aber frei war, empfand er die bitterste Reue über seine Schwachheit. Fast wäre er in Verzweiflung gerathen, wenn ihn nicht Gottes Gnade erhalten hätte. Von der Zeit an, wo er seinen Herrn und Heiland verleugnet hatte, sah ihn Niemand mehr fröhlich. Da entschloß er sich, seinen evangelischen Glauben auf's Neue zu bekennen, und dafür zu leiden, was ihm Gott auferlegen würde. Auch sagte er zu Vielen, in der Kraft Gottes wolle er seine vorige Treulosigkeit und Verrätherci durch ein neues Bekenntniß widerrufen, und den Sohn Gottes eben so herrlich vor Jedermann bekennen, wie schändlich er ihn vormals verleugnet habe. Er machte sich also auf, und durchwanderte die umliegenden Ortschaften des Kirchenstaates. Ueberall predigte er das Evangelium frei und öffentlich, und zwar mit solchem Ernste und mit so großer Standhaftigkeit, daß sich Jedermann darüber verwunderte. Wenn er aber sah, daß er an einem Orte Jesus Christum nicht öffentlich ohne Gefahr verkündigen konnte, so verfuhr er auf geheime Weise. Er machte sich dann nämlich insgeheim an die Vornehmsten, und suchte ihnen die Augen zu öffnen über die Finsterniß, in welcher sie sich befanden. Wenn sie nun diesen ihren traurigen Zustand gewahr wurden, dann zündete er ihnen das wahrhafte Licht, Jesus Christum, an. War es ihm so durch Gottes Gnade gelungen, zwei oder drei Seelen für das laute Evangelium zu gewinnen, so zog er von dainnen nach einem andern Orte, und überließ es jenen, den göttlichen Samen in ihre Häuser und nächsten Umgebungen zu tragen. Aber diese stille und gesegnete Wirksamkeit *Sanitos* sollte nicht lange währen. Der böse Feind hatte bald seinen Aufenthalt ausgespionirt, und war ihm nachgefolgt. Es dauerte nicht lange, so wurde er zum zweitenmale zu Cavallo gefangen genommen. Als ihn die Richter zum Feuertode verurtheilten, lächelte er, und sprach: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen; sondern jetzt wird der

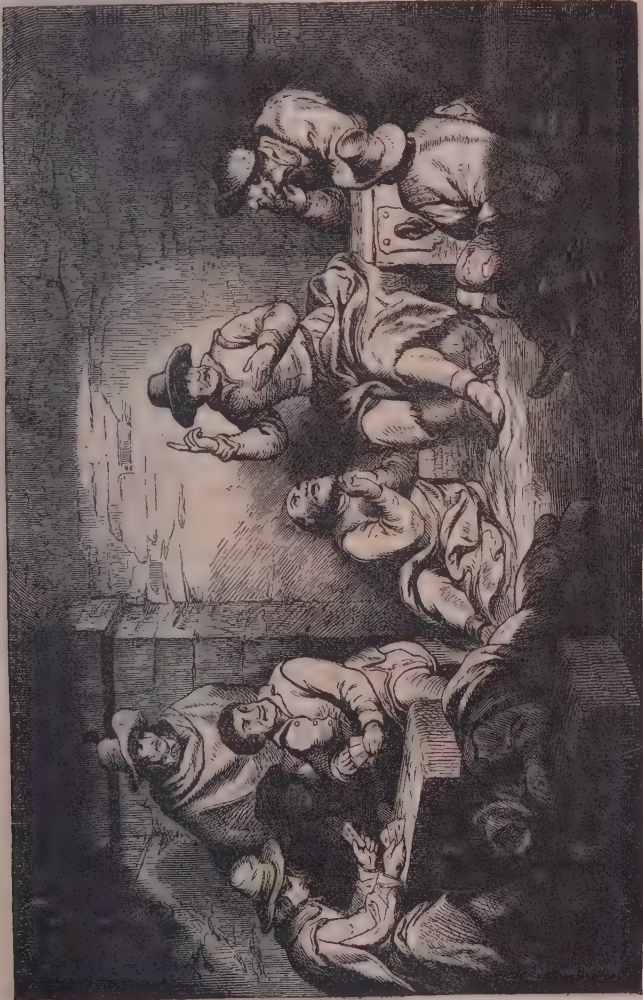
Herr erst anheben, durch mich das Evangelium zu predigen.“ So geschah es denn auch wirklich. Nicht lange darauf wurde er von Cavallo nach Ferrara in's Gefängniß gebracht. Hier wurde ihm die Gnade zu Theil, daß er viele fromme Christen trösten, und in der Furcht des Herrn weiter unterrichten konnte. In dem Schlosse zu Ferrara mußte er 18 Monate zubringen, und wurde während dieser langen Zeit auf alle Weise gemartert. Zuweilen wurde er allein in seiner Zelle gelassen, und dann legte man ihn wieder mit Anderen zusammen. Aber Alles dies galt ihm gleich viel; denn er war nur auf den Ausbau des Reiches Gottes bedacht. Sobald andre Gefangene bei ihm waren, unterließ er nicht, sie über Gottes Wort zu belehren. War er aber allein, so las, oder schrieb er immer etwas, und ließ das Geschriebene denen zukommen, mit denen er nicht mündlich verkehren konnte. Endlich wurde er in ein Gefängniß gelegt, wo ihn viele vornehme Leute besuchten. Diese lachten und spotteten über ihn, indem sie seine religiösen Empfindungen für Schwärmereien hielten. Sie meinten, es müsse wohl ein düsteres Traumgebilde sein Gehirn eingenommen haben. Darum ermahnten sie ihn, er möchte von seiner Meinung absteigen, mit den Leuten wieder des Lebens Lust genießen, und die Religionsfachen lassen, bis etwa in einem allgemeinen Concil etwas darüber beschlossen würde. Janinus, der ein sehr bescheidener Mann war, dankte ihnen zunächst freundlich, daß sie für seine Wohlfahrt Fürsorge trügen. Dann aber sagte er ihnen in allem Ernste, daß seine Lehre kein in seinem Gehirn entstandenes Traumbild wäre, sondern das reine Wort Gottes, wie es von Jesu Christo den Menschen geoffenbart sei. Dies gedächte er nimmermehr zu verleugnen, und sich nie wiederum an die Lügen der Menschen zu hängen. Und obschon er dem Leibe nach gefangen liege, so fühle er doch in seiner Seele, die durch Christum erlöst sei, eine liebliche Freiheit. Die Aussprüche des Sohnes Gottes aber seien so fest und gewiß, daß sie der Bestätigung eines Concils gar nicht bedürften. Diese seine Reden drangen Etlichen so in's Herz, daß sie sich ernstlich besserten, und ihn einen heiligen Mann nannten. Er aber entgegnete ihnen: „Ihr lieben Brüder, ich bin nichts als ein armer Sünder, dem Barmherzigkeit widerfahren ist.“ — Einige Edelleute, die um politischer Vorgehen willen mit ihm gefangen lagen, haben später gerühmt, daß durch Janino der Kerker die Geburtsstätte ihrer Freiheit geworden sey.

Auch seine Frau und Schwester kamen zu ihm in's Gefängniß, weinten und klagten, indem sie auf seine unmündigen Kinder hinwiesen. Er hatte sie von Grund seines Herzens lieb, und wurde durch ihre klagenden Bitten tief bewegt. Aber Gottes Gnade ließ ihn auch in dieser großen Anfechtung den Sieg behalten, so daß er sprechen konnte: „Mein Herr und Meister Jesus Christus hat mir befohlen, daß ich ihn meines Weibes und meiner Kinder wegen nicht verleugnen soll. Laßt euch daran genügen, daß ich um eurerwillen einmal treulos geworden bin! Setzt aber gehet hin mit Frieden!“ Die betrübten Weiber gingen mit Weinen und Weheklagen davon; er aber blieb getrost und unerschrocken.

Als Julius III. Papst wurde, befahl er die Hinrichtung des treuen Bekenners. Fanino küßte den Diener, der ihm sein Todesurtheil überbrachte, und sprach zu ihm: Lieber Bruder, ich nehme die Zeitung meines Todes mit gutem Muth an; denn mein Heiland hat mich vom Tode erlöst!“ — Einer der Mitgefangenen sprach zu ihm: „Ach, lieber Fanino, bedenke doch Deine armen, unerzogenen Kinder! Erbarme Dich Deines armen Weibes, das Du so herzlich lieb hast! Welchen Vormund willst Du ihnen denn setzen, wenn Du nun todt bist?“ Fanino erwiderte: „Ich habe ihnen den allertreuesten Vormund erwählt, den es auf Erden geben kann. Unter seinem Vaterschutze werden sie gewiß in alle Ewigkeit sicher seyn und bleiben!“ Und als jener Mann weiter nach dem Namen dieses Vormundes fragte, sprach Fanino: „Es ist mein treuer Erlöser Jesus Christus, der sie allezeit schützen und erhalten, und in Ewigkeit nicht verlassen wird!“ —

Einige Tage vor der Hinrichtung wurde er aus dem Kerker geholt. Zunächst schmiedete man ihn im Hause des Henkers an einen großen Kasten, und legte seine Füße in einen Block. Als einst der Stadtrichter, der Henker und das Hausgesinde bei ihm waren, betete er mit solcher Inbrunst, daß alle Herzen dadurch gewonnen wurden. Nach dem Gebet aber war sein Angesicht so heiter und fröhlich, daß ihn alle mit Verwunderung betrachteten. Selbst diejenigen, welche gekommen waren, ihn zu trösten, gingen reich getröstet hinweg. Einer aber nahm an seiner ungetrübten Fröhlichkeit Anstoß, und fragte ihn, warum er denn im Angesichte des Todes fröhlicher sei, als Christus selbst, dem doch der blutige Schweiß, wie Tropfen, von der Stirne geflossen wäre.

Da antwortete Fanino: „Jesus Christus hat im Garten und am Kreuze die Angst der Hölle und des Todes in seinem Fleische für mich armen Sünder getragen. Ich aber besitze im wahren Glauben den Segen Jesu Christi, darum bin ich von Herzen fröhlich!“ —



Faventino Fanino angeschmiedet im Kerker.

Am folgenden Morgen, lange vor Tagesanbruch, ward er in aller Stille zum Richtplatz geführt. Man hatte diese Zeit

gewählt, damit Niemand käme, und durch seine Worte ergriffen werden könnte, die er etwa vom Scheiterhaufen herab spräche. Als er zur Stätte seines Märtyrertums gekommen war, wollte man ihm ein hölzernes Crucifix in die Hand geben. Er aber sprach: „Bemühet euch nicht! Meint ihr denn, daß dieses Stücklein Holz mir das Gedächtniß Jesu Christi besser erneuern könne, als ich es in meinem Herzen nun längst schon eingegraben habe?“ Dann fiel er auf seine Kniee nieder, und flehte zu Gott um Erleuchtung seiner geistesblinden Landsleute, und um Vergeltung für seine Feinde. Darauf stieg er die Leiter hinan, legte sich den Strick um den Hals, und sprach zum Henker: „So thut nun an mir, was euch befohlen ist!“ Nach diesen Worten übergab er seinen Geist in Gottes Hände, und empfahl sich seiner Gnade. Als bald wurde er aufgehängt, erwürgt, und sein Leichnam zur Asche verbrannt. Während er noch brannte, sagten Etliche der Umstehenden, der Rauch, der von seinem Leibe aufsteige, würde mehr Leuten den Kopf einnehmen, als Janino mit seiner leiblichen Stimme es bei seinem Leben hätte thun können. Seine Asche aber wollte Niemand vor die Stadt hinaus tragen. „Lasset den die Asche hinaus tragen, der Ursache seines Todes gewesen ist!“ sprach man. Endlich fanden sich einige Leute aus dem niedern Volke, welche die Ueberbleibsel des Regers aus den Mauern der Stadt schafften. —

Dies geschah im September des Jahres 1550. —

**Domenico della Casa Bianca, oder
Domenicus a domo alba.
(Dominicus vom weißen Hause.)**

(gest. 1550.)

„Dulden wir, so werden wir mit herrschen, verleugnen wir, so wird Er uns auch verleugnen.“ (2 Tim. 2, 12.)

In demselben Jahre und Monate, in welchem Janino zu Ferrara verbrannt worden ist, hat Dominicus zu Piacenza den Märtyrertod erlitten. Er war ein Bürger der Stadt Bassano, die im Venetianischen liegt, und hatte früher dem Kaiser Karl V. wider die protestantischen Fürsten

Deutschlands gebient. Aber während dieses Krieges ließ ihn Gott durch seine Feinde, die Protestanten, etwas von dem Wasser des ewigen Lebens kosten. Als bald schnallte er die weltliche Waffenrüstung ab, um dafür die geistliche anzulegen. Er hatte einen großen Durst nach dem Evangelium, und wo er einen Christen fand, der ihn tiefer in die Erkenntniß der christlichen Heilswahrheit einführen konnte, da setzte er sich als gelehriger Schüler zu seinen Füßen nieder. So kam er denn bald dahin, daß er Andere lehren konnte. Im Jahre 1550 zog er nach Neapel, und fing hier an, Jesum Christum zu verkündigen. Von da zog er weiter in viele andere Dörfer, Flecken und Städte. Ueberall predigte er auf den Gassen und den Märkten, ohne Menschenfurcht, das Evangelium. In Piacenza predigte er auf offenem Markte 3 Tage hintereinander über alle Punkte des evangelischen Glaubens. Als er am dritten Tage noch mitten in der Predigt war, kam der oberste Marktmeister mit seinen Knechten, und ließ ihn greifen. Dominicus blieb ruhig und sagte: „Ich will willig gehen, wohin ihr mich führt. Doch das Eine hat mich Wunder genommen, daß der Teufel so lange hat harren, und meine Predigten ungestört lassen können!“ —

Dominicus wurde zum Statthalter des Bischofs geführt. Dieser fragte ihn auf lateinisch, ob er ein Priester sei, und von wem er die Gewalt empfangen hätte, öffentlich zu predigen? Dominicus antwortete in seiner Muttersprache: „Latein verstehe ich nicht; auch bin ich kein Priester des Papstes, sondern ein Priester Jesu Christi. Von ihm, dem obersten Bischöfe, bin ich auch zum Predigtamt berufen und geweiht worden!“ Der Statthalter zeigte ihm an, daß, wenn er nicht widerriefe, er dem Tode verfallen wäre. Daraus gab Dominicus diesen Bescheid: „Alles, was ich in öffentlicher Predigt gelehrt habe, erkenne ich für recht, gewiß und wahrhaftig, und zur Bestätigung dieser Wahrheit bin ich bereit, mein Blut zu lassen. Und von einem solchen Tode will ich mich nicht los bitten, sondern Gott danken, daß er mich gewürdigt hat, für seine Ehre den Tod zu leiden!“ Nach diesen Worten wurde er ins Gefängniß abgeführt. Es folgten ihm einige Mönche, die ihn zum Widerruf bewegen sollten. Aber Dominicus blieb stark, denn Gott war mit ihm. Als nun die Obrigkeit zu Piacenza sah, daß Dominicus bei dem Evangelium blieb, sprach sie über ihn das Todesurtheil aus: Er solle auf demselben Markte gehenkt werden,

auf dem er gepredigt habe. Als der Märtyrer zur Hinrichtung abgeführt wurde, betete er für Alle, die an seinem Tode schuldig wären, weil sie aus Unwissenheit Hand an ihn gelegt hätten. Als er nun sein Gebet vollendet hatte, ward er an den Galgen geknüpft, an dem er, noch nicht dreißig Jahre alt, in großem Frieden und selig entschlafen ist. September 1550. —

Giovanni Mollio. (Johann Mollens.)

(gest. 1553.)

„Ihr habt verurtheilt den Gerechten und getödtet, und er hat euch nicht widerstanden.“ (Jacobi 5, 6.)

Er war zu Monte alcino im Gebiete Siena geboren, und wurde von seinen Aeltern, die sehr arm waren, einem Barfüßerkloster übergeben. Giovanni, welcher bedeutende natürliche Anlagen hatte, legte sich auf die freien Künste und die Sprachen. Vor allen Dingen aber ließ er es sich angelegen seyn, die heilige Schrift von Grund aus kennen zu lernen; Gott gab seine Gnade zu diesem eifrigen und aufrichtigen Forschen, und führte den jungen Mönch zur Erkenntniß der Wahrheit. Er ward Professor auf der im Mittelalter so berühmten Universität Bologna. Diese Stadt gehörte damals zum weltlichen Gebiete des Papstes, und war von diesem mit den strengsten Edicten gegen die Ketzerei, wie mit einer Mauer, umgeben. Aber das Evangelium brach sich, trotz Papst und Interdict, eine Bahn in Bologna. Zum Streiter für die Sache des Evangeliums, um demselben einen Weg ins Heerlager des Feindes zu öffnen, erwählte sich Gott den Professor Mollio. Dieser verbreitete schon im Jahre 1553 von Kanzel und Katheder die Lehre von der alleinigen Gnade in Jesu Christo und der Rechtfertigung allein durch den Glauben. Er wurde vom Professor Cornelio angeklagt, und nach Rom geladen. Die Schiedsrichter aber, welche Papst Paul III mit der Untersuchung der Sache beauftragt hatte, entschieden zu Gunsten Mollios. Jedoch wurde ihm verboten, die Episteln des Paulus zu erklären. „Denn, hieß es, ein öffentliches Bekenntniß dieser Lehre sei dem römischen Stuhle nachtheilig.“ Mollio verließ Rom in Frieden, und fuhr in Bologna fort, das Evangelium von der freien Gnade

in Christo zu verkündigen. Das kam nun dem Cardinal Campeggio zu Ohren, welcher den Papst davon benachrichtigte. Mollio wurde darauf von der Universität entfernt, und mußte Bologna verlassen. Seit dieser Zeit durchwanderte er Italien, und predigte das Evangelium hin und her Jedem, der es hören wollte. Das Volk lief ihm in großen Haufen zu, und Jedermann wußte von ihm zu erzählen. Bernhardino Ochino und Peter Martyr, auch zwei mächtige Prediger des Evangeliums, waren seine Freunde und Streitgenossen. Mit ihnen wirkte er besonders in Neapel höchst segensreich. Als sie im Jahre 1542 landesflüchtig wurden, schwebte auch er in fortwährender Lebensgefahr. Dennoch konnte er sich nicht entschließen, Italien zu verlassen, sondern predigte ohne Unterbrechung. Das hat er denn unter Gottes Schutze fast 10 Jahre hindurch gethan, ohne daß ihm die Feinde auch nur ein Haar krümmen konnten. Erst unter dem Papst Julius III. war die Zeit für ihn gekommen, wo ihn Gott nach seinem Rathschluß in die Hände seiner Feinde gerathen ließ. Im Jahre 1553 nämlich wurde Mollio zu Ravenna ergriffen, und in einen dumpfen Kerker geworfen, wo er mehrere Monate gefangen lag. Am 5ten September desselben Jahres wurde er in der Kirche St. Maria di Minerva mit mehreren anderen Ketzern vorgestellt. Wer unter ihnen nicht widerrufen wollte, wurde zum Tode verdammt. Sechs Cardinäle und mehrere Bischöfe waren die Richter. Sie hatten sich mit großer Pracht und Herrlichkeit umgeben, damit die Augen des Volks recht geblendet würden. Den Gefangenen wurde eine brennende Kerze in die Hand gegeben. Sie schwuren sämmtlich ihren Glauben ab; nur Mollio und ein Weber Tisserano aus Perugia blieben treu. Nachdem die Anklageschrift verlesen war, erhielt Mollio die Erlaubniß zu reden. Er vertheidigte seine Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, von den guten Werken, der Ohrenbeichte und den Sakramenten mit klaren Gründen aus der heiligen Schrift, und griff unerschrocken die gottlose Macht der Päpste und Geistlichkeit an. Die Richter aber hörten dem gewaltig redenden Mann in lautloser Stille zu. „Eure Gewalt, begann er, ist vom Teufel und nicht von Gott. Eure Kirche ist eine Mördergrube, eure Lehre ein erdichteter Traum, eine Heuchelei, die der Betrug geschmiedet hat. Ihr dürftet immerdar nach dem Blute der Auserwählten. Wie könnt ihr Christi und der Apostel Nachfolger seyn? Ihr verachtet ja Christum und sein heiliges Wort, mordet seine getreuen Diener,

und handelt, als gäbe es keinen Gott im Himmel. Ihr seid Tyrannen, Barbaren, Mörder! Vor Christi Richterstuhl, am jüngsten Tage, werdet ihr Rechenschaft ablegen müssen. Dann werden eure prahlenden Titel und euer Glanz uns eben so wenig blenden, als eure Henker und Folter uns jetzt erschrecken. Zum Zeugniß hierfür gebe ich euch zurück, was ich von euch empfangen habe." Mit diesen Worten warf er die Kezersackel, die er in der Hand hatte, auf die Erde, und löschte sie aus. Die Cardinäle



Giovanni Mollo vor den Richtern in der Kirche zu St. Maria di Minerva.

aber und die Bischöfe bissen die Zähne zusammen, und schrieten überlaut, man solle diesen verdammten Menschen aus ihren Augen fortschaffen. Darauf wurde dem Mollio und dem Weber Verusa das Urtheil gesprochen, daß sie miteinander hängen und brennen sollten. Als Mollio sein Urtheil hörte, blickte er gen Himmel empor, und sagte:

„O Jesu Christe, du mein Herr und Meister, mein Hohepriester und mein Hirt, es ist nichts auf der ganzen, weiten Welt, daran ich je größern Gefallen gehabt hätte, denn daß ich jetzt um Deines Namens willen mein Blut vergießen soll!“ —

Darauf wurden Beide nach dem Campo del Fior gebracht. Aus ihren Augen leuchtete die Fröblichkeit ihrer Herzen. Der Weber übergab seinen Geist in seines Vaters Hände, betete für seine Feinde, die nicht wüßten, was sie thäten, und ging dann getrost zum Galgen, an den ihn seine Henker aufknüpften. Giovanni Mollio dankte Gott für seine unaussprechliche Gnade, daß er ihn zum Lichte des göttlichen Wortes gebracht, und zum Zeugen seiner Wahrheit erwählt habe. Darauf wurde auch er an den Galgen gebunden neben seinem vorangegangenen Mitstreiter. Sobald dies geschehen, wurde ein Feuer unter dem Galgen angezündet, welches die Leiber der beiden Märtyrer verzehrte. Solches geschah am 5ten September des Jahres 1553. —

Franz Gamba.

(gest. 1554.)

„Wer überwindet, dem will ich zu essen geben von dem Holz des Lebens, das im Paradies Gottes ist.“ (Offenb. 2, 7.)

Er stammte aus Como, und wurde frühzeitig für die Wahrheit des Evangeliums gewonnen. Nachdem er zur vollen Erkenntniß des Heils gelangt war, machte er häufig Reisen nach Genf, um sich immer mehr in dem Einen, was Noth ist, zu befestigen. Einst genoß er daselbst mit den Gläubigen das heilige Abendmahl. Das wurde sogleich in seinem Vaterlande bekannt, und als er auf der Rückreise über den Comersee setzte, ward er auf demselben verhaftet, und zu Como in den Kerker geworfen. Sein ferneres Leiden und sein seliges Ende ist uns nur aus einem

Briefe bekannt, den ein Edelmann aus Como dem Bruder Gambas geschrieben hat. — In diesem wird Folgendes erzählt:

„Vielgeliebter Bruder! Gott weiß, wie herzlich ich betrübt bin, daß ich eures und meines seligen Bruders Tod euch melden muß. Ich habe ihm aber bei seinem Leben die Zusage gegeben, euch Alles gründlich zu berichten. Solches thue ich hiermit, und will euch die vornehmsten Punkte erzählen, die ich selbst gehört und gesehen habe. Nachdem euer Bruder gefänglich eingezogen war, sind während der ganzen Dauer seiner Verhaftung sehr viele Doctoren, Edelleute und andre Personen hohen und niedern Standes zu ihm ins Gefängniß gekommen. Sie haben ihn auf's Stärkste ermahnt, daß er sein Heil bedenken, und seine irrigen und thörichten Meinungen und eingebildeten Phantasien fahren lassen möchte. Ja sie haben ihm selbst ansehnliche Versprechungen gemacht, wenn er ihnen hierin willfahren wollte. Darauf hat ihnen Franziskus geantwortet: „Was ich bisher bekannt und beständig vertheidigt habe, das ist keine Phantasie, noch falscher Wahn, auch keine thörichte, eingebildete Meinung, sondern das reine Wort und die heilsame Wahrheit unsers Gottes und unsers Herrn Jesu Christi!“ Dann sagte er auch frei heraus, er wolle lieber sterben, als von der einmal erkannten und bekannten göttlichen Wahrheit seines einigen Erlösers und Seligmachers Jesu Christi abfallen. Nie würde er die Sache Gottes, die ihm zur Vertheidigung anvertraut wäre, durch seine Treulosigkeit verrathen. Als sie nun sahen, daß sie mit glatten Worten bei ihm gar nichts ausrichten konnten, fingen sie an, ihm mit dem Tode zu drohen, wenn er von seiner Kezerei nicht abstände. Darauf aber antwortete er mit unerschrockenem Muth: „Das ist das Erste, was ich vor allen andern Dingen begehre, und eine liebere Botschaft könnt ihr mir nicht bringen, als diese!“ — Endlich kam der Podesta (Schultheiß) von Como zu ihm ins Gefängniß, und zeigte ihm an, daß er morgen, oder übermorgen sterben müsse. Doch machte er ihm dabei große Verheißungen, wenn er widerrufen würde. Franz aber verachtete alle solche Verheißungen, und sagte, daß alle Güter dieser Welt nicht zu vergleichen wären mit den Gütern, die er von Christo empfangen würde, nämlich die unverwelkliche Krone der Unsterblichkeit und des ewigen Lebens. Auf dieser Meinung verharrte er beständig, und ließ sie sagen, was sie wollten. Ja seine Standhaftigkeit ward je länger, je größer. Des andern Tages früh kam der Scharfrichter zu ihm ins Gefängniß, und

zeigte ihm seinen Tod an. Als nun die Gerichtsglocke geläutet wurde, kamen ein Paar Mönche dahergetreten, und verlangten von ihm, er solle beichten. Er aber gab ihnen den kurzen Bescheid, sie möchten nur wieder heimziehen, denn er bedürfe solcher Geleitsleute nicht. Da hielten ihm die Mönche ein Crucifix zum Küssen vor. Er aber sprach: „Ich habe meinen Herrn und Heiland so fest in mein Herz gedrückt, daß ich eures Götzwerks nicht bedarf!“ Da sprachen die Mönche: „Wenn Du dieses Crucifix nicht anschauen willst, so wirst Du in Verzweiflung fallen, wenn Du das Feuer fühlen wirst.“ Aber er antwortete ihnen: Mein Herz ist mit heiligem Troste überschüttet, so daß ich eine solche Freude in meinem Herzen empfinde, die von eines Menschen Sinn und Verstand nicht begriffen werden kann. Denn des Leibes Schmerz wird bald ein Ende nehmen; dann wird meine Seele der himmlischen Seligkeit theilhaftig, in welcher ich mit allen heiligen Engeln und den auserwählten Kindern Gottes eine solche Freude und Herrlichkeit erhalten werde, dergleichen keines Menschen Auge gesehen, kein Ohr gehöret und die in keines Menschen Herz gekommen ist!“ Damit er aber von solchen herrlichen und tröstlichen Dingen nicht noch Mehreres reden, und vom Volke verstanden werden sollte, haben sie ihm die Zunge durchbohrt. Als er auf dem Gerichtsplatz ankam, ist er auf seine Kniee gefallen, und hat mit aufgehobenen Augen den Herrn so inbrünstig angerufen, daß sich ihrer Viele darüber verwundert haben. Und da er vom Henker aufgerichtet war, ist er alsbald angebunden und mit dem Strang erwürgt worden. Alle aber, die zugegen waren, erstaunten über seine unüberwindliche Standhaftigkeit, und Jedermann mußte bekennen, daß man einen frommen, unschuldigen Mann und wahren Märtyrer des Herrn Christi hingerichtet hätte. Das ist geschehen am 21. Juli des Jahres 1554. Dieses Mal weiß ich auch nun ferner nichts zu schreiben. Nur bitt' ich, ihr wollet euch im Herrn trösten, und euch sammt euren Brüdern und Schwestern nicht betrüben, sondern vielmehr freuen, weil ihr wißet, daß euer und mein lieber Bruder zu Gott gewandert ist, um ewige Freude und Herrlichkeit mit unserm Haupte Jesu Christo und allen heiligen Märtyrern zu genießen!“

Como, am 29. Juli des Jahres 1554. —

Pomponio Algieri.

(gest. 1555.)

Sehe ich doch vier Männer los im Feuer gehen, und sind unverfehrt, und der vierte ist gleich, als wäre er ein Sohn der Götter. (Dan. 3, 25.)

Er stammte aus Nola im Königreiche Neapel, und machte seine Studien in Padua. Hier wurde er als Verräther der päpstlichen Religion vor dem Podesta verklagt, und von diesem eingekerkert. Obwohl noch sehr jung, bewies er sich doch im Gefängniß so standhaft und tapfer, daß der Ruf davon durch ganz Italien ging. Von Padua ward er nach Venedig gebracht, und hier 4 mal wegen seines Glaubens verhört. Er selbst hat die Fragen, welche man ihm vorlegte, und die Antworten, die er darauf gab, in einem Briefe an seine Freunde aufgezeichnet. Im ersten Verhöre forderte man ihn auf, die Irthümer der römischen Kirche auseinander zu setzen. „Zuerst, sprach er, hat die römische Kirche darin geirrt, daß sie will, unsere Seligkeit soll nicht allein im Blute Christi, sondern auch in unsern Werken gegründet seyn.“ Frage: Verwirfst Du denn die guten Werke? Antwort: „Es ist etwas Anderes, die guten Werke verwerfen, und etwas Anderes, daß wir aus lauter Gnaden gerecht und selig werden. Ich glaube, daß gute Werke einem Christen nöthig seien; ja, daß Einer ohne dieselben kein Christ genannt werden kann, gleich wie ein Baum nicht gut zu nennen ist, er trage denn gute Früchte. Daß aber die römische Kirche sagt, das Gute komme von uns her, und das Himmelreich stehe in unserm Willen, das ist falsch und dem Worte Gottes stracks zuwider. Vielmehr bezeugt die heilige Schrift, daß nichts Gutes und des Lobens Werthes von uns herkomme, wenn es die Gnade Gottes nicht in uns wirkt. Auch sagt die römische Kirche, daß die Menschen erwählt werden durch ihre eigenen Verdienste und Werke, und nicht allein durch die Gnade Gottes.“ Darauf sagten die Widersacher: „Du bist ein stinkender Ketzer; Du bist ein Teufel, bist vergiftet und ausfällig; Du sollst glauben, was man Dir sagt, das sei von der heiligen Mutter, der Kirche, verordnet, und dasselbe sollst Du für einen Artikel des Glaubens halten, weil uns die heiligen Päpste und Statthalter Christi solches befehlen, und die alten Kirchenlehrer bestätigen. Du solltest

Dich schämen, daß Du so trotzig antwortest, und Dich wider die Nachfolger des heiligen Petrus, die allerheiligsten Päpste zu Rom auflehnst."

Da sprach Pomponius: „Nicht wider die heiligen Väter und Häupter, sondern wider die Tyrannen streite ich; denn wir haben nur Ein Haupt der Kirche, den Herrn Jesum Christum. Und, gleich wie Er nimmermehr von seiner Kirche getrennt wird, so ist sie auch auf Ihn allein gegründet, und kennt kein anderes Haupt, noch einen anderen Grund. Denn Ihr sollt nicht meinen, daß er thue, wie Sure Bischöfe, welche ihre anbefohlenen Schäflein einem Andern vertrauen, den sie Vicarius nennen, und selbst unterdeß zu Rom ihre Kurzweil suchen in schändlichem Leben, in Hurerei und Ehebruch. Aber der Herr Christus verläßt seine Heerde nimmermehr, sondern stärkt sie, und gibt ihr seine Liebe und Treue augenscheinlich zu erkennen." Darnach wurde er über die Sacramente, über das Fegfeuer und die Anrufung der Heiligen befragt. Die Antworten, die Pomponius gab, waren schlagende Beweise gegen Roms Jerthümer und Gräuel. Ueberhaupt enthielten die Antworten dieses vier- undzwanzigjährigen Jünglings eine erleuchtete Einsicht in das Evangelium. Dabei sind sie äußerst bestimmt und deutlich, und bilden eine der bündigsten und nachdrücklichsten Widerlegungen des Papstthums aus der heiligen Schrift und den Decretalien der Päpste selbst, die nur irgendwo anzutreffen sind. So bündig und körnig seine Beweise für die Reformation und gegen das Papstthum sind, ebenso tiefinnig, liebebeglühend und hinreißend sind die Ergüsse seines Herzens über die Seligkeit, die er im Kerker empfunden hat. Kaum findet man etwas Aehnliches der Art. Pomponius schrieb nämlich aus dem Kerker an seine evangelischen Freunde folgenden Brief: „Ich will zu euch von unglaublichen Dingen reden: ich habe Honigseim im Gedärm des Löwen gefunden. Aber, wer will glauben, was ich sagen und erzählen werde? Ich habe Erquickung gefunden in einer tiefen und finstern Grube. Ja, im Orte aller Bitterkeit habe ich Ruhe gefunden. Im Rachen der Hölle habe ich Freude und Wonne angetroffen. Ich habe da Stärke bekommen, wo Andre vor Furcht und Angst zittern! Wer will's aber glauben, daß ein Mensch in einem so elenden Zustande Lust, in einer solchen Einsamkeit gefällige Gesellschaft, in so harten Banden Ruhe finden sollte? Das will ich Euch, Ihr Lieben, sagen: die süße und gütige Hand Gottes hat mir solches Alles zubereitet. Siehe,

nun ist der, welcher zuvor weit von mir war, ganz nahe bei mir. Der, den ich zuvor nur im Finstern fühlte, und von ferne sah, denselben sehe ich jetzt ganz nahe, helle und klar. Derjenige, nach welchem mich zuvor dürstete, der reicht mir jetzt die Hand; er tröstet mich und erfüllt mich mit Freuden, und thut alle Traurigkeit von mir, und schenkt mir seine Macht und Kraft. Wer ist gleich dem Allerhöchsten, der die Betrübten tröstet, die Verwundeten heilt und die Kranken stärkt? Aber solche göttliche Gaben können nicht von der Welt verstanden werden; denn ein Unverständiger in göttlichen Dingen würde hier eher zu mir sagen: Du wirfst in die Länge den Dunst, die Hitze und den Schweiß dieses Ortes, darin Du bist, nicht ertragen können. Wie willst Du so viel tausend Ungemach und Peinigungen leiden? Willst Du vergessen Deines lieben schönen Vaterlandes, des Reichthums, der Ehre und Lust dieser Welt, Deiner Freunde und Verwandten, die Du so lieb hast? Willst Du Dich nicht vor dem Tod fürchten, der Dir alle Stunden vor Augen steht? O der großen Thorheit, daß Du dem Tode und allen diesen Beschwerden nicht entinnen willst, so es Dir doch nur Ein Wort kostet! Aber solchen armen blinden Leuten will ich mit wenig Worten Bescheid thun. Was ist heißer, als das höllische Feuer, welches den Gottlosen bereitet ist? Welches Herz ist kälter, als das Herz derjenigen, die noch im Finstern wandeln? Was ist härter und ungebahnter, als ihr böses Leben? Was ist unehrerlicher, als die jetzige Welt? Aber welches Vaterland ist lieblicher, als das himmlische? Welcher Schatz ist größer, als das ewige Leben? Welches sind wahre Freunde und Verwandte, als allein diejenigen, welche dem Worte Gottes gehorsam sind? Wo ist mehr Friede und Freude, als im Himmel? Welches Labsal und welche Erquickung kann ein Mensch haben ohne Gott? Wie will mir derjenige den Tod schrecklich machen, der selbst in seinen Sünden todt ist? Wenn Christus der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, wo sollt' ich meinen Weg hinnehmen ohne Ihn? Die Hitze ist mir wie ein Schatten unter einem schönen grünen Baume; die Kälte ist mir wie der Lenz im Herrn. Ja, wie sollte es mir vor der Hitze grauen, der ich mich auch vor dem Feuer nicht fürchte? Und wie sollte dem die Kälte schaden können, der von der Liebe des Herrn ganz brennt? Was nun den Ort meines Gefängnisses angeht, so ist's wohl wahr, daß er hart und beschwerlich ist, aber mir, als einem Unschuldigen, ist er so lieblich, gleich als wenn er auf einer Seite von Milch

und auf der andern Seite von Honig flösse, indem ich hier alle Wohlthaten Gottes betrachten kann. Der Ort an sich ist wohl rauh, aber dennoch ist er mir wie eine schöne, weite Aue, ja wie der beste und edelste Theil der ganzen Welt. Hier ist der Berg Zion, hier ist die himmlische Bürgerschaft, wo mir Christus vollkommnen Beistand leistet. Hier sehe ich um mich her die lieben Patriarchen, Propheten, Apostel, Evangelisten und die anderen treuen Knechte Gottes. Wie will man nun sagen, daß ich in einer so frommen Gesellschaft allein und ohne Trost sei? Denn hier sehe ich Etliche getödtet, gekreuzigt, gesteinigt und mit Sägen zerschnitten; andre auf dem Rost gebraten, oder in heißem Wasser und Del verbrannt. Hier sehe ich, wie man Einem die Augen austicht, dort die Zunge ausschneidet, anderswo das Haupt, oder die Hände und Füße. Die werden in einen glühenden Ofen geworfen, andre vor die wilden Thiere. So sehe ich Viele, die mit mannigfaltigen Plagen gemartert werden, und dennoch lebendig, frisch und gesund bleiben, weil sie Alle dieselbe Arznei haben, wodurch sie geheilt werden! Darum laß ab, arme, verblendete Welt, mir solche Dinge weiter vorzuwerfen. Ich will mit dem Apostel Paulus sagen: „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal, oder Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert?“ —

Liebe Brüder! dies hab' ich zu euerm Trost geschrieben. Bittet für mich! Gegeben aus dem ganz lieblichen Lustgarten meines Kerkers, genannt Leonio am 21. Juli d. J. 1555. Pomponius Algieri. —

Nach dem viermaligen Verhöre zu Venedig wurde Pomponius auf ewig zu den Galeeren verdammt. Aber Gott wollte es anders. Denn ein päpstlicher Gesandte, der damals gerade in Venedig war, schickte ihn nach Rom, um seinem Papste, Paul IV., eine Freude zu machen. Kaum war Pomponius in Rom angekommen, so wurde er daselbst in Gegenwart der Cardinäle in einem grausamen Feuer jämmerlich verbrannt. Aber jene Glaubensfreudigkeit, die ihm Gott im Kerker geschenkt hatte, schenkte er ihm auch auf dem Scheiterhaufen und bis zum letzten Athemzuge, nach welchem er von hier ins Vaterhaus abschied. —

Ludovico Paschali.

(gest. 1568.)

„Gleichwie das Gold durch's Feuer, also werden die,
so Gott gefallen, durch's Feuer der Trübsal
bewähret.“ (1 Petri 4, 7.)

Dieser vortreffliche Mann stammte aus einer angesehenen Familie der piemontesischen Stadt Coni. In der Absicht, ein Soldat zu werden, ging Ludovico nach der Stadt Nizza, wo er zum ersten Male vom Evangelium reden hörte. Der Jüngling ergriff die Lehre von der Gnade Gottes mit heißer Sehnsucht, und begab sich nach Genf, um sich ganz dem Studium der heil. Schrift hinzugeben. Es bestand daselbst um diese Zeit eine italienische Gemeinde. Diese ward einst von den in Calabrien zerstreuten Waldenser Brüdern um einen Prediger des Wortes Gottes gebeten. Man glaubte zu einem solchen Amte keinen passenderen wählen zu können, als Paschali. Aber erst kurze Zeit vorher hatte er sich mit einer Jungfrau aus seiner Heimath, Namens Camilla Guerino, vermählt. Dieser theilte er den von ihm ergangenen Ruf mit, indem er sagte: „Siehe! dieses mein Amt kann zur Ehre Gottes dienen, welche der ganzen Welt vorgezogen werden muß. Willst Du es verhindern, daß ich diese Reise zur Ehre Gottes unternehme?“ — Camilla, die ein gottesfürchtiges Weib war, sprach: „Reise hin in Gottes Namen, nur kehre zurück, sobald Du kannst!“

Einige Tage darauf reiste Ludovico mit dem Bruder Stephano Negrino nach Calabrien ab, und wurde ein Hirte der Gläubigen zu Guardia St. Risto. Im Namen Gottes fing er sogleich an, das lautere Wort Gottes zu predigen, womit er viele hungernde und durstende Seelen erquickte. Aber kaum war dies geschehen, so erhob auch Satan seine Stimme. Durch's ganze Land ging das Geschrei, es wären Lutheraner von Genf gekommen, die durch ihre keckerische Lehre Alles ansteckten. Es entstand ein allgemeines Murren; einige bissen die Zähne zusammen, andere schrien, der Ketzer müsse sammt seinem Anhange verbrannt werden. Während man nun gegen die Gemeinden auf's Grausamste verfuhr, wurden ihre beiden Hirten verhaftet, und ins Gefängniß geworfen. Hier mußten sie

gegen 8 Monate schmachten. Der Großvicar von Cosenza kam eines Tages zu Ludovico ins Gefängniß, um ihn zu verhören. „Woher bist Du?“ hub er an. „Aus Piemont,“ war die Antwort. „Hast Du nichts Andres zu thun, fragte der Vicar weiter, als hierher zu kommen, und die armen, einfältigen Bewohner von Guardia zu verführen?“ Ludovico antwortete gelassen: „Wenn Jesus Christus ein Verführer ist, so habe ich sie verführt, doch im andern Falle nicht; denn ich habe ihnen nichts andres verkündigt, als was ich in seiner Schule gelernt habe.“ — Der Vicar: „Und wo ist diese Schule?“ Darauf Ludovico: „Ueberall, wo das Wort Gottes gepredigt wird!“ — Als ihm nun der Vicar die römische Kirche und den Papst als Nachfolger Petri vorhielt, so antwortete der Bekenner mit den Worten Christi: „Es wird die Zeit kommen, daß, wer euch tödtet, wird meinen, er thue Gott einen Dienst daran; und solches werden sie euch darum thun, weil sie weder meinen Vater, noch mich erkennen.“ — „Es ist gewiß, fügte er hinzu, daß Christus hier spricht von euch und eurer Kirche, welche ganz das Gegentheil von dem thut, was Jesus Christus, Petrus und die übrigen Apostel gesagt haben!“ —

Darauf sah sich der Großvicar im Kerker um, und sprach dann zu dem Kerkermeister: „Könnte dieser hier mir wohl entweichen?“ „Nein, nein, versetzte der Gefragte; seine Füße liegen in Eisen, und wir verlassen ihn die ganze Nacht nicht!“ „Bewahret ihn wohl, fuhr der Vicar fort, und gebt ihm nichts als Brod und Wasser, und das nur einmal des Tages! Ich befehle ihn euch an unter Strafe der Excommunication!“ — Während man seinen Gefährten Negrino im Gefängniß Hungers sterben ließ, wurde Ludovico nach Cosenza gebracht. Von hier aus schrieb er einen herrlichen Trost- und Ermahnungsbrief an seine verstörte Gemeinde zu St. Risto. „Ich weiß, heißt es darin, daß mehre Bürger meines Heimathlandes sich in die Stadt zurückgezogen haben, (Genf), und daß sie dort bei Wasser und Brod glücklicher sind, als ihr jemals bei allem Gelde seyn könntet, das auf Erden ist. Der Grund davon ist dieser: Der Mensch hat einen Leib und auch einen Geist. Um zufrieden zu seyn, muß er beide mit einer Speise ernähren, welche ihnen angemessen ist. Den Leib haben wir mit den Thieren gemein, und nähren ihn, wie diese. Aber, wenn der Leib auch satt ist, so ist damit der Mensch noch nicht gesättigt und befriedigt. Sein unsterblicher Geist verlangt auch seine Speise, eine Speise, die

himmlisch und ewig ist, wie er selber. Wenn ihr also denkt, daß ihr euch sättigen könnt mit Geld und Gut, Haus, Hof und aller Herrlichkeit dieser Welt, so betrügt ihr euch selbst; und dafür will ich kein anderes Zeugniß, als euer eigenes Gewissen. Der Leib kann sich mit ein wenig Brod und Wasser begnügen, aber der Geist hat nimmermehr Genüge, wenn er nicht seine Speise findet, die für ihn bestimmt ist, ihn ernährt, und ihm die Hoffnung des ewigen Lebens aufrecht erhält. Das ist allein die Predigt des Evangeliums, deren ihr jetzt beraubt seid. Wenn ihr also volles Genüge haben wollt, so begeht euch an einen Ort, wo euer Geist Nahrung finden kann. Alsdann wird euer Gewissen zur Ruhe kommen, euer Geist wird leben, ihr werdet glücklich seyn, werdet den Namen Christi bekennen, seine Kirche bauen, und eure Feinde überwältigen!“ —

Auch an seine Frau Camilla schrieb Ludovico einen Brief voll Trost und christlicher Freudigkeit. Darin heißt es: „Wenn ich die Frucht meines Gefängnisses, die Erbauung der Kirche Gottes betrachte, so wünsche ich mir fast den Tod. Denn wenn ein wenig Standhaftigkeit, die der Herr mir gegeben hat, seinen Sohn Jesum Christum zu bekennen, schon alle diese Orte mit der Sehnsucht nach dem Evangelium erfüllt hat, und sie immer noch erfüllt, was würde die Frucht seyn, wenn Gott mich würdigen wollte, für seine Ehre mein Blut zu vergießen? — Ich möchte, daß du wüßtest, wie die Liebe, die ich einst zu Dir trug, und wäre sie auch noch so groß, nichts ist gegen die, mit welcher ich Dich jetzt liebe. Ja, ich erkenne den besondern Segen Gottes, den er über unsre Ehe verbreitet hat, und jemehr ich in der Liebe Gottes fortgeschritten bin, um so mehr ist auch meine Liebe zu Dir gewachsen. Ich weiß, daß, wie wir von Anfang dieselben Freuden zusammen genossen haben, so werden wir auch jetzt in unsrer Prüfung denselben Trost haben.“

„Freue Dich des Herrn, fürchte Gott, lies ohne Unterlaß die heil. Schrift, hilf den Armen und Kranken, tröste die Betrübten und siehe zu, daß Dein Leben eine Offenbarung der Lehre sey, zu der Du Dich bekennst! Und weil Du mit Jesu Christo auferweckt bist, so suche, was droben ist, und nicht was auf Erden ist!“ —

„Ich habe niemals so viele Brüder und Schwestern gehabt, als jetzt. Danke Gott für Alles, was er an meinem Leibe und Geiste thut! Ich habe mich meinem Heilande Jesu Christo geweiht, und weiß gewiß, daß er mich nicht verlassen wird, bis er mir den Sieg in diesem Kampfe gegeben hat!“ —

Am 14. April 1560 wurde Ludovico von Gosenza nach Neapel gebracht. Mit ihm zugleich wurden 22 Verbrecher abgeführt, die zur Galeerenstrafe verdammt waren. Von Neapel mußte er sich in kurzer Zeit nach Rom schleppen lassen, wo er in einen Thurm gefangen gesetzt wurde. Hier lag er in einer dunklen und feuchten Zelle drei Monate lang. Nicht einmal ein wenig Stroh zum Lager hatte man ihm gegeben. Die Arme und Hände wurden ihm durch dünne Cordeln so fest zusammengeknüpft, daß diese ihm durch die Haut ins Fleisch drangen. Sein Bruder Barthélemy kam von Coni nach Rom, um ihn zu besuchen. Kaum vermochte er den Anblick des Gequälten zu ertragen, so sehr hatten Bande und Gefängniß ihn zugerichtet. „Mein Bruder, sprach Ludovico, wenn Du ein Christ bist, warum zitterst Du so heftig? Weißt Du nicht, daß kein Blatt vom Baume fällt ohne den Willen Gottes? Wir wollen uns trösten durch unsern Herrn Jesum Christum, weil die Leiden dieser Zeit nicht werth sind der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden. Barthélemy besuchte seinen Bruder öfters; aber, statt daß er den Gefangenen getröstet hätte, empfing er selbst Trost von diesem. Bald aber wurden die Inquisitoren argwöhnisch, und stellten auch dem Besucher nach. Dieser ging, nachdem er Abschied von seinem Bruder genommen, nach Piemont zurück. Vorher aber bat er noch den Richter, seinen Bruder ein minder abscheuliches Gefängniß anzuweisen. „Für Euch, sprach der Richter, gibt es kein anderes Gefängniß, als dieses.“ „So erweist mir wenigstens ein wenig Erbarmen in meinen letzten Tagen, und Gott wird es auch euch erweisen.“ Da schrie der Fürchterliche: „Es gibt kein Erbarmen für solche halbstarrige und verstockte Bösewichter, als ihr seid!“ — Im Gefängnisse zu Rom konnte Ludovico auch nicht mehr an seine Liebe schreiben, wozu er doch früher noch die Erlaubniß gehabt hatte. Und da er trotz Kerker und Marter durch die Kraft Gottes fest im evangelischen Glauben blieb, wurde endlich am 8. Septbr. das Todesurtheil über den treuen Diener Christi gesprochen. Er aber dankte Gott für diese Ehre, die er ihm erzeigt hatte. Am folgenden Morgen wurde er gebunden vor das Schloß St. Angelo auf den Platz bei der Überbrücke geführt. Hier redete er noch einmal zum Volke. Er sagte, daß er nicht wegen eines Verbrechens, sondern darum zum Tode verurtheilt werde, weil er seinem Herrn und Meister, Jesu Christo, treu gewesen sei. Dann sprach er noch gegen Rom, und sagte, daß alle Handlungen Roms und des

Papstes ihn als den wahren Antichrist offenbarten! Als er diese Worte gesprochen, ward er dem Feuer übergeben. Der Papst Pius IV. und noch mehrere Cardinäle waren zugegen, und sahen mit eigenen Augen, mit welch' wunderbarer Ruhe und Freudigkeit ihr unschuldiges Schlachtopfer diese Welt verließ, um dort ewig zu leben. —

In dem Freistaate Venedig hatte die Reformation schon um 1530 feste Wurzeln geschlagen, und wurde anfangs nicht weiter von der Obrigkeit der Stadt verfolgt. — Unter den ausgezeichneten Rüstzeugen zur Verkündigung des Evangeliums an diesem Orte waren besonders:

Pietro Carnesecchi, Baldo Capetino und Baldassare Altieri.

„Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal, oder Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert?“ (Röm. 8, 35.)

Das Leben und Leiden des Ersteren soll an seinem Orte eigens erzählt werden. Der Zweite war Provinzial der Franziskaner und ein mächtiger Herold der Reformation. Er lag zwanzig Jahre in einem engen Gefängnisse, und bekannte Jesum Christum mit unerschütterlichem Muth, so daß man von seinem Glauben in ganz Italien und Europa mit Bewunderung sprach. Als die zwanzig Jahre um waren, stieg er freudig aus dem Kerker, um sein irdisches Leben in den Wellen zu endigen.

Der Dritte endlich, Altieri, war Secretär bei der englischen Gesandtschaft, und später Agent der protestantischen Fürsten Deutschlands bei der Republik Venedig. Er war ein eifriger Kämpfer Gottes, und schlug sein Leben für Christi Erlöste freudig in die Schanze. Später jedoch verschwindet er spurlos aus der Geschichte. Wenn die heimlichen Archive der römischen Inquisition einmal geöffnet werden, so werden sie auch wohl von Altieri's seligem Ende uns Aufschluß geben. Durch diese drei Männer hatte die Reformation in Venedig große Fortschritte gemacht. Als der Papst dies erfuhr, sann er sogleich auf Mittel, seine Inquisition auch hier einzuführen, und es gelang ihm wirklich, die Vornehmsten und Mächtigsten der Stadt, welche ihm wegen ihrer Pfründen zugethan waren, für seinen Zweck zu

gewinnen. Es wurde nun ein Inquisitionstribunal aufgeschlagen, welches Roms Sache so vortrefflich führte, daß, wie der alte Erzähler sagt, der Antichrist selbst es nicht schärfer noch gräulicher hätte wünschen können.

Eines der ersten Opfer der Inquisition in Venedig war: Giulio Guirlando aus Treviso.

Er war ungefähr 40 Jahre alt, als er in den Kerker, Chef des vier genannt, (d. h. der Aergste unter zehn) gesperrt wurde. Aber nicht lange sollte er allein dort gefangen sitzen; denn um dieselbe Zeit hatten etwa 23 Evangelische Capo d'Istria verlassen, um in ein Land zu ziehen, wo sie ihren Glauben frei bekennen könnten. Als sie schon zur Abreise gerüstet waren, wurden drei von ihnen, nemlich Buccella, Francesco Segna und Antonio Ricetto als Ketzer ergriffen, nach Venedig geschickt, und hier zu Giulio in den Kerker geworfen. Um dieselbe Zeit kam zu den Vierern noch ein fünfter Glaubensbruder, nemlich Francesco Spinola aus Mailand. Diese fünf Brüder stärkten sich in ihrer Gefangenschaft durch trostreiche Reden und liebliche Gesänge. Und, obgleich es in ihrem Kerker ziemlich finster war, so war es doch in ihrem Herzen ganz helle. Giulio, der am längsten gefangen gefessen hatte, sollte auch am ersten ins Land der Freiheit gelangen. Da er durch allerhand Marter und List nicht zum Abfall bezwogen werden konnte, so wurde ihm endlich das Urtheil gesprochen, daß er lebendig im Meer ertränkt werden sollte.

Am 19. Oktober des Jahres 1562 wurde er also aus dem Kerker geführt, und zwei Gondeln brachten ihn aufs Meer.

Als sie auf die Höhe angekommen waren, wurde ein Brett quer über die beiden Fahrzeuge gelegt, und Giulio auf demselben festgebunden. Als der Märtyrer nun so da lag, sprach er zum Steuermann: „Bis wir uns dort wiedersehen!“ Darauf fuhren die beiden Gondeln schnell aus einander.

Giulio rief noch im Sinken: „Herr Christe, erbarme Dich mein!“ und die Wellen schlugen über seinem Haupte zusammen. —

Buccella, der zweite von den Gefangenen, versuchte aus dem Gefängniß zu entspringen, und da ihm dies nicht gelang, ward er abtrünnig und widerrief. „Er war, wie Johannes sagt, von uns ausgegangen, aber er war nicht von uns; denn, wenn er von uns gewesen wäre, so wäre er ja bei uns geblieben, aber auf daß es offenbar würde, daß sie nicht Alle von uns sind.“ —

Antonio Ricetto war der zweite, welcher aus dem Kerker ins Paradies einging. Nachdem er 4 Jahre lang in Banden und Martern geschmachtet, ward er endlich zu Anfang des Jahres 1566 zum Tode verurtheilt. Ricetto hatte einen Sohn von 12 Jahren, den er außerordentlich liebte. Dieser kam zu ihm ins Gefängniß, und bat ihn mit kläglichem Stimm, daß er sich mit seinen Widersachern versöhnen, und ihn nicht als eine arme Waise verlassen möchte. Der Vater antwortete tief bewegt, aber fest: „Mein Kind, wenn es Gottes Ehre gebietet, so fragt ein Christ nicht nach seinen Gütern, nach seinen Kindern, noch nach seinem Leben. Darum bin ich gewillt, für die Ehre Gottes den Tod zu leiden!“ Darnach kamen die Richter zu ihm, und versprachen, ihm sein verpfändetes und verkaufte Erb gut zurückzugeben, wenn er sich mit Rom versöhnte. Aber Ricetto war durch die natürliche Liebe zu seinem Sohne nicht bewegt worden, wie hätte ihn die Liebe zu todtten Schätzen wankend machen können? Die Gefangenen, welche mit ihm im Gefängniß saßen, namentlich Julius Forlan, wissen noch viel Schönes und Erquickliches zu erzählen von der Mäßigung, Geduld und Standhaftigkeit dieses Märtyrers. —

Am 15. September des Jahres 1566, Nachts um 2 Uhr, kam der Hauptmann Clairemont ins Gefängniß, führte Francesco Sega heraus, und fragte ihn, ob er gehorsam seyn wollte? — Sega antwortete ja, und ward in den Kerker zurückgeführt. Darnach wurde Ricetto herausgeführt. Der Capitän sagte ihm: „Sega gedächte nicht zu sterben, sondern wolle gehorsam seyn. Da sprach Ricetto geschwind: „Was habe ich mit Sega zu schaffen? Ich will thun, was ich Gott, meinem Herrn, schuldig bin.“ Nach diesen Worten wurde der Bekenner sogleich gefesselt, und in eine Gondel gebracht. In dieser war ein Messpriester, welcher dem Bekenner ein hölzernes Crucifix zum Küssen hinreichte. Auch vermahnte er ihn, sich zu bekehren, damit er in der Gnade Gottes sterben, und sich mit der Braut Christi, d. h. der römischen Kirche, vermählen könnte. Aber Ricetto warf das Holz von sich, und ermahnte den Priester, wie seine Henker, nicht mehr den Herrn Jesum Christum in seinen Gliedern zu verfolgen. Hier auf nahm der Capitän dem Verurtheilten den Mantel ab, und band ihm die Hände. Weil es aber sehr kalt war, bat Ricetto, man möchte ihm den Mantel wiedergeben. Da sprach der Steuermann der Gondel: „Thut Dir jetzt die Kälte so wehe, wie will es Dir im tiefen

Meere ergehen? Warum trachtest Du denn nicht darnach, daß Du Dein Leben behalten mögest? Siehe, es ist kein Thier so klein, das nicht Lust zum Leben haben und den Tod fliehen sollte! — Darauf erwiderte Ricetto: „Ich aber sterbe, auf daß ich dem ewigen Tode entfliehen möge.“



Ricetto zum Meere hingeführt.

Als sie nun an den Ort kamen, wo er sterben sollte, band ihm der Capitän eine Kette um den Leib, beschwerte ihn mit

einem großen Stein, und setzte ihn dann auf ein Brett, das über 2 Gondeln lag. Der Märtyrer sprach: „Herr Gott, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Seine letzten Worte waren: „Vater, vergib ihnen! denn sie wissen nicht, was sie thun!“ In demselben Augenblick stießen die Gondeln von einander, und Ricetto sank ins Meer, um jenseits wieder emporzusteigen in Herrlichkeit. —

Diese schauerliche Hinrichtung in finsterner Nacht war die gewöhnliche Art, wie die römische Kirche in Italien die unschuldigen Opfer ihrer Grausamkeit heimlich wegzuräumen suchte, um ihre eigne Schande durch Nacht und Fluthen zu verbergen, und den Sterbenden die Ehre eines glaubensmuthigen Zeugens und Sterbens vor der Welt zu rauben. —

Einige Tage später wurde auch Francesco Spinola, der schon 64 Jahre alt war, den Richtern vorgestellt. Er ward über die Gewalt des Papstes, Anrufung der Heiligen und das Fegfeuer gefragt. Seine Antwort darauf ist diese: „Des Papstes Gewalt ist menschlich, aber dem Herrn Jesu Christo, als dem Haupte der Kirche, hat der himmlische Vater alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Ich bete und rufe Niemand an, als Gott allein, wie geschrieben steht; doch ist mir das Gedächniß der Heiligen lieb und angenehm, weil sie rechtschaffene Neben am Weinstocke Christi sind. —

Zuletzt aber weiß ich von keinem andern Fegfeuer, als allein vom Blute des Sohnes Gottes.“

Georg von Ghese.

(gest. am 13. März 1559.)

„Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.“ (Joh. 8, 32.)

Dieser Mann war ursprünglich Seidenwirker zu Mailand, und in seiner Kunst recht erfahren und geschickt. Er lebte in Freundschaft mit einem Kaufmann, dem Evangelist von Locarno, einem italienischen Städtchen an der Schweizer Grenze, von wo schon früher eine ganze evangelische Gemeinde der Verfolgung wegen nach Zürich ausgewandert war. Die beiden Freunde besprachen sich öfters mit einander, ob sie nicht in Zürich, als der blühendsten Handelsstadt der Schweiz, die

Seidenwirkerei einführen könnten. Nach einiger Zeit führten sie wirklich ihren Entschluß aus, und zogen hin. Georg nahm eine von seinen ältesten Töchtern mit, welche ihm in seinem Gewerbe zur Hand gehen sollte. Das Vorhaben ging glücklich von Statten. Auch unterstützten die Züricher Herren und Kaufleute das Unternehmen, weil ihre Stadt durch den neuen Gewerbszweig viel gewinnen konnte.

So fand und begründete der Mailänder Seidenwirker in Zürich sein irdisches Glück. Er sollte aber hier noch unendlich mehr finden. Die Vertriebenen aus Locarno nämlich hatten in Zürich eine eigene Gemeinde gegründet, und bekannten mit Freimuth den reinen Glauben des Evangeliums. Georg von Ghese, der ein römischer Katholik war, wollte seine Landsleute nicht ungehört verdammen, sondern sich erst mit ihrem Glauben bekannt machen. Deshalb besuchte er zu wiederholten Malen ihre Versammlungen. Nach und nach bekam er solchen Geschmack an der wahren Lehre, daß er sich endlich dem Evangelium von ganzem Herzen zuwandte. Er dankte seinem Herrn Gott, daß er ihn den Gefreuzigten hatte finden lassen, und lebte fortan mit ernster Sittenstrenge im evangelischen Glauben. So lebte er einige Zeit in Zürich, und genoß das Glück, in der Gemeinschaft mit seinem Herrn zu stehen. Da gedachte er aber seines Weibes und seiner Kinder, die er zu Mailand in der römischen Kirche zurückgelassen hatte. Er ging nun mit sich selbst zu Rathe, ob er nach Mailand gehen sollte, um sie zu holen, oder zu Zürich bleiben. Während er noch unentschlossen war, was er thun sollte, hörte er von der italienischen Gemeinde zu Genf, welche sich dort aus seinen flüchtigen Landsleuten gebildet hatte. Er zog mit seiner Tochter dorthin, wurde sehr freundlich aufgenommen, und schlug nun in dieser Stadt seine Seidenwirkerei auf. Gott segnete ihn hier reichlich mit irdischen, aber noch weit mehr mit himmlischen Gütern, so daß er im Stande war, seinen italienischen Brüdern im Leiblichen und Geistlichen reiche Unterstützung zu gewähren. Nach einiger Zeit reiste Georg nach Mailand, um seinen ältesten Sohn mit nach Genf zu nehmen. Dieser war mit seinem Oheim gerade auf einer Reise nach Venedig begriffen. Da bat der Vater einen Genfer Kaufmann, der noch längere Zeit in Mailand bleiben mußte, daß er auf seiner Rückkehr doch seinen Sohn mitbringen möchte. Der Kaufmann versprach, dies zu thun. Aber der Sohn wurde auf Betrieb des Cardinals Karl Borromäus eingekerkert.

Erst nach einem Jahre ließ man ihn gegen eine große Summe Geldes frei. Hierauf zog er nach Genf, wo er mit seiner ältesten Schwester und einem jüngeren Bruder bis zum Jahre 1607 gelebt hat. Aus seinem Munde haben wir Alles erhalten, was wir hier von seinem Vater erzählen wollen.

Georg von Ghese hatte indessen zu Genf keine Ruhe, so lange er sein Weib und den größeren Theil seiner Familie zu Mailand noch im römischen Aberglauben versunken wußte. Er eilte also nach Mailand, und bot Alles auf, um seine Hausfrau zu überreden, daß sie mit ihm nach Genf zöge. Sie aber zeigte, in der guten Absicht, ihren Mann in Mailand festzuhalten, die ganze Sache dem Cardinal Borromäus an. Dieser schickte schnell einige Beamte der Inquisition ab, und von ihnen wurde Georg von Ghese am 18 Juni 1557 gefänglich eingezogen. Zwei Tage darauf wurde er verhört. „Wohin wolltest Du, fragte man ihn, Dein Weib führen?“ „Nach Genf,“ lautete die Antwort. Der Inquisitor: „Hm, hast Du Dich also doch vom Teufel verleiten lassen, und willst noch dazu Dein ganzes Haus dem Teufel in die Arme führen?“ Georg: „Ich habe die falsche Lehre verlassen, und mich dem reinen Evangelio ergeben. Zu ihm will ich auch mein Weib und mein Haus führen, wie es einem treuen Hausvater gebührt!“ — Da fiel der Cardinal ein: „Hältst Du nicht die römische Religion für den wahren katholischen Glauben?“ Georg: „Gott hat mir die Gnade gegeben, daß ich die wahre, katholische, apostolische Religion zu Zürich und Genf erkannt habe!“ Der Cardinal: „Du bist allzustolz, weil Du auf Deinen eigenen Verstand traust!“

Georg: „Ich bin nicht stolz, vertraue auch nicht auf meinen Verstand; Gott hat mir Gnade gegeben, daß ich die Wahrheit erkannt habe.“ Da konnte der Cardinal seinen Grimm nicht länger verbeißen, und brach in die Worte aus: „Unsinniger! der Teufel jagt Dich; Du willst weiser seyn, als wir allzusammen, und als Deine Vorfäter.“ Georg ward hierauf in ein dunkles, tiefes Loch unter einem Stadthore gelegt, wo er keinen Strahl der Sonne sahe, und sich nicht einmal aufrichten konnte.

Nach einiger Zeit wurde er wieder hervorgezogen, und ihm mit arglistigen Worten zugesetzt, daß er seinen Glauben verleugnen sollte. Er blieb standhaft. Da warf man ihn in ein noch fürchterlicheres Gefängniß, in welchem er, ohne mit einem Menschen zu sprechen, 18 Monate lang schmachten mußte. Dann aber brachten sie ihn an einen geräumigen, hellen Ort, um ihn durch

die Furcht, wieder in den vorigen Kerker gebracht zu werden, wankend zu machen.

Inzwischen hatten einige andere Gefangene die Mauer und die Erde bis ins Freie durchgraben. Auch Georgs Kerkermauer durchbrachen sie, und ermahnten ihn, mit ihnen zu entfliehen. Es geschah dies gerade um die Stunde der Mitternacht. Zu seinem Weibe konnte Georg nicht zurückgehen, weil er von derselben schon einmal verrathen war. Er begab sich daher zu einem Stiefbruder, der 5 Meilen von Genf entfernt wohnte, und hoffte bei diesem sicher leben zu können. Der Bruder nahm ihn scheinbar freundlich auf, ließ aber durch seinen Sohn dem Inquisitor melden, daß der berühmte Ketzer in seinem Hause wäre. Der Inquisitor schickte sogleich den Prosos mit einigen Häschern ab. Georg ward gefangen, und in den Kerker zurückgebracht. Nach 15 Tagen wurde er verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden. Er empfing die Sentenz mit gelassenem Muth. Mönche und Priester kamen zu ihm, um ihn zu trösten. Er heftete seine Augen gen Himmel, und betete sehr inbrünstig. Darauf wurde er nach dem Richtplatz abgeführt. Hier war eine Hütte von Holz und Stroh erbaut, in welcher der Verurtheilte sein Leben enden sollte.

Georg ging selbst hinein, rief den Namen des Herrn an, und blieb fröhlich und selig bis zum letzten Augenblicke. Mit ihm wurde noch ein evangelischer Katechismus verbrannt, den er mit nach Genf gebracht hatte. Sein Sohn war gezwungen worden, der Verbrennung des Vaters zuzusehen. Das geschah am 13. März 1559. —

Der halbverbrannte Leichnam Georgs sollte den Vögeln zur Speise werden. Aber ein Schulmeister von Mailand ward durch den seligen Tod des Märtyrers so ergriffen, daß er mit Gefahr seines Lebens den Leichnam desselben an einem einsamen Orte begrub. Dann floh er aus Mailand, ging nach Genf, lernte hier das reine Evangelium kennen, und lebte in demselben bis an seinen Tod. —

Petrus Paulus Bergerius.

(gest. den 4. Oktober 1565.)

„Ihr waret weiland Finsterniß, nun aber setz ihr ein
Licht im Herrn.“ (Eph. 5, 8).

Dieser Glaubenszeuge, welcher aus Capo d'Istria in Illyrien abstammte, war Doctor der Rechte und ein eifriger Anhänger Roms. Als Churfürst Friedrich der Weise von Sachsen im Jahre 1512, wie an seinem Orte erzählt ist, für seine neuerbaute Kirche Reliquien suchte, wandte er sich auch nach Italien. Er erhielt deren sehr viele durch Bergerius, mit Hülfe des sächsischen Mönchs Burcard Baro Schenk, der in Venedig lebte. Als aber Friedrich später zur Erkenntniß der Wahrheit kam, und nun keine Lust mehr hatte, die theuern Reliquien zu bezahlen, schickte er sie alle dem Bergerius zurück. Doch wurde dieser Verdruß, welchen die Reformation dem Bergerius brachte, von ihm bald wieder verschmerzt. Im Jahre 1530 nämlich schickte Papst Clemens VII. ihn als seinen Nuntius an König Ferdinand auf den Reichstag zu Augsburg. Er sollte da mit allen römischen Schlangenkünsten zu verhindern suchen, daß die Deutschen ein National-Concil hielten. Mit Pimpinelli erledigte er sich in großer Treue seines Auftrages, und bewies, daß der Papst an ihm einen brauchbaren Mann gefunden hatte, um seinen wankenden Thron zu stützen. Von Augsburg begab Bergerius sich nach Weimar, wo er in aller Freiheit mit Churfürst Johann Friedrich unterhandelte. Er hatte geheime Instructionen vom Papste erhalten, welche dahin lauteten, das Concil durch alle Mittel zu hintertreiben. Nach einiger Zeit rief der Papst ihn wieder nach Rom zurück, damit er ihm über die Deutschen Bericht erstatte. Als er aber merkte, daß Bergerius seine Rolle trefflich gespielt hatte, schickte er ihn 1535 wiederum nach Deutschland. Er sollte den Protestanten hier vorlügen, es sei dem Papste Ernst mit einem Concil, und schließe er zu dessen Abhaltung Mantua vor. Auf dieser Sendung kam Bergerius nach Wittenberg, und traf im churfürstlichen Schlosse mit Luther zusammen. Ueber die Art und

Weise, wie er mit ihm verhandeln solle, hatte er auch genaue päpstliche Instructionen. Ehe Luther zur Besprechung ging, ließ er sich barbieren, und sagte scherzend: „Der Nuntius des allerheiligsten Vaters hätte ihn fordern lassen, und also müßte er sich wohl puzen, damit er fein jung aussehe, und seine Feinde erschrecke, daß er noch lange leben und ihnen noch viel Abbruch thun könne.“ Die Unterredung begann.

Bergerius rühmte zuerst die Hochachtung des Papstes und der Cardinäle gegen Luther. Dann sprach er ihr Bedauern aus, daß ein so wackerer Mann, der dem heiligen Stuhle so vortreffliche Dienste hätte leisten können, nun ihr Feind geworden sei; und wie man in Rom nach nichts mehr trachte, als ihn wieder zum Freunde zu haben. Vor 18 Jahren wäre doch seine Lehre noch unerhört gewesen. Was wären aber nun für Saaten und Mißgestalten daraus hervorgegangen! Ob denn eine solche Lehre auch wohl von Gott seyn könne? —

Aber Luther wäre in sich selber zu verliebt, da er lieber die ganze Welt in Unruhe brächte, als mit seinen Warnungen zurückhielte. Er möge nur an Aeneas Sylvius denken; der habe auch anfangs seine eigenen Meinungen gehabt, und darum kaum ein Canonicat erhalten können. Sobald er sich aber geändert hätte, wäre er bald Bischof, dann Cardinal und endlich selbst Papst geworden. Ja, Bessarion wäre aus einem elenden trapezuntischen Mönche auch Cardinal geworden, und es hätte nicht viel gefehlt, so würde er auch Petri Stuhl bestiegen haben.“ So zeigte Bergerius dem sächsischen Mönche im Hintergrunde einen lockenden Cardinalsstuhl und die besondere Gunst des Papstes. Luther aber antwortete kurz: „Vor Roms Haß fürchte er sich nicht, nach Roms Gunst frage er nicht. Er wolle auch fürderhin in seinem Amte fortfahren, nur als ein unnützer Knecht. Was die Unruhen beträfe, so müßte das Evangelium das Schwert bringen, wie Christus es vorausgesagt hätte. Wollte der Papst auf dem Concile den heiligen Geist präsidiren lassen, so wolle er kommen, doch nicht dem Papste zu Gefallen, sondern um Christi Ehre zu fördern. Man müsse aber erst die Heuchellarbe ablegen, und wahre Buße thun. Kein Irrthum wäre so abgeschmackt und unvernünftig, den nicht gelehrte und sich auf ihre Weisheit verlassende Leute vertheidigten, bis Gott endlich die Weisheit der Klugen zu Schanden mache.“ An Aeneae Sylvii aber und Bessarions Exempel lehre er sich nicht, verhoffe auch, der Papst werde viel eher Luthers

Lehre, als Luther des Papstes Lehre annehmen.“ — Dann sprachen sie noch ein Mehreres über den Ort des abzuhaltenden Concils. „Der Papst will nach Wittenberg kommen“, sagte Bergerius höhrend. „Laß ihn kommen!“ war Luthers kurze Antwort; „wir sehen's nit ungern.“ — Soll er mit einer Armee kommen, oder nicht?“ — „Wie er will; wir wollen es Beides erwarten.“ So endete die Unterredung, die wahrscheinlich spurlos an Bergerius Herzen vorüber ging. Möglich allerdings, daß sie ihm schon jetzt einen Stachel ins Herz gegeben hat. Aber dann hat er auch gewiß gegen ihn angekämpft, und ihn auch wieder herausgezogen. Denn er spielte seine alte Rolle noch eine lange Zeit fort. Er begab sich von Wittenberg zu Markgraf Georg von Brandenburg, und von ihm zu Churfürst Johann Friedrich von Sachsen. Selbst auf dem Convente zu Schmalkalden erschien er, um überall, nach dem Plane des Papstes, die Verhinderung des laut geforderten allgemeinen freien Concils in einer deutschen Stadt durchzusetzen. Dann ging er nach Dresden zu dem eifrig katholischen Herzog Georg, und nach Prag zu König Ferdinand, um sich auch bei ihnen seines päpstlichen Auftrages zu entledigen. Endlich kehrte er nach Rom zurück, und legte nun dem Papste Rechenschaft von seiner Wirksamkeit ab. Der Papst fühlte wohl, daß er diesem Manne viel zu verdanken hätte, und daß er ihn zu noch wichtigeren Dingen brauchen könne. Er machte ihn also zum Bischof von Capo d'Istria oder Justinopolis, schickte ihn aber sogleich nach Neapel zum Kaiser, der gerade von seinem afrikanischen Zuge zurückgekommen war. Er sollte ihm die deutschen Angelegenheiten schildern, und ihn für des Papstes Pläne vorbereiten.

Als im Jahre 1541 der Convent zu Worms gehalten wurde, war auch Bergerius zugegen, wie es hieß, als Französischer Gesandter, eigentlich aber im geheimen Auftrage des Papstes. Er hielt an die Stände eine Rede von der Einigkeit und dem Frieden der Kirche, und gab zu, daß die römische Kirche im Leben gefehlt habe, nicht aber in der Lehre. Doch mußte er gestehen: „Es hat das folgende Alter allmählig und bei Gelegenheit unter den guten Lehren auch einige Mißbräuche und Aberglauben dulden müssen. Und dieselben, meine ich, müsse man mit der Wurzel ausrotten, und den Weizen von der Spreu reinigen.“ — Dann aber lenkte er gleich wieder um, und meinte, manche Mißbräuche hätten einen guten Anfang gehabt.

Indessen Bergerius Stunde hatte nun bald geschlagen, wo ihn sein Herr und Meister zu einem aufrichtigen, treuen und lauten Diener des Evangeliums umwandeln wollte. — Schon als er wieder nach Rom kam, raunte man sich gegenseitig in die Ohren, er wäre von der lutherischen Ketzerei angesteckt worden. Im Jahre 1545 ordinarie der Papst einige neue Cardinäle. Auch Bergerius hatte auf der Candidaten-Liste gestanden, wurde aber wegen des Verdachtes der Ketzerei übergangen. Als Bergerius dies erfuhr, eilte er nach Capo d'Istria, und begann, um die Gnade des Papstes wieder zu gewinnen, ein Buch gegen „die Apostaten Deutschlands“ zu schreiben. Während er aber so die Bücher der Evangelischen las, um sie zu bekämpfen, wurde er plötzlich von ihnen besiegt. Jetzt half kein Widerstreben mehr. Er ließ die Hoffnung auf den Cardinalsstulz fahren, und begab sich zu seinem Bruder Johann Baptista Bergerius, dem Bischof zu Pola, um ihm seinen Zustand zu offenbaren. Baptista erschrock, daß sein Bruder vom Teufel im Strick der Ketzerei gefangen sei. Dieser aber ermahnte ihn, fleißig die h. Schrift zu lesen, und insonderheit die Stellen, welche von der Rechtfertigung handelten. Baptista folgte diesem Rathe, und verglich die Lehren des h. Geistes mit denen Roms. Es währte nicht lange, so war auch er von Jesu Christo, dem Siegesfürsten, überwunden. Er dankte seinem Bruder, daß er ihn zur Schrift hingewiesen hätte. Beide verbanden sich nun zu gemeinschaftlicher Thätigkeit für die Sache des Evangeliums. Ein Jeder sollte in seinem Bisthum das Volk treulich belehren, aus der Unwissenheit reißen, und ihm den Weg zur wahren Glaubensgerechtigkeit zeigen. Indem sie so beide als rechte Bischöfe ihr Amt in der Kraft des h. Geistes verwalteten, so fielen ihnen Viele aus dem Volke zu, und lauschten mit Begierde ihren Worten. Die Mönche aber kamen schier außer sich vor Zorn, liefen zu den Inquisitoren und wehlagten über das Unglück, welches daraus entstehen müßte, wenn man die beiden Bischöfe länger schalten ließe. Sogleich machte sich Hannibal Grison, einer von den Inquisitoren, nach Pola und Capo d'Istria auf, brach in die Häuser der Bürger, durchsuchte sie nach ketzerischen Büchern, und predigte öffentlich, daß alle die verflucht wären, welche die lutherischen Ketzer nicht angäben. Denen, die sich bekehrten, und um Gnade flehten, versprach er gelindere Strafen. Die aber, welche heimlich Ketzer blieben, und nachher von Andern angegeben wurden, bedrohte er mit Feuer und Schwert, ging

Haus für Haus, und setzte alle Bewohner in Angst und Schrecken. Da fanden sich denn Viele, welche ihre Blutsverwandten, Aeltern, Frauen, Männer, Kinder bei Grison angaben. Die aus den höheren Ständen mußten heimlich, die aus den niederen öffentlich ihre Ketzereien bekennen und widerrufen. Denen, die das neue Testament in der Muttersprache gelesen hatten, verbot er bei Leibesleben, das nie wieder zu thun. Eines Sonntages predigte er nach der Messe zu Capo d'Istria: „Ihr Leute! ihr leidet allerhand Schaden und Noth, bald an euren Delbäumen, bald am Weinstock, bald an Kornfrüchten, bald an Vieh und andern Habseligkeiten. Daran ist euer Bischof und die andern Keger Schuld. Und ihr habt eher keine Erleichterung zu hoffen, bis diese gestraft werden. Am ersten kommt ihr dazu, wenn ihr sie Alle mit einander auf einmal zu Tode steinigt!“ —

Jetzt merkte Bergerius, daß er in seinem Bisthum nicht länger sicher leben könne. Er begab sich nach Mantua zum Cardinal Herkules Gonzaga, welcher früher sein Freund gewesen war. Dieser aber scheute sich, den bischöflichen Keger bei sich zu beherbergen, zumal, da er vom römischen Gesandten zu Venedig, Joh. Casa, und von Rom selbst vor dem Keger gewarnt wurde. Bergerius mußte, von seinen Freunden verlassen, weiterziehen, und wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Da mochte ihm wohl wieder beifallen, was ihm einst Luther vorhergesagt hatte, daß die wahre Erkenntniß Gottes nothwendig Verfolgung und Leiden mit sich bringe. Endlich faßte der Flüchtling den kühnen Entschluß, nach Trident zu gehen, wo das bekannte Concil damals angefangen hatte. Er hatte nichts anders im Sinne, als hier vor aller Welt, vor Papst, Cardinälen und Bischöfen von seinem Glauben Rechenschaft abzugeben. Der Papst hätte den muthigen Mann gerne aus dem Wege räumen lassen. Allein er durfte den Ort nicht unsicher machen, weil es ja ein freies Concil seyn sollte. Er konnte also nichts weiter thun, als seinem Legaten befehlen, den Keger zu keiner Session zuzulassen. Das geschah denn auch. Da beschloß Bergerius, wieder in sein Bisthum zu gehen. Als er aber nach Venedig gekommen war, verbot ihm Joh. Casa, nach Capo d'Istria zurückzukehren, und wies ihn nach Rom. Bergerius aber hatte durchaus keine Lust, geradezu seinem Henker in die Arme zu laufen, begab sich also nach Padua. Hier wurde sein evangelischer Glaube durch den Anblick des verzweifeltsten Apostaten Francisco Spiera mächtig gestärkt.

Dieser nämlich war ein Rechtsgelehrter, und von der Wahrheit des Evangeliums so fest überzeugt worden, daß er es mit allem Eifer ausgebreitet hatte. Aber als Johann Casa ihm mit Feuer und Schwert gedroht hatte, war sein Glaube wankend geworden. Er schwor, wider besseres Wissen und Gewissen, wie er selbst gesteht, den evangelischen Glauben. Dagegen schwur er, obwohl überzeugt, daß er eine Lüge beschwöre, die römische Kirche sei die allein seligmachende, die rechte apostolische. Kaum aber hatte er geschworen, so fing sein Gewissen an, ihm entsetzliche Unruhe zu machen. Er fiel in eine unheilbare Gemüthsfrankheit, die auch seinen Leib darnieder warf und verzehrte. Er fühlte nichts Geringeres, als daß er die Sünde gegen den heiligen Geist begangen hätte, und verzweifelte an der Gnade und Barmherzigkeit Gottes. Bergerius und Andere saßen oft lange an seinem Schreckensbette, und hielten ihm die trostreichen Verheißungen Gottes vor. Allein er sagte, die gingen ihn nichts an; er wäre und bliebe ein Kind des Todes und der ewigen Verdammniß. Jemehr ihn Bergerius in die Gnade Gottes hineinführen wollte, um so entschiedener behauptete Spiera, daß sie wohl für alle Menschen sey, aber nur nicht für ihn. „Ja, sagte er, er wüßte selbst alle die Gnadenverheißungen, er könne sie selbst hersagen. Das that er denn auch in solcher Weise, daß er dadurch selbst eine angefochtene Seele hätte trösten können. „Aber, rief er dann aus, das ist Alles für die Anderen, nur nicht für mich; ich bin verloren!“ Bergerius wollte mit ihm beten, und sprach ihm das Vater Unser vor. Er wiederholte es, und erklärte dann selbst jede einzelne Bitte aufs Trostreichste; nur auf sich konnte er keine derselben anwenden. Zu andern Zeiten war er ganz stumm und starr, wenn Bergerius oder Andere mit ihm beten wollten. Wie ein Schattenbild lag er da, bleich und an allen Gliedern zitternd. Es war entsetzlich, diesen Mann ohne Trost, ohne Hoffnung und Frieden daliegen zu sehen. Zuletzt konnte er den Schmerz der Verzweiflung nicht länger ertragen. Er suchte den Tod, und wollte keine Speise mehr zu sich nehmen. Nur mit Noth konnten ihm die Aerzte einige Fleischbrühe einträufeln. Der Seelenschmerz und die Verzweiflung Spiera's wuchsen immer mehr, bis er endlich im Jahre 1548 dahinsuhr. — Durch diesen entsetzlichen Anblick wurde Bergerius wunderbar in seinem Glauben gestärkt. Er hätte ihn nicht mehr verleugnet um alle Herrlichkeit der Welt, nicht um sein eignes Leben. In dieser Stimmung

schreibt er an einen Freund: „Ich fühle, um die Wahrheit zu gestehen, bisweilen einen solchen Drang in meinem Innern, daß ich mich kaum enthalten konnte, an die Zimmerthüre des Legaten von Venedig zu gehen, und ihm zuzurufen: Hier bin ich! Wo sind eure Gefängnisse und Scheiterhaufen? Stillt eure Lust an mir, und verbrennt mich um Jesu Christi Willen! Setzt, wo ich Gelegenheit habe, den unglücklichen Spiera zu trösten, und ihm bekannt zu machen, was bekannt werden zu lassen Gottes Wille war!“ — Ohne weiteres Bedenken beschloß Bergerius jetzt, sein Vaterland zu verlassen, und mit ihm Gut und Ehre, Freunde und alles Andere Preis zu geben. Er dachte, sich an einen sichern Ort zu begeben, wo er Gott im Frieden dienen, und das Evangelium weiter ausbreiten könnte. Zuerst ging er zu den Graubündnern, und verkündete den Bewohnern des armen abgeschlossenen Thales Veltlin das reine Wort Gottes. Doch sein Meister wollte ihn auf einen größeren Schauplatz führen. Herzog Christoph von Württemberg hörte von ihm, und berief ihn in sein Land. Das war ums Jahr 1549. Sein Bruder Johann Baptista war indeß gestorben, und, wie man vermuthet, an Gift. In Tübingen lebte Bergerius nun in stiller Zurückgezogenheit, aber immer streitend für seinen Heiland. Er schrieb viele Bücher gegen den Papst und die römische Kirche, und konnte ihre Irrthümer unverholen aufdecken, weil er einst selbst in ihnen gewandelt hatte. In einer dieser Schriften stellt er sich spottweise als Freund des Papstes, und rath ihm, wie er mit den Ketzern auf dem Concilio handeln solle. „Der Papst, sagt er, müsse vor Allem sorgen, daß er Herr über die Schrift bleibe. Die Bischöfe müßten die Richter, die Lutheraner aber die Beklagten bleiben. Man sollte die Keger ja nicht im Concilio reden lassen, denn sie verstünden die Bibel und die Sprachen sehr gut. Die Bischöfe aber wären Kinder dagegen, und die, welche etwas mehr verstünden, hätten schon das lutherische Gift im Herzen. Gröpper und Andere verstünden wohl das canonische Recht, nicht aber die Schrift. Man müsse die Lutheraner auf die Traditionen weisen, wie's auch in andern Concilien gehalten sei. Denn, blieben die Keger bei der Schrift, und man räumte ihnen das ein, so hätten sie gewonnen, und der heilige Stuhl hätte verspielt. Summa, die Sache sähe sehr verwirrt aus.“

Unterdessen hatten die zu Trident versammelten Bischöfe den Bergerius aus ihrer heiligen Mitte verstoßen, und ihn mit ewigem Bannfluche belegt. Er aber ward seiner Seligkeit nur

um so gewisser und ging frohen Muthes nach Königsberg, wohin er 1555, wahrscheinlich von Herzog Albrecht, berufen wurde. — Allein in Königsberg herrschten damals viele Streitigkeiten, die dem Bergerius im Grunde der Seele zuwider waren. Er liebte seinen Herrn und Meister von ganzem Herzen, und begehrte nur, seinen Fußstapfen in Demuth, Einfalt, Frieden und Liebe nachzufolgen. Darum ließ er sich in all solches ärgerliches Schulgezänke nicht ein. Auch hatte er darum nicht Rom und die Menschenfagen verlassen, um nun die Ansicht irgend eines streitsüchtigen Menschen gegen treue Brüder durchfechten zu helfen. Er wollte nur leben in der Liebe und Gemeinschaft des Vaters und des Sohnes und treuer Brüder. Darum fühlte er sich unwiderstehlich zu der Gemeinschaft der böhmischen Brüder, dieser alten Protestanten, hingezogen, in deren stille Kreise jene verwirrende Streitigkeiten nicht drangen, und die Alles daran setzten, ihrem Herrn und Meister im heiligen Leben nachzufolgen.

Von Königsberg aus machte Bergerius Missionsreisen nach Litthauen zum Fürsten Radziwill, und nach Groß- und Klempolen. Auch besuchte er den Reichstag zu Warschau, und trug hier überaus viel zur polnischen Reformation bei. Er schilderte den Polen sehr lebendig, wie er ehemals selbst ein päpstlicher Legat gewesen, und die Kunstgriffe Roms sehr gut verstanden und ausgeübt hätte. Aber er habe die Betrügereien nun erkannt, und wäre durch Gottes Gnade aus dem antichristlichen Babel entronnen, was er denn auch den Polen wünschte, und zu thun rieth. Hier in Polen lernte Bergerius die böhmischen Brüder, die sich dorthin geflüchtet hatten, näher kennen und mehr lieben. Besonders wurde er ein Freund ihrer Kirchenzucht, und ließ selbst 1558 ihre Bekenntnißschriften drucken.

Um diese Zeit verfaßte er auch viele Schriften, in denen er kräftig gegen den Papst stritt, übersehte die besten evangelischen Werke der Deutschen in's Italienische, damit sie seinen Landsleuten bekannt würden. Auch hat er die Bibel in die slavonische Sprache übersezt. Während Bergerius so für's Evangelium, das er einst mit Eifer bekämpft hatte, wirkte, und mit aufrichtigem, einfältigem Herzen arbeitete, hatten ihn die Päpstlichen auf mancherlei Weise wieder in ihre Netze zu ziehen gesucht. Sie mußten nämlich mit Schmerzen erfahren, daß gerade er ihnen am meisten ihre Pläne zu Schanden machte. Auch that es ihnen weher, sich solche Wunden von einem abgefallenen päpstlichen Nuntius, als von einem Lutheraner schlagen zu lassen.

Aber Bergerius widerstand allen Lockungen. Wir haben noch einen Brief von ihm, den er bei seiner Rückkehr nach Tübingen an den Bischof Delfino zu Lissena geschrieben hat. Darin heißt es unter Andern: „Er wäre entschlossen, in den württembergischen Landen zu sterben, und bei der Kirche zu bleiben, der er durch Gottes Barmherzigkeit angehöre, sollte er auch in der größten Armuth sterben. Nach weltlicher Ehre frage er nichts, sondern er wäre bereit, um Christi Willen zu leiden. Auch achte er es sich für eine Ehre, vom Papste abgesetzt zu seyn, zum Zeichen, daß auch er einer von denen sei, denen das Himmelreich zugehöre. Was das aber beträfe, daß ihn der Legat gebeten, mit an der Wiedervereinigung beider Kirchen zu arbeiten, so achte er dafür, daß sie sich nimmermehr vertragen ließen.“

Daß man aber von ihm begehrte, er solle keine italienische Schriften mehr nach Italien senden, das dünke ihm sehr seltsam. Denn sie mordeten und brennten ja immerfort; so möchte man ihm doch Feder und Papier gönnen. Das wäre fürwahr das Zeugniß einer schlechten Sache, daß sie ihrem Schwert und Feuer nicht mehr den Sieg wider elendes Papier zutrauten. Er wünschte endlich noch dem Legaten, daß Gott ihn, wie Paulum und ihn selbst, den Schreiber dieses Briefes, bekehren, und ihm die Schuppen von den Augen fortnehmen möchte!“ —

Im Jahre 1558 schrieb er auch einen Brief an seine frühere Gemeinde zu Capo d'Istria. Er beschreibt darin zuerst die Abgötterei und den blinden Götzendienst, den er die vielen Jahre, wo er Bischof gewesen, getrieben habe. Dann beweist er ihnen, daß die Lehre, der er jetzt zugethan sei, die wahre christliche wäre, und ermahnt sie endlich, dem Papstthum abzusagen, und durch keine Gefahr sich abschrecken zu lassen. Um dieselbe Zeit hatte der Italiener Hippolytus Gizzola von Brescia auf Befehl des Papstes in einem Buche viele Evangelische, und besonders den Bergerius angegriffen. Er beschuldigte sie, daß sie viele Geschichten im alten und neuen Testamente, die ihnen nicht anständen, leugneten, auch die Episteln Pauli verfälschten. Bergerius verantwortete sich in einer eigenen Schrift, und widerlegte die falschen Beschuldigungen, und bekannte darin offen seinen reinen evangelischen Glauben. Unter Andern sagt er: Man habe zwar Alles versucht, um ihn, wie den verlorenen Sohn, wieder zur Vereinigung mit der römischen Kirche zu bringen. Aber er zweifle ganz und gar nicht,

der himmlische Vater werde ihn bei der erkannten Wahrheit erhalten, daß er mit großer Freude sterben könne. Die Welt widere ihn an; er begehre aber aufgelöst und bei Christo zu seyn, und wünsche, daß er selbst vom Antichrist getödtet werde, damit sein Tod demselben noch einen Schandfleck anhänge." —

So wirkte Petrus Paulus Bergerius bis an sein feliges Ende, das am 4. October 1565 zu Tübingen erfolgte. Jakob Andreä, der Mitarbeiter an der Concordienformel, hielt ihm die Leichenrede, lobte seine Beständigkeit, und tadelte nur an ihm, daß er das Streiten nicht verstanden hätte. Der gute Andreä meinte, das mache erst einen vollkommenen Theologen, wenn man in den sogenannten Kriegen des Herrn wohlgeübt und versucht sey, und einen Sieg nach dem andern über die Ketzer davon trage. Allein Bergerius hatte einen ganz andern Begriff von der Reformation. Er schrieb zwar selbst sehr scharf wider das Papstthum, aber es betrückte ihn doch herzlich, daß viele protestantischen Theologen ihre Kräfte, die sie wider das Papstthum hätten brauchen sollen, wider sich selbst anwendeten, und sich unter einander bissen und fräßen. In seinen zahlreichen Schriften dringt Bergerius immer darauf, daß die Reformation das erste Christenthum in Lehre, Leben und Wandel wiederherstellen müsse. Die Lehrer müßten rechte apostolische Männer seyn, den Geist Christi, Liebe, Sanftmuth und Demuth haben; an allen evangelischen Christen müßte man in der That spüren, daß das Evangelium in ihren Herzen kräftig geworden sei, und sie zu wahren thätigen Glauben entzündet habe, so daß, wenn man die neuen evangelischen Kirchen ansähe, man die alte apostolische Kraft und Herrlichkeit darin anträfe. Denn es könne nicht anders seyn, eine reine lautere Lehre müsse auch ein reines, lauterer Christenthum wirken. Der Ruhm eines evangelischen Lehrers müsse der seyn, daß er in Einfalt und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleischlicher Weisheit und bitteren Streitigkeiten, sondern in der Gnade Gottes auf der Welt wandle. Es müsse beobachtet werden, was der Apostel schreibt; „Ist Jemand unter euch, der Lust zu zanken hat, der wisse, daß wir solche Weise nicht haben, die Gemeinne Gottes auch nicht.“ (1 Kor. 11, 16.) Nun aber nannten sich Viele evangelische Christen, die im Leben das Evangelium verleugneten. Denn sie führten ein gottloses Leben, waren geizig, ehrfürchtig, zänkisch, Säufer und den Wollüsten ergeben. Dadurch wurde das Evangelium ebensowohl als durch andre Sectirer geschändet; so gut als durch die Päpste, Schriftgelehrten

und Pharifäer. „Daraus erfieht man denn, fagt ein Schriftsteller jener Zeit über ihn, daß Bergerius feinen beften Streit wider die noch in großem Schwange gehenden Sünden vieler Evangelifchen gefekt, und mit Fleiß gewünscht, ein Kind und Stümper in den Controversen zu feyn, dagegen ein vollkommener Mann in dem Leben, das in Christo ift, zu werden, wohl wiffend, daß Christum lieb haben, better sei, als alle Streitschriften und Kunstgriffe zu wiffen, und an den Fingern herzuzählen!“ —

Pietro Carnesecchi aus Florenz.

(Im Jahre 1567.)

„Sie werden euch in den Bann thun!“ (Joh. 16, 2.)

Selten hat die Natur, oder um besser zu fagen, die Güte Gottes einen Mann mit so herrlichen Gaben nach allen Seiten hin ausgestattet, als ihn. Sein Leib entsprach ganz den ausgezeichneten geistigen Schätzen, die in ihm, als seinem Tempel, aufbewahrt wurden. Denn von Wuchs und Anfehn war er sehr schön, sein Benehmen war höchst würdevoll und doch einnehmend, sein Verstand scharf, lebhaft und kräftig. Solche glänzenden Eigenschaften und Gaben wurden nun durch eine sorgfältige Erziehung noch veredelt und gesteigert. Es konnte nicht fehlen, daß sie ihn bald in die Gesellschaft von Königen und Fürsten führten, und ihm den Weg zu hohen Ehrenstellen in der Kirche bahnten. Er schien, sagt der alte Berichterstatter, von Jugend auf bestimmt zu seyn, nur vor Königen, und nicht nur vor Niederen zu stehen. Pietro gelangte deßhalb schon als Jüngling zu einem ausgezeichneten Rufe. Der Cardinal Sadoletto nennt ihn einen im hohen Grade tüchtigen und gebildeten jungen Mann. Papst Clemens VII. machte ihn zu seinem Geheimsecretair, dann zu seinem apostolischen Notar, und schenkte ihm zwei Abteien. Im Munde des Volks ging das Gerüde, Carnesecchi regiere die Kirche mehr, als der Papst. Doch Pietro sollte auf dieser glänzenden Laufbahn nicht weiter fortschreiten. Gott hatte für ihn einen andern Weg bestimmt, der über Golphatha am Kreuze vorbei zum himmlischen Throne führt. Der erste Schritt zu diesem Wege hin war eine Reise Pietro's

nach Neapel, wo er das Haus des dortigen Secretärs, Joh. Baldez, betrat. Es war dies ein spanischer Edelmann, welcher durch Kaiser Karl V. nach Italien kam, und hier nun ein Arbeiter am Evangelium wurde. Pietro und Baldez wurden bald Freunde, und aus Freunden Brüder in Jesu Christo. Durch Baldez angeregt, las Pietro die ältesten Kirchenväter, und vor allem das Wort Gottes selbst, in welchem alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß verborgen liegen. Gott gab auch Gnade zu diesem Werke, so daß Pietro sich immer fester an den alleinigen Mittler, Jesum Christum, anklammerte, und immer entschiedener alle Menschenfahrungen von sich wies. Seine Freunde, mit welchen er sich anfangs in der Erkenntniß des Evangeliums förderte, offenbarten bald eine andre Gesinnung. Der Eine von ihnen, Flaminio, blieb auf halbem Wege stehen, der Andre aber, der Cardinal Pole, verbarg feige, was er als Wahrheit erkannt, und verfolgte selbst später, was er früher bekannt hatte. Pietro indessen ging rastlos voran, weder nach rechts, noch nach links schauend, damit er den schmalen Pfad, der nach Golgatha führt, nicht aus den Augen verlieren möchte. Aber die Späherblicke der Inquisitoren durchschauten bald, was mit ihm vorgegangen war. Im Jahre 1546 ward er nach Rom geladen. Die Anklagepunkte, welche man gegen ihn vorbrachte, waren hauptsächlich diese: 1) daß er mit entflohenen Ketzern Briefe gewechselt habe; 2) daß er verdächtige Leute mit Geld unterstütze, und ihnen zur Flucht behülflich sei; 3) daß er Menschen zu Schullehrern empfohlen habe, die mit ketzerischen Katechismen die Jugend vergifteten. Papst Paul III. aber schlug die Anklage nieder, und Pietro verließ sein Vaterland, in welches er erst 1552 wieder zurückkehrte. Fünf Jahre lang war es ihm nun vergönnt, mit seinen Freunden und Glaubensbrüdern in Padua ruhig zu leben. Sobald aber Paul IV. Papst geworden, wurde er im October 1557 zum zweitenmale nach Rom citirt. Da er jedoch nicht erschien, wurde im April 1559 der Kirchenbann über ihn ausgesprochen. Zugleich erhielt die Obrigkeit den Auftrag, ihn zu ergreifen, und als Ketzern zu bestrafen. Doch Paul IV. hob den Bann wieder auf, und nun genoß Pietro 6 Jahre lang Ruhe. Was er während dieser Zeit gethan, davon geben uns die Klagen des Cadecchi, eines katholischen Kirchengeschichtschreibers, Zeugniß. „Carnesecchi, sagt dieser, ließ sich durch die Milde des Papstes nicht bessern. Vielmehr fuhr er fort, in und außer

Italien mit Kettern umzugehen, und sie mit Geld zu unterstützen. Auch las er immer die Schriften der Ketzer, besonders Luthers, mit großer Freude. Solche Frevel konnte endlich die göttliche Langmuth nicht mehr ertragen.“ —

Im Jahre 1565 wurde Pius V. Papst, der früher ein vortrefflicher Vorsteher der Inquisition gewesen war. Dieser beschloß sogleich, sich Pietro's zu bemächtigen, es koste, was es wolle. Letzterer hielt sich damals gerade zu Florenz am Hofe des Herzogs Cosimo auf, der ihm seine Freundschaft und Gunst bezeugte. An ihn schickte der Papst einen Boten ab, der ihn auffordern mußte, seinen Schützling als Gefangenen auszuliefern. Pietro saß eben an der Tafel, als die Botschaft anlangte. Der Herzog befahl ihm, aufzustehen, und übergab ihn in die Gewalt des päpstlichen Dieners. An den Papst selbst schrieb er folgende Worte: „Wenn der heilige Vater wegen einer solchen Ursache meinen Sohn von mir verlangte, so würde ich ihn in Ketten ausliefern.“ —

Dafür erhielt er vom Papste den Titel eines Großherzogs. Carnesecchi wurde nach Rom gebracht, und der Inquisition übergeben. Die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an Jesum Christum war der erste von den 34 Artikeln, die als Anklage gegen ihn erhoben wurden. Außerdem ward er beschuldigt, daß er mit deutscher Ketzerei umginge, so wie auch mit einigen vornehmen Italienerinnen, die der Ketzerei verdächtig waren; endlich, daß er die Absicht gehabt habe, von Florenz nach der Kesterstadt Genf zu gehen. Die Richter hielten ihm mit großer Beredsamkeit, die Kesterstrafe vor, und ermahnten ihn, zu widerrufen. „Aber nein!, sagt der obengenannte Cadecchi, mit verstocktem Herzen und unbeschnittenen Ohren schlug er die wiederholten Ermahnungen in den Wind, und ließ die Bedenkzeit verstreichen, die ihm mehrmals gegeben ward; kurz, auf keine Weise ließ er sich bewegen, seine Irrthümer zu widerrufen, und in den Schooß der wahren Kirche zurückzukehren!“ Das ist ein schönes Lob aus dem Munde eines bittern Feindes. Es bekundet auf's herrlichste, daß Pietro im evangelischen Glauben fester stand, als ein Fels im Meere. Nachdem er 14 Monate lang im Gefängniß gelegen, und Rom immer vergebens auf seinen Widerruf gewartet hatte, wurde endlich am 16. August 1567 das Todesurtheil über ihn gesprochen. Papst Pius ließ an einem Sonntage in der Kirche alle Katholiken auffordern, sich zur Vollstreckung des Urtheils einzufinden. Doch

zögerte man mit der Hinrichtung noch bis zum 3. Oktober, immer noch auf einen Widerruf harrend. Gott aber, der Vater, hielt sein Kind bei der Hand, daß es nicht strauchelte, noch sich aus dem Vaterhause verirrte. Endlich, am 3. Oktober 1567, wurde Pietro Carnesecchi, der standhafte Streiter Christi, zum Richtplatz geführt, enthauptet, und dann verbrannt. Nun durfte der Märtyrer den von Angesicht zu Angesicht schauen, an den er hier so unerschütterlich geglaubt hatte. —

Galeazzo von Caraccioli,

Marquis von Vigo.

(gest. 1586.)

„Ich will Dich unterweisen, und Dir den Weg zeigen, den Du wandeln sollst.“ (Ps. 32, 8.)

Es ist wunderbar, wie der liebe Gott, trotz aller Hemmungen von Außen, die Menschen in seinen Dienst zu ziehen weiß. Davon haben wir schon herrliche Beispiele in der ersten Zeit der christlichen Kirche gehabt. —

So waren bekanntlich Nero und Domitian zwei geschworene Feinde Christi. Sie wütheten mit entsetzlicher Unmenschlichkeit gegen die armen Christen. Aber dennoch lachte der Herr ihrer, und, während sie tobten, ersocht er in ihren eigenen Häusern seine glänzendsten Siege. Denn Paulus schreibt an die Philipper: „Es grüßen Euch die Brüder, sonderlich die von des Kaisers (Neros) Hause.“ —

Von Domitian aber haben 3 Blutsverwandte, der Consul Flavius Clemens und die beiden Flavia Domitilla, theils mit ihrem Leben, theils mit Aufopferung aller irdischen Güter für Christum gezeugt. So war es zu Anfang des Christenthums, und so auch zur Zeit der Reformation. Der heftigste Feind des Evangeliums unter allen Päpsten war wohl Paul VI. Und gerade in seinem Hause ersocht Jesus Christus einen wunderbaren Sieg an Pauls Nessen, Galeazzo. —

Er war der älteste Sohn Antonios von Caraccioli, Marquis von Vigo, eines der ersten neapolitanischen Granden.

Seine Mutter stammt aus der altadligen Familie der Caraffi, und war eine Schwester des fanatischen Cardinals Caraffa, der später als Papst Paul IV. das Evangelium mit allen Mitteln auf Tod und Leben bekämpfte. Als Galeazzo 20 Jahre alt war, heirathete er Vittoria, die Tochter des Herzogs von Nuceria, die ihm ein sehr großes Vermögen einbrachte. Er lebte mit ihr in der innigsten, treuesten Gattenliebe. Sie schenkte ihm 6 Kinder, und die Liebe und Zärtlichkeit der beiden Ehegatten stieg mit jedem Tage. Man konnte die Familie der Caraccioli in der That eine glückliche nennen. Galeazzo führte mitten in dem üppigen Neapel einen höchst sittsamen, tadellosen Lebenswandel. Er war leutselig, dabei talentvoll, und hatte sich Kaiser Karl V. durch hochwichtige Dienste aufs äußerste verbunden. So öffnete sich vor seinen Augen eine überaus glänzende Zukunft. Im Staate, bei Kaiser und Volk hoch geachtet und bewundert, zu Hause von einem treuen Weibe und 6 lieben Kindern umgeben, im Herzen von einer gewissen Gottesfurcht und Sittenstrenge erfüllt, das waren, nach Menschen-Gedanken die sichern Pfeiler eines beständigen Glückes. Da erhoben in Neapel Johann Baldez, Pietro Martyre, Flaminio und Andere ihre Stimme für das Evangelium. — Sie predigten, daß der Mensch nur Frieden mit Gott und Jesu Christo haben kann, wenn er durch den Glauben gerecht worden ist. Galeazzo hörte ihre Predigten, und fühlte sogleich im Herzen einen Unfrieden, einen Schmerz, den ihm alles häusliche Glück nicht vertreiben konnte. Das war das Feuer des h. Geistes, das, von Jesu Christo angezündet, die Schlacken seines Herzens verzehren sollte, damit das reine Gold darin zurückbliebe. — Während so Galeazzo mit sich selbst kämpfte, mußte er den Kaiser nach Deutschland begleiten. Das hatte der Herr vollbracht, der von sich sagt: „Ich will Dich unterweisen, und Dir den Weg zeigen, den Du wandeln sollst; ich will Dich mit meinen Augen leiten. (Ps. 32, 8.)“ Galeazzo fühlte in seinem Herzen, daß er in Deutschland noch etwas Wichtigeres zu thun habe, als Kaiser Karls Reichsgeschäfte in Ordnung zu bringen.

Er wollte seine Seele in Ordnung bringen. Darum suchte er, und fand auch den vertrauten Umgang einiger der angesehensten und entschiedensten Protestanten. Mit großem Seelenhunger las er ihre Schriften, in denen sie den Weg des Heils nach der heil. Schrift lehrten. Während er noch so den Frieden suchte, kam er nach Straßburg. Hier traf er den Peter Martyr,

der in Neapel den ersten Stachel in Galeazzo's Brust geworfen hatte. Auch er hatte, wie an seinem Orte eigens erzählt ist, das Vaterland um Jesu Christi Willen verlassen, und irrte heimatlos auf der Erde umher. Diese Glaubensentschiedenheit seines Landsmannes wirkte in Galeazzo gleiche Entschiedenheit. Bald stand er ganz und ungetheilt auf Seiten des Evangeliums. Sobald er Kaiser Karls Aufträge ausgeführt hatte, kehrte er in seine Vaterstadt Neapel zurück. — Seine Verwandten, selbst sein Weib, ahnten noch nicht, was mit ihm vorgegangen war. Er aber war entschlossen, zur Ehre des Herrn zu wirken. Zunächst suchte er die einzelnen Seelen, die in Neapel dem Evangelium im Stillen zugethan waren, auf. Er bemühte sich, sie zu regelmäßigen und öffentlichen religiösen Zusammenkünften zu bringen. Sie aber besaßen nicht seinen Glaubensmuth. Die blutigen Maßregeln der letzten Zeit hatten sie mit Schrecken erfüllt. Daher traten sie mit ihrer Ueberzeugung nicht offen hervor, und nahmen selbst, um allen Argwohn zu vermeiden, von Zeit zu Zeit am römischen Gottesdienste Theil. Das konnte Galeazzo nicht über sich bringen; und doch fühlte er sich gedrungen, in der Gemeinschaft der Heiligen zu beten, und seinem Erlöser zu singen. Jetzt entstand ein neuer, heißer Kampf in seiner Brust. Was sollte er thun? Sollte er seinen Glauben verleugnen, oder auch nur verhehlen, der ihm theurer war, als das Leben? Das vermochte er nicht; denn das Wort Matth. 10, 33. war zu tief in sein Herz geschrieben. Auch war seine Liebe zum Heilande, der ihm alle Sünden vergeben hatte, zu glühend, als daß er ihm hätte wehe thun sollen. Sollte er Vater, Weib, Kind, Haus, Ehre, Land um Christi Willen verlassen? Die weltlichen Besitzungen und Würden, wie groß und hoch sie auch waren, kosteten ihm keinen Seufzer. Aber, wenn er an den Kummer dachte, den sein Abschied seinem alten Vater machen würde, der ihn mit väterlichem Stolz als Erben seiner Titel und Stütze seiner Familie betrachtete, so bebt sein Herz. Am schmerzlichsten aber schien ihm die Trennung von seinem treuen Weibe, das ihn eben so heiß liebte, und von seinen 6 Kindern, den theuren Unterpfändern ihrer Verbindung. Wenn er an sie dachte, so überfiel ihn wieder eine unaussprechliche Angst, und er schauderte wieder vor dem Entschlusse zurück, zu welchem ihn sein Gewissen vorher getrieben hatte. So rang er lange mit sich selbst, bis endlich sein Heldenglauben siegte. Er zerriß, um Christi Willen, die zartesten Bande, die vielleicht je

einen Mann an Vaterland und Familie knüpfen, und kehrte entschlossen einem Glücke den Rücken, welches gewiß wenige Sterbliche, so wie er, genossen haben. Sein Entschluß stand jetzt fest. Er fühlte sich gedrungen, die Gemeinschaft der Römischen zu verlassen, um in die der Evangelischen und des dreieinigen Gottes zu treten. Seinen Verwandten durfte er seinen Entschluß nicht offenbaren. Sie hatten ihn wegen seines frommen Lebens, das er nun seit einigen Jahren führte, in Verdacht. Auch äußerten sie ihr Mißfallen über seinen entschiedenen Widerwillen gegen die Lust des Hofes. Der Gedanke aber, daß Galeazzo ein Keger seyn könnte, war den Verwandten unerträglich. Daher nahm er keinen langen Abschied von ihnen, wie jener Jüngling im Evangelium zu thun verlangte, um sich nicht neuen, schweren Versuchungen auszusetzen. Ganz plötzlich verließ er Neapel, und reiste über Augsburg nach Genf. Im Juni 1551 kam er hier an, und seine Erscheinung erregte mit Recht ein ungeheures Erstaunen. — Man hielt es nicht für möglich, daß Caraffa's Nefte zur Fahne des Evangeliums geschworen, und für dasselbe Alles, auch das Theuerste auf Erden, verlassen habe. Anfangs hielt man ihn für einen Spion, wie es ja auch Apostel Paulus ergangen war, dessen Neugeburt die verfolgten Christen auch nicht für möglich halten konnten. Bald aber überzeugte er die evangelische Kirche, daß er in Wahrheit für die Eine köstliche Perle Alles verkauft habe. Genf frohlockte und dankte Gott; der kaiserliche Hof staunte; Vater, Weib und Verwandte trauerten. Ein Better wurde beauftragt, ihn zurückzubringen; doch der Versuch war vergeblich. Da verlor er durch Kaiserlichen Urtheilspruch sein ganzes, großes, mütterliches Vermögen, und für sich und seine Erben alle Ehren und Würden. Doch konnte ihn dieser Verlust nicht schwer treffen, da er schon viel werthvollere Güter verlassen hatte. Zu Verona kam er mit seinem Vater zusammen, und blieb dort so lange, bis der Vater für Galeazzos Sohn die Aufhebung jenes Urtheils erwirkt hatte. Im folgenden Jahre traf er noch einmal mit seinem Vater in Mantua zusammen, wo ihm sein Oheim, Papst Paul IV., das Anerbieten machte, sicher vor der Inquisition im Venetianischen zu wohnen. Er wollte nur nicht den Schimpf erleben, daß der edelste Sohn der Familie in der verhassten Kegerstadt Genf wohne. Galeazzo aber wollte lieber in der Gemeinschaft seiner Brüder bleiben, als sich im feindlichen Lande den Versuchungen des Satans aussetzen. Er kehrte

also nach Genf zurück. Im Jahre 1557 erhielt er von Vittoria, seinem vielgeliebten Weibe, den ersten Brief. Sie bat ihn um eine Zusammenkunft an einem dritten Orte. Es wurde dazu ein Eiland gewählt, das an der dalmatischen Küste, gegenüber seinem väterlichen Stammschlosse Bigo, lag. Galeazzo eilte nach diesem Orte, Namens Lesina, voller Erwartung hin. Aber Vittoria erschien nicht; statt ihrer zwei von seinen Söhnen. Der Beichtvater Vittorias nämlich hatte das Geheimniß erfahren, und ihr bei Verlust ihrer Seelen Seligkeit verboten, mit dem kezerischen Gatten zusammenzukommen. Galeazzo küßte seine Kinder, und ging mit schwerem Herzen nach Genf zurück. Da langte ein zweiter Brief Vittorias an, und forderte noch einmal zu einer Zusammenkunft auf. Galeazzo eilt zum zweiten Male nach Lesina, aber Niemand ist da. Er muß das Räthsel lösen, das Schweigen brechen, durchschneidet den Golf, und erscheint in seines Vaters Schloß. Da war ein Jubel und Jauchzen! Ein Fest folgte dem andern! Umarmungen von Vater, Weib und Kindern wechselten mit einander. Das Schloß wimmelte mehre Tage lang von Fremden, die den Wiedergekommenen zu begrüßen eilten. Galeazzos brechendes Herz konnte den Jubel nicht länger ertragen. Es mußte zu einer Erklärung kommen. Galeazzo bat seine Gattinn, mit ihm nach Genf zu ziehen, wo sie unter seinem Dache volle Religionsfreiheit haben solle. Sie aber weigerte sich dessen mit Entschiedenheit. So lange er von der fluchwürdigen Kezerei angesteckt sei, dürfe sie als Gattinn nicht mit ihm zusammen leben. Dahin hatte sie der Beichtvater gebracht. So war denn seines Bleibens hier nicht länger, und er nahm von seinem greisen Vater Abschied. Dieser setzte nun alle Liebe bei Seite, ließ seiner Leidenschaft ungehemmten Lauf, und überhäufte den Sohn mit Vorwürfen und Verwünschungen.

Galeazzo's Herz zerriß; doch er blieb fest um Christi Willen. Als er aus dem väterlichen Gemache trat, hatte er eine noch schwerere Probe zu bestehen. Sein Weib, seine Kinder und viele Freunde warteten in der Halle auf ihn. Vittoria fiel ihm um den Hals, brach in Thränen aus, und beschwor ihn, sie nicht zur Wittwe, und ihre Kleinen nicht zu Waisen zu machen. Die 6 lieben Kinder vereinigten ihr Flehen und ihre Thränen mit denen der Mutter. Die älteste Tochter, ein hoffnungsvolles Mädchen von 13 Jahren, umschlang seine Kniee, warf sich vor seine Füße, und wollte den über Alles geliebten

Vater nicht ziehen lassen. Darüber brach Galeazzo's Herz zusammen. Wie er sich endlich losgerissen hat, wissen wir nicht. Aber seine Besinnung war ihm darüber entschwunden. Er kam erst zu sich durch das Geräusch, welches die Schiffer machten, als sie das entgegengesetzte Ufer des Golfs erreicht hatten. Galeazzo wußte selbst nicht, wie er in dem allzuschweren Kampfe gesiegt hatte. Christus war mit ihm gewesen, aber der Kampf hatte ihm alle Kräfte gekostet. Als er auf der einsamen Küste wieder etwas zu sich kam, da stand das fürchterliche Bild des Abschieds in den hellsten Farben vor seiner Seele. Er konnte es nicht wieder los werden. Oftmals hat er hernach seinen Freunden erzählt, wie es ihm lange Zeit gewesen sei, als schaute er noch immer in das zürnende Auge seines greisen Vaters, hörte noch immer dessen Flüche, sähe Vittoria und die Kinder an seiner Brust in Thränen, und fühlte seine Tochter an seinen Füßen sich anklammern, als könne er nicht voranschreiten.

Galeazzo's Rückkehr nach Genf verursachte große Freude; denn man hatte für sein Leben gefürchtet. So schmerzlich für den Vatten, Vater und Sohn auch der Besuch im Schlosse zu Vigo war, so wurde er doch durch den barmherzigen Arzt geheilt. Besonders verschaffte ihm der Gedanke Ruhe und Friede, daß er ohne Abschwörung des Evangeliums nicht mit seiner Familie hätte leben können. Er arbeitete nun in Genf besonders für seine geliebten Landsleute. Es hatte sich dort eine italienische Fremden-gemeinde gebildet, wo alle, um des Evangelii willen aus Italien Vertriebenen, aufgenommen wurden, und woran sich auch die aus andern päpstlichen Ländern, besonders aus Spanien Geflohenen, angeschlossen. Diese Gemeinde aber hatte leider die erste Liebe wieder verlassen. Das schmerzte Galeazzo tief. Er betete für sie, und es gelang seinem Eifer auch, die Liebesglut wieder bei ihr zu entzünden. Indessen sehnte sich sein Herz nach einem andern Herzen, das immer um ihn und bei ihm wäre. Da Vittoria auf mehrmalige Einladung nicht zum Vatten kam, so fielen nach neunjähriger Frist die Gerichte nach dem kanonischen Recht den Urtheilspruch der Scheidung. Calvin und die andern Theologen gaben ihre Zustimmung, und Galeazzo vermählte sich von Neuem mit Anna Freimeiere, der Wittve eines französischen Flüchtlings aus Rouen. Galeazzo lebte mit ihr glücklich und in Frieden. Genf gab ihm das Bürgerrecht, baute ihm auf öffentliche Kosten ein Haus, und nahm ihn in den großen und kleinen Rath auf. Fürsten, Gesandte, Theologen, alle durch Genf reisenden hohen Personen

machten dem weltberühmten Marquis, — denn so ward er allgemein genannt, obgleich er sich selbst niemals diesen Titel beilegte, — ihre Aufwartung. Er empfing sie liebeich, aber einfach. Niemand sah es ihm an, daß er aus einem goldenen Pallaste stammte; so sehr hatte er Alles vergessen.

Im Jahre 1572 lud ihn der edle, fromme Admiral Coligny zu sich nach Paris. Galeazzo war schon auf der Reise zum Freunde begriffen, als ein unvorhergesehener Umstand dieselbe aufschob. Nach kurzer Zeit bekam er die Kunde von der schrecklichen Pariser Bluthochzeit, in der sein Gastfreund als erstes Opfer gefallen war. Gott hatte ihn augenscheinlich vor einem gleichen Geschick bewahren wollen, indem er seine Reise verhinderte. Galeazzo wohnte nun 5 Jahre lang in Nyon und Lausanne, zog dann aber nach Genf zurück, wo er, bis an seinen seligen Tod im Jahre 1586, lebte. Er war 68 Jahre alt, als er in seines Vaters Haus einging, in die Wohnung, die ihm sein Herr und Meister, Jesus Christus, bereitet hatte. —

Pietro Martyre Vermigli.

(gest. 1562, am 21. November.)

Er war im Jahre 1500 von ehrbaren Aeltern in Florenz geboren. Den ersten gelehrten Unterricht, besonders in der lateinischen Sprache, erhielt er von seiner Mutter. Schon in seinen ersten Jünglingsjahren fühlte er einen unwiderstehlichen Drang in sich, seine Kräfte dem alleinigen Dienste Gottes zu widmen. Deshalb begab er sich in seinem 16. Lebensjahre, doch gegen den Willen seiner Aeltern, in den Priester-Orden der Augustiner. Nachdem er im Kloster Fiesole sein Noviziat beendet hatte, besuchte er die Universität Padua, und nachmals die berühmtesten Hochschulen seines Vaterlandes. Die griechische Sprache verstand er meisterhaft. Zu Bologna lernte er von einem jüdischen Arzte, Namens Isaaß, auch das Hebräische. So war denn Pietro mit einer gediegenen Kenntniß der Grundsprachen des alten und neuen Testaments ausgestattet, welche ihm dazu verhalf, einer der bedeutendsten Reformatoren Italiens zu werden. Dazu besaß er eine große Beredsamkeit und eine

seltene Gabe, Alles, was er selbst für wahr hielt, auch Andern auf eine überzeugende Weise darzustellen. Deshalb wurde er von seinen Ordensbrüdern, den Augustinern, zu ihrem öffentlichen Prediger gewählt. Als solcher zeichnete er sich zu Rom, Bologna, Pisa, Venedig, Mantua, Bergamo und Montferrat durch die Gründlichkeit und Beredsamkeit seiner Kanzelvorträge aus. Auf diese Weise hatte er sich seinen Ordensbrüdern durch seine Talente und Arbeiten sehr empfohlen. Sie wählten ihn deshalb einmüthig zum Abte von Spoleto, und bald darauf zum Propst des Collegiums von St. Pietro ad aram zu Neapel. Es war dies eine der ausgezeichnetsten und einträglichsten Stellen.

Solches geschah um's Jahr 1530, im 30. Jahre seines Alters.

So waren denn dem strebsamen und kenntnißreichen Pietro Martyre glänzende Aussichten zu einer schnellen und sichern Beförderung in der römischen Kirche geöffnet. Sein Name wurde mit Auszeichnung genannt, und seine Ordensbrüder waren stolz auf ihn. Allein, wenn er auch bis jetzt noch ein gehorsamer Sohn der römischen Kirche war, so regte sich doch bereits in ihm ein mächtiges, evangelisches Leben. Das mußte ihn immer mehr bewegen, sich von Rom loszusagen, und sich Christo rückhaltlos in die Arme zu werfen.

Pietro hatte nämlich im Convente seines Ordens die heil. Schrift erhalten, und las dieselbe mit großem Eifer und zum Heil für seine Seele. Später kamen ihm reformatorische Schriften von Zwingli und Bucer in die Hände, welche tiefe Eindrücke bei ihm hinterlassen hatten. So war sein Seelenzustand beschaffen, als er jene einträgliche Stelle in Neapel erhielt. Hier, auf dem Wege zu Roms Ehren, sollte er sich von Rom auf immer abwenden, und sich dem Evangelio zukehren. Zu Neapel lebte nämlich um diese Zeit ein spanischer Edelmann, Johann Baldez, welcher Secretär des Vicenkönigs war. Dieser, durch Taulers und Luthers Schriften zu einem evangelischen Glauben geführt, war durch Kaiser Karl V. nach Neapel gekommen. Hier redete er mit unbeschreiblicher Liebenswürdigkeit von dem, was er selbst glaubte, und gewann sehr viele Herzen für Christum. So mußte denn der Kaiser, welcher die Vertilgung der Ketzerei zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte, gegen seinen Willen ein Werkzeug seyn, die Ketzerei des Evangeliums auszubreiten. Kann man Pietro Martyre als

römischer Propst in Neapel angelangt, so wurde auch er von Johann Waldez, dem mächtigen Prediger des Wortes Gottes im Laiengewande, unwiderstehlich angezogen. Die evangelischen Keime, welche schon in ihm schlummerten, sproßten kräftig hervor, und standen bald in herrlicher Blüthe. Waldez hatte mit magnetischer Kraft viele bedeutende und reich begabte Männer angezogen, und um sich gesammelt, welche mit Freuden ihre Gaben zu den Füßen Christi niederlegten. Unter ihnen sind besonders zu nennen: Pietro Carnesecchi und Giovanni Mollio, die, wie an seiner Stelle besonders erzählt ist, beide die Märtyrerkrone erlangt haben. Dann Bernhardino Ochino, ein Kapuziner-Mönch, der mit der unwiderstehlichen Kraft seiner Rede ganz Italien in Staunen und Bewegung gesetzt hatte. Sein schneeweißes Haupthaar, der starke Bart, welcher bis auf den Gürtel herabreichte, vereint mit dem bleichen Gesichte, das die Spuren vieler Seelenkämpfe zeigte, machten einen tiefen Eindruck, und erhöhten die Macht seiner Rede. Zu diesen Herolden des Evangeliums gesellte sich auch der römische Propst Pietro Martyre, und er war nicht der Letzte unter ihnen. Während der beredete Ochino seinen Lieblingslehrsatz von der Rechtfertigung durch den Glauben an Christum von der Kanzel herab verkündigte, hielt Martyre Vorlesungen über die Briefe des Apostels Paulus. Er suchte darin die Gemüther, welche von Ochino wie im Sturm genommen waren, durch eine klare und ruhige Auslegung des Evangeliums nachhaltig zu befestigen, und dauernd zu gewinnen. Die Mönche mehrerer Klöster, viele Adlige und Geistliche bischöflichen Ranges besuchten Martyre's gründliche Vorlesungen. Als bald sanken in Neapel die Menschenfessungen Roms vor dem reinen Evangelium, wie einst Dagon vor der Bundeslade Jehova's. So war in Neapel der Same des göttlichen Wortes durch die obengenannten Männer, besonders durch Pietro, reichlich ausgestreut, und Gott der Herr gab seinen Segen dazu. Denn bald bildete sich in Neapel eine protestantische Kirche und Gemeinde. Männer und Frauen, wie aus dem niedrigsten, so aus dem ersten Range im Königreiche, waren ihre Mitglieder. Unter ihnen befand sich der edle Galeazzo Caraccioli, Marquis von Vico, dessen Mutter eine Schwester des Cardinals Caraffa (Papst Pauls des IV.) war, der später, 1551, nach Genf floh, wo er beim Bekenntniß des Evangeliums, trotz aller äußeren Lockungen durch Hab und Gut, Ehre und Ruhm, Weib und Kind

bis an seinen Tod (1586) beharrte, wie oben weiter erzählt ist. Doch gar bald erhob sich der heftigste Widerstand von Seiten der Diener Roms, die vom Vicerönige beschützt wurden. Von Rom aus wurde gegen Martyre der Bannstrahl geschleudert; allein er besaß so sehr die Gunst und Liebe der Hohen, wie der Niedern, und selbst die mehrerer Cardinäle, daß das Bannedikt bald zurückgenommen wurde. — Während die Gemeinde zu Neapel noch der Ruhe genoß, und täglich solche hinzugethan wurden, die da selig werden wollten, starb 1540 Johann Baldez, dem sie hauptsächlich ihre Gründung zu verdanken hatte. „Sein Tod, schreibt ein Zeitgenosse, ist ein wahrhaft großer Verlust für uns und die Welt; denn Baldez war einer der seltensten Menschen in Europa. Ohne allen Zweifel war er der vollendetste Mann in allen seinen Worten, Handlungen und Rathschlägen. Bei seinem hageren, schwächlichen Körperbau erhielt er sich kaum am Leben, allein sein edlerer Theil, sein geistiges Wesen, war gleichsam entkörpert, ganz der Betrachtung der Wahrheit und göttlichen Dingen gewidmet!“ — Pietro Martyre konnte wegen des Klimas nicht länger in Neapel bleiben. Er begab sich seiner Gesundheit wegen nach Lucca, der Hauptstadt einer kleinen, aber blühenden Republik am genuesischen Meere, damit auch hier Christus verkündigt würde. Während seines Aufenthalts in Lucca wurde er General-Visitor der Augustiner-Mönche in ganz Italien. Alsdann ward er zum Prior zu St. Tridiano in Lucca ernannt, mit welchem Amte bischöfliche Gewalt verbunden war. In dieser hohen Stellung wendete Martyre besonders seine Aufmerksamkeit auf die Novizen in der Abtei, die er auf die Quelle alles Lebens, die heilige Schrift, hinleitete. Er stiftete ein Seminarium, bei dem er nur gelehrte, dem Evangelium ergebene Männer anstellte. Besonders ließ er sie in den biblischen Grundsprachen unterrichten, damit sie selbstständig aus der Quelle des Lebens schöpfen könnten. Er selbst wendete Alles, was die Jünglinge gelernt hatten, auf die Erklärung der heil. Schrift an, und hielt Vorträge über die Psalmen und das neue Testament, die von allen Gelehrten und vielen Patriciern Lucca's besucht wurden. Auch predigte Martyre öffentlich vor dem Volke das reine Evangelium. So bildete sich denn durch seinen Eifer in Lucca bald eine eigene Gemeinde, deren Pfarrer er selbst wurde. Viele von ihnen, — und darunter befanden sich die ehrwürdigsten Bewohner der Stadt, — legten die entschiedensten

Beweise ächter Frömmigkeit und eifriger Anhänglichkeit an den protestantischen Glauben ab.

Während dieser Zeit kam Papst Paul III. sammt dem Kaiser Karl nach Lucca. Man fürchtete, daß die Feinde Martyre's diese Gelegenheit benutzen würden, ihn zu verklagen, und daß sein Leben dadurch in Gefahr gerathen würde. Allein Papst Paul ließ ihn unangefochten. So wurde er von den Bewohnern der Stadt geehrt und geliebt. Allein bald kam die Zeit der Trübsal. Im Frühjahr 1543 wurden die Inquisitionstribunale in Italien aufgeschlagen, und es begann eine blutige Verfolgung. Martyre besand sich in Lucca in großer Gefahr. Die Mönche seines Ordens, aufgebracht durch die von ihm eingeführte strenge Kirchenzucht, säumten nicht, ihn anzuklagen, und seine Schritte zu belauschen. Ein ganzes Jahr lang sah er sich ihren geheimen Anschlägen und öffentlichen Verleumdungen ausgesetzt, gegen die ihn noch eine Zeit lang die Liebe der Lucceser zu schützen vermochte. Martyre's Feinde ruhten indessen nicht. Zuerst erwirkten sie die Verhaftung eines seiner Freunde, welcher der Ketzerei verdächtig war. Dadurch ermutigt, reichten sie eine förmliche Anklage gegen Martyre beim Papste ein. Nach den verschiedenen Klöstern wurden Boten abgesandt, um die Mönche zu heßen. Sie sollten sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, um durch Bestrafung ihres Gegners „ihre alten Freiheiten“ wieder zu erlangen. Martyre erhielt hierauf den Befehl, unverzüglich vor einer Generalcongregation des Ordens zu erscheinen, welche in Genua zusammengekommen war. Doch er wurde von seinen Freunden vor den Fallstricken gewarnt, mit welchen man seinem Leben nachstellte. Da beschloß der Reformator nach reiflicher Ueberlegung, sich der Wuth und Arglist seiner Feinde zu entziehen. Einen Theil seiner Bibliothek wies er dem Kloster zu, den übrigen vertraute er einem Patricier von Lucca an, um sie ihm nach Deutschland nachzusenden. Dann brachte er die Angelegenheiten des Klosters in Ordnung, übergab die Aufsicht desselben seinem Vicar, und verließ mit 3 Freunden die Stadt. In Pisa schrieb er einen Brief an die Mönche des Klosters zu Lucca. Er setzte darin die großen Irrthümer und Mißbräuche der römischen Kirche und des Klosterlebens insbesondrer auseinander. Als Grund seiner Entweichung führte er die Anschläge an, die man gegen sein Leben geschmiedet hatte. Zugleich schickte er ihnen den Ring zurück, den er zum Zeichen seiner Würde getragen hatte, damit nicht von ihm gesagt

werden könne, er habe sich irgend ein Eigenthum des Klosters zu seinem Vortheile angemacht. In Florenz traf er mit seinem alten Freunde Chino zusammen, und reiste dann vorsichtig und schnell über Bologna, Ferrara und Verona nach Zürich. Er war noch nicht lange hier, als er von Bucer eine Einladung nach Straßburg erhielt, wo er dann auch als Professor bei der Universität angestellt wurde. Von hier aus schrieb Martyre an die protestantische Gemeinde zu Lucca, deren Hirte er gewesen war, gab die Gründe an, die ihn bewogen hätten, sein Vaterland zu verlassen, und ermahnte sie dringend, bei dem Evangelium treu zu verharren. Die Gemeinde, obwohl durch den Verlust ihres Gründers entmuthigt, und den Drohungen der Gegner ausgesetzt, löste sich doch nicht auf. Unter dem Schutze einiger der vornehmsten Staatsbeamten fuhr sie fort, Privatversammlungen zu halten, genoss den Unterricht geistlicher Lehrer, und nahm an Erkenntniß und Zahl zu. Zwölf Jahre später schrieb Pietro an sie: „Es war meine Hand, die, obwohl schwach, wie ich bekenne, allein durch die Gnade Christi zu eurem nicht geringen Nutzen den Grund zu diesem guten Werke legte. Meine Freude wurde noch vermehrt, als ich erfuhr, daß nach Beendigung meiner Mühen bei euch, Gott euch andre und geschicktere Lehrer zusandte, durch deren kluge Sorgfalt und heilsamen Unterricht das bei euch begonnene Werk gefördert würde!“ Doch, als Papst Paul IV. den päpstlichen Stuhl bestieg, wurden, einem wohlüberlegten Plane gemäß, die vornehmsten Mitglieder der Gemeinde zu Lucca an Einem Tage in die Kerker der Inquisition geworfen. Beim Anblick der fürchterlichen Torturinstrumente verloren die Meisten den Muth, und erkauften den Frieden mit Rom. Pietro wurde durch diesen Abfall schmerzlich betroffen; denn immer noch trug er seine alte Gemeinde auf seinem Herzen. Er schrieb an sie: „Wie sollt’ ich nicht darüber jammern, wenn ich daran denke, daß solch ein schöner Garten, wie die reformirte Kirche zu Lucca dem Blicke darbot, durch den grausamen Sturm so verwüstet ward, daß kaum noch eine Spur seiner ehemaligen Blüthe übriggeblieben ist!“ Doch noch im Jahre 1562 klagen katholische Schriftsteller über die protestantischen Kezer in Lucca. Ein heiliger Same war also doch noch übriggeblieben.

Von Straßburg erhielt Pietro Martyre durch den Erzbischof Granmer eine Einladung nach England, und wurde Professor an der Universität zu Oxford. Er hatte hier viele und

schwere Kämpfe mit den Römischen zu bestehen, und zeigte in Allem einen unerschütterlichen Muth. Als Jene ihn durch ihre Disputationen und gerichtliche Anklagen nicht stürzen konnten, so erregten sie in Oxford und der Umgegend einen Tumult. Dieser war vorzüglich gegen Martyre und sein Leben gerichtet. Er mußte seine academischen Vorlesungen einstellen, und konnte nicht einmal mehr sicher in der Stadt leben. Da nahmen ihn seine Freunde unter ihren Schutz, und brachten ihn nach London.

Als er unterwegs nach Richmond kam, erblickte ihn König Eduard von der Burg aus, freute sich sehr, und wünschte ihm Glück über seine Rettung. Auch seine Frau war in Sicherheit gebracht. Als der Aufstand mit Wassengewalt gedämpft war, kehrte er nach Oxford in sein Amt zurück. Aber Ruhe hatte er damit noch immer nicht. Denn, da ihn die Römischen weder durch Disputationen, noch durch offene Gewalt stürzen konnten, erregten sie häufig des Nachts vor seinem Hause Aufläufe, und warfen mit großen Steinen Thüren und Fenster ein. König Eduard wollte dem geplagten Mann Ruhe schenken, und machte ihn zum Canonikus im Collegium der Christuskirche. Er erhielt dadurch eine Wohnung in einem sichern Hause. So wirkte Martyre mehrere Jahre. Die bedeutendsten Reformatoren Englands: Thomas Cranmer, Hugo Latimer, Nicolaus Ridley, Joh. Hooper, Roland Taylor, die sämmtlich später als Blutzengen gestorben sind, waren seine innigsten Freunde.

Allein, als im Jahre 1553 Eduard VI. starb, kam Maria, die katholische, auf den Thron, welche eine grausame Verfolgung gegen die Protestanten anrichtete. Da floh Pietro vor den Nachstellungen seiner Feinde, und kam glücklich wieder nach Straßburg, wo er sein altes Amt wieder erhielt. Von Straßburg wurde er nach Zürich berufen. Hier war sein alter Freund Chino, der auch früher mit ihm in Straßburg, und dann in England für's Evangelium gewirkt hatte, Seelsorger an der Locarner Gemeinde. Es war nämlich durch den Eifer des Johann Beccaria zu Locarno am Lago Maggiore eine protestantische Gemeinde gestiftet worden. Als aber die Inquisition ihre Schrecken über Italien verbreitete, hatte die ganze Gemeinde ihre Heimath verlassen, und war gen Zürich gezogen. Martyre bekleidete in Zürich eigentlich den Lehrstuhl der Theologie und hebräischen Sprache. Doch dabei sorgte er auch mit warmem Eifer für die flüchtige Gemeinde seiner Landsleute. Er verwandte sich für sie bei den Behörden,

gab ihnen seinen weisen Rath in der Verwaltung ihrer innern Angelegenheiten, und predigte ihnen so oft, als Ochino unwohl, oder abwesend war. Der dankbare Rath schenkte ihm, gegen ein bestehendes Gesetz, das Bürgerrecht der Stadt Zürich. Er erhielt nach einander zuerst einen glänzenden Ruf nach Genf, dann wieder nach England. Beides schlug er aus, denn er liebte Zürich wie sein zweites Vaterland. Im Jahre 1561 wurde er zu der Versammlung nach Poissy berufen, wo die Evangelischen vor allen Würdenträgern Frankreichs ihren Glauben verantworten sollten. Martyre ging freudig und siegesfroh hin, und hat auch da manches Wort zu Ehren seines Herrn und Meisters gesprochen, und durch seine Festigkeit seine Brüder gestärkt. —

Von den vielen Italienern, die um des Glaubens willen ihr Vaterland verlassen hatten, hinterließ Keiner einen schönern und wohlverdienteren Ruf, als Peter Martyre. Er besaß die guten Eigenschaften seiner Landsleute in einem hohen Grade, ohne die Laster, die man ihnen beilegt, Scharfsinn ohne Spitzfindigkeit, Feuer ohne Schwärmerei, Geschicklichkeit ohne Hinterlist. In Italien hat er zu Neapel und Lucca als Reformator seines Vaterlandes gewirkt. In England stand er den Verfechtern des katholischen Glaubens muthig gegenüber, nachdem sich die Regierung entschieden zu seinem Gunsten erklärt hatte. In Frankreich erschien er auf der mächtigen Versammlung zu Poissy im Jahre 1561. Er vertheidigte hier vor dem König und den eifrigsten Anhängern Roms die protestantische Lehre in einem Zeitpunkte, wo ringsumher Feuer und Schwert wüthete. Zu Straßburg lag er gegen die zu Felde, welche die Ansicht Luthers über das Abendmahl mit minderer Mäßigung, als selbst ihr Meister, versochten. In Zürich war er ein Freund der schweizerischen Reformatoren, eine Zierde der schweizerischen, wie italienischen Kirche. So gehört Pietro Martyre vier Ländern an, in denen allen er für's Evangelium gewirkt hat. Wo er auch wirkte, nirgends ließ das Vorurtheil, so stark es auch damals im Allgemeinen war, etwas Ungünstiges über seinen Charakter vernehmen. Seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit wurden durch seine Bescheidenheit, Aufrichtigkeit und seine sanften Sitten empfohlen. Als Schriftsteller sind ihm hohe Talente von seinen Gegnern zugestanden worden. In der reformirten Kirche wurden seine Schriften denen Calvins an die Seite gesetzt. — Seine letzten Lebensjahre brachte Martyre glücklich und in

segensreichem Wirken, in der ununterbrochensten Einigkeit und herzlichsten Freundschaft mit seinen Amtsgenossen zu Zürich hin. Am 5. November 1562 traf ihn eine epidemische Krankheit. Sie schien anfangs nicht tödtlich, aber nach einigen Tage fühlte er sein Ende. Er übergab sein Weib dem Schutze seines Freundes Dr. Bernhard Sprunglius, und machte sein Testament. Am 11. Nov. waren mehrere Freunde bei ihm versammelt. Er wandte sich zu ihnen, und sagte: „Leben und Seligkeit ist nur allein in Christo, welcher dem menschlichen Geschlechte als einiger Heiland vom Vater gegeben ist.“ Dann führte er mehrere Sprüche der h. Schrift an, und schloß: „Dieses ist mein Glaube! in ihm will ich sterben.“ Dann gab er jedem Einzelnen die Hand, und sagte: „Lebt wohl, ihr theuren Freunde und Brüder!“ Am folgenden Tage, den 12. Nov., fühlte er die Brust sehr beengt, und redete darum nur wenig. Nachmittags ließ er sich ankleiden, und in einen Sessel bringen. Sein schon todtschwaches Haupt lehnte er auf einen Freund. Mit schwacher Stimme sagte er: „Dir, Herr, befehle ich meinen Geist!“ und war entschlummert. Bullinger, der ihn als seinen Bruder liebte, schloß ihm die Augen zu. Conrad Gessner bedeckte sein Gesicht mit einem Tuche. Der Pfarrer und die Ältesten knieten an seinem Bette nieder, weinten und beteten.

Nonio Paleario.

(gest. 1540)

Christus hat gelitten für uns, und uns ein Beispiel gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen. (1 Petr. 2, 21.)

Nonio (Antonio) Paleario stammt aus Feroli, in der Campagna di Roma. Sein Namen hat bei den Gelehrten einen großen Ruf; denn er hat sich um die schönen Wissenschaften sehr verdient gemacht, und ist einer der bedeutendsten unter jenen Männern, die sich in der Zeit der wiederauflebenden Künste hervorgethan haben. Doch wir schweigen hier davon, was er in diesem Felde gearbeitet hat, und erzählen nur das, was er in der Kraft Gottes für Christum und sein wieder aufblühendes Reich gethan hat.

gab ihnen seinen weissen Rath in der Verwaltung ihrer innern Angelegenheiten, und predigte ihnen so oft, als Dhin o unwohl, oder abwesend war. Der dankbare Rath schenkte ihm, gegen ein bestehendes Gesetz, das Bürgerrecht der Stadt Zürich. Er erhielt nach einander zuerst einen glänzenden Ruf nach Genf, dann wieder nach England. Beides schlug er aus, denn er liebte Zürich wie sein zweites Vaterland. Im Jahre 1561 wurde er zu der Versammlung nach Poissy berufen, wo die Evangelischen vor allen Würdenträgern Frankreichs ihren Glauben verantworten sollten. Martyre ging freudig und siegesfroh hin, und hat auch da manches Wort zu Ehren seines Herrn und Meisters gesprochen, und durch seine Festigkeit seine Brüder gestärkt. —

Von den vielen Italienern, die um des Glaubens willen ihr Vaterland verlassen hatten, hinterließ Keiner einen schönern und wohlverdienteren Ruf, als Peter Martyre. Er besaß die guten Eigenschaften seiner Landsleute in einem hohen Grade, ohne die Laster, die man ihnen beilegt, Scharfsinn ohne Spitzfindigkeit, Feuer ohne Schwärmerei, Geschicklichkeit ohne Hinterlist. In Italien hat er zu Neapel und Lucca als Reformator seines Vaterlandes gewirkt. In England stand er den Verfechtern des katholischen Glaubens muthig gegenüber, nachdem sich die Regierung entschieden zu seinem Gunsten erklärt hatte. In Frankreich erschien er auf der mächtigen Versammlung zu Poissy im Jahre 1561. Er vertheidigte hier vor dem König und den eifrigsten Anhängern Roms die protestantische Lehre in einem Zeitpunkte, wo ringsumher Feuer und Schwert wüthete. Zu Straßburg lag er gegen die zu Felde, welche die Ansicht Luthers über das Abendmahl mit minderer Mäßigung, als selbst ihr Meister, verfochten. In Zürich war er ein Freund der schweizerischen Reformatoren, eine Zierde der schweizerischen, wie italienischen Kirche. So gehört Pietro Martyre vier Ländern an, in denen allen er für's Evangelium gewirkt hat. Wo er auch wirkte, nirgends ließ das Vorurtheil, so stark es auch damals im Allgemeinen war, etwas Ungünstiges über seinen Charakter vernehmen. Seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit wurden durch seine Bescheidenheit, Aufrichtigkeit und seine sanften Sitten empfohlen. Als Schriftsteller sind ihm hohe Talente von seinen Gegnern zugestanden worden. In der reformirten Kirche wurden seine Schriften denen Calvins an die Seite gesetzt. — Seine letzten Lebensjahre brachte Martyre glücklich und in

segensreichem Wirken, in der ununterbrochensten Einigkeit und herzlichsten Freundschaft mit seinen Amtsgenossen zu Zürich hin. Am 5. November 1562 traf ihn eine epidemische Krankheit. Sie schien anfangs nicht tödtlich, aber nach einigen Tage fühlte er sein Ende. Er übergab sein Weib dem Schutze seines Freundes Dr. Bernhard Sprungliuz, und machte sein Testament. Am 11. Nov. waren mehrerer Freunde bei ihm versammelt. Er wandte sich zu ihnen, und sagte: „Leben und Seligkeit ist nur allein in Christo, welcher dem menschlichen Geschlechte als einiger Heiland vom Vater gegeben ist.“ Dann führte er mehrere Sprüche der h. Schrift an, und schloß: „Dieses ist mein Glaube! in ihm will ich sterben.“ Dann gab er jedem Einzelnen die Hand, und sagte: „Lebt wohl, ihr theuren Freunde und Brüder!“ Am folgenden Tage, den 12. Nov., fühlte er die Brust sehr beengt, und redete darum nur wenig. Nachmittags ließ er sich ankleiden, und in einen Sessel bringen. Sein schon todtschwaches Haupt lehnte er auf einen Freund. Mit schwacher Stimme sagte er: „Dir, Herr, befehle ich meinen Geist!“ und war entschlummert. Bullinger, der ihn als seinen Bruder liebte, schloß ihm die Augen zu. Conrad Gessner bedeckte sein Gesicht mit einem Tuche. Der Pfarrer und die Ältesten knieten an seinem Bette nieder, weinten und beteten.

Alonio Paleario.

(gest. 1540)

Christus hat gelitten für uns, und uns ein Beispiel gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen. (1 Petr. 2, 21.)

Alonio (Antonio) Paleario stammt aus Feroli, in der Campagna di Roma. Sein Namen hat bei den Gelehrten einen großen Ruf; denn er hat sich um die schönen Wissenschaften sehr verdient gemacht, und ist einer der bedeutendsten unter jenen Männern, die sich in der Zeit der wiederauflebenden Künste hervorgethan haben. Doch wir schweigen hier davon, was er in diesem Felde gearbeitet hat, und erzählen nur das, was er in der Kraft Gottes für Christum und sein wieder aufblühendes Reich gethan hat.

7 Jahre lang, ob er gleich bei der allgemeinen Verfolgung der Evangelischen in großer Gefahr schwebte. Im Jahre 1566 wurde er von dem Sturme ergriffen, welcher bei der Stuhlbesteigung des Papstes Pius V. über so viele gelehrte und vortreffliche Männer hereinbrach. Durch den Inquisitor Angelo v. Cremona wurde er verhaftet, und zu Rom im Thurme Mona eingekerkert. Hier wurde sein evangelisches Buch, „über die Wohlthaten Christi“, seine eben angeführte Vertheidigung vor den Senatoren zu Siena, und seine Lobpreisungen Chinos zu Anklagepunkten wider ihn erhoben.

Nachdem Alles gesammelt und gesichtet war, löste sich die Anklage in folgende 4 Punkte auf: daß er das Fegfeuer leugne, daß er das Begraben der Todten außerhalb der Stadtmauer dem in der Kirche vorziehe, daß er das klösterliche Leben lächerlich mache; daß er die Rechtfertigung allein dem Vertrauen auf die Gnade Christi zuschreibe; und daß uns unsre Sünden durch Jesum Christum vergeben würden. Dies waren die Verbrechen, weßwegen der nun schon greise Paleario 3 Jahre im Gefängnisse schmachten mußte. Doch sein altes Haupt blieb fest und ungebeugt; denn Jesus Christus gab ihm Kraft. Cadechi, ein katholischer Geschichtschreiber, der seine Nachrichten aus den Akten der Inquisition schöpfte, und gegen alle Protestanten Feuer und Flammen spie, erzählt uns Folgendes über Palearios Benehmen bei seinem Verhör vor den Cardinälen der Inquisition: „Als Paleario sah, daß er nichts zur Vertheidigung seiner Gottlosigkeit anführen konnte, so gerieth er in Wuth, und brach in diese Worte aus: „Da ich sehe, daß Ew. Eminenzen so viele und glaubwürdige Zeugen gegen mich haben, so ist's unnöthig, daß ihr euch und mich länger bemüht. Ich bin entschlossen, den Rath des heil. Apostels Petrus zu befolgen, wenn er sagt: Christus hat auch für uns gelitten, und uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen; welcher keine Sünde gethan hat, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden; welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litte; er stellte es aber dem heim, der da recht richtet. So schreitet denn zum Urtheil, fällt den Spruch über Monio, befriedigt so seine Gegner, und erfüllt eure Pflicht!“ — So sprach Monio nach der Erzählung eines bittren Feindes, der solche Worte dem Ausbruch der Leidenschaft zuschrieb. Wir aber möchten bei dieser

Gelegenheit ausrufen: „Wahrlich, hier ist Geduld und Glaube der Heiligen!“ Es wurden viele Mittel versucht, den berühmten Nonio in Roms Schoß zu locken. Aber er wollte bei Christo bleiben. Endlich, so erzählt der oben genannte Cadechi weiter: „Da sich dieser Sohn des Belials hartnäckig und widerspenstig bezeigte, und auf keine Weise aus seinem finstern Irrthum zur Erkenntniß der Wahrheit gebracht werden konnte, so wurde er verdienstermaßen dem Feuer überantwortet, um nach Ueberstehung seiner vorübergehenden Schmerzen auf Erden dem ewigen Feuer überantwortet zu werden!“ — Das ist in der That ein herrliches Zeugniß aus dem Munde des Feindes! Es geht daraus unzweifelhaft hervor, daß Paleario mit glaubenskühner Entschiedenheit und Offenheit die Menschenfrazungen Roms verworfen, und sich allein dem Erlöser seiner Seele hingegeben hat. Im Jahre 1570 wurde endlich das Urtheil gefällt, daß er an einen Galgen gehängt, und sein Körper den Flammen überliefert werden solle. Ehe er sein Gefängniß verließ, um nach dem Gerichtsplatze geführt zu werden, wurde ihm erlaubt, 2 Briefe, den einen an sein Weib, den andern an seinen Sohn Lampidio und Fedro zu schreiben. Sie sind kurz, aber darum um so rührender. Sie zeugen von jener tiefsinnigen ehelichen und väterlichen Liebe, die in allen seinen Briefen athmet, und sind ein herrlicher Beweis des gottergebenen Muthes, womit er seinem Tode, als einem lange vorempfundnen und ersehnten Ausgange, entgegenging.

Am 3. Juni des Jahres 1570 wurde das gefällte Urtheil an Nonio Paleario vollzogen. Er war ein Greis von 70 Jahren, als er mit seinem Blute die Wahrheit des Evangeliums besiegelte. —

Renata, Herzoginn von Ferrara.

(gest. 1575.)

„Alle, die gottselig leben wollen in Christo Jesu, müssen Verfolgung leiden.“ (2 Tim. 3, 12).

Unter den Wahrheitszeugen in Italien dürfen die Frauen nicht vergessen werden. Wie einst, als der Herr noch auf Erden wandelte, so warfen sie auch jetzt sich ihrem Herrn und Meister in stiller Demuth und hingebender Liebe zu Füßen. Unter ihnen ist zuerst zu nennen Isabella Manricha von Bresogna, die zu Neapel den Heiland kennen lernte. Da sie ihren Glauben verleugnen sollte, verließ sie ihres Vaters Haus und ihre Verwandtschaft, zog nach Zürich, dann nach Graubünden, und diente hier in Armuth und in der Stille ihrem Erlöser. — Lavinia della Ravere bekannte zu Rom, mitten in des Papstes Heerlager, offen und frei ihren Glauben, und schämte sich nicht der Gebundenen Christi. Sie wird das gebildetste und frömmste Weib Italiens genannt. Julia Gonzaga, Herzoginn von Traietto und Gräfinn von Fondi, bekannte Christum, und schützte ihre Brüder, trotz des Teufels und des Papstes Ungnade. Vittoria Colonna, Markgräfinn, großherzig und gebildet, dazu als Dichterin berühmt, trug mitten unter den größten Gefahren ihrem Heilande das Kreuz nach. Aber die größte von allen ihren Glaubensschwestern durch Demuth und Geduld ist Renata, die Herzoginn von Ferrara.

Sie ist eine Tochter Ludwigs XII., des Königs von Frankreich, der schon frühe seiner Tochter seinen antipäpstlichen Geist einhauchte. Am Hofe der Königin Margarethe von Navarra, wo den Protestanten eine Freistätte eröffnet war, lernte Renata das Evangelium kennen und lieben. Im Jahre 1527, im 19. ihres Alters, vermählte sie sich mit Herkules II., dem Herzoge von Ferrara.

Ferrara war in jener Zeit ein Mittelpunkt der italienischen, freieren Bildung. Dort erhob sich unter dem südlichen Himmel, mitten unter schönen Gärten, ein fürstlicher Pallast, in welchem

Dichter, Gelehrte, Künstler mit Liebe aufgenommen, und mit Auszeichnung behandelt wurden. Dort fand man einen seltenen Reichthum an literarischen und künstlerischen Schätzen. In diesen glänzenden Umgebungen bildete die junge, dem Evangelium zugeneigte Herzoginn, ihren Hof. — Sie strahlte gerade nicht durch äußere Schönheit hervor, aber sie war edel, freimüthig und ernst. Ausgezeichnet durch Tugend und Großmuth war sie im höchsten Grade leutselig und einnehmend in ihrem Betragen. Nicht minder wie durch die Eigenschaften ihres Herzens, glänzte sie durch ihre Talente und geistigen Fähigkeiten. Der französischen und italienischen Sprache war sie gleich mächtig, und in den griechischen und römischen Classikern äußerst bewandert. Dadurch gewann sie bei der ersten Berührung die Hochachtung und Liebe aller derer, welche sich ihr nahten. Obwohl noch sehr jung, ließ sie sich nicht durch den Glanz und die Herrlichkeit, welche sie umgab, blenden. Auch wurde sie nicht durch die außerordentliche Verehrung, die man ihr zollte, zum Stolz und zur Hoffart verleitet. Nur Eines suchte sie, nämlich, daß Christus, ihr Heiland, auch über Ferraras Herrlichkeit herrschen möge. Zu diesem Zwecke verwandte sie alle jene großen Gaben, die ihr Gott verliehen hatte, so wie den Einfluß, den sie sich durch dieselben am Hofe erwarb. Weil sie wegen ihres katholischen Gemahls die protestantische Lehre nicht öffentlich in Ferrara einführen konnte, so beschützte sie ihre protestantischen Freunde und Anhänger unter dem Namen der Künstler und Gelehrten. Der Herzog unterstützte sie darin bereitwillig, oder sah ihr wenigstens nach. Die ersten, denen sie ihren Schutz und ihre Gastfreundschaft angedeihen ließ, waren ihre eigenen Landsleute, welche durch die heftigen Verfolgungen aus Frankreich vertrieben waren.

Frau von Soubise war die Erzieherinn und Vertraute der Fürstinn, und lebte jetzt bei ihr in Ferrara sammt ihrer ausgezeichneten Tochter, Anna von Parthenay. Ebenso wurde ihr Sohn, Jean von Parthenay, Herr von Soubise, nachmals einer der politischen Hauptführer der Protestanten in Frankreich. Element Marot, der berühmte Uebersetzer der Psalmen in's Französische, wurde Secretär der Herzoginn. Im Jahre 1535 kam auch Calvin auf einige Zeit an den Hof von Ferrara. Er wurde von der Herzoginn mit der größten Auszeichnung aufgenommen. Durch seinen entschiedenen Charakter und seinen Unterricht wurde sie im evangelischen Glauben so bestärkt, daß sie den kühnen Entschluß faßte, mitten unter den

Tempeln des Aberglaubens sich offen für die Reformation zu erklären. Unter Calvins Leitung wurde sie schnell zu einer gebiegenen Erkenntniß der evangelischen Wahrheit geführt. Bald machte sie kein Geheimniß mehr aus ihrem Uebertritt. Den Mann aber, der sie zu diesem Glauben gebracht hatte, liebte und ehrte sie bis an ihr Ende, wiewohl er bald von ihrem Hofe Abschied nehmen mußte. Sie blieb mit Calvin in stetem Briefwechsel; er war ihr Seelsorger, von ihm verlangte sie Belehrung, Trost und selbst Rüge. —

So keimte die Saat der Reformation durch Renata in Ferrara herrlich auf. Aber sehr bald kam auch der böse Feind, und säte sein Unkraut dazwischen. Im Jahre 1536 nämlich trat der Herzog von Ferrara mit dem Papste und dem Kaiser in ein Bündniß. In einem geheimen Artikel desselben machte er sich verbindlich, alle Franzosen von seinem Hofe zu entfernen. Da mußte denn die Herzoginn wider ihren Willen Frau von Soubise sammt deren Familie entlassen. Auch Marot wurde genöthigt, sich von Ferrara zu entfernen. Indessen breitete sich trotzdem die Reformation in Ferrara immer weiter aus. Mehrere Männer, welche entschieden zum Evangelio hinneigten, erhielten Anstellungen an der Universität. Hauptsächlich aber wurde die protestantische Lehre durch jene Gelehrten verbreitet, welche die Herzoginn in ihre Familie aufnahm, oder für die Erziehung ihrer Kinder an sich zog. Kilian und Johann Sinapi, zwei Deutsche und Brüder, unterrichteten Renatas Kinder im Griechischen, und hauchten ihnen dabei, als Protestanten, Liebe für das Evangelium ein. Olympia Morata, eine sehr fromme und gebildete Jungfrau, war die Gespielinn der ältesten Tochter Anna. —

So bildete sich denn in Ferrara bald eine geheime Gemeinde von Protestanten; doch fehlt es an Nachrichten, um die Zahl derselben zu bestimmen. Die ausgezeichnetsten Italiener, die zum Protestantismus übertraten, verweilten eine Zeitlang am Hofe zu Ferrara. Auch solche, die sich durch die Freisinnigkeit ihrer Meinungen dem Argwohn der Geistlichkeit aussetzten, hatten der Herzoginn Renata auf eine, oder die andere Weise ihren Schutz zu verdanken. So kam es denn besonders durch das eifrige Wirken Renata's bald dahin, daß man Ferrara als die allgemeine Pflegemutter der Ketzerei in Italien betrachtete. Im Jahre 1545 befahl der Papst den geistlichen Behörden der Stadt, die der Ketzerei Verdächtigen, weß Rangs und Standes sie auch seien,

strenge zu beobachten, und selbst, um sie zum Geständniß zu bringen, die Tortur anzuwenden. Es wurde eine Bande besoldeter Spione in Italien ausgesendet, die durch Empfehlungsbriefe sich Zutritt in Familien verschafften. Nachdem sie sich das Vertrauen derselben erschlichen, theilten sie die auf diese Art eingezogenen geheimen Erkundigungen den Inquisitoren mit. Eine Menge vortrefflicher Menschen zu Ferrara wurden in den Fallstricken gefangen, welche man ausgespannt hatte. Die protestantische Gemeinde, welche Jahre lang zu Ferrara bestanden hatte, wurde 1550 aufgelöst. Viele wurden in die Gefängnisse geworfen, und einer ihrer Prediger, ein Mann von großer Frömmigkeit, hingerichtet. Aber Alles dieses hielt man noch in Rom für unzureichend, so lange nicht Renata den Befehlen des Papstes gehorchte. Der hohe Rang und die ausgezeichneten Talente der Herzoginn vermehrten nur den Anstoß, den sie der Geistlichkeit gegeben hatte. Man war daher entschlossen, die Fürstinn wenigstens unschädlich zu machen, wenn man auch ihre Standhaftigkeit nicht besiegen konnte. Renata, welche ihren Glauben nicht verleugnete, hatte ihr großes Mißfallen über die letzten Verfolgungen geäußert, und bemühte sich, auf jede Weise die Verfolgten zu schützen. Der Papst machte wiederholte und dringende Vorstellungen beim Herzoge, ihrem Gemahl. Aber auch dieser konnte Renata nicht dahinbringen, ihre Ueberzeugung zu verheimlichen. Da wandte sich der Papst um Hülfe an Frankreichs König, Heinrich II., den Protestantenfeind, welcher ein Neffe der Herzoginn war. Dieser schickte seinen Inquisitor Drix an den Hof von Ferrara. Er hatte den Auftrag, die Herzoginn, wenn er sie nicht auf gelindem Wege von ihren irrigen Meinungen abbringen könne, mit Hülfe des Herzogs durch Strenge und Härte zur Kirche Roms zurückzuführen. Zuerst solle er ihr den großen Schmerz zu erkennen geben, den Seine Allerchristlichste Majestät bei der Nachricht empfunken, daß seine von ihm so geliebte und hochgeschätzte Tante sich in ein Labyrinth von gottlosen und verdammungswürdigen Meinungen verirrt habe. Dann solle sie sammt ihrer Hausgenossenschaft den Predigten des Inquisitors beiwohnen. Wenn aber auch dieses ohne Erfolg bliebe, so solle er im Namen seiner Majestät den Herzog in ihrer Gegenwart ersuchen, sie von aller Gesellschaft und allem Umgange mit Menschen abzusondern, damit sie Andere mit ihrem Gifte nicht anstecken könne. Auch sollten ihr ihre Kinder weggenommen werden, und

Keinem ihrer Leute, die Alle im argen Verdachte der Ketzerei standen, sollte der Zutritt zu ihr gestattet werden. —

Aber die Tochter Ludwigs XII., die jetzt auch eine Tochter Gottes war, verschmähte es, sich solchen Bedingungen zu unterwerfen, und weigerte sich mit Entschiedenheit, ihrem Gewissen Gewalt anzuthun. —

Ihre Kinder wurden ihr daher geraubt, und in das Kloster zum heiligen Leichnam gebracht, um sie vor dem Einfluß der Ketzerei zu sichern. Gegen ihre vertrauten Diener verfuhr man, wie gegen Ketz; sie selbst ward im Pallast gefangen gehalten. Der Herzog, ihr Gemahl, kündigte ihr an, daß sie sich bereiten müsse, den Gebräuchen der römisch-katholischen Kirche unbedingt und ohne Verzug sich zu unterwerfen. Verstrickt in Roms Nezen, mochte er nicht Ein Wort von seinem Weibe hören, das sie zu ihrer Entschuldigung vorbrachte. Das ging Renata tief zu Herzen; aber mit großer Standhaftigkeit ertrug sie die harte und unwürdige Behandlung, die ihr widerfuhr, und die ihr durch die lieblose Begegnung ihres Gemahls nur noch mehr verbittert wurde. Ein Wort hätte es ihr gekostet, um vom ganzen katholischen Italien, und selbst vom Papste als die erste Frau Italiens verehrt zu werden. Aber sie wollte viel lieber mit dem Volke Gottes Schmach leiden, als diese zeitliche Ergözung der Sünden haben. — Die Fürstin sah ihre blühenden, hoffnungsvollen Töchter in dem fremden Glauben aufwachsen und dahinsinken. Sie fanden nicht einmal das, was man auf Erden Glück nennt, noch weniger aber das Glück der Kinder Gottes. —

Ihr Mütterherz verlangte sehnsüchtig nach der Frucht ihres Leibes, um dieselbe Gott darzubringen. Dazu kam noch, daß im Jahre 1555 der ungestüme Papst Paul IV. den Stuhl bestieg. Dadurch fing auch die Verfolgung an, heftiger zu wüthen, so daß Renata auf's Neue mit stärkeren Drohungen bestürmt wurde. Da gab Renata, wie es schien, in einigen Punkten nach, und besuchte wieder die Messe. Nun erhielt sie zwar ihre Freiheit wieder, und ihre Töchter durften aus dem Kloster gehen. Aber ihre christliche Geduld wurde auf alle Weise geprüft. Ihr Gemahl war, wie man sagte, mehr Atheist, als Christ, und hielt sich nur aus Egoismus zu Rom. Dabei führte er ein so leichtfertiges Leben, daß die Herzogin sich freiwillig aus ihrem Pallaste zurückzog. Der römische Hof vergalt dessen Eifer für den päpstlichen Stuhl in einer

spättern Zeit damit, daß er seinen Enkel des Herzogthums Ferrara beraubte, und solches zu den Besitzungen der Kirche schlug. —

Als Calvin hörte, daß Renata gewankt hatte, machte er ihr, als ein guter Seelsorger, mit großer Freimüthigkeit Vorwürfe über ihr Schwanken. Renata nahm auch diese Vorwürfe mit demüthigen Sinne an, und richtete sich an ihnen auf.

Im Jahre 1559 starb Herzog Hercules II., ihr Gemahl. Da verließ Renata das glänzende Ferrara, wo sie, in demüthiger Gottergebenheit so viele tausend Schmerzen erduldet hatte. Je feiner diese waren, um so tiefer hatten sie das zarte Herz Renatas verwunden müssen. Die unzähligen Thränen, welche der Schmerz um das Evangelium ihr dort ausgepreßt hat, kennt nur Gott. Sie kehrte in ihr Vaterland zurück, und nahm ihre Residenz im Schlosse von Montargis. Man öffnete ihr hier die Aussicht auf einen großen politischen Einfluß, wenn sie sich dem französischen Hofe anschließen würde. Calvin rieth ihr das Mitregieren ab, und forderte sie auf, sich ganz dem Dienste des Herrn zu widmen. Er schreibt darüber an sie: „Wenn die Erhabenheit und Größe der Welt Sie daran hindern, sich Gott zu nähern, würde ich ein Verräther seyn, wenn ich Sie glauben ließe, daß Schwarz Weiß sei, und Jesus Christus ist wohl werth, Sie sowohl Frankreich, als Ferrara vergessen zu lassen! Ich weiß, daß Sie es lieben, belehrt zu werden, selbst aufgemuntert zu werden, Ihre Pflicht zu thun; also fahren Sie fort, die armen Glieder Christi zu unterstützen! So wie die, welche auf der Pilgerschaft sind, desto mehr eilen müssen, wenn sie die Nacht kommen sehen, also, gnädige Frau, muß das Alter in der That Sie aufmuntern, daß Sie sich anstrengen, sowohl in dieser Welt ein gutes Zeugniß zurückzulassen, als auch dieses Zeugniß vor Gott und die Engel zu tragen!“ So geschah es auch; Renata vergaß um Christi Willen Frankreich, wie Ferrara. Und was ihr Name bedeutet, das wurde sie jetzt in der That und Wahrheit, nämlich eine Wiedergeborene. Sie bekannte sich öffentlich zum Evangelium, und schützte und tröstete in dieser schweren Zeit der Verfolgung, in der evangelisches Blut in Strömen floss, alle verfolgten und umhergejagten Glaubensbrüder. Sie war eine Mutter der Unglücklichen und Bedrängten, und ihr Schloß wurde eine „Gottes-Herberge“ genannt. Sie hatte daselbst ihren evangelischen Gottesdienst, reformirte Prediger und eine

calvinische Disciplin. Auf eine Zeit lang zog sie nach Paris; da man ihr aber hier das Predigen des Evangeliums in ihrem Hause verbot, so kehrte sie auf ihr altes Schloß zurück. Calvin hatte ihr eine Denkmünze geschickt, auf welcher ihr Vater Ludwig XII. zu Pferde abgebildet ist, mit der Umschrift: „Ich werde den Namen Babylons verderben!“ Renata dankte, und schrieb an Calvin: „Wenn Gott meinem Vater damals nicht die Gnade verliehen, diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen, so bewahrt er es wohl einem seiner Nachkommen auf, welche seinen Thron einst besetzen werden!“ —

Zu Montargis fuhr sie fort, eine Mutter aller Bedrängten zu seyn. Wie Calvin, so war auch sie dagegen, daß die Reformirten in Frankreich mit dem Schwerte sich schützen wollten. Bis in ihr Alter zeigte sie einen bewundernswürdigen Heldemuth in Zeiten großer Gefahr.

Als ihr Schwiegersohn, der katholische Herzog von Guise, eines Tages mit bewaffneter Macht vor dem Schlosse erschienen war, ließ er ihr sagen, daß, wenn sie die Rebellen, die sie bei sich aufgenommen habe, nicht fortschickte, er die Mauer des Schlosses mit Kanonen beschießen lassen werde. Sie erwiderte dem Ueberbringer dieser Botschaft: „Sagt eurem Herrn, daß ich selbst auf die Zinnen steigen, und sehen will, ob er es wagen darf, eine Königstochter umzubringen!“ Als man sie dennoch später zwang, einen Theil ihrer Schützlinge zu entlassen, und Weiber und Kinder ins Elend gingen, flossen ihre Thränen wie um Brüder und Schwestern. Der Herzog von Alençon befahl ihr, die Geistlichen und das Volk von Montargis, als Mittelpunkt der Complotte wider den König, preiszugeben. Sie aber gab diesen Bescheid: „Ich bin der Krone zu nahe, als daß ich solche schlechte Gesinnungen in meinem Herzen tragen könnte. In dieser Stadt wohnt ein armes, schlichtes Volk, welches sich nicht in die Angelegenheiten des Königs mischt. Ich werde diesen Ort nicht verlassen, in ihm leben und sterben in Ausübung desselben Glaubens, welchen der König mir zu bekennen vergönnte, und in welchem ich alt geworden bin!“ —

So fuhr Renata in der Verpflegung und Unterstützung der Armen und Verlassenen fort bis an ihr seliges Ende im Jahre 1575. Sie wurde zu Montargis begraben.

Die Kronen von Frankreich, Ferrara und Chartres zieren ihren Denkstein, aber ihr unsterbliches Haupt ziert eine andere, schönere Krone, die Krone des ewigen Lebens.

Bartholomäus Bartoccio.

(gest. im Jahre 1569.)

„Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben!“ (Jacob. 5, 11.)

Er war der Sohn eines angesehenen Bürgers in der Stadt Castello, im Herzogthum Spoleto, und diente im Heere seines Herzogs. Im Jahre 1555 lag er mit unter den Belagerern vor der Stadt Siena. Da schenkte Gott ihm die Freundschaft des jungen und gelehrten Fabrizio Thomassi von Gubbio, welcher schon zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen war. Durch ihn wurde Bartoccio vom Papste zu Christo, dem wahrhaftigen Erzhirten und Bischof der Seelen, geführt, und fand bei ihm Ruhe, Friede und volles Genüge. Kaum aber war er von der Belagerung in seine Vaterstadt zurückgekehrt, so verfiel er in eine schwere Krankheit. Als der Beichtvater seiner Familie ihm die Beichte abnehmen wollte, weigerte er sich dessen mit großer Entschiedenheit. Ja, er sprach mit solcher Glaubenszuversicht von dem alleinigen Sündenvergeber Jesu Christo, daß er dadurch Mehrere seiner Bekannten und Verwandten zur Erkenntniß, und auch zum Bekenntniß der Wahrheit brachte. Sobald diese arge Kezerei in der Stadt ruchbar wurde, ward Bartoccio sammt seinen Freunden vor den Statthalter, Paul Vitelli, gefordert. Aber er wollte sich selbst dem Tode nicht ausliefern, sondern beschloß, eingedenk der Worte seines Meisters: Matth. 10, 23. „Wenn sie euch aber in Einer Stadt verfolgen, so fliehet in eine andere!“ zu fliehen! Er bat deßhalb seinen Vater um einiges Geld zur Reise. Dieser aber antwortete: „Ich will dir gern Geld geben, wenn du es verspielen willst; aber zum Wegziehen kann ich dir keinen Heller geben!“ — Da nahm Bartholomäus, der von der Krankheit noch sehr schwach war, des Nachts eine Hellebarde, ließ sich mittelst derselben von der Stadtmauer herab, und floh nach Venedig.

Dorthin schickten ihm seine Aeltern einen Brief, daß seine Verwandten widerrufen, und Gnade erlangt hätten; darum sollte er ein Gleiches thun, und es würde ihm dann auch zur

Reise eine gute Summe Geldes geschickt werden. Aber Bartholomäus überwand in der Kraft Gottes diese Versuchung, und zog seines Weges weiter nach Genf. Hier konnte er in der Gemeinde der Gläubigen volle Ruhe und Frieden genießen. Um sich seinen Unterhalt zu verschaffen, fing er einen Handel mit Seidenwaaren an, und als er sich dadurch sein tägliches Brod erworben hatte, nahm er ein Weib, mit der er einen Sohn und drei Töchter zeugte.

Lange Zeit danach, im Jahre 1567, reiste Bartholomäus einmal nach Italien, um hier Seide einzukaufen. In Genua wurde er um seinen Namen befragt. Er sagte rund und gerade heraus, sein Name sei Bartholomäus Bartoccio, denn er war kühn genug, denselben vor Niemand zu verleugnen. Aber kaum war dieser Name in Genua ausgesprochen, so wurde er auch schon von den Inquisitoren in ihren Kerker geworfen. Der Gefangene fand indeß ein Mittel, seiner Frau Nachricht von seiner Gefangenschaft zu geben, und diese zeigte es dem Genfer Rathe an. Als bald schickte der Rath von Genf und Bern einen Herold nach Genua, um ihren Bürger zurückzufordern. Aber ehe noch der Genfer Bote ankam, hatte der Papst auch schon seine Diener nach Genua geschickt, welche den berüchtigten Keger nach Rom schleppen mußten. Hier mußte der Arme noch 21 Monate im Kerker schmachten, bis er endlich im Jahre 1569 verurtheilt wurde, lebendig verbrannt zu werden. Der Bekenner Christi hörte sein Urtheil mit großer Ruhe an, und bestieg mit derselben Gelassenheit den Scheiterhaufen. Als die Flammen züngelnd um ihn herumschlügen, rief er mit lauter, fröhlicher Stimme: „Sieg, Sieg und Ueberwindung!“ Nach diesen Worten verschied er, im Triumph über den bösen Feind, um im Himmel die Krone der Ehren zu erlangen.

Antonius Oldevin.

(gest. 1388.)

„Sie haben überwunden durch des Lammes Blut, und durch das Wort ihres Zeugnisses, und haben ihr Leben nicht geliebt bis in den Tod.“ (Offenb. 12, 11.)

Er lebte als Bürger in der oberitalienischen Stadt Cremona. Als er durch Gottes Gnade zur Erkenntniß des Evan-

geliums gekommen war, konnte er das unchristliche Wesen in Italien, besonders in Rom, nicht länger mit ansehen. Deshalb beschloß er, mit seinen zwei Brüdern und seinem Sohne nach Genf zu wandern. Am 12. Juni des Jahres 1585 kamen sie daselbst an, und gelangten in der Gemeinschaft der gläubigen Gemeinde immer mehr zur Erkenntniß der Wahrheit. Nach acht Monaten unternahm Oldevin mit Zustimmung seiner Brüder eine Reise nach Italien, um ihre alte Mutter, die noch in der Finsterniß lebte, ans helle Licht des Evangeliums zu bringen. Er kam auch glücklich in Cremona an, und predigte seiner Mutter das lautere Wort Gottes. Der Herr gab auch seinen Segen dazu, daß der Same auf ein gutes Land fiel, und bald zu wachsen anfang. Oldevin war sehr erfreut über die Gnade, die seiner Mutter widerfahren war, und zog mit ihr getrost nach Genf zurück.

Als er hier einige Zeit verweilt hatte, beschloß er, zum zweitenmale eine Reise nach Italien zu machen. Seine Mutter und seine Brüder waren damit zufrieden. Dieses Mal hatte er vor, seine italienischen Erbgüter zu verkaufen, damit er Mittel gewinnen könne, sich in Genf auf ehrliche Weise zu ernähren. Schon hatte er all seine Habe verkauft, und stand im Begriff, nach Genf zurückzukehren, da wurde er plötzlich, als er eben bei Fische saß, von den Dienern der Inquisition ergriffen, und ins Gefängniß geworfen. Zwei Jahre und Einen Monat mußte er darin zubringen und hat während dieser Zeit viele Versuchungen und Anfechtungen erlitten. Aber in allen diesen Leiden wurde er durch den heiligen Geist so gestärkt, daß er immer standhaft geblieben ist, und den Namen des Herrn frei und öffentlich bis zur letzten Stunde bekannt hat. Endlich sprachen die Inquisitoren das Urtheil, daß er lebendig verbrannt werden solle. Oldevin trug das Feuer der Liebe Gottes in seinem Herzen. Darum hatte er keine Furcht vor dem irdischen Feuer. Er konnte sich mit den Worten Pauli trösten: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ Fest und ohne Zittern bestieg er den Holzstoß. Das Feuer wurde angezündet, die Flamme schlug empor, aber mitten in den Flammen rief der Märtyrer mit fröhlicher, seliger Miene: „O süßes Feuer! O liebliche Flamme!“ So verschied auch er, wie sein Vorgänger, nachdem er in der eigenen Festung des Feindes einen herrlichen Triumph gefeiert hatte. —

„Sieg, Sieg und Ueberwindung! O, süßes Feuer! O liebliche Flamme!“ Das sind die Worte, welche die

beiden italienischen Märtyrer, von denen zuletzt erzählt worden ist, mitten aus den Flammen gerufen haben. Und mit diesen Worten beschließen wir die Geschichte der italienischen Märtyrer dieser Zeit, worin sich uns die römische Kirche leider wieder deutlich gezeigt hat, nach Johannis Zeugniß, als die große Babylon die Mutter der Hurerei und aller Gräuelt auf Erden, als das Weib trunken von dem Blut der Heiligen, und von dem Blut der Zeugen Jesu. (Off. Joh. 17, 5, 6.) Denn obwohl der Trost Italiens noch fast verborgen ist vor unsern Augen, und nur ein leises Morgenroth jetzt eben heraufdämmt, so rufen wir doch im Kampfe gegen Rom mit felsenfestem Glauben: „Sieg, Sieg und Ueberwindung!“ Zwar der Same, der bei den nächtlichen Gondelfahrten und von den Blutgerüsten und den Scheiterhaufen ausgestreut ist, er liegt noch verborgen im Schooße der Erde, und unsere Augen sehen noch kaum einen sprossenden Keim. Aber wir getrösten uns des Wortes der Schrift, das wir lesen bei Jakobus 5, 7: „Siehe, ein Ackerzmann wartet auf die köstliche Frucht der Erde, und ist geduldig darüber, bis er empfangen den Morgenregen und Abendregen. Seid ihr auch geduldig, und stärket eure Herzen! Denn die Zukunft des Herrn ist nahe.“ — Und was wollen wir dazu sagen? Ja, wir wollen geduldig und stille seyn, und wollen ausharren bis ans Ende. Wir wollen glauben und beten: „Herr, du barmherziger Gott, sende Deinen Morgenregen und Abendregen auf die durch das Blut der Märtyrer getränkte Erde. Laß deine Sonne scheinen auf die vielen Samenkörner, die durch deine Zeugen ausgestreut sind in Italien, damit die Saat aufsprieße und hundertfältige Frucht bringe! Alles zu Deiner Ehre!“ Es wird uns geschehen, wie wir geglaubt haben. Unser Gebet muß erhört werden, denn Gott hat es uns durch seinen Sohn oft und mit feierlichem Eide bekräftigt. Darum sind wir getroßt und fröhlich in Hoffnung, und sprechen: „Sieg, Sieg und Ueberwindung! O süßes Feuer! O liebliche Flamme!“ —



Die Inquisition der römisch-katholischen Kirche.

„Ihr Schlund ist ein offenes Grab, mit ihren Zungen handeln sie trüglisch; Otterngift ist unter ihren Lippen; ihr Mund ist voll Fluchens und Bitterkeit; ihre Füße sind eilend, Blut zu vergießen; in ihren Wegen ist eitel Unfall und Herzeleid; und den Weg des Friedens wissen sie nicht. Es ist keine Furcht Gottes vor ihren Augen.“ (Röm. 3, 13—18)

Da im Vorhergehenden so oft jene geistlichen Gerichtshöfe erwähnt sind, welche unter dem Namen der „heiligen Inquisition“ vornehmlich im sechszehnten Jahrhundert in Spanien, Italien, Frankreich und anderen Ländern so viele unserer Glaubensbrüder dem grausamsten Tode überliefert haben, so wollen wir, ehe wir weiter fortfahren, unsern Lesern eine kurze Beschreibung dieser blutigen Inquisitions-Tribunale geben. Sie waren allmählig aus dem Bestreben hervorgegangen, die Kirche von Allen rein zu erhalten, welche nicht mit ihrer Lehre übereinstimmten. Dies Bestreben, die Lehre rein zu erhalten, wäre zu billigen gewesen, wenn man sich begnügt hätte, die sogenannten Ketzer aus der äußeren Kirchengemeinschaft auszuschließen. Diese Ausschließung fordern auch die Apostel des Herrn, welche nichts von jener falschen Liebe und Duldung gewußt haben, mit welcher sich heut zu Tage so Viele brüsten. Der Apostel der Liebe, Johannes, verbietet ausdrücklich, Irrlehrer aufzunehmen, ja sogar, sie nur freundschaftlich zu grüßen; man solle die Geister prüfen, ob sie aus Gott seien; und als den rechten Prüfstein nennt er das Bekenntniß, „daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen.“ (1. Joh. 4, 2. 3. 2. Joh. 7.) Ebenso Paulus Tit. 3, 10, und Petrus 2. Pet. 3, 17. Und als zu Corinth ein Mitglied der Gemeinde sich unnatürlicher

Unzucht ergeben hatte, da befahl der Apostel Paulus, dasselbe von der Kirchengemeinschaft auszuschließen, es „zu übergeben dem Satan zum Verderben des Fleisches, auf daß der Geist selig werde am Tage des Herrn Jesu.“ 1. Cor. 5, 5. Daß der Apostel bei diesen Worten nicht an die Todesstrafe, und am wenigsten durch Menschenhand, sondern an Er tödtung des Fleisches durch Buße gedacht hat, erkennen wir deutlich daraus, daß er in seinem zweiten Briefe die Corinthier ermahnt, dem bußfertigen Sünder zu vergeben, und ihn zu trösten, auf daß er nicht in allzu große Traurigkeit versinke.“ Ausdrücklich sagt er: „es ist aber genug, daß derselbige von Vielen also gestraft ist.“ (2. Cor. 2, 6.) Vergleiche mit diesen Regeln und Vorschriften der Apostel vor Allem das Wort des Herrn der Kirche selbst, der die Grundzüge aller wahren Kirchenzucht niederlegt in Matth. 18, 15—17: „Sündiget aber dein Bruder an dir, so gehe hin, und strafe ihn zwischen dir und ihm allein! Höret er dich, so hast du deinen Bruder gewonnen. Höret er dich nicht, so nimm noch Einen, oder zwei zu dir, auf daß alle Sache bestehe auf zweier Zeugen Mund! Höret er die nicht, so sage es der Gemeinde! Höret er die Gemeinde nicht, so halte ihn **als einen Heiden und Zöllner!**“ Auch das Wort des Herrn Joh. 18, 36: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich von dieser Welt, meine Diener würden darob kämpfen, daß ich den Juden nicht überantwortet würde.“ So genügen diese Stellen vollkommen, um zu beweisen, daß die Kirche Christi Ungläubige und Ketzer von ihrer Gemeinschaft ausschließen soll, daß sie dieselben aber unter keinen Umständen mit des Schwertes Schärfe verfolgen darf, um sie entweder zu vertilgen, oder ihnen den Glauben, d. h. die Liebe zu dem Herrn aufzunöthigen.

Da nun die römisch-katholische Kirche gewöhnlich auf ihre Uebersetzungen, auf die Kirchenväter u. dgl. hinweist, wenn sie mit dem Wort Gottes im Widerspruch ist, so ist es merkwürdig, daß gerade die ältesten Kirchenlehrer auf's entschiedenste die „Ketzerverfolgungen“ verdammen. Der Raum gestattet uns nicht, alle die wichtigen Aussprüche eines Cyprian, Athanasius, Hilarius, Ambrosius, Gregor von Nazianz, Chrysostomus, Hieronymus, Augustinus und Anderer über diesen Gegenstand anzuführen. Nur Einiges werde hier davon

mitgetheilt! So sagt Cyprian*): „die Stolzen und Wider-
spenstigen seien mit dem geistigen Schwerte zu verfolgen,
nämlich mit der Ausschließung aus der Kirche;“ und Atha-
nasius**) sagt deutlich genug: „Von wem hat man es ge-
lernt, daß man Verfolgungen anordnen soll? Sicherlich nicht
von den Heiligen. Es bleibt also nur noch übrig, daß man es
von dem Teufel her hat, welcher spricht: ich will verfolgen und
angreifen! . . . Das Verfolgen ist des Teufels Erfindung.“
Ambrosius***) führt den Ausspruch Christi an, als die Apostel
Feuer vom Himmel wollten fallen lassen, weil die Samariter
den Sohn Gottes nicht aufnehmen wollten: „Wisset ihr
nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Des Men-
schen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen
zu verderben, sondern zu erhalten.“ (Luk. 9, 55. 56.)
Und Augustinus†) erklärt: „Wenn über die Donatisten die
Todesstrafe verhängt werde, so wolle er und seine Geistlichkeit
lieber von ihren Händen sterben, als zu ihrer gerichtlichen Ein-
ziehung behülflich seyn.“ Neun Jahre lang hatte Augustinus
selbst zu der Secte der Manichäer gehört, und war erst in
seinem drei und dreißigsten Jahre bekehrt worden. Würde die
„heilige Inquisition“ nicht Alles aufgebieten haben, wenn
sie damals schon bestanden hätte, um auch diesen später so be-
rühmt gewordenen Kirchenvater dem Feuertode zu überliefern?

Die erste bedeutende Ketzerverfolgung der römischen Kirche
sah Statt gegen die Waldenser und Albigenser im süd-
lichen Frankreich, wo zwanzig Jahre hindurch (1209—1229)
das Blut Schuldiger und Unschuldiger mit fanatischer Wuth
vergoßen, und das Land in eine Einöde verwandelt wurde. Das
Concil zu Toulouse (1229) schärfte nun eine schon länger
bestehende Verordnung von Neuem ein, daß nämlich die Bischöfe
geschworene Männer in ihren Sprengeln zur Auffuchung der
Keter anstellen sollten. Bald aber meinte der Papst Gregor IX.,
daß die Bischöfe nicht eifrig und streng genug verführten. Des-
halb stiftete er vom Jahre 1232 an eigene geistliche Gerichts-
höfe, die nur von ihm selbst abhängig waren, und übergab sie
ausschließlich dem damals sehr angesehenen Dominikaner-

*) Epist. LXII. ad Pomponium de virginibus.

**) Apologia I. de fuga sua.

***) Comment. in Lucam lib. 7, in cap. 10.

†) Augustini ep. 127, ad Donatum, procons. Africae.

Orden. Dem Einflusse dieses Ordens gelang es, jenes „heilige Gericht“ von Toulouse und Carcassone aus, wo die beiden ersten Sitze desselben waren, auch über andere Länder Europas zu verbreiten.

Die Verfahrensweise der Inquisition war Anfangs wenig von der Verfahrensweise weltlicher Gerichtshöfe unterschieden. Die Verhöre der Angeklagten und der Zeugen waren kurz und ohne Umschweife, und legten bloß den Wunsch an den Tag, über den Gegenstand der Untersuchung in's Klare zu kommen. Mit der Zeit aber änderte sich die Sache, bis endlich gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ein Umschwung eintrat, der die Inquisitionsgerichte zu einer furchtbaren Geißel der Völker und zu Stätten der scheußlichsten Verbrechen machte.

Das Land, in welchem die Inquisition ihre größte Macht entfaltete, war das unglückliche Spanien. An der Spitze des Ganzen stand der hohe Rath, der aus einem General-Inquisitor und drei Räthen bestand, alle natürlich Glieder des Dominikaner-Ordens. Dieses oberste Gericht leitete die unteren Gerichtshöfe in den Provinzen; von ihm ging das Gesetzbuch aus, welches der General-Inquisitor Torquemada bald nach 1483 verfaßte, und einer seiner Nachfolger, Valdez, 1561 revidirte.

Die Aufspürung der Ketzer geschah auf alle mögliche Weise. Jeder, der zu der Inquisition gehörte, hatte dieses Geschäft als einen Theil seines Berufs anzusehen; sie hatte ihre Gränzwächter und Zollbeamten, und in allen Theilen des Königreichs ihre geheimen Spione und Agenten mit den ausgedehntesten Vollmachten. In den Kirchen wurden Ekitte verlesen, welche Allen auf das strengste befahlen, jede der Ketzerei verdächtige Person binnen sechs Tagen anzuzeigen. Vor Allem mußte der Beichtstuhl diesem Zwecke dienen; selbst anonyme Anzeigen wurden nicht verschmäht. So kam es, daß persönlicher Haß, religiöse Bedenklichkeiten und selbstsüchtige Furcht verleiteten, den Angeber zu machen. Der Vater war vor seinem eigenen Kinde, das Weib vor ihrem Gatten nicht sicher; ja, als das Weib eines Goldschmieds, Namens Juan Garzia, diesen ihren eigenen Mann als Ketter anzeigte, bekam sie zum Lohne dafür einen lebenslänglichen Jahrgehalt aus den öffentlichen Kassen.

Erfolgte auf die Angabe die Verhaftung des Angeklagten, so war damit zugleich die Einziehung seiner Güter verbunden,

welche er in Spanien selbst dann nicht wieder zurück erhielt, wenn er den Widerruf leistete. In den Kerker, heilige Häuser (casas santas) genannt, wartete seiner das schrecklichste Loos. Ein Theil derselben war unter der Erde, dumpf, feucht, mehr Gräbern, als Gemächern ähnlich; das Licht fiel in die oberen Gellen nur durch eine schmale Spalte hinein; fünfzehn Stunden täglich waren sie in tiefes Dunkel gehüllt. Die unter diesen angelegte untere Reihe von Gellen war noch kleiner und ganz finster. Kein Buch war dem Gefangenen erlaubt, kein Wort durfte er sprechen, viel weniger singen, oder laut beten. That er es doch, so wurde er nach dreimaliger Verwarnung so hart geschlagen, daß einmal ein Gefangener an diesen Schlägen gestorben ist. Nie durften ihn Freunde oder Verwandte besuchen. Können wir uns wundern, wenn die Folgen einer solchen, oft viele Jahre anhaltenden Behandlung nicht selten gänzliche Gefühllosigkeit, Wahnsinn und Selbstmord gewesen sind? —

Die Untersuchung selbst wird in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Jeder, der die Mauern der Inquisition wieder verlassen darf, muß vorher schwören, über Alles, was er gesehen, gehört und gesprochen, das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Die Namen der Zeugen werden dem Gefangenen sorgfältig verschwiegen; sie selbst ihm auch nie gegenübergestellt. Das Zeugniß von Personen jeder Art, von Verwandten, Dienern, neuen Christen, Uebelthätern, Lasterhaften, Kindern, ja sogar Schwachsinnigen, wird gegen den Angeklagten angenommen, während er für sich selbst nur alte Christen von tadellosem Charakter, welche weder seine Verwandten, noch Diener sind, zu Zeugen aufrufen darf.

Schlimmer aber, als dies Alles, ist derjenige Theil des Prozesses, in welchem die Folter ihre Rolle spielt. Wenn durch die Zeugenaussagen die Schuld des Angeklagten noch nicht festgestellt ist, und er selbst nichts bekennen will, oder kann, so wird er in ein großes, unterirdisches Gemach abgeführt, wo die Folterwerkzeuge sich befinden. Die Wände sind schwarz behangen, einzelne Lichter erhellen die Stätte zahlloser Verbrechen, wo jeder Knochen aus seiner Höhlung gerückt, und aus jeder Ader Blut hervorgetrieben wird. Noch einmal wird der Gefangene gefragt, ob er bekennen wolle, und verweigert er es, so packt ihn der von Kopf bis zu Fuß in ein schwarzes Gewand gekleidete und durch eine schwarze Maske verlarvte Henker, und die höllische Operation beginnt. Nur Kinder unter vierzehn Jahren dürfen

nicht gefoltert werden; sonst wird kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand geschont.

Ein der Ketzerei angeklagter Priester durfte nur dann von einem Henker gefoltert werden, wenn sich kein Priester dazu hergeben wollte.

Mit welcher kalten Grausamkeit man bei diesen Qualen zu Werke ging, können wir noch aus einer anderen Thatsache sehen. Es gab ein Gesetz, wonach jeder Angeklagte nur Einmal gefoltert werden durfte. Dies Gesetz aber mußte man zu umgehen. Wenn der Unglückliche noch immer nicht bekennen wollte, und man fürchtete, durch fortgesetzte Qualen ihn zu tödten, so wurde nach seiner Genesung nicht die Wiederholung, sondern die Fortsetzung der Tortur angeordnet.

Die Folterqualen waren so verschiedener Art, daß uns der Raum nur den kleinsten Theil derselben anzuführen gestattet. Man befestigte dünne Stricke um die Hände und Beine des Unglücklichen, nachdem man durch eiserne Bänder um den Hals und die beiden Füße ihn auf einem Lager angeschlossen hatte, und auf ein gegebenes Zeichen zogen vier Kerle so lange an diesen vier Stricken, bis das Blut an den verschiedenen Stellen des Körpers herausströmte. Oder man zog die Arme mit solcher Gewalt rückwärts, daß die Schultern aus den Gelenken getrieben wurden. Andere spannte man in den qualvoll einschnürenden und zerquetschenden spanischen Stiefel, oder wand ihnen dünne Bindfaden um die Glieder, welche bis auf die Knochen einschnitten. Dann legte man ihnen ein feuchtes Tuch über Mund und Nase, und trieb dies durch einen dünnen Wasserstrahl so tief in den Schlund hinein, daß die Gemarterten dem Ersticken nahe waren, und man den Lappen bluttriefend aus ihrem Halse zog. Oder man stellte sie mit entblößten Füßen auf ein mit glühenden Kohlen angefülltes eisernes Gefäß, nachdem man vorher ihre Fußsohlen mit Pech bestrichen hatte.

Doch wir wollen nicht weiter diese schrecklichen Martern beschreiben, sondern wollen zur Bestätigung des Obigen nur noch einige Aussprüche von Katholiken hier anführen. Hören wir zuerst einen früheren Sekretär der Inquisition, Don Juan Antonio Florente, der selbst eine berühmte Geschichte der Inquisition geschrieben hat. Er sagt: „Ich will mich hier nicht damit aufhalten, die verschiedenen Folterarten zu beschreiben, welche auf Befehl der Inquisition über den Angeklagten verhängt werden. Das ist bereits von einer Menge Schriftsteller mit hinläng-

licher Genauigkeit geschehen, und ich erkläre, daß in diesem Punkte keiner von ihnen der Uebertreibung beschuldigt werden kann. Ich las viele Prozesse, die mich mit Schauer erfüllten, und konnte die Inquisitoren nur als kaltblütige Barbaren betrachten." — Johannes a Noyas, ein spanischer Inquisitor, sagt, daß Viele aus Furcht vor der Folter falsche Angaben machten, und man sich deshalb nicht immer auf die Aussagen der Gefangenen verlassen könne. Aber dennoch verlangt er sowohl, wie Simancas ausdrücklich, daß die Richter noch häufiger die Folter anwenden sollten. Ein dritter, der Verfasser der Geschichte der Inquisition von Goa, sagt: „In den Monaten November und Dezember habe ich täglich früh Morgens das Schreien und Heulen derer gehört, welche auf die Folter gebracht waren, die so grausam ist, daß ich Mehrere gekannt habe, die in Folge dessen stets lahm geblieben sind.“

War die Schuld eines Angeklagten nun ermittelt, so wurde ihm seine Strafe zuerkannt. Diese war, je nach dem Vergehen, sehr verschieden. Er wurde entweder auf längere oder kürzere Zeit eingekerkert, und mußte gewisse Bußübungen vornehmen, oder er ward „dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit überliefert.“ Zu der ersteren Art kam in Spanien noch eine Büßerkleidung, die er auf eine bestimmte Zeit tragen mußte. Sie bestand bei den schwereren Verbrechern aus einem safran-gelben Anzuge mit weißen Streifen, bei den leichteren aus einem schwarzen gestreiften Anzuge. Hierüber wurde eine Art Ueberwurf getragen, auf dem entweder ein Andreaskreuz, oder abwärts gekehrte Flammen, oder aufwärts gerichtete Flammen mit Teufeln dazwischen angebracht waren, je nach der Schwere des Vergehens. Die beiden letzten Classen trugen Mützen auf dem Kopfe mit denselben Insignien, wie ihr Ueberwurf hatte. In feierlichem Zuge begab man sich dann in die Kirche, diejenigen, welche nicht zum Tode verurtheilt waren, mit ausgelöschten Fackeln in den Händen, und hier wurde nach einer donnernden Rede vor großer Versammlung das Urtheil des Inquisitions-Tribunals über die Einzelnen verkündet. Neue Kezer, wenn gleich begnadigt, waren doch mit ihren Kindern von Rechtswegen ehrlos, durften keine öffentlichen Aemter bekleiden, nicht reiten, nicht Waffen führen, nicht Pächter, Sachwalter, Aerzte, Apotheker, Spezereihändler werden, verloren ihr Vermögen zum größten Theil, oder ganz, und hatten meist noch Geißelungen und andere Bußübungen und Gefängniß zu erdulden. Selbst Verstorbene, die 30 — 40 Jahre lang todt

waren, konnten durch Zeugen verurtheilt werden, und ihre Güter wurden eingezogen. Wenn sie schon über 40 Jahre lang todt waren, so behielten die Kinder zwar die geerbten Güter, aber die Unschuldigen wurden dennoch ehrlos und unfähig zur Verwaltung öffentlicher Aemter. — Jetzt erst wurden die dem Tode bestimmten Schlachtopfer dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit übergeben; denn „die Kirche dürstet nicht nach Blut,“ sagen die barmherzigen Römlinge. Darauf wurden weltliche Richter bei der Uebernahme der Unglücklichen von der „heiligen Inquisition“ aufgefordert, dieselben „mit Milde und Mitleid zu behandeln.“ Ist dieser Hohn nicht ähnlich dem Hohne der Spötter unter dem Kreuze auf Golgatha? Wußten diese geistlichen Henker doch, was nun erfolgen würde; hatten sie doch schon fünf Tage vorher das weltliche Gericht von der Zahl der Auszuliefernden in Kenntniß gesetzt, damit zur festgesetzten Zeit der nöthige Vorrath von Holz und Pfählen und anderen zur Hinrichtung erforderlichen Gegenständen nicht fehle. Außerdem fand ja vor dem weltlichen Gerichte niemals eine neue Untersuchung Statt; sondern stets wurden die ihr Uebergebenen ohne Weiteres dem Feuertode überliefert. Diese Strafe wurde durch zahlreiche päpstliche Bullen den Ketzern bestimmt.

Es bleibt uns nur noch übrig, unsern Lesern eine kurze Beschreibung von Autodafés zu geben, wie man die Hinrichtungen von sogenannten Ketzern in Spanien nennt. Zu Deutsch heißt dieser Ausdruck „Glaubensact;“ es liegt auch hierin ein Merkzeichen, wie die römisch-katholische Kirche zu dieser Ketzerbestrafung steht.

In feierlichem Aufzug begiebt man sich nach dem zu diesem blutigen Schauspiele vorbereiteten Plage. Der König mit seinem ganzen Hofe, die Großen des Landes, das Inquisitions-tribunal und eine große Volksmenge sind zugegen. Nachdem eine Messe gelesen ist, muß der König in die Hände des Großinquisitors den Eid ablegen, daß er „den katholischen Glauben schützen, die Ketzereien ausrotten und die Inquisition vertheidigen wolle.“ Stehend, mit entblößtem Haupte, leistet er diesen Eid, und verharret in dieser Stellung, bis der Großinquisitor seinen Platz auf der errichteten Schaubühne wieder eingenommen hat. Denselben Eid müssen darauf sämtliche Versammelte ablegen. Dann werden die gefälltten Urtheile vorgelesen, und die Scheiterhaufen angezündet, nachdem

diejenigen, welche noch zuletzt einem römischen Priester gebeichtet haben, vorher erdrosselt worden sind.

Dies sind die „Glaubensacte,“ die so Vielen das Leben gekostet haben, daß es uns fast schwer wird, die Wichtigkeit der hierüber gemachten Angaben zu glauben. Im Laufe des ersten Jahres, in welchem sie errichtet wurde, im Jahre 1481, und im Laufe der nächstfolgenden übergab die Inquisition von Sevilla, unter der damals Castilien stand, 2000 Personen den Flammen, verbrannte eben so viele im Bildnisse, und verurtheilte 17,000 Andere zu verschiedenen anderen Strafen. Von demselben Datum an bis 1517 wurden 13,000 Personen lebendig verbrannt, 8700 im Bildnisse und 169,723 mit anderen Strafen belegt. Während der elf Jahre, in denen Ximenes an der Spitze der spanischen Inquisition stand, wurden 51,167 Personen verurtheilt, und unter diesen 2536 verbrannt. Wie groß ist die Zahl der Schlachtopfer in anderen Ländern gewesen! und wie groß die Zahl unserer evangelischen Brüder unter diesen Unglücklichen! Erst in der Ewigkeit werden wir es erfahren, warum Gott der Macht des Bösen einen so großen Spielraum gelassen und es geduldet hat, daß die junge, grüne Saat einer neuen Zeit in jenen der Wiedergeburt so bedürftigen Ländern mit solchem Frevelmuth zu Boden getreten ist. Aber das wissen wir, daß auch dies heilige Blut nicht vergeblich geflossen seyn kann. „Denn der Tod seiner Heiligen ist werth gehalten vor dem Herrn.“ (Ps. 116, 15.)

Furchtbar verderbliche Wirkungen äußerte die finstere Strenge des höllischen Glaubensgerichtes im Lauf der Zeiten auf das edle, geistvolle Volk der Spanier selbst. Es wurde hierdurch mehr, als durch irgend eine andere Waffe des Despotismus, niedergedrückt, und die gehemmte Geistesthätigkeit wirkte seit der Entdeckung Amerika's mit andern verderblichen Ursachen zusammen, den alten Kunstfleiß des Landes zu lähmen, die herrlichsten Kräfte des Staates zu ersticken, und die Fortschritte zu höherer geistiger Bildung auf lange Zeit hinaus aufzuhalten.

Der französische Kaiser Napoleon hob die Inquisition durch ein Edict vom 4. Dez. 1808 auf. König Ferdinand VII. stellte sie nachher wieder bis zu einem gewissen Grade her.

Zum Schluß stehe hier der Bericht über die durch Kaiser Napoleon im Jahre 1809 befohlene Zerstörung des Inquisitionspalastes in Madrid, der noch einiges Licht über die Inquisition und ihre Schergen gibt.

**Aus einem Berichte des französischen Obersten Leman-
manoir, vom 9. Regiment der polnischen Lanciers,
im Jahre 1809.**

„Als Marschall Soult, der Gouverneur von Madrid, mich beorderte, nach dem Befehl des Kaisers die Inquisitionsgebäude zu demoliren, bemerkte ich ihm, das 9. Regiment Lanciers sei dazu nicht hinreichend, worauf der Marschall noch zwei Regimente Infanterie dazu kommandirte; deren eines, das 117., unter dem Befehl des Oberst Delille stand. Mit diesen Truppen marschirte ich nach der Inquisition, deren Gebäude mit starken Mauern umgeben, und mit 400 Soldaten besetzt waren. Dort angekommen, forderte ich die Väter auf, die Thore zu öffnen. Eine Schildwache, die auf einer der Bastionen stand, besprach sich darauf einige Augenblicke mit Jemand innerhalb der Mauer, worauf sie auf uns Feuer gab, und einen meiner Leute tödtete. Dies war das Signal zum Angriff, und ich befahl meinen Truppen, Jeden, der sich auf den Mauern blicken ließe, niederzuschießen. Bald aber stellte sich's heraus, daß der Kampf ungleich war, und ich mußte mich zu einer andern Angriffsweise entschließen. Es wurden einige Bäume niedergehauen, und Mauerbrecher daraus gemacht. Zwei dieser Maschinen, die gut gehandhabt wurden, machten unter einem Kugelregen eine Bresche in die Mauer, und die kaiserlichen Truppen stürzten in den Hof des Palastes hinein!

„Hier zeigte sich uns ein Beispiel von jesuitischer Unverschämtheit. Der Generalinquisitor und die Väter Beichtiger traten feierlich aus ihren Schlupfwinkeln hervor, in ihre priesterlichen Gewänder gekleidet, und die Arme auf der Brust gekreuzt, als ob sie von nichts wüßten, und nur sehen wollten, was es denn gebe. Sie machten ihren Soldaten Vorwürfe: „„Warum laßet ihr euch denn mit unsern Freunden, den Franzosen, in einen Streit ein?““ Offenbar wollten sie uns glauben machen, sie hätten die Vertheidigung nicht angeordnet; und ohne Zweifel hofften sie, während des Durcheinanders der Plünderung entweichen zu können. Aber darin täuschten sie sich. Ich gab strengen Befehl, sie nicht aus den Augen zu lassen, und ließ alle ihre Soldaten gefangen nehmen. Nun fingen wir an, dieses höllische Gefängniß zu durchsuchen. Wir sahen eine Kammer um die andere; Altäre, Crucifixe, Wachskerzen in Menge, Reichthum und Glanz waren überall zu schauen. Fußböden und Wände waren aufs feinste polirt, und das Marmormosaik mit ausgesuchtem Ge-

schmach eingelegt. Aber wo waren denn die Folterwerkzeuge, von denen man uns gesagt hatte? Und wo waren die Kerker, in denen menschliche Wesen lebendig begraben seyn sollten? Wir suchten vergeblich darnach. Die heiligen Väter versicherten uns, sie wären verläumdet worden, und wir hätten bereits Alles gesehen. Ich war schon auf dem Punkt, meine Nachforschungen einzustellen, überzeugt, daß diese Inquisitoren andere Leute seien, als die, von denen man uns gesagt hatte. Aber Oberst Delille wollte sich nicht so leicht zufrieden geben. Er sagte zu mir: „Wir wollen doch die Fußböden noch einmal untersuchen, und Wasser darauf schütten; dann wird sich's zeigen, ob's nicht irgendwo durchrinnt.“ Die Marmorplatten waren groß und ganz glatt. Nachdem wir zum großen Mißvergnügen der Inquisitoren Wasser darauf gegossen hatten, untersuchten wir alle Spalten, ob es nicht irgendwo durchsickere. Bald rief Oberst Delille: „Ich habe gefunden, was ich gesucht!“ Zwischen zwei Marmorplatten verschwand das Wasser sehr schnell, wie wenn ein leerer Raum darunter wäre. Offiziere und Soldaten machten sich nun daran, die Platte aufzuheben, während die Priester gegen diese Entweihung ihres schönen und heiligen Hauses schrieten. Ein Soldat stieß mit seinem Musketenkolben auf eine Feder, und es kam eine Treppe zum Vorschein. Ich nahm von einem Tisch eine angezündete, vier Fuß lange Wachskerze, um unsere Entdeckung genauer zu untersuchen, wurde aber von einem der Inquisitoren angehalten, der sanft seine Hand auf meinen Arm legte, und mit frommer Miene sagte: „„Mein Sohn! Sie sollten diese Wachskerze nicht anrühren, sie ist heilig.““ — „Ganz recht,“ erwiderte ich: „ich brauche ein heiliges Licht, um die Gottlosigkeit zu ergründen,“ und stieg die Treppe hinab, die unter ein Gewölbe führte, welches keinen andern Ausgang hatte, als die Fallthüre. Unten angelangt, traten wir in ein großes, viereckiges Zimmer, die Gerichtshalle genannt. In der Mitte desselben war ein steinerner Block, und auf ihm befestigt ein Stuhl für den Angeklagten. Auf der einen Seite des Saals war ein anderer höherer Sitz für den Generalinquisitor, der Thron des Gerichts genannt, und auf beiden Seiten niedrigere Sitze für die Patres. Aus diesem Saal gingen wir nach der rechten Seite, und fanden da kleine Zellen, die sich durch die ganze Länge des Gebäudes erstreckten. Aber was für ein Anblick stellte sich dort unsern Augen dar! Wie war da die wohlwollende Religion unseres Erlösers von ihren Bekennern geschändet! Diese Zellen dienten

als Kerker, in welchen die Schlachtopfer der Inquisition eingemauert waren, bis der Tod sie von ihren Leiden erlöste. Ihre Leichname wurden der Verwesung überlassen, und damit der pestilenzialische Geruch die Inquisitoren nicht belästige, waren Ventilatoren angebracht, um ihn abzuführen. In den Zellen fanden wir die Ueberreste von einigen, die erst kürzlich gestorben waren, in den andern nur noch an den Boden gekettete Skelette. Wieder in andern zeigten sich noch lebende Schlachtopfer von allen Altern und von beiderlei Geschlecht; junge Männer bis zu Greisen von 70 Jahren, aber alle so nackt, wie an dem Tage, wo sie geboren wurden. Unsere Soldaten bemühten sich vor allen Dingen, die Gefangenen von ihren Ketten los zu machen, und zogen dann einen Theil ihrer Kleider aus, um sie zu bedecken. Nachdem wir alle Zellen durchsucht, und die Kerkerthüren derer, die noch lebten, geöffnet hatten, gingen wir nach der linken Seite, um ein anderes Gemach in Augenschein zu nehmen. Dort fanden wir alle Folterwerkzeuge, welche Menschen, oder Teufel nur erdenken konnten. Bei diesem Anblick ließ sich die Wuth unserer Soldaten nicht mehr bezähmen. „„Alle diese Inquisitoren, Mönche und Soldaten, müssen gefoltert werden!““ schrienen sie. Wir machten keinen Versuch, sie zurück zu halten, und augenblicklich fingen sie an den Personen der Patres ihre Arbeit an. Ich sah sie 4 Arten von Tortur anwenden; dann zog ich mich von dem schauderhaften Auftritt zurück, der so lange währte, als noch eine einzige Person, an der die Soldaten ihre Rache üben konnten, sich in diesem Vorzimmer der Hölle befand.

Sobald diese Schlachtopfer der Inquisition ohne Gefahr aus ihrem Kerker an's Tageslicht gebracht werden konnten, verbreitete sich die Nachricht von ihrer Befreiung überall hin; und diejenigen, welchen das sogenannte „heilige Amt“ ihre Verwandten und Freunde entrißen hatte, kamen, um zu sehen, ob sich dieselben noch am Leben befänden. Gegen hundert Personen wurden aus ihren Gräbern befreit, und ihren Familien wieder geschenkt. Viele fanden einen Sohn, oder eine Tochter, einen Bruder, oder eine Schwester, einen Vater, oder eine Mutter. Andere suchten die Ihrigen vergeblich. Eine große Quantität Pulver wurde in die unterirdischen Gänge des Gebäudes gebracht, die massiven Mauern und Thürme wurden, als man es anzündete, in die Luft gesprengt, und die Inquisition in Madrid hatte aufgehört, zu bestehen.“

Die Reformation in Frankreich.

Wie ein Feldherr vor einer großen Schlacht seine Truppen in verschiedene Heerhaufen vertheilt, die, ohne etwas voneinander zu wissen, doch zu einem gemeinschaftlichen Zwecke wirken, so hatte Gott der Herr zur Zeit der Reformation seine Streiter in alle Länder vertheilet, zu einem gemeinschaftlichen Kampfe des Glaubens gegen seine unverföhnlichen Feinde, den Aberglauben und den Unglauben. Die französischen Glaubenszeugen hatten noch einen dritten Feind zu besiegen, die Unsittlichkeit, die sich bei den germanischen Völkern jedenfalls nicht in so hohem Maße vorfand. Die lautere, strenge Tugend der Reformatoren mußte bei den Kindern dieser Welt, welche nach den Werken der Finsterniß wandelten, (Röm. 13, 13.) besonders an dem sittlich verworfenen Hofe eines Franz I. und der Katharina von Medicis, den größten Haß erregen. Mit um so größerer Theilnahme werden wir daher den französischen Glaubenszeugen folgen, weil sie so abgeschieden von Deutschland, dem eigentlichen Mittelpunkt der Reformation, doch nach gleichem Ziele, dem lauteren evangelischen Glauben, gerungen haben, besonders aber, weil sie von Gott zur schwersten und unerquicklichsten Arbeit berufen waren, gegen das tiefe, sittliche Verderben des Volkes Zeugniß abzulegen. Sie hatten ja recht eigentlich das Gewächs des Unglaubens und Aberglaubens, welches nirgend so schreckenerregend im Volke erwachsen war, als in Frankreich, an der Wurzel abzuhaueu. Damit stachen sie aber in ein Wespennest. Die französischen Reformatoren sind groß durch ihre Niederlagen im Kampfe mit ihrem Volke.

Aufänge der Reformation im Süden und Norden Frankreichs.

In den stillen verborgenen Thälern Piemonts hatte sich, wie wir schon erzählt haben, das Kirchlein der Waldenser durch alle Stürme des Mittelalters hindurch erhalten. Von dort aus

hatte sich das Wasser des Lebens, wie ein Bächlein, auch über die angrenzenden französischen Provinzen der Provence und Dauphiné ergossen. Hier ward in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts der evangelische Geist wieder recht lebendig. Papst Innocenz VIII, von den Römern in bitterm Spott „Vater des Vaterlands“ genannt, (er hatte mit verschiedenen Frauen 8 Söhne und 8 Töchter erzeugt), erhielt durch seine Legaten bald Kunde hiervon, und schleuderte am 6. Mai 1487 gegen diese demüthigen Christen eine Bulle. „Zu den Waffen! tretet die Ketzer, wie giftige Schlangen, nieder!“ schrieb er. An 18,000 Soldaten sammt vielen Freiwilligen, denen es nur um Plünderung und Raub zu thun war, rückten gegen die Unschuldigen vor. Wie Vögel beim anbrechenden Sturm einen sichern Zufluchtsort suchen, so flüchteten sich die frommen Waldenser in die Berge, Höhlen und Felsenspalten. Wie gegen das Wild des Feldes ward gegen sie ein Treibjagen angestellt; kein Thal, kein Wald, kein Felsen war den Verfolgern zu entlegen. Endlich ermatteten des Papstes Knechte; sie waren nicht länger im Stande, die schroffen Zufluchtsörter der Waldenser zu erklimmen.

Schon glaubten die Feinde, es sei zu Ende mit der Reformation, da brach im Norden Frankreichs und zwar in des Feindes eigenem, innerstem Heerlager ein mächtiges Feuer Gottes aus, das den Feind und seine Diener zu verzehren drohte. In Frankreich sollte die Reformation nicht, wie in Deutschland, aus einer kleinen Stadt, sondern von der Hauptstadt ausgehen.

An der Pariser theologischen Fakultät, Sorbonne genannt, lebte zu der Zeit ein kleiner, unansehnlicher Mann, Namens

Vesèvre (Faber).

Er war geboren 1455 zu Staples in der Picardie, und hatte eine rohe, fast barbarische Erziehung erhalten, aber seine Gelehrsamkeit, sein edler, erhabener Geist, vor allem seine tiefe Frömmigkeit, ersetzten reichlich die Mängel seiner Erziehung. Er ward 1493 Doctor der Theologie in der Sorbonne, und riß alsbald seine zahlreichen Zuhörer durch Geist, Beredsamkeit und durch die Gediegenheit seiner Kenntnisse hin. Dazu verachtete er alle Sophistik und Haarspalterei, wie sie damals an allen Universitäten im Schwange war, kehrte zur Bibel zurück, und drang in das Herz derselben ein. Doch noch eine geraume Zeit hindurch gehorchte dieser Mann Gottes kind-

lich und ohne Zweifel den Satzungen Roms. Eben war er damit beschäftigt, die Römischen Heiligenlegenden zu sammeln und herauszugeben, — der sechste Theil war schon gedruckt, — da ward es ihm in einer Stunde stiller, frommer Betrachtung klar, der kindische, oft läppische Aberglauben jener Legenden könne vor dem Lichte des Wortes Gottes nicht bestehen. Er warf die gesammelten Legenden alsbald von sich; „denn“ sagte er, „sie sind nur Schwefel, um das Feuer des Götzendienstes damit anzuzünden!“ Er kehrte zum Studium der heiligen Schrift, insbesondere der paulinischen Briefe, zurück. Habers Herz wurde bald erleuchtet, und von jetzt an beginnt die eigentliche Reformation in Frankreich. Es dauerte nicht mehr lange, da verkündete der Doctor der Sorbonne seinen Schülern vom Katheder herunter den Kern des Evangeliums. Er lehrte: „Gott allein giebt uns die Gerechtigkeit durch den Glauben, rechtfertigt uns allein durch seine Gnade zum ewigen Leben. Es giebt eine Gerechtigkeit der Werke und eine der Gnade; die eine kommt vom Menschen, die andere von Gott; die eine ist irdisch und vergänglich, die andere göttlich und ewig; die eine Schatten und Zeichen, die andere Licht und Wahrheit; die eine lehrt Erkenntniß der Sünde, um den Tod zu fliehen, die andere Erkenntniß der Gnade, um das Leben zu erwerben!“

„Unzählige Menschen sind ohne Werke gerechtfertigt worden. Denn wie viele Sünder hat es schon gegeben, die einzig und allein im Glauben an Christum die Gnade der Taufe ersleht haben, und wenn sie gleich darauf starben, der Seligkeit theilhaft geworden sind ohne die Werke!“ So lehrte Faber schon ums Jahr 1512. Das gab eine große Bewegung auf den Bänken der Universität. Der Reformator aber drang immer weiter vorwärts. „Die da selig werden,“ sagte er, „sind es durch Gottes Wahl, Gnade und Willen, nicht durch den ihrigen. Unser Wille, unsere Wahl ist unfähig; aber Gottes Wahl ist wirksam und mächtig. Wenn wir uns bekehren, macht uns nicht unsere Bekehrung zu Erfohren Gottes, sondern die Gnade, der Wille, die Wahl Gottes bekehren uns!“ Und weiter lehrte er von den Früchten des rechtfertigenden Glaubens: „Bist du der Kirche Christi angehörig, so bist du ein Glied am Leibe Christi, und als solches mit Göttlichkeit erfüllt; denn in ihm wohnt die Fülle der Gottheit leibhaftig. Wenn die Menschen

dieses Vorrecht begriffen, so würden sie sich rein, keusch und heilig halten, alle Ehre dieser Welt für eine Schmach achten im Vergleich zu der innern Herrlichkeit, welche den fleischlichen Augen verborgen ist!"

Mehrere Jahre später (1522) sprach er offen den evangelischen Grundsatz aus: „Das Wort Gottes genügt; denn das ist die allgemeine und allein lebendig machende Theologie, daß Christus und sein Wort Alles ist., damit alle Völker nichts Anderes suchen, als Christum!"

Durch Lefevre und seine Lehren ward zuerst und vor Allen ein junger Edelmann aus der Dauphiné, Namens Wilhelm Farel, zum Evangelium geführt. Das Leben und Wirken dieses Mannes ist jedoch so wichtig, daß wir an seinem Orte eigens und im Zusammenhange davon erzählen werden.

Durch Lefevre und Farel wirkte Gott der Herr bald große Wunder an vielen Herzen. Bischof Briconnet von Meaux, ein frommer, ganz in göttliche Dinge versenkter Mann, ward durch sie zum heiligen Evangelium geführt. Er predigte nun die reine evangelische Lehre in seinem Sprengel. Durch ihn wurden sogar viele hochgestellte Edelleute am üppigen, sittenlosen Hofe Franz I. von Frankreich zu Christo geführt. Sein eigener Sohn, — denn er war erst als Wittwer in den geistlichen Stand getreten, — der Graf Wilhelm von Montbrun, einer der bedeutendsten Männer am Hofe, wurde durch diese Männer Gottes zum lebendigen Glauben erweckt. Durch ihn und seinen Vater fand weiter

Margarethe,

Herzoginn von Alençon und spätere Königin
von Navarra,

den alleinigen Grund- und Eckstein, Jesum Christum. Sie war die Tochter der sittenlosen und ausschweifenden Luise von Savoyen und Schwester Königs Franz I. Von Jugend auf von Weltlust und großer Verführung umgeben, erhielt sie sich gleichwohl durch Gottes Gnade ein reines Herz und suchte es sich treu zu bewahren. Sie war sehr schön und geistvoll, und besaß, neben einer großen Kraft des Charakters, jene unwiderstehlichen Reize und Tugenden reiner Weiblichkeit, durch welche sie die Herzen in der Welt am Hofe des Königs und des Kaisers entzückte und eroberte. Sie hatte ganz die Gaben, um eine Rolle in der großen Welt zu spielen. Gleich einer Göttinn hätte sie mit unumschränkter

Macht am Hofe herrschen können; aber in ihrem tiefen Geiste fühlte sie die Sehnsucht nach einem festen Halt mitten unter den Schwankungen einer verdorbenen Welt. Der Weihrauch, den man mit vollen Händen ihrer Schönheit und ihrem Geiste streute, die rauschenden, sinnenblendenden Hoffeste genügten ihrer dürstenden Seele nicht; sie verlangte nach einem anderen Tranke, nach einer anderen Speise. Recht treffend wählte sie sich zum Sinnbild eine Sonnenblume, die ihre Blätter dem himmlischen Lichte zugehrt, und setzte darunter die Inschrift: „Ich suche die himmlischen Dinge!“ Der Bischof Brignonnet reichte ihr aus dem Evangelium das Brot des Lebens dar. Da wandte sie sich dem Lebensodem zu, der damals von neuem die Welt erquickte, und athmete ihn als eine himmlische Gabe entzückt ein. In lieblichen Liedern hat sie uns ihren ganzen Herzenszustand dargestellt. Sie singt:

„Ist denn ein Abgrund tief genug zu finden,
Um zu bestrafen meine vielen Sünden?
Mein Vater! — welch' ein Vater! — immerdar,
Unsterblich, unsichtbar, unwandelbar,
Willst Du aus Gnaden jede Schuld vergeben. —
Ich war unwissend, arm und ohne Kraft,
Du hast mir Reichtum, Weisheit, Macht verschafft! —
O Gottes Wort, Erlöser, Jesus Christ,
Des ew'gen Schöpfers ein'ger Sohn Du bist,
Hast endlich alles einzig hergestellt,
Bist Bischof, König und siegreicher Held,
Durch Deinen Tod hast Du den Tod gefällt.
Der Mensch wird durch den Glauben Gottes Kind,
Der Mensch durch Glauben heilig, ohne Sünd',
Der Mensch durch Glauben seiner Schuld entbunden,
Der Mensch durch Glauben Kraft in Christo find't,
Durch Glauben hab' ich Christum ganz gefunden!“

Wie im Anfang der christlichen Kirche der Herr die Seinen selbst am verruchten Hofe des Kaisers Nero hatte, (Phil. 4, 22), so mußte er sich auch an dem lasterhaften, gottlosen Hofe an der Schwester des dem Evangelium später so feindlich gesinnten Königs Franz eine Seele zum Werkzeug auszuwählen, durch welches der edelste Theil des französischen Adels dem Evangelium gewonnen ward. Zwar hatte Margarethe nicht die Kraft, für den Heiland Alles, selbst ihren vielgeliebten Bruder, aufzuopfern; zwar zitterte sie vor dem Verfolgungszorne ihres königl. Bruders, und verbarg später ihren h. Glauben unter

einem Schleier; aber sie kehrte immer wieder zum Herrn zurück, und fand in ihm einen barmherzigeren Bruder, als Franz es war. Dann sang sie zu ihrem Heiland:

„O süßer Bruder, der Du die Strafe schenkst
Der eitlen Schwester, und zu Dir sie lenkst,
Der Du ihr doch für Murren, Kränkung, Hohn,
Nur Gnad' und Liebe schenken magst als Lohn, —
Es ist zu viel, mein Bruder, ach! zu viel,
Wie bin ich's werth, daß ich Dir so gefiel!“

Ja, sie that oft tiefe Buße, wenn sie betäubt von dem gewaltigen Hoflärm, bekämpft von so vielen Gegnern, sich von Christo abgekehrt hatte. Sie zog sich dann in ihre Gemächer zurück, ergab sich einem heiligen Schmerze, und stieß tiefe Bußseufzer aus, welche gegen die frohen Lieder Franzens und der jungen Herren bei ihren Gelagen im stärksten Gegensatze standen. So rief sie einst aus:

„Ich ließ von Dir, und folgte meiner Gier,
Ich ließ von Dir, und wählte Schlechtes mir,
Ich ließ von Dir, wo bin ich hingerathen?
An einen Ort, wo Fluch nur unser harret.
Ich ließ von Dir, o Freund von ächter Art,
Ich ließ von Dir; um mich von meinem Heil
Ganz abzugiehn, wähl' ich das Gegentheil!“

Die junge Saat des Evangeliums wuchs im Verborgenen herrlich heran; die Zahl der aus Geist und Feuer Wiedergeborenen nahm von Tag zu Tage zu, und vorzüglich war es der Adel Frankreichs, welcher durch Margarethens Vorbild gelockt, zuerst Christi Königs scepter küßte. Die Freunde des göttlichen Wortes hegten wohl die süße Hoffnung, daß das Evangelium sich unangefochten verbreiten werde. Gott aber hatte es anders beschlossen. Das Evangelium sollte 300 Jahre hindurch in Frankreich mit Feuer und Schwert verfolgt werden, damit es offenbar würde, daß Erde und Himmel wohl untergehen mögen, Gottes Wort aber fest stehen muß. Margarethens und Franzens Mutter, Luise von Savoyen, und Düprät, des Königs Minister, eröffneten den gräßlichen Kampf gegen die Evangelischen. Jene war die eigentliche Urheberin aller Unsittlichkeiten und Scandale am französischen Hofe; dieser wird von einem gleichzeitigen Geschichtschreiber der Lasterhafteste aller zweifüßigen Thiere genannt. Beide waren entschlossen, die Schmach ihres Lebens durch Reherblut rein zu waschen. Zu diesen beiden gesellte sich noch ein Dritter, Noel Bedier, oder

Beda, Syndicus der Sorbonne Er spie sammt seiner ganzen Schule Feuer und Flammen gegen das Evangelium. Man versuchte schon mit Scheiterhaufen zu kämpfen; doch vor der Hand mußte man sich begnügen, die Schriften Luthers, die tief in Frankreich eingedrungen waren, zu verdammen (1521). „Sie seien,“ so erklärte man, „so voller Irrthümer, daß sie mit dem Koran gleich geachtet zu werden verdienen; sie seien schismatisch, schriftwidrig, gotteslästerlich und dem christlichen Staate verderblich!“ Lefevre, der Vater der französischen Reformation, ward verfolgt; er ging nach Meaux, wo ihm sein Freund, Bischof Brignonnet, eine Freistatt anbot. Auch Karel und die beiden christlichen Brüder Büfas rief der Bischof nach Meaux. So zog sich das evangelische Licht von der Hauptstadt, wo es zuerst angefaßt war, zurück, um für 300 Jahre davon fern zu bleiben. In Lothringen aber, namentlich in Metz und Meaux, wo Brignonnet schon den Boden bearbeitet hatte, entstanden jetzt hin und wieder blühende Kirchlein, blühend nicht so durch Größe und Ansehn, als vielmehr durch Glaubenskraft, die standhaft blieben bis zum Tode. Weber und Wollkämmer, die hier sehr zahlreich sind, nahmen das Evangelium mit heißer Sehnacht auf. Waren es doch auch im Mittelalter meist Weber gewesen, welche die Eine unsichtbare Kirche Christi gebildet hatten. —

Lefevre predigte gewaltig. „Gottes Wort ist eine Gotteskraft und allgenugsam zur Seligkeit,“ das war der Grundgedanke, der alle seine Predigten durchdrang, und welchen er siegreich dem Aberglauben zur Rechten und dem Unglauben zur Linken entgegensetzte, der ihn auch antrieb, die Bibel in die Muttersprache zu übersetzen. 1522 erschien zuerst das Neue Testament, 1525 die Psalmen in französischer Uebersetzung.

Wie ein Strom, der unnatürliche hemmende Schranken durchbricht, so ergoß sich das also freigewordene Wort Gottes gewaltsam und unwiderstehlich durch das Gebiet von Meaux. Leute aus allen Ständen, zumal aber Handwerker und Wollkämmer, lasen an Sonn- und Festtagen die heilige Schrift, und suchten sich mit dem Willen Gottes bekannt zu machen. Aber auch des Wochentags bei ihrer Arbeit mochten sie von nichts, als von dem süßen Evangelium hören.

Meaux ward ein Lichtheerd des lebendigen Glaubens, der überall hin seine Wärme und seinen Glanz ausstrahlte. Aber

auch nach Rom drang die Kunde hiervon, und verbreitete Angst und Schrecken. Der Papst forderte Franz I. dringend auf, die Ketzer zu verfolgen. Doch dieser zauderte. — Er schien es fast zu fühlen, daß es von seiner Entscheidung für oder wider den evangelischen Glauben abhing, ob Frankreich durch die sittliche Kraft, die aus dem Evangelium fließt, eine Wohlthäterinn, oder ob es durch Entartung und Unsittlichkeit, die im Gefolge des Aberglaubens und Unglaubens sind, eine Geißel der Völker werden sollte. Da rief Rom: „Wir Geistliche werden einen neuen Kreuzzug predigen, das Volk aufwiegeln, und wenn der König die Predigt eures Evangeliums gestattet, ihn durch seine eigenen Unterthanen aus seinem Reiche vertreiben.“ Da ward der sonst so ritterliche König von dem drohenden Geschrei erschreckt, und ließ die Unterdrückung des Evangeliums zu.

Auch in Meaux stürmten die Franziskaner aus ihren Klöstern, und zogen vor des Bischofs Wohnung unter dem lärmenden Rufe: „Erdrücke diese Ketzerei! Oder die Pest, die schon in Meaux wüthet, wird das ganze Land ergreifen!“ Da Brignonnet noch standhaft widerstrebte, zogen die Häupter der Mönche nach Paris, und verklagten den Bischof bei der Sorbonne und dem Fanatiker Beda. Brignonnet war in Paris hochgeehrt; er war reich, und hätte um Christi willen alle Güter opfern müssen; ja, man drohte ihm im äußersten Falle mit Gefängniß, oder gar einem schmachvollen Tode, andrerseits lockte man ihn durch listige Schmeicheleien. Da ward der alte Mann schwach; solche Gefahren hatte er nicht erwartet. Er verbot nun in seinem Sprengel die Verkündigung des Evangeliums; später zwang man ihn sogar, mit dem Munde zu widerrufen. So ist er äußerlich zur römischen Kirche zurückgekehrt; innerlich blieb er bis zu seinem Ende dem lautern Evangelium zugethan. Wie viele edle Christen in der römischen Kirche, fränkelte er an jener falschen, mystischen Richtung, welche, bei innerem verborgenen Leben in Christo, das „den Herrn mit dem Munde bekennen,“ er gering achtet. Er glaubte, äußerlich widerrufen zu können, wenn nur im Herzen bei Christo bliebe. (Math. 10, 32. 33. Röm. 10, 9. 10.)

Farel und Lefevre durften nicht länger in Meaux bleiben. So standen die dortigen evangelischen Christen ohne Führer da. Die Doctoren der Sorbonne und die Mönche frohlockten; sie glaubten nun die ganze Bewegung bewältigen zu können.

Johann Leclerc.

„Dieweil die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch thörichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben. (1. Cor. 1, 21).“

Aber, als es in Meaur nun an verordneten Dienern des Wortes fehlte, da machte Gott den Wollkämmer Leclerc zu seinem Prediger. Er ging von Haus zu Haus, in der Hand das Evangelium, im Herzen den Geist Gottes, der es auslegte. Die Brüder wurden durch ihn in ihrer Verlassenheit gestärkt und getröstet. Durch den Geist Gottes mit Muth ausgerüstet, stand Leclerc bald an der Spitze der religiösen Bewegung. Er schrieb eine Erklärung gegen den römischen Antichrist, und schlug dieselbe an der Thüre des Domes an. Darin hieß es unter andern: „Der Herr wird Rom mit einem Hauche seines Mundes vernichten.“ Da wurden die Franziskaner auf ihn aufmerksam, und konnten ihren Grimm nicht länger zurückhalten. Leclerc ward eingekerkert, und ihm in wenigen Tagen das Urtheil gefällt. Er sollte drei Tage hintereinander durch die Straßen der Stadt Spießruthen laufen, und am vierten Tage auf der Stirne gebrandmarkt werden. Mit entblößtem Rücken ward der fromme Wollkämmer durch die Straßen geführt, und von den Henkern bis auf's Blut gezeißelt. Eine ungeheure Menschenmenge folgte auf dem Wege nach, der durch das Blut des Märtyrers bezeichnet war. Die einen verfluchten in Wuthgeschrei den Ketzer, die Andern waren voll tiefen Schmerzes. Aus der großen Menge drängte sich eine Frau hervor, und tröstete und stärkte den Gemüthskranken mit Wort und Blick; es war seine Mutter. —

Als am dritten Tage die Geißelung zu Ende war, hielt der Zug auf dem gewöhnlichen Hinrichtungsplatze. Der Henker schürte ein Feuer an, erwärmte das Eisen, und drückte es dem Ketzer zum ewigen Brandmal auf die Stirne. Ein Schrei des Entsetzens durchdrang die Luft; er kam nicht von dem Märtyrer, er kam von seiner Mutter, in deren Herzen tiefe Glaubensbegeisterung mit der Mutterliebe rang. Endlich siegte ihr Glaube, und sie rief mit einer Stimme, die auch die Henker erbeben machte: „Es lebe Christus und seine Zeichen!“ —

Leclerc, an seiner Stirne die unvertilgbaren Spuren seines Glaubensmuthes tragend, ging nach Metz. Hier kämmt er

Wolle, und unterwies seine Mitarbeiter im Worte des Lebens. Mehrere von ihnen wurden Nachfolger Christi. Vereint mit Johann Chastellain, dessen Leben und Leiden wir eigens erzählt haben, zündete er in Metz ein helles Licht an. Vor allen ward der junge Domprobst Peter Toussaint, und dessen Freund, der hochgeehrte Ritter von Esch, für's Evangelium gewonnen.

Doch der ungestüme Eifer, der das feurige Gemüth Leclercs durchdrang, brachte ihm den Tod, und der neu entstehenden Kirche Verderben. Es war am Vorabende des Festes, an dem die Einwohner von Metz nach einem Bilde der Jungfrau, ungefähr drei Stunden von der Stadt entfernt, wallfahreteten. Leclerc gerieth in einen furchtbaren Kampf. Er las die Worte 2. Mos. 20, 5. 23, 24.: „Bete ihre Götzen nicht an und diene ihnen nicht; sondern du sollst sie umreißen und zerbrechen.“ Leclerc meinte, dieses Gebot sei an ihn gerichtet; er faßte einen kühnen Entschluß, ging des Nachts zur Stadt hinaus, nahm die Bilder und zerschlug sie, „als ob der Geist Gottes ihn dazu getrieben hätte,“ wie Beza sagt.

Am andern Morgen pilgerten unter dem Geläute der Glocken, unter dem Schalle der Trommeln und Pfeifen, unter Litaneien mit Kreuzen und Fahnen eine große Menge nach der Kapelle. Sie kommen an; aber die Bilder, vor denen sie sich niederwerfen wollten, waren zerschlagen. Mit größter Erbitterung und Wuth eilt die Menge nach der Stadt zurück, ergreift den Wollkämmer, — denn Niemand anders konnte diese That vollbracht haben, — und schleppt ihn vor's Gericht. Leclerc gestand sogleich, und beschwor mit den herzlichsten, ergreifendsten Worten das Volk, doch Gott allein anzubeten. Es half nichts, die Erbitterung war zu groß, der Feuertod sein Lohn! — Um das wüthende Volk zu ergötzen, ward dem Verurtheilten ein Glied nach dem andern mit glühenden Zangen abgezwickelt. Leclerc litt entsetzliche Qual; aber er blieb ruhig und heiter, und sprach mit lauter Stimme: „Jene Götzen sind Silber und Gold, von Menschenhänden gemacht. Sie haben Mäuler und reden nicht; sie haben Augen und sehen nicht; sie haben Ohren und hören nicht; sie haben Nasen und riechen nicht; sie haben Hände und greifen nicht; Füße haben sie und gehen nicht, und reden nicht durch ihren Hals. Die solche machen,

sind gleich also, und Alle, die auf sie hoffen. Aber Israel hoffe auf den Herrn; der ist ihre Hülfe und Schild.“ (Ps. 115, 4—9). Das Volk, zuvor so erbittert, ward durch solchen Heldenmuth erstaunt und gerührt. Doch Gnade war jetzt nicht mehr möglich. Langsam vom Feuer gebraten, starb Leclerc als der erste Blutzuge des Evangeliums in Frankreich.

Rom's Wuth war noch nicht gestillt. Johann Chastelain, den wir eben schon genannt haben, folgte seinem vorangegangenen Bruder bald auf dem Scheiterhaufen nach. Doch trotzdem nahm das Lutherthum im ganzen Lande zu, wie die römischen Geschichtschreiber berichten. Peter Toussaint aber, der Ritter Esch, und viele Andere flohen von Metz nach Basel.

Anemond de Coct, und mehrere Andere.

(gest. 1528.)

„Hier ist Geduld und Glaube der Heiligen.“ (Offenb. 13, 10.)

Aus Paris und Lothringen waren die Evangelischen vertrieben worden, aber noch war Farel im Süden Frankreichs thätig. Durch ihn wurde der gottesfürchtige Ritter Anemond de Coct zu einem rüstigen und rastlosen Streiter Christi umgewandelt. Er war im Verein mit Farel besonders thätig, um das Evangelium in Südfrankreich auszubreiten. Vor allen schien Lyon, die zweite Stadt Frankreichs, auserkoren, um ein Heerlager der Evangelischen zu werden. Aber Gott der Herr wollte auch das nicht. Jene Männer mußten fliehen; Farel und Seville gingen nach Basel, wo sie auch Esch und Toussaint trafen. Anemond aber begab sich nach Wittenberg, um Luther, den Hauptreformer, kennen zu lernen. Luther, der sonst dem französischen Wesen und Charakter nicht gerade zugethan war,

fühlte sich doch durch Anemonds Liebenswürdigkeit und Feuereifer außerordentlich angezogen. So schrieb er von ihm: „Dieser französische Ritter ist ein vortrefflicher, gelehrter und frommer Mann und wunderbar brennend für's Evangelium.“ Von Wittenberg begab sich der Ritter nach Basel, wo er seine flüchtigen Glaubensbrüder, Farel, Esch und Toussaint traf. Mit ihnen bildete er eine evangelische Gesellschaft, um das Vaterland von der geistigen Nacht zu befreien. Zu diesem heiligen Werke wurden sie auf alle Weise aufgemuntert. Man schrieb ihnen von allen Seiten, die Franzosen dürsteten nach dem Worte Gottes. Auch Decolampadius und Zwingli unterließen es nicht, ihnen Muth einzusprechen. Jetzt wurde die Befehrung Frankreichs der einzige Gedanke und das letzte Ziel dieser hochherzigen Männer. Auf fremdem Boden knieeten sie nieder, und beteten täglich zu Gott für das Land ihrer Väter. Dieser Macht des Gebets verdankte jedenfalls das Evangelium seine schnellere Verbreitung in jenen Landen. War es ja doch die Eroberungswaffe der Reformation überhaupt, so wie der ersten christlichen Kirche. Aber diese charakterfesten Franzosen waren nicht allein Männer des Gebets, sie waren auch Männer der That. Als solche standen sie jeden Augenblick bereit, ihr Leben einzusetzen. Zunächst war ihre Haupt Sorge dahin gerichtet, ihrem Vaterlande die h. Schrift und erbauliche Schriften in der Landessprache darzubieten. Zu diesem Zweck wurde in Basel eine Buchdruckerei angelegt. Ritter Anemond de Coct nahm sich dieser Sache mit besonderem Eifer an. Er besorgte den Druck und die Uebersetzung der besten deutschen Reformationsschriften in's Französische. Seine Liebe für dies Unternehmen spricht er in folgenden schönen Worten aus: „Ich möchte ganz Frankreich mit evangelischen Schriften überschwemmt sehen, damit in Hütten und Palästen, in Klöstern und Pfarrhäusern und im innersten Heiligthume der Herzen ein mächtiges Zeugniß für Jesu Christi Gnade abgelegt werde!“ So wurde durch Briefe, Gebete, Bücher und fliegende Blätter die Wiedergeburt Frankreichs in erfreulicher Weise gefördert. Während sich vom Throne herab Unglauben und Sittenlosigkeit, vom Altar aus Aberglauben und Finsterniß verbreiteten, flossen aus solchen Tractätchen unvermerkt sowohl Aufklärung als Frömmigkeit in's Herz der Nation. Vor Allem wurde das im J. 1524 von Cesevre herausgegebene neue französische Testament gedruckt. Mit dieser köstlichen Waare durchzogen nun Hausirer die Franche-Comté, Burgund, Lothringen und die benachbarten Provinzen,

und boten sie überall feil, von Haus zu Haus gehend. Toussaint erhielt von seiner Mutter einen Brief, der, wie er selbst sagt, voll von Thränen war. Sie schrieb darin unter Anderem: „Unglückliche Mutter! entarteter Sohn! Verflucht sei die Brust, die dich geäuget, der Schooß, der dich getragen hat!“ Aber der Sohn blieb fest im Glauben und schrieb: „Der Herr ist mein Zeuge, daß ich in diesem Jammerthale nichts wünsche, als daß Christi Reich zunehme, und Alle einstimmig Gott preisen!“ Im Januar 1525 reiste Ritter von Esch nach Metz, um seine Brüder zu stärken, die sehr bedrückt wurden. Da starb im März desselben Jahres der gottesfürchtige Ritter Anemond de Coct.

So wurden denn nach Gottes Rathschluß die tapfersten Streiter des Evangeliums theils zerstreut, verfolgt, verbannt, theils in die Heimath abgerufen. Aber das war noch nicht genug; es sollte und mußte noch viel mehr Kreuz und Trübsal kommen.

Es war nämlich um diese Zeit Franz I., König von Frankreich, mit Karl V., Kaiser von Deutschland, im Kriege begriffen. Da geschah es am 24. Februar 1525, daß Franz bei Pavia geschlagen und gefangen genommen wurde. Dies Ereigniß wurde alsbald von der römischen Kirche benutzt, und zum Nachtheil der Evangelischen ausgebeutet. Man schob nämlich, wie auch schon in den ersten christlichen Jahrhunderten, die Schuld dieses Unglücks auf die Christen. Fanatische Stimmen forderten von allen Seiten her ihr Blut, um neue Gefahren abzuwenden. Das Parlament schrieb an des Königs Mutter: „Die Ketzerei hat in unsrer Mitte ihr Haupt erhoben; und da der König sie nicht hat verbrennen lassen, so hat er den Zorn des Himmels auf das Königreich geladen!“ Zuerst ward Bischof Briçonnet zum Widerruf gezwungen; dann begann der Prozeß gegen Lefevre. Das Urtheil lautete: Widerruf, oder Tod. Der Doctor floh, und kam glücklich nach Straßburg. Ludwig von Berquin ward von neuem eingekerkert, Wolfgang Schuch, 1525 am 19. August zu Nancy verbrannt, wie wir weiter oben erzählt haben. Jacob Paranne, der, wie oben berichtet, einmal widerrufen hatte, ward wieder eingekerkert. Da war seine Traurigkeit mit einem Male verschwunden, er legte nun ein offenes Bekenntniß von Christo ab. Die Sanftmuth des Jünglings machte keinen Eindruck auf seine Richter. Mit der liebevollsten Miene sah er sie jetzt an, da sie ihm im Gefängnisse seine Freundigkeit und Ruhe wiedergegeben hatten. Aber, wen die Sanftmuth nicht überwindet, dessen Herz wird dadurch nur um so mehr verhärtet. Der

Prozeß ward rasch geführt, und Paranne ward auf dem Greveplatz zu Paris öffentlich verbrannt. Indes sein Vorbild, statt die Gemüther verzagt zu machen, stärkte nur Alle, die öffentlich und insgeheim an das Evangelium glaubten.

Der Märtyrer von Jory.

„Wir warten im Geist durch den Glauben der Gerechtigkeit, der man hoffen muß.“ (Gal. 5, 5.)

Den vorangegangenen Blutzeugen sollte bald ein neuer Märtyrer folgen. Im Walde von Jory, drei Stunden von Paris, lebte ein christlicher Einsiedler, der in Meaur das Evangelium gehört hatte. Dieser Mann war bei seinem kärglichen Brote doch gottselig und vergnügt. Denn er ging in der Nachbarschaft von Haus zu Haus, und verkündigte den armen Bauern das Evangelium. Sobald dies die Sorbonne vernahm, war es um den armen Einsiedler und sein frommes Werk geschehen. Er ward aus seinem Walde fortgerissen, nach Paris in einen Kerker geschleppt und zum Scheiterhaufen verurtheilt. Um ihn als besondres Warnungszeichen hinzustellen, sollte er vor der Kirche Notre-Dame verbrannt werden. Dazu wurde denn ein großes Gepränge, wie an hohen Festtagen, veranstaltet, die große Glocke der Kirche wurde angezogen, und das Volk strömte massenweise herzu. Das Schlachtopfer wurde endlich gebracht, mit Kezerkleidung angethan, barhaupt und barfuß. Die Beichtväter hielten ihm ein Kreuz vor, und ermahnten ihn zur Beichte. Er aber sprach mit Zuversicht: „Von Gott allein hoffe ich Vergebung meiner Sünden.“ — Da riefen die Doctoren der Sorbonne wüthend: „Seht den verfluchten Menschen, der in das höllische Feuer kommen wird!“ — Der Märtyrer sprach gelassen: „Ich sterbe im Glauben an meinen Herrn Jesum Christum.“ — Nach diesen Worten verstummte das Glockengeläute, und der Christ ward an einem langsamen Feuer qualvoll verbrannt. Den Namen des Märtyrers hat uns keine

Geschichte aufbewahrt. Dereinst aber wird auch er leuchten wie des Himmels Glanz, und wie die Sterne immer und ewiglich. —

Unter der Menge der Zuschauer befand sich ein Jüngling, klein und hager von Statur, mit blasser Wange, feiner Gesichtsbildung, aber festem, durchbringendem Blick. Das war der junge Calvin, der damals noch nicht wiedergeboren war. Doch tief ergriffen von dem Trauerspiel, welchem er beigewohnt, ging er fort. —

Auf den Gremiten von Jyry folgte am 3. Juli 1518 Dionysius von Nieur, und im Mai 1529 Ludwig von Berquin, deren Leben und Leiden wir oben erzählt haben. Ehe wir aber die Geschichte der französischen Märtyrer weiter erzählen können, müssen wir vorher von einem Manne berichten, der für die Reformation in Frankreich von der höchsten Bedeutung gewesen ist.



Wilhelm Farel.

(geb. 1489, gest. 1565.)

„Ich eifere mich schier zu Tode um dein Haus; und die Schmähungen derer, die dich schmähen, fallen auf mich!“
(Psf. 69, 10.)

Wer von Grenoble nach Gap reist, der erblickt etwa eine Viertelstunde nach der letzten Poststation, etwas rechts von der Straße, das Dorf Farel, welches noch jetzt, wie ehemals, von Bäumen umgeben ist. Aus dem Gehölze ragt ein Hügel hervor, auf welchem jetzt, erhaben über den andern Wohnungen, eine Hütte steht. Doch trägt der ganze Platz und seine Umgebung noch heute die Spuren längst erblichener Pracht. Denn ehemals stand dort ein stattliches Schloß, genannt das Edelhaus. Hier lebte zu Ende des 15. Jahrhunderts von Alters her die fromme

Abelsfamilie Farel. Aus dieser Familie entsproßte im Jahre 1489 ein Sohn, welcher den Namen Wilhelm erhielt. Seine Aeltern, welche eifrige Anhänger Roms waren, erzogen ihre Kinder ganz in diesem Geiste. Wilhelm war von Gott mit trefflichen Anlagen ausgestattet. Er war scharfsinnig, offenherzig, aufrichtig, und besaß eine große Charakterstärke, so daß er für seine Ueberzeugung Alles einsetzte. Dabei ließ ihn sein Muth und Feuereifer schon in jungen Jahren vor keiner Gefahr erzittern. Diese Eigenschaften äußerten sich in dem Knaben schon so stark, daß die Aeltern oft seiner übergroßen Hestigkeit den Zügel straff anlegen mußten. Wilhelm gab sich dem Aberglauben seiner Familie und seiner Zeit mit der ganzen Entschiedenheit und Stärke seines Charakters hin. „Mein Vater und meine Mutter,“ sagte er hernachmals, „glaubten Alles; mich schaudert, wenn ich an alle Gebete und Messen denke, die ich an Kreuzen und andern solchen Dingen gehalten habe!“

Als Wilhelm das 20. Jahr erreicht hatte, ließ es ihm keine Ruhe mehr im Vaterhause. Er fühlte tief in seinem Innersten ein unerkanntes, unnennbares Drängen und Sehnen. Um dies zu befriedigen, faßte er den Entschluß, sich den Wissenschaften zu widmen. Sein Vater war darüber nicht wenig betroffen, denn nach seiner Meinung war nur der Rosenkranz und das Schwert die Zierde eines jungen Edelmannes. Aber Wilhelm war unbeugsam, und der Vater mußte endlich nachgeben. Da machte sich denn der strebsame Jüngling auf den Weg nach Paris, um die Stadt mit eigenen Augen zu sehen, welche damals „die Mutter aller Wissenschaft, das ächte, niemals verfinsterte Licht der Kirche“ genannt wurde. Als Farel dort im Jahre 1510 anlangte, konnte man sich von seiner Persönlichkeit nicht viel versprechen. Ein Zeitgenosse schildert sein Aussehen also: „Er war klein und unansehnlich von Gestalt, hatte ganz gewöhnliche Züge und eine schmale Stirn; dazu kam ein blasses, von der Sonne verbranntes Gesicht; das Kinn bedeckten 2 oder 3 Büschelchen rother Barthaare, die er schlecht pflegte. Aber sein Auge verrieth Feuer und Lebendigkeit, sein Mund große Beredsamkeit.“ Es dauerte nicht lange, so ward er mit dem bedeutendsten Lehrer der Sorbonne, dem Doctor Lefevre, bekannt. An diesen Mann schloß Wilhelm sich mit ganzer Seele an. Ja, es war von nun an seine größte Freude, sich mit ihm zu unterhalten, seine Vorlesungen anzuhören, und in seiner Gemeinschaft die frommen Andachtsübungen zu verrichten. Man

konnte diese beiden Männer oft vor demselben Bilde knieend finden. Auch schmückten sie wohl gemeinschaftlich ein Marienbild mit Blumen, und lispelten, fern von Paris und deren Schulen, ihre Gebete an die Jungfrau. Farel hatte bisher an dem Papst gehangen, nicht, wie es damals Sitte war, um eine Pfründe zu erhalten, und gute, sorgenlose Tage zu genießen, — fein strenger und eiserner Sinn verachtete so ein schlaffes Fleischesleben; — vielmehr erblickte er im Papste das sichtbare Oberhaupt der Kirche, eine Art von Gottheit, dessen Gebote zur Seligkeit verhelfen. Wenn er Aeußerungen gegen denselben vernahm, so knirschte er mit den Zähnen wie ein wüthendes Thier, und rief einen Wetterstrahl auf den Schuldigen herab. „Ich glaubte damals,“ schreibt er später, „an Kreuze, Wallfahrten, Bilder, Gelübde, Reliquien. Satan hatte mir den Papst, das Papstthum, und was daran hängt, so tief in's Herz gegraben, daß der Papst selbst nicht so viel von sich halten konnte.“ Er suchte Gott bei Tag und Nacht, suchte ihn auf allen Wegen, die Rom den Menschen anweist, aber nirgends fand er ihn. Sein Aberglaube ward immer größer, umlagerte seine Sinne mit einem dumpfen Nebel, und nahm seiner ursprünglichen Herzensfrömmigkeit alle Kraft, Frische und Lebendigkeit. Er selbst äußert sich später über diesen Zustand. „Je mehr ich voranschreiten wollte, desto mehr kam ich zurück. Mir graut vor mir und meinen Fehlern, wenn ich daran denke.“ Zwar hatte er die alten heidnischen Schriftsteller gelesen, aber keine Nahrung für seinen Geist darin gefunden. Nun studirte er das Leben der römischen Heiligen, aber dadurch ward er nur noch verwirrter; die Doctoren seiner Zeit verdrehten ihm vollends den Kopf. Endlich warf er sich auf das Studium der alten Philosophen, und wollte aus Aristoteles lernen, wie man ein Christ werde. Aber auch diese Hoffnung scheiterte. Bücher, Bilder, Reliquien, Aristoteles, Maria und die Heiligen, alles dies half nichts. Da endlich machte sich Farel daran, die Bibel zu lesen. Nun erst ging ihm ein andres Licht auf, und er sah, daß es in der Kirche ganz anders zugeht, als die Schrift es darstellt. Das stürzte ihn aber erst recht in einen Abgrund von Zwiespalt und Zweifel. „Denn,“ sagte er, „plötzlich kam Satan über mich, um sein Eigenthum nicht zu verlieren, und arbeitete in mir nach seiner Weise.“ Es entspann sich nun in seiner Brust ein heftiger Kampf zwischen dem Worte Gottes und den Sätzen der Kirche. Wenn er in der Schrift Stellen fand, welche Rom und

dem Papste zuwider liefen, so schlug er die Augen nieder, erröthete, und schenkte dem Gelesenen keinen Glauben. „Ach,“ seufzte er, „ich kann dieses nicht fassen, ich muß die Schrift anders auslegen, als sie zu deuten scheint; ich muß mich an die Auffassung der Kirche und des Papstes halten!“ — Später schrieb Farel an Natalis Galeotus: „Ich war der unglücklichste Mensch von der Welt, undkehrte die Augen vom Lichte ab!“ — Mit doppelter Inbrunst wandte er sich nun den römischen Satzungen zu. Die Legenden der Heiligen entflammten in ihm einen rastlosen Trieb nach Menschengerechtigkeit. Je strenger eine Mönchsregel war, um so besser gefiel sie ihm. In alle dem wurde er nun noch durch einen besondern Umstand bestärkt. Bei Paris wohnten nämlich damals mitten in Gehölzen, in ihren dunklen Zellen, die Karthäuser, welche dem strengsten aller Mönchsorden angehörten. Diese besuchte er jetzt ehrfurchtsvoll, und nahm an ihren Festen Theil. „Ich bemühte mich, sagte er, Tag und Nacht, dem Teufel zu dienen, gemäß der Vorschrift des Papstes. Ich hatte so viele Fürsprecher, Seligmacher und Götter, daß ich wohl für ein päpstliches Register hätte gehalten werden können.“ Als nun so in Farel's Seele die Finsterniß am dichtesten war, und der Unfriede den höchsten Grad erreicht hatte, kam ihm Gott selbst zu Hülfe. Er erweckte zuerst seinen Lehrer und Freund Lefevre, daß er die Rechtfertigung des Sünders allein aus Gnaden durch den Glauben, und die alleinige Autorität der h. Schrift lehrte. Farel horchte mit Begierde auf solche neue Worte seines Freundes. Kaum hatte Lefevre jene Grundlehren des Evangeliums ausgesprochen, da trat in seinem Geist Stille ein; jeder Zweifel schwand, jeder Einwand ward beseitigt. Mit derselben männlichen Entschiedenheit, womit er vorher für Rom und den Papst geeifert hatte, ergriff er jetzt die beseligende Lehre des Evangeliums, in welcher er fortan leben und weben sollte. Aber zu der natürlichen Entschiedenheit und Stärke seines Charakters gesellte sich nun noch die Kraft des Wortes Gottes, wogegen doch alle Menschenkraft nichts ist. Er selbst spricht sich über seine Umwandlung also aus: „Lefevre hat mich von der falschen Ansicht über das Verdienst befreit, und mir gezeigt, daß Alles von der Gnade kommt, was ich alsbald glaubte!“ — So gelangte Farel, wie ein Saulus, durch eine plötzliche und entschiedene Befehung zum Glauben.

Farel konnte nun erst vom Rande des Aberglaubens, aus dem er befreit worden war, so recht die Tiefe dieses Abgrunds be-

trachten. Den schmerzlichen Empfindungen, die nun über seinen früheren Zustand in ihm aufstiegen, giebt er in folgenden Worten Ausdruck: „Mit welchem Schrecken denke ich an mich und meine Fehler! O Herr, hätte doch meine Seele Dir in lebendigem Glauben gedient! O, hätte ich Dich so angerufen und geehrt, wie ich's mit der Messe und den Reliquien gehalten habe!“ —

Doch jetzt hatte Farel Jesum Christum, und nach den langen, bangen Stürmen, die er durchlebt, ward es ihm nun im Hafen der Ruhe unnenntbar wohl. — „Alles stellt sich mir unter einer neuen Gestalt vor; die Schrift ist klarer, die Propheten sind faßlicher, die Apostel verdienstlicher; Eine Stimme, die ich bisher nicht gekannt habe, die Stimme meines Hirten, Lehrers und Meisters, Jesu Christi, dringt mit Macht an mein Herz!“ — Jetzt fing er auch an, die heilige Schrift in den Ursprachen zu studiren, und sein Herz wurde dadurch täglich mehr erwärmt, sein Geist mehr erleuchtet. Gott allein und sein heiliges Wort wurde von nun an sein Lehrmeister. Den Lefevre ehrte und liebte er hinfort nicht mehr als Lehrer, sondern nur als Wegweiser.

Farel durchlebte nun im Kreise seiner Glaubensbrüder glückselige Tage. Ja, er hatte sogar die Freude, zu sehen, daß die angesehensten Personen seinem Beispiele folgten. Brignonnet, der Bischof von Meaux, dessen Sohn, der Graf von Montbrunt, und sogar des Königs Franz eigene Schwester, Margarethe, traten in diesen Kreis ein. Aber bleibende Ruhe war dem kaum zum Frieden gekommenen Streiter Christi nicht beschieden. Bald brach die Verfolgung über die junge Gemeinde aus. Lefevre ward von Brignonnet nach Meaux geladen, und Farel folgte bald mit seinen Freunden, den Brüdern Gerhard und Arnold Roussel, dem Lehrer dorthin nach. Zwar wurde dem Flüchtigen hier die kurze Freude, daß in Meaux eine lebendige Gemeinde des Herrn sich bildete. Aber kaum hatte er diese erwachsen sehen, so mußte er auch von Meaux fliehen. Denn es erhob sich hier im Jahre 1522 eine heftige Verfolgung gegen das Evangelium, in welcher der Tuchkämmer Johann Leclerc mit gewaltigem Glaubensmuth das Märtyrerkreuz erlitt. Er begab sich nun in seine Heimath, und arbeitete hier am Fuße der Alpen mit rastloser Thätigkeit für das Reich Gottes. Besonders predigte er seinen Verwandten und Freunden in Gap und der Umgegend das Wort des Lebens. Zuerst gewann er seine 3 Brüder Daniel, Gauzthier und Claudius für die Sache des Evangeliums. Diese

haben dann später, als die Verfolgung ausbrach, ihre Freunde, ihr Vermögen und ihr Vaterland für den Glauben dahingegeben. Es dauerte nicht lange, so luden die römisch-gefinnten Behörden den beherzten Prediger des Evangeliums vor ihren Stuhl, und verwiesen ihn des Landes. Doch Farel konnte sein Vaterland sobald noch nicht verlassen. Auf dem Lande, in den Dörfern, an der Durance, Guisanne und Trêre gab es Viele, die nach dem Brod des Lebens verlangten. Im Falle der Noth konnte der Flüchtige in den Wäldern, Grotten und auf den schroffen Felsen sich verbergen, die er als Knabe so oft erklettert hatte. So durchstreifte er denn das Land, überall in Häusern und Hainen predigend, wobei er oft in große Gefahr gerieth. Aber Gott wollte seinen Diener in dieser Schule des Leidens recht üben und ausbilden. „Kreuz, Verfolgung und die Umtriebe des Satans,“ sagt Farel, „haben mir nicht gefehlt; sie sind stärker gewesen, als daß ich aus eigener Kraft sie hätte aushalten können. Aber Gott ist mein Vater; er hat mir Kraft verliehen, und wird's auch ferner thun.“ Viele seiner Landsleute wurden durch ihn mit dem Worte des ewigen Lebens bekannt, und kamen zur Erkenntniß der Wahrheit. Paris und Meaur hatten den Boten Gottes zwar ausgestoßen, aber dafür fand er in den südlichen Provinzen viele empfängliche Herzen, die ihm mit Freuden entgegenkamen.

So erfüllt sich zu allen Zeiten das Wort Apostelgeschichte 8, 4.: „Die nun zerstreut waren, gingen um, und predigten das Wort.“ Nach kurzer Zeit gewann Farel auch den Ritter Ane-
mond de Coct und den Minoriten Peter von Sebrille, welcher mit großer Klarheit und Entschiedenheit das Evangelium bezeugte. Entzückt über diesen neuen Zeugen der Wahrheit, überließ Farel ihm seine Heimath, um sich von Frankreichs Boden wegzubegeben, wo die Verfolgung immer heftiger entbrannte. Er eilte zunächst nach der Schweiz, wo der muthige Kämpfer schon längst bekannt war. In Basel lernte er Decolampadius kennen, und wurde sein innigster Freund. Selten mögen zwei entgegengesetztere Naturen zusammengetroffen seyn. Decolampadius gewann die Herzen durch Sanftmuth und Milde; Farel riß durch seinen Feuereifer und Ungeßüm Alle mit sich fort; Decolampadius öffnete dem flüchtigen Glaubensbruder sein Herz, und nahm ihn auch gastfreundlich in sein Haus auf; Farel begeisterte durch seine Glaubenskühnheit den schüchternen Freund, und ward so auch für die Schweiz eine Hülfe von oben. Zu

jener Zeit hatte das Evangelium beim Rath und Volk in Basel schon viele Freunde gefunden. Nur die Universität kämpfte mit Hartnäckigkeit dagegen. Da schlug Farel öffentlich 13 Thesen an; denn das war damals das gewöhnliche Mittel, seine Uezeugung bekannt zu machen. Unter jenen Thesen befanden sich folgende: „Christus hat uns die vollkommenste Regel seines Lebens gegeben; man darf nichts davon und nichts dazu thun. Wenn man sich nach anderen Vorschriften richtet, als nach den Vorschriften Christi, so geräth man schnurstracks in Gottlosigkeit. Wer durch eigene Kraft, und durch eigene Verdienste, und nicht durch den Glauben gerechtfertigt zu werden erwartet, wirft sich selbst zum Gott auf.“

Als Farel im Mai 1524 von einem Besuche bei Zwingli wieder nach Basel zurückkehrte, fand er den Befehl vor, die Stadt zu verlassen, und begab sich nach Straßburg. Doch kaum war er dort angekommen, so wurde er vom Volke von Mömpelgard und vom Herzog Ulrich von Württemberg, dem Herrn jener Stadt, zum Prediger berufen. Decolampadius hatte die Freude, den Freund zum Amte einzuweihen. „Je heftiger du bist,“ sagte er ihm, „desto mehr gewöhne dich an Sanftmuth! Bändige deinen Löwenmuth durch Taubendemuth!“ Diese Worte gab er dem scheidenden Freunde mit auf den Weg. In Mömpelgard stand Farel, wie ein Vorposten, auf der Warte. Hinter ihm lagen Basel und Straßburg, von wo er durch Rathschläge und Buchdruckereien unterstützt wurde; vor ihm lagen die Franche-Comté, Bourgogne, Lothringen, Rhon, wo Männer Gottes mitten in der tiefen Finsterniß gegen den Irrthum anzukämpfen begonnen hatten. Er verkündigte Christum mit großem Eifer, und ermahnte die Gläubigen, sich weder durch Drohungen, noch durch List von der heiligen Schrift abwendig machen zu lassen. Farel glich in Mömpelgard einem Feldherrn, der von einer Anhöhe aus das ganze Schlachtfeld überblickt, die Kämpfenden ermuntert, die Zerstreuten sammelt, und die Zurückbleibenden zum Kampfe antreibt. Dem unermüdlischen Streiter Gottes ward die erhebende Freude zu Theil, daß er bald eine Frucht seiner Thätigkeit sah. „Ueberall,“ schrieb einer seiner Landsleute, „sprießen Männer hervor, welche sich bestreben, Christi Reich zu vergrößern.“ Die Freunde des Evangeliums frohlockten, daß das Wort Gottes von Tag zu Tag mehr Menschenseelen erfaßte. Sogar Erasmus schrieb an den Bischof von Rochester: „Die Faction macht täglich Fortschritte, und greift in Savoyen, Lothringen und Frankreich um sich.“

Wie es überhaupt in Farel's Natur lag, mehr gewaltsam und ungestüm, als sanft und gelinde zu verfahren, so war auch in Mömpelgard seine reformatorische Thätigkeit eine mehr niederreisende, als aufbauende. Er verstand es wohl, die Verkäufer und Wechsler aus dem Tempel zu vertreiben, und ihre Tische umzustößen; aber er vergaß dabei des Wortes zu sehr: „Er wird nicht schreien, noch rufen, und man wird seine Stimme nicht hören auf den Gassen.“ Darum schrieb Decolampadius an den Freund: „Du bist hingesandt worden, um die Menschen durch Sanftmuth zu gewinnen, nicht, sie mit Gewalt zur Wahrheit zu reißen; um zu evangelisiren, nicht um zu fluchen. Erst, wenn alle anderen Mittel nichts helfen, macht sich der Arzt an eine Amputation. Betrage dich wie ein Arzt, nicht wie ein Henker! Es genügt mir nicht, daß du gegen die Freunde des Evangeliums mild seiest; suche auch dessen Widersacher zu gewinnen. Gieße Del und Wein in die Wunden, und zeige dich als Evangelisten, nicht als tyrannischen Gesetzgeber!“

Farel hörte eine Weile auf die Stimme des milden Freundes, bis ihn plötzlich ein Ereigniß übereilte, das ihn zu einem unwiderstehlichen Feureifer entflammte. Am Antoniustage nämlich begegnete er auf der Brücke einer Prozession Priester, mit dem Bilde des h. Antonius. In Farel's Brust erhob sich sofort ein furchtbarer Kampf, der ihn nicht ruhen ließ. Er trat plötzlich hervor, nahm die Reliquien des Heiligen, und warf sie in den Fluß. Dann kehrte er sich zu dem nachziehenden Volke um, und sagte: „Ihr armen Gözendiener, wollt ihr eure Abgötterei niemals aufgeben?“ Die Priester und das Volk wurden ganz bleich und starr vor Schrecken. „Das Bild sinkt unter!“ schrie eine Stimme aus dem Volke. Da verwandelte sich der Schrecken in Wuth, die sich gegen den Thäter richtete. Man hätte Farel ohne Zweifel von der Brücke hinab in den Strom gestürzt. Doch er entkam glücklich, wir wissen nicht, wie. Diese That kann durchaus nicht gebilligt werden, und hat eher geschadet, als genügt. Doch ist ein solch übertriebener und unverständiger Eifer immer noch edler, als die so gewöhnliche kalte Klugheit, welche die geringste Gefahr scheut, und für das Reich Gottes nicht das Mindeste zu opfern wagt. Farel war dadurch gleichsam für vogelfrei erklärt, und irrte nun lange Zeit unstät und flüchtig umher. Zunächst wandte er sich nach Straßburg, wo er die alten Freunde fand, dann wieder nach der Schweiz, darauf nach Piemont, nicht wissend, wo er seinen Wanderstab niederlegen sollte. Endlich

kam er im Winter 1526—1527 unter Sturm und Ungewitter, mit genauer Noth aus einem Sumpfe errettet, nach Nigle, einer kleinen Stadt im Süden der französischen Schweiz. Er trat hier als fremder Schulmeister auf, unter dem Namen Ursinus, und lehrte die Kinder das A=B=C. Bald lehrte er auch die Väter das A=B=C, aber ein anderes, nämlich das des evangelischen Glaubens. Das Volk jener Gegend war roh, und mit Roms Menschenfessungen, wie mit einem Bollwerk, vermauert. Es brachte Farel's Wirken deshalb eine gewaltige Aufregung hervor. Bern, zu dessen Herrschaft Nigle gehörte, bestätigte ihn als Prediger des göttlichen Wortes. Da entstand am 25. Juli in Nigle und den benachbarten Orten Ber, Dillon und Ormonds ein furchtbarer Aufruhr. „Nieder mit Farel!“ war die Losung, und derselbe war seines Lebens keinen Augenblick mehr sicher. Unter diesen Umständen verließ er die Stadt auf einige Zeit, und begab sich nach Dillon. Aber die Weiber dieses Orts stürmten, von ihren Männern abgeschickt, mit ihren Wäscherflöppeln auf ihn los. Ber erklärte sich endlich für das Evangelium, Nigle schwankte; aber die Hirten von Ormonds schnaubten Rache. „Wo wir sie nur finden, diese Tempelschänder, da wollen wir sie aufhängen, köpfen, verbrennen, und ihre Asche in die Grand-Eau werfen!“ Farel mußte endlich solchen feindseligen Mächten weichen. Er begab sich nach Murten und Lausanne, und warf auch den dortigen Bewohnern einen Stachel in's Herz; daß sie ihn nicht wieder herausziehen konnten. Dann eilte er 1529 in's Land Neuenburg, welches eine besonders starke Festung des Papstthums war. Auf dem Marktplatz der Stadt bestieg er eine Plattform, und redete von da zu den herbeiströmenden Wollenwebern, Winzern und Landleuten. Es war ein kalter Decembertag. Sturm, Schnee, dazu die strengen Verbote der Domherren waren dem Manne entgegen, der nur unter freiem Himmel predigen konnte. Aber was half's? Wo der kleine, blasse, sonnenverbrannte Mann mit dem rothen, struppigen Barte, aber mit dem feurigen Blicke auftrat, da scharte sich das Volk um ihn; denn er verkündigte Gottes Wort. Und Gottes Wort zerschlug, wie ein Hammer, die Felsen des Aberglaubens. Die Menge wurde gläubig, als ob sie nur Eine Seele gewesen wäre. Farel äußerte selbst, der Herr wandle unter dieser Menge, öffne die Augen der Blinden, rühre die verhärteten Herzen, und thue Wunder. Unterdessen lebten die Neuenburger Domherren mit ihren Kebsweibern in Saus

und Braus fort. Ihnen mußte eine solche Bewegung doppelt empfindlich seyn. Sie verbanden sich deshalb mit den ihnen sonst verhaßten Mönchen der nahen Abtei Fontaine-André und mit dem Gouverneur Georg von Rive, und jagten Farel aus der Stadt. Er ging nach Murten, Aigle und wieder nach Murten, wo sich am 7. Januar 1530 die Mehrzahl für's Evangelium erklärte. Dann wanderte er durch das Gebiet des Grafen Jean de Gruvère, welcher gesagt hatte, der französische Luther müsse verbrannt werden. Auf der Höhe von St. Martin de Vaud schrien ihm zwei Pfarrer und ein Prior entgegen: „Reger! Teufel!“ Farel aber zog ungehindert weiter in die Dörfer des Vally, und ließ hier seine Stimme erschallen. Ueberall siegend kehrte er nach Neuenburg zurück. Bald nahm er von den Straßen und Gassen der Stadt Besitz, und überwand vieler Menschen Herzen durch das Wort, das er, wie einen Donner, dahinrollen ließ. Am 23. Oktober 1530 hielt er eine Predigt, worin er die Evangelischen ermahnte, es den Katholiken im Eifer gleich zu thun. „Man möge doch dem Evangelium so viele Ehre anthun, als die Papisten der Messe, die man in großen Kirchen abhalte; man solle das Evangelium auch dort predigen dürfen!“ Kaum hatte er das ausgesprochen, so führte ihn das Volk in die Kirche. Farel bestieg die Kanzel, und erstürmte mit seinem glühenden Worte Aller Herzen. „Wir wollen die evangelische Religion befolgen, wir und unsere Kinder wollen darin leben und sterben!“ rief das Volk begeistert aus. Diesen Worten folgte auch gleich die That auf dem Fuße, freilich eine That, die wir vom evangelischen Standpunkte aus nicht billigen können. Es wurden nämlich alle Bilder in den Kirchen zerstört, und selbst der Gouverneur Neuenburgs vermochte nicht, trotz aller seiner Macht, den Sturm aufzuhalten. Nach dem Willen der Katholiken wurde über den Glauben abgestimmt, und die Mehrheit entschied sich für's Evangelium.

In dieser Zeit hatte Farel viel zu leiden, und ist oft bis auf's Blut gemißhandelt worden. Aber sein glühender Eifer für das Evangelium brannte in gleicher Stärke. Am 15. August 1530 ward er eine Stunde von Neuenburg von ungefähr 20 Personen mit Steinwürfen und Stöcken überfallen, in ein Gefängniß geworfen, und da er ein Marienbild nicht anbeten wollte, so geschlagen, daß sein Blut auf die Erde floß. In der Kirche von Corvelles, zwischen dem Juragebirge und dem See, wurde er sogar auf der Kanzel verwundet. Das kummerte ihn

indefß nicht, und bald war er wieder am Predigen. Aber so oft er predigte, verfolgte man ihn mit Steinwürfen und Flintenschüssen. Weiter nördlich von da, in St. Blaise, wurde er gleichfalls mit Wunden bedeckt. Blutend, fast unkenntlich, brachten ihn seine Freunde in einem Rachen nach Murten, wo er der Wunden halber eine Zeit lang bleiben mußte. Am 15. Juni 1531 wollte er in einem benachbarten Orte predigen; aber beide Kirchen wurden ihm verschlossen. Da verkündete er das Wort Gottes unter freiem Himmel, auf dem Gottesacker. Dafür wurde er in's Gefängniß geworfen.

Im Jahre 1532 kam Farel endlich nach Genf, das durch ihn zu einem Hauptsitz der Reformation werden sollte. Die Masse des Genfer Volks war durch politische und religiöse Kämpfe wild bewegt, durch Unsitlichkeit zerrüttet. Zunächst fing er hier an, in seiner Wohnung zu lehren. Als bald aber wurde er vom Generalvicar zu einer Disputation vorgeladen. Farel erschien mit frohem Muth. Gegen 80 Priester und Domherren, unter ihren Kleidern bewaffnet, empfingen den Eintretenden mit harten Scheltworten: „Komm her, du Priester aller Teufel! garstiger Teufel! Bist du getauft? Woher bist du? Was ziehst du umher, die ganze Welt zu beunruhigen? Wer giebt dir Vollmacht, zu predigen?“ Farel erhob sein Haupt, und antwortete mit Würde: „Ich bin getauft im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und bin kein Teufel. Ich ziehe umher, um Jesum Christum zu verkündigen, der für unsere Sünden gestorben ist!“ — Zähneknirschend hörten sie ihn an; ein Diener schoß sogar nach ihm, aber die Büchse zersprang. Farel sagte zu ihm mit festem Tone: „Deine Schüsse schrecken mich nicht; ihr verurtheilt uns, ohne uns zu hören; bei euch findet man Sünde, bei euch Aberglauben!“ — Darauf schrie einer voll Grimm: „Er hat gelästert! Was bedürfen wir weiter Zeugniß? Er ist des Todes schuldig! Fort mit ihm in die Rhone!“ Das war das gewöhnliche Mordgeschrei in Genf, wo die Rhone reißend aus dem See durch die Stadt strömt. Farel ward nun mit Füßen getreten, in's Gesicht geschlagen, und auf die empörendste Weise mißhandelt. Dabei schrieen sie: „Es ist besser, daß dieser lutherische Ketzer verderbe, als daß das ganze Volk verführt werde!“ Der Reformator sprach: „Redet doch lieber Worte Gottes, als Worte des Caiphas!“ Da wurde das Geschrei immer wilder: „Tödtet diesen lutherischen Hund! Schlagt todt! Schlagt todt!“ Man

drang mit Dolchen auf ihn ein, und hätte ihn ohne Weiteres ermordet. Doch schützte ihn einer von den Rathsherrn, obgleich auch der Syndicus dafür war, ihn aus dem Wege zu räumen. Die Freunde retteten den Glaubenshelden aus den Händen der Wütheriche, und brachten ihn über den See nach Orbe. Farel, der Mann mit der eisernen Stirn, lächelte nur über die Gefahr, in welcher er sich befunden. Mit Siegesgefühl blickte er nach Genf hinüber, und sandte sogleich einen jungen Mann, Namens Froment, dahin zurück. Am folgenden Tage las man an den Straßenecken Genfs eine Anzeige dieses Inhalts: „Es ist hier ein Mann angekommen, der französisch lehrt für Große und Kleine in Zeit von Einem Monat, wenn man auch nie in der Schule gewesen ist. Hat man nicht in dieser Zeit lesen und schreiben gelernt, so verlangt derselbe gar keine Bezahlung. Dort werden auch noch viele Nebel umsonst curirt!“ Alles stürmte nun zu diesem Mann, um lesen zu lernen, und umsonst geheilt zu werden. Froment hielt eine Andacht, und seine Erbauungsstunden fanden vielen Beifall. Bald wagte es der kühne Jüngling, öffentlich die erste evangelische Predigt zu halten. Darüber erhoben die Diener Roms ein fanatisches Geschrei. Jetzt erschien auch Farel wieder unter dem Schutze der Berner, die schon die Reformation angenommen hatten. Er wurde in Genf so gehaßt und gefürchtet, daß das abergläubische Volk sich die widersinnigsten Vorstellungen von ihm machte. So raunte man sich in's Ohr, an jedem Barthaare Farels hänge ein Teufel, es fehle ihm das Weiße im Auge, und Teufel in Gestalt von schwarzen Raken speissten mit ihm zu Tische, u. dgl. Trotz aller Anfeindungen und Schmähungen, die Farel in Genf erfuhr, sollte doch diese Stadt der eigentliche Schauplatz seiner Thätigkeit und seiner größten Triumphe werden. Zunächst errang er in einer öffentlichen Disputation einen glänzenden Sieg über den Dominicanermonch Fürbity. Dieser Sieg gab der Reformation den eigentlichen Ausschlag. Die Freunde Farels erhielten eine Kirche zum Gottesdienste. Er aber predigte unermüdlich in allen Kirchen. Mehrere Vergiftungsversuche von Seiten der Katholiken mißlangen. Endlich, am 10. August 1535, sprach Farel vor dem Rathe mit so hinreißender Gewalt für den evangelischen Glauben, und schloß mit einem so ergreifenden Gebete, daß alle Schranken fielen.

Der Erfolg dieser Thätigkeit war in der That ein außerordentlicher. Denn schon am 12. August 1535 ward verboten,

die Messe zu lesen, und am 27. August hob ein Reformationsedikt das Papstthum auf, und schloß die Klöster. Vor 19 Jahren, am 12. August 1835, hat die Genfer Kirche ihr dreihundert-jähriges Reformationsfest gefeiert.

Farel führte nun einen ganz einfachen Gottesdienst und christliche Sittenzucht ein. Indes war die Reformation bis jetzt nur noch eine äußerliche, herbeigeführt durch den Haß gegen bürgerliche und kirchliche Tyrannei. Zugleich war in der Stadt die Unsittelichkeit förmlich organisiert, wie in keiner anderen. Farel sorgte sogleich für die Errichtung einer Schule, und das Volk mußte in einer Generalversammlung vom 21. Mai 1536 die Reformation beschwören. Auch auf dem Lande wurde dieselbe sogleich vorgenommen, und gewaltsam eingeführt. Zunächst wurden nun die Anfänge der neuen Kirchenordnung in der sittenlosen Stadt selbst gemacht. Jeder Bürger sollte gehalten seyn, die öffentlichen Gottesdienste regelmäßig zu besuchen. Gegen alle Lästerer und Spötter wurden bestimmte Strafen festgesetzt. Ebenso gegen die, welche den Namen Gottes unnütz führten, welche unzüchtige Lieder sangen, und sich leichtfertige Tänze erlaubten. Diese Sittenstrenge erregte aber von verschiedenen Seiten her großes Mißfallen. Ja, es bildete sich eine neue Partei gegen die Reform, welche die evangelischen Keime in der kleinen Stadt ganz vernichtet haben würde, wenn nicht Gott durch den Mund eines auserwählten Menschen sein gewaltiges Nein! gesprochen hätte. Dieses auserwählte Rüstzeug war Calvin, welcher 1536 durch Farel in Genf gefesselt, und durch dessen gewaltige Beredsamkeit für die Stadt gewonnen wurde. Nun war der Größere erschienen, dem der Kleinere nur den Weg hatte bahnen sollen. Farel mußte abnehmen, Calvin sollte zunehmen; so war's von Gott beschlossen. Darum sehen wir jetzt den Ersteren mehr in den Hintergrund zurücktreten. Doch wirkte er mit seinem neuen Freunde rastlos für's Evangelium fort, bis Beide 1538 aus Genf vertrieben wurden, wie in Calvins Leben näher berichtet werden soll. Farel begab sich nun nach Metz, wo er schon 1524 gewirkt hatte, und predigte hier abermals von der freien Gnade Gottes. Allein in dieser Stadt erhob sich eine gewaltige Bewegung und Verfolgung über die Gläubigen. Farel entkam nur, wie durch ein Wunder, und begab sich nun nach Neuenburg, wo schon früher die Reformation durch ihn gestiegt hatte. Hier wirkte er mit rastloser Thätigkeit für das Reich Gottes fort. Oftmals ließ er seinen

Eisenarm dem hartbedrängten Freunde in Genf, doch beschränkte er seine Wirksamkeit jetzt vorzugsweise auf Neuchâtel. Im October 1553 finden wir ihn wieder in Genf bei der Hinrichtung Servets, von dem später bei Calvin mehr erzählt werden wird. Er begleitete den Verurtheilten zur Richtstätte, und äußerte über dessen letztes Gebet die Worte: „Seht, welch' eine Macht hat der Teufel über einen Menschen, den er in seiner Gewalt hat!“ —

Wenn Farel auch in seinem reformatorischen Eifer oft zu weit ging, so hatte er doch stets Gottes Ehre im Auge, und trug das Heil der Menschenseelen auf dem Herzen. Später führte er auch in Neuenburg eine heilsame Kirchenzucht nach Calvins Muster ein, welche noch gegenwärtig, wiewohl in minderer Strenge, gehandhabt wird. — Als er im Jahre 1564 die Kunde erhielt, daß sein alter Freund und Streitgenosß Calvin auf dem Todtenbette liege, da hielt es ihn, den mehr als siebenzigjährigen Greis, nicht länger in Neuenburg. Im Feuer seiner Jugend eilte er nach Genf, und gab dem scheidenden Freunde die letzten Grüße in das Land des ewigen Friedens mit hinüber. Dann kehrte er nach Neuenburg zurück, wo auch für ihn bald die Trennungsstunde schlagen sollte. Im Jahre 1565, am 13. September, ging der Streiter Gottes aus dem langen und schweren Kampfe dieses Lebens zur ewigen Ruhe ein, um die Siegeskrone des ewigen Lebens zu empfangen.

„Und dieses ist jener Farel“ so schließt ein alter lateinischer Biograph, „der durch keine Schwierigkeiten gebrochen, durch keine Drohungen, Scheltworte, Schläge und Mißhandlungen erschreckt, die Bewohner von Mömpelgard, Murten, Lausanne, Genf, Neuenburg für Christum gewonnen. Er besaß bei seiner Frömmigkeit Gelehrsamkeit, Unbescholtenheit und ungemeiner Bescheidenheit eine gewisse und einzige Geistesgegenwart, einen scharfen Geist, ungeheure Redekraft, so daß er mehr zu donnern, als zu reden schien, und zuletzt eine so überwältigende Gebetsgluth, daß er die Zuhörer gleichsam bis in den Himmel mit fortriß.“ —





Johannes Calvin.

(geb. 1509 gest. 1564).

1. Calvin in der Schule.

Johann Calvin führte in seinem Wappen den Spruch: „Mein blutendes Herz bringe ich dem Herrn zum Opfer dar.“ Man sieht, es bewegten Märtyr-Gedanken sein Gemüth. Und wir werden's auch erfahren, daß ihm der Schmerz für das Evangelium und die Kirche des Herrn wie ein Brand und Mord in den Gebeinen war. Aber auf den Scheiterhaufen, oder unter's Beil haben seine Hasser ihn nicht gebracht. Denn Gott that Wunder der Beschüzung an diesem seinem Helden und mächtigen Rüstzeug. Und er machte ihn zu einer ehernen Säule für die Gemeinde der Gläubigen, und zu einem hohen Leuchtturm. Da erhoben viele Tausende ihr Haupt aus der Finsterniß, und sahen das wahrhaftige Licht; und viele Hunderte,

weil sie sich nun nicht wieder wollten zurückwenden zur Nacht des lügenhaften Irrthums, ließen ihren Leib, Gut, Ehre, Kind und Weib; viel hundert Märtyrer, an diesem Johann Calvin zum Glauben auf Leben und Sterben und Auferstehn entzündet, legten sich mit Gebet und Psalmengesang in hellen Feuerflammen zur Ruhe, wie ein Kind fröhlich zu Bette geht, wenn morgen Weihnacht ist, da die himmlischen Heerschaaren daherschweben aus offenem Himmel in der Klarheit des Herrn.

So kann man sagen, daß Calvin der Vater eines reichen, heiligen Märtyrthums ist. Drum muß hier sein Leben erzählt werden.

Er ist bestimmt, für die Franzosen und noch manche andere Völkerschaften das zu seyn, was Luther vorzugsweise für uns Deutsche ist, ein Apostel des Herrn und Reformator der christlichen Kirche. Das schöne Frankreich ist sein Vaterland; dort südwärts zu Noyon ward er geboren im Jahre 1509, den 10. Juli. Sein Vater, Gerhard Calvin, war als Fiscal-Prokurator ein angesehener Beamter seiner Stadt. Seine Mutter, Johanna Lefrancq, hatte ein zartfühlendes, frommes Gemüth. Er war der dritte Sohn seiner Aeltern; er hatte vier Brüder und zwei Schwestern. In der Kirche der heiligen Godeberte zu Noyon empfing er die heilige Taufe, und von seiner Mutter den Namen Johannes. Weil in dem Dorfe Bischofs-Brück (Pont l'Evesque), nahe bei Noyon gelegen, Calvin's Großvater als ehrfamer Böttcher wohnte, ist die irrige Sage aufgekommen, auch sein Vater habe dies Handwerk betrieben, weshalb Johann Calvin nachher bisweilen „der Sohn des Böttchers“ genannt wurde.

Die Aeltern verwandten viel Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Kinder. Besonders aber wurden sie schon bald auf die außerordentlichen Anlagen des kleinen Johannes aufmerksam. Der Vater hielt ihn streng in Zucht; unter der zarten Pflege der Mutter erschloß sich sein Sinn für die Höhen und Heiligtümer der Religion. Sie gewöhnte ihn, wird erzählt, unter freiem Himmel zu beten. Ungemein ernst war das Kind, schüchtern und die stille Einsamkeit liebend. Gern entzog er sich dem lärmenden Spiele seiner Brüder und Cameraden. Dabei war seine äußere Erscheinung überaus anziehend, die Gestalt zart und reinlich, das Gesicht länglich und klar, die Augen glänzend braun und fest. Er ward mit den Söhnen der Adelsfamilie von Mommor, einer der ersten im Lande, welcher sein Vater befreundet war,

unterrichtet und erzogen. Später besuchte Johannes die öffentliche Schule zu Noyon.

Die Aeltern bestimmten ihn, seiner Anlagen wegen, für den geistlichen Stand. Da aber die Familie zahlreich war, und also die Mittel zum Studium der Theologie nicht ausgereicht hätten, so bewarb sich der Vater um eine Unterstützung für seinen Sohn Johannes. Und der Bischof, ein Edler aus dem Geschlechte Mommor, der Großes von dem Knaben erwartete, ertheilte dem zwölfjährigen Knaben gern ein Pfründe. So war seine theologische Laufbahn eröffnet. Man schnitt ihm, wie es üblich war, feierlich seine Haare ab, zum Zeichen, daß er von nun an dem geistlichen Stande angehöre. Dies machte auf den ernstesten Knaben einen sichtlichen Eindruck. Und er war sich seines zukünftigen Amtes ahnungsvoll bewußt, wenn er, wie von ihm erzählt wird, die Unsitten seiner Mitschüler züchtigte.

Calvin war 14 Jahre alt, als ihm die Schule seiner Vaterstadt nichts mehr bieten konnte. Deshalb, und weil in Noyon die Pest ausgebrochen war, weshalb Viele sich flüchteten, bekam er von der vorgesetzten Geistlichkeit die Erlaubniß, die hohe Schule in Paris zu besuchen.

In Paris wohnten zwei Brüder seines Vaters, die waren Waffenschmiede, Richard und Jakob Calvin. Unser Johannes wohnte wahrscheinlich im Hause eines dieser Oheime. Jetzt ging er mit brennendem Eifer an das Studium der Wissenschaften. Nacheinander besuchte er zwei höhere Lehranstalten, rasch von Klasse zu Klasse emporsteigend, und alle Mitschüler hinter sich zurücklassend. Der Glanz seiner Begabung brach wunderbar hervor. Von allen seinen Lehrern liebte er den vorzüglichen Mathurin Cordier am meisten, unter dessen Anleitung er die lateinische Sprache erlernte, welche Calvin später mit seltener Meisterschaft zu schreiben verstand.

Er war nur auf Beurlaubung seiner vorgesetzten Geistlichkeit in Paris. Drum beklagte dieselbe sich öfters, daß er so selten zurück nach Noyon kam. Doch der Vater wußte die Ehorherren um so eher zu beschwichtigen, als sie großes Gefallen an dem ausgezeichneten Jüngling hatten. Ja, sie erwiesen ihm bald eine hohe Gunst. Nämlich in damaliger Zeit war es Sitte, daß man bisweilen ganz junge Männer, ja, wohl gar Knaben, mit kirchlichen Würden bekleidete. Nun ereignete es sich, daß eben die Pfarrstelle von Marteville, frei wurde. Dieselbe wurde, auf Wunsch des Vaters, seinem achtzehnjährigen Sohne Jo-

hannes durch jenen schon genannten Bischof aus dem Geschlechte Mommor, Claude von Hangeſt, übertragen (1527). Doch Calvin vertauschte gleich diese Pfarre gegen die von Bischofsbrücke (Pont l'Evesque), weil dort sein Großvater wohnte, und sein Vater getauft worden war. Und der Bischof selbst führte ihn in diese Parochie ein. Calvin war nicht ordinirt, noch wohnte er in seiner Pfarre, sondern zu Royon. Doch oft kam er hinaus, um das Wort Gottes daselbst zu predigen. Die römischen Chroniken sagen hiervon: „Man hatte den Wolf in den Schafstall gesperrt.“ —

Aber bald nahm Calvins Leben einen andern Gang. Wie in Deutschland, so war auch in Frankreich der Ruf nach Reinigung des Glaubens, nach Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern auf Grund des göttlichen Wortes laut und lauter geworden. Schon waren Zeugen der Wahrheit todesmuthig aufgestanden; ihrer zwei hatte Calvin zu Paris den Scheiterhaufen besteigen sehen. Da bangte dem Vater, Johannes möchte mit seinen hellen, feurigen Gedanken auf diese religiösen Kämpfe eingehn. Er glaubte ihn solcher Gefahr zu entziehen, wenn er ihn veranlaßte, aus dem geistlichen Stande zu treten. Der gehorsame Sohn gab dem Wunsch des Vaters nach. Er fing an, mit Eifer der Rechtswissenschaft obzuliegen. Damals ahnte Johann Calvin noch nicht, wie genau diese Wendung im Einklange stehe mit dem Plan, welchen Gott durch ihn auszuführen beschlossen hatte. Denn seine ausgezeichnete Rechtskenntniß machte ihn tüchtig, nicht nur dem kleinen Genfer Staat, sondern vielmehr der gesammten reformirten Kirche jene Verfassung zu geben, welche sich bis auf diesen Tag als musterhaft bewährt hat, sowohl für Sicherstellung, als auch freie Entfaltung des evangelischen Lebens.

Zuerst ging Calvin nach der Universität Orleans, wo er die Vorträge des Professors Petrus Stella, eines scharfsinnigen Juristen, hörte. Von hier begab er sich, etwa nach Jahres Frist, zur Universität Bourges. In dieser Stadt sollte das Morgenroth der evangelischen Wahrheit in seinem Geiste anbrechen. Es wirkte nämlich an der Hochschule zu Bourges ein Lehrer, Namens Melchior Wolmar, ein Deutscher von Abstammung und Gemüth, der das Evangelium lieb hatte, und seine Schüler dafür zu begeistern wußte. Als ein ausgezeichnete Lehrer der griechischen Sprache, lenkte er die Aufmerksamkeit der Studenten auf den Urtext des neuen Testaments. Calvin

fühlte sich von diesem frommen und gelehrten Manne mächtig angezogen. Zum ersten Mal that der Jüngling tiefere und ernstere Blicke in die heilige Schrift, welche er früher nur flüchtig kennen gelernt hatte. Der Jurist erquickte sich wieder am Studium der Theologie, und wurde durch sie erleuchtet. Er unterhielt fleißig einen häuslichen und herzlichen Verkehr mit dem deutschen Professor Wolmar, welcher seinerseits den Jüngling wegen seines sittlichen Ernstes und seiner glänzenden Begabung hochschätzte.

Im Hause dieses Mannes wohnte damals ein Student von Adel aus Burgund. Derselbe war von schöner Gestalt und höchst anziehendem Wesen, und war reich ausgestattet mit geistigen Anlagen. Aber das leichtfertige Leben der Studenten hatte er noch lieb. Dieser wurde nun mit Calvin, der täglich in Wolmars Hause aus und ein ging, bekannt. Da sah er die Schönheit und Kraft des sittlich geheiligten Lebens. Und er begann sich umzuwenden; beide Jünglinge gewannen sich herzlich lieb. Wir werden sehen, wie später diese Jugendfreundschaft in den Mannesherzen sich erneut, stählt und bewährt durch Gemeinschaft des heil. todesernsten Kampfes. Denn dieser adlige Jüngling wird einst an Calvins, des Reformators, Seite stehen, und nach ihm an seiner Stelle. Er heißt Theodor von Beza. —

Calvins Fleiß und Eifer und seine rasch wachsende Gelehrsamkeit erregten die Bewunderung seiner Lehrer und Altersgenossen. Man erzählt, er habe nach einem spärlichen Abendessen bis tief in die Nacht gearbeitet, und in früher Morgenstunde das Erlernte schon wiederholt. Sein Körper wurde geschwächt, und empfing den Keim zu schweren Leiden und frühem Tod, während in seinem Geiste die Aussaat des Fleißes wunderbar reich zum Lichte aufstieg. So hoch hielt man schon die Gelehrsamkeit des Jünglings, der noch Student war, daß die Professoren ihn bisweilen an ihrer Statt den Lehrstuhl betreten ließen. Auch wurde die Doctorwürde der Rechte ihm einstimmig als ein Ehrengeschenk zu erkannte, „weil ihm die Universität Vieles verdanke.“ — Er selbst hat in demüthiger Bescheidenheit sich nie Doctor genannt. Andere gaben ihm bisweilen den Namen eines „Magisters.“

Denn er wußte, daß auf alles Werk, welches gedeihen soll, von Oben her Thau und Licht fallen muß. Drum errang er sich im andächtigen Umgang mit Gott zum Studiren den fröh-

lichen Muth, Treue und Kraft. Es gibt ein schönes Gebet, welches Thomas von Aquino für fromme Studenten verfaßt hat. Wenn nun der stille Morgen zum Fenster herein dämmerte, sprang der Jüngling von seinem Lager auf, knicete hier vor dem Antlitz Gottes, und nahm andächtig dies Gebet auf die Lippen. Dasselbe lautet also: „O mein Schöpfer, der du in deiner Weisheit neun Thöre von Engeln erschaffen, und sie über dem Firmamente aufgestellt, und mit so vieler Ordnung die Sphären der Welt eingerichtet hast, Quell des Lichts, höchster Ursprung aller Dinge, möchtest du doch die Finsterniß meiner Einsicht mit der Klarheit deiner Strahlen erleuchten, und das zwiefache Elend, welches ich in der Geburt mit mir brachte, meine Unwissenheit und Sünde heilen! O, der du die Zunge des unmündigen Kindes beredt machest, belehre mich! Gieß aus über meine Lippen die Lieblichkeit deiner Gnade, gib meinem Geiste Klarheit, meinem Gedächtniß Leichtigkeit, meinem Verstande Feinheit, meiner Rede Anmuth und Fülle! Unterstütze meine Anfänge, leite meine Fortschritte und vollende meine Bekehrung!“ Nach solchem Gebet schickte er sich an, das Tagewerk zu beginnen; und die Sonne göttlicher Hülfe ging auf in seinem Geist.

Calvins Name war schon dieser Zeit so geachtet, daß man in schwierigen Fällen sein Urtheil einholte. So geschah es, als sich König Heinrich von England, seinen verderbten, zügellosen Gelüsten folgend, von seiner ersten Gemahlinn Catharina von Aragonien, Schwester des deutschen Kaisers, wollte scheiden lassen, um die schöne Anna Boleyn heirathen zu können. Daß Catharina die Frau seines verstorbenen Bruders Arthur gewesen, diente zum Vorwand der begehrten Trennung. Bischof Cranmer, der Kanzler des Königs, welcher schwach genug war, der bösen Leidenschaft seines Herrn nicht kräftig zu widerstehen, ließ bei den berühmtesten Universitäten des Festlandes anfragen: „Ob die erste Ehe des Königs nach den Gesetzen der Schrift zu dulden sei, oder zu trennen?“ Die meisten Universitäten stimmten wider die Ehe mit des Bruders Wittve. Auch Calvin wurde um seine Meinung angegangen, und entschied, daß die Ehe mit der Schwägerinn verboten sei. Er setzte in seinem Gutachten weiter auseinander, woher der Irrthum gekommen; nämlich, es sei die Ehe genehmigt worden, weil die Hebräer dem Gesetze folgten, daß, wenn ein Mann ohne Kinder stirbe, irgend ein Anverwandter die Wittve heirathen müsse, damit der Name nicht erlösche. Zuletzt wendete er sich an den

König mit einer ernstern Ermahnung zum Zeugniß, daß sein Urtheil der Sinnenlust des Königs nicht Vorschub leisten wolle.

Aber es war ihm nicht zu thun um den Ruhm der Gelehrsamkeit. Er suchte nur, wie er mit seinem Wissen, mit seiner Erleuchtung dem Herrn diene. Und er konnte nicht anders; von der heiligen Wahrheit, die ihn begeisterte, mußte er Zeugniß ablegen vor Andern mit lebendigem Wort. Davon erzählt später Einer, der damals sein Genosse war, Theodor von Beza: „Zur selben Zeit ließ der Herr seine Stimme zu Orleans, Bourges und Toulouse, drei Städten mit Universitäten, hören. Es waren wohl einige Männer, welche die Wahrheit erkannten, aber dies war so viel als nichts, bis Calvin, ein noch sehr junger Mann, doch schon damals als ein vorzügliches Rüstzeug für das Werk des Herrn erwählt, zu Orleans ankam, um die Rechte zu studiren. Durch Gottes Gnade weihte er seine besten Studien der Theologie; und in kurzer Zeit verband er so die Wissenschaft mit dem Eifer für das Reich Gottes, daß er dasselbe wunderbar in vielen Familien beförderte, nicht mit gesuchter Sprache, die er immer gemieden hat, aber mit so viel Tiefe und so viel Würde in der Rede, daß schon damals Niemand ihn ohne Bewunderung hören konnte.“

Siehe der achtzehn- und neunzehnjährige Jüngling, ein Bote des Evangeliums, hin und her in den Häusern seiner Freundschaft! Sein Einfluß erstreckte sich bis tief in die Umgegend. Nicht selten geschah es, daß er von erweckten Adels-Familien hinaus auf ihre Schlösser geladen wurde. So zum Beispiel hörte ihn ein Herr von Lignieret und dessen Gattin sehr gern. Derselbe pflegte, wenn Calvin seine Predigt beendet hatte, zu sagen: „Nun, dieser lehrt uns wenigstens etwas Neues, und geht geradezu seinen Weg.“ Dies war aber gerade das Neue und der gerade Weg, welchen der Jüngling verkündete: die Rechtfertigung allein durch den Glauben an Jesum Christum. „In Ihm haben wir Frieden,“ — rief er ihnen zu, — „und nicht in der Kirche, welche sich die allein selig machende nennt; in Ihm haben wir Sündenvergebung durch den Glauben und Buße; keine Absolution wollen wir, keine Tradition mehr, keine Reliquien, keine Prozession, keine Wallfahrt, keinen Papst, sondern allein diese Rechtfertigung und die heilige Schrift, die uns die Gewalt der Schlüssel gegeben hat, um euch das Himmelreich aufzuschließen.“ Dies war Calvins neue Lehre aus dem alten, ewigen Evangelium wieder ein frisches Reis.

Man sieht, sein Herz gehört schon nicht mehr der römischen, päpstlichen Kirche, welcher er zuvor mit aufrichtigem Ernste ergeben war. „Aber dennoch“, — sagte er, „war ich sehr weit entfernt von der Ruhe und von der Zuversicht eines guten Gewissens; — denn so oft ich nur in mich hinab stieg, wurde ich von solch' entsetzlichem Schrecken befallen, daß keine Reinigungen und Sühnen, noch irgend etwas anderes Heil bringen konnten. Und je mehr ich mich in der Nähe betrachtete, desto stärker peinigten mich die Stachel meines Gewissens, so daß mir zuletzt kein anderer Trost, noch andere Stärkung blieb, als mich selbst zu täuschen, indem ich mich selbst vergaß, — bis Gott durch seine verborgene Leitung endlich meinem Lebenswege eine andere Richtung gab.“ Durch diese Worte hindurch sehen wir den heiligen Kampf in der Seele, den erhabenen, welcher ohne Entscheidung nicht beendet wird; und wir hören aus ihnen, als aus der Tiefe, ein Seufzen und Sehnen, „wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser.“ Aber das Licht brach durch das Wort Gottes, scharfer, denn ein zweischneidig Schwert, und ersocht sich in dieser Seele reinen, ungetheilten Sieg. Dies mußte nun auch frisch und muthig ausgesprochen werden. Denn eine verkappte Stellung zum päpstlichen Glauben war dem lautern Herzen Calvia's unerträglich. Er brach also ehrlich und öffentlich mit der römischen Kirche, und gab ihr die zwei Pfirunden, welche er bis dahin genossen hatte, zurück (1531), wiewohl es ihn in große Dürftigkeit versetzte, da sein Vater Ein Jahr vorher in seinen Armen gestorben war. Die Mutter hatte er schon früher verloren.

Nun stand er frei, und auch keine Familien-Bande hinderten ihn mehr auf dem geraden Wege des Lebens; „rüstig und ohne Falsch“, — wie sein Wahlspruch lautet, — voran zu schreiten. Ein Frühlingsodem hebt an, frisch durch sein schüchternes Gemüth zu wehen: „Sobald ich nur etwas Lust zur wahren Frömmigkeit gewonnen hatte, — sagt er, — entbrannte ich so sehr von Eifer, fortzuschreiten, daß ich nur mit Kälte die übrigen Studien betrieb, obgleich ich sie nicht ganz liegen ließ. Und noch kein Jahr war vorüber, als alle die, welche ein Verlangen nach der reinen Lehre hatten, zu mir unerfahrenen Rekruten kamen, um zu lernen. — Ich, der ich von Natur die Welt und das Offenhervortreten fürchtete, immer die Muße und die Verborgenheit liebte, suchte verborgene Schlupfwinkel; aber weit davon entfernt, diesen meinen Wunsch zu erreichen, wurde

im Gegentheil jeder einsame Ort zur öffentlichen Schule. Und während ich immer zum Zweck hatte, für mich zu leben, ohne der Welt bekannt zu werden, hat mich Gott durch viele Begebenheiten so herumgezogen und herumgeworfen, daß er an keinem Orte mir jenes ruhige Leben gelassen, bis er mich gegen meine Natur ganz an's Licht gezogen hat."

2. Calvin auf der Wanderung und Flucht.

Es folgen nun im Leben Calvin's einige Jahre äußerer Unruhe und Unstätigkeit bei aller Festigkeit, welche er im Innern erlangt hatte, und die nicht wieder in's Schwanken gerathen ist. Sein Verhältniß als Student und Lehrer zur Universität, und seine Laufbahn als Rechtsgelehrter hat er verlassen. Sein Herz ist voll und feurig dem entzündeten Kampfe für Reinigung der Kirche zugewandt. Aber eine äußere Berufung und festes Amt hat er noch nicht empfangen. Denn diese heiligen Bewegungen des Glaubens hatten nicht Ruhe gefunden, sich organisch zu gestalten und zu ordnen. So finden wir Calvin, ihren einstigen, von Gott gesandten Gesetzgeber, bald auf freiwilligen Wanderungen, bald auf unfreiwilliger Flucht, und allenthalben die Gläubigen in der Zerstreuung stärkend, und den Feind der heiligen, evangelischen Wahrheit angreifend mit Wort und Schrift, als mit scharfem Schwert.

Die Verfolgungen der Evangelischen in Frankreich brannten weiter, wie ein Feuer, das um sich greift. Bisweilen glühte es heimlich unter der Asche, oft schlug es hier und da in hellen Flammen aus. Auf der Universität Toulouse lebte ein junger Licentiat der Rechtswissenschaft, welcher für das Evangelium gewonnen worden war: Johann von Caturce. Dieser wird in's Gefängniß geworfen, weil er am Allerheiligen-Tage das Volk in lutherischer Weise ermahnt, und am Vorabend des Festes der drei Könige, anstatt des herkömmlichen lustigen Tanzes, aus dem Evangelium vorgelesen habe. Er will nicht widerrufen, und wird zum Tode verurtheilt. Wie er darauf seinen Glauben noch siegreich gegen den Prediger-Mönch vertheidigt, und mit einem Stephanus-Muthe ausgeharrt hat noch in den Flammen, im Jahre 1532, ist im Leben des Caturce näher beschrieben.

Calvin hatte nun die Universität Bourges ganz verlassen, und weilte um diese Zeit in Paris. Die Gräuel der

Verfolgungen zogen heran; sie geschahen unter seinen Augen. Ein Wundarzt, Namens Pointet, wurde eingekerkert, weil er wider das Eölibat der Priester gesprochen. Er verharrte bei seinem Bekenntniß; da verurtheilte ihn das Parlament, erwürgt und verbrannt zu werden. Man wollte ihn zwingen, vor einem Bilde niederzuknieen. Er that's nicht; so schnitt man ihm die Zunge ab, und warf ihn lebendig in's Feuer. Er blieb getreu bis in den Tod. Da fiel ein Schrecken auf die Gläubigen; manche verstummten, viele entflohen. Calvin aber blieb zur Stelle ganz unerschrocken. Und so oft er predigte in den Häusern der Glaubensgenossen, war dies jedesmal der Schluß, mit welchem er sein Wort bekräftigte: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn?“

Calvin's Beispiel stärkte nun auch wieder den Glauben Vieler, daß sie muthig der Gefahr widerstanden, als Zeugen der Wahrheit, die sie in Versammlungen predigten, oder der sie in ihren Banden und Kerkeru treu blieben. Ein katholischer Schriftsteller sagt von dem wunderbaren Einfluß, welchen Calvin auf die Glaubensgenossen ausübte: „Mitten unter seinen Büchern war dieser Mann von unglaublich beweglicher Natur, um seine Secte zu fördern. Wir sehen manchmal unsere Gefängnisse ganz angefüllt mit armen, betrogenen Leuten, die er beständig ermahnte, tröstete, durch seine Briefe befestigte. Denn Boten fehlten ihm nicht, denen die Thüren der Gefängnisse immer offen standen, unsere Kerkermeister mochten auch noch so viel Acht haben. Das sind die Wege, welche er zu Anfang einschlug, wodurch er Schritt vor Schritt einen Theil unsers Frankreichs gewann. Nachher, als die Herzen ihm geneigt waren, sendete er Geistliche, die wir Prediger nannten, welche im Geheim bis in Paris lehrten, wo die Scheiterhausen angezündet waren.“ Man nannte die Anhänger des reinen Evangeliums in Frankreich damals noch Lutheraner, weil sie mit Begeisterung auf unsern großen Reformator in Wittenberg sahen, und auf den bedeutungsvollen deutschen Sieg der Reformation, der auf dem Augsburger Reichstag 1530 durch die edle Schaar der Gläubigen errungen ward. Vom Rhein herüber klangen jene Verslein und Sprüchlein, welche aus dem Munde des Volks von seiner Stimmung Zeugniß gaben, wie z. B. dieses:

„Sagt man, daß Luther sei schuldig einiger Kehelein,
 Ei, so muß dann Christus selbst dieses Lasters schuldig seyn.“

Der Name „Hugenotten“ als Bezeichnung der Evangelischen kam erst später auf.

Um diese Zeit macht sich Calvin zum ersten Mal als Schriftsteller bekannt. Wiewohl sein Erstlingswerk nicht theologischen oder kirchlichen Inhalts ist, so hat es dennoch den Zweck, der Reformation zu dienen. Er gab nämlich Erläuterungen zu einem Buch des alten Philosophen Seneca „über die Sanftmuth“ (clementia) in lateinischer Sprache heraus. Da fand er Gelegenheit, dem König von Frankreich, welcher die Reformation blutig verfolgte, und den er in versteckter Weise mit Nero vergleicht, die Duldsamkeit an's Herz zu legen. Er sagt ihm, „es sei gefährlich, sich seiner Wuth zu überlassen, weil eine große Anzahl Rächer aufstehen könnten, und wenn er auch in vollkommener Sicherheit seyn sollte, doch die Grausamkeit an sich verabscheuungswürdig und darum des Fluches würdig sei. Zudem ist das Verderben der Andern das Verderben der Macht selbst; hingegen das Befördern des Ganzen und des Einzelnen befestigt die Majestät.“ Der junge Schriftsteller durfte hoffen, daß König Franz, der sich gern mit Gelehrten unterhielt, sein Buch zur Hand bekommen werde.

Er trug die Kosten der Herausgabe selbst, wodurch er in eine sehr gedrückte Lage kam; „aber, was thuts, — sagt er, — wenn ich auch einige Tage, eine Herberge für diesen Körper suchend, unter freiem Himmel frieren müßte?“ Das Buch hatte er, dem Zuge seines dankbaren Herzens folgend, einem Sohn aus der edlen Familie Mommor, mit dem er erzogen worden war, gewidmet. Es heißt in der Vorrede: „Nimm sie an, diese Commentare, als die Erstlinge meiner Früchte, welche dir mit Recht gehören, nicht nur darum, weil ich mich dir mit Allem, was ich habe, schuldig weiß, sondern vorzüglich, weil ich in eurem Hause als Kind erzogen wurde, und mit dir in dieselben Studien eingeweiht, die erste Bildung des Lebens und der Wissenschaften in Eurer sehr edeln Familie empfangen habe.“ Sich selbst nennt er in dieser Widmung mit demüthiger Bescheidenheit: „einen armen Menschen aus dem Volke, mit geringer Gelehrsamkeit begabt; und das Gefühl seiner Unwürdigkeit habe ihn bis jetzt abgehalten, Etwas herauszugeben.“

Dies Buch, wenn es auch nicht scheint, daß es etwas dazu beigetragen habe, den Gang der Verfolgungen zu hemmen, so machte es doch den Namen Calvins bei den Gelehrten bekannt und geachtet. Er trat schon damals durch Briefwechsel mit

Bucer, dem reformatorischen Manne zu Straßburg, in freundschaftlichen Verkehr.

Sein Aufenthalt in Paris ward bald unmöglich. Nämlich Calvin hatte dem neuen Rector der Universität, Nikolaus Kop, die Antrittsrede geschrieben, und zwar über die „Rechtfertigung durch Christum.“ Als Kop dieselbe am Allerheiligenteste 1533 vor feierlicher Versammlung vortrug, wurden die Anhänger des Papstes auf's heftigste darüber erbittert; besonders aber die Franziskanermönche, welche ihn scharf verklagten. Der neue Rector berief die Universität in die Kirche der Mathäiner, wo er den versammelten Professoren und Doctoren, die über seine Vertheidigung höchst erstaunt waren, erklärte, alle Anklagepunkte wider ihn seien nichtig, mit Ausnahme der Lehre von der Rechtfertigung. Und diesen Kern des evangelischen Glaubens, vor welchem die Papisten allemal in Zorn und Schrecken geriethen, vertheidigte Kop mit hellen Gründen der Schrift. Er wurde von dem rohen Lärm der Versammlung überschrien, und vor das Parlament gefordert. Als er auf dem Wege dorthin war, zeigte ihm ein Freund heimlich an, man werde ihn in's Gefängniß werfen. So floh nun Nikolaus Kop ungesäumt, und entkam glücklich in die Schweiz.

Man kannte das freundschaftliche Verhältniß dieses Mannes zu Calvin. Derselbe sollte drum an Stelle des Flüchtlings in Haft genommen werden. Ein gewisser Morin, der sich durch fanatische Kezer-Verfolgung, wie Saulus einst, einen berühmten Namen zu machen gedachte, stellte Calvin nach, welcher damals im Gymnasium Forteret wohnte. Schon hatten die Helfershelfer Morins das Haus umstellt, als Calvin, von Freunden gewarnt und unterstützt, in einem Korbe durch's Fenster hinab gelassen wurde, und zur Vorstadt St. Victor entfloh. Von dort entkam er in den Kleidern eines Winzers nach Noyon, seiner Vaterstadt. Während deß bemächtigte sich die Pariser Polizei seiner Papiere, wodurch viele evangelisch Gesinnte in Gefahr der Einkerkierung geriethen.

Doch Calvin, weil er in seinem Geburtsorte vor den Nachstellungen nicht sicher war, zog sich in die Landschaft Sainctonge zurück. Auch hier weilte er nur kurze Zeit, und begab sich auf Bitten der Glaubensgenossen nach Merac, der Hauptstadt in Navarra, wo die Königin Margaretha Hof hielt. Nämlich, er sollte diese fein gebildete fromme Fürstinn, welche von Herzen der Reformation zugethan war, zu bewegen suchen, daß

sie sich öffentlich und kräftig der Verfolgten annehme. Calvin wurde zu Nerac mit Auszeichnung empfangen. Dieser Ort ward damals eine Zufluchtsstätte vieler Bedrängten. Er erfreute sich hier namentlich auch des herzlichen Umganges mit dem greisen Lefevre (Faber) d'Estaples, dem würdigen Erzieher der Kinder des Königs, welcher auch daselbst Ruhe gefunden hatte vor der Verfolgung. Derselbe sagte damals über Calvin das prophetische Wort: „er werde der Wiederhersteller der Kirche in Frankreich seyn.“

Indeß war Calvins Aufenthalt zu Nerac nicht von langer Dauer. Bald darnach durchzog er die Landschaft Angoulême, das Evangelium predigend, und die Gläubigen stärkend. Hier fand er gastliche Aufnahme bei einem erweckten Manne, Louis du Tillet, welcher Canonicus zu Elait war. Desselben werden wir später noch einmal Erwähnung thun. Ein Weinberg in jener Gegend wurde noch nach anderthalb Jahrhunderten und wahrscheinlich bis auf diesen Tag „Calvins Weinberg“ genannt. Während der Ruhe, welche Calvin hier kurze Zeit ungestört genoß, faßte er den Plan zu seinem berühmtesten Werk: die Institution (Lehre) des christlichen Glaubens.

Doch der feurige Jüngling hat nicht lange Rast in der Verborgenheit. Er geht wieder zur Hauptstadt. In Paris trieb sich zu der Zeit (1533) ein unheimlicher Mensch um, ein Arzt aus der spanischen Provinz Aragonien. Der hatte den Geist des Widerspruchs und der Verneinung. Das Heiligste verspottete er mit dämonischer Lust. Derselbe begehrte seinen freveln Muth an dem gottbegeisterten Calvin zu fühlen. Es ist dieser jener unselige Servet. Calvin verabredete mit ihm Ort und Stunde zum Gespräch und ehrlichem geistlichem Kampf. Aber Servet erschien nicht. Wir werden später von dem bösen Geschick und schauervollen Ende dieses spanischen Menschen weiter zu erzählen haben.

Calvin hatte, wie wir aus seinem Zusammentreffen mit diesem Servet sehen, nicht allein die Irthümer der päpstlichen Kirche zu bekämpfen. In jener großen, sonnigen Zeit war mit dem lautern Weizen auch viel giftiges Unkraut jener Menschen zum Wuchern gekommen, welche die edle Freiheit zum Deckmantel ihrer Bosheit machen. So übte nun Calvin wider mancherlei Sectirer muthige und gewandte Ritterschaft. Dahin gehört auch seine Streitschrift, welche er zu Orleans,

wohin er von Paris gewandert war, unter dem Titel „Das Schlafen, oder die Nacht der Seelen,“ gegen die Anabaptisten, oder Wiedertäufer herausgab. Nämlich diese Schwärmer, welche Kindertaufe, Obrigkeit, Eid und andere heilige Ordnungen des Lebens und der menschlichen Gemeinschaft verwarfen, hatten auch die Lehre aufgebracht, daß die Seelen im Grabe bis zum jüngsten Gerichte schliefen, weshalb sie auch Seelenschläfer genannt wurden. Wider diese nun behauptet Calvin in seiner Streitschrift, „die Seele lebe nach dem Tode in Gott, und die Grabes-Ruhe bedeute nur den ewigen Frieden.“ Dieses Buch, wiewohl klein, ist ausgezeichnet durch Klarheit und Reichthum der Gedanken.

Nach Herausgabe dieses Werkes, als ein neuer Sturm der Verfolgung in Paris wieder ausgebrochen war, beschloß Calvin, Frankreich ganz zu verlassen. Er hoffte in Deutschland zu finden, was sein Vaterland nicht hatte: Frieden und Freiheit des wissenschaftlichen und religiösen Lebens. Im Frühling des Jahres 1535 begab er sich mit jenem Louis du Tillet, dem er in der Angoulême befreundet worden war, und der auch Frankreich um des Glaubens willen verlassen wollte, auf den Weg nach Basel. Ein Ungemach brachte sie in große Verlegenheit. Nämlich beide saßen zu Pferde, von zwei Dienern begleitet. Jetzt hatten sie glücklich erreicht. Da verschwindet plötzlich der eine Diener mit der Reisefasse. Das spärliche Geld des Andern reicht knapp aus bis Straßburg, von wo sie alsdann bald und bequem Basel erreichten.

In Basel ging nun dem Jüngling ein neues Leben auf. Mit den berühmten Gelehrten, welche hier weilten, trat Calvin in geistigen Verkehr, besonders mit Orynaeus und Capito, und betrieb mit Eifer das Studium der morgenländischen Sprachen, um dem Alten Testament durch seinen Urtext näher zu kommen. Auch den berühmten Erasmus von Rotterdam lernte er hier kennen, diesen Mann seltener Gelehrsamkeit, welcher zwar die Wahrheit zu lieben schien, aber ein Feigling und Weichling war, wo es galt, für sie Ruhe, Ehre und Leben in die Schanze zu schlagen. Dem behaglichen Holländer mochte der ritterliche Muth, das südliche Feuer des Franzosen nicht wohl gefallen. Man erzählt, als Bucer einst mit Calvin bei Erasmus gewesen, habe dieser nach einer längeren Unterredung auf Calvin mit den Worten hingewiesen: „Ich sehe eine böse Pest in der Kirche wider die Kirche ausbrechen.“ — Das war

auch geweissagt. Nur, was der feige Alte eine böse Pest nannte, hätte er von Gottes und Rechts wegen den heiligen Kampf und göttlichen Sieg der Reformation nennen sollen.

Hier in Basel gewann Calvin die nöthige Ruhe, die durch das Feuer der heil. Schrift geläuterte Lehre des Christenthums in ein System zu bringen, welchen Plan er schon früher gefaßt, wie wir erzählt haben. Auf seinen flüchtigen Wanderungen, in Noth und Todesgefahr, waren die Gedanken zu seiner Institution des christlichen Glaubens klar, kräftig und reif geworden. Und so traten sie nun hell an's Licht hinaus, die Arbeit eines 26jährigen Jünglings; aber an Tiefe und Fülle der Ideen, an fester Ordnung und freier Abrundung des Stoffes trägt sie an sich das Gepräge einer männlichen Meisterschaft. Die Vortrefflichkeit dieses Werkes ist selbst von den Gegnern der Person Calvins gerühmt worden, und wird bis auf diesen Tag mit Bewunderung anerkannt. Ja, man hat geurtheilt, daß seit der Apostel Zeit nichts Würdigeres erschienen sei.

In den ersten französischen Ausgaben der Institution (1535) nannte sich der Verfasser nicht. Das Jahr darauf ließ er die Schrift zum erstenmal in lateinischer Uebersetzung bei Thomas Platter zu Basel drucken, als er im Begriff stand, nach Italien zu reisen. In dieser Ausgabe nennt Calvin einigemal seinen Namen.

Er hat noch oft diese Schrift von Neuem herausgegeben. Dabei ist die Form wohl voller und reicher geworden; aber die Grundzüge blieben unverändert, das Fundament des Glaubens erwies sich als auf den einzigen, ewigen Felsen der Offenbarung gegründet. Aus diesem unwandelbaren Kern, welcher durch höhere Eingebung in das gottbegeisterte Herz gelegt war, entfalteten sich treu und gleichartig alle späteren Ausgaben der Institution, die zum letztenmal in ihrer vollendeten Gestalt 1559 erschien. Und man kann sagen, daß alle übrigen Werke Calvins aus dem Saamen dieser hohen Palme weit rund um sie her aufgesproßt sind, als ein edler, herrlicher Wald.

Die Institution ist in 4 Theile gegliedert: 1) Gott der Schöpfer; 2) Gott der Erlöser; 3) das Wirken des heiligen Geistes; 4) die äußeren Mittel zum Heile.

Die heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments ist der Boden, in welchem Calvins Glaube wurzelt und wächst; daher seine frische Lebendigkeit, seine unwandelbare, felsenfeste Ueberzeugung, welche er immer mit derselben Sicherheit und

muthigen Freudigkeit ausspricht. Was nicht aus ihr stammt, oder sich nicht mit keuschen, graden Gründen, aus ihr genommen, beweisen läßt, verwirft er rückhaltslos als Irrthum und Trug. „Daß aber die heilige Schrift wahr ist,“ — sagt er, — „beweist der heilige Geist dem Gewissen der Gläubigen. Wir haben einen innern Sinn, der uns sagt, was Wahrheit ist, wie der Geschmack uns sagt, was bitter und süß ist, eine innere Offenbarung durch den heiligen Geist. Nicht aber werden wir jetzt, wie die Apostel, inspirirt ohne das Wort Gottes. Dieses einfache Wort ist hinreichend; es durchbohrt so das Herz, daß, wenn wir es mit andern Schriften vergleichen, wir leicht den göttlichen Athem fühlen, der darin wehet.“ Mit diesem nüchternen, triftigen Grundsatz schlägt er die Schwarmgeister, die sich einer höheren Erleuchtung rühmen, aus dem Felde, wenn sie ihn, wie Sozin, drängen wollten, über die Bibel hinaus zu steigen: „Man müsse sich,“ — sagt er ihnen, — „einfach an die Schrift halten, und nicht seinen lustigen Speculationen Raum geben.“ „Ueber alles menschliche Richter haben wir das gewisseste Zeugniß, als ob wir Gott selber sähen, aus seinem eigenen Mund hörten. Mit Nüchternheit und Bescheidenheit sollen wir uns an dem genügen lassen, was die Schrift gibt, nicht die Lösung schwieriger Fragen darin suchen, sondern nur die Erbauung. Und nicht die Kirche ist es, welche das Ansehen der Schrift bestimmt, da sie selbst auf dieselbe begründet ist.“

Folgendes ist nun der gedrängte Inhalt seiner viertheiligen Institution, wie er sie weiter aus der eben beschriebenen Auffassung der heiligen Schrift entwickelt hat:

1) Der heilige, ewige und persönliche Gott faßt nach seinem Wesen eine Dreiheit von Personen in sich. Ihm allein gebührt die Ehre, ihm, dem einzig vollkommenen Wesen. Von ihm allein kommt Segen und Verdammniß, Erlösung und ewige Verwerfung. Gott bildet die innigste Einheit von Gerechtigkeit, Allmacht und Liebe.

„Engel leben mit Gott, und schauen auf uns herab,“ — dies ist ein Lieblingsgedanke Calvins. Oft in feierlichen Augenblicken ruft er mit bewegter Seele aus: „Gott und seine heiligen Engel sehen uns!“ Es gibt auch persönliche böse Wesen; auch sie sind Diener des Herrn. Tiefes Dunkel bedeckt die große Frage von dem Ursprung des Bösen; auch ist es nicht nöthig, daß der heilige Geist hier unsere Neugierde befriedige. Der

Teufel ist ein durch eigne Schuld von Gott abgefallenes Wesen, so viel wissen wir; und Gott hat den Teufel in Händen, so daß dieser nur thun kann, was Gott will; er bedient sich selbst der Bösen zu seinen Zwecken; daher die Teufel wohl die Gläubigen ängstigen können, nie aber besiegen.

Der Mensch ist in seiner ursprünglichen Natur vollkommen heilig; Gottes heilige Majestät konnte ihn nur heilig für das ewige Leben schaffen. Der erste Mensch ist aber gefallen durch eigene Schuld und eigenen Willen; die Beharrlichkeit im Guten ist ihm nicht gegeben worden; es hing von seiner Freiheit ab, das Gute zu erwählen, er hat aber frei das Böse gewählt. Er hat nun die Freiheit zum Guten verloren, diese Freiheit ist in einem gebundenen Zustande, und dieses erste Uebel ist die Quelle der Erbsünde.

Nämlich, weil der Mensch eng mit dem ersten Menschen verbunden ist, so ist in ihm dessen Sünde, und Fluch ruht auf ihm vom Mutterleibe an. Wir selbst sind verantwortlich, und tragen nicht die Schuld Adams, sondern unsre eigne. Im Menschen ist nun keine Kraft zur Hülfe mehr; daher muß ihm alles Vertrauen auf dieselbe genommen werden. Diese Demüthigung ist dem Menschen nützlich, und in Gott findet er Alles wieder, was er verloren hat. Die Freiheit, Gutes zu wirken, ist dahin, aber Gott gibt sie den Auserwählten wieder durch seine Gnade. Des Menschen Verstand ist verdunkelt für alle geistigen Dinge, die das Heil betreffen; nur für die irdischen ist er hell geblieben.

Durch den heiligen Geist wird der Mensch wieder zu einem Kinde Gottes erneuert. — Aber wie Gott dazu das Herz vorbereiten muß, so verhärtet er auch die Herzen; diese Verhärtung ist eine Folge und Strafe vorangegangener Sünden. Gott allein führt zum Heil; denn durch sich selbst bringt der Mensch nur Verdammungswürdiges hervor. Er fällt jezt nothwendiger Weise, und doch mit freiem Willen, in die Sünde. Diese Nothwendigkeit liegt in seiner jezigen Natur; strafbar ist er, weil er mit seinem Willen der Gnade widerstrebt, die ihm Freiheit geben will zum Guten; die Bekehrung geschieht also ganz durch die Gnade. Calvin sagt ausdrücklich, daß er hierin mit dem großen Kirchenlehrer Augustinus übereinstimme.

2) Nachdem also dem Menschen aller Eigendünkel genommen, alle Ehre abgesprochen ist, wird ihm zugerufen: sei thätig, flehe, daß Gott dir die Kraft gebe, das Gesetz zu erfüllen! Suche

dein Heil in Christo! Ueberall ist Fluch und Verdammniß ohne ihn, in ihm allein Segen. Ohne Kenntniß des Heilands ist uns selbst die Kenntniß Gottes nichts nütze. Erlöst sind wir durch den Gehorsam des Herrn. Er ist unter die Missethäter gesetzt, und hat freiwillig ihre Stelle übernommen. Das Kreuz war verflucht, und Christus hat den Fluch, der auf uns lastete, auf sich genommen; doch er ist nicht durch den Fluch vernichtet, sondern er hat den Fluch vernichtet. Also finden wir in dem Kreuz Christi Versöhnung und Segen.

3) Die Erlösung Christi eignet sich der Mensch durch den Glauben an. Den Glauben aber wirkt der heilige Geist in den Auserwählten. Wenn der Glaube nur, wie ein Schimmer in der Nacht, beginnt, so sehen wir schon das freundliche und friedliche Angesicht Gottes, dem wir uns immer mehr nähern. Zweifel und Kampf kennt der Gläubige, aber nie das Verzagen; — der Glaube ist unzerstörbar. — Die guten Werke sind nothwendig, um die Wahrhaftigkeit der Buße und Befehrung, und die Lebendigkeit des Glaubens zu erweisen; aber die Rechtfertigung kommt allein aus dem Glauben an Jesum Christum, der für uns genug gethan. Gott sendet, auf wen er will, diesen seinen heil. Geist zur Erweckung des rechtfertigenden Glaubens. — Hieran schließt nun Calvin die ihm eigenthümliche, scharf gefasste Lehre „von der ewigen Erwählung und Verwerfung.“ — Wir werden durch den Gang der Geschichte veranlaßt werden, noch weiter diese Lehre Calvins von der Gnadenwahl zu besprechen.

4) In der Kirche allein ist die Erlösung, das Heil durch Christum zu suchen. Die Kirche Christi besteht aus der Masse der Auserwählten, welche nicht untergehen können. Unter der Fülle der Menschen hat man sich eine verborgene Gemeinde der Auserwählten zu denken, die noch zum größten Theil schlummern. Das Geschäft des evangelischen Predigers besteht darin, sie zu wecken, und um Christum, den König, zu sammeln. Die Kirche hat an dem Worte Gottes eine Macht, welche höher steht, als die Concilien. Das Amt der Schlüssel ist ihr von ihrem Herrn gegeben. Eine Kirchenzucht ist nothwendig. Calvin selbst hat, wie wir hören werden, eine solche eingeführt und ausgeübt. Die Synoden aus Layen und Geistlichen regieren die Kirchen, und richten über Glaubenssachen. —

Außer dem Wort Gottes hat die Kirche als Heilmittel die Sacramente zu spenden. Das sind äußere Zeichen, sagt er, mit

welchen die Gnade Gottes verbunden ist, die aber nichts sind ohne Glauben und ohne Gottes Wort. Die Taufe ist ein Sinnbild der Reinigung und Zeugniß der Vergebung der Sünden; nicht aber werden wir durch sie, wie die römische Kirche lehrt, von der Erbsünde gereinigt; die Verderbtheit der Natur der Menschen bleibt mit ihr, die Verdammniß wird aber aufgehoben, weil die Gerechtigkeit Jesu Christi uns zugerechnet wird. Kinder haben das Recht, getauft zu werden, denn sie sind in dem Bunde der Christenheit geboren; das Kind, welches nicht getauft ist, ist aber darum nicht verloren. — Durch das Sacrament des Abendmahls erhalten wir auf geistige Weise den Leib und das Blut, d. i., das Wesen, die Substanz Jesu Christi. Christus will nicht unsern Leib, sondern unsre Seele speisen. Wahrhaft und wirklich wird er nur den Gläubigen gereicht. —

Dies ist in gedrängter Kürze Calvins Institution des christlichen Glaubens. Wie eine helle Morgensonne ging sie auf im Herzen der jungen Kirche, die auf Ein Mal in diesem schönen Glanz ihre Grenzen, ihre Höhen und Tiefen und ihre Herrlichkeit mit heiliger Verwunderung erkannte. Die Evangelischen der französischen Zunge, und später noch vieler andern Zungen, haben in ihr den ehernen, hellen Schild der Glaubens-Gemeinschaft gefunden. Was sie, Jeder für sich, in unbestimmten Regungen von dem heiligen Evangelium, von der Reinigung der Kirche ahnten, fühlten, wollten, hier sahen sie es erstaunt mit klaren Gedanken ausgesprochen, daß sie, wie aus Einem Munde, riefen: grade das ist's, was mir das Herz bewegte. — Das Ansehen des jungen Mannes ward von da ab groß bei den Evangelischen. Er selbst, als er dies Buch schrieb, hatte keine Ahnung von der wunderbaren, weitgehenden Wirkung desselben. So sah er es nun in seiner schönen Demuth als eine That Gottes, und sich als das Werkzeug, berufen, dieselbe weiter zu fördern. Er sagt: „Ich glaubte bei dem ersten Erscheinen dieses Werkes nicht, daß es durch Gottes nicht genug zu preisende Güte so gut aufgenommen werden würde. Ich hatte es kurz und leicht hingeschrieben; aber nun wäre es Undank gewesen, wenn ich nicht den Wünschen der Kirche entsprochen hätte, wie es meine geringe Kraft zuließ.“ — Der treue Beza gibt dem allgemeinen Lob der Institution den schönsten Ausdruck durch jene Worte, welche gleichsam noch feucht sind von den Thränen über den Tod des geliebten Freundes: „Dir, Calvin, deinem Eifer, deiner Lehre, verdankt Frankreich und Schottland vorzüglich die Wiederher-

stellung des Reiches Gottes, und die andern Kirchen, unzählig in der Welt zerstreut, bezeugen, daß sie dir vielen Dank schuldig sind. Hier treten zuerst als Zeugen auf deine Werke, die immer leben werden, wie diese Institution, von welcher alle gottesfürchtigen Männer erklären, daß sie mit solcher Gelehrsamkeit, so vielem Urtheil, in so schönem Styl geschrieben ist, wie kein anderes Werk, und daß nie ein Mensch geschickter die heilige Schrift ausgelegt hat. Du selbst aber genieße bei deinem Herrn Jesu Christo des Lohnes, welchen er deinem treuen Dienste zollt, und ihr, Gemeinden des Sohnes Gottes, fahret fort zu lernen aus den Büchern dieses großen Lehrers, der, obgleich er nun den Mund geschlossen hat, doch, allem Haß zum Troß, fortfährt, euch noch heute zu unterrichten!"

Calvin hatte die erste, französische Ausgabe seiner Institution dem König Franz gewidmet. Derselbe sollte aus diesem Glaubensbekenntniß der Evangelischen sehen, daß die Verfolgten und Gerichteten nicht wiedertäuferische Sectirer und Empörer seien; wie er vorzugeben pflegte, sondern aufrichtige Christen und treue Unterthanen. In der Zueignungsschrift an Franz, welche ein Meisterwerk kräftiger, glänzender Beredsamkeit ist, und ein Muster der französischen Sprache, — vertheidigt Calvin die evangelische Lehre, und greift die päpstliche an. Besonders weist er auch nach, daß die römische Kirche mit ihren Kirchenlehren in Widerspruch gerathen, und die Grenzen ihrer eigenen Bestimmungen überschritten habe.

Der König Franz ließ die Stimme seines guten Engels sich nicht an's Herz dringen. Er verachtete die treuen Ermahnungen; die Verfolgungen in Frankreich wurden nur noch grausamer. Nicht ganz ohne Schuld der Evangelischen selbst, welche das Mißtrauen des Königs und seinen Zorn durch ihr allzu kühnes Auftreten wider sich herausforderten. Nämlich sie hatten es gewagt, ihre Protestation gegen die päpstliche Messe in öffentlichen Maueranschlägen durch ganz Paris zu verbreiten. Ja, man fand derartige Plakate an die Thüren der königlichen Gemächer angeheftet. „Sehet da, — heißt es in denselben, — den Priester, der seine Faren vor dem Altar macht, bald niederfällt, bald wieder aufspringt, und das Brod, welches unser Gott seyn soll, wird, wenn es aufbewahrt wird, oft von den Spinnen und Mäusen gefressen!“ —

Des Königs Stolz war beleidigt; sein Zorn brauste unbändig auf. Gern gab er den Zuflüsterungen der Papisten Gehör,

welche, wie es eine seitdem bis in die jüngsten Tage oft gebrauchte List und Lüge Roms ist, die Evangelischen empörerischer Umtriebe verdächtigten. Eine teuflische Unverschämtheit wider die offenbare Thatsache, daß die Revolutionen ihren glühenden Heerd vorzugsweise in den römisch-katholischen Staaten haben. Aber Franz, mit jenem Pharao Aegyptens vergleichbar, war verblendet zu seinem und seines Volkes Verderben. „Sie allein sind Schuld an dem Unglück des Landes!“ — rief er wüthend über die Evangelischen aus, — „diese Teufelskezer wollen die Kirche und den Staat über den Haufen werfen!“ — Weil er sich kurz zuvor mit den deutschen Fürsten verbündet hatte, so wollte er sich nun vor dem Papst, um dessen Gunst zu buhlen er wieder für rathsam hielt, von dem Verdachte der „lutherischen“ Ketzerei reinigen. Er befahl eine Säuberung (Lustration) der Kirche zu Paris (den 25. Januar 1835). Sechs arme Protestanten wurden rasch aufgegriffen zur warnenden Strafe für Andere, nach verschiedenen Plätzen der Hauptstadt geschleppt, und lebendig verbrannt. Und während die Scheiterhaufen der Märtyrer flammten, zog der König mit seinen Kindern in großer Prozession durch die Stadt, die Häupter entblößt, in den Händen brennende weiße Kerzen. Vor ihnen her wurde das Bild der heiligen Genevieve, der Schutzpatronin von Paris, getragen. Du Bellay, Bischof der Hauptstadt, trug die Monstranz unter einem Baldachin, der von dem Dauphin und den Herzögen von Orleans, von Angoulême und von Vendôme gehalten wurde. Alle Parlamentsglieder in rothen Kleidern, Viele von der Geistlichkeit und vom Adel und den fremden Gesandten waren im Saale des Bisthums versammelt. Franz hielt eine heftige Anrede gegen die neue Pest. Alle sollen die Ketzer angeben, die ihnen bekannt sind; er selbst werde, betheuerte er in schäumender Aufregung, wenn es sich fände, daß ein Glied seiner Familie durch diese Lehre verunreinigt wäre, dasselbe von sich reißen und opfern. Hierauf wurde ein glänzendes Mittagsmahl gehalten. Aber ein Geschichtsschreiber fügt hinzu, nachdem er dieses erzählt hat: „Wenn die Wuth des Königs groß war, so war der heilige Muth der treuen Bekenner noch viel größer.“

Und es geschahen um diese Zeit der Lustration noch viele andere blutige Gräuel der Verfolgung in Paris, und noch mit manchem edeln Märtyrerblut ward der evangelische Glaube geschmückt.

Da war ein Schuster, Namens Barthelemy Milo, an

allen Gliedern gelähmt, außer der Zunge und den Armen. Er war von Natur sehr begabt, diente aber zuvor mit seiner Klugheit der Welt, und hatte oft mit spöttischem Witz über die Religion sich geäußert; so auch über einen frommen Mann, der einst an seiner Bude vorbeiging. Dieser gibt ihm dafür ein neues Testament. Als bald wird der Schuster dadurch so ergriffen, daß er nicht aufhörte, Tag und Nacht daraus seiner Familie vorzulesen. Auch die Nachbarn kamen herein. Sein Zimmer ward eine Schule, in welcher das Evangelium verkündigt wurde. Der verkrüppelte Schuster ward als ein Hauptfeker verschrien. Einmal schon hatte man ihn eingekerkert. Da stürmt jener Morin herein, den wir schon als heftigen Verfolger der Evangelischen genannt haben. „Milo! aufgestanden!“ schnaubt er den armen Schuster an. — Dieser antwortet gelassen: „Ach, Herr, es würde eines größeren Meisters bedürfen, als ihr seid, um mich aufzurichten.“ Er ward sogleich hinweg in's Gefängniß geschleppt, und verurtheilt, auf dem Greveplatz langsam verbrannt zu werden. Die heldenmüthige Geduld dieses Mannes stärkte wunderbar seine Mitgefangenen.

Ein angesehener Kaufmann zu Paris, Johann du Bourg, achtete die Erkenntniß des Evangeliums und den Glauben an dasselbe höher, als seinen Reichthum und vornehme Blutsverwandtschaft. Er ward auf dem öffentlichen Plage „les Halles“ zu Paris verbrannt. Ebenso ein anderer Kaufmann daselbst, der von Calvin hochgeachtete Etienne de la Forge aus Tournay, reich und wohlthätig, welcher die heilige Schrift häufig hatte drucken lassen, um sie zu verbreiten, besiegelte jetzt seinen Glauben durch den Feuertod auf dem Kirchhofe zu St. Jean.

Nicolaus Valetton, ein Zollbeamter, sah jenen Morin kommen, rief seiner Frau zu, die Bücher von der Lade zu nehmen; diese verbarg sie rasch. Morin verwirrte die Frau durch seine Fragen, und betheuerte mit einem Eide, die Sache würde für den Mann von keinen Folgen seyn. Dennoch vermochte er es, daß dieser lebendig verbrannt wurde, mit dem Holze, welches man aus seiner eigenen Wohnung zur Stelle schaffte.

Henri Poille, ein armer Maurer seines Handwerks, stand im Glauben so fest, daß man, als er vor Gericht stand, sein lautes Zeugniß fürchtete. Man durchbohrte deßhalb seine Zunge, und befestigte sie mit einem eisernen Haken an die Backe. Sonst hatte man den Brauch, den gefangenen Protestanten bei

ihrer Hinrichtung den Mund durch ein Holz zu verschließen, damit das fröhliche Zeugniß der Wahrheit nicht weiter zünde.

Wir kehren wieder nach Basel zu Calvin zurück, dem es nicht gelungen war, diesen Nothen, Morden und Brennen durch seine Zuschrift an den König Franz Einhalt zu thun.

Doch schien es, als sei ihm von anderer Seite her ein Weg geöffnet, durch seinen Einfluß auf fürstliche Personen das blutige Geschick der Protestanten zu mildern.

Nämlich im Jahr 1536, als er eben die lateinische Uebersetzung seiner Institution zum Druck beförderte, bekam er eine Einladung nach Italien von Renata, der schon evangelisch gesinnten Herzoginn von Ferrara. Diese hatte wahrscheinlich durch die Königin Margaretha von Calvin gehört. Renata war eine reich begabte Frau, von großer Umsicht, und treuen, edlen Herzens. Ein glänzender Hof umgab sie in dem süblich schönen Ferrara. Die edeln Künste und Wissenschaften, denen sie von Jugend auf zugethan war, pflegte sie mit großer Liebe. Eine Schaar geistvoller, ausgezeichneten Männer hatte sie herbei zu ziehen gewußt. In den blühenden Gärten ihres Palastes sann später Torquato Tasso seinen Dichtungen nach. Die in Frankreich Verfolgten fanden hier eine Freistadt und gastliche Aufnahme. Aber Renata lebte in unglücklicher Ehe mit Herzog Hercules II. Deßhalb sehnte sie sich, ihres Glaubens gewiß zu werden, um also gestärkt und getröstet, desto würdiger ihr stilles Leid tragen zu können. Darum beschied sie Calvin zu sich; denn sie irrte nicht, wenn sie dachte, Niemand werde ihr so klar, wie dieser, das heilige Evangelium in seiner Tiefe, Kraft und Herrlichkeit zeigen.

Calvin erschloß sich gern zur Reise nach Italien, die er wieder in Begleitung jenes jungen Ballet machte, den wir schon kennen. Im März 1536 verließen sie Basel.

Renata war durch die geistvollen Gespräche Calvins bald ganz für den reinen Glauben gewonnen. Sie bekannte sich öffentlich zur Reformation, verwarf die äußern römisch-katholischen Ceremonien, hörte keine Messe mehr, und vertraute später die Erziehung ihrer beiden Töchter Lucretia und Leonore einem ganz evangelisch gesinnten Gelehrten, dem Francesco Ponte de la Cretan. Die Entschiedenheit der Herzoginn gab Calvin Veranlassung zu zwei kleinen Schriften, welche er im Palast zu Ferrara und in Briefform abfaßte. Sie sind an zwei Freunde (Roux und Chemin) gerichtet, die er auf

der Universität kennen gelernt hatte, und welche noch im Joche der Welt und der päpstlichen Lehre zurückgeblieben waren. Die erste Schrift weist mit hinreißender Gewalt auf den Irrthum der Halbgläubigen hin, welche meinen, man könne im Herzen der Wahrheit angehören, und äußerlich es noch mit dem Papstthum halten. Die zweite überschüttet die mit Schande, welche den reichen Pfründen und Ehrenstellen nachgehen, anstatt Seelsorger zu seyn in apostolischer Einfalt. In beiden fordert er ehrliche und männliche Entschiedenheit.

Doch plötzlich gab es zu Ferrara eine Wendung der Dinge. Der Herzog trat in ein Bündniß mit dem Papst und dem Kaiser. Er mußte versprechen, alle Franzosen und protestantisch Gesinnten von seinem Hofe zu entfernen. Er ließ seine Gemahlinn in ein abgelegenes Zimmer sperren. Seine Töchter trennte er von der Mutter, um sie in einem Kloster erziehen zu lassen, damit sie von keinem keiserlichen Einfluß mehr berührt würden. Renata war eine kurze Zeit schwach, und besuchte die Messe wieder. Jedoch bald kehrte sie mannhaft zur Treue im evangelischen Glauben zurück, von Herzen betrübt über ihre Schwachheit. Nach dem Tode des Herzogs ging sie zurück nach Frankreich, in ihr Vaterland. Hier besaß sie in der Landschaft Gascogne das feste Schloß Montargis, welches sie fortan zu ihrem Wohnsitz wählte. Dasselbst stellte sie reformirte Prediger an, hielt evangelischen Gottesdienst, und führte, nach der Weise Calvins, Kirchenzucht ein. Sie ward dasselbst zur Zeit der Bedrängniß eine Mutter der Verfolgten, welche in ihrem Schloß eine sichere Zufluchtsstätte fanden. Deshalb wurde Montargis von Calvin „eine Herberge Gottes“ genannt.

Calvin hatte sich mit Schmerzen von Ferrara getrennt, in welchem ihm nur drei Monate zu weilen vergönnt war. „Ich sollte, — sagt er, — Italien nur sehen, um es wieder zu verlassen.“ Mit der edlen Herzoginn Renata blieb er in stetem Briefwechsel. Er war ihr Seelsorger, von ihm verlangte sie Belehrung, Trost und selbst Rüge.

Er trat im Juli den Rückweg an unter dem Namen „d'Espesille,“ um den Händen der Inquisition, die ihm nachstellte, zu entgehen. Ueberall auf seiner Reise streute er predigend den Saamen des göttlichen Wortes aus, welcher reichlich aufging. In der Gegend von Aosta, nahe beim großen St. Bernhard, verkündigte er das Evangelium mit so großem Beifall, daß ihm

die Gläubigen eine Säule errichteten, welche noch im vorigen Jahrhundert stand, und wieder erneuert ward.

Nachdem sich Calvin an der französischen Grenze von seinem Reisegefährten Tillet, der den Weg nach Genf einschlug, getrennt hatte, wanderte er allein nach seiner Vaterstadt Noyon. Aber hier war seines Bleibens nicht. So verkaufte er nun das Wenige, was er noch hier hatte, und nahm seine Geschwister Anton und Maria zu sich, welche auch dem Herrn nach dem reinen Evangelium dienen wollten. Auch ein vornehmer Herr, de Normandie, Richter zu Noyon, schloß sich an. Diese kleine Schaar wandte nun der Heimath den Rücken, um nach Deutschland zu flüchten, wo sie hofften, in Freiheit und Frieden ihres Glaubens leben zu können. Ein Bruder Calvins, welcher Priester in Noyon war, blieb zurück. Aber, als es bald darauf mit ihm zum Sterben kam, hat er noch in seinem letzten Stündlein zum Evangelium sich bekannt, und das römische Sakrament von sich gewiesen. Sein Leichnam wurde dafür still bei Nacht aus der Stadt geschafft, und unter einem Galgen verscharrt.

Calvin gedachte über Straßburg nach Basel zu wandern, um dort in stiller Zurückgezogenheit zu leben. Aber der Krieg verspernte alle Wege. Die Ausgänge über Lothringen waren besetzt. Er nahm daher einen Umweg durch Savoyen, um über die Alpen durch Genf nach Basel zu gelangen. Es ward ihm schwer, sein Vaterland zu verlassen; er sagte: „Jeder Fußtritt nach der Grenze kostet mich Thränen. Darf aber die Wahrheit nicht in Frankreich wohnen, so will ich es auch nicht.“

3. Calvin in Genf.

Im Monat August erreichte Calvin Genf. Müde von den Beschwerden des Weges, suchte er hier eine Herberge auf, um sich einen Rasttag zu gönnen. Darnach gedachte er ungesäumt weiter zu ziehen gen Basel. Aber Gott fügte es anders.

Ueber diesem alten Genf, in der französischen Schweiz am schönen See Lemman gelegen, war das Morgenroth der Reformation schon angebrochen. Wilhelm Farel hatte hier zur großen Erndte die Sichel angeschlagen. Der war ein Mann von stürmischer Unerfrodenheit, von brennender Begeisterung für das Evangelium, und um des willen aus seinem heimischen

Frankreich verbannt. Im Oktober 1532 kam er nach Genf. Sein kühnes Auftreten hatte bald bei den Römischen wilden Zorn entzündet. Indes wirkte er mit so hinreißender Gewalt durch seine reformatorischen Predigten, wie oben in seinem Leben erzählt ist, daß der Rath von Genf durch ein Edikt vom 10. August 1535 das Papstthum aufhob, und befahl die Klöster zu schließen.

Wenn man bedenkt, daß in einem Staat von republikanischer Verfassung, da die Einheit des Willens und der Leitung fehlt, das Volk überaus beweglich und entzündbar zur Unruhe ist: so läßt sich's leicht erklären, daß Veränderungen von so gründlicher Wichtigkeit, wie sie jetzt in Genf vor sich gingen, ohne große Erhizung und Zersplitterung der Gemüther nicht durchgeführt werden konnten. Die Genfer Bürgerschaft war durch wilde Partheiungen zerrissen, die Stadt voll Unordnung.

So lagen hier Licht und Finsterniß heftig im Streit, so gohr und kochte es trüb und heiß durcheinander, als Johannes Calvin, müde von seiner Reise, daselbst einen Rasttag sich gönnen wollte. Und folgenden Morgens gedachte er weiter zu ziehen gen Basel.

Aber der Fremdling, der sich dessen nicht versah, wurde von einem Manne in seiner Herberge erkannt. Und dieser, — es war de Tillet, Calvin's Freund und früherer Reisegefährte, — sagte es Farel. Farel hatte sich schon längst, und besonders grade jetzt, nach einem Mitsreiter in seinen schweren Kämpfen gesehnt, der die wilden Geister mit der Allgewalt des göttlichen Wortes bannen helfe. — Nun, da Tillet ihm gesagt, wer eben in der Stadt weile, ist er überzeugt, Gott habe den gewünschten Mann und Bruder ihm gesandt. Eilenden Schrittes geht er, Calvin in der Herberge aufzusuchen. Er redet ihm zu, daß er hier in Genf seinen Wanderstab niederlege. Calvin weicht dem eifrig in ihn dringenden aus; „er wolle sich nicht binden, er wünsche umherzuziehen, um das Evangelium überall zu predigen, wo es Noth thue, und begehre für sich selbst noch Unterricht zu suchen!“ Jener läßt nicht ab; er bittet, er fleht. Vergebens noch immer. Da gibt Gott dem Farel einen heiligen Zorn und Sturm in's Gemüth, daß er als ein Prophet mit leuchtendem Auge Calvin ansieht, seinen Arm ausstreckt und ruft: „Nun, so erkläre ich dir im Namen des allmächtigen Gottes, daß, wenn du nicht mit uns dieses Werk des Herrn in einer so großen Noth unterstützen

willst, du dann nicht Christi, sondern deine Ehre suchst.“ Der Widerstand war gebrochen. Und er legte den Wanderstab nieder, um sofort in Genf zu bleiben.

Ein und zwanzig Jahre später äußerte sich Calvin noch von dem überwältigenden Eindruck dieses Augenblicks: „Durch die erschreckende Drohung Wilhelm Farel's wurde ich zurück gehalten, grade so, als ob Gott vom Himmel mich mit seiner furchtbaren Hand ergriffen hätte. Durch diese Furcht erschreckt, habe ich meine Reise aufgegeben, obgleich meiner Schwachheit wohl bewußt.“

Calvin, damals 27 Jahre alt, wirkte in Genf 28 Jahre. Wahrscheinlich wohnte er zunächst bei Farel. Am 5. September hielt er in der großen Kirche zu St. Petro seine erste theologische Vorlesung. Farel erklärte dem Rath, „daß die Vorlesung, welche dieser Franzose gehalten, (man wußte damals seinen Namen noch nicht recht), nützlich sei, darum flehe er, man möchte ihn zurück halten.“ Der Staat erklärte, er wolle für seinen Unterhalt sorgen. Gleichwohl hat Calvin erst im Februar des folgenden Jahres sechs Sonnenthaler erhalten.

Calvin ahnte damals noch nicht weder die Ausdehnung seines Berufs, noch die geographische Wichtigkeit seines Postens zur Ausbreitung der Reformation. Denn durch Genfs Lage und politische Unabhängigkeit war es möglich, auf Frankreich, Deutschland und Italien einzuwirken, ohne den feindseligen Verfolgungen, welche von dort her droheten, sich auszusetzen. Erst viel später erkannte er diesen Vortheil, und sagt davon: „Wenn ich erwäge, von welchem Gewicht dieser Winkel der Erde ist, um das Reich Gottes weiter zu verbreiten, bin ich mit Recht besorgt, ihn zu bewahren.“

Calvin war zunächst als Lehrer der Theologie angestellt; bald wurde er auch Prediger. Mit ihm zugleich wirkten noch eine Zeit lang in Genf gemeinschaftlich Farel, der Mann mit dem glühenden Elias-Eifer, und Viret, ein Mann von sanftem, gottinnigem Gemüth, der sich, wie Beza erzählt, durch eine so große Lieblichkeit in der Beredsamkeit auszeichnete, daß die Zuhörer unwillkürlich an seinen Lippen hingen. Diese drei Männer hatten alsbald einen Bund echter, reiner, wahrhaftiger Freundschaft zwischen sich aufgerichtet, welcher verklärt war durch die Gemeinsamkeit des Glaubens und Gebets und ihrer heiligen, eifrigen Arbeit. Auch, als die Verhältnisse sich bald so gestalteten, daß sie sich trennen mußten, — Farel ging nach

Neufchâtel, Biret nach Lausanne und später nach Frankreich, — blieben sie durch einen fast täglichen Briefwechsel sich treulichst verbunden. Und ihre Gemeinden sahen und genossen die reichen Früchte dieser männlichen, schönen Freundschaft. — Calvin that, ja dachte fast Nichts, ohne es jenen zweien Freunden mitzutheilen. Ein Denkmal seiner warmen, dankbaren Liebe zu ihnen ist auch der Commentar zu dem Briefe Pauli an Titum, welchen Calvin im Jahr 1549 den Freunden mit diesen Worten zucignet: „Es soll diese Arbeit auch den zukünftigen Zeiten ein Zeugniß unserer innigen und heiligen Verbindung geben. Ich glaube nicht, daß je Freunde in dieser Welt in der Ausübung ihres Amtes so verbunden gewesen, wie wir. Ich war hier Prediger mit euch, und weit davon entfernt, daß auch nur eine Spur von Eifersucht unter uns war, schien es, als ob ihr und ich nur Eine Seele gewesen wären.“

Calvin, der es täglich mehr zu seinem großen Leidwesen erfahren mußte, wie sehr die Reformation nur äußerlich angenommen sei, ging nun mit nachdrücklichem Ernst darauf aus dieselbe dem Volke zu verinnerlichen, es zu üben in der Erkenntniß der lautern Heilswahrheit, und das zügellose Leben der Genfer durch heilige Zucht von innen heraus zu erneuern. Aber er hatte es mit einem halsstarrigen, von der Lust zur unabhängigen Willkür berauschten Bürgerschaft zu thun. Schweren Kämpfen ging er entgegen.

In Gemeinschaft mit Farel setzte er eine Bekenntnisschrift in ein und zwanzig Artikeln auf, in welchen die Hauptpunkte der evangelischen Lehre festgestellt wurden. Zugleich verfaßte er einen, Katechismus für Erwachsene, erst französisch, dann lateinisch. Später folgte auch ein Katechismus für Kinder, in Fragen und Antworten gestellt. In diesen Schriften findet man den Verfasser der Institution wieder, aus welcher sie wesentlich kernhafte Auszüge sind. Jene Bekenntnisschrift wurde vom Rath und der ganzen Bürgerschaft (im November 1536 und am 20. Juli 1537) feierlich angenommen. Aber schwerer war es, daß dieser Glaube von den Lippen zu den Herzen drang, und vom Herzen aus das Leben und die Gemeinde evangelisch gestaltete.

Der Kampf entzündete sich auf einem Punkte, wo er am wenigsten zu erwarten stand. In Lausanne war ein Mann von sehr zweideutigem Charakter, Namens Caroly, als erster Prediger neben dem sanften Biret angestellt. Dieser war schon auf einigen Synoden, welche zu Lausanne abgehalten worden,

um die Reformation im Waadtland vollsthümlich zu machen, mit Calvin aneinander gerathen. Nun fing er mit Viret Streitigkeiten über katholische Glaubenslehren an, denen er im Herzen noch zugethan war. Calvin wird rasch herbeigerufen, und Caroly's Lehre verworfen. Jetzt trat dieser Mensch plötzlich mit der unerhörten Anklage gegen die Genfer Prediger auf, daß Keiner derselben rechtgläubig sei, und an die Dreieinigkeit glaube. Nämlich die Genfer hatten in ihrer Bekenntnisschrift das Wort „Trinität“ nicht gebraucht, und wollten sich auch nicht durch die äußere Form des nicänischen und athanasianischen Glaubensbekenntnisses, mit dessen Geist sie durchaus einverstanden waren, binden lassen. Sie standen einfach und ursprünglich auf der heil. Schrift, und verwahrten sich gegen die Tyrannei kirchlicher, menschlicher Satzungen. Auf einer Synode, welche in Bern am 13. Mai 1537 Statt fand, wurde das Bekenntniß der Genfer Prediger für heilig und katholisch erklärt. Aber Caroly wurde als Verläumder seines Amtes entsetzt, wollte sich später wieder mit den Reformirten ausöhnen, ging dann, als dies nicht gelang, nach Rom, gab Farel als das Haupt aller Ketzer an, und starb dort elendiglich.

Im September (1537) war wieder eine Zusammenkunft in Bern, um die Uebereinstimmung der evangelischen Glaubenslehre (Concordia) weiter zu fördern. Bucer und Capito aus Straßburg waren auch zugegen. Man vereinigte sich dahin, daß der Ausdruck „Trinität“ zu billigen, die, welche sich daran stoßen, aber nicht als Irrende, sondern als Schwachgläubige anzusehen seien. Ebenso unterzeichneten Alle ein Bekenntniß über das Abendmahl, durch welche die geistige Gegenwart Christi allein festgehalten wird. Nur der Berner Prediger Caspar Megander (Großmann) schloß sich aus, wurde entlassen, und ging nach Zürich. Dies war besonders deshalb zu bedauern, weil an seiner Stelle in Bern nun Seb. Meyer und Peter Ganz austraten, von welchen der Letztere ein heftiges, rohes, herrschsüchtiges Gemüth hatte. Calvin wurde durch denselben manche bittere Stunde bereitet, besonders da in einigen Streitigkeiten über rein äußere Dinge, (es handelte sich um den Gebrauch des Tauffsteins und der Hostie beim Abendmahl), der Genfer Rath den Bernern Recht gab gegen ihre eignen Prediger, weil deren strenge Zucht ihm mißliebig war.

In Mitten dieser Bewegungen entbrannte noch ein anderer Kampf. Nämlich aus Flandern waren 2 Wiedertäufer nach

Genf gekommen, um die Stadt für ihre Lehre zu gewinnen. Sie hatten bereits einige Rathsherren für sich gewonnen. Eine öffentliche Disputation wurde ihnen gestattet, und 10 Tage lang in einem Kloster abgehalten. Das Ende war, daß den Wiedertäufern von Seiten des Raths geboten wurde, zu widerrufen, und Gott um Verzeihung zu bitten, oder die Stadt zu verlassen, unter Androhung der Todesstrafe, wenn sie nicht Folge leisteten. Darauf ging der eine der Anabaptisten, Hermann aus Lüttich, nach Straßburg, wo er sich reuig zeigte, und wieder in die evangelische Kirche aufgenommen ward. Der Andere, Störcker, wurde durch Calvin gänzlich bekehrt.

Je ernster es indeß Calvin und Farel mit ihrem Amte nahmen, je entschiedener sie darauf drangen, daß die Reformation nicht allein im Bekenntniß, sondern auch in Sitte und Leben zur Durchführung komme, desto heftigeren Widerstand fanden sie in der tumultuarischen Stadt, welche die Ungebundenheit leidenschaftlich liebte, bis diese Spannung in einen völligen Bruch ausflag. Dies kam nun so:

Die beiden Reformatoren verlangten, daß ihr zuvor erwähntes Glaubensbekenntniß, welches der Rath angenommen hatte, auch von dem gesammten Volk beschworen werde. Der Magistrat willfahrte. Es erging der Befehl, daß die Bürgerschaft, Männer und Weiber und Kinder, je zu Zehn, in der Kirche St. Petri, Sonntag den 29. Juli, und an den folgenden Tagen, zusammen treten sollten. Farel stand auf der Kanzel, und ermahnte die Herantretenden, in der Einheit des Glaubens, nach der Lehre des Evangeliums zu leben. Nach ihm bestieg der Sekretair der Stadt gleichfalls die Kanzel, und las die Bekenntnißschrift vor; und die Syndici ließen den Eid leisten. — Aber Viele waren nicht erschienen, und versagten gradezu den Gehorsam. Viele andere, die zwar geschworen hatten, führten Klage, man habe sie zu einem Eid überlistet, den sie nicht zu halten vermöchten. Der Rath drohete, die Ungehorsamen aus der Stadt zu verbannen; mußte aber davon abstehen, da diese an Zahl zu mächtig geworden waren. Und bei der nächsten Wahl (Februar 1538) gelang es sogar der aufrührerischen Parthei, vier Leute ihres Schlages als Syndici durchzusetzen, und eben so viele wohlgesinnte Männer aus dem Magistrat zu entfernen. Unruhe und Zuchtlosigkeit nahmen überhand. Lüderliche Tänze, Masqueraden, wildes Geschrei wurden Tag und Nacht ausgeführt. Viele der vornehmen Familien waren durch Feindschaft zerrissen. So sah es während

der Fastenzeit in Bern aus. Als nun Ostern heran nahte, erklärten die Geistlichen, sie würden in einer Stadt, wo so viel Unordnung herrsche, das heilige Abendmahl nicht feiern. „Nicht mit der Predigt schien uns unsre Pflicht gethan, — sagte Calvin damals, — mit viel mehr Fleiß mußten die behandelt werden, deren Blut von uns gefordert werden wird. Wenn uns sonst schon die Sorge ängstigte, so brannte und marterte sie uns am heftigsten, so oft das Abendmahl zu vertheilen war; denn die Communikanten schluckten vielmehr den Zorn Gottes hinunter, als daß sie das Sakrament des Lebens empfangen hätten.“

Der Rath untersagte den beiden Geistlichen, weil sie die Spendung des Sakraments verweigerten, die Osterpredigt. Dennoch bestiegen sie die Kanzel, Calvin im St. Petro, Farel zu St. Gervais, und ließen sich mit voller, zorniger Entrüstung gegen die Stadt aus, indem sie dem in großer Zahl versammelten Volk die Gründe auseinander setzten, welche sie bestimmten, das heilige Mahl nicht auszuthemen. Da erscholl wildes Geschrei. Einige sogar zogen in der Kirche drohend ihre Degen.

Folgenden Tages beschloß der Rath, die Geistlichen zu verbannen, und die Berner Abendmahls-Gebräuche einzuführen. Dort bediente man sich nämlich ungesäuerten Brotes (der Hostie), während in Genf gesäuertes Brot eingeführt war. Der Rath war entweder zu leichtfertig, oder zu böswillig, um zu begreifen, daß es sich hier um etwas ganz anderes handle, als um äußere Ceremonien, von welchen Calvin in der Vorrede zu seinem Katechismus sagt: „Vor Gottes Gericht wird von Ceremonien wenig die Rede seyn.“

Die Verbannung der Geistlichen wurde bestätigt; nach dreien Tagen sollten sie die Stadt verlassen. Calvin, als ihm dies angekündigt ward, sagte in würdiger Fassung: „Wenn ich Menschen gedient hätte, wäre ich jetzt schlecht belohnt; aber ich habe einem Herrn gedient, welcher seinen Dienern selbst den Lohn gibt, der ihnen nicht zukommt.“ —

Die Geächteten wandten sich nach Bern. Und nachdem der Berner Rath noch einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, diese Sache wieder gütlich auszugleichen, pilgerten sie weiter gen Basel, wo sie freundliche Aufnahme fanden. In dieser Stadt war aber die Pest ausgebrochen. So thaten sie alsbald unerschrockenen Muthes, was ihres Amtes war, indem sie als Seelsorger Kranken und Sterbenden den Trost des Evangeliums

brachten. Und Gott wollte, daß das Gift der Pest diesen treuen Aposteln keinen Schaden that.

Calvin erwähnt dieser schweren Zeit, da er aus Amt und Ehren vertrieben ward, mit folgenden Worten: „So kam Eins über das Andere, welches uns hin und her warf. Ich, der ich bekennen muß, daß ich von Natur einen schüchternen, schwachen Geist habe, bin gezwungen worden, gleich zu Anfang, zur ersten Uebung, es mit diesen stürmischen Fluthen aufzunehmen. Und, obgleich ich ihnen nicht unterlag, so hat mich doch nicht eine so große Seelenstärke aufrecht gehalten, daß ich nicht wahrhaft erfreut worden wäre, mehr, als hätte seyn sollen, als die bürgerlichen Stürme mich aus der Stadt warfen.“ Uebrigens nahm er die Kränkung in Demuth hin, wie David, da er aus Jerusalem fliehen mußte, und mit Spott überschüttet ward. „Sie können uns nicht verfluchen, wenn es ihnen Gott nicht erlaubt,“ sprach er, „und wir werden nicht im Zweifel seyn, wohin dieser Wille des Herrn geht. Lasset uns also uns demüthigen, wenn wir nicht gegen Gott ankämpfen wollen in unserer Demüthigung! Unterdeffen wollen wir auf den Herrn warten; denn schnell verwelkt die Krone des Stolzes der Trunkenen aus Ephraim.“ —

Nicht lange sollten die beiden rüstigen Arbeiter zu Basel ohne Berufung am Markte stehen. Calvin nämlich, nachdem Farel, von dem er sich nicht trennen wollte, auf das Ehrenvollste nach Neuchâtel berufen war, gab endlich den dringenden Bitten Bucers nach, und ging mit Freuden hinab in das deutsche Straßburg.“ —

4. In Straßburg

wohnte Calvin 2 Jahre, während welcher seine Thätigkeit und sein Einfluß an Ausdehnung und reformatorischer Bedeutung außerordentlich wuchsen. Diese Stadt war seit 1532 reformirt, und hatte das Augsburger Bekenntniß angenommen. Bucer, Sturm, Capito, Hedio waren hier die Säulen des evang. Glaubens, und Lehrer an der neugebildeten Universität. Calvin wurde als Glaubensgenosse und Mitsstreiter von allen freudig willkommen geheißen. Gleich nach seiner Ankunft schrieb er „den Getreuen in Genf, während der Zerstörung der Kirche,“ einen erhebenden Brief, darin er sie zur Ergebung und zum Gebet ermahnt, und erklärt, daß er sich immer als ihren Prediger ansehe. „Denn durch Gottes Ruf sei er mit seiner Ge-

meinde verbunden worden, darum könne es nicht in der Macht des Menschen stehen, ein solches Band zu zerreißen.“ — Seine natürliche Schüchternheit, oder der Zug seines Gemüths zur stillen Zurückgezogenheit wollte sich aber jetzt wieder geltend machen. Er gedachte, den offenen, lauten Kampfplatz der Reformation, von dem er mit Gewalt verdrängt worden war, nicht wieder zu betreten. In der Stille wollte er fortan lehren und wirken als Privatmann. Aber diesem Vorhaben trat nun Bucer mit Gewalt entgegen, und erweckte sein Gewissen aufs Neue, wie einst Wilhelm Farel gethan. „Ich nahm mir vor, auszuruhen,“ erzählt Calvin, „als der vortreffliche Diener Christi, Martin Bucer, es so machte wie Farel, und mich im Namen Gottes beschwor, eine neue Stelle anzunehmen. Er führte das Beispiel Jonas an, (der vergebens dem Ruf des Herrn entfliehen will), und das erschreckte mich so, daß ich von Neuem das Lehramt übernahm. Aber, ob schon ich mir immer selbst noch gleich blieb, die Doffentlichkeit fliehend, wo ich nur konnte, wurde ich bis auf die kaiserlichen Reichstage hingeführt, wo ich gern, oder ungern im Angesicht vieler erscheinen mußte.“

Calvin wurde nun als Prediger der französischen Gemeinde und Lehrer an der Universität angestellt. Und wahrscheinlich unterschrieb er schon jetzt, weil es der Antritt des öffentlichen Amtes nothwendig machte, das Augsbургische Bekenntniß „willig und freudig,“ wie er später erzählte, und in dem Sinne seines Verfassers Melancthon. — Seine Seelenruhe hatte er wieder erlangt; er erwarb sich das Bürgerrecht in Straßburg, und ließ sich häuslich nieder. Und da nach den städtischen Gesetzen jeder neue Bürger sich einer Zunft anschließen mußte, so trat er in die Zunft der Schneider. In dem betreffenden Dokument heißt es von ihm: „will dienen mit den Schnydern.“

Calvins Ansehen zog viele Studenten aus Frankreich nach Straßburg. Außer seinen Vorlesungen, — zuerst erklärte er das Evangelium Johannes, darnach die Römerbriefe 2c., — leitete er auch noch theologische Disputationen, und vertheidigte Thesen. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit und seines geistigen Reichthums und Tieffinnes wuchs von Tag zu Tag.

Aus Belgien und Franzosen, welche den Verfolgungen ihrer Heimath entflohen waren, hatte sich eine kleine Gemeinde gebildet; dieser nahm sich Calvin, seit ihn der Rath zum Pfarrer ernannt, mit besonderer Sorgfalt an. Er predigte ihnen in der Kirche des Klosters der Büsserinnen, welche man den Flücht-

lingen eingeräumt hatte, später auch in seiner Kapelle. — Die Zucht in der Gemeinde, so wie bei den studirenden Jünglingen, übte er mit Besonnenheit und unerschrockenem Muth. Einen schlaffen Rathsherrn züchtigte er mit scharfem Worte auf öffentlicher Kanzel. „Hier in Straßburg, schrieb er an Farel, — ist so viel Leben, wie bei euch. Vor kurzem sind mehrere Universitätsgesetze überschritten worden; unsere Franzosen, selbst einige von denen, die bei mir wohnen, sind wie unsinnig. Morgen wird ihnen angekündigt, daß, wenn sie nicht gehorchen wollen, sie abziehen müssen. Du siehst, sie sind hieher gekommen, um ein freies Leben zu führen. Darum muß die Kirche desto mehr Ansehen gewinnen, um die bösen Leidenschaften zu zügeln, obgleich du fühlst, daß man der Einfalt auch etwas zu Gute halten, und nicht so streng seyn darf, daß man den Leuten nicht erlaube, in irgend einer Art dummes Zeug zu treiben.“

Calvins Scharfsinn, rascher, sicherer Blick und seltene Gewandtheit im gelehrten Disputiren, ließen ihn als besonders tüchtig erscheinen, zu öffentlichen Gesprächen und Versammlungen abgeordnet zu werden. Nun war eben (1540) eine Zusammenkunft der deutschen Fürsten zu Frankfurt. Ueber vielen andern Angelegenheiten des Reichs sollten auch die Religions-Verhältnisse zur Sprache kommen. Man drang lange vergebens in den schüchternen Calvin, auch hinzureisen. Endlich entschloß er sich rasch, weil er hoffte, Melanchthon dort zu treffen, und vielleicht die Fürsten bewegen zu können, daß sie sich für seine hart verfolgten Landsleute in Frankreich verwendeten. — „Sturmius und viele andern lieben Leute waren die Begleiter,“ erzählt er.

Hier zu Frankfurt schauten sich nun die beiden Reformatoren, der deutsche und der französische, zum erstenmal in die Augen. Und ihre Herzen schlugen gläubig zusammen im heiligen Evangelium. Oft kamen sie zusammen; dann bedienten sie sich zu ihren ernstesten, tiefsinnigen Gesprächen der lateinischen Sprache, da Melanchthon nicht das Französische, und Calvin nicht das Deutsche verstand. Calvin erzählt die Unterhaltung. Das Erste, worüber verhandelt wurde, war die Frage, ob etwa zwischen ihnen eine Meinungsverschiedenheit in Bezug auf das Abendmahl stattfände. Und da glänzte dem Franzosen sein feuriges Auge, als der große Mann aus Wittenberg ihm bezeugte: „er meine nichts Anderes, als was in Calvins Worten aus-

gesprochen sei." — „Er hat ohne Widerstand eingestimmt," erzählt Calvin, „doch gesteht er, daß Einige in dieser Sache etwas Materielleres und Handgreiflicheres wollen, und dies mit solcher Hartnäckigkeit, um nicht Tyrannei zu sagen, daß er lange Zeit in Verdacht schwebte, weil sie ihn von ihrem Sinne sehr abweichen sahen."

Als Calvin das Gespräch auf die Kirchenordnung lenkte, seufzte Melanchthon tief auf, „weil sich der Zustand der Kirche eher beweinern, als bessern lasse; sie sei in der Hand des Staates; auch verstehen Viele noch nichts von dem Joche Christi, und meinen, daß durch die Kirchenzucht eine päpstliche Tyrannei eingeführt werde. Mit den Kirchengütern gehe es nicht besser." — Ein andermal unterhielten sie sich über die Ceremonien, welche Luther beibehalten hatte. Da sagte Melanchthon, „Luther billige die gezwungen beibehaltenen Ceremonien nicht mehr, als die Nüchternheit der Reformirten." Calvin stimmte darauf von ganzem Herzen der Meinung bei, daß man dieser Aeußerlichkeiten wegen sich nicht trennen müsse, wiewohl ihm die Einfachheit lieb sei.

Also begann damals in Frankfurt schon der evangelische Glaube in dem sanftmüthigen Melanchthon friedlich sich zwischen Luther und Calvin zu stellen.

Uebrigens wurde auf diesem Frankfurter Reichstag nicht viel ausgerichtet. Dem Ausbruch des Krieges wurde nur mit Mühe gewehrt, und ein Waffenstillstand auf Jahresfrist angenommen, bis zu dessen Ende die Kirchengüter den Geistlichen verbleiben sollten.

Calvin kehrte nach Straßburg zurück, ohne daß er für seine bedrängten Landsleute viel auszurichten vermocht hatte.

Im folgenden Jahr (1540) wurde er nach Hagenau entsandt, wohin im Anschluß an den Reichstag auch eine Zusammenkunft evangelischer Theologen ausgeschrieben war. Melanchthon kam nicht hin; er lag todtkrank zu Weimar, wo Luther damals, der eiligst herbeieilte, an seinem Bette ausrief: „Behüte Gott! wie hat nicht der Teufel dieses Rüstzeug geschändet!“, — dann an das Fenster trat, und mit solch heftiger Inbrunst betete, daß die Krankheit plötzlich, wie durch ein Wunder, die Wundung zum Leben nahm.

Dieser Reichstag zu Hagenau, — von welchem Luther in seiner derben Weise sagte: „es ist mit ihm ein Dreck, ist Mühe und Arbeit verloren," — trug in der That nichts mehr

aus, als daß Stoff für eine spätere Unterredung gesammelt wurde. Diese befahl denn auch der Kaiser alsbald in Worms zu eröffnen. Hier erschien nun Calvin als Deputirter von Straßburg. In Worms traf er wieder mit Melanchthon zusammen, welcher den erleuchteten, wissenschaftlich wohl gerüsteten Geist Calvins, wie er ihn hier in der Disputation glänzend bewährte, so sehr bewunderte, daß er ihm öffentlich den Ehrennamen „des Theologen“ vor allen Andern gab. Und das hat im Munde eines Philipp Melanchthon schweres Gewicht. Mit dem Wittenberger Professor Caspar Cruciger, der auch zu Worms anwesend war, verständigte sich Calvin über die Abendmahlslehre. Wie sehr man in Straßburg mit seiner Vertretung zufrieden war, ist aus folgender Aeußerung zu entnehmen: „Dem Jakobus Sturm gefiel der Geist des Calvin, und unserer Stadt konnte es nur zur höchsten Ehre gereichen, wenn wir diesen Mann in dieser Versammlung der größten Männer gebrauchten; auch hatten die Herzöge von Lüneburg ihn ernannt, um in ihrem Namen dort zu seyn!“

Der Kaiser brach die Verhandlungen zu Worms mitten in ihrem Gange ab, um sie in Regensburg mit größerem Glanz wieder zu eröffnen. Das geschah im Jahr 1541. Calvin wurde auf Melanchthons Wunsch wieder dorthin abgeordnet. Er selbst wäre viel lieber heimgereist. „Andere mögen urtheilen, was sie wollen,“ sagte er in seiner Demuth, „ich bin für diese Handlungen nicht geschaffen, ich werde jetzt ganz gegen meinen Willen nach Regensburg hingezogen.“ Es wurden auf diesem Reichstag unter dem Einfluß des edlen Cardinals Contarini vergebliche Versuche gemacht, die Parteien der Katholischen und Evangelischen wieder zu vereinigen. Der Kaiser theilte gleich zu Anfang ein anonymes Werkchen mit, welches in 22 Artikeln verfaßt war, und den Zweck hatte, die Protestanten zu gewinnen. Später hat es zur Grundlage des berühmten Interims gedient. Von dieser trüglichen Lockspeise sagte Luther, „sie wäre gleich wie ein Ring, wenn der an einem Ort breche, so sei er nimmer ganz.“ Und Calvin schrieb von dem ganzen Friedensversuch: „Wenn wir mit einem halben Christus zufrieden wären, würden wir bald fertig seyn.“

Aber der Reichstag nahm plötzlich eine andere Wendung. Gesandte aus Ungarn und Oestreich trafen ein, welche flehentlich um Hülfe gegen die Türken baten. Von den religiösen Verhältnissen war nun weiter keine Rede. Die Theologen

reisten ab. Calvin begab sich um so eiliger nach Straßburg zurück, als die Universität dort durch die Abwesenheit fast aller Professoren großen Nachtheil hatte. Eines aber freute ihn besonders, nämlich, daß es ihm in Regensburg gelungen war, die deutschen evangelischen Fürsten für seine hart verfolgten Landsleute zu gewinnen. Dieselben schrieben einen gemeinsamen Brief an König Franz, worin sie das Bekenntniß der Evangelischen in Frankreich fromm, und den reinen Glauben der katholischen Kirche nennen, und bitten, daß man ihres Lebens schone. Von Straßburg aus bat Calvin die Königin von Navarra in einem Briefe flehentlich, sie möchte nicht aufhören, der Unglücklichen Beschützerin zu seyn.

Mitten im Drang dieser Ereignisse, und da Calvin mit feurigem Geist, mit rüstigem Muth von Arbeit zu Arbeit schritt, daß er schier nicht Zeit fand, den Schweiß von seiner Stirne zu wischen, gründete er sich einen eignen Heerd. Alle Lehrer zu Straßburg waren bis auf ihn verheirathet. Bucer drang in ihn, daß er es auch thue. Er zeigte sich nicht abgeneigt. An seine Freunde schreibt er: „Mitten unter allen diesen großen Bewegungen genieße ich eine so große Ruhe, daß ich es wage, an das Heirathen zu denken.“ In einem Briefe an Farel, mit dem er die Sache schon öfter besprochen, steht: „Erinnere dich, was ich von einer Lebensgefährtin erwarte. Nicht gehöre ich zu dem Haufen verliebter Thoren, die, wenn sie von der schönen Gestalt einmal verblendet sind, ihre Liebkosungen selbst an das Laster verschwenden. Willst du wissen, welche Schönheit allein meine Seele fesseln kann? Wenn Holdseligkeit und Sittsamkeit sich mit Einfachheit und Genügsamkeit und Sanftmuth verbinden, und Hoffnung da ist, daß sie auch für mein äußeres Wohlfeyn Sorge tragen wird.“ Ein junges Mädchen, aus einer reichen, deutschen Familie von Adel, wurde ihm zur Ehe vorgeschlagen. Sie selbst war bereit; ihre Verwandten wünschten es sehr. Aber Calvin, dessen Muttersprache sie nicht verstand, und welcher fürchtete, sie möchte zu sehr ihres hohen Standes eingedenk bleiben, ging nicht auf diese Verbindung ein. Er begehrte eine einfache Pfarrfrau. Auch ein anderer Vorschlag blieb ohne Erfolg. Aber endlich war die rechte Lebensgefährtin gefunden, eine treue und starke an Charakter, wie sie würdig war dieses Mannes: Idelette de Büres, die Wittve jenes Anabaptisten Johann Störder, welchen Calvin einst in Genf befehrt hatte. Beza nennt sie „eine würdige, außerlesene

Frau.“ Ein Katholik sagt von ihr, sie sei jung und schön gewesen. — Calvin führte seine Braut heim, bevor er zum Reichstag nach Regensburg abreiste. Die glückliche Ehe dauerte 9 Jahre.

Indessen sollten ihn dennoch nicht, wie er meinte und begehrt, die Banden der Häuslichkeit in Straßburg zurückhalten. Genf war sein Kampfplatz und Arbeitsfeld. Die Parteiungen glühten fort unter der Bürgerschaft dieser Stadt. Es fehlte ihr gänzlich an willensfester, thatkräftiger Leitung. Der lauende Feind machte Anstalt, diese wichtige Festung der Reformation sich wieder zu erobern.

Nämlich in dem nahen Savoyen hatte der Cardinal Sadoletus, ein gelehrter und achtbarer Mann seinen Sitz. Dieser forderte die Genfer in einem verführerischen Brief auf, in die päpstliche Kirche zurück zu kehren. Da entbrannte Calvin's Hirten-Eifer, und die Schrift, durch welche er dem Cardinal antwortet, gehört zu den schönsten und glänzendsten seiner kleinern Werke. Sie ist kraftvoll und sehr anziehend in lateinischer Sprache abgefaßt. Mit würdiger Ruhe beginnt er, lobt seinen Gegner, indem er dessen Verdienst anerkennt. Aber, von seinem Gewissen getrieben, sich der Kirche anzunehmen, die ihn verbannt hat, die er dennoch lieben muß, wie seine eigne Seele, weist er den Cardinal auf das Wort Gottes hin, als die Grundlage der wahren Kirche. Die Kirche ist eine Gemeinschaft der Gläubigen, nicht äußerlich durch den Papst, sondern innerlich durch Christi Lehre und den heiligen Geist verbunden.

Hierauf folgt die Rechtfertigung wegen seines Abfalls von der römischen Kirche. Sadoletus hatte ihn vor den Richterstuhl Gottes citirt; Calvin citirt ihn wieder dahin.

„Laßt unsre Ohren aufmerksam werden, — ruft ihm Calvin zu, — auf den Klang der Posaune, welche die Asche in den Gräbern erwecken wird! Laßt unsre Seelen und Geister auf jenen Richter hören, der durch das Licht seines Angesichts aufwecken wird Alles, was in dem Schatten schläft, alle Geheimnisse des menschlichen Herzens offenbar machen, und alle Bösen durch den bloßen Athem seines Mundes vernichten wird! Du siehe nun ernstlich zu, was du für dich und die Deinigen wirst zu antworten haben! Unserer Sache, da sie auf Gottes Wahrheit gegründet ist, wird die gerechte Vertheidigung wahrlich nicht fehlen. Was unsre Personen anbetrifft, da werden wir nicht richten, sondern unser Heil in einem demüthigen Bekenntniß und

Gebet suchen. Was aber unser Amt anbetrifft, da wird Keiner seyn, der nicht also wird sprechen können:

Schwer ist es mir geworden, o Herr!, dem Hasse der Anklagen auf Erden zu entgehen, aber ich nahe mich deinem Richtersthule mit Vertrauen wie immer, denn bei dir ist Wahrheit; und auf diesen Grund allein gestützt, habe ich auf Erden wirken können. Zweier Frevel klagten sie mich an, daß ich ein Keger bin, und daß ich die Einheit der Kirche zerrissen habe. Ketzerei ist in ihren Augen, daß ich mich den Lehrsätzen, die sie annehmen nicht gefügt habe. Was aber sollte ich thun? Ich hörte aus deinem Munde, daß kein ander Wahrheitslicht da sei, uns zu leiten, als was uns dein Wort angezündet. Ich hörte, daß Alles, was der menschliche Geist durch seine eigne Kraft von deiner Majestät, der Verehrung deines Namens und den Geheimnissen des Glaubens erfunden, nur eitel sei. Wenn ich auf die Menschen sah, so fand ich bei ihnen Alles von deinem Worte sehr verschieden. Die, welche den Glauben leiten sollten, verstanden dein Wort nicht, oder kümmerten sich wenig darum; fremde Lehrsätze stellten sie auf und betrogen das arme Volk. Sie nannten dich den einzigen Gott, aber sie bildeten so viel Götter, als sie nur Heilige ausfindig machen konnten. Daß ich dies wahrnahm, dazu hast du mich, o Herr! durch die Klarheit deines Geistes unterstützt. Du hast, wie eine Fackel, mir dein Wort vorgehalten; damit ich dies Alles verabscheute, hast du meine Seele tief ergriffen. Wenn es darauf ankommt, Rechenschaft von meiner Lehre zu geben, so sieh, wie mich mein Gewissen gemahnt, daß ich nie die Grenzen verlasse, die du allen deinen Dienern vorgeschrieben. Was ich dennoch von deinem Munde erhalten zu haben nicht zweifelte, habe ich treu der Kirche wiedergeben wollen. Dahin ging all mein Bestreben und all mein Wirken, daß dein Ruhm und deine Gerechtigkeit und die Wohlthaten Christi klar würden. Denn es ist unmöglich, daß jener Spruch uns trüge, daß nämlich das ewige Leben darin bestehe, dich allein wahrer Gott und Jesum Christum, den du gesandt hast, zu erkennen."

Was nun den Vorwurf anlangt, den ich so oft hören muß, daß ich von der Kirche abgefallen, so wirft mir mein Gewissen nichts vor, wenn man nicht den einen Verräther nennen will, der, sobald er die Kämpfer sich zerstreuen und ihre Reihen verlassend sieht, die Fahne hoch aufhebt, und sie in den Kampf zurück ruft. Denn also waren die Deinigen, o Herr! alle

zerstreut, und ich habe nicht etwa eine fremde Fahne erhoben, sondern Deine herrliche Standarte. Hier haben sie aber angefangen, sich gewaltig zu empören, so daß der Kampf in Zwiespalt ausgeartet ist. Aber, auf welcher Seite die Sünde sei, das entscheide Du nun, o Herr! Ich habe oft durch Wort und That bezeugt, wie gern ich die Einheit erhalten haben würde. Aber jene war mir die rechte Einheit, die in Dir ihren Anfang und ihr Ende hat. So oft Du uns nämlich Frieden und Einheit anbefohlen hast, so hast Du uns auch gezeigt, daß Du das einzige Band zur Erhaltung dieser Einheit wärest. Um aber Frieden zu haben mit denen, die sich rühmten, die Vorsteher der Kirche und die Säulen des Glaubens zu seyn, hätte ich ihn erkaufen müssen durch die Verläugnung Deiner Wahrheit. Doch alle Gefahren waren mir lieber, als mich zu dieser frevelhaften Bedingung herabzuwürdigen. Denn Christus hat uns gesagt: „Wenn auch Himmel und Erde vergingen, so solle doch Dein Wort in Ewigkeit bestehen.“ Und ich glaubte darum nicht von Deiner Kirche abgefallen zu seyn, weil ich Krieg gegen diese Oberherren führte; denn durch Deinen Sohn hattest du uns auch vorher gewarnt, daß einst solche Leiter der Kirche kommen würden, mit denen wir durchaus nicht Eines Sinnes seyn dürften. Nicht von Fremden etwa, sondern von den Hirten selbst war gesagt worden, daß sie reißende Wölfe seyn würden, vor denen ich mich hüten sollte. Wie hätte ich solchen denn die Hand geboten? Immer sah ich vor Augen die Beispiele Deiner Propheten, die so viele Kämpfe zu bestehen hatten mit den Priestern ihres Jahrhunderts, und den falschen Propheten, von denen wir gewiß wissen, daß sie die Leiter und Regierer der Kirche im Volke Israel waren. Und doch werden Deine heiligen Propheten nicht für Feinde und Zerspalter der kirchlichen Einheit gehalten, darum weil sie die gesunkene Religion wieder herstellen wollten, und den ihnen mit aller Gewalt Widerstrebenden nicht nachgegeben haben. Sie blieben also in der wahren Einheit der Kirche, obgleich sie von frevelhaften Priestern mit allen erdenklichen Flüchen belegt, und als unwürdig befunden wurden, eine Stelle unter Menschen, geschweige denn unter den Heiligen, einzunehmen. Durch diese Beispiele fest gemacht, bin ich so unbekümmert fortgeschritten, daß mich weder Drohungen, noch Anklagen des Abfalls von der Kirche abschrecken konnten, ihnen beharrlich und kühn entgegen zu treten. Denn mein Gewissen gab mir ein gutes Zeugniß, mit welchem Eifer ich Deine Kirche habe zur

Einheit fördern wollen, wenn nur Deine Wahrheit das Band der Einheit gewesen wäre. Die Bewegungen, die daraus gefolgt, da sie nicht von mir erregt worden sind, können mir auch nicht zur Last gelegt werden. Du weißt, o Herr!, und es ist auch unter den Menschen bekannt, daß ich nichts so sehr gesucht habe, als allen Streit durch Dein Wort zu unterdrücken. — Ja, mein Leben selbst hätte ich daran gesetzt, um in der Kirche den Frieden wieder herzustellen. Was thaten aber unsere Widersacher? Giltten sie nicht augenblicklich, Scheiterhaufen anzuzünden, Kreuze aufzupflanzen, die Schwerter mit Wuth zu ziehen? Haben sie nicht alle Mittel, Frieden zu stiften, verworfen? Daher ist's gekommen, daß eine Angelegenheit, die freundschaftlich hätte beigelegt werden können, zu einem solchen Kampf aufgeflammt ist; und obgleich in dieser gewaltigen Umwälzung die Menschen uns sehr verschieden gerichtet haben, so bin ich doch jetzt von aller Furcht befreit, da wir hier vor Deinem Richterstuhl stehen, wo die Billigkeit, mit der Wahrheit verbunden, nur nach der Unschuld und nach der Wahrheit richten kann.“

„Bei dir, Sadolet, hängt das ganze Heil der Menschen an dem Einen Faden, daß sie die Religion beibehalten, die sie von den Vätern erhalten; aber nach dieser Forderung sind auch alle Juden und Türken, die in ihrem Glauben sterben, selig.“

Nachdem hiernach die Anklage, daß die protestantischen Prediger von Geiz und Ehrsucht sich leiten ließen, zurückgeschlagen wird, heißt es zum Schluß:

„Gebe denn Gott, o Sadolet, daß Du und die Deinigen alle einst einsehen, daß es kein anderes Band der Einigkeit gibt, als daß Jesus Christus, der uns mit Gott dem Vater versöhnt hat, uns aus dieser Zerstreuung sammle, und uns in seinem Leibe verbinde, damit wir durch sein einiges Wort und seinen Geist in Ein Herz und Eine Seele zusammenwachsen.“

Des Kardinals Versuch, die Genfer wieder unter den Papst zu bringen, wurde durch dies helle, kräftige, zornige Wort gänzlich aus dem Felde geschlagen. Und es gewährt dasselbe uns einen Blick in die innern Kämpfe, die es Calvin kostete, um von den Fesseln der römischen Kirche sich loszurichten, und in die herrliche Freiheit seines Geistes, zu welcher er mit dem lichtesten, zweischneidigen Schwerte des göttlichen Wortes siegend hindurchdrang.

Luther, welchem auf seiner Fahrt nach Weimar zu dem kranken Melanchthon der Doctor Cruciger dieses Werk

Calvins gegen Sadolet vorlas, rief aus, nachdem er in größter Spannung zugehört hatte: „Diese Schrift hat Hand und Fuß, und ich freue mich, daß Gott solche Leute erwecket, die, ob Gott will, dem Papstthum vollends den Stoß geben, und was ich wider den Antichrist angefangen, mit Gottes Hülfe hinausführen werden.“

So weiß sich hier der deutsche Reformator und Streiter Christi neben den französischen in dieselbe Schlachtreihe brüderlich gestellt wider den gemeinschaftlichen Feind zu dem gemeinschaftlichen Sieg.

Die Genfer hatten schon lange im Stillen ihren Calvin wieder herbeigesehnt. Sie merkten es, daß ihr guter Stern untergegangen sey, seit er als ein Verbannter ihrer Stadt den Rücken gewandt. Da kam jenes Sendschreiben, mit dem er, als in blanker Rüstung, für sie wider den Cardinal Sadolet auf den Plan trat. Nun brach die Begeisterung für Calvin unter der Bürgerschaft durch, und löste das Siegel vom Banne, welcher feierlich aufgehoben wurde am 20. Oktober 1540. In diesem Staats-Protokolle heißt es: „Sie haben befohlen, Meister Johannes Calvinus aus Straßburg zu holen, der sehr gelehrt ist, damit er unser evangelischer Prediger sei, um das Wort Gottes zu wahren, und ihm Fortgang zu verschaffen.“ Die Genfer begehren von Straßburg Calvin zurück. „Aber die Straßburger wollen,“ — wie es in dem Antwortschreiben ihres Senates heißt, — „diesen Mann nicht ziehen lassen, der so bewandert ist in den Vätern, nützlich der allgemeinen Kirche, wie besonders der Hochschule und Kirche zu Straßburg, treu in seinem Amte, fromm und redlich, so lauter in seinem Betragen wie in seiner Lehre, mit so wunderbaren Gaben geschmückt, einen Mann, wie es deren so wenige gibt, um das Wohl der Kirche, sowohl durch seine Schriften, als durch seinen Rath zu fördern, und die Ehre Christi zu vertheidigen.“

Dieses ausgezeichnete Lob, welches die Straßburger unserm Calvin spendeten, ließ die Genfer in hellem Lichte das Unrecht erkennen, das sie dem großen Manne gethan hatten. Nun demüthigten sie sich auch, dies reuig und offen auszusprechen. Mit beweglichen Worten flehten sie wiederholt um Calvins Rückkehr: „Obgleich seit 20 Jahren,“ — heißt es in ihrem Schreiben an den Straßburger Senat, — „durch viele Ungewitter heimgesucht, haben wir nie so den Zorn Gottes gefühlt, wie in den

letzten Zeiten, nachdem die treuen Diener Gottes, welche die Kirche zu unserm Trost und unserer Erbauung gegründet, auf unwürdige Weise durch die List einiger Umtriebler verbannt worden sind, welche die Wohlthaten vergessen, die wir durch sie von Gott erhalten haben. Denn von der Stunde, wo sie aus der Stadt geworfen worden, haben wir nur Haß, Zank, Uneinigkeit, Empörung und Todtschlag unter uns gehabt. Ueberzeugt, daß die Rache Gottes auf uns ruht, weil unser Herr Jesus Christus verachtet worden ist in der Person seiner Diener, und wir folglich unwürdig sind, für seine rechten Jünger angesehen zu werden, werden wir nie Ruhe haben in unserer Stadt, wenn wir nicht versuchen, diese Beleidigungen zu versöhnen, und würdiglich die Ehre des Predigtamtes herzustellen. Also bitten wir, daß Ihr nicht nur uns unsern Bruder Calvin wiedergeben möget, den das ganze Volk verlangt, sondern auch in ihn dringt, daß er das Amt wieder annehme.“

Aber Calvin, gestützt auf den Straßburger Senat, der ihn noch immer nicht will ziehen lassen, antwortet ablehnend. Doch endlich, nachdem die Schweizer Kirchen von allen Seiten mit nachdrücklichem Eifer nach Straßburg geschrieben hatten, bewilligte die Stadt ihm einen Urlaub.

Der Entschluß zur Rückkehr kostete Calvin einen schweren Kampf. Seine ganze Seele, die ein friedliches, zurückgezogenes Stillleben begehrte, schauerte vor dem Gedanken, wieder in dem von Unruhen wild durchstürmten Genf leben zu sollen. „Ich erzittere in meinem Innern,“ — schreibt er an Farel, — „so oft von Rückkehr die Rede ist. Wenn ich bedenke, durch welche Folter mein Gewissen geplagt worden, welche Qualen mich gemartert, so verzeihe, wenn ich den Ort als unheilbringend scheue. Du bist mir nächst Gott der beste Zeuge, daß ich durch keine anderen Bande damals zurückgehalten wurde, als daß ich nicht wagte, das Joch des Berufs, welches ich mir von Gott ertheilt erkannte, abzuschütteln. — Wer kann es mir verdenken, wenn ich mich nicht wieder in den Strudel stürze, der mir Verderben gebracht? Doch je mehr meine Seele zurück bebt, desto mehr bin ich mir selbst verdächtig. — Ich bezeuge aber, daß ich nicht mit List vor Gott handle, noch Ausflüchte suche, und da ich das Wohl der Genfer Kirche will, bin ich bereit, eher hundert Mal mein Leben zu geben, als sie zu verrathen, indem ich sie verlasse.“ Und auf die Antwort Farel's, der ihn in seiner Art mit dräuender Gewalt an seine Pflicht ermahnt hatte, erwiedert

Calvin: „Die Blitze und Donner, die du, ich weiß nicht warum, wunderbar gegen mich schmiedest, haben mich sehr bewegt, und in Schrecken gesetzt. Ich fürchte jenen Ruf, fliehe ihn aber nicht; warum war es nöthig, mit solcher Gewalt über mich herzufallen? Habe ich dir alle Hoffnung abgeschnitten, so verzeihe mir, ich bitte, meine Unvorsichtigkeit.“

Die Genfer hatten einige Männer abgeordnet, um den noch immer zögernden Calvin zur Entscheidung zu bringen. Da sie ihn nicht in Straßburg fanden, eilten sie nach Regensburg, wo er eben dem Reichstag bewohnte. Als sie vor ihm erschienen mit ihrem dringenden Anliegen, ward Calvin so ergriffen, daß er vor Thränen fast kein Wort sprechen konnte; zweimal mußte er sich zurückziehen, um seiner Bewegung freien Lauf zu lassen. Aber nun war auch der Kampf entschieden. Die Genfer bekamen sein Wort. Und um diese Zeit war es, daß er sich sein Wappen erkor, eine Hand, welche ein Herz darreicht, mit dem Wahlpruch: „Ich bringe mein blutendes Herz dem Herrn zum Opfer dar.“ —

Am 13. September 1541 zog Calvin wieder durch das Thor der Stadt ein, die ihn verbannt hatte. Die Bürgerschaft war ihm auf der Straße nach Neuchâtel entgegen geeilt. Der Wagen, in welchem Johann Calvin saß, bekam durch das begeisterte Zujuchzen der Menge das Ansehen eines Triumphwagens.

Der Straßburger Rath hatte in einem Schreiben an die Genfer den Wunsch dringend ausgesprochen, Calvin, der nur beurlaubt war, möge bald wieder zurückkehren, damit er fortfahren könne, an den großen Arbeiten der deutschen Reformation Theil zu nehmen. Aber Calvin verließ forthin Genf nicht wieder. Auch lehnte er das Jahrgeloh ab, welches das dankbar ihn verehrende Straßburg dennoch ihm fortzahlen wollte. —

5. Calvin, der Kirchen-Vater.

Calvin war mit der gerechten Forderung nach Genf zurückgekehrt, daß man nun Ernst mache mit der Durchführung kirchlicher Zucht und christlicher Gesittung des Lebens. Er erkannte mit seinem erleuchteten Blick die riesengroße, schwere Arbeit, welche zu bewältigen er sich verpflichtet hatte. Die heil. Schrift und die apostolische Urzeit des Christenthums hatten

seine gottbegeisterte Seele mit den Idealen evangelischer Kirchlichkeit erfüllt. Aber das Genfer Volk war eine rohe, ungeordnete Masse, die in fieberhafter Gährung aufschäumte. Der weltförmige Leichtsinm sprudelte und sprühete aus in üppigen Schwelgereien, heitern Festen, unzünftigen Maskeraden und Tänzen; und nicht selten brach er schamlos hervor in öffentlichen Schanden und Lastern. In einem Stadt-Viertel hatten die feilen Dirnen ihre Hurenwirthschaft förmlich organisiert. Sie wurden von einer selbstgewählten Königin regiert, welche auf das heilige Evangelienbuch schwören mußte, ihr Amt nach den Regeln der Unzucht zu handhaben. Die Trunksucht wucherte. Öffentlicher Unfug war ein willkommenes Schauspiel. Es geschah nicht selten, daß Menschen in thierischer Rohheit ohne Kleidung, unter Trommel- und Pfeisenspiel durch die Straßen liefen. Dazu kam noch der halbstarrige, feste Muth und das republikanische Freiheits-Gelüste der Bürger, welche weder gewöhnt, noch gewillt waren, eine kräftige Obrigkeit über sich zu dulden.

Man begreift, weshalb Calvin zuvor zitterte. Nun aber war die Furcht niedergekämpft, und er trat mit der vollen, kühnen Entschlossenheit eines Mannes an seine Arbeit, der gesonnen ist, lieber zu brechen, als sich zu beugen, um der Ehre und herrlichen Majestät Gottes unter diesem Genfer Volke Anbetung zu verschaffen. Nicht ist es seine hohe Stellung, — er war nur Prediger und Lehrer, — sondern die wunderbare Fülle und nachhaltige Kraft seines Geistes, die sittliche Lauterkeit seines Willens und Wandels, seine praktische Besonnenheit, seine immer hurtige und rastlose Thätigkeit, vor denen, wenn auch oft wider Willen, Menschen und Verhältnisse sich beugen, und das reformatorische Gepräge seiner Eigenthümlichkeit annehmen mußten, und die ihm im Staate Genf zunächst, und dann noch weiterhin fast in allen Kirchen der evangelischen Christenheit das Ansehen und den Einfluß eines viel geehrten, viel gewünschten, viel sorgenden Vaters verschafften.

Calvin erkannte es als seine nächste Aufgabe, durch eine zweckmäßige Verfassung den wilden Strom des Volkslebens in feste Ufer einzudämmen. Es entfaltete sich nun seine außerordentliche Begabung im Gestalten und Ordnen. Es ist, — wie auch von ihm gesagt wurde, — als hätte er ein Moses auf dem Sinai gestanden, und die Blitze Jehovas hätten die heiligen Gesetze und Ordnungen für die Kirche ihm in die Seele geschrieben.

Calvins Idee von kirchlicher und staatlicher Verfassung hat einen durchaus theokratischen Charakter. Nämlich dies ist sein Grundgedanke: Gott hat die oberste Gewalt; er ist der Quell aller Herrschaft; jede Regierung darf nur in seinem Namen, nur als seine Stellvertreterin auftreten. So war es mit dem israelitischen Staat; und auch das Christenthum strebt eine solche theokratische Verfassung an, welche aber durch den weltlichen, selbstsüchtigen Geist des Papstthums zu einem Zerrbild sich entwickelt hat. Denn Jesus Christus will nur ein geistiges Reich, aber ein solches, in welchem der Staat innig mit der Kirche verbunden sei, da beide die Verherrlichung der Majestät Gottes und das Heil und Wohl der Menschen zum Endzweck haben. Denn, wie die Kirche, so ist auch der Staat eine göttliche Einrichtung. Beide von einander zu trennen, ist in einem christlichen Volke unnatürlich und ganz wider Gottes Willen. Der Staat führt das Schwert, und hat alle äußere Gewalt in Händen; die Kirche, ohne äußere Gewalt, hat nur das Wort, das Schwert des Geistes. Der Staat vertritt das Gesetz, und sorgt für die äußere Ordnung; die Kirche vertritt die Gnade und die Erlösung und innere Heiligung des Volkes. Diese beiden Gewalten sollen dennoch nicht beziehungslos neben einander stehen, sondern organisch verbunden seyn, und sich gegenseitig durchdringen; denn jede bedarf der Unterstützung der andern. Die Kirche wacht über die Wohlfahrt des Staates, der Staat über die der Kirche. Sobald der Staat die Kirche stören, oder hemmen will, muß die Kirche protestiren, und ihm die Sacramente verweigern. Sobald die Kirche weltlich herrschen will, muß sie in die Knechtschaft zurück. Ihre Pflicht ist, mit Liebe durch das Evangelium und die Schule an der Heiligung und Umbildung der rohen weltlichen Natur zu arbeiten, die christliche Erziehung des Staates durch Unterricht und Ermahnung zu befördern. Die Mittel hierzu sind eine feststehende Kirchenordnung, ein Glaubensbekenntniß, Katechismus, liturgische Form und Kirchenzucht. Diese Bestrebungen beschützt der Staat; denn er selbst ist christlich, und seine Unterthanen sind Mitglieder der Kirche. — Die päpstliche Kirche dagegen, die von der katholischen genau zu unterscheiden ist, setzt Alles daran, um durch ihre Herrschaft den Staat zu verschlingen.

Nach diesen Grundsätzen strebte Calvin eine Verfassung an, welche zu Genuß Kirche und Staat organisch zu Einem lebenskräftigen Leibe verband. Nicht zwar vermochte er es, seine theokratischen Gedanken ganz zu verwirklichen, sondern mußte in

vielen Punkten der Hartnäckigkeit der Verhältnisse Rechnung tragen; aber doch findet sich, in jener Zeit wenigstens, nirgends eine so kräftig gestaltete und durchgeistigte Verkörperung evangelischer Theokratie, wie in Genf.

Die Genfer Republik war in der Weise verfaßt, daß aus der Versammlung aller Bürger die regierende Staatsgewalt floß. Dieser allgemeine Bürgerrath versammelte sich im Stifte St. Peter unter dem feierlichen Geläute der großen Glocke und unter Trompetenschall an allen Gassen. Der Magistrat (die Syndici) hatten nur das Ansehen von Abgeordneten des allgemeinen Rathes. Ihr Amt dauerte nur Ein Jahr. Mit dem Magistrat hatte der kleine Rath von fünf und zwanzig Männern die gesetzgebende, richterliche und ausführende Gewalt. Außer diesem Rath der Fünfundzwanziger bestand noch der Rath der Sechsziger und der Rath der Zweihunderter, um die tobenden Versammlungen des allgemeinen Rathes, so oft als thunlich, zu vermeiden. Ueberhaupt geschah es durch Calvins Einfluß, daß das demokratisch multimularische Element dieser republikanischen Verfassung durch mehr aristokratische Formen, welche einer Regierung größere Festigkeit und Beständigkeit sichern, ersetzt wurde. Denn nach Calvins biblischer Grundanschauung kommt die leitende Gewalt nicht von Unten, sondern von Oben. Seit dem Jahr 1555, dem Sturze der zügellosen Demokratie, berief man die wilden und schwer zu leitenden Volksversammlungen nur zweimal mehr des Jahres, und nichts durfte mehr in denselben zur Sprache gebracht werden, was nicht zuvor in dem Rath der Zweihunderter, nichts bei den Zweihundertern, was nicht zuvor in dem Rath der Sechsziger, und nichts bei den Sechszigern, was nicht zuvor im kleinen Rath berathen worden war, in welchem letztern die ganze Gewalt vereinigt war, doch so, daß er nie despotisch eingreifen konnte. Die Majorität des Volks entschied über die Wahl der höheren Aemter; aber der Magistrat mit dem Rath erkannten die Todesstrafe zu.

In diese Staats-Verfassung suchte nun Calvin die Kirchen-Ordnung einzugliedern. Gleich in seiner ersten Rede erlangte er, daß ein Consistorium und eine Kirchenzucht eingeführt würden. Man gab ihm sechs Räthe bei, um mit ihnen das gewünschte Kirchenregiment zu entwerfen. Dieses kirchliche Gesetzbuch kam im November 1541 zu Stande, und ward am 20. November schon durch die General-Versammlung der Bürger als Gesetz feierlich angenommen.

Nach denselben waren fünf Prediger mit drei Gehülfen anzustellen, welche mit zwölf Kirchenältesten ein Consistorium zu bilden haben. Von diesen Ältesten mußten zwei aus dem kleinen Rath, vier aus dem Rath der Sechzig, und sechs aus dem Rath der Zweihundert gewählt werden. Dieses Consistorium hatte sich an jedem Donnerstag zu versammeln, um die Sitten der Bürger zu beaufsichtigen, und alle, welche gegen die Gesetze der Reformation gesündigt hatten, zur Verantwortung zu ziehen. Ein Syndikus hatte den Vorsitz bei den Versammlungen des Consistoriums, aber nur als Kirchenältester; er straft nicht als geistlicher Rath, sondern entscheidet, was dem bürgerlichen Tribunal zugeschiedt werden soll. Dem Sittengericht war ein Gerichtsdiener beigegeben, welcher die Schuldigen vorführte. Ein erster Fehler wurde nur durch Ermahnungen gerügt. Bei einem Rückfall in denselben wurde der Schuldige vom heiligen Abendmahl entfernt. Wenn aber seine Sünde, oder Frevel nach dem Staatsgesetze Geld-, oder körperliche Strafe erheischte, so mußte dem Staat Anzeige davon gemacht werden, und der Rath schritt ein mit der Strafe. So waren Kirche und Staat rein auseinander gehalten, und dennoch gliedlich verbunden.

Die Stadt wurde in drei Pfarreien getheilt, damit jeder Geistliche sein festbegrenztes seelsergerisches Arbeitsfeld habe: Das sind die Pfarreien: St. Peter, Magdalena, St. Gerwais. Die fünf Prediger mit ihren drei Gehülfen mußten sich jeden Freitag versammeln, um sich mit der heiligen Schrift öffentlich zu beschäftigen. Alsdann stand es Jedem aus der Gemeinde frei, nach der Predigt zu fragen und Unterredungen über das Gehörte anzuknüpfen. Es war eine Art Katechisation für Erwachsene, welche großen Gewinn brachte. Außerdem waren die Geistlichen verpflichtet, die Kranken und Hospitäler zu besuchen, des Diakonie-Dienstes (der Armenpflege) zu warten, und den Unterricht der Kinder zu beaufsichtigen.

Calvins geniale Meisterschaft im Organisiren wurde jetzt reichlich unterstützt durch seine Rechtskenntniß, der er, wie wir erzählt, auf der Universität mit großem Fleiß obgelegen hatte. Und seine juristische Klarheit und scharfsichtige Ueberlegenheit verschaffte ihm in Genf ein solches Ansehen, daß man ihm die Umarbeitung der alten Staatsgesetze anvertraute. Und da eifert er nun, wie ein Moses, mit heiligem Eifer um die Gerechtigkeit des in Rohheit und Lastern verfunkenen Volks. Auf Gotteslästerung, auf Vergehen gegen die Ältern, auf Ehebruch wird

im alttestamentlichen Sinne die Todesstrafe gesetzt. Diese Strenge verlegt wohl unsere moderne Gefühligkeit. Aber die wilden Fluthen mußten damals durch diese felsstarken Ufer gebändigt werden. Und wie ernst und fest er Hand anlegte zur heiligen Zucht der bürgerlichen und häuslichen Gesittung, davon gibt dies Zeugniß, daß nach und nach alle Lust-, Spiel- und Trinkhäuser in der Stadt geschlossen wurden, der Tanz gänzlich verboten, und jede Unsittlichkeit mit mehreren Tagen Gefängnißstrafe belegt wurde; der Ehebruch, zu Anfang nur mit sechs Tagen Gefängniß und einer Geldbuße geahndet, wurde späterhin, wie eben gesagt, mit dem Tode bestraft, auf namentliches Verlangen der Volksversammlung selbst. Nur an fünf Orten war dem Volke erlaubt, sich mit Kegelspiel zu belustigen. Den Männern wurde die damalige Tracht der Berner, Wämser und die aufgeschlitzten Beinkleider und die goldenen und silbernen Ketten verboten; den Frauen der goldene Kopfsputz und Stickerien untersagt, und nicht mehr als zwei Ringe an den Fingern zu tragen erlaubt. Späterhin wurde befohlen, bei Festen sollten nicht mehr als drei Gänge gestattet seyn, und jeder Gang nur aus vier Schüsseln bestehen. Die Kirchenältesten sollten in jedem Jahre einmal jedes Haus inspiciren, um die Gewohnheiten und den Glauben der Familien zu prüfen.

Das Recht der Ausschließung vom heiligen Abendmahl, welches Calvin aus der Schrift und aus der Gewohnheit der Aelrkirche herleitet, wurde durch das Consistorium gehandhabt, und in feierlicher Weise durch die Geistlichen vollzogen. Der Schuldige, wenn er nach allen Ermahnungen verhärtet blieb, wurde an dreien Sonntagen öffentlich gewarnt, am zweiten und dritten sein Name genannt; am vierten fand die Entfernung vom heiligen Abendmahl statt. Der Geistliche trat vor die versammelte Gemeinde der Gläubigen, und sprach: „Meine Brüder, nachdem wir jenen Unglücklichen eine lange Zeit geduldet, für ihn gebetet, ihn beschworen, sich zu Gott zu bekehren, empört er sich gegen ihn, tritt sein Wort mit Füßen, erhebt sich hochmüthig in seiner Sünde, und ist schuld, daß der Name Gottes gelästert wird. Wir Diener des Worts, mit geistlichen Waffen angethan, mächtig in Gott, die Westen seiner Gegner zu zerstören, denen der ewige Sohn Gottes die Macht gegeben, zu binden und zu lösen auf Erden, wollen Gottes Haus reinigen, die Kirche vom Aergerniß befreien, und, indem wir das Anathema aussprechen gegen den Bösen, den Namen Gottes verherrlichen. Aus der

Macht und im Namen unseres Herrn Jesu Christi, nach dem Urtheil und aus der Macht der Prediger und Ältesten in ihrer Versammlung des Consistorii dieser Gemeinde, trennen wir dich jetzt von der Gemeinschaft der Kirche, entfernen dich vom heil. Mahl des Herrn, und lösen dich von der Gemeinschaft der Gläubigen, damit du uns seiest wie ein Heide und Zöllner, Anathema und Fluch. Die Gesellschaft dieses Frevlers sei euch wie eine Pest, sein Beispiel mache euren Geist erzittern unter Gottes gewaltiger Hand, da es ein fürchterliches Ding ist, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Diesen Bannfluch wird der Sohn Gottes mit seiner Gewalt bethätigen, bis du, Sünder! dich im Staube beugen wirst vor deinem Gott, um ihn wieder zu verherrlichen durch deine Bekehrung, und du befreit von den Banden des Satans, die dich umstricken, deine Sünden beweinen wirst mit den Thränen der Buße. Euer Gebet erhebe sich zu Gott, geliebte Brüder, daß er sich über diesen armen Sünder erbarme, und daß dieses fürchterliche Gericht, welches wir mit Schmerz und großer Traurigkeit des Herzens gegen ihn im Namen des Sohnes Gottes aussprechen, dazu diene, ihn zu demüthigen, und auf den Weg des Heils eine Seele führe, die ihn verlassen hat. Verflucht sei der, welcher das Werk des Herrn lässig treibt. So Jemand nicht Jesum Christum lieb hat, der sei Anathema Maranatha. Amen."

Die Ausgeschiedenen wurden, wie aus diesem ersten Bannspruche erhellt, nicht als verloren angesehen. Denn er kam aus dem Herzen des Glaubens, welcher zwar auf's entschiedenste Gottes Ehre gewahrt wissen will, aber über der erschütternden Strafgerechtigkeit sein Auge hoffend zur Gnade erhebt, und liebend für den Verworfenen bittet.

Durch seine Verfassung hat Calvin die kirchliche Einheit und das Gemeindebewußtseyn kräftig herausgestaltet. Um von innen heraus diese leibliche Gestaltung der evangelischen Kirche fest und einheitlich zu erhalten, achtete er für nothwendig eine Bekenntnisschrift, einen Katechismus, und eine liturgische Formel. Von Calvins Bekenntnisschrift und seinen beiden Katechismen ist schon geredet. Seine Liturgie stellt in das Centrum des öffentlichen Gottesdienstes die Predigt oder evangelische Belehrung, vor und nach welcher Sündenbekenntniß und Gebet ihre Stelle finden. Zwischen Gebet und Predigt erhebt der Gemeindegesang die andächtigen Seelen zum Herrn. Der Psalter Davids, zu diesem Zwecke übersetzt, wurde erst nach weltlichen Me-

lobdien gesungen. Darnach dichtete der Claude Goudimel die schönen Choräle, welche noch jetzt in reformirten Gottesdiensten erschallen. Sie sind Goudimels Schwanengesänge; denn ihrewegen ward er in der Bartholomäusnacht ermordet. Die Kirchen entbehrten alles Schmucks. Es ist wahr, wenn deßhalb von Calvin gesagt wird, er sei ein Hasser der edlen Künste, und habe eine Verachtung derselben auch der durch ihn gestifteten Glaubensgemeinschaft aufgeprägt. Dieser Mann des scharfen Denkens und innern Schauens mochte wohl kein Bedürfniß einer künstlerischen Gestaltung der Andacht fühlen. Daß er aber statt des Bilderschmuckes die größte Einfachheit in den Gotteshäusern haben wollte, das hat seinen gewichtigen Grund in dem Götzendienste, welchen die römische Kirche mit der Kunst trieb. Er folgte also jenem Ausspruch des Herrn: „Aergert dich ein Glied, so haue es ab, und wirf es von dir.“ — Es ist unwahr, Calvin, weil er mit reformatorischer Entschiedenheit jenen gotteslästernden Mißbrauch der Kunst vernichten wollte, der gefühlkalten Nüchternheit anzuklagen. Er selbst schlägt dieses Urtheil zurück, ohne es zu wollen, wenn seine Rede im kräftigen Schwung der Phantasie aufglänzt, wie Licht und Feuer, oder, wenn seine Gedanken leicht und tief dahinschießen im schönen Ebenmaaß der Worte, wie ein Strom, der in gleichem Wellenschlag die Wasser aufwirft und senkt.

Das kirchliche Wesen, wie es also unter der Zucht und Pflege und der schöpferischen Hand Calvins ausblühet, und Gestalt gewann, erndete ungemeine Bewunderung von vielen Seiten. Farel schreibt: „Neulich war ich in Genf; noch nie hat es mir so gefallen, so daß ich mich kaum losreißen konnte. In Genf möchte ich lieber der Letzte seyn, als an andern Orten der Erste; wenn nicht der Herr und die Liebe zu meiner Gemeinde mich hielten, nichts würde mich hindern, mich dort niederzulassen.“ Knox, der Reformator Schottlands, sagt: „In meinem Herzen habe ich immer gewünscht, daß es Gott gefallen möge, mich an diesen Ort (Genf) zu bringen, wo die beste christliche Schule ist, die es seit der Apostel Zeiten auf Erden gab. Ich gestehe, daß auch an andern Orten Christus in Wahrheit gepredigt wird; aber noch an keinem habe ich gesehen, daß sich die Reformation auf die sittlichen und religiösen Verhältnisse in dem Maaße erstreckte, wie in Genf.“ Und ein Urtheil aus späterer Zeit bezeugt, wie hoch in Ehren diese Schöpfung Calvins auch bei andern evangelischen Religionsparteien stand.

Der berühmte lutherische Theologe Valentin Andreae erzählt in einem Reisebericht vom Jahre 1610: „Während ich in Genf war, bemerkte ich etwas sehr Wichtiges, welches ich nie vergessen, und wonach ich mich mein ganzes Leben hindurch sehnen werde. Denn außer der vollkommenen Form und Regierung eines freien Staates hat die Stadt eine besondere Zierde und Zuchtanstalt an dem Sittengericht, welches alle Sitten der Bürger und auch die kleinsten Ausschweifungen wöchentlich untersucht, zuerst durch den Aufseher in dem Stadtviertel, dann durch den Ältesten, endlich durch den Senat selbst, je nachdem die Größe des Vergehens, oder des Verbrechers Hartnäckigkeit und Halsstarrigkeit es fordern. Hätte mich nicht die Verschiedenheit der Religion zurückgehalten, die Harmonie der Sitten würde mich hier auf ewig gefesselt haben, und ich strebte seitdem mit aller Anstrengung, etwas dergleichen in unserer Kirche einzuführen.“

Aber diese junge Pflanzung Calvins war nicht zu dem kräftigen, Schutz bietenden Walde aufgewachsen, ohne von vielen rauhen Stürmen und schweren Wettern heimgesucht zu werden. Wir haben gesehen, wie unartig und widerspenstig der Stoff war, den er gestalten sollte. Und wenn, was eine Reihe von Jahren hindurch oft geschah, seine Gegner in den Rath gewählt wurden, so war er aller Mitstreiter entblößt; und auch an seinen geistlichen Collegen hatte er meist keine Stütze. Dann mußte er allein mit der ganzen Wucht seines festen Charakters, seines gewaltigen Geistes dem wildandringenden Schwall der Feinde sich entgegenwerfen. Unter diesen Kämpfen zeigt sich die Hoheit seiner Heldennatur in ihrem vollem Glanz.

Die dem heiligen Evangelium und seiner göttlichen Zucht feindselige Partei kann, [wiewohl sie unter sich wieder verschiedenartig ist, mit dem gemeinsamen Namen der Libertiner, oder Freiheitschwinder genannt werden. Dieser Freiheitschwindel trat theils als religiöse, theils als politisch bürgerliche Zügellosigkeit wider die göttlich geordnete, und streng nach dem Wort der heiligen Schrift sich entwickelnde Reformation empörerisch auf. Wie die deutschen Reformatoren die Skandale der Wiedertäufer und die rebellischen Bauern zu bekämpfen hatten, so mußte der französische Calvin dieselben wilden Ausschweifungen in den Libertinern überwinden.

Die religiösen Libertiner, — Freidenker werden sie auch genannt, — verwarfen das Schriftwort und leibliche Sittengesetz. Dabei gaben sie vor, in sich eine besondere Offenbarung und Erleuch-

tung des Geistes zu haben. Sie haßten alles Kirchenthum und alle sittliche Ordnung. Sie machten die Freiheit zum Deckel der Bosheit. Sie wollten Gemeinschaft der Güter und Weiber, und Ungebundenheit aller fleischlichen Gelüste. Die Frau eines angesehenen Rathsherrn, welche wegen Unzucht vor Gericht stand, behauptete in libertinischer Weise mit frecher Stirn: „Sie könne ihren Leib allen Gläubigen Preis geben, und dies sei die christliche Freiheit.“ Ein schamloser Anhänger jener Partei nannte eine Sammlung unzuchtiger Bilder „sein neues Testament.“ Ein anderer Mensch, Namens Gruet, hatte die Lehren dieser gotteslästernden Secte in ein Buch zusammengeschrieben. Man fand es, 13 Bogen stark und in Pergament gebunden, nach seinem Tode in seinem Hause vor. Die entschiedenste Feindschaft gegen Christum war darin kund gethan. Der Rath übergab es Calvin, daß er sein Gutachten darüber äußere. Calvin bezeugt vor dem Rathe: „So entsetzliche Lästerungen sind darin enthalten, daß es kein menschliches Wesen gibt, das nicht zittern muß, sie zu hören. Nicht nur ist darin eine Verleugnung unserer heiligen christlichen Religion ausgesprochen, sondern die Zerstörung aller Religion und aller Gottheit, verdammte Blasphemien gegen Gott den Vater, vornehmlich gegen unsern Heiland und Erlöser Jesus Christus und den heiligen Geist, gegen die Ehre und Keuschheit der herrlichen Jungfrau Maria, seiner Mutter. Zum Eingang dieser verdammten Lästerungen tritt jener gegen die Person und Lehre Moses auf, durch die Gott die heiligen Gebote seinem Volke gegeben, alle heiligen Patriarchen und Propheten sind verlästert, alle Apostel und Jünger Christi, ferner die ganze heilige Schrift Alten und Neuen Bundes. Er frevelt gegen das ganze Geheimniß des Leidens unsers Herrn, gegen alle Wunder, namentlich die heilige Auferstehung. Mit Einem Worte, diese dreizehn Bogen sind so mit Lästerungen gegen die göttliche Allmacht und das Wesen Gottes angefüllt, daß vor entsetzlichem Zittern man sie nicht lesen, noch mit dem Munde aussprechen kann, daß sie ein ganzes Land verpesten, und Fluch darauf herbeirufen, so daß alle Leute, die ein Gewissen haben, Gott um Verzeihung flehen müssen, weil sein Name also gelästert worden ist unter uns.“

Da sprach der Rath, von Schauer ergriffen, folgendes Urtheil: „Sitzend auf dem Gerichtshof unserer Vorfahren, Gott und die heiligen Schriften vor Augen, und sprechend: im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, verdammen

wir dieses Buch, durch den Henker nach dem Bourg du four (wo des Verfassers Gruet Haus steht) getragen, und dort zu Asche verbrannt zu werden, damit das Andenken eines so abscheulichen Menschen vertilgt werde, und alle Anhänger einer so verpesteten und mehr denn teuflischen Secte gewarnt werden."

Bis zu welcher satanischen Scheußlichkeit die unheimliche Lehre ihre Befenner fanatisirte, zeigte sich zur selben Zeit in einem über alle Begriffe ruchlosen Ereigniß. Nämlich im März 1545 war urplötzlich, wie durch Zauberschlag, eine fürchterliche Pest auf die Bevölkerung Genfs und der nächsten Umgebung gefallen. Woher sie gekommen, war allen ein Räthsel. Endlich ward das schauervolle Geheimniß enthüllt. Nämlich der Arzt des Pest-Hospitals hatte sich mit vielen Helfershelfern dem Teufel verschworen. Sie faßten den wahnsinnigen Plan, die ganze Einwohnerchaft der Stadt durch Gift zu morden, um dann in den Besitz der herrenlos gewordenen Güter zu kommen, und ungehemmt der Religion des Satans huldigen zu können. Die Kliniken der Thüren wurden heimlich mit dem Pestgift bestrichen. Und so hielt der Tod eine grauenhaft reiche Erndte. Calvin, dessen Haus auch, wie sich leicht denken läßt, vergiftet war, entging, wie durch ein Wunder, der Gefahr. Die Schuldigen, bei fünfzig an der Zahl, wurden auf einer Anhöhe vor der Stadt nach gefälligem Todesurtheil verbrannt. Der Arzt aber und zwei seiner Gehülften wurden geviertheilt.

Mit tiefem Abscheu und Zorn ruft Calvin aus, als er über diese Libertiner von einer fürstlichen Person befragt wurde: „Eine frevelhafte Rotte ist es, welche alle Sittlichkeit umstößt! Ein solcher Frevel ist noch nicht dagewesen. Bistt nicht ein Hund, wenn man seinen Herrn angreift, und ich sollte nicht aufschreien, wenn man Gottes heilige Majestät antastet? Mit lauter Stimme muß ich hinausprechen, daß, wenn je Ketzer entseßliche Lasterungen ausgestoßen, diese sie noch weit übertreffen. Der Papst läßt zum wenigsten einen Schein der Wahrheit bestehen, diese aber wollen Himmel und Erde vermischen, und selbst die kleinen Kinder müßten wider sie ausspeien auf der Straße. Einen einzigen Geist, der alles umfaßt, Gutes und Böses, sagen sie, gibt es, so daß Gott zum Teufel wird; das Gewissen ist aufgehoben, alle Frevel sind gut, ja göttlich; Unsterblichkeit gibt es nicht. Wiedergeburt besteht darin, das Gewissen zu unterdrücken. In jener erlogenen Unschuld sündigt

der Mensch nicht mehr; das Gesetz aufheben, nennen sie christliche Freiheit."

Hier, bei Erwähnung der geistigen Libertiner, sei noch ein Ereigniß erzählt, welches die Gegner bis auf diesen Tag benutzen, um damit den reinen Namen Calvins zu brandmarken. Es ist das Auftreten und die Verurtheilung Servet's in Genf. Wir erinnern uns, daß dieser unstäte, dämonische Spanier vor vielen Jahren dem jungen Calvin schon einmal begegnet ist. Es war zu Paris im Jahre 1534. Beide hatten sich Zeit und Ort bestimmt, um sich von Angesicht kennen zu lernen. Calvin, der ihn für die heilige Sache der Reformation gewinnen zu können glaubte, eilte hin; aber Servet, der immer schlangenhaft Unzuverlässige, hatte sich nicht eingestellt. Damals durchstreifte er unter dem angenommenen Namen Billeneuve von Frankreich aus Italien, kehrte wieder nach Paris zurück, studirte Arzneiwissenschaft, Mathematik und die Sterndeuterei. Auch beschäftigte er sich mit der Theologie. Eine außerordentliche Begabung bekundet er durch die Herausgabe verschiedener wissenschaftlicher Werke, welche das Lob der Gelehrten erndteten. In Paris wird er Magister 1537, und hält Vorlesungen über Mathematik, Sternkunde, Theologie und Naturphilosophie, welche sehr besucht wurden. Aber er entzweite sich bald mit der Hochschule. Er muß Paris verlassen. Nachdem er als praktischer Arzt seinen Wohnsitz oft gewechselt hatte, weil sein streitsüchtiges, hochmüthiges Wesen nirgends Frieden halten konnte, fand er endlich einen längeren Aufenthalt zu Vienne. Bei dem Bischofe dieser Stadt, der einst seine Vorlesungen in Paris gehört, fand er zwölf Jahre lang gastliche Aufnahme. Der Bischof wußte nicht, daß in diesem geistreichen, glatten Billeneuve der Gotteslästerer Servet steckte.

In Vienne verfaßte er ein Buch, von welchem er fabelte, es werde die Weltlage verändern, ein Werk voll widerchristlicher, unsauberer Phantastereien. An Calvin, mit dem er schon seit einiger Zeit wieder brieflich angebunden hatte, schickte er dieses Werk. Derselbe war entrüstet über die gottlosen Thorheiten, die er darin fand. In einer Reihe von Briefen versuchte es Calvin vergebens, ihn von seinem Wahn zu bekehren. „Wenn Gott mir und ihm Gnade gibt," sagte Calvin einst, als er wieder ein Schreiben an ihn absandte, „daß diese Antwort ihm wohlthut, so wird es Freude für uns seyn. Führt er aber so fort, wie er angefangen, so werde ich nicht fortfahren." Endlich

brach er den Briefwechsel ganz ab, da Servet nicht abließ, in einem frivolen, beleidigenden Tone zu schreiben.

Aber Servet scheint in dämonischer Lust darauf aus gewesen zu seyn, die in Genf kräftig ausblühende Reformation zu kränken, und mit seinem Geiser zu besudeln. In dem Brief an einen Genfer Prediger Dopin steht diese Stelle: „Euer Evangelium ist ohne Einen Gott, ohne den wahren Glauben, ohne gute Werke. An der Stelle des Einen Gottes habt ihr den dreiköpfigen Höllenhund. Und an der Stelle des wahren Glaubens habt ihr eine unselige Träumerei; der Glaube Christi ist euch nichts, als unwirksame Schminke, der Mensch ein Klotz, und Gott ein dreifaches Ungeheuer, eine Chimäre mit gebundenem Willen; Unglück, Unglück, Unglück über euch!“ — Eine tiefe Entrüstung ergriff die Genfer, als diese freche Ver-spottung ihres heiligsten Trostes und Kleinods in der Stadt bekannt wurde.

Endlich gelang es dem Servet, einen Drucker zu erkaufen, der mit versteckten Pressen sein Werk heimlich druckte. Im Januar 1553 war Alles fertig. Die Exemplare gingen unter dem rechtmäßigen Namen des Verfassers Servet, wie ansteckende Seuchen, in die Welt hinaus. Sie verbreiteten sich auch nach Genf. Von hier aus wurde es durch einen Flüchtling, Namens Trie, ruchbar, daß der Villeneuve zu Vienne Servet, der Verfasser jenes lästerlichen Werkes, sey, welches überall bei Protestanten, wie Katholiken den größten Abscheu erregte. Der Spanier wurde festgesetzt, und vor Gericht gestellt. Eine Zeit lang wußte er sich durch Leugnen und Lügen durchzuwinden. Aber endlich wurde es durch vorgelegte Handschriften klar erwiesen, daß Villeneuve und Servet dieselbe Person sey. Er wußte, daß es um sein Leben geschehen sey, und es gelang ihm, zu entfliehen. Denn er war zu feig, um seinen Wahnsinn mit einem Märtyrerkthum zu bekräftigen. — In Vienne entstand ein großer Tumult, als man seine Flucht erfuhr; die Thore wurden geschlossen. Aber Servet war bereits in's Weite. Indes verdamnte das Gericht den Abwesenden zum Feuertode. Er wurde im Bilde verbrannt, bis man seiner Person habhaft werden würde. Zugleich wurden auch fünf Ballen Bücher seines Werks den Flammen übergeben.

Servet irrte einen Monat umher. Er will nach Neapel; kann aber der dämonischen Lust nicht widerstehn, auf dem Wege Genf zu besuchen. Frechheit und Verwegenheit sind in diesem

unheimlichen Wesen verschwifert. In der Herberge zur Rose hält er sich geheim, kann es aber doch nicht unterlassen, Calvin predigen zu hören. Man hatte ihn in der Kirche erkannt. Der Rath erklärte es für seine Pflicht, „diesen mehr als hartnäckigen Menschen zu zügeln, damit die Pest nicht weiter um sich greife.“ Als er eben in einem Kahn über den See weiter will, erscheint ein Gerichtsdiener, der ihn im Namen des Rathes festhält.

Die Verhöre fanden in Gegenwart des Senates statt. Die Geistlichen wurden zugezogen, um die theologische Seite der Anklage in's Klare zu bringen. Die Frechheit Servets steigerte sich, da er Calvin sich gegenüber sah, bis zum Wahnsinn. In den ersten Verhören erklärte er laut, „daß die Gottheit auch in den Teufeln wohne, daß in allen Dingen mehrere Götter, weil die Gottheit wesentlich in allen Dingen sei, daß Alles von Göttern angefüllt wäre.“ „Was“, rief ihm Calvin entrüstet zu, „wenn ein Mensch, diesen gepflasterten Fußboden mit Füßen tretend, dir sagte, daß er deinen Gott mit Füßen tritt, würdest du dich nicht einer so großen Ungereimtheit schämen?“ Darauf Servetus: „Ich hingegen zweifle nicht, daß dieser Fußschemel, oder was du mir zeigen wirst, die Substanz Gottes sey.“ — Calvin: „Also wird der Teufel wesentlich Gott seyn?“ Hierauf antwortete Servetus mit schallendem Gelächter: „Nun, zweifelt ihr daran?“ Er überhäufte den abwesenden Calvin, welcher, seit die theologischen Punkte der Anklage festgestellt waren, den Verhören nicht mehr beizuhöhen, mit den ehrenrührigsten Schmähreden, er nannte ihn: „Zauberer, bösen Geist, Betrüger und falschen Angeber, treulosen Schurken, Todtschläger, frechen Menschen, der ganz unwürdig sei, das Evangelium zu predigen.“ — So pflegt immer die vollendete Bosheit im Angesicht der Reinheit zum krampfhaft rasenden Ausbruch zu kommen, weil sie sich durch dieselbe unwiderstehlich gerichtet fühlt. Die bösen Geister sträubten sich in letzter Wuth, wenn Jesus Christus den Besessenen sich nähete. —

Ende August, als der Prozeß fast entschieden war, traf der Schloßhauptmann von Vienne ein, mit dem Begehr, ihm den entsprungenen Gotteslästerer zu überliefern, damit dort das Urtheil an ihm vollstreckt würde. Es ward dem Servet freigestellt, seine Richter sich zu wählen. Er bat unter Thränen, man möchte ihn in Genf lassen. —

Doch wollte er sich nicht dem Urtheil der Genfer Kirche unterwerfen, und verlangte, daß dasselbe den andern reformirten

Kirchen anheim gestellt werde. Calvin war sehr damit zufrieden. Und da der Streit wegen der Hize Servets nicht mit Ruhe mündlich weiter geführt werden konnte, wurde in der besten Absicht beschloffen, über denselben fortan nur schriftlich zu verhandeln. Calvin ward beauftragt, die Anklagepunkte aufzusetzen, und Servet sollte in einer unbestimmten Zeit darauf schriftlich antworten. Diese Verhandlungen sollten dann den Schweizerkirchen zur Begutachtung übersandt werden.

Calvin reichte erst nach vierzehn Tagen seine Schrift ein; er wollte dem Verirrten Zeit lassen, sich zu sammeln. Servet antwortete mit Schmähungen. Fast auf allen Seiten des calvin'schen Berichtes finden sich Randbemerkungen von Servet's Hand dieser Art: „Wagst du es zu leugnen, daß du ein Todtschläger bist, ein Simon Zauberer? Du lügst, du lügst, bösester Unhold, du lügst, du lügst!“

Die Schriftstücke wurden an die Schweizerkirchen gesandt, und am 18. Oktober liefen die Antworten ein. Zürich, Schaffhausen, Basel, Bern, welche in einer andern, ähnlichen Angelegenheit sehr duldsam gewesen, stimmten Alle für die Bestrafung dieses Unholds. Bullinger aus Zürich munterte noch besonders zur Strenge auf: „Wenn euer Rath, sagt er, diesen lästernden Bösewicht bestraft, so wird die ganze Welt sehen, daß die Genfer die Ketzer hassen, die Hartnäckigen mit dem Schwerte der Gerechtigkeit verfolgen, und die Ehre der Majestät Gottes rächen.“ Musculus, Beza, Farel, alle Theologen der Schweiz wollen dasselbe. Das Gesetz, alle Gutachten, die öffentliche Meinung weit und breit stimmen überein, daß der Gotteslästerer am Leben bestraft werden müsse.

Nur allein die frivolen Libertiner Genfs, die bei dem Gefangenen, als ihrem Geistesgenossen, aus und ein gingen, bemühten sich, ihrer unsaubern Sache durch die Lossprechung dieses Menschen zum Sieg zu verhelfen. Ja, sie bemühten sich, ihren gefürchtetsten Gegner, Calvin, in die Banden und Schanden Servets zu bringen. Auf Betrieb der Libertiner reichte Servet sogar gegen Calvin eine Klageschrift auf Tod und Leben ein: „Er solle gerichtet werden als Anhänger des Zauberers.“ Aber der Magistrat wies die Sache zurück. Da verzlangte Perini, ein Stimmführer der Libertiner, welcher aus Rache, wie wir später hören werden, Calvin gern aus der Stadt geworfen hätte, die Klage solle vor den Rath der Zweihunderter gebracht werden. Doch drang er nicht durch. Diese

List war klug erfunden. Denn gerade zu dieser Zeit war der Genfer Rath gegen den sittenstrengen Calvin mißgestimmt. Eine nur entfernt scheinbare Ursache hätte man willkommen geheißen, um diesen wegen seines heiligen, unerbittlichen Ernstes gefürchteten Mann Gottes zu entfernen.

Was nun den Prozeß Servets betrifft, so verurtheilte ihn der Rath, der ganz ruhig und selbstständig seinen Weg gegangen war, keinen fremden Einfluß geduldet, aber durch die Gutachten der Schweizer-Kantone sich größere Sicherheit und Klarheit über die Lage der Sache verschafft hatte, den Angeklagten zum Feuertode. Nach den alten Kaisergesetzen, welche in Genf zu Recht bestanden, konnte das Urtheil nicht anders ausfallen.

Auf Calvin's dringende Bitte, die grausame Strafe zu mildern, wurde nicht gehört.

Das Todesurtheil ward am 26. Oktober gesprochen, und dem Servet alsbald durch die Gerichtsdiener mitgetheilt. Da ward er fast wie von Sinnen. Folgenden Tags war die Hinrichtung. Farel brachte die letzten Stunden bei dem Unglücklichen zu. Er hatte gehofft, ihn zu bekehren. Es zeigten sich Spuren, als werde seine Seele von einem besseren Geiste bewegt. Aber zu einem Widerruf der Gotteslästerung kam es nicht. Servet bestand auf seiner Unschuld. Vor dem Rathhaus, wo sein Todesurtheil von einem Syndikus feierlich verlesen wurde, warf er sich zur Erde, und bat, man möchte ihn mit dem Schwerte richten. Auch Farel, der dem Unglücklichen zur Seite stand, flehete den Rath an, daß er die Strafe mildere. Aber der Rath, ergriffen von dem Frevel, antwortete, ein solcher Richterspruch könne nicht zurückgenommen werden.

Die Todesnoth stieg Servet zum Herzen. Auf dem Weg zur Richtstätte betete er häufig, Geistliche und Andere mit ihm. Dort angekommen, redete Farel zum Volk: „Ihr sehet hier an diesem Manne, welche Gewalt Satanas hat, wenn er einmal einen Menschen besitzet. Dieser ist ein gelehrter Mann vor vielen Andern, und vielleicht glaubte er recht zu handeln; aber nun wird er vom Teufel besessen, was euch eben so gut geschehen konnte.“ Hierauf wiederholte er die Bitte an Servet, „seine Lästerungen zurück zu nehmen, Christum anzuerkennen, und als den ewigen Sohn Gottes anzurufen.“ Servet wollte es nicht thun; doch erwähnte er seiner Lehre nicht mehr.

Als er dem Holzstoße zugeführt ward, ermahnte Farel wieder das Volk, „für den Unglücklichen zu beten, daß sich der

Herr seiner Seele erbarmen möchte, und ihn von seinen vermaledeiten Irthümern zum gesunden Verstande zurück führen.“ Seine Bücher wurden ihm an den Leib befestigt. Ein Kranz aus Stroh und grünem Laub ward auf sein Haupt gesetzt. Als der Holzstoß brannte, rief er mit lauter Stimme zuletzt aus: „Jesu, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich mein!“

In diesem Angstruf des Trost suchenden Sterbenden klingt der Grundton seines Irrglaubens nach, ihm selbst vielleicht jetzt unbewußt. Denn nicht sagte er: „du ewiger Sohn Gottes,“ sondern: „du Sohn des ewigen Gottes,“ weil er die Ewigkeit Christi, also seine Gleichheit mit dem Vater, leugnete: —

Dieser Prozeß und Tod Servet's ward und wird Calvin von seinen Gegnern auf's gehässigste als ein Brandmal in's Gewissen geschoben. Man stellt ihn als einen Haupturheber und Rädelsführer dieses tragischen, tief zu betrauernden Ereignisses dar; man beurtheilt seinen Charakter nach demselben, indem man ihn bezüchtigt, gemüthskalte Rachsucht hätte ihn dazu vermocht. — Diese Auffassung ist theils böswillig, theils unverständlich, in jedem Falle unwahr.

Calvin hat auf den Gang und die Entscheidung des Prozesses, wie aus der Darstellung desselben erhellt, keinen Einfluß ausgeübt. Der Magistrat, der gegen ihn, wie gemeldet, gerade in jener Zeit sehr mißgestimmt war, hielt ihn, so weit es immer thunlich, von der Sache fern, so sehr, daß ihm die Hauptdokumente des Prozesses erst nach Servet's Tod zu Gesicht kamen. Und Calvin erklärt ausdrücklich, daß er, nachdem der Angeklagte seiner Schuld überführt gewesen, nie auf seinen Tod gedrungen habe. Fern sei es aber, hiermit das höchst beklagenswerthe Todesurtheil selbst rechtfertigen zu wollen. Der Grund desselben liegt in jenem verkehrten Prinzip des mittelalterlichen Strafgesetzes, welches Dinge mit dem weltlichen Schwert zu richten gebot, die allein mit dem Schwert des Geistes zu richten sind. Von dieser groben Auffassung der göttlichen Strafgerechtigkeit, welche im Papstthum ihren Quell hat, war jenes Zeitalter so durchdrungen, daß auch die evangelische Kirche sich ihrer, als eines bösen römischen Erbtheils, noch nicht sogleich entäußern konnte. Erst allmählig durchflärte der milde, duldsame, schonende, göttlich-freie Liebesgeist des Evangeliums in den protestantischen Staaten die mittelalterliche rauhe und eiserne Gesetzgebung. Und dennoch zeigt sich schon bei dieser Hinrichtung in Genf ein bedeutsamer Unterschied der evangelischen von der

päpstlichen Art zu urtheilen. Die römische Kirche verdammt und verbrennt die Sectirer, die Anders-Glaubenden. Aber Servet mußte nicht etwa wegen dogmatischer Meinungsverschiedenheit, sondern als Lasterer den Scheiterhaufen besteigen, nicht, weil er die heilige Dreieinigkeit nicht glauben wollte, sondern weil er sie mit offenen, lauten Worten, die als Frevel-Thaten an der gläubigen Kirche zu achten sind, verlästert hat. Und der freche Lasterer des Christenthums dürfte und würde auch nach Staatsgesetzen, die das Evangelium durchgeistet hat, heut zu Tage noch nicht ungestraft bleiben. Nur bliebe freilich die Todesstrafe ausgeschlossen.

Die Hinrichtung Servets war so sehr entfernt, dem Rechtsgefühl der erleuchtetsten und mildesten Männer jener Zeit anstößig zu seyn, daß sogar, um vieler Anderer Zeugnisse zu übergehen, der sanftmüthige Melancthon darüber an Calvin schreibt: „Ehrwürdiger, geliebtester Bruder! Ich habe deine Schrift gelesen, durch welche du die entsetzliche Lasterung des Servets deutlich widerlegst, und ich danke dem Sohne Gottes, der ein Schiedsrichter und Vorsteher deines Kampfes gewesen. Auch wird die Kirche Christi dir sowohl jezt, als für alle künftige Zeiten Dank schuldig seyn. Ich bin ganz deiner Meinung, und erkläre auch, daß eure Obrigkeit, nachdem die ganze Angelegenheit den gesetzlichen Gang gegangen ist, durch den Tod dieses Lasterers nach allem Recht verfahren hat.“

Die junge evangelische Kirche zu Genf hätte auch ohne Gefahr des Verdachtes, als vermenge sie gleichgültig Glauben und Unglauben, Himmel und Hölle, Gott und Teufel, was uns von den Römischen bis auf diesen Tag reichlich vorgeworfen wird, den in aller Welt berühmtesten Spanier Servet nicht ungestraft freilassen dürfen. — Daß nun, nachdem das Schuldig erkannt war, das Todesurtheil über ihn verhängt, und an ihm vollzogen ward, ist nicht mehr so sehr die Sache der Richter, als die der Gesetzgebung.

Die evangelische Kirche hat jenen Scheiterhaufen zu Genf bereut und verworfen. Dieses Feuer war nicht in ihrem Herzen, sondern nur am Saume des von Rom verderbten Kleides, das sie jezt längst abgethan, entlammt, und ist verlöscht für immer. Aber wenn nicht so viel Haß sich dabei kund thäte, könnte es paßhaft erscheinen, daß die römische Kirche sich bis auf diesen Tag zu Gericht setzt über Calvin und Genf wegen jenes beklagenswerthen Ereignisses; diese römische Kirche, welche nicht aufhört, die Bartholomäusnacht und viele

tausend Morde zu ihren Heldenthaten zu zählen, zu Ehren welcher Bluthochzeit der Papst eine Denkmünze schlagen, mit allen Glocken läuten, mit Kanonen schießen ließ, diese römische Kirche, welche heut zu Tage wieder mit aller unverlöschten Wuth sich begilen würde, die Feuer der Verfolgung zu entzünden, wenn sie die Macht dazu hätte. — Man denke nur an die *Madiai* in *Florenz*. — Wir wollen nicht einmal das hervorheben, worüber sie ein lügenhaftes Schweigen beobachtet, daß sie selbst zu *Wienn* über jenen *Servet* das Todesurtheil zuerst gesprochen, und es auch gerne vollstreckt hätte, welches nachher zu *Genf* vollstreckt wurde.

Das biblische Prinzip der Reformation war durch diese libertinischen Schwarmgeister, welche, das Schriftwort verachtend, eine Religion des Fleisches und der geistlichen Willkür erstrebten, sehr gefährdet. Aber *Calvin* hatte äußerlich noch einen viel härteren Stand und Kampf wider die politischen Libertiner, die allenfalls das Bekenntniß des Evangeliums, nicht aber seine heilige und ernste Zucht dulden wollten. Freilich oft geschah es auch, daß beide Seiten des libertinischen Unwesens in Einer Person zum Ausbruch kamen, wie zum Exempel in jenem *Gruet*, von dessen Schrift bereits erzählt ist, daß sie wegen ihrer gräulichen Lasterungen auf Befehl des Rathes feierlich verbrannt wurde. Dieser Mensch war kurz vorher auf Hochverrath angeklagt, verurtheilt, und mit dem Schwerte hingerichtet worden. — Indes den politischen Libertinern, die meist dem alten, zum Theil sehr reichen und vornehmen Stamme der *Genfer* Bürgerschaft angehörten, war es hauptsächlich darum zu thun, ihre republikanische Ungebundenheit zu erhalten. Sie fühlten sich beengt durch den Geist christlicher Zucht, welcher anfang, in dem freien Staate sich geltend zu machen. Das Sittengericht, die Macht des Consistoriums, war ihnen ein Dorn im Auge. Sie sagten unwillig, die päpstliche Priesterherrschaft sey in diesem *Calvin* wieder zurückgekehrt.

Zum Chorführer dieser mißmuthigen *Genfer* Altbürger hatte sich *Perini* aufgeworfen. Ein vornehmer Herr, mit den ersten Familien verwandt, ehrgeizig, leichtsinnig, kühn, gewandt, glühend für die alte Freiheit, bald hochtrabend schwülstig, bald komisch und gemein in seiner Rede. Er war militärisches Oberhaupt, General-Kapitän des Staates. *Calvin* nennt ihn scherzweise den „komischen und tragischen Cäsar.“

Dieser hatte mit seinen Genossen, bei Gelegenheit einer Hochzeit, den strengen Gesetzen trozend, ein wüstes Zechgelage

gehalten. Die Schuldigen wurden vor das Sittengericht geladen. Sie gedachten durch Leugnen und Winkelzüge sich durchzuwinden. Calvin aber, wohl wissend, daß es jetzt gerade galt, den Ersten der Stadt zu zeigen, daß das Sittengericht nicht durch Ansehen der Person sich bestimmen lasse, stand von Zorn entbrannt auf, und rief ihnen zu: „Ich werde die Wahrheit bei Gefahr meines Lebens an's Licht ziehen. Ist euer hochzeitliches Haus, wenn der Ehebruch in ihm zur Tagesordnung wird, von den Gesetzen entbunden? Sie möchten sich doch, sagte er in größter Entrüstung, nur eine eigne neue Stadt bauen, wo sie sich ihrer Lust hingeben könnten; Aber so lange sie in Genf lebten, würden sie sich unter Christi Joch beugen müssen; wenn auch so viele Diademe im Hause des Faber, (Perini's Schwiegervater), als wüthende Köpfe darin wären, so würde dies nicht hindern, daß Gott doch der Herr bleibe.“ Die Androhung des Eides trieb sie zum Geständniß. Alle, unter ihnen eine der ersten Magistratspersonen, wurden auf einige Tage in's Gefängniß abgeführt. Das hatten diese Herren sich nicht versehen. Zähneknirschend rief jener alte Faber, als er sah, wie Calvin von einem Menschen begrüßt wurde: „Was grüßeſt du einen Hund? Jener Franzose, jene Hunde sind schuld, daß wir Sklaven sind, und jener Calvin hat Mittel gefunden, daß man ihm seine Sünden bekennen muß, und ihm seine Reverenz machen. Dieser Calvin habe ihn mehr geplackt, als vier Bischöfe, die er habe beerdigen sehen; ihn wolle er nicht als seinen Fürsten anerkennen.“ — Und auf dem Weg zum Gefängniß schrie er wüthend, indem er sich sträubte: „Freiheit! Freiheit! Ich will tausend Thaler geben, um eine große Versammlung aller Bürger zu haben!“ — Denn er meinte, daselbst würden die Bürger vom alten Schlag, seine Meinungs-Genossen, die Entscheidung haben.

Verstehen läßt sich's, daß dieser Durchbruch des reformatorischen Geistes den stolzen, freien Bürgern wie ein Nard in den Gebeinen brannte. Und erwarten läßt sich's, daß sie sich dem Sieg dieser neuen Zeit mit der ganzen Macht ihres Ansehens entgegen warfen. So hatte sich Perini durch gewaltsame Eimischung in eine Angelegenheit des Staates einen schweren Prozeß zugezogen. Das Volk, welches sich, als derselbe entschieden werden sollte, vor dem Rathhause versammelt hatte, erhob ein wildes, empörerisches Geschrei. Durch Calvin's muthvolle Unererschrockenheit wurde ein blutiger Zusammenstoß der wüthenden Massen verhütet. „Ich laufe herzu, erzählt er selbst, furcht-

bar war der Anblick; ich werfe mich in den dicksten Haufen, und rufe Gott und die Menschen zum Zeugen an, daß ich hergekommen sei, um meinen Leib ihren Degen entgegen zu stellen, und fordere sie auf, mit mir anzufangen, wenn sie Blut haben wollen.“ Endlich gelang es ihm draußen, wie drinnen in der Rathsversammlung, den Sturm durch die feurige Gewalt seiner Rede zu bannen. — Der Prozeß wird ruhig zu Ende geführt. Perini, der nach der Strenge des Gesetzes sein Leben verwirkt hätte, empfängt gleichwohl ein mildes Urtheil, welches ihn seines Amtes entsetzt.

Diese und noch andere Uergernisse und sittenlose Rohheiten folgten rasch auf einander. Calvin schüttet den Zorn seines um die Heiligung des Volkes eifernden Herzens in seinen Predigten aus: „Ich möchte Gott bitten, ruft er der Gemeinde zu, mich von dieser Erde zu nehmen; denn ich schäme mich, Gottes Wort hier zu predigen, wo solche Unordnungen stattfinden. Nun wollen wir uns noch rühmen, eine Reformation begründet zu haben! Gefahr ist vorhanden, daß Gott seine Hand gegen uns erhebe. Aber das ist von mir nicht gesagt, um euch zu reizen, meine Brüder, sondern um unser Elend zur Anerkennung zu bringen. — Lasset uns denn ein Jeder auf sein Haus sehen, auf unsere Person, und uns so heiligen, daß wir in dem Herrn leben, und Er in uns, und wir uns rühmen können, Gottes Kinder zu seyn!“

Aber die libertinische Gegenpartei hatte taube Ohren und trogige Herzen. Ihr Einfluß stärkte sich. Sie hatte es dahin zu bringen gewußt, daß Perini, der abgesetzte General-Kapitän, in den Magistrat gewählt wurde. Da mußte Calvin auf dornigem Boden gehen.

Perini glaubte es jetzt in seiner Hand zu haben, das verhasste Sittengericht dem Consistorium zu entwinden, und dem Rathe, also der Gewalt des Staates, einzuverleiben, und auf diese Weise das Kirchen-Regiment zu stürzen. Es gab bald Gelegenheit, mit der Ausführung dieses Planes den ersten Versuch zu machen. Ein gewisser Berthelier, ein verkommener, lasterhafter Mensch, war durch die kirchliche Behörde vom Abendmahl entfernt worden. Diesen nun erklärte der Rath aus eigener Macht durch ein mit dem Staatsiegel bekräftigtes Dokument für entschuldiget, und gab ihm zugleich damit die Erlaubniß, zum heiligen Abendmahl zu kommen.

Calvin, der diesen gesetzwidrigen Streich vernommen, erscheint mit der gesammten Geistlichkeit vor dem Rath, und erklärt,

er sei entschlossen, eher zu sterben, als das Mahl des Herrn zu schänden. Er erlangte nichts. Er faßte den Entschluß, in die Verbannung zu gehen.

Am nächsten Sonntag ermahnte er mit gewaltigen Worten die Gemeinde, mit heiligem Ernst das Abendmahl zu empfangen. „Viele,“ rief er, „verachten dies Sakrament!“ und nun erhob er die Hand, und erklärte feierlich, er werde dem Excommunicirten das Brot des Herrn nicht reichen. „Wenn Einer das Abendmahl von mir erzwingen wollte, mag er darauf bedacht seyn, was entstehen werde. Ich werde mein Leben eher verlieren, ehe diese Hand heilige Dinge denen gibt, welche als Verächter Gottes erklärt worden sind.“ — Eine heilsame Furcht ergriff die Versammlung, die so lautlos war, daß sie auch den Athem schien an sich zu halten. Und Berthelier wagte nicht, dem Tisch des Herrn sich zu nahen.

Am demselben Sonntag des Nachmittags stand Calvin wieder auf der Kanzel. Er verlas das 20. Kapitel der Apostelgeschichte, wo Paulus sich trauernd von der Gemeinde zu Ephesus trennt. „Ihr wisset, sprach er, wie ich unter euch gelebt habe; darum seyd wacker, und denket daran, daß ich während 3 Jahre nicht aufgehört, Tag und Nacht einen Jeden unter euch zu vermahnen; nun befehle ich euch Gott. — Ich bin nicht der Mann, das wisset ihr, der gegen die Obrigkeit ankämpfen will, oder Andere lehren, es zu thun. Ich ermahne euch Alle, in der Lehre zu beharren, die ich euch gepredigt habe; bereit bin ich noch, der Kirche und jedem Einzelnen zu dienen. Aber die Sachen stehen hier so, daß ich nicht weiß, ob ich euch nicht das Wort Gottes zum letzten Mal verkündige, da die, welche die Gewalt in Händen haben, mich zwingen wollen, etwas zu thun, was nicht vor Gott erlaubt ist. Ich muß euch also sagen, wie Paulus zu den Ältesten zu Ephesus: „ich empfehle euch, liebe Brüder, der Gnade Gottes.“

Er erscheint bald darnach mit den Ältesten und Predigern des Consistoriums vor dem Rath, um ihm anzukündigen, er werde sein Amt niederlegen, wenn nicht das Kirchengesetz aufrecht erhalten würde. Der Rath bittet ihn, im Amt zu bleiben, und verspricht, das Gesetz solle zu Recht bestehen. Jedoch war die ganze Angelegenheit nur vertagt. Die Schweizer-Cantone sollten ihr Gutachten abgeben.

Zürich antwortete dem Genfer Rath, ihre Ansicht sey, „daß sie ihre kirchlichen Gesetze beibehielten.“ Aber die Libertiner

wollten sich nicht fügen. Die Unruhen steigerten sich, der Riß zwischen den Parteien wurde immer tiefer und gefährlicher. Der Rath fand für nöthig, die Bürgerschaft mit gehobener Hand einen neuen Eid leisten zu lassen (am 2. Febr. 1554), daß man nach den Einrichtungen der Reformation leben, und allem Haffe entsagen wolle; ja, man rief selbst die Rache Gottes über die Weiber, Kinder und Häuser derer herab, die gegen dies heilige Gelübde handeln würden. Aber die Kirchen-Ordnung blieb dennoch ohne Kraft. Die Libertiner erfrechten sich bis zur öffentlichen Verhöhnung des Sittengerichtes.

Der Rath wurde bange. Er berief Calvin zu sich, und frug ihn, was er glaube, daß zu thun sei. Calvin setzte in einer klaren, kräftigen Rede alle Gründe für das Sittengericht auseinander, indem er zeigte, daß das Evangelium den Geistlichen die Macht gegeben, zu lösen und zu binden, daß, so wie es ihnen nicht zukäme, sich in weltliche Dinge zu mischen, so auch dem Staate nicht, sich des geistlichen Gerichtes zu bemächtigen. — Der Rath, durch seine sehr mißliche Lage nachgiebig gestimmt, ließ sich überzeugen; und die kirchliche Zucht wurde ausschließlich in die Hände des Consistoriums zurück gegeben.

Nun standen sich also die Gegenätze auf Tod und Leben gegenüber. Die Libertiner hatten an der Obrigkeit ihre Stütze verloren. Sie mußten, wenn sie nicht freiwillig sich unterwerfen wollten, was nicht von ihrem Trotz zu erwarten war, den letzten verwegenen Schritt wagen, sie mußten in offener, gewaltfamer Empörung wider das Gesetz mit der Obrigkeit um die Herrschaft ringen. Sie thaten es, und ihr Schicksal war entschieden. Ihre Häupter wiegelten in's Geheim das Volk zum Aufstand auf. Die Fischer und Schiffer der Vorstädte rotteten sich nächtlicher Weile zusammen, und zogen, mit Schwertern bewaffnet, in hellen Haufen vor das Rathhaus, wo eben der Magistrat versammelt war. Ein Syndicus tritt heraus, um die Aufrührerischen an das Gesetz zu mahnen. Er wird überfallen. Ein zweiter Syndicus eilt zu seiner Hülfe herbei. Aber Perini, der die Empörer anführt, entreißt dem Syndicus den Stab, das Abzeichen seiner obrigkeitlichen Würde. Wildes Geschrei erhebt sich: „Schlagt todt! Schlagt die Franzosen todt!“ Die Wachen der Stadt, die einschreiten wollen, werden mit bewaffneter Hand angegriffen. Die Franzosen, die auf der Straße sich zeigen würden, sollten ermordet werden. „Aber der Herr hatte einen tiefen Schlaf über sie ausgegossen, erzählt Calvin nachher,

denn Keiner von ihnen verließ in diesen Stunden der Gefahr sein Haus. Der Morgen kam auf diese Nacht der Angst. Die Obrigkeit war des Aufruhrs Herr, und ein Blutbad verhindert worden. Die Verschwörung war aufgedeckt, viele der Verwegenen wurden in's Gefängniß abgeführt. Viele Schuldige fanden Zeit, zu entfliehen. Unter ihnen Perini. Vier der Rädelshörer, deren man habhaft geworden war, wurden hingerichtet.

Endlich war die verwegene Umsturz-Partei gänzlich auf's Haupt geschlagen und vernichtet.

Die glückliche und entschiedene Wendung der Dinge war zum großem Theil auch den Flüchtlingen zu danken, welche aus Frankreich, Italien, Spanien und anderen Ländern, von Calvins Geist angezogen, in großer Zahl nach Genf kamen, um ihres Glaubens leben zu können. Sie gehörten meist vornehmen Familien an, und waren Männer von Geist und edlem, festem Charakter. Denn Schwächlinge haben nicht die Kraft, Hab, Gut, Heimath und weltliche Ehre für die Ueberzeugung, für den Glauben in die Schanze zu schlagen. Diese Männer nun standen recht als eine Schutzwache um Calvin und die kirchliche Ordnung her. Aber gerade deshalb waren sie den Libertinern auf's gründlichste verhaßt, und mußten den Stachel ihrer Feindschaft reichlich und schmerzlich fühlen. Sie pflegten dieselben kurzweg nur „die Franzosen“ zu nennen, weil sie Calvins getreueste Anhänger waren. Calvin, wohl wissend, was er an diesen edeln Männern habe, setzte es öfter durch, daß ihrer Viele in die Bürgerschaft aufgenommen wurden. So einst dreihundert auf Ein Mal; und noch kurz vor jenem letzten Ausbruch der Verschwörung wieder fünfzig.

Calvins Einrichtungen, welche im Sturm feste Wurzel geschlagen hatten, entwickelten nun in der Maiensonne des Friedens eine vielgestaltige Lebensfülle, dem Baume gleich, dessen Blüthen auf allen Zweigen bis in die äußersten Spitzen hinaus zum Vorschein kommen. Jetzt hatte Calvin Ruhe, Hand an den innern Ausbau des gereinigten, und mit den starken Mauern heiliger Ordnung umschützten kirchlichen Wesens zu legen. Er that die Brunnen edler und heiliger Wissenschaften auf. Ein Gymnasium und eine theologische Hochschule ward gegründet, und eine öffentliche Bibliothek gestiftet. Ein eben so reicher, als edelgesinnter Bürger, Namens Bonniard, gab sein ganzes Vermögen für diese Schöpfungen her. Als Lehrer wurden Biret, Beza und andere durch Wissenschaft und Frömmigkeit

ausgezeichnete Männer berufen. Die Lehranstalten wurden unter die Obhut und Pflege des Consistoriums gestellt. Am 5. Juni eröffnete Calvin durch eine feierliche Rede in der St. Peterskirche die Academie, deren Rector Beza ward. Von allen Seiten strömten Ausländer herbei. Um Calvin, welcher dreimal in der Woche Vorlesungen hielt, versammelten sich bei tausend Zuhörer.

Dies ist die Zeit, da der schottische Reformator, Knor, wie schon erwähnt wurde, sagt: „Genf ist die beste christliche Schule auf Erden seit der Apostel Zeiten.“ So hat dieser Mann Gottes, Calvin, durch den Heldenmuth seines Glaubens, durch die eiserne Kraft und Nachhaltigkeit seines Charakters, die Genfer Kirche, welche schon oft schien in Trümmer auseinander zu fallen, siegreich aus ihren unsäglichen Gefahren und anstürmenden Feindschaften hindurchgerettet, daß nun von ihr gesagt werden konnte: „Siehe, eine Hütte Gottes unter den Menschen, und eine Stadt des Herrn auf dem Berge, deren Licht weit hinausstrahlt in alle Lande.“

Und es ist nicht zu sagen, wie viele herzukamen, aus fernen Kirchen abgesendet, um bei Calvin sich Rath und Hülfe zu holen für ihre heimathlichen Verhältnisse. Wie ein Vater von seinen Kindern um Brot angegangen wird, so ward der Vater Calvin täglich angegangen von vielen nach der evangelischen Wahrheit hungernden und dürstenden Menschen. Und von Genf aus gingen Ströme lebendigen Wassers nach allen Seiten hin.

Hier ist nicht Raum, dies Alles auch nur flüchtig zu berühren. Wir müssen uns beschränken, nur in wenigen Hauptzügen den weitgreifenden Einfluß anzudeuten, welchen Calvin auf den Gang der Reformation und auf die Verfassung der evangelischen Kirche ausgeübt hat. Wir gehen vom Kleinen zum Großen.

In Frankfurt hatte sich eine kleine reformirte Gemeinde aus Flüchtlingen zusammengefunden. Sie wurde von Außen bedrückt durch Lutheraner, und war innen durch Streit zerrissen. Calvin, durch die Rathsherren eingeladen, reiste in Begleitung mehrerer Freunde nach Frankfurt, und stiftete Ruhe und kirchliche Ordnung in der Gemeinde. Später schreibt er noch oft Briefe an sie voll Trostes und väterlichen Rathes.

Auf England, besonders aber auf Schottland, gewann Calvin Einfluß durch den ritterlich kühnen und festen Reformator der Schotten, Johann Knor, welcher mehrmals und auf längere Zeit in Genf sich aufhielt, um, wiewohl ein

Mann von 50 Jahren, mit jugendfrischem Eifer unter Calvins Leitung den theologischen Studien obzuliegen.

Unmittelbar griff Calvin ein in die Gestaltung der polnischen Reformation. Nachdem er vorher schon mit mehreren einflußreichen Edelleuten dieses Volkes in Verbindung getreten war, wandte er sich endlich mit einem schwunghaften Schreiben an den polnischen König selbst. „Es breche endlich hervor jene heldenmüthige Kraft, heißt es darin, die nur zu lange in deinem Innern geschlummert hat! — Welche Verwandtschaft hat der Papst mit Petrus? Warum wäre nicht vielmehr der Sitz des Primats in Jerusalem, da, wo Christus selbst ohne Zweifel das Hohepriesterthum verwaltet hat? Ich, den der höchste König zum Herold seines Evangeliums und zum Prediger ernannt hat, fordere in seinem Namen Eure Majestät auf, da in Polen das Evangelium schon angefangen hat, aus dem argen Schatten hervorzugehen, die Sorge für das Reich Gottes jeder andern vorzuziehen! — Groß und Klein müssen aus dem Schlummer erwachen! Die Könige müssen Hand an's Werk legen, da Gott sie so hoch gestellt, um die ganze Welt zu erleuchten!“ Viele Briefe in dieser farbenhellen Weise, wie sie dem lebendig beweglichen Volkscharakter der Polen zusagt, sandte Calvin an die hervorragendsten Männer dieser Nation. Und die Polen wurden so begeistert für Calvin, daß sie bald dringend ihn aufforderten, zu ihnen herüber zu kommen. Er jedoch sandte ein Schreiben an die „hochherzigen Männer von Adel in Polen, welche das Evangelium angenommen,“ durch das er ihren Wunsch ablehnte; „zumal, heißt es darin, da der treffliche, treue Diener von Laszky jetzt bei euch ist, werdet ihr nicht wollen, daß ich meiner Nation entrissen werde. Den Herrn aber werde ich angehen in meinen Gebeten für euch.“

Aber gar bald hatte die Reformation für die Polen den Reiz der Neuheit verloren. Des Volkes leichtfertige Unentschiedenheit that Calvin weh. Auch viele sektirerische Schwarmgeister traten störend dazwischen. Doch seine Liebe für diese Nation erkaltete nicht. Das südlliche Feuer in derselben mochte ihn heimathlich anwehen. Er bewirkte eine Uebersetzung der heiligen Schrift in's Polnische, und hatte noch die Freude, daß seine Kirchenordnung und Kirchenzucht in Polen und Litauen eingeführt wurden. Eine seiner letzten Schriften enthält eine Ermahnung an die polnischen Brüder, „die rechte Lehre von Gott, dem Dreieinigen, festzuhalten.“

Es ist merkwürdig, daß eben dies sonst so leicht reizbare und zu Spaltungen geneigte Polen das erste Beispiel evangelischer Union gab, und schon im Jahrhundert der Reformation. Es geschah zu Sendomir 1570, wo Mährische Brüder, Reformirte und Lutheraner, sich vereinigten. Hernach aber, als Jesuiten des armen Volkes sich bemächtigten, fiel alsbald ein Gistthau auf diese schöne Pflanzung Gottes, und das Evangelium verwelkte in seinen Blüthen.

Calvins größtes und theuerstes Arbeitsfeld, welches er unwandelbar treu liebte, wie ein Sohn sein väterliches Erbe, das ist sein Frankreich, seine Heimath. Auf diesem weiten Acker erlebte er beides reichlich: Thränensaat und Freudenärnte. Wir wissen, wie er schon von Straßburg aus unermüdlich besorgt war, und sich anstrebte, seinen blutig verfolgten Landsleuten Linderung zu verschaffen, und wie er den französischen König Franz durch Abfassung eines evangelischen Glaubensbekenntnisses zu überzeugen gesucht hatte, daß jene Verfolgten nicht gefährliche, unruhige Köpfe seyen, sondern treueste Unterthanen und rechtgläubige Christen. Vergebens! Die Verfolgungen wurden im Gegentheil immer blutiger, wie wir später noch näher zeigen werden, so daß selbst katholische Schriftsteller ihren Widerwillen nicht verhehlen mögen. In Calvin aber, dessen Reden und Schriften als helle Funken des Evangeliums durch ganz Frankreich leuchteten, und in Hunderten und Tausenden Herzen den todesmuthigen Glauben entflammten, verehrten die Verfolgten ihren liebsten und treuesten Seelsorger. Seine Trostbriefe, deren er unzählige aussandte, gingen von Hand zu Hand, und fanden den Weg selbst in die tiefsten Kerker, als würden sie von Engeln hinein getragen. Von vielen stehe hier nur ein rührendes Zeugniß des begeisterten, kindlich unbedingten Vertrauens, das die Unglücklichen auf ihn setzten. Es ist der Brief eines um des Evangeliums willen Gefangenen. Anton Laborie heißt der glaubensfreudige Mann. Er war Gatte und Vater, und schreibt seiner Frau mehrmals aus dem Gefängniß; so auch dies: „Du weißt, daß du noch jung bist, und nun bist du von meiner Gesellschaft getrennt. Aber, da Gott es so will zu unserm wahren Besten, suche Trost in ihm, und sieh in Jesu Christo deinen Vater und deinen Bräutigam, bis er dir einen andern Gatten gibt! Ich bin überzeugt, er wird dich nicht verlassen. Bete zu ihm inniglichst, liebe ihn sey gottesfürchtig in Wort und That,

höre sein heiliges Wort, fliehe die bösen Gesellschaften, suche die Gottesfürchtigen! Folge nicht deinem eignen Kopf, sondern dem Rath unserer wohlwollenden Freunde, besonders aber dem Rath des Herrn Calvin, der nicht erlauben wird, daß deine Angelegenheiten übel gehen, wenn du dich nach seinem Willen führst. Du mußt es thun, ich flehe darum; denn du weißt, daß er durch den heiligen Geist geleitet wird. Wenn du dich wieder verheirathest, wie ich es dir rathe, so bitte ich, höre seine Meinung, und thue nichts ohne ihn. Nimm einen Mann, der den Herrn fürchtet, oder verbinde dich nicht. Aber ich glaube, daß der Herr also für dich sorgen wird, wie er weiß, daß es dir gut ist. Bete zu ihm vor allen Dingen, und baue auf seine Güte. Ich habe zu ihm gebetet, und bitte ihn beständig für dich. Du weißt, wie wir uns geliebt haben die ganze Zeit hindurch, die es diesem guten Gott gefallen hat, uns zusammen leben zu lassen. Sein Friede hat immer auf uns geruht, und du bist mir stets in allen Dingen sehr gehorsam gewesen. Ich bitte, daß du dich immer also und besser halten mögest bei dem Gatten, mit welchem Gott dich verbinden wird, und der wird stets mit dir und deiner Familie seyn. Gedenke oft der Anfänge (im Glauben), die du mit mir gehabt hast, obgleich ich nicht also meine Pflicht gethan, wie ich sollte. Fahre fort darauf zu bauen, damit du Gott mehr und mehr näher trestest! Wenn dein Vater von meinem Tode hört, wird er kommen, um dich in's Papstthum zurück zu führen; Aber ich beschwöre dich im Namen Jesu Christi, und durch die große Liebe, die du für dein Heil haben mußt, daß du ihn nicht hörst. Stoße ihn zurück und halte dich an die Gnade, die Gott dir gethan, dich in sein Haus zu führen. Ach, o jammervoller Gedanke! würdest du nicht unglücklich seyn, Gottes Haus zu verlassen, um zu dem Teufel zurück zu kehren? O welch ein Verderben würde dir folgen! Besser wäre es, du versänkest in einen Abgrund. Aber ich bin überzeugt, daß du eher sterben würdest, wie es dir auch heilsamer wäre, als nachzugeben. Und ich flehe zu Gott, daß er dich durch seinen heiligen Geist stärke. Meine Aeltern werden es auch versuchen, ihre kleine Enkelinn wieder zum Papstthum zurück zu führen. Aber ich befehle dir im Namen des Herrn, daß du nicht eine solche Bosheit zugebest, es mag dir geschehen, was da wolle. Denn ich erkläre dir feierlich, daß ich das Blut meiner Tochter aus deiner Hand vor Gott zurückfordern werde,

und daß du verantwortlich seyn wirst für ihr Verderben, wenn sie durch deine Schuld untergeht. Also um des Gehorsams willen, den du Gott schuldig bist, und weil du ihre Mutter bist, und mich liebst als deinen Vatten und ihren Vater, beschwöre ich dich, daß du das Kind in der wahren Gottesfurcht gut unterrichten lasset. Ich hätte gern deinem Vater und meinen Aeltern geschrieben; aber ich habe nur dieses Eine Blatt Papier und keine Dinte." — Es ist, als habe der stille, geheimnißvolle Glanz des hohenpriesterlichen Gebetes in diesem Brief einen Widerschein. Und man erkennt, wie diese Märtyrer Calvin als ihren Vater achten, der sie aufrichtet, dem sie die Ihrigen anvertrauen.

Calvin spannte auch alle Kraft und Klugheit an, der Raserei dieser Verfolgung Einhalt zu thun. Er sandte Beza, Farel und andere Männer zu den deutschen Fürsten, um durch ihr Ansehen den französischen König zur Schonung zu stimmen. Er selbst sendet ein dringendes Schreiben an sie: „Dreißig sind noch in abscheulichen Kerkern, heißt es darin, die Waldenser werden verfolgt, einer ihrer Prediger sitzt gefangen in Turin. Im Dauphiné ist die Verfolgung ausgebrochen. Kardinäle werden der Inquisition vorstehen. Der König von Frankreich will mit Schlaueit die deutschen Fürsten zurückhalten, um die Reformirten anzugreifen; ich aber schwöre es vor Gott und den Engeln, daß man in Frankreich alle die so nennt, welche nicht an das Mesopfer glauben. Soll man diejenigen verlassen, welche nicht glauben, daß der Herr Himmel und Erde mit seinem Fleische anfülle, sondern uns geistig gegeben werde? Die Hauptsache ist, daß wir alle Glieder des Herrn sind; daß dies nur fleischlich geschehen könne, würde gegen seine Allmacht seyn." — Es war vergebens. Die deutschen Fürsten waren schon durch jenen unseligen Eifer geblendet, der sie abhielt, in den Reformirten ihre Glaubensgenossen anzuerkennen.

In dieser Zeit der Bedrängniß wanderten viele Protestanten aus Frankreich nach Brasilien aus. Von Genf wurde ihnen ein Prediger nachgeschickt.

Nicht zu zählen sind die Briefe, welche Calvin an viele hochstehende und einflußreiche Männer Frankreichs schrieb, theils um sie zu gewinnen für den evangelischen Glauben, theils um sie darin zu stärken. Und so gedachte er, das Volk durch seine Feder für die gereinigte Lehre des Evangeliums zu erobern. Sein edelster Schüler ist der heldenmüthige Admiral Coligny, im

Leben und im Sterben ein leuchtendes Vorbild der Glaubens-treue. An ihn und dessen Gemahlinn schrieb einst Calvin: „Bemühet euch, Gottes heiliges Wort zu lesen, um euch immer mehr zu belehren, und euch in dem Glauben zu stärken, damit ihr euer ganzes Leben hindurch eine unüberwindliche Festigkeit zeigt, und alle Versuchungen überwindet. Heut zu Tage ist Alles erlaubt, nur den reinen Gottesdienst ausgenommen. Wir müssen also die Ehre Gottes zu Herzen nehmen, daß wir nicht anstehn, alle Dinge mit Füßen zu treten, wenn es darauf ankommt, sein Reich zu fördern; denn seine Gnade überstrahlt alle Herrlichkeit der Menschen.“

Aber unter dem Büthen und Morden ging durch Frankreich die Saat des Evangeliums immer reichlicher auf. Es war, als wenn die leuchtenden Scheiterhaufen, wie das Sommerlicht des Frühlings, auf sie wirkten. Ueber fünfzigtausend Märtyrer waren unter den Königen Franz und Heinrich zu ihrem Frieden eingegangen. Und nun zählte das Land schon bei fünf Millionen Reformirte, welche in zweitausend einhundert fünfzig Gemeinden zusammen geschaart waren. Um deren Einheit äußerlich und kirchlich zu gestalten, war in der Stille zu Paris eine allgemeine Synode zusammengetreten, welche von allen reformirten Kirchen beschiedt wurde. Diese verfaßte nun das berühmte Glaubensbekenntniß der französischen evang. Kirche in vierzig Artikeln, und weitere vierzig Artikel stellten die Kirchen-Ordnung fest. In beiden Theilen findet sich vollkommen klar und frisch Calvins Lehre ausgesprochen. Er selbst sagt von diesem Bekenntniß: „Es habe die Unterschrift des Bluts der Märtyrer, und sey der Auszug des reinen Wortes Gottes.“

Calvin sollte noch eine süße Frucht seines heiligen Eifers für sein Vaterland ärnten: die gesetzliche Anerkennung der evangelischen Kirche in Frankreich. Nämlich die Regentin des Landes, Catharina von Medici, welche die Zahl und Macht der Protestanten so erstaunlich wachsen sah, fürchtete ihren Haß, und wollte durch Freundlichkeit sie ihren Zwecken dienstbar machen, und sich ihrer gegen ihre mächtigen Feinde bedienen. Sie berief einen Convent katholischer und protestantischer Geistlichen nach Paris, welche im Refectorium des Nonnenklosters zu Poissy im September 1561 über die friedliche Gestaltung der religiösen Verhältnisse zu berathen angingen. Man hatte Calvin hingewünscht. Aber der Genfer Rath wollte ihn nicht ziehen lassen. An seiner Statt ging nun Beza, welcher auch der

geschickteste Mann zu dieser Sendung war. Denn ohne Calvins stürmisches, zürnendes Wesen zu haben, war er, als ein Edelmann, von seiner, gewandter Haltung, gelehrt, beredt, ruhig, und dennoch in seinem Muthen kühn und entschlossen. Calvin übernahm indessen alle Amtsgeschäfte Bezas. Und während des Convents lag er täglich im Gebet vor Gott, den er um einen guten Ausgang dieser Angelegenheit brünstig anflehte. Auch forderte er die ganze Kirche in seiner Predigt dazu auf. Und der Magistrat ließ auf seinen Rath in der Stadt bei Trompetenschall ausrufen, das Volk möchte sich demüthigen, und mit Ernst die Gotteshäuser aufsuchen. So harrete der feurige Luther in Coburg, während auf dem Augsburger Reichstag die Sache der Evangelischen durch den sanften Melancthon geführt wurde. —

Beza hatte großen Einfluß bei den Sitzungen des Convents. Oft auch predigte er vor der Regentin und in den Kirchen zu Paris. Doch verhütete er mehr das Schlimme, als daß es gelungen wäre, das Gewünschte zu erreichen. Ja, der Convent ging ohne Entscheidung auseinander. Aber Beza blieb noch, auf Calvins Anrathen, in Paris, um die günstige Stimmung zu nützen. Und so kam es denn endlich im Januar 1562 zu dem Edict, „durch welches den Reformirten in ganz Frankreich der freie Gottesdienst erlaubt wird, wenn er nur am Tage und außerhalb der Städte mit ihren Gebeten und Sakramenten begangen würde.“ — Calvin sagt hierzu: „Wenn dies Eine uns erhalten wird, so fällt das Papstthum in den Staub.“

Die Sache des Evangeliums nahm nun in Frankreich einen solchen Aufschwung, daß der Mangel an Geistlichen schmerzlich gefühlt ward. Calvin ward mit Bitten um Prediger überschüttet. Viele, durch ihn ausgerüstet, zogen hinaus in das große Aertniefeld.

Die evangelisch-reformirten Kirchen in Frankreich, Polen, die der mährischen Länder, in Schottland, bald auch in der deutschen Pfalz, und in anderen Städten und Gauen unseres Vaterlandes hatten nun ihre äußere Einheit gefunden durch die Presbyterial-Ordnung Calvins; und wurden innerlich schier täglich gestärkt und genährt durch seinen Herzblick, nämlich mit der Lauterkeit seines Glaubens, und mit der Fülle heiliger, heller, kräftiger Gedanken, die er unaufhörlich aus den Tiefen der heiligen Schrift hervorschöpfte.

Hierzu — nämlich dienten hauptsächlich seine Schriften,

welche er, man kann es sagen, schaarenweise aussandte, Heerlager des Höchsten, mit göttlicher Waffenrüstung angethan. Wenn man die Unruhe und Zerstreuungen bedenkt, in welche seine Person durch ununterbrochene Kämpfe und Arbeiten des Amtes oft gewaltsam hineingerissen ward, so weiß man nicht, worüber man mehr erstaunen soll, über die außerordentliche Menge seiner Schriften, oder über den goldschweren Gehalt, Tiefsinn und Gelehrsamkeit derselben. Denn nirgends findet sich weitschweifiges, wortreiches, müßiges Ausspinnen der Gedanken, keine Wiederholung des einmal Gesagten, überall Kürze und Kraft, und dennoch lichtvolle Klarheit. Meisterhaft verstand er es, seine oft strotzende Gedankenfülle knapp in die geschicktesten Worte zu kleiden. Classisch ist der Fluß seiner Rede in der französischen, wie in der lateinischen Sprache. Und so leicht und reich strömt Gedanke und Wort aus seinem Geist, daß das Schreiben ihm hinderlich ist. Viele der größten Werke hat er einem Schreiber dictirt. „Er ist, sagt ein Zeitgenosse von ihm, ein gespannter Bogen, jeden Augenblick bereit, Pfeile zu entsenden.“

Seine Werke sind nach dreien Richtungen zu unterscheiden: 1) ein Kämpfen wider die Irrthümer der römischen Kirche; 2) sie reinigen, vertheidigen und stellen fest die Lehren des evangelischen Glaubens; 3) sie erklären die heilige Schrift.

Die Zahl seiner Streitschriften wider den Papst ist groß. Mehrere sind im Verlaufe der Erzählung erwähnt worden. Sie tragen, was sich leicht erklärt, am meisten den Charakter jener Zeit: ungeschminkte Derbheit. Oft sind sie gewürzt mit dem Salz beißenden Spottes, in welchem sich nicht nur seine zürnende Entrüstung, sondern auch die Ueberlegenheit seines Geistes zeigt.

Seine Werke zur Feststellung des geläuterten evangelischen Glaubens und des aus demselben hervorquellenden göttlichen Lebens sind durch Tiefe und Schärfe theologischer Wissenschaftlichkeit von höchster Auszeichnung. Ihre Reihe wird gleich schon durch das Meisterwerk der „Institution“ eröffnet, und eben so wieder durch dieses selbe Meisterwerk, dessen Abrundung, wie zuvor gesagt, ihn sein ganzes Leben hindurch beschäftigt hat, geschlossen. — Alles Andere, was er sonst noch zur Vertheidigung, oder zum Ausbau der evangelischen Heilslehre geschrieben, sind entweder Auszüge, oder Erläuterungen der ganzen Institution, oder einzelner Stellen derselben. (Die beiden Catechismen, das

Genfer Glaubensbekenntniß u. s. w.) Zwei Punkte, in welchen sich Calvins Eigenthümlichkeit im Unterschiede von den deutschen Reformatoren concentrisch charakterisirt, gaben ihm, weil sie oft von den Lutheranern angegriffen wurden, Veranlassung zu mehreren Schriften: das ist die Lehre vom Abendmahl und die Lehre von der Gnadenwahl.

Was die Abendmahlslehre betrifft, so war Calvin sich zwar klar seines Unterschiedes von der lutherischen Auffassung derselben bewußt, aber dennoch der Meinung, eine Trennung dürfe deßhalb nicht stattfinden, sondern es werde sich eine Verständigung durch die Einheit der evangelischen Grundanschauung anbahnen. Und er deutet den Weg an, auf dem es geschehen werde, wenn er in einer hierauf sich beziehenden Schrift sagt: „Als Luther zu lehren anfang, behandelte er die Lehre vom Abendmahl so, daß er die Ansicht der körperlichen Gegenwart stehen ließ, so wie es damals Alle verstanden. Indem er die Verwandlung (Transsubstantiation) verwarf, nahm er das Brot als den Leib Christi an, weil es mit ihm verbunden, und gebrauchte harte Vergleiche. Darauf standen Zwingli und Oecolampadius auf, und da sie die fleischliche Gegenwart für einen Betrug des Teufels hielten, erklärten sie diese Lüge, da Christus, wie im Brote verborgen, angebetet wurde, für eine schändliche Abgötterei. Wir wissen es, worin Beide fehlten. Luther hätte von Anbeginn erklären sollen, daß er die lokale Gegenwart, von welcher die Papisten träumen, nicht annehmen könne, noch daß das Sakrament an Gottes Statt angebetet würde; ferner hätte er die Andern durch die große Bitterkeit seiner Ausdrücke nicht schmähen müssen. Die Gegner irrten darin, daß sie mit solcher Hartnäckigkeit die fanatische Meinung der Papisten bekämpften, und dabei vergaßen, die Wahrheit festzustellen. Wenn sie dieselbe auch nicht leugneten, lehrten sie dieselbe doch nicht so, als sie sollten. Auf beiden Seiten war der Fehler. Wir aber müssen darum nicht weniger unsere Pflicht gegen sie erfüllen, und nicht vergessen, welche Gnaden Gott uns durch sie mitgetheilt. — Unterdeß wird es genügen, daß eine brüderliche Freundschaft und Verbindung die Kirchen vereinige, so viel es der christlichen Einheit Noth thut. Laßt uns also alle, die wir nach der Einrichtung des Herrn im Glauben das Sakrament genießen, mit Einem Munde bekennen, daß wir in Wahrheit der Substanz des Leibes und Blutes Christi darin theilhaftig werden.“

Wir haben oben gesehen, wieviel freundlicher Luther zu dieser calvinischen Auffassung der Abendmahlslehre stand, als zu der zwinglischen. Aber später, und besonders nach dem Tode des Wittenberger Vaters, geriethen die lutherischen Theologen in ein böses Gezänke über diese heilige Lehre, und schütteten die gehässigsten Schmähungen über die Reformirten aus. Besonders that sich Westphal, ein lutherischer Pfarrer in Hamburg, durch die maasslosesten Lasterungen hervor. Calvin wechselte mit ihm einige Streitschriften über die genannte Lehre, schwieg aber, als jener zur Gemeinheit hinabsank, und äußerte wehmüthig: „Wenn heute dieser treffliche Diener Gottes (Luther) lebte, dieser treue Lehrer der Kirche, würde er nicht so bitter und unversöhnlich seyn, daß er nicht gerne dies Bekenntniß annehmen sollte, daß die Sacramente uns in Wahrheit dasjenige geben, was sie uns bildlich bezeichnen.“

Die Lehre von der Gnadenwahl Gottes, aus welcher Calvin's Gegner, theils aus Unverstand, theils böswillig die unsinnigsten Folgerungen gezogen haben, erregte in Genf und draußen vielen Streit. Er vertheidigte sie in mehreren Schriften aufs nachdrücklichste, besonders aber in einem größeren Werk, welches, weil die Genfer Geistlichen demselben einmüthig beistimmten, den Namen *Consensus* hat, und als eine Bekenntnisschrift angesehen wird. Calvin hält diese Lehre, durch welche der unerbittliche Ernst Gottes gegen das Böse in schärfster Weise ausgesprochen wird, für das stärkste Bollwerk wider die römische Leichtfertigkeit, die Lehre von der Sünde und der Sündenvergebung zu behandeln. Sie hat ihm gleiches Gewicht, um den evangelischen Gegensatz zur päpstlichen Kirche zu bezeichnen, wie jener Angelpunkt der Lehre Luthers: „Wir werden nicht durch Werke gerecht, sondern durch den Glauben allein.“ Es ist hier nicht der Ort, die geistige Verwandtschaft beider Lehrsätze nachzuweisen. — Uebrigens sagt Calvin selbst, die Gnadenwahl sey ein Geheimniß, das erst am jüngsten Tage werde aufgedeckt werden.

Calvin's Werke zur Erklärung der heiligen Schrift haben einen großen Umfang und einen unschätzbaren Werth; sie sind ein Gold, das seinen Glanz, Klang und Kostbarkeit nicht verliert, wie geprägtes Gold, welches das Bild eines herrschenden Mannes und hohen Geistes an sich trägt. Glaubensfrische, tiefe Gelehrsamkeit, und dennoch schmucklose Einfalt, und jene geniale Kunst, Verwandtes zusammen zu schauen, und das Wort Gottes geistvoll auf das praktische, vielgestaltige Leben zu be-

ziehen, sind in hohem Grade den Bibel-Erklärungen Calvin's eigenthümlich. Fast die ganze heilige Schrift hat er ausgelegt, nur mit Ausnahme der Offenbarung Johannis im neuen Testamente, und der meisten Geschichtsbücher im alten Testamente, von denen er jedoch gegen Ende seines Lebens das erste Buch Moses und das Buch Josua erklärt hat. Besonders zeichnen sich die Erklärungen der Psalmen und des Daniel aus, aus dem neuen Testamente seine Commentare zu den paulinischen Briefen.

Calvin's schriftstellerische Thätigkeit ist so bedeutend und umfangreich, daß man denken könnte, sie hätte allein ein langes Leben, das einsam in stiller Studirstube sinnend dahinlebt, ausgefüllt. Und doch scheint wiederum keine Studirstube, und kein ruhiges Stündlein zum Sinnen für ihn dagewesen zu seyn, wenn man seiner rastlosen, endlosen, verschiedenartigsten Arbeiten gedenkt, welche ihn hinaus in den amtlichen öffentlichen Wirkungskreis zogen: die Leitung der Geschäfte im Consistorium, das Sittengericht, die Predigerversammlungen, die Seelsorge in Genf und in weiteren Kreisen, seine Gutachten in Angelegenheiten des Staates, und anderer Städte und Kirchen, die theologischen Vorlesungen, die sonntäglichen Predigten. Außerdem hatte er eine Woche um die andere jeden Tag zu predigen; daneben die unzählige Menge Briefe, deren er täglich mehrere schrieb, und die meist nicht kurz sind. Ihrer sind bereits über Ein tausend zweihundert aufgefunden.

Seine weitgreifende Thätigkeit hatte ihn mit den meisten reformatorischen Männern in Berührung gebracht. Mit vielen stand er in persönlichem, herzinnigem Verkehr.

Der Zürcher Zwingli war schon heimgegangen, bevor Calvin auf dem Plane stand. Er achtete ihn, ohne für ihn begeistert zu seyn. Zwingli's Ansicht vom Abendmahle erschien ihm zu nüchtern. Calvin äußerte sich über eine Lobrede Zwingli's: „Jener glaubte Zwingli nicht nach Würden gelobt zu haben, wenn er nicht sagte, einen größeren zu hoffen sey Sünde. Mähe und Schatten zu schmähen ist unwürdig des Menschen, gottlos aber gewiß, nicht ehrenvoll von einem so großen Manne zu denken; aber es gibt auch eine Grenze in den Lobeserhebungen, von welcher jener sehr weit abgegangen ist. Ich wenigstens bin so weit entfernt, ihm beizustimmen, daß ich selbst jetzt schon viel Größere sehe, als Zwingli, Andere noch hoffe, Alle größer wünsche.“

Von Doctor Luther, den Calvin nie gesehen hat,

spricht er oft mit Ehrfurcht und Begeisterung. Er ist viel zu demüthig, um sich mit ihm zu vergleichen, den er weit über sich achtet, und viel zu selbstständig, um nicht Luthers Schwachheit, nämlich seinen unbeugsamen und oftmals zu herben und derben Mannestrog zu erkennen. Aber lieber entschuldigt er ihn deshalb, wie ein Sohn seinen verehrten Vater entschuldigt, als daß er ihn darum tadelte. Er äußerte einst: „Luther habe in seiner Zeit mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, als die Apostel zu der ihrigen, weil er es mit dem größten Reiche der Welt zu thun gehabt hätte.“ Viele auch der eifrigsten Bewunderer des Wittenberger Helden werden kaum dies Urtheil wagen. Einmal hat Calvin an Luther geschrieben. — Luther seiner Seits hörte oft und gern von Calvin, besonders da dieser in Straßburg lebte. Manche seiner Werke las er mit so großem Beifall, daß er hochachtungsvoll von ihrem Verfasser sprach. Bucer war der Vermittler zwischen beiden Männern. Dieser kam einst mit einem Briefe von Luther zu Calvin, den ein Wittenberger Kupferstecher überbracht hatte, und las ihm daraus folgende Stelle vor: „Grüße mir achtungsvoll den Sturm und Calvin, deren kleinere Schriften ich mit Vergnügen gelesen habe.“ Die erwähnten „kleineren Schriften“ bezogen sich auf das Abendmahl. Da brannte Calvins Herz vor Freude, daß der Doctor zu Wittenberg seiner so ehrend gedacht habe, dessen zustimmendes Urtheil ihm allen Widerspruch der Gegner aufzuwiegen schien. Diese Freude mußte Calvin gleich seinem Farel mittheilen, denn er schrieb: „Nur erinnere dich, was ich darin (in jenen Schriften) über das Abendmahl sage. Bedenke auch Luthers Freimüthigkeit. Philippus aber, (der auch einen Brief an Bucer gesandt hatte), — fährt der glückliche Calvin fort, — schrieb also: Luther und Pomeranus haben den Calvin und Sturm grüßen lassen. Calvin steht sehr hoch in Gnaden. Folgendes aber ließ Philippus noch besonders durch den Boten sagen: Einige hätten, um den Martin (Luther) aufzureizen, ihm angezeigt, er werde mit den Seinen von mir (Calvin) gehässig bezeichnet. Luther habe daher die bezeichnete Stelle durchgelesen, und ohne Zweifel gefühlt, daß er hier angegriffen würde. Endlich habe er also gesprochen: „Ich hoffe, er selbst wird einst besser von uns denken; aber es ist billig, daß wir von einem so trefflichen Geiste etwas ertragen.“ —

Dieses edle Wort der achtungsvollen Schonung und Anerkennung steht wider die gehässigen Zänkereien und feindseligen Verfolgungen, welche nachher zwischen den beiden evangelischen Schwesterkirchen entflammt sind, und noch immer nicht ganz erlöschen wollen, als ein mahnendes Zeugniß da bis auf diesen Tag, und bis ihr Schwesterbund vor Gott und vor dem Kreuz des Herrn, in welchen allein beide die Seligkeit glauben, ehrlich aufgerichtet ist. —

Mit Melanchthon war Calvin durch die wärmste Bruderliebe verbunden. Wir sahen, wie sie mehr, als in persönlichem Verkehr, ihrer Herzen, Sorgen und Hoffnungen vertraulich einander ausgeschüttet haben. Ihr Briefwechsel, der ernst und herzlich ist, beiden ein großer Trost in den bitteren Kämpfen, ist ein Denkmal der treuen, gesegneten Freundschaft der beiden Männer. Und als Calvin die Kunde vom Heimgang seines Freundes empfing, sprach er mit thränendem Auge: „O Philipp Melanchthon! Ich richte meine Worte an dich, der du jetzt vor Gott mit Jesu Christo lebst, und uns dort erwartest, bis der Tod uns wird vereinigt haben in dem Genuß dieses glücklichen Friedens. Hundertmal hast du mir gesagt, wenn du ermüdet von so viel Arbeit, und niedergedrückt von so viel Beschwerden, freundschaftlich dein Haupt an meinen Busen legtest: Gott gebe, Gott gebe, daß ich hier stirbe! Ich aber von meiner Seite habe tausendmal gewünscht, daß wir das Glück hätten, zusammen zu leben. Unser Zusammenseyn hätte dich gewiß tapferer und muthiger gemacht im Kampf gegen die Bosheit und den Neid, du hättest mit mehr Beharrlichkeit und Kraft die Angriffe der Lüge zurück gewiesen; so wäre die Bosheit Vieler in Schranken gehalten worden, welche von deiner großen Güte, die sie Schwachheit nannten, die Kühnheit gewonnen haben, übermüthig zu triumphiren.“

So steht Calvin unter den Vätern der Reformation, ein Vater der evangelischen Kirche, die er gleich jenen, wie sein Freund Beza sagt, auf seinen Schultern zu tragen scheint.

G. Calvin im häuslichen Leben, und sein Heimgang.

Luther sollte nicht, wie Calvin, die Macht und Herrlichkeit des evangelischen Glaubens in Gestaltung des öffentlichen, bürgerlichen und kirchlichen Lebens darthun. Calvin sollte

nicht, wie Luther, die Macht und Herrlichkeit des evangelischen Glaubens in Durchdringung und gemüthvoller Verklärung des häuslichen und Familienlebens darthun. Darin charakterisirt sich beider Nationalität. Der Genfer Reformator war Franzose, der Wittenberger Reformator war zugleich deutscher Hausvater. Desto gewisser ist Gottes Wille, daß die Confessionskirchen beider Männer ihre eigenthümlichen Vorzüge auch in dieser Hinsicht einander auszutauschen haben, lutherisch-evangelisches Familien-Leben und reformirt-evangelische Gemeinde-Verfassung.

Nicht ist gemeint, daß dem einen dieser großen Männer das ganz abgehe, wodurch der andere ausgezeichnet ist. Luther hat auch mit erleuchtetem Verstande an der Organisation der Kirche gearbeitet. Und hier ist auch von einem christlich schönen Familienleben Calvins zu reden.

Als Calvin von Straßburg zurückkehrte, wurde ihm vom Genfer Rath ein Haus in der Straße der Canonici eingerichtet, und ein Gärtlein dazugehan. Das lag in der Nähe des Stifts und der Kirche zu St. Peter. Im Stift hielt das Consistorium seine Sitzungen, nicht fern von der Kirche stand das Rathhaus. So war die Wohnung bequem für ihn gewählt.

Daß Calvin sich mit Idelette de Bures bereits zu Straßburg verheirathet hatte, und in glücklichster Ehe lebte, ist erzählt. Er liebte sie zärtlich; und ihre treue, sorgsame Liebe, ihre stille, verständige Theilnahme an seinen Freuden und Sorgen that dem vielumstürzten Manne unendlich wohl, wenn er aus dem Wellenschlag des öffentlichen Lebens zu ihr in die Stille heimkehren konnte. Er nennt sie ein seltenes Weib, ein Muster der Tugend. Den evangelischen Pfarrfrauen ist diese Idelette Calvins, neben der deutschen Katharina Luthers, ein edles Vorbild.

Sie hatte ihrem Manne aus ihrer ersten Ehe mehrere Kinder mitgebracht, denen Calvin ein treuer Vater wurde. Ein Söhnlein, das ihnen Gott schenkte, starb bald nach der Geburt. Calvin meldete es einem Herrn Jaq. de Bourgogne, der Pathe werden sollte, mit diesen Worten: „Der Herr hat uns eine große Wunde geschlagen durch den Tod unseres kleinen Sohnes, den wir bitter fühlen; aber er ist unser Vater, und weiß, was seinen Kindern Noth thut.“ — Als Calvin in Regensburg war, wüthete die Pest in Straßburg, und forderte auch aus seinem Hause mehrere Opfer. Idelette mußte flüchtig

werden. Er schreibt ihr in großer Besorgniß, „sie schwebe ihm Tag und Nacht vor Augen, rathlos und verlassen dort in der Gefahr, weil sie ihres Hauptes entbehre.“ Jetzt zwar noch nicht, aber nach einigen Jahren, noch viel zu früh für seine zärtliche Liebe, sollte kommen, was er damals fürchtete. Längere Zeit nämlich hatte Calvins Frau schon gekränkelt, als mit Anfang des Jahres 1549 ihr Leiden eine gefährliche Wendung nahm. In vielen Briefen aus jener Zeit, die er an seine Freunde schrieb, oder von ihnen empfing, ist der Krankheit seiner Frau Erwähnung gethan. So: „Mein Weib empfiehlt sich euren Gebeten, sie nährt ein langwieriges Uebel, dessen Ausgang ich sehr fürchte.“ Ein andermal: „Sie kränkelt nach ihrer Weise fort, — sie empfiehlt sich euren Gebeten: sie ist so durch die Gewalt der Krankheit mitgenommen, daß sie sich kaum hält; manchmal scheint sie in der Besserung zu seyn, dann fällt sie wieder zurück.“ In einem Brief Bucers, mit dessen Gattinn Calvins Frau zu Straßburg schwesterlichen Umgang hatte, heißt es zum Jahresanfang (1549): „Gott bitte ich gar sehr, daß er dir deine Gattinn gesund mache, und dies flehe ich mehr für die christliche Kirche, als für dich, damit du für dieselbe leichter und fröhlicher thun könntest, was du thust. Mein Amtsbruder und meine Frau erflehen beide Alles, was dir nur zu wünschen ist, für dies beginnende Jahr und in Ewigkeit.“

Aber schon Ende März, oder Anfang April rief Gott die Lebende ab. Seinen tiefen Schmerz weint Calvin aus in den Briefen an die Freunde: „Die Pflege meiner Freunde,“ schreibt er an Biret in Lausanne, „kann nicht ausreichen, was zu wünschen wäre; wie klein aber auch der Nutzen ist, so ist er mir doch ein so großer Trost, daß ich es kaum sagen kann. Da du die Zärtlichkeit, oder vielmehr die Schwachheit meines Herzens kennst, bist du gewiß überzeugt, daß, wenn ich nicht die ganze Kraft meines Geistes darauf verwendet hätte, meinen Schmerz zu lindern, ich ihn so nicht hätte ertragen können. Und wahrlich, die Ursach meines Kummers ist nicht gering. Ich bin von der besten Gefährtinn getrennt, die, wenn mir noch etwas Härteres begegnet wäre, die freiwillige Gefährtinn nicht nur der Verbanung und des Mangels, sondern selbst des Todes gewesen seyn würde. Während ihres Lebens war sie mir eine treue Gehülfinn in meinen Amtsgeschäften, und nie war sie mir in dem Kleinsten entgegen.“ — An Farel schreibt der trauernde Mann: „Du hast wohl schon den Tod meiner Frau erfahren; ich thue, was

ich kann, um nicht diesem Unglück ganz zu erliegen. Meine Freunde lassen auch nichts unversucht, um den Kummer meiner Seele nur etwas zu lindern. Als dein Bruder von hier abreiste, mußte man fast schon an ihrem Leben verzweifeln. Am Dienstag, da alle Brüder bei mir waren, erachteten sie es für das Beste, ein gemeinschaftliches Gebet unter uns zu halten. Und als Abel sie im Namen Aller zum Glauben und zur Geduld ermahnte, gab sie, da sie schon sehr schwach war, durch einige Worte zu erkennen, welche Gedanken sie in ihrer Seele bewegte. Ich fügte darauf eine Ermahnung, die sich auf ihren Zustand bezog, hinzu. — Den Tag, als sie ihre Seele Gott zurückgab, ermahnte unser Bruder Bourgouing sie gegen sechs Uhr Abends christlich. Während er sprach, rief sie von Zeit zu Zeit, so daß Alle leicht sehen konnten, ihr Herz sei weit über diese Erde erhaben: „O herrliche Auferstehung! O Gott Abrahams und aller unserer Väter! Die Gläubigen haben auf Dich gehofft von Anbeginn, in allen Zeiten, und Keiner ist in seiner Hoffnung zu schanden worden; ich werde auch Dein Heil erwarten.“ Diese kurzen Reden wurden mehr ausgestoßen, als ausgesprochen. Sie wiederholte nicht die Worte der Andern, aber sie sprach in wenigen Worten die Gedanken aus, welche ihren Geist beschäftigt hatten. Um sechs Uhr wurde ich von Hause weggeholt. Um sieben Uhr, als man sie anderswohin getragen hatte, fing sie an, immer schwächer zu werden. Da sie fühlte, daß ihr die Stimme schnell ausgehen würde, sprach sie: „Lasset uns Gott bitten, lasset uns beten, ihr Alle flehet Gott für mich an!“ In diesem Augenblick trat ich wieder in's Haus ein; sie konnte nicht mehr sprechen, gab aber noch Zeichen der gottesfürchtigen Gefühle ihres Herzens. Nachdem ich einige Worte gesagt von der Gnade Jesu Christi, von der zukünftigen Seligkeit, von unserm Beisammenleben und unserm Heimgehen, — sammelte ich mich zum Gebet, welches sie, wie die belehrenden Worte, mit vollem Bewußtseyn aufmerksam anhörte. Vor acht Uhr entschlief sie so ruhig, daß die um ihr Bett Stehenden den letzten Augenblick ihres Lebens kaum erkennen konnten. Obgleich ich sehr niedergebeugt bin, so erfülle ich doch mit Fleiß alle Pflichten meines Amtes, und unterdessen hat Gott mir neue Kämpfe bereitet.“ —

Der treue Biret schrieb folgenden Trostbrief an Calvin: „Das, was mir, wie aus Einem Munde, und zwar von den trefflichsten Zeugen, über die Festigkeit und Kraft deiner Seele

bei dieser so herben Wunde deiner Familie und der häuslichen Trauer gemeldet wurde, veranlaßt mich, zu glauben, dir eher Briefe mit Glückwünschen, als mit Trost schicken zu müssen, und dies um so mehr, je inniger ich die Zartheit deiner Seele, wie du es selbst nennest, kenne. Denn so muß man, glaube ich, dies Gefühl eher bezeichnen, nicht als Weichlichkeit. Es ist nämlich gar nicht eines weichlichen Geistes Werk, was du leistest. Daher kommt es, daß ich die in dir wirksame Kraft jenes heiligen Geistes desto mehr bewundere, der sich in dir des Beinamens des Trösters würdig erwiesen hat. Wie sollte ich nicht mit Recht jene Kraft in dir anerkennen, der du mit so starker Seele die häuslichen Unfälle erträgst, die bittersten, die dir nur im Privatleben begegnen, oder dich nur am nächsten berühren konnten, zumal du so gewohnt bist, dich bei den Unglücksfällen Anderer so bewegt zu fühlen, und durch ihr Leiden nicht anders ergriffen wirst, als ob es sich um deine eigne Sache handelte? Nicht klein, glaube mir, ist diese deine Kraft, nicht gewöhnlich das Zeugniß der göttlichen Liebe gegen dich. Daher schäme ich denn mich auch gewaltig, daß ich früher in einem ähnlichen Falle nicht dieselbe Kraft gezeigt, oder nur einen Schatten derselben errungen habe. — Du aber, im Gegentheil, bist so weit entfernt, gebrochen, oder geschwächt zu seyn in deinem Geiste, daß du vielmehr Andere durch dein Beispiel viel stärker zu machen vermagst, indem du beweistest, daß du auch das thun kannst, was du Andern vorzuschreiben gewöhnt bist. Wunderbar und unglaublich haben mich nicht sowohl die unverbürgten Gerüchte, als so viele Nachrichten erquickt, welche meldeten, du seiest ganz ungebrochenen Herzens, habest mit Geschicklichkeit, und glücklicher, als je bisher, alle Pflichten deines Amtes erfüllt, und seiest mit Gegenwart des Geistes allenthalben in euren Versammlungen zugegen gewesen, habest die Predigt gehalten, endlich alle, sowohl öffentliche, als Familiengeschäfte besorgt, so daß Alle Verwunderung ergriffen habe, und das um so mehr in der Zeit, wo der Schmerz noch frisch war, und folglich schneidender deinen Geist verwunden und niederbeugen mußte. — Meine Frau grüßt dich angelegentlichst, die keinen geringen Schmerz durch den Verlust ihrer lieben Schwester erfahren hat, und dieses Unglück als uns allen gemeinsam ansteht. Mich schmerzt es sehr, daß ich mich deines Angesichtes nicht erfreuen kann.“

Man erkennt aus diesen Briefen das herzlichste Verhältniß der beiden Ehegatten, das ein Quell glückseligen Fami-

lienlebens war. So bedurfte es des ganzen ehernen, durch den Glauben gerüsteten Willens dieses Mannes, um der Ueberwucht seines großen Schmerzes Meister zu werden. Calvins Ehe hatte neun Jahre gedauert.

Calvin hat sich nicht wieder verheirathet. Schriftliche Aeußerungen, die er viele Jahre später that, bezeugen, daß sein Schmerz über den Tod seiner Frau noch frisch war. Noch mehr, als vorher, ist ihm nun der Briefwechsel ein Bedürfniß, durch welchen er sein mittheilsames Gemüth den verwandten Herzen aufschließt, und den treuen, trauten Freundeskreis täglich an seine vereinsamte Seite zaubert. Die Freunde rühmen die Gemüthlichkeit, Leichtigkeit und das angenehme Wesen seines Gesprächs und persönlichen Umgangs.

Man erstaunt, wie dieser Mann, der in den großen Kämpfen des Geistes so Außerordentliches leistete, der gewohnt war, mit seinen Gedanken das Ganze, Tiefste und Fernste des reformatorischen Arbeitsfeldes zu beherrschen, dennoch nicht nur einen richtigen und raschen Blick, sondern auch ein praktisches Geschick hatte für das Kleinste, Gewöhnlichste und Unbedeutendste des alltäglichen Lebens. Einst, als ein vornehmer Herr nach Genf ziehen wollte, übernahm es Calvin, für ihn die nöthigen Einrichtungen zu treffen. Er miethet ihm ein Haus, er macht den Kostenanschlag zur Reparatur desselben, sorgt für den Garten und Weinbau, sendet demselben den neugefelsterten Wein, und kauft ihm eine Tonne feinen Wein. Als er mit der Uebearbeitung des Genfer Gesetzbuches beauftragt war, traf er unter Anderem auch Bestimmungen für die Wächter der Thürme und für den Artillerie-Inspektor bei Feuerlärm. Einst kam das Gerücht, von Frankreich werde ein Heer entsendet, um Genf, als den Sitz der Reformation, zu zerstören. Der Rath bot das ganze Volk auf, die Stadt in wehrhaften Vertheidigungszustand zu setzen. Da verließ auch Calvin sein Studierzimmer, und half Festungswerke bauen (1559). Der Magistrat schenkte ihm das Bürgerrecht. Das Heer blieb glücklicher Weise aus.

Calvins Haushalt war sehr einfach, um nicht ärmlich zu sagen. Sein Gehalt war niedrig, fünfzig Thaler, zwölf Strich Getreide, zwei Tonnen Wein, und die Wohnung. Später aber verzichtete er noch auf zwanzig Thaler von diesem Gehalte. Geschenke wies er immer zurück, für seine Werke nahm er eben so wenig ein Honorar, wie Luther. „In der Armuth

liegt eine verborgene Gnade, und glücklich, wer sie zu finden weiß.“ Er wußte sie zu finden, und hat uns Protestanten dieses arme, demüthige Leben durch sein Beispiel und seine Worte lehren wollen. Dem Bischof Rour ruft er zu: Fluch über die Pfarrer, die sich selbst weiden! Ist's nicht Sitte, daß die Hirten die Heerden weiden? Ihr aber habt die Milch gegessen, ihr habt das Fette getödtet, ihr habt euch mit der Wolle gekleidet, und doch habt ihr meine Heerde nicht geweidet.“ Alle Erleichterungen, welche der Rath, der seine Armuth sah, ihm zukommen lassen wollte, als Wein, Holz und Geld, schlug er beharrlich aus. Als einst ein schlechter Mensch vor dem Rath ihn eines üppigen Lebens beschuldigte, entstand ein allgemeines Gelächter unter den Rathsherren, und man fiel über den Lasterer her, weil Calvin so eben ein namhaftes Geschenk des Rathes ausgeschlagen, und geschworen hatte, er würde nicht mehr die Kanzel besteigen, wenn man ihn in seinem armen Leben störe. Als einst der berühmte Cardinal Sadolet, mit dem Calvin von Straßburg aus in Streit gerathen, durch Genf reiste, ließ er sich Calvins Wohnung zeigen, um den berühmten Mann in seinem Pallaste, wie er meinte, aufzusuchen. Er klopfte an die kleine Thüre, und Calvin selbst, in seinem einfachen Anzuge, öffnete ihm. Als der reiche Cardinal ihm seine Verwunderung aussprach, entgegnete der Prediger Christi, daß er in seinem Leben nicht Fleisch und Blut zu Rathe gezogen, nicht Reichthum, noch Größe der Welt gesucht habe, sondern die Wahrheit und Verherrlichung Gottes. Er aber, der Arme, fand überall Geld für Andre, ja, verschaffte selbst später einmal dem König Anton von Navarra auf seine Bitten eine große Summe Geldes, was erst die Wittve des Königs ihm wieder verschaffte. Wenn man nun aber doch über ihn herfiel, und ihn über seinen Reichthum verläumdete, — wie das noch jetzt römische Gegner thun, — so rief er seinen Gegnern zu: „Ich spreche nicht gern von mir; aber gewiß, wenn ich meinen Nutzen und meine Bequemlichkeit gesucht hätte, hätte ich mich nicht von euch getrennt. Mein einfaches Leben ist schon hinreichend Beweis für meine Armuth. So ich aber jetzt nicht dem Ruf des Reichthums habe entsiehen können, so wird der Tod mich doch von diesem Flecken befreien.“ Und in der That hat sein ganzer Nachlaß nur zweihundert Thaler betragen. Er pflegte täglich nur eine einzige Mahlzeit zu halten. Oft fastete er bis zum zweiten Tag. Er wollte da-

durch das heftige Kopfweh überwinden, welches ihm häufig beim Arbeiten sehr hinderlich war. Schlaf bedurfte er wenig. Morgens um fünf, oder sechs Uhr ließ er sich Bücher an's Bett bringen. Dann war immer ein Schreiber zur Hand, dem er dictirte. Seine meisten Werke sind in den Morgenstunden entstanden. Mußte er später hinaus zur Predigt, oder zur Vorlesung, so legte er sich bei der Rückkehr gleich wieder auf's Bett, um die unterbrochene Arbeit fortzusetzen. Seine große Magenschwäche war der Grund dieses Betthütens. Eine wunderbare Kraft des Gedächtnisses stand ihm zu Gebot. Nach vielen Jahren konnte er sich noch der kleinsten Einzelheiten unbedeutender Ereignisse erinnern. Unterbrach ihn Jemand beim Dictiren stundenlang durch Gespräche über fernliegende Dinge, so knüpfte er hernach, ohne das zuvor Geschriebene durchzusehen, richtig an das zuletzt gesprochene Wort wieder an, und fuhr ruhig fort, als sey keine Störung da gewesen.

Die Geselligkeit liebte er. Ja, der ernste Calvin verschmähte nicht die Theilnahme an einigen in der Republik erlaubten Volksspielen.

Calvin schwächte die Gesundheit seines ohnehin zart gebauten Körpers vor der Zeit durch den unablässig brennenden Feuereifer seines Geistes, und durch die Riesearbeit, welche er täglich und schonungslos sich zumuthete. Eine schwere Fieberkrankheit war schon 1556 so plötzlich zum Ausbruch gekommen, daß er die Kanzel mitten in der Predigt verlassen mußte. Das Fieber währte lange; brennende Hitze verzehrte ihn. Eine geraume Zeit mußte er das Zimmer hüten, und die Studenten kamen zu ihm in's Haus. Endlich begab er sich wieder in den Lehrsaal, oft zu Fuß gestützt auf Andere, manchmal zu Pferde, manchmal ließ er sich in einem Sessel tragen. Seit diesem Fieber blieb er leidend, und später kam noch viel körperliches Ungemach dazu: Podagra, Kolik, Blutauswurf, Gicht, aufgebrochene Geschwüre, Nierenleiden und Steinschmerzen. Er trug mit Geduld, und kämpfte männlich dawider an. Krankheiten hielt er für eine nützliche Uebung.

Als schon seine Leiden überhand nahmen, widerstand er doch noch lange seinen Freunden, die ihn dringend baten, er möchte

sich der Arbeit enthalten. „Wollet ihr,“ — pflegte er zu antworten, — „daß der Herr, wenn er kommt, mich müßig finde? Leidet es, daß Gott mich wachend, und an meinem Werke arbeitend sehe!“

Endlich mußte er doch nachgeben, und gönnte sich die Ruhe des Bettes. Der Rath hörte von der Gefahr, und beschloß am 10. März 1564: „Ein Jeder im Staate solle für die Wiederherstellung seiner Gesundheit Gott anflehen.“ Zugleich übersandte er ihm sein Gehalt, 25 Goldthaler, zur Hülfe in seiner Krankheit. Er aber, seinem Charakter treu, ließ sagen: „er könne jetzt keine Dienste mehr leisten, so verbiete ihm sein Gewissen, das Gehalt anzunehmen.“

Beza erzählt von dieser letzten Lebenszeit Calvin's: „Als wir Alle, Geistliche aus der Stadt und vom Lande, am 10. März zu ihm kamen, wie wir pflegten, fanden wir ihn angezogen in seinem Sessel an dem Tischlein sitzend, wo er gewohnt war zu schreiben, oder sich der Betrachtung hinzugeben. Wir waren erstaunt über seinen kurzen Athem. Als er uns von dort aus kommen sah, nachdem er eine Zeitlang geschwiegen, seine Stirn in die Hand gestützt, wie er pflegte, wenn er im Nachdenken war, sprach er endlich, sich erhebend, — (seine Stimme war oft unterbrochen, aber der Ausdruck des Gesichtes unaussprechlich heiter): — Geliebte Brüder! ich sage euch großen Dank für eure zarte Sorge um mich; ich denke in vierzehn Tagen zum letzten Male euren Versammlungen beizuwohnen (nämlich am Tage der brüderlichen Censuren); alsdann, denke ich, wird der Herr offenbaren, was er über mich beschlossen hat, und es wird geschehen, daß er mich zu sich hinauf nimmt.“ „An jenem Tage war er in der That zugegen. Sobald die Censuren in Frieden abgethan waren, welches zwei und eine halbe Stunde dauerte, sagte er, er fühle, daß ihm von dem Herrn etwas Linderung geschenkt würde, und als er das Neue Testament in französischer Sprache verlangte, las er uns selbst die Anmerkungen, die zur Seite stehen, und forderte die Meinung der Brüder ein, weil er es unternommen, die Bemerkungen zu verbessern. Den Tag darauf befand er sich nicht mehr so wohl. Am 27. jedoch ließ er sich bis zu den Thüren des Rathhauses tragen, stieg zu Fuß, gelehnt auf zwei Begleiter, die Treppe hinauf bis in's Versammlungszimmer. Dort stellte er einen neuen Rector für das Gymnasium dem Rathe vor; dieser leistete den Eid nach dem Geseze. Hierauf stand Calvin auf von einem untern Sitze, wo er sich

befand, und sein Baret abnehmend, dankte er dem Herrn für die Wohlthaten, die er von ihnen erhalten, besonders für die Güte, die man ihm während der letzten Krankheit erwiesen, „denn er fühle, daß er hier zum letzten Mal hergekommen.“ Diese Worte konnte er kaum mit dahinschwindender Stimme sprechen. Nun nahm er von den Rathsherren, denen die Thränen in den Augen standen, Abschied. Der erste Oftertag kam heran; es war der 2. April. Calvin war sehr schwach; das Auferstehungsfest wollte er aber zum letzten Mal mit der Gemeinde feiern. Im Sessel wurde er zur Kirche getragen, hörte die ganze Predigt, empfing das Abendmahl aus meiner (Beza's) Hand, und stimmte mit der Gemeinde das letzte Lied an. Es ist bekanntlich das Simeonslied: „Herr! nun lässest Du Deinen Diener im Frieden fahren, wie Du gesagt hast. Denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen, welchen Du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht zu erleuchten die Heiden, und zum Preis Deines Volkes Israel.“ Seine Stimme zitterte, aber auf seinen Zügen erblickte man jene Heiterkeit, welche die Christen nur allein kennen.“

Er ließ sich in diesen seinen letzten Tagen oftmals die Freunde zum Abendbrot einladen, um sich an den geistlichen Gesprächen mit ihnen zu erfreuen.

Am 25. April läßt er durch eine Gerichtsperson vor sieben Zeugen, indem er der gesetzlichen Form gewissenhaft genügt, seinen letzten Willen aufsetzen. Seinen Bruder Anton, der ihm wahrscheinlich nach dem Tode seiner Frau das Hauswesen besorgt hat, setzt er zum Erben seines Vermögens ein, welches auf dessen sechs Kinder übergehen soll; doch ein ungerathener Sohn bekommt einen kleineren Theil. Der Nachlaß bestand, wie schon gesagt, nur aus zweihundert fünf und zwanzig Thalern. Der Bruder bekommt zum Andenken außerdem einen silbernen Becher.

Und sein Testament ist in folgende Worte, als in köstliche Perlen der Demuth, eingefaßt: „Ich danke meinem Gott, daß er sich seines armen Geschöpfes erbarmt hat, und mich aus dem Abgrund der Abgötterei gezogen, um mir zur Klarheit seines Evangeliums zu verhelfen, ja, daß er mich der Lehre seines Heiles hat theilhaftig werden lassen, deren ich ganz unwürdig war, daß seine Barmherzigkeit und Güte meine so zahlreichen Fehler und Sünden so gütig und sanfmüthig ertragen, sie, die wohl verdient hätten, daß ich von ihm verworfen und vernichtet würde, vornehmlich aber, daß er in seiner Gnade und Liebe sich

meiner Arbeit hat bedienen wollen, sein Evangelium zu verkündigen. Ich bezeuge, daß ich leben und sterben will in diesem Glauben, den er mir gegeben. Keine andere Hoffnung habe ich, als die freie Erwählung, die mir von ihm geworden, die einzige Stütze meines Heils, und von ganzem Herzen umfasse ich die Gnade, welche Christus mir bereitet, damit alle meine Sünden in dem Verdienst seines Todes und Leidens begraben werden. Ich bezeuge, daß ich demüthigst von ihm ersehe, ich möchte also gereinigt und abgewaschen werden durch dies Blut des Erlösers, welches für die Sünden der Menschheit geflossen, daß ich bestehen könne vor seinem Richterstuhle, und sein Bild an mir tragen. Nach dem Maasse der Gnade, die mir geworden, habe ich sein Wort rein gelehrt in Predigt, Werken und Erläuterungen der Schrift; in allen Streitigkeiten mit den Feinden der Wahrheit bin ich nicht sophistisch verfahren, sondern rund und gradezu habe ich seinen guten Kampf bestanden. Aber wehe mir! — Der gute Wille, den ich gehabt, und der Eifer, wenn man es so nennen kann, ist so etwas Laues und Kaltes gewesen, daß unendlich Vieles mir gefehlt zur Erfüllung meines Amtes, und ohne Gottes unendliche Güte wäre unser guter Wille ganz eitel gewesen, ja, selbst die Gnade, die Gott mir verliehen, würde mich vor ihm strafbarer gemacht haben. Daher ich denn auch feierlich bezeuge, daß ich keine andere Kraft des Heils anerkenne, als daß Gott, welcher der Gott der Barmherzigkeit ist, sich mir als barmherziger Vater erzeige.“

Zwei Tage nach Abfassung dieses Testaments ließ er dem Magistrat und den Rathsherrn sagen, er wünsche vor seinem Heimgange sie noch einmal im Rathhause versammelt zu sehen, wohin er sich tragen lassen wolle. Darauf beschloß der Senat, zu ihm zu kommen. Am Morgen des 27. April begab er sich in feierlichem Zuge in Calvin's Wohnung. Sie dankten ihm für die Dienste, welche er der Kirche geleistet, mit der Versicherung, daß sie stets seiner Familie aus Dankbarkeit gnädig gedenken würden. Er aber, als er sie Alle um sich versammelt sah, und sie sich gesetzt hatten, nahm seine ganze Kraft noch einmal zusammen, und es wurden folgende Worte, während er sprach, aufgeschrieben:

„Hochgeehrte Herren! Großen Dank muß ich euch aussprechen für alle Ehren, die mir Unwürdigen durch euch geworden sind. Meine vielen Mängel habt ihr immer mit vieler Geduld ertragen, was für mich der größte Beweis eures besondern Wohlwollens

ist. Ich habe hier viele Kämpfe und Beleidigungen erduldet; denn es muß jeder Christ in seinem Leben geübt werden; ich erkenne, es war nie durch eure Schuld. Jetzt geht meine eifrigste Bitte dahin, daß, wenn ich nicht Alles gethan, wie ich sollte, ihr es meinem Unvermögen, nicht meinem Willen zuschreibet. Denn dies bezeuge ich, von ganzer Seele bin ich eurer Republik zugehan gewesen, und aus allen meinen Kräften habe ich das allgemeine Beste gewollt, obgleich ich meine Pflicht nicht erfüllt, wie ich sollte. Frevelhaft wäre es wiederum, wenn ich es verhehle, daß der Herr sich meiner Arbeit nicht ohne Nutzen hat bedienen wollen. — Vielen Dank bin ich euch schuldig, ich erkenne es gern, daß ihr meine ungezügelte Hestigkeit mit Sanftmuth ertragen habt. Diese Sünden, bin ich überzeugt, wird Gott mir verziehen haben. Was die Lehre betrifft, die ihr von mir gehört, so bezeuge ich, daß ich Nichts gewagt auf's Ungewisse hin, sondern rein und treu das mir anvertraute Wort gelehrt habe. — Dies Zeugniß lege ich desto lieber ab, da ich nicht zweifle, Satan werde nach seiner Gewohnheit arge, leichtsinnige Schwindelköpfe erwecken, die reine Lehre zu verderben, die ihr von mir gehört habt.“ Nun erwähnt er der großen Wohlthaten Gottes, die derselbe über die Stadt ausgeschüttet, und fährt fort: „Ich, ich auch bin der beste Zeuge, aus welchen und wie großen Gefahren die Hand des Höchsten euch befreit. Ihr wisset es wohl, auf welcher Stelle ihr steht. Ihr möget nun Glück, oder Unglück haben, so bitte ich, behaltet es vor Augen, daß Gott allein Der ist, welcher Reichen und Städten Festigkeit giebt, und als Solcher von den Menschen verehrt seyn will.“ Hier erwähnte er das Beispiel Davids, und fährt fort: „Geht es unglücklich, und wenn auch der Tod auf allen Seiten drohen sollte, hoffet dennoch auf den, der auch die Todten auferweckt! Soll es dieser Republik wohlgehen, so sorget dafür, daß diese heilige Stätte von Lastern frei bleibe. Gott allein ist der große Gott, der König aller Könige, der Herr aller Herren; mit Ehre überschüttet er die, so ihn ehren; seine Verächter verwirft er. Ich kenne wohl das Gemüth eines Jeglichen unter euch, und weiß, daß ihr der Ermahnung bedürfet. Keiner ist, auch der Trefflichste, dem nicht Vieles fehlte. Die Greise ermahne ich, daß sie nicht die Jüngeren, mit Gottes Gaben Geschmückten beneiden; die Jüngeren, daß sie sich nicht überheben. Vermeidet persönliche Feindschaft und jede Bitterkeit. In der Handhabung der Gerechtigkeit sey nie, — ich beschwöre euch, — von Gunst oder

Feindschaft die Rede! Keiner verdrehe das Recht durch Umwege der Künste, Keiner suche durch Empfehlung die Strenge des Gesetzes zu schwächen! Wird Einer von einem argen Gefühl bewegt, so widerstehe er ihm mit Standhaftigkeit, und sehe auf Gott, der ihn zu dieser seiner Würde emporgehoben, und erlesche von ihm den heiligen Geist! Zuletzt bitte ich noch einmal, vergebet mir meine Schwachheiten, welche ich vor euch, verehrte Herren, gern eingestehe und erkenne, wie sie vor Gott und den Engeln bekannt sind!" Er schloß diese Rede mit einem brünstigen Gebet für die Rathsherren „daß der große und gute Gott sie mit seinen Gaben mehr und mehr schmücken, und durch seinen Geist leiten möge für das Heil der Republik.“ Darnach reichte er ihnen Allen seine Rechte, und entließ sie, welche Thränen vergossen, als ob sie Alle von ihrem Vater Abschied genommen hätten.

Folgenden Tages, am 28. April, versammelten sich auf seine Bitte alle Geistlichen des Genfer Gebiets um sein Lager; und er sprach zu ihnen: „Brüder! nach meinem Heimgang beharret in unserm Werke, und möge euer Geist nie schwach werden; denn der Herr wird diese Republik und diese Kirche gegen alle Drohungen der Feinde bewahren. Alle Streitigkeit sey von euch fern, gegenseitige Liebe umfasse euch! Denkt beständig an das, was ihr dieser Kirche, in welche der Herr euch gestellt, schuldig seyd; nichts ziehe euch je davon ab! Ich weiß wohl, es könnte Einigen leicht werden, ihrer Pflicht überdrüssig, durch versteckte Wege zu entfliehen; diese aber werden erfahren, daß man den Herrn nicht hintergehen kann. Als ich zum ersten Mal in diese Stadt kam, predigte man schon das Evangelium; aber die größte Unordnung herrschte, als ob das Christenthum nichts Anderes wäre, als ein Umreißen der Bilder, und nicht in geringer Zahl waren die Frevelhaften, von denen ich unendlich viel Schändliches erduldet habe. Aber der Herr, dieser unser Gott, hat mich, der ich von Natur, (ich sage, wie es sich verhält,) sehr wenig wegen war, so gestärkt, daß ich nie durch ihre Angriffe überwunden worden bin. Aus Straßburg kehrte ich hierher zurück, gegen meinen Willen diesem Rufe folgend, weil ich meinte, diese Arbeit würde ganz unnütz seyn. Denn ich wußte noch nicht, was der Herr in seinem Rathe vorhatte, und das Unternehmen war mit vielfältigen und den größten Schwierigkeiten verbunden. Aber in diesem Werke fortschreitend, merkte ich endlich durch die That selbst, daß der Segen des Herrn mit meiner Arbeit war. Stehet denn fest, auch ihr, in diesem

Berufe. Die eingefeste Ordnung haltet fest; sorget dafür, daß das Volk in der Liebe zur Lehre bleibe! Denn einige Gemüther sind böse und hartnäckig. Der Stand der Dinge, wie ihr seht, ist jetzt so übel nicht. Daher würdet ihr desto schuldiger vor Gott seyn, wenn durch eure Schlaffheit Alles erschüttert würde. Ferner bezeuge ich, daß ich auf's Innigste mit euch durch eine wahre und treue Liebe verbunden gelebt habe, und in diesem Gefühle nun von euch scheide. Wenn ihr vielleicht in dieser Krankheit mich weniger freundlich gefunden habt, so bitte ich um Verzeihung. Unendlich viel Dank muß ich euch sagen, daß ihr während ich leidend bin, die Last, welche mir obliegt, auf euch genommen habt!" —

„Nachdem er dies gesagt, — erzählt Beza, — reichte er einem Jeden seine Rechte. Wir aber, mit trauernden Seelen und feuchten Augen, gingen darauf von ihm.“

Als Calvin vernahm, daß der alte Farel, der fünf und siebenzigjährige Greis, sich anschickte, von Neuchâtel aus ihn noch einmal zu besuchen, ließ er sich rasch das Schreibzeug bringen, und schrieb an ihn diesen Brief: „Lebe wohl, mein bester und redlichster Bruder! Und da Gott will, daß du mich überleben sollst, lebe eingedenk unserer innigen Verbindung, welche, so wie sie der Kirche Gottes nützlich gewesen ist, uns bleibende Früchte im Himmel bringen wird. Ich will nicht, daß du dich meinethalben ermüdest. Mein Athem ist schwach, und beständig erwarte ich, daß er mir ausgehe. Es ist mir genug, daß ich in Christo lebe und sterbe, welcher den Seinigen Gewinn ist, im Leben und im Sterben. Noch einmal, lebe wohl mit den Brüdern! Genf, den 2. Mai 1564.“ Der Brief ist in lateinischer Sprache abgefaßt. Es sind die letzten Worte, die er geschrieben hat.

Aber Farel, der alte Treue, kam dennoch. Sie speisten am Abend zusammen, zur Erinnerung an die Fortdauer ihrer Freundschaft und Einheit in dem Werke des Herrn.

So waren jene drei schwesterlichen Elemente der menschlichen Gesellschaft, denen dies große, herrliche Leben sich geweiht hatte, um sie durch das lautere Evangelium zu verjüngen, es waren nach einander Staat, Kirche und Freundschaft an seinem Lager erschienen, damit jedes seinen Segen von dem sterbenden Patriarchen empfahe. Und der ganze Adel seines väterlichen Ernstes, seiner seelsorgerischen Weisheit, seiner christlichen Demuth und Freimüthigkeit, und der ganze Adel seines Geistes und Gemüthes

glänzen noch einmal auf in diesen Scheidegrüßen. Jenem Erzwater ist er zu vergleichen, der am Lebensabend seine zwölf Söhne segnet, und sterbend die Glorie eines Propheten des Höchsten gewinnt.

„Die übrigen Tage nach Jarels Abschied, — erzählt Beza — bis zu seinem Ende brachte Calvin fast in einem beständigen Gebete zu. Seine Stimme war des kurzen Athems wegen nur wie ein Seufzer. Aber die Augen glänzten hell bis zuletzt, er hielt sie zum Himmel gerichtet, mit einem so schönen Ausdruck in den Gesichtszügen, daß man den Eifer des Gebets und die Hoffnung, welche ihn beseelte, deutlich erkennen konnte. Sein Leben war ganz in Schmerz aufgelöst. Oft seufzte er mit David (Psalm 39.): „Ich will schweigen, und meinen Mund nicht aufthun; Du wirst es wohl machen,“ oft mit Hiskias (Jes. 38.): „Ich seufze, wie eine Taube.“ Einmal, als er mit mir sprach, rief er aus: „Du zermalmest mich, o Herr! Aber es ist mir genug, daß es Deine Hand ist.“ —

„So lebte er noch bis zum 19. Mai, an welchem Tage wir die Gewohnheit haben, — berichtet Beza weiter, — die Censur über die Lehre und den Lebenswandel der Geistlichen abzuhalten, und ein Mahl zusammen zu nehmen, zum Zeichen der Freundschaft, die uns verbindet, weil wir zwei Tage darauf das Abendmahl zum Pfingstfeste feiern. An diesem Tage, da er zugegeben, daß wir in seinem großen Zimmer das gemeinschaftliche Mahl bereiteten, sammelte er seine Kräfte, wie er konnte, und ließ sich von seinem Bette auf einem Sessel nach dem ersten Zimmer tragen. Beim Hereinkommen sagte er: „Ich komme heut zum letztenmal, euch zu sehen, Brüder, und werde nie mehr mit euch zu Tische sitzen.“ Das war der Anfang dieses so traurigen Mahles. Dennoch sprach er, wie es ihm seine Kräfte erlaubten, das Gebet, nahm ein klein wenig Speise, und sein Gespräch war noch heiter, so wie es zur Zeit möglich war. Danach, (das Mahl war noch nicht ganz beendigt,) als er gesagt, daß man ihn in das Nebenzimmer, seine Stube, welche an den Saal stieß, trage, sprach er zu der Versammlung mit dem freudigsten Ausdruck: „Eine Wand zwischen uns wird nicht hindern, daß ich, obgleich leiblich von eurer Versammlung getrennt, doch im Geiste mit euch verbunden bleibe,“ welches er wohl in Bezug auf seinen nahen Tod und seine zukünftige geistige Gegenwart unter uns gesagt hat. Wie er vorausgesagt, so geschah es. Denn bis zu diesem Tage hatte

er sich, wie krank er auch war, immer aufrichten, und in seinem Sessel vor seinen kleinen Tisch hintragen lassen. Aber von jenem Tage an blieb er beständig in liegender Stellung, unbeweglich, seine Gesichtszüge unverändert; der Leib aber war so abgezehrt, daß eigentlich nur der Geist übrig geblieben war. Und wer Calvin also auf dem Sterbebette sah, mußte an jene aus der Gefangenschaft zurückgekehrte Israeliten denken, als Gott zu den Propheten sprach: „Ist dieser nicht wie ein Brand, der aus dem Feuer errettet ist?“ (Sach. 3, 2.) Also Calvin, der, mit so vielen Gaben geschmückt, in's Leben eingetreten, zuletzt nichts mehr war, als ein Brand, der aus dem Feuer gezogen; aber im Dienste des Herrn hatte er sich verzehrt.“

„Am dem Tage, als er starb, (es war der 27. des Mai-monats,) schien er viel stärker; die Stimme war gut, und er sprach ohne Mühe. Doch es war der letzte Aufschwung der Natur. Denn am Abend, ungefähr um 8 Uhr, erschienen plötzlich die sicheren Zeichen des Todes. Ich war so eben da gewesen; es wurde mir, wie einem der Brüder, kurz vorher durch den Diener gemeldet. Schnell lief ich hin, und fand ihn, als er eben ganz ruhig eingeschlafen, ohne Zuckung an Händen, oder Füßen. Nicht schwerer hatte er geathmet. Das Bewußtseyn, die Urtheilskraft, die Stimme selbst hatte er, fast bis auf den letzten Athemzug, behalten, und er lag da, einem Schummernden viel ähnlicher, als einem Gestorbenen. Also ist an jenem Tage mit der untergehenden Sonne dies glänzende Licht, welches zur Wiederherstellung der Kirche in der Welt erschienen war, in den Himmel aufgenommen worden. Und wir können wohl sagen, daß es Gottes Wohlgefallen war, uns in diesem Einen Menschen ein Vorbild zu geben, wie wir christlich leben und sterben müssen.“

„Die Trauer in der ganzen Stadt war groß. — Viele wollten noch einmal sein Antlitz sehen, und sie konnten selbst von seiner Hülle nicht entfernt werden. So auch einige Fremde, die aus fernen Landen gekommen waren, ihn zu sehen und zu hören. Zu Anfang wurden sie Alle zugelassen. Doch da dies als bloße Neugierde erscheinen konnte, und um den Verläumdungen der Gegner vorzubeugen, (welche gemeint hätten, daß wir seine Hülle abgöttisch verehrten), schien es seinen Freunden besser, daß er des andern Tages am Morgen, — es war der Tag des Herrn, — in ein Leichentuch eingehüllt, nach der dortigen Sitte, in einen einfachen hölzernen Sarg geschlossen würde. Um zwei Uhr nach Tisch trug man ihn hinaus nach dem

Kirchhofe, welchen sie Plein Palais nennen. — Alle Patrizier aus der Stadt folgten, mit allen Geistlichen, den Professoren der Hochschule, fast die ganze Stadt, Männer und Weiber, nicht ohne viele Thränen, durchaus ohne äußere Pracht, wie er es gewollt, so daß einige Monate später, als mehrere Studenten eintrafen, und hinausgingen, das Monument Calvins zu suchen, sie sich sehr getäuscht sahen. Denn sie meinten Erz und Marmor zu sehen, und fanden nichts als Erde, wie auf allen andern Gräbern.“

Zum Schluß sagt Beza: „Ich will nicht einen Engel aus ihm machen. Aber seine allzu stürmische Hestigkeit, dieser einzige Fehler, den ich an ihm gekannt, war im gewöhnlichen Leben so gemildert durch liebliche Tugenden, und so wenig von den andern Fehlern begleitet, welche gewöhnlich mit ihr verwandt sind, daß kein Freund je durch ihn beleidigt worden ist. Nicht ein gewöhnlicher Zorn war es. Gott hat diesen Eifer herrlich für sein Reich gebraucht, wie die heilige Entrüstung der alten Propheten der Kirche für alle Zeiten nützlich gewesen ist. — Die, welche ihn nicht kennen, werfen ihm Ehrgeiz und Herrschsucht vor. Wenn er sie gesucht, wer hätte ihn gehindert, diese Lüste zu befriedigen? Wer hätte ihm den ersten Platz streitig machen können? — Man kann wohl sagen, daß Gott so in ihm gewirkt, daß, so viel, wie es das Leben der Gläubigen in dieser Welt gestattet, er ein Mann war, der Demuth zeigte, ohne Schwachheit, und Größe ohne Stolz. — Obgleich ich nicht ohne tiefen Schmerz an seinen Tod denken kann, so tröstet mich doch bei seinem Hinscheiden aus der Welt der Gedanke, daß dieses schöne Ende wie eine Krone und ein Schmuck seines ganzen Lebens gewesen ist.

Gott hat seinen Diener durch seine gelehrten und heiligen Schriften der ganzen Welt die Wahrheit des Heils verkündigen lassen, und sie werden bis an das Ende der Zeiten wirken, wo wir Gott von Angesicht sehen werden, um mit ihm zu leben und zu regieren in Ewigkeit.“

Gewiß, wir Deutsche können des Gefühls uns nicht erwehren, blutsverwandt mit unserm Doctor Luther zu seyn, und nennen uns darum gern Kinder seiner Geistes-eigenthümlichkeit und seines Apostelamtes an unser Volk. Auch hatte die Siegeskunde und der Frühlingshauch des Evangeliums von Deutschland her Frankreich schon sonnig durchzogen, als Calvin den Ruf des Herrn vernahm. Und das will viel heißen. Aber be-

kennen müssen wir es mit freudigstem Dank gegen Gott, der nach seiner Weisheit jedem seiner Helden ein besonderes Werk auszurichten gibt, und mit Begeisterung für diesen großen prophetischen Mann Calvin, daß derselbe aus dem festen Granit der heiligen Schrift und des apostolischen Urchristenthums den evangelischen Gemeinden ihre Kirche erbaut hat, in welcher sie alle noch, eine jede nach ihrer Weise, brüderlich einmüthig dem erwürgten Lamme ihr Herz und Leben werden zum Opfer darbringen, welches würdig ist zu nehmen Lob und Ehre und Preis und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit.



Die französischen Märtyrer aus dem Beitalter der Reformation.

„Fürchte dich nicht, du kleine Heerde! Denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben.“ (Luc. 12, 32.)

Eine große Menge von Blutzegen war schon in die ewige Ruhe eingegangen. Aber sie glichen nur einzelnen Samenkörnern, aus denen ein herrliches, weites Erndtefeld evangelischer Bekenner aufsprossen sollte. Es ist höchst bedeutsam und interessant, hierüber das Zeugniß eines römisch-katholischen Schriftstellers zu hören, der damals lebte. Er entwirft uns von seiner Zeit folgendes Bild:

„Auf allen Seiten waren die Feuer angezündet. Wenn auch die Strenge des Gesetzes das Volk in der Pflicht zurückhielt, so machte doch die beharrliche Festigkeit derer, welche man zur Richtstätte führte, und die eher das Leben, als den guten Muth verloren, Mehrere staunen. Denn, wenn sie wahrnahmen, wie einfache Weiblein Qualen entgegengingen, um ihren Glauben zu bezeugen, auf ihrem Todesgange mit lauter Stimme Psalmen singend und bekennend, daß Christus der Erlöser ist; die Jungfrauen aber dem Sterben fröhlicher entgegengehen, als dem bräutlichen Lager; die Männer sich freuen, wenn sie die entseßlichen Vorbereitungen und Werkzeuge der Marter sehen, und halb verbrannt und gebraten von ihrem Scheiterhaufen herab mit unbefiegtm Muth auf die Wunden blicken, die sie durch glühende Zangen erhalten, mit freudigem und heiligem Antlitz unter dem Eisenhaken der Henker, wie Felsen unter den Wellen des Meeres, mit Einem Worte: lächelnd sterben, als ob sie sardinisches Kraut geessen: da erweckten diese traurigen und immer erneuerten Schauspiele einige Bewegung nicht nur in den Seelen der Einfältigen, sondern auch bei den Vornehmsten. Denn die Meisten konnten sich nicht überzeugen, daß diese Leute nicht das Recht auf ihrer Seite hätten, da sie mit Aufopferung ihres Lebens ihre Ueberzeugung mit so großer Bestimmtheit festhielten. Andere fühlten Mitleid, und waren betrübt, sie also verfolgt zu sehen, und auf öffentlichen Plätzen die schwarz gebrannten

Leichname in die Höhe geschwungen, an scheußlichen Ketten befestigt zu erblicken als die traurigen Ueberreste der Hinrichtung; sie konnten ihre Thränen nicht zurückhalten, und mit ihren Augen weinten ihre Herzen!“ — So redet der katholische Augenzeuge. Die Knechte Roms aber weinten nicht, sondern blickten mit eiskaltem Herzen auf ihre Schlachtopfer hin, und zertraten mit ehernem Fuße Alles, was ihnen auf dem Wege zu ihrem Ziele hinderlich dünkte. Rom und Paris schlossen einen Bund mit einander, die Ketzerei des Evangeliums mit eiserner Consequenz bis auf die kleinsten Fasern zu vernichten. Und wahrlich! wenn es in ihrer Macht gestanden hätte, eine evangelische Kirche wäre jetzt nicht mehr auf dem Erdboden zu finden.

Johann Gaturce.

(gest. 1532.)

„Der Geist aber sagt deutlich, daß in den letzten Zeiten werden Etliche vom Glauben abtreten, und anhangen den verführerischen Geistern und Lehren der Teufel.“

(1. Tim. 4, 1.)

Schon hatten im Norden und Westen Frankreichs, in Paris und Meaux, in Metz und in anderen Städten Lothringens die Scheiterhaufen geraucht. Da wurden sie auch mit dem Anfange der dreißiger Jahre im Süden angezündet. Hier war der Erstling der evangelischen Blutzeugen Johann Gaturce, geboren in Limousin, und Professor der Rechte zu Tolosa. Er war ein gottesfürchtiger Mann, welcher nichts anderes wollte, als daß Christus in allen Verhältnissen des Lebens herrsche. Am Abende der heiligen drei Könige 1532 hatte er bei einem Gastmahle durch seine christlichen Vorstellungen alle Anwesenden dahin gebracht, daß sie, statt des gewöhnlichen Geschreis: „der König trinkt! der König trinkt!“ sagten: „Christus,

der Herr, soll herrschen und regieren in unseren Herzen!" Nach dem Essen mußte ein Jeder etwas aus der heiligen Schrift vorbringen, anstatt der garstigen, unflätigen Zoten und Narrenthedinge. Um dieser Ursache willen ward Johann eingekerkert. Da er aber standhaft Jesum Christum bekannte, ward er zu Anfang Juni 1532 auf dem St. Stephanus-Platz zu Toulouse lebendig verbrannt. Während der Degradation des Gaturce hielt ein Jacobinermönch eine Predigt über 1. Tim. 4, 1 ff., und las den 1. Vers vor: Der Geist aber sagt deutlich, daß in den letzten Zeiten werden Etliche vom Glauben abtreten, und anhangen den verführerischen Geistern und Lehren der Teufel." Da hielt er inne; Gaturce aber rief ihm laut zu, er solle weiter im Texte fortlesen. Der Mönch wurde so bestürzt darüber, daß er kein Wort mehr hervorbringen konnte. Da sagte Gaturce: „Willst du nicht im Texte weiter fortfahren, so will ich es thun.“ Nun begann er, die folgenden Worte Pauli weiter zu verlesen: „Durch die, so in Gleißnerei Lügenredner sind, und Brandmal in ihrem Gewissen haben; und verbieten, ehelich zu werden, und zu nehmen die Speise, die Gott geschaffen hat, zu nehmen mit Danksagung den Gläubigen, und denen, die die Wahrheit erkennen.“ Er legte diese Worte aus, und zeigte, daß sie ganz genau auf das Papstthum paßten. Seine Rede brachte eine große Wirkung hervor, und Viele von den Tolosaner Studenten wurden durch diese Rede und durch den seligen Tod ihres Lehrers für den Erzhirten der Seelen gewonnen. — Nach der Degradation wurde Gaturce mit Kezerkleidern angethan, und ihm das Endurtheil verlesen. Nach demselben rief er auf Lateinisch aus: „Du Haus aller Bosheit! Du Sitz aller Ungerechtigkeit!“ Dann wurde er auf den Scheiterhaufen gebracht, wo er unter Loben und Danken gegen Gott das Volk ermahnte, und starb.

Alexander Canus.

(gest. 1533).

„Er hat mich angezogen mit Kleidern des Heils, und mit dem Rock der Gerechtigkeit gekleidet.“ (Jes. 61, 10.)

Dieser evangelische Prediger zeugte im folgenden Jahre mit seinem Leben für seinen Herrn und Meister. Er war aus Eureux in der Normandie gebürtig, und wurde gemeiniglich Laurentius vom Kreuz genannt. Nachdem er sein Jakobinerkloster verlassen hatte, wurde er in Genf durch Farel's Predigten für Christum gewonnen. Nun zog er wieder in sein Vaterland, und predigte am Ofterfeste in Lyon das reine Evangelium. Darob wurde er ergriffen, und zum Tode verurtheilt.

Alexander appellirte jedoch an das Pariser Parlament, und wurde deshalb nach Paris gebracht. Hier aber hat man ihn so gefoltert, daß ihm der eine Schenkel zerbrach. Da rief er, von tiefem Schmerz ergriffen, mit heller Stimme: „Ach, lieber Herr und Gott, weil keine Gnade und Barmherzigkeit mehr bei diesen Menschen zu finden ist, so gib, daß ich sie bei dir finden möge!“ Auch in Paris ward Canus zum Feuertode verdammt. Bevor er aber zur Richtstätte abgeführt wurde, schmückte man ihn mit einer Narrenkappe und einem Gefcenkleide. Da sprach er: „O Gott, ich sage dir Lob, Preis und Dank für die große Ehre, die du mir heute erzeigst, indem du gewollt hast, daß ich eben solche Kleidung tragen sollte, als sie dein einziger Sohn getragen hat!“ Darauf sprach Canus kein Wort mehr, weil er besorgte, man möchte ihm die Zunge abschneiden, wie ihm gedroht worden war. Denn in demselben Jahre war der fürchterliche Gebrauch aufgekommen, den Märtyrern die Zunge auszuschnneiden, damit sie durch ihre letzten gewaltigen Reden Niemand mehr verführten.

Erst, als Alexander auf dem Richtplatze Maubert angekommen war, redete er vor dem versammelten Volke von der Gnade Jesu Christi. Dann ward er in's Feuer geworfen. Aber noch aus den Flammen rief er: „Bittet Jesum Christum, daß er sich meiner erbarme, und meinen Geist aufnehme!“ Dann

betete er: „Jesu Christe, mein Heiland und Erlöser, erbarme dich mein!“ und verschied.

Etliche von denen, die umherstanden, sagten: „Wenn dieser Mensch nicht selig wird, so wird nie einer selig.“ Andere schlugen an ihre Brust, und sprachen: „Man hat diesem Manne, der nur von Gott redete, Unrecht und Gewalt angethan.“ Wieder Andere sagten: „Er ist halsstarrig in seiner Ketzerei gestorben; doch ist es wunderbar, daß diese Leute so verblendet sind, und für ihre Lehre sterben.“ So verschieden waren die Urtheile über Alexander Canus Märtyrertod.

In Paris war jede Predigt des Evangeliums verboten, alle Prediger des Evangeliums wurden verjagt, eingekerkert, oder verbrannt. Da verbanden sich einige Laien, und schickten Feret, einen Diener des königl. Apothekers, nach Neuschatel, daß er dort kleine Bücher und Tractate drucken liesse. Feret kam bald mit einer großen Menge derselben zurück. Die Tractate waren zum Theil auf großen Zetteln gedruckt, und wurden an den vornehmsten Orten zu Paris angeschlagen, und die Bücher in allen Gassen verbreitet, ja, selbst im königlichen Schlosse Lupara vor des Königs Kammer ward ein Zettel angeschlagen.

Dies geschah im Oktober 1532. Darüber aber wurde der König so zornig, daß er befahl, ohne Unterschied alle des Lutherthums Verdächtige zu ergreifen. Es entstand jetzt eine Verfolgung, welche alle früheren bei weitem übertraf. Vor Allen zeichnete sich dabei Johann Morin aus, welcher Lieutenant in peinlichen Sachen zu Paris war. Der König glaubte nämlich, daß seine Hauptstadt durch die Keger verunreinigt sey. Er beschloß, sie durch Kegerblut und Kegerasche wieder zu entsündigen. Es wurden daher am 29. Januar des folgenden Jahres auf verschiedenen Straßen und Plätzen von Paris viele Evangelische hingerichtet. Der König selbst zog mit seinen Söhnen von einem Scheiterhaufen zum andern, und freute sich über die Menge der Opfer, durch welche Paris wieder geheiligt würde. Wir erzählen unter diesen Märtyrern zuerst von

Bartholomäus Milon.

„Es ist dir besser, daß du zum Leben lahm, oder ein Krüppel eingehest, denn daß du zwei Hände, oder zwei Füße habest, und werdest in das ewige Feuer geworfen.“ (Matth. 18, 8.)

An diesem Manne hat Gott der Herr den Reichthum seiner Gnade recht wunderbar offenbart. Er war von seinem Schöpfer mit den herrlichsten Gaben des Geistes und Körpers ausgestattet. Aber er hatte dieselben in seiner Jugend zu schnöder Wollust und allerlei Leichtfertigkeit gemißbraucht. Sein gesunder und starker Leib mußte ihm zu weltlichen Lüsten und abscheulichen Werken des Fleisches dienen. Sein Geist aber war nicht allein aller Eitelkeit, sondern auch faulem Geschwätz und der Verachtung aller göttlichen Dinge ergeben. Da begab es sich, daß er einstmals einige Rippen zerbrach, wodurch sein ganzer Leib verkrümmt und vorn und hinten höckericht wurde. Alle seine Glieder waren gelähmt und erstorben, nur Zunge und Arme blieben gesund. Als Milon nun in solchem Elende dalag, ging einst ein evangelischer Christ vor seines Vaters Laden vorüber, und sprach: „Du armer Mensch, warum spottest du derer, die vorüber gehen? Siehst du nicht, daß Gott der Herr deinen Leib gekrümmt und verkrüppelt hat, damit er deine Seele aufrichte?“ Milon war darüber betroffen, und erschrak. Da gab ihm der Christ ein neues Testament, und sprach: „Lies dieses Buch, und sage mir nach einigen Tagen, was du davon hältst!“ Milon las die Worte des Lebens, und fing an, von dem himmlischen Manna zu kosten, das darin enthalten war. Sobald er dessen Süßigkeit geschmeckt hatte, hörte er nicht auf, Tag und Nacht in dem Buche zu lesen. Ja, er unterließ es nicht, auch Andere, wie das Gesinde seines Vaters und seine Freunde, zu demselben hinzuführen. Ueber diese plötzliche und wunderbare Umwandlung Milons haben Viele gestaunt. Alle, die bei ihm aus- und eingingen, um seine kunstreiche Musik auf allerlei Instrumenten zu hören, wunderten sich, ihn nun ganz anders reden zu hören, als vorher. Fast sechs Jahre vor seinem Tode kam Milon nicht von seinem Krankenlager, ohne daß er von vier Personen getragen wurde. Aber auch in diesem Zustande wußte er sich

nützlich zu machen. Während er im Bette lag, lehrte er die Jugend, künstlich zu schreiben; denn er war hierin ein so vor-
trefflicher Meister, daß seines Gleichen in ganz Paris nicht
gefunden wurde. Er schrieb nämlich mit zugerichtetem Wasser auf
Messer und Schwerter, und machte besonders den Goldschmieden
kunstreiche Arbeit. Was er dadurch als Lohn erwarb, das
schenkte er den Armen und Dürftigen, die eine Erkenntniß des
Evangeliums hatten. Er wurde dabei nicht müde, die, welche
ihn besuchten, um seine kunstreichen Arbeiten zu sehen, zu lehren
und zu ermahnen. So wurde Milon's Leidenskammer ein rechter
Freudenort, eine wahre Schule der Gottseligkeit, in welcher das
Lob Gottes früh und spät erschallte.

Von diesem Christen vernahm des Königs Lieutenant, Jo-
hann Morin, den wir oben genannt haben. Er eilte in die
Kammer des elenden Milon, und schrie ihm zu: „Hei, stehe
auf!“ Der Kranke erwiderte mit heitrem Muth: „Ach leider,
mein Herr, dazu gehört ein viel größerer Meister, als ihr seid,
daß ich aufstehen sollte.“ Darauf ward er ergriffen, und in den
Kerker getragen. Hier hat er nicht unterlassen, seine Glaubens-
brüder zu stärken, bis er endlich auf dem Greveplaze über einem
gelinden Feuer langsam verbrannt worden ist.

In derselben Verfolgung starb auch Nicolaus Baletton,
ein Rentmeister aus der Bretagne. Er wurde mit dem Holz,
das aus seinem eigenen Hause genommen war, verbrannt. Zur
selben Zeit bestieg auch Johann du Bourg, ein Kaufmann
in der Gasse St. Denys zu Paris, und Heinrich Poill
ein armer Maurer, den Scheiterhaufen. Dem Letzteren wurde
die Zunge durchstoßen, herausgerissen und mit einem Eisen
angeheftet.

Stephan de la Forge, ein Kaufmann zu Paris, ließ
die Bücher der heiligen Schrift auf seine Kosten drucken, und
dieselben unter das arme, unwissende Volk austheilen, damit sie
in Christo reich würden. Dafür ist er auf dem Kirchhofe St.
Johannis lebendig verbrannt worden.

Während diese und noch viele Märtyrer für ihren Herrn
und Meister freudig starben, wurde das Bild der heiligen
Genoveva, der Schutzheiligen von Paris, in feierlicher
Prozession durch die Straßen getragen. Der König, seine drei
Kinder, die ganze Ritterschaft, gingen im Umzuge mit, um durch
die Prozession und den Tod der Ketzer den Zorn Gottes zu stillen.
Dies geschah im Jahre 1534. In demselben Jahre erlangten

zu Arras Nicolaus, ein Schreiblehrer, und seine beiden Schüler Johann de Pois und Stephan Bourlet, ein Schneider, durch den Märtyrertod die Ehrenkrone.

Zu Essars in Poitou ward 1534 Maria Becaubelle, eine arme gottesfürchtige Dienstmagd, lebendig verbrannt.

Stephan Brun.

(gest. 1540.)

„Er läßt es den Aufrichtigen gelingen; und beschirmt die Frommen!“ (Sprw. 2, 7.)

Er war ein evangelischer Bauersmann, und wohnte in einem Dorfe, Namens Reortier, das im südlichen Frankreich, im sogenannten Delphinat, liegt. An diesem Manne haben wir ein herrliches Beispiel von der alten Redlichkeit des schlichten Landvolkes und der ersten Ackerleute, die, während sie das Land bebauten, nicht vergaßen, auch ihr Herz zu bebauen. Obwohl Stephan nie eine Schule besucht hatte, so konnte er doch in seiner Muttersprache fertig lesen und schreiben. Wenn er des Tages Last und Hitze getragen hatte, und von seinem Acker nach Hause kam, so nahm er sein französisches Neues Testament vor, und las einen Abschnitt daraus. Da vergaß er dann bald alle Last und Hitze. Er war ein rechter Hausvater, der seine Haushaltung treu führte, und sein Weib, Kind und Gesinde in der Furcht Gottes unterwies. Weil nun Stephan rechtschaffen seinen Weg vor Gott wandelte, so gab der Herr Gedeihen zu Allem, was er anfang. Besonders aber legte er seinen Segen auf Stephans aufrichtiges Forschen in der heil. Schrift, so daß der schlichte Bauersmann unter seinen Landsleuten als Doctor der heil. Schrift galt. Und ob ihm wohl manchmal die römischen Priester und die Feinde der Wahrheit hart zusetzten, so hat er sie doch immer durch die Kraft des Wortes Gottes überwunden, und zu Schanden gemacht. Daher wußten ihm die gelehrten Herren oftmals nichts anderes vorzu-

werfen, als dies Gine, daß er kein Latein verstünde, und daß er nur eine verdolmetschte heil. Schrift lesen könnte. Dieser Vorwurf trieb aber Stephan zu einem neuen Eifer an. Er hielt die französische Uebersetzung gegen das lateinische Testament, und verglich nun eins mit dem andern. Dadurch lernte er mit großer Mühe endlich lateinische Sprüche des neuen Testaments verstehen und hersagen. Daher kam es, daß er nun auch weit kühner und tapferer seinen Widersachern und den Feinden der evangelischen Wahrheit antworten konnte, die ihn wieder unter das Joch der päpstlichen Herrschaft zu bringen suchten.

Aber, gleichwie das Licht allen blöden Augen zuwider ist, so war auch Stephan Brun den Mönchen und römischen Priestern zuwider. So geschah es, daß im Jahre 1540 der gottesfürchtige Bauersmann mit Ketten gebunden, und in den Kerker geworfen ward. Sein Häfcher war der Schaffner des Bischofs, Caspar von Gap, welchen nach den Gütern des Bauern gelüftete. Darum drang dieser auch scharf und heftig in den Kegermeister, der Domicelli hieß, und ein Bettelmönch war, daß er den Keger in's Feuer werfen sollte. Doch die großen und gelehrten Herren würden es sehr gern gesehen haben, wenn sie den armen Bauer, der ihnen vorher mit seinen Sprüchen so scharf zugesetzt hatte, zum Widerruf gebracht hätten. Zu diesem Zweck ließen sie ihm seine arme Hausfrau und seine fünf lebendigen Kinder vor Augen stellen; denn sie wußten wohl, daß Stephan es als seine heilige Pflicht ansah, für Weib und Kind zu sorgen. Dann sprachen sie zu ihm: „Siehe hier dein Weib und deine fünf hungrigen Kinder; wovon sollen sie denn hernachmals leben, wenn du nicht widerruffst, und dein Leben frifest?“ Aber Stephan kannte den zu gut, der sich selbst einen Vater der Waisen und Wittwen genannt hat. Darum ließ er sich auch durch solche Reden nicht erweichen, sondern antwortete getrost: „Wo sie nur an der rechten Seelenspeise, nämlich am reinen Worte Gottes, keinen Mangel leiden, so will ich mich ihrer leiblichen Nothdurft halber nicht sehr bekümmern.“

Im Juni des Jahres 1540 ward Stephan vor die Richter geführt, damit er sein Endurtheil anhören solle. Da sprach er: „O ihr elenden Leute, was habt ihr im Sinne? Wollt ihr mich zum Tode verdammen? O nein, das gelingt euch nicht; ich komme vielmehr hierdurch zum Leben. Auch mir wäre wohl der Tod, wie andern Leuten, erschrecklich, wenn ich nicht auf's aller-

gewisseste wußte, daß der leibliche Tod den lieben Kindern Gottes ein Eingang in's ewige Leben ist. So will ich denn nun von Herzen gern dieses mühselige Leben verlassen, und von Stund an in ein seliges und unsterbliches Leben eingehen, darnach mich schon so lange Zeit verlanget hat."

Nachdem Stephan dies gesagt, wurde er alsbald zum Richtplatze geführt. Da das arme Volk in großen Haufen mitlief, um seinen Tod zu sehen, so unterließ er nicht, dasselbe mit großem Ernste zu ermahnen. Als er an dem Pfosten angeheftet, und das Holz rings umher angezündet war, hat er noch bei einer ganzen Stunde da stehen müssen, ehe ihn das Feuer ergriff; denn ein starker Wind wehte die Flammen von ihm ab. Da mußte man andere Reiser und sogar ein Fäßchen Del herbeibringen, um das Feuer recht stark zu machen. Aber auch dies wollte Alles noch nicht helfen. Als nun der Henker sah, daß er mit dem Feuer nichts ausrichten konnte, so gab er ihm mit dem Feuerhaken einen Streich an den Kopf. Doch Stephan, welcher noch am Leben war, sprach: „Warum willst du mich todt schlagen, da doch die Sentenz lautet, daß ich soll verbrannt werden!“ Da stieß ihm der Henker denselben Feuerhaken durch den Leib, bedeckte ihn mit Holz, und verbrannte ihn so, bis er zu Asche wurde. In derselben Stunde aber, wo sein Leib in Staub zerfiel, kehrte seine Seele dahin, wohin sie sich schon so lange geschnit hatte, in ein seliges, unsterbliches Leben. Die Asche seines Leibes wurde hernach auf Geheiß der Richter in die Luft geworfen und vom Winde zerstreut. Dazu ließ denn die Obrigkeit noch öffentlich ausrufen, daß kein Mensch auch nur mit einem Wörtlein von Stephan Bruns Tode reden solle, wenn er nicht für einen argen Nezer gehalten werden, und derselben Strafe verfallen wolle. —

Almond de la Roze.

(gest. 1541.)

„Deinen Willen, mein Gott, thue ich gerne!“ (Ps. 40, 9.)

Almond war ein Prediger des Evangeliums, der in St. Foi lebte. Im Jahre 1541, etwa 3 Wochen vor Weihnachten, befahl das Parlament zu Bordeaux, daß er gefangen genommen würde. Almond wurde gebeten, zu fliehen, aber er mochte nicht. „Flucht,“ sagte er, „ist hier Feigheit, und wenn der Hirt flieht, so zerstreuen sich die Schafe.“ — Nach drei Tagen wurde er wirklich ergriffen und zu Bordeaux in's Gefängniß geworfen. Seine Gefangenschaft war hart und langwierig, aber sein Muth unerschütterlich. Der Parlamentspräsident forderte ihn auf, seine Mitverbrecher anzugeben. Aber Almond erwiderte: „Ich habe nur Gefährten, die den Willen Gottes thun.“ Da faßte der Präsident den Bekenner beim Barte, und sagte: „Erkläre mir, Bösewicht, wer sind deine Mitverbrecher?“ Almond schwieg; da ward er auf die Folter gespannt, auf der er vor übergroßem Schmerz ohnmächtig wurde. Dies geschah am Mittwoch. Sonnabends darauf ward ihm angekündigt, daß er lebendig verbrannt werden sollte. Als Almond das hörte, lobte er Gott mit Psalmen und lieblichen Liedern. Auch auf dem Gange zur Richtstätte und auf dem Scheiterhaufen hörte er nicht auf, zu singen und zu beten, bis seine Stimme vom Rauche erstickt wurde. —

Die Märtyrer in Metz und die Verfolgung daselbst.

(1545.)

„Euch ist gegeben, um Christi willen zu thun, daß ihr nicht allein an ihn glaubet, sondern auch um seiner willen leidet!“
(Phil. 1, 29.)

Im Jahre 1545 wurde die Stadt Metz in Lothringen, die schon in den zwanziger Jahren Märtyrerblut gesehen hatte,

von einer neuen furchtbaren Verfolgung heimgesucht. Farel kam mehrere Male nach diesem Orte, und feuerte, sein Leben in die Schanze schlagend, die Christen zu einem Heldenglauben an. Seine Predigten warben für den Herrn immer mehr Streiter, und selbst die heftigsten Gegner mußten sich Christo zu Füßen werfen. Darüber berichtet Farel in einem Briefe an die Gläubigen zu Metz: „Ich kenne etliche Leute, die lieber gestorben wären, als daß sie das Evangelium hätten sollen hören und annehmen. Gleichwohl, da sie die Predigten hören mußten wider ihren Willen, haben sie das Wort Gottes angenommen, und sind unter dem Zuhören so getroffen und gewonnen worden, daß sie es im Glauben, wie in der Liebe den Ersten zuvor gethan haben.“ — Ueber solche Wunderthaten Gottes wurden die Päpstlichen entrüstet, und faßten in ihrer Wuth den Entschluß, am Ostertage alle Protestanten in Metz zu ermorden. Der Prinz von Guise sandte Truppen hin, welche Viele niedermetzeln mußten. Ein alter Mann, Namens Adam, ging wehrlos über die Straßen. Da kam zu ihm ein Freibeuter, und sprach: „Geh' fort!“ Der Greis fragte: „Was begehrt ihr von mir?“ In demselben Augenblick ward er mit einer Kugel durch den Leib geschossen. Der Alte rief halbtodt: „Ach mein Gott, hilf mir!“ Da wandte der Freibeuter seine Büchse um, schlug ihn mit dem Kolben nieder, und sprach: „O du Bösewicht, willst du noch lange Gott anrufen?“ Darauf sprengte ein Reiter mit seinem Pferde über den Todten hin, und zertrat ihn.

Viele Evangelische stürzten sich in die Mosel, welche bei Metz fließt, und retteten sich an's andere Ufer. So sprang ein Mann in den Fluß, und als er sich umsah, folgte ihm ein Weib mit ihrer Magd. nach. Er hatte Mitleid mit ihnen, und hieß sie seinen Rock ergreifen, was sie auch thaten. Vom Ufer aus schrien Einige: „O ihr losen Hunde!“ und warfen nach ihnen mit Steinen, bis diese armen Leute unter großem Geschrei und ernstem Gebete ihren Geist dem Herrn übergaben. —

Das sind nur einige wenige Züge aus den Gräuelszenen, die um diese Zeit zu Metz geschehen sind.



Stephan Mangin und Petrus Clericus.

(gest. 1546.)

„Wir reden, das wir wissen, und zeugen, das wir gesehen haben.“ (Joh. 3, 11.)

Es ist schon oben erzählt worden, daß sich in Meaur eine evangelische Gemeinde gebildet hatte, die jedoch alsbald mit Feuer und Schwert vernichtet ward. Von der französischen Gemeinde in Straßburg, welche Calvin in der Zeit seiner Verbannung in Genf 1538—1541 geweidet hatte, verbreitete sich neuer Glaube und neues Leben auch nach Meaur. Stephan Mangin, ein frommer und schon sehr alter Mann, und Petrus Clericus, ein Wollkämmer, aber in der heiligen Schrift wohl bewandert, nebst vierzig oder fünfzig anderen Christen, beschlossen, sich einen Seelsorger zu wählen. Unter Fasten und Beten wählten sie Petrus Clericus zu ihrem Prediger. Nun kam die kleine Gemeinde an allen Sonn- und Festtagen im Hause Mangin's zusammen. Sie beteten, sangen mit einander Psalmen, und hörten die Erklärung des Wortes Gottes. Inzwischen mehrte sich diese kleine Kirche unter Gottes Schutze in kurzer Zeit sehr bedeutend. Oft waren an 300—400 Männer, Weiber und Kinder versammelt, die nicht allein aus der Stadt, sondern auch von den umliegenden Flecken und Dörfern bis auf sechs Meilen Weges herbeikamen. Aber diese Stadt Gottes in Meaur, welche auf einem hohen Berge lag, ward gar bald auch von Roms Dienern bemerkt. Einige wohlwollende Katholiken zeigten den Evangelischen die Gefahr an, in welcher sie schwebten. Diese aber erwiederten ihnen: „Alle unsre Haare auf unserm Haupte sind gezählt; darum mag geschehen, was dem Herrn gefällt!“ Am 8. September 1546, dem Tage, an welchem die Römischen das Fest der Geburt Mariä feiern, wurde der Obrigkeit angezeigt, daß sich die Evangelischen um sieben Uhr des Morgens versammeln wollten. Der Lieutenant und Prosoß von Meaur gingen mit den Stadtknechten in die Wohnung des Stephan Mangin, wo sie die

ganze christliche Gemeinde trafen, als Clericus eben einen Spruch aus dem ersten Corintherbrieфе erklärte. An 62 Personen, Männer, Frauen und Jungfrauen, wurden gefangen genommen, und ließen sich ruhig binden und in die Kerker werfen. Als sie über die Straße gingen, sangen sie den 79. Psalm: „Herr, es sind Heiden in dein Erbe gefallen,“ u. s. w. Am 4. October wurde darauf vom Pariser Parlament das Urtheil gefällt, welches also begann: „Wir, die verordneten Rätthe des königl. Parlaments zu Paris, ... verdammen hiermit die mehrgedachten Gefangenen, nämlich Petrum Clericum, Stephanum Mangin (nun folgten noch die Namen von zwölf Andern), daß sie auf dem großen Marktplatz zu Meaur lebendig verbrannt werden sollen, neben Stephan Mangins Behausung, darin sie obige Sünden und Laster begangen haben, also, daß man Petrum Clericum und Stephanum Mangin aus dem königlichen Gefängnisse auf einer Hürde zu obigem Gerichtsplatz schleppt, die anderen aber auf Wagen dahin abführt.“ Die übrigen achtundvierzig sollten nicht am Leben gestraft werden; doch sollten sie mit lauter Stimme bekennen, daß sie mürrisch, leichtfertig und unbedachtsam gehandelt, indem sie bei den heimlichen Versammlungen in Stephan Mangins Behausung die heilige Schrift in französischer Sprache von Petro Clerico gehört, und sich haben auslegen lassen, und sollten deshalb Gott, den König und das Gericht um Gnade und Verzeihung bitten.“ Dann heißt es weiter: „Und damit oben-erzählte gräuliche Laster, in Stephan Mangins Behausung begangen, von allen Nachkommen in Ewigkeit gehaßt werden mögen, . . . so haben wir befohlen, und befehlen hiermit, daß des gemeldeten Stephan Mangins Behausung abgebrochen und bis auf den Grund geschleift werden soll . . . „Nachdem auch dem Parlament glaubwürdig berichtet ist, daß die verfluchte und verdamnte Secte der Lutheraner in der Stadt und dem Bisthume Meaur von Tag zu Tage, je länger, je mehr sich ausbreitet, . . . so haben wir . . . dem Bischof zu Meaur ernstlich geboten, und gebieten ihm in Kraft dieses, . . . daß er sich insgeheim fleißig nach allen denen erkundige, welche mit dieser verfluchten und schändlichen Ketzerei und Secte behaftet sind . . . „Unterdeß wollen wir, daß alle Einwohner der Stadt und des Bisthums Meaur innerhalb 8 Tagen nach eröffnetem Decret alle französischen Bücher der

heiligen Schrift, oder sonst von der christlichen Religion, dem Landschreiber zu Meaux ausliefern, bei Verlust aller Habe und Güter, ja Leibes und Lebens!“....

Gegeben im Parlament zu Paris am 4. Tage des Octobers im Jahre 1546. Also unterzeichnet: Malon.

Doch bevor dieses Urtheil in's Werk gesetzt wurde, versuchte man noch, die obengenannten vierzehn Christen den Händen ihres Erlösers zu entreißen. Man steckte sie, jeden einzeln, in Klöster, um sie so zum Abfall zu bringen. Nachdem man aber Alles mit ihnen versucht hatte, und nun sah, daß ihr Herz unbeweglich war, wurden sie auf einem Wagen wieder nach Meaux gebracht. Als sie durch den Livrer Wald fuhren, welcher 3 Meilen von Paris lag, begegnete ihnen bei dem Dorfe Louberon ein Weber. Dieser folgte dem Wagen, und ermahnte die Gefangenen, daß sie treu beim Bekenntniß der Wahrheit beharren möchten: „Meine lieben Brüder“, so sprach er, „seid stark und getrost in dem Herrn, und werdet nicht matt oder müde, der Wahrheit des heiligen Evangeliums Zeugniß zu geben!“ Während nun der Wagen schnell dahinfuhr, hob er die Hände gen Himmel, und rief: „Liebe Brüder, gedenket an den, der droben im Himmel ist!“ Darauf wurde auch der Weber ergriffen, gebunden, und auf den Wagen geworfen. Hier aber erneuerte er durch seine Glaubensfreudigkeit die sinkenden Kräfte der Gefangenen. — Als sie in Meaux ankamen, wurden sie wieder in den Thurm geworfen, und auf's Neue gefoltert. Während so die Glieder der Armen gedehnt und zerrissen wurden, rief Einer unter ihnen mit großer Glaubensfreudigkeit: „Hui, tapfer her! verschont nur des armseligen Leibes und Fleisches nicht; denn es ist oftmals dem Geist und Willen seines Schöpfers widerspenstig gewesen!“

Einige Tage später, Nachmittags gegen zwei Uhr, wurden sie zur Richtstätte abgeführt. Zuerst begehrte der Henker die Zunge des Stephan Mangin, welche dieser ihm auch willig darreichte. Als sie ihm abgeschnitten war, spie er das Blut aus, und sagte dann mit verständlicher Stimme: „Gelobt sei der Name des Herrn!“ Darauf wurden Stephan und Clericus zu dem Richtplatz hingeschleift, die Uebrigen aber in einem Karren hingefahren. Auf dem großen Marktplatz zu Meaux waren vierzehn Galgen in einem Halbkreise aufgerichtet, der Wohnung Stephans grade gegenüber. Acht von denen, welchen die

Zungen ausgeschnitten waren, haben Gott für und für gelobt, die Anderen sangen Psalmen. Das verdroß die römischen Priester und Mönche; sie singen auch an, mit lauter Stimme ihre Lieder von der Himmelskönigin zu singen, und hörten nicht eher auf, bis die Märtyrer vom Feuer verzehrt waren.

Am folgenden Tage ward in Meaux eine feierliche Prozession mit Lichtern und Fackeln veranstaltet, aus Freude darüber, daß die Keger vernichtet seyen. Bei den Scheiterhausen, die noch glimmten und räuchten, wurde die Monstranz niedergesetzt. Ein römischer Priester, Namens Picard, bestieg darauf eine Kanzel, und sagte: „Ein Jeder, der selig werden wolle, müsse glauben, daß die verbrannten Keger in den Abgrund der Hölle verstoßen wären; und wenn auch ein Engel vom Himmel käme, und anders sagte, dem solle man nicht glauben, und ihn verwerfen. Ja, Gott könnte und müßte nicht Gott seyn, wenn er nicht diese Leute in Ewigkeit verdamme!“ —

Um dieselbe Zeit wurde in Paris auf dem Plage Maubert der junge Petrus Chapot aus der Dauphiné verbrannt, weil er zu Paris Bibeln in der Landessprache vertheilt hatte.

Johann Brugière.

(gest. 1547).

„Wer beharrt bis an's Ende, der wird selig.“ (Math. 24, 13.)

Brugière war schon einmal aus dem Kerker entsprungen, wurde zum zweiten Male ergriffen, und am dritten März zum Tode verurtheilt. Auf dem Gerichtsplatze war ein hoher Galgen errichtet; vorn und hinten hing eine Winde mit eisernen Ketten herab, womit man ihn binden und herausziehen wollte. Unter dem Galgen befanden sich noch zwei Pfosten, über die ein Brett gelegt war; rings herum war Holz und Stroh aufgehäuft. Der Bekenner wurde auf das Brett gesetzt, und um den Leib mit eisernen Ketten gebunden. Dann hob er seine Augen



gen Himmel, und betete: „Himmelscher Vater, ich bitte dich im Namen deines lieben Sohnes Jesu Christi, daß du mich jetzt durch deinen heiligen Geist stärktest, damit das Werk, das du in mir angefangen hast, vollendet werde, zur Ehre deines heiligen Namens und zur Erbauung deiner armen Kirche!“ Darauf stieß der Henker das Brett von dem Pfosten, sodaß Brugière mitten in der Luft schwebte, während unter ihm die hellen Flammen emporloderten. Ohne einen Schmerzenslaut neigte Brugière sein Haupt, und gab in Frieden seinen Geist auf. Doch ehe er verschieden war, erhob sich eine Stimme unter dem Volke, hier wäre ein großes Wunder Gottes. Darüber erschrafen die königlichen Amtsleute, die Priester und der Henker so sehr, daß sie eilends davonliefen, und erst bei Montferrat, drei Meilen von Paris, stille standen. So erfüllte sich hier das Wort in den Sprüchen Sal. 28, 1: „Der Gottlose flieht, und Niemand jagt ihn.“

Im September 1547 erhob sich auch über die kleine Gemeinde zu Langres eine Verfolgung, in welcher Viele als Märtyrer umkamen. Unter ihnen ging auch Johanna Bailly als eine wahre Glaubensheldin in den Tod. Ehe sie verbrannt wurde, sprach sie zu ihrem Gatten: „Lieber Mann, was wir bisher im Ehestande mit einander gelebt haben, das halte ich nur für ein Verlöbniß. Nun aber wird unsere rechte Hochzeit erst angehen, auf welcher uns der Sohn Gottes nach dieser kurzen Marter in Ewigkeit mit einander trauen wird!“

Sanctus Nivetus.

(gest. 1548.)

„Ich will rühmen Gottes Wort, ich will rühmen des Herrn Wort.“ (Ps. 56, 11.)

Als die vierzehn Märtyrer, wie oben erzählt ist, in Meaux verbrannt waren, floh der gottesfürchtige St. Nivet mit seinem Weibe nach Mömpelgard, um hier, fern von der Verfolgung,

dem Herrn Jesu zu leben. Er war von so schwachem Körper- und so zartem Gliederbau, daß er in der fremden Stadt sich sein Brot mit seiner Hände Arbeit nicht verdienen konnte, und von den Liebesgaben seiner Glaubensgenossen leben mußte. Dazu kam noch, daß es dem eifrigen Glaubensmann schien, als könnte er in Mömpelgard nicht genug zur Ehre seines Herrn wirken. Deshalb entschloß er sich nach einiger Zeit, wieder in den Kampf nach Meaur zurückzukehren. Zwar suchten ihn sein Weib und einige Freunde, denen er sein Vorhaben mittheilte, zurückzuhalten. Er aber sagte, sie wären zu Mömpelgard allzusicher, und hätten daselbst allzugute Tage, wovon sie nur fahrlässiger und kälter im wahren Glauben würden. In Meaur trieb Nivetius sein Gewerbe als Krämer in der Stille fort. Am St. Martinstage legte er auf dem Jahrmärkte seine Waaren in einer Bude zum Verkauf aus. Er wurde aber bald bemerkt, da er als lutherischer Ketzer sehr bekannt war, ergriffen und eingekerkert. Sein Prozeß wurde schleunig geführt. Es war nicht nöthig, viele Zeugen wider ihn aufzubringen, denn er bekannte aus eigenem Antriebe mehr, als die Richter hören wollten. Er holte alle seine Waffen aus der Rüstkammer des Wortes Gottes hervor, und trieb damit seine Richter so in die Enge, daß sie nichts anderes mehr wußten, als ihn zu fragen, ob er in solcher strafwürdigen Ketzerei zu verharren gedächte. Dann antwortete er unerschrocken: „Liebe Herren, dürftet ihr wohl diese Meinung verläugnen, und als eine falsche schelten, die doch so wahr und klar ist, daß sie mit keinem Scheine aus Gottes Worte widerlegt werden kann?“ Die Richter boten ihm hierauf Gnade an. Er aber sagte ihnen, sie möchten sich über ihre eigene Seele erbarmen, und an ihre Seligkeit denken; auch sollten sie bedenken, wie viel unschuldiges Blut sie schon vergossen hätten, und wie sie noch immer gegen Jesum Christum und sein heiliges Evangelium ankämpften.

Als der Criminalrichter von Meaur den Eifer und die Standhaftigkeit dieses Mannes sah, schickte er ihn nach Paris zum Parlament, weil, meinte er, dies ein viel größerer Ketzer wäre, als die schon hingerichteten vierzehn zusammen. Zugleich ließ er den Präsidenten des Parlaments, Liset, bitten, daß er den Verstoßten nur in Paris hinrichten, und nicht wieder nach Meaur zurückschicken möchte. Wenn dies geschähe, so würde der letzte Betrug ärger werden, als der erste; denn dieser Nivetius sey in seiner Sache so bewandert und wohl gerüstet, daß er alles

über den Haufen reißen, d. h. das Volk in der evangelischen Wahrheit unterrichten und verderben würde. So wurde dann der fromme St. Nivetus zu Paris unter großen Martern und Qualen hingerichtet.

Octavianus Blondel.

(gest. 1548.)

„Ich will seinen Namen bekennen vor meinem Vater und vor seinen Engeln.“ (Offenb. 3, 5.)

Octavianus Blondel war aus Tours gebürtig, und seinem Gewerbe nach ein Juwelier. Doch hielt er sich meistens in Lyon auf, weil in dieser Stadt zu damaliger Zeit der Handel am meisten blühte. Wegen seiner Frömmigkeit und Gottesfurcht wurde er von Allen, die ihn kannten, geehrt und geliebt. Selbst die Katholiken konnten ihm nichts anhaben, und mußten seine Rechtschaffenheit in Handel und Wandel anerkennen. Da verbreitete sich auf einmal im Jahre 1548 das Gerücht, daß er einen Koffer mit Gold und Edelsteinen in Arbeit hätte, die er nach Constantinopel verkaufen wollte. Darob sahen Einige scheel auf ihn, und begannen sein Thun und Treiben zu beobachten. Blondel war zu Lyon im Gasthose zur Krone abgestiegen. Da er ein ernster, sittenstrenger und zugleich freimüthiger Mann war, so konnte er an seinem Wirth und Hausgesinde nicht viel unzüchtige Worte und abergläubische Pöffen vertragen, sondern strafte sie unverhohlen, indem er sie zu belehren und zu bessern suchte. Diese Freimüthigkeit aber wollte seinem Wirth gar nicht behagen. Er warf einen bitteren Groll auf ihn, und verschwärzte ihn bei dem Gabriel de Saconner, dem Kantor in der Domkirche zu Lyon. Dieser Saconner verband sich mit einem Edelmann aus der Dauphiné, um Geld von ihm zu borgen. Als Blondel ihm solches abschlug, zeigten ihn Beide als einen lutherischen Ketzer beim Parlament an. Dieses ließ ihn zu Anfang des Februar ergreifen, und gefänglich einziehen. Als er am folgenden Tage über seinen Glauben verhört wurde, legte er ein öffentliches und gutes Bekenntniß ab. Während

Octavian gefangen im Kerker lag, bewies er gegen seine Mitgefangenen große Liebe. Einigen, die wegen Schulden eingekerkert waren, gab er so viel Geld, daß sie ihre Gläubiger befriedigten, und so die Freiheit erlangen konnten. Anderen, die sehr schlecht gekleidet waren, gab er so viel, daß sie sich neu kleiden konnten, und vielen Armen verschaffte er Brot. Seine Freunde drangen in ihn, daß er widerrufen möchte, um sein Leben zu retten. Endlich gab er aus Schwachheit ihrem ungestümen Drängen nach, und widerrief in so weit, als er sagte, er habe das, was er bekannt, nicht recht verstanden. Darüber wurden viele seiner christlichen Brüder, die davon hörten, mit Trauer erfüllt. Sacconner aber, der nach Blondels Gelde begierig war, bot alle seine Künste auf, daß jener, trotz seines Widerrufs, zum Tode verurtheilt wurde. Dies war das Mittel, wodurch Gott seine Heuchelei bestrafte, aber dadurch auch sein abgefallenes Kind wieder zu sich zu ziehen suchte. Denn Blondel appellirte von jenem Urtheil an das Parlament zu Paris. Als er nun aus dem Gefängnisse nach Paris abgeführt wurde, trat ein frommer Christ an ihn heran, und strafte den Abgefallenen, daß er die Menschen mehr gefürchtet habe, als Gott. Zugleich ermahnte er ihn aber, er möge Gott um Verzeihung bitten, und sein erstes rechtschaffenes Bekenntniß wieder erneuern. Octavian nahm diese Rede zu Herzen, und durch Gottes Gnade wurde er so gestärkt, daß er sein erstes Bekenntniß erneuern konnte. Als die Richter in Paris ihn fragten, bei welchem von beiden Bekenntnissen er bleiben wolle, so antwortete er frei heraus, daß er bei dem ersten bleiben werde, um Gott zu gefallen. Denn der Satan, seine Freunde und sein eignes schwaches Fleisch hätten ihn zur Sünde und zum Widerruf verleitet. Darauf flehte er Gott an, daß er ihm seinen schweren Fall verzeihen, und ihn von nun an beständig bei der Wahrheit erhalten möge.

Hierauf wurde das Urtheil gesprochen, daß er lebendig verbrannt werden sollte. Man fürchtete aber, daß viele von den Hofleuten, die den Verdammten lieb gehabt hatten, ihn zu retten suchen möchten. Deshalb eilte man außerordentlich mit der Vollstreckung der Sentenz. „Es ward aber,“ so schließt der alte Bericht, „eine sonderliche Freudigkeit bis an's Ende an ihm verspürt, wodurch viele Unwissende erbaut und bewegt wurden, daß sie nach dem einigen Heilande und Mittler Jesu Christo in der Lehre des heiligen Evangeliums forschten.“

Der Schneider von Paris.

(gest 1549.)

„Fürchte dich nicht, sondern rede, und schweige nicht.“
(Apostelgeschichte 18, 9.)

Im Jahre 1549 hielt König Heinrich II. seinen Einzug in Paris. Die ganze Stadt erscholl von Jubelrufen und Freudenpielen. Catharina von Medicis, Heinrich's Gemahlinn, war das entsetzlichste Wesen ihrer Zeit: grausam, wollüstig, herrschsüchtig. Vor keinem noch so frevelhaften Mittel schreckte sie zurück, um ihren Zweck zu erreichen. Würdig ihr zur Seite stand Diane von Poitiers, des Königs Maitresse. Mitten unter den Lustbarkeiten der Krönung ließ sich Diane einen Hugenotten (so nannte man jetzt die Evangelischen in Frankreich) vorführen, um mit ihm ihren Spott zu treiben. Ein armer Schneider, dessen Name von der Geschichte vergessen ist, wurde aus dem Kerker geholt, und dem Könige und seiner Maitresse vorgestellt. Der Schneider aber, sagt der alte Erzähler, schnitt dem Weibe das Tuch zum Rocke ganz anders zu, als sie vermeint hatte. Denn ohne sich vom Glanz des Königshofes blenden zu lassen, weil er seinen Blick fest auf das ewige Himmellicht gerichtet hatte, sprach der Schneider: „Gnädige Frau, begnügen sie sich damit, Frankreich verpestet zu haben, und mischen sie ihren Schmutz nicht unter so heilige Dinge, wie die Wahrheit Gottes ist!“

Nun war's um den armen Christen geschehen; er wurde vor den Augen des Königs und seiner Maitresse verbrannt. Vom Scheiterhaufen aber richtete er auf den König durchbohrende Blicke, die dieser sich lange nicht aus dem Sinne schlagen konnte. Eine Zeit lang wurde sein Gewissen erschüttert, aber nur, um hernach desto tiefer einzuschlummern. Bald begann ein furchtbares Morden durch ganz Frankreich. Der König feuerte selbst alle Parlamente dazu an, denn sie waren ihm viel zu milde. Die Grausamkeit, mit welcher man verfuhr, erreichte unter diesem Könige den höchsten Grad. Den Leibern der Verurtheilten wurde die Haut abgelöst; dann wurde der geschundene Leib mit Schwefel eingerieben und hierauf mit eisernen Ketten

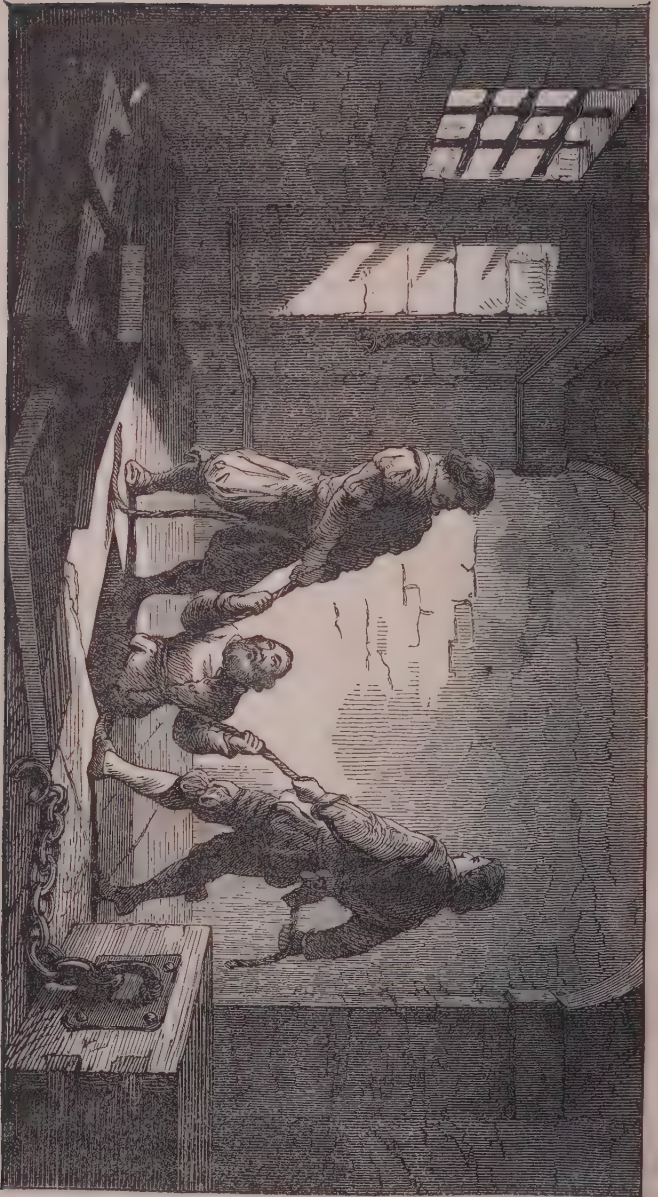
über einen Haufen glühender Kohlen gehängt, um den Verübergehenden statt einer Windsahne zu dienen. Dabei zeigte sich die Kunst der Henker höchst erfinderisch, um diesen Unglücklichen ihr Leben mitten in den Flammen zu verlängern. Man fand unter ihnen solche, die vom Feuer unterhalb verzehrt waren, und in deren Leibern man noch das sich bewegende Eingeweide sehen konnte. Solche lebten denn auch wirklich noch, und erfüllten die Luft mit dem erbärmlichsten Geschrei.

Florentius Venotus.

(gest. 1549.)

„Du machst mich wieder lebendig, und holst mich wieder aus der Tiefe der Erde herauf.“ (Ps. 71, 20)

Venotus war ein ehemaliger katholischer Geistlicher, der im Kerker zu Paris vier Jahre und neun Tage gefangen saß. Man kann sich keine Art von Martern denken, die er während dieser Zeit nicht erduldet hätte. Insbesondere hat er sieben Wochen im sogenannten „Stiefel des Hypocrates“ gegessen. Dies ist ein Gefängniß, das nach oben weit ist, und nach unten ganz spitz zuläuft, so daß man darin weder stehen, noch liegen kann. Wie die Henker selbst versicherten, war noch Niemand in diesem Hypocratesstiefel vierzehn Tage gewesen, der nicht entweder unter den fürchterlichsten Schmerzen gestorben, oder nicht wahnsinnig geworden wäre. Diese Marter hat Florentius sieben Wochen lang ausgehalten. Endlich, als König Heinrich II. seinen Einzug in Paris hielt, ward auch er aus dem Kerker befreit, aber nur damit er durch seinen Tod den festlichen Krönungstag verherrlichen sollte. Nachdem ihm die Zunge ausgeschnitten, wurde er auf dem Place Maubert am 9. Juli 1549 lebendig verbrannt. Er heftete seinen Blick unverwandt gen Himmel, bis sein Geist dorthin eingegangen war, wohin seine Sehnsucht hier schon gerichtet gewesen. Mit Florentius erwarb sich an demselben Tage Leonhard Galimar, ebenfalls früher ein katholischer Priester, durch gleichen Märtyrertod die Krone des Sieges.



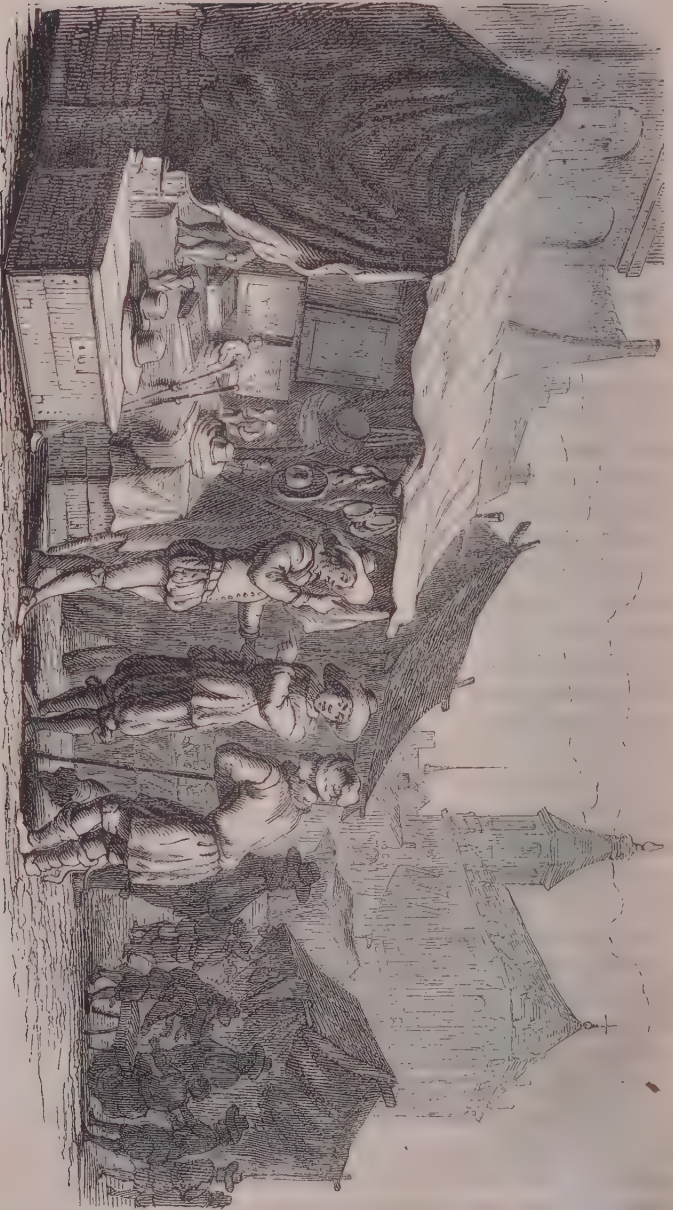
Thomas von St. Paul.

(gest. 1551.)

„Meiner Verfolger und Widersacher ist viel; ich weiche aber nicht von Deinen Zeugnissen.“ (Ps. 119, 157.)

Er stammte aus Soissons in Frankreich. Im Jahre 1549 zog er mit seiner Mutter, seinen Brüdern und vielen Verwandten nach Genf, wo Gott durch Farel und Calvin das lautere Evangelium wieder an's Licht gebracht hatte. Hier lernte auch Thomas an die Vergebung der Sünden allein durch die Gnade Gottes in Christo Jesu glauben. Und ob er wohl erst ein Jüngling von achtzehn Jahren war, besaß er doch schon eine so männliche Glaubensstärke, daß auch an ihm wahr geworden ist, was geschrieben steht Jes. 33, 24: „Und kein Einwohner wird sagen: ich bin schwach; denn das Volk, so darinnen wohnt, wird Vergebung der Sünden haben.“ Im Jahre 1551 mußte Thomas einiger Geschäfte wegen nach Frankreich reisen. Unterwegs strafte er mit christlichem Ernste die Gotteslästerungen und argen Laster, die ihm in den christlichen Herbergen begegneten. Dadurch gerieth er oft in große Gefahr; aber Gott, der Allmächtige, schützte ihn, und brachte ihn unverfehrt bis nach Paris. Hier trieb er das Geschäft eines Kaufmannes, und bot auf dem Markte seine Waaren feil. Als er auch so eines Tages in seiner Bude stand, ging an ihm ein Mensch vorüber, der Gottes Namen schrecklich mißbrauchte. Thomas, der achtzehnjährige Jüngling, redete ihn mit freundlichen und liebevollen Worten an, und bat ihn, daß er sich doch fürder vor einer so großen Sünde hüten möchte. Der Gotteslästerer aber nahm diese christliche Vermahnung sehr übel auf, und weil er ein Papist war, so dachte er gleich, Thomas müßte ein Lutheraner seyn. (So wurden damals in Frankreich alle evangelischen Christen genannt.)

Er ging sogleich hin, und gab ihn als einen Ketzer bei Johann Andreae an, der sich einige Jahre später bei der Verfolgung der Christen so grausam bewiesen hat. Alsbald wurde Thomas ergriffen, und in das Gefängniß Chastelet geschleppt. Als die Richter sahen, daß er noch so jung war, hofften sie, ihn zum Widerruf zu bewegen. Sie stellten ihm die



Gefahr des Todes, die Schrecken der Strafen, die Süßigkeit des Lebens, seine Jugend und mehr dergleichen Dinge vor. Ja, sie versprachen ihm, daß er ohne irgend eine Schande entkommen sollte. Nur eine geringe Buße sollte ihm auferlegt werden, wenn er sein Bekenntniß verläugnen würde.

Aber alle ihre Vorstellungen waren vergebens. Vielmehr wurde Thomas durch den Geist Gottes so gestärkt, daß er gelobte, weder im Leben, noch im Sterben von der Wahrheit, deren er versichert wäre, abweichen zu wollen.

Als die königlichen Rätthe sahen, daß sie nichts mit ihm ausrichten konnten, so machten sie ihm den Prozeß. Er wurde als ein muthwilliger und halsstarriger Ketzer zum Feuertode verdammt. Man versprach ihm noch einmal die Freiheit, wenn er widerrufen würde. Doch der treue Gott gab Gnade, daß er die unüberwindliche Wahrheit des Evangelii wider alle Anfechtung getrost und beständig vertheidigte. Darnach wurde er auf's grausamste gemartert, als wäre er der allerärgste Bösewicht. Ja, man drohte, ihn in Stücke zu zerreißen, wenn er seine Glaubensgenossen nicht angäbe. Aber Gott verlieh ihm solche Standhaftigkeit, daß er Keinen von seinen Glaubensgenossen nannte. Nur solche gab er an, die der Macht der Richter und der Gewalt des Antichrists bereits entkommen waren. Als man aber nicht abließ, ihn zu foltern, sagte er zu den Rätthen, die dabei standen: „Warum peinigt ihr mich deswegen so, daß ich euch so viel fromme Leute nennen soll? Was frommt's euch, als daß ihr sie martert, wie ihr mich jetzt martert? Wüßte ich, daß ihr ihrem Beispiele nachfolgen wolltet, so würde ich sie euch wohl nennen, wie ich's mit den Andern gethan habe. Aber ich bin's gewiß, wenn ihr sie in eurer Gewalt hättet, würdet ihr wo möglich mit ihnen noch grausamer umgehen, als ihr mit mir jetzt thut.“ —

Die Richter aber wurden dermaßen verstockt, daß sie dem Henker befahlen, er solle die gräulichsten Marterwerkzeuge anwenden. Sie schriec: „Du sollst deine Mitgesellen anzeigen, oder wir wollen dich in Stücke reißen!“ Aber selbst die Henker wurden verdrießlich und endlich so müde über dem Foltern, daß sie die Hände sinken ließen. Da legte sich der Doctor der Sorbonne, Namens Maillard, mit seinem ganzen Leibe auf die Marterseile, damit der Märtyrer noch mehr ausgerecht würde. Das haben glaubwürdige Leute vom Commissarius Albertus gehört, welcher selbst dabei gewesen ist. Dies war

sonst wohl ein grausamer Mensch und ein Feind der Evangelischen. Aber solchen Blutdurst eines Geistlichen hat er nicht mit ansehen können, und ist mit weinenden Augen davon gegangen. Derselbe hat auch in einer Gesellschaft von fünf und zwanzig Personen gesagt, er hätte mit Fleiß und über viele Dinge mit Thomas geredet, und gefunden, daß er ein durchaus frommer, ehrliebender und aufrichtiger Jüngling wäre.

Endlich wurde Thomas nach der Richtstätte abgeführt. Maillard lief neben ihm her, damit er ihn, wo möglich, noch von Christo abwendete. Ja, noch am Scheiterhaufen bot derselbe ihm im Namen der Obrigkeit, wie er vorgab, das Leben an, wenn er widerrufen wollte. Aber Thomas sprach: „Und hätte ich tausend Leben, so wollte ich sie alle hingeben!“ Darauf wurde er auf den Scheiterhaufen gesetzt, und, als er noch zum Volke reden wollte, ward das Feuer angezündet. Als er schon halb verbrannt war, ließ ihn Maillard herausziehen, und bot ihm noch einmal das Leben an, wenn er widerrufen wollte. Thomas aber sprach mit erhobener Stimme: „Weil ich schon auf dem Wege zu meinem himmlischen Vater gewesen bin, so bringet mich doch wiederum darauf, und laffet mich fortwandern.“ Also wurde Thomas verbrannt am 19. September des Jahres 1551.

Die fünf Studenten von Lausanne: Martialis Alba, Petrus Scriba, Bernhard Seguinus, Petrus Naviherus, Carl Faber.

(gest. 1553.)

„Ich habe euch Jünglingen geschrieben, daß ihr stark seyd, und das Wort Gottes bei euch bleibet, und den Bösewicht überwunden habt.“ (1. Joh. 2, 14.)

„Vor Zeiten hat ein heidnischer König von einem weisen wohlberedten Manne an seinem Hofe gesagt, daß dieser mit

seiner Beredsamkeit viel mehr Städte erobert habe, als er selbst mit dem Schwerte. Dasselbe kann in Wahrheit von den Märtyrern Christi gesagt werden, welche nicht allein Städte genommen, sondern auch alle Macht, Reichthum, Ansehen, Würde, Herrlichkeit, Kunst, Geschicklichkeit und Alles, was von Menschen scheinbar hervorgebracht werden, überwunden haben. Wir sehen, daß in kurzer Zeit Alles vor ihnen hat müssen erzittern, und daß sie alle Gewalt, alle listigen Anschläge und Ränke des Satans und seiner Diener zu Schanden gemacht haben!" Mit diesen Worten beginnt der alte Erzähler die Geschichte von dem Märtyrertode der fünf Studenten von Lausanne. Und daß er Recht darin habe, davon liefert die folgende Geschichte einen herrlichen Beweis.

Jene fünf waren alle aus Frankreich gebürtig, und hatten eine Zeit lang auf der hohen Schule zu Lausanne mit einander die freien Künste und die heilige Schrift studirt. Sie waren insgesammt durch Gottes Gnade zur rechten Erkenntniß des Evangeliums geführt worden, und hatten in Jesu Christo einen innigen Freundschaftsbund mit einander geschlossen. Vor dem Osterfeste des Jahres 1552 beschloßen sie, in ihre Heimath zurückzukehren, um dort der Ehre ihres Herrn und Meisters zu dienen. Zugleich wollten sie das ihnen von Gott anvertraute Pfund ihren Aeltern, Verwandten und Gefreundten mittheilen. Auch verbanden sie sich, den Glauben an den Sohn Gottes allen anderen Leuten daheim zu predigen, welche nur hören wollten. Vorher aber zeigten sie ihr Vorhaben der Kirche von Lausanne an, welche dasselbe billigte, und ihnen noch überdies Zeugnisse mitgab. Auch Calvin, der dazumal in Genf war, gab ihnen ein Schreiben mit. Ebenso Theodor Beza, bei welchem Bernhard Seguinus, und Peter Viret, bei dem Navierus Famulus gewesen war.

Von Genf aus, wo sie einige Tage verweilt hatten, machten sie sich auf den Weg nach Lyon. Unterwegs gesellte sich ein Mann aus Lyon zu ihnen, der sie nicht verlassen wollte, sondern ihnen stets nachfolgte. Derselbe bat sie inständig, sie möchten doch in seinem Hause einkehren, ehe sie Lyon verließen, was sie ihm denn auch versprochen. Am letzten April kamen die Fünfe in Lyon an, und übernachteten in der Herberge „zu den drei Fischen.“ Am andern Tage, — es war der erste Mai 1552, — gingen sie Nachmittags gegen zwei, oder drei Uhr zu jenem Manne, wie sie versprochen hatten. Als sie eine Weile im Garten

umhergegangen waren, bat jener sie, doch seinen Wein zu versuchen. Da setzten sie sich zu Tische, riefen Gott an, und begannen zu verzehren, was Gott ihnen bescheert hatte. Doch kaum hatten sie angefangen, im Herrn sich zu erfreuen, da erschien auf einmal der Stadtvoigt Pouillet mit seinem Lieutenant, gefolgt von einem Haufen Gerichtsdiener. Der Stadtvoigt fragte jeden Einzelnen nach seinem Tauf- und Zunamen, nach seinem Geburtsort und nach seiner Handthierung. Danach fielen die Gerichtsdiener ohne Weiteres mit Gewalt über die Unschuldigen her, banden sie, und führten jeden in ein besonderes tiefes und finsternes Gefängniß.

In den nächstfolgenden Tagen wurden sie mehrmals einzeln über ihren Glauben verhört. Da sie aber Alle standhaft blieben, und Christum nicht verläugneten, so wurden sie am 13. Mai, in Gegenwart einer großen Menge Volkes, als Ketzer verdammt, und der weltlichen Obrigkeit übergeben. Sie aber beschwerten sich über die Beschuldigung der Ketzerei, und appellirten an's Parlament.

Vom 13. Mai 1552 an mußten die fünf Bekenner nun länger als Ein Jahr im Gefängniß schmachten. Früher waren sie einzeln eingekerkert worden; jezt aber verschloß man sie alle in Eine Zelle, damit durch sie keine anderen Gefangenen zu Kettern gemacht würden. Aber doch öffnete der Glaube ihre Zelle, sodaß sie aus derselben auch in das Herz anderer Mitgefangenen den Samen des Evangeliums streuen, oder den schon aufgegangenen Keim pflegen und begießen konnten. Ja, selbst aus den festen Kerkermauern heraus drang ihr Glaube und ihre Liebe. Mit gewaltiger Stimme predigte er auch draußen vor der Welt Christum, den Gekreuzigten, und die Vergebung der Sünden allein durch den Glauben an ihn. Zwar mit dem lebendigen Wort vermochten sie solches nicht, sondern allein mit dem geschriebenen. Aber auch dieses, wenn es von Herzen kommt, muß wieder zu Herzen gehen. So wollen wir denn jezt der Reihe nach berichten, was Gott der Herr durch jene fünf Studenten aus dem Kerker zu seiner Ehre hat predigen lassen.

Wir fangen bei Martialis Alba an; denn er war der Älteste unter ihnen.

Derselbe schrieb einen gar tröstlichen Sendbrief an die Gemeinde zu Bordeaux. Darin heißt es: „St. Johannes spricht: „Wenn der Tröster kommen wird, welchen ich euch senden werde vom Vater, der Geist der Wahrheit, der vom

Vater ausgeht, der wird zeugen von mir.“ Das heißt: Er wird euch Kraft geben und Beständigkeit, ja Trost und Tapferkeit geben, mit vollem Munde vor allen Feinden und Widersachern Gottes von Gott zu reden, sie seyen, wer sie wollen, ohne alle Furcht und alles Entsetzen vor ihrem Drängen und Schrecken des Todes durch Feuer und Schwert, und seinen heiligen Namen rund und unerschrocken vor Jedermann zu bekennen. Darum werden wir mit großer Kraft predigen, daß Jesus Christus, der wahre und ewige Sohn Gottes, unsere Gerechtigkeit sey, und unsere Weisheit, Heiligung und Erlösung, unser Friede, unsere Versöhnung, unser wahrer, reiner und vollkommener Heiland, durch welchen wir den heiligen und ewigen Segen von Gott, seinem Vater, erlangen. . . . Darum, wenn ihr von eurer Obrigkeit über die Religion gefragt werdet, so sollt ihr ohne allen Umschweif die lautere Wahrheit sagen, und nicht eurer Güter, noch eures Lebens schonen, sondern allezeit vor Augen haben, was unser Herr Christus gesagt hat: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, als mich, der ist mein nicht werth.“ Darum sollt ihr standhaft bekennen, daß Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, unser einziger Hohepriester sey, und keinen andern annehmen, und wenn ihr tausendmal das Leben darüber verlieren solltet.

Ich bitte euch im Namen unseres Herrn Jesu Christi, ihr wollet durch die Besserung eures Lebens bezeugen, daß ihr einem Andern dienet, als in der vergangenen Zeit, nämlich dem lebendigen Gott, durch Jesum Christum, unsern Herrn. Liebet einander im Herrn, und haltet oft eure Versammlungen, Gottes Wort anzuhören! Denn das sey euer vornehmstes Geschäft, damit sollt ihr umgehen! Thut den Armen Gutes! Denn Gott hat euch dieselben treulich befohlen. Lasset die Ehre Gottes bei euch mehr gelten, als euer Leben! Amen!“ —

Der zweite von den Fünfen ist Petrus Scriba. Er hat im Namen seiner Freunde an die Mitgefangenen einen Brief geschrieben. Unter diesen befand sich der ehemalige Straßenräuber Johann Chambon; dann Peter Bergier, Matthäus Dymonetos, Dionysius Belouquin und Ludwig von Marsac. Sein Brief ist einer Drommete gleich, die alle Kinder Gottes zu mannhaftem Streit für Gott und sein heiliges Kind, Jesum Christum, versammelt.

„Wir haben,“ so schreibt er, „bisher für die Ehre Gottes gestritten, aber noch nicht bis auf's Blut widerstanden. Wir haben Jesum Christum und seine Wahrheit vor den grausamen

Feinden bekannt. So ist noch übrig, daß wir dieses Bekenntniß mit unserm Blute versiegeln. Weil wir denn sehen, daß sich unser Feind auf allen Seiten stärket und rüstet, so laßt uns getrost seyn, und einen tapferen Muth fassen, ritterlich zu streiten! Laßt uns die geistliche Rüstung (Eph. 6, 11.) anlegen, und in die Schlachtordnung treten, und dem Herrn Christo, unserm König und Hauptmann, nachfolgen! Ach, herzallerliebster Bruder, es hat sich unser getreuer Herr und Meister, Jesus, nicht geschämt, sich unserer des Fluches würdigen Sache anzunehmen, Schmach und Spott für uns zu leiden, sich zwischen zwei Mördern an ein Kreuz nageln zu lassen, und den Zorn und das Gericht Gottes auf sich zu nehmen, bis er gerufen hat: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ Wollten wir uns denn weigern, ihm und seinen heiligen Propheten und Aposteln nachzufolgen, da uns der Weg von so vielen frommen Märtyrern schon bereitet ist? Wenn wir die ewige Seligkeit und Herrlichkeit bedächten, wo wir ihm gleich seyn werden, so würden wir uns herzlich freuen in unserm Gefängniß, ja, auch mitten im Tode; wir würden unserem getreuen Gott und Vater Tag und Nacht Lob und Dank sagen; wir würden ihn preisen, daß er uns so große Ehre anthut, und uns zu Zeugen seiner Wahrheit gebraucht! Wir würden gern unsern Leib hingeben und aufopfern in einer so herrlichen Sache, die uns jetzt Gott der Herr an die Hand gegeben hat! Darum laßt uns nicht unsere Väter, Mütter, Weiber und Kinder ansehen, auch unseres Lebens nicht gedenken; sondern laßt uns die Augen zuschließen vor dieser Welt, und unsere Häupter stracks gen Himmel erheben! .. O seliger Tag, an welchem die Braut mit ihrem Bräutigam zur Hochzeit einziehen, und das Haupt bei seinen Gliedern seyn wird!“ —

Bernhard Seguinus ist der dritte von den Fünfen. Er hat ein Trostschreiben an den mitgefangenen Petrus Bergier gerichtet, dessen wir oben schon erwähnt haben. Darin heißt es: „Gefällt es ihm, daß wir mit unserem Tode seinen Namen preisen sollen, so seyen unsere Seelen in seine Hände befohlen. Er wird sie in sein ewiges Reich aufnehmen, und alsdann werden wir hunderttausendmal seliger seyn, als wenn wir hier länger lebten. Denn, so lange wir in diesem Leben sind, haben wir immerdar mehr Ursache, zu trauern, als fröhlich zu seyn, weil täglich auf dem ganzen Erdboden die Majestät Gottes schrecklich gelästert wird, und sich fast Jedermann, wie es

scheint, gegen ihn auflehnt, und ihn bekriegt. Wenn wir nun dieses Alles anschauen, ist's denn wohl möglich, so wir anders Ein Tröpflein Gottesfurcht in uns haben, daß wir nicht mit dem Apostel Paulus von Herzen begehren sollten, aufgelöst zu werden und bei Christo zu seyn? Tröstet euch in Gott, und richtet eure Augen und Herzen allezeit auf ihn! Unterdeß rüsten wir uns zu einem neuen Kampfe. Gott gebe uns Kraft und Stärke, ihn also zu bestehen, daß wir durch seine Gnade den Sieg erhalten! Bittet Gott für uns!" —

Der vierte ist Petrus Naviherus. Er hat wohl unter allen den schwersten Kampf zu bestehen gehabt. Denn er hatte nicht allein mit seinem eignen Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern er mußte auch noch streiten gegen seine Aeltern und Blutsverwandten, die ihn verdamnten und verfluchten, und auf solche Weise von Christo abziehen wollten. Im Namen seiner Aeltern und aller seiner Verwandten schrieb Martialis Naviherus, des Petrus Vetter, folgenden Brief an ihn: „Peter, ich hätte nimmermehr gemeint, daß du dich so lieberlich und leichtfertig von der katholischen Lehre abgewendet, und dich auf eine andere solltest begeben haben, die du, ich weiß nicht wo, gelernt hast. Ich weiß wohl, daß Viele, die solcher Meinung waren, mit Feuer verbrannt worden sind, wie dir auch schon geschehen wäre, wenn nicht die Güte Gottes und deines Richters auf deine Bekehrung gewartet hätte, daß du von deiner Meinung abstecken solltest. Solches gebiete ich dir auch ohne längern Verzug und Aufschub zu thun, damit du nicht ferner deinen Vater und deine Mutter betrübst, und dich ihrem Gehorsam, den du zu leisten schuldig bist, freventlich entziehst. Aus dem Schreiben, das du leztlich hingeschickt hast, vernehme ich, daß du dich aus tollkühner Vermessenheit überredest, du wolltest den ganzen Stand unserer Kirche, darin wir leben, reformiren. Dies gebührt erstlich Gott, und darnach der Obrigkeit, die solches zu verwalten hat, und nicht dir, der du nichts anders bist, als ein Geschmeiß stolzer und aufgeblasener Unwissenheit, welche deinesgleichen Gefellen endlich in's Feuer gestürzt hat. Und du verhinderst noch dazu deine Mitgesellen, daß sie sich nicht wieder zum katholischen Glauben bekennen, wie sie zu thun schuldig wären. Laß mich forthin ungeplagt mit deinen Briefen, und laß auch andere Leute mit Frieden! Und bekenne, daß deine heillosen Reden, die du ausgegossen hast, werth seyen, daß sie widerrufen werden! Vermeide die Schmach, die du deinen lieben Aeltern und deiner

ganzen Freundschaft anthust, und fürder anthun würdest. Ich bitte, daß dir der Herr solches zu erkennen gebe!" —

Auf diesen Brief schrieb Petrus Navaherus an seine Aeltern: „Der Herr Christus lehret uns, daß wir Vater und Mutter, Weib und Kind, Acker und Wiesen verlassen, und ihm nachfolgen sollen, auch diese zeitlichen Dinge nicht lieber haben, denn Ihn. Darum laßt's Euch nicht verdrießen, wenn Ihr vernehmen werdet, daß ich um Seinetwillen gestorben bin; denn ich bin bereit, für die Ehre Gottes den Tod zu leiden! —

„Ich bin die Zeit meines Lebens vom Teufel auf mancherlei Weise angefochten worden. Ich habe viel gelitten, doch mehr am Geiste, als am Leibe. Aber der mich in seinen Schutz genommen hat, der hat mich von allen Nebeln erlöst, und an einen solchen Ort geführt, da mein Gewissen Ruhe haben konnte. Nun habe ich eine gewisse Zuversicht, daß ich aus diesem Jammerthal zum ewigen Leben eingehen werde, weil ich mit dem theuren Blute Jesu Christi von allen Sünden gereinigt bin. Betrachtet doch, lieben Freunde, und urtheilt mit Wahrheit, ob Euer Zustand in der sicheren Welt, oder mein Zustand in diesem Gefängnisse besser ist. Zwar, wenn man nach dem Fleische und der Welt urtheilen will, steht es um Euch besser, als um mich. Aber der Geist urtheilt viel anders. Dem folge ich, und habe Frieden in meinem Kreuz. Die Zeit wird mir nicht lang im Gefängniß, ob ich wohl Jahr und Tag mit Ketten, Stricken und Stöcken bin behaftet gewesen. Die tiefen, finstern Gruben sind mir lieblicher, als Eure Säle mit Tapeten. Die Schlüssel des Stockmeisters erfreuen mich mehr, als alle Trommeln und Geigen, ja allerlei Saitenspiel und leichtfertige Musik, die jetzt bei großen Herren und dem gemeinen Manne gebräuchlich ist.

Ich bin fröhlich und getrost im Schatten des Todes; denn ich bin bereit, diese Sterblichkeit abzulegen, und mit Gott in ewiger Ruhe und Seligkeit zu wohnen. Nun frage ich Euch: fühlet Ihr auch solche Freude, solchen Trost mitten unter Euren jährlichen Renten, mitten in Euren schönen und bemalten Gemächern? Erfreut Euch also der Gesang Eurer Sänger und der Klang Eurer Glocken?" —

Der Fünfte von den Freunden ist Carl Faber. Er hat sein Glaubensbekenntniß schriftlich verfaßt, und dieses seinen Richtern übergeben. Darin bekennt er sich nach dem apostolischen Symbolum zu dem dreieinigen Gott. Dann fährt er fort: „Ferner glaub' ich, daß, gleichwie nur Ein Gott ist, auch nur

Ein Mittler sey zwischen Gott und den Menschen, Ein Vertreter und Fürsprecher im Himmel bei Gott dem Vater, nämlich Jesus Christus, der da ewig lebt, und sitzet zur Rechten Gottes, und für uns bittet ohne Unterlaß. Darum nehme ich keineswegs die Lehre der Papisten an, welche viele Nothhelfer und Fürbitter erdichtet haben; denn solches ist der heiligen Schrift zuwider, ja, auch den alten Kirchenvätern! Ueberdies glaub' ich Eine heilige, allgemeine, christliche Kirche, und nicht viele Kirchen; denn es ist nur Eine Kirche, welche nicht hier oder da angebunden, sondern durch die ganze Welt ausgebreitet ist. Das Haupt aber dieser Kirche ist Jesus Christus allein, und Niemand anders. Darum erkenne ich Die für die rechte Kirche, in welcher das Wort Gottes rein gepredigt und die Sacramente treulich ausgespendet werden. Darum irren diejenigen gewaltig, welche den Papst für das Haupt der Kirche ausgeben, weil die ganze heilige Schrift nicht Ein Wort davon sagt."

Gleicherweise that Faber auch von den andern Artikeln des evangelischen Glaubens ein frei und wahrhaftig Bekenntniß. Und wie er, so haben auch seine Freunde ihren reinen evangelischen Glauben schriftlich und mündlich vor Jedermann und vor den Richtern insbesondere bekannt, und haben aus Menschenfurcht oder Angst vor dem Tode dem Widersacher auch kein Pünktlein seiner Irrlehre eingeräumt. Darum hat Gott, der Vater der Barmherzigkeit, die Hünse auch über Bitten und Verstehen getröstet. Zuerst nämlich hat er ihnen sehr trostreiche Briefe von seinen Knechten Johann Calvin und Peter Biret in den Kerker gesandt. Aber mehr noch, als dadurch, wurden sie durch das Beispiel Johann Chambons aufgerichtet, der um Straßenraubes willen zu derselben Zeit im Kerker lag. Die unerforschliche Gnade des Herrn arbeitete an diesem Verbrecher so, daß er durch Peter Bergier zu einem wahrhaftigen Kinde Gottes wiedergeboren ward. Er hatte einen Brief an die Hünse geschrieben, in welchem er sie um geistliche Stärkung und Seelentrost gebeten hatte. Hierauf antwortete Peter Scriba im Namen der Uebrigen Folgendes: „Ihr seyd zwar von der Welt verworfen, und von aller menschlichen Hülfe verlassen, aber ihr seyd von Gott, unserm Vater, zu seinem Kinde angenommen durch den Glauben, den ihr an seinen lieben Sohn, Jesum Christum, habt. Eure Sache, wie ihr selbst bekennet, ist schändlich und ungerecht; aber ihr sollt bedenken, daß Jesus Christus durch seinen Tod eure Ungerechtigkeit vertilget. Darum

erfreut euch in Jesu Christo, daß seine Gerechtigkeit die eure sey, und daß ihr um seinetwillen von Gott, dem Vater, zum Kinde angenommen seid!"

Wie sehr aber die fünf Freunde durch das Gnadenbeispiel an diesem Straßenräuber gestärkt worden sind, geht aus einem Briefe hervor, den sie an Petrus Bergier und Matthäus Dymonetus, ihre Mitgefangenen, geschrieben haben. Darin heißt es:

„Da die Schriftgelehrten und Pharisäer, wie auch die Hohenpriester Hannas und Caiphas, ihr Maul zuhielten, und Gott die Ehre nicht geben wollten, daß sie Christum als den Sohn Gottes und der Welt Heiland bekannt hätten, siehe, da hat ein armer Mörder, der wegen seiner Unthaten neben Christo gekreuzigt war, seinen Mund aufgethan, und bekannt, daß er sey der Sohn Gottes, der König Himmels und der Erde, der Heiland und Erlöser der Welt. Also wird Christus auch heutiges Tages in seinen Gliedern verfolgt von den Königen, Fürsten, Gewaltigen und Weisen dieser Welt. Er wird verspottet, gezeißelt und verworfen von denen, die sich Hirten der Kirche, Statthalter Christi, Nachfolger der Apostel nennen. Er wird täglich getödtet und hingerichtet von denen, die sich Pfeiler des Glaubens und Beschützer der Kirche und der Christenheit heißen. Aber die armen, einfältigen Laien, die armen Mörder und Straßenräuber nehmen ihn an, und bekennen ihn als ihren Heiland und Erlöser. Sie fühlen die Frucht und den Segen des Leidens und Sterbens Jesu Christi, welches die unseligen Leute verläugnen, und mit Füßen treten, das theure Blut, welches vergossen ist zur Vergebung unsrer Sünden. Die Könige, Fürsten und Gewaltigen der Erde haben sich aufgelehnt wider Christum. Sie haben an allen Orten das Feuer angezündet, die Kinder Gottes zu verbrennen.

Aber was hat das heillose Kind des Verderbens damit ausgerichtet? Hat es den Sieg behalten wider die Glieder des Herrn Christi? Hat es verhindert, daß nicht das Evangelium in aller Welt ist gepredigt worden? Keineswegs! Sondern dagegen ist der Tod der Kinder Gottes ihm, dem Antichristen, ein Tod gewesen und eine Zerstörung seines Reiches. Das unschuldige Blut, welches vergossen worden, ist ein fruchtbarer Same des Reiches Christi geworden. Die großen Feuer, die er angezündet hat, sind heutiges Tages nichts anderes, als Drometen, welche die Kinder Gottes erwecken und aufmuntern

sollen, tapfer und getrost um des Herrn Christi und seiner Wahrheit willen zu streiten. Gott hat's wohl zugelassen, und läßt's noch heutiges Tages zu, daß viel fromme Christen ergriffen werden; aber alles zu dem Ende, daß der Teufel mitten in seiner Burg bestritten und zu Schanden gemacht werde, indem auch im Kerker die Fahne Jesu Christi von seinen Dienern aufgerichtet wird, welches ein Zeichen des Sieges und der Ueberwindung ist!" —

So mußten die fünf Männer Gottes länger als Ein Jahr im Kerker liegen, damit sie durch ihre glaubensmuthigen Worte nicht nur ihre Freunde stärkten, sondern auch uns, die wir jezt ihre Briefe lesen, in ihrem Siegeslaufe zu Jesu Christo mit sich führten. Jezt aber war die Zeit gekommen, wo sie heimgehen sollten; jezt erschien der Tag des Heils, wo, wie sie gehofft hatten, die Braut mit dem Bräutigam sich auf ewig vermählen sollte. Am 16. Mai des Jahres 1553, Morgens um neun Uhr, ward ihnen im Saale des Gefängnisses Rouane das Endurtheil verlesen. Es lautete dahin, daß sie auf dem Plage *Terreaux* alle fünf lebendig zu Asche verbrannt werden sollten. Kaum hatten sie dies vernommen, so sanken sie auf ihre Kniee nieder, und beteten mit solcher Inbrunst, daß von dem umstehenden Volke Einige unwillkürlich niederfielen und mitbeteten. Darnach fingen sie an, Psalmen zu singen, und sich im Herrn mit einander zu freuen. Nachmittags um zwei Uhr wurden sie mit Stricken gebunden, und in grauen Mänteln auf einem Wagen zum Richtplatz geführt. Als bald fingen sie an, den neunten Psalm zu singen:

„Ich will Dich, Herr, von Herzens Grund
Loben und preisen alle Stund'!“

Aber sie durften denselben nicht bis zu Ende singen. Am Ende des Platzes *Herberie*, wo sie über eine Brücke der *Saone* mußten, stand viel Volks versammelt. Da sprach Einer der Fünfe mit lauter Stimme: „Der Gott des Friedens, der den großen Hirten der Schafe ausgeführt hat durch das Blut des ewigen Testaments, der mache euch fertig in allem guten Werk, zu thun seinen Willen, und schaffe in euch, was vor ihm gefällig ist durch Jesum Christum, welchem sey Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen!“

Darauf sagten sie die Artikel des christlichen Glaubens her. Als die Henker ihnen zu schweigen geboten, antworteten sie:



„Wollt ihr uns wehren, die wir nur noch kurze Zeit zu leben haben, daß wir unsern Gott loben und preisen?“ Darnach stiegen sie mit großer Freudigkeit auf den Scheiterhaufen. Die vier Jüngsten wurden zuerst an den Pfahl gebunden, während Martialis Alba, der Älteste von ihnen, auf den Knien lag, und betete. Als man auch ihn fesseln wollte, sprach er zum Hauptmann Tignacius: „Gewähret mir nur noch Eine Bitte, und erlaubet mir, daß ich meinen Brüdern vor meinem Tode noch einen Abschiedsruß gebe!“ Das erlaubte ihm der Hauptmann. Da wandte sich Martialis zu seinen Brüdern, küßte jeden insbesondere, und sprach dabei: „Gehab dich wohl, mein Bruder!“ Hierauf küßten auch die vier anderen Freunde sich unter einander, und nahmen auf gleiche Weise Abschied. Als nun Martialis sich selbst und seine Brüder Gott befohlen hatte, küßte er endlich auch den Henker, und sagte zu ihm: „Mein Freund, vergiß nicht, was ich mit dir geredet habe!“ Darauf ward auch Martialis zu seinen vier Freunden gestellt, und mit einer Kette an den Pfosten gebunden. Nun legte der Henker jedem einen Strick um den Hals, und band alle fünf Stricke in ein großes Seil, das in einer Rolle hing, damit er sie dadurch um so schneller erwürgen könnte. Auch bestrich er ihren Leib mit Fett, und bestreute ihn mit Büchsenpulver, damit er desto eher von den Flammen erfaßt werde. Als das Feuer angezündet war, versengte es das Seil, womit der Henker sie erwürgen wollte. So mußten denn die Fünf noch eine Zeitlang in den Flammen leiden. Aber sie waren fröhlich im Herrn, und riefen einander beständig die Worte zu: „Seid getrost, Brüder, seid getrost!“ Das waren ihre letzten Worte, mit denen sie ihr junges Leben beschloßen. Aber sie eilten ja hin zu Jesu Christo, dem erstgebornen Bruder, den sie im Leben und Tode bekannt hatten, um ewig mit Ihm und dem Vater und dem heiligen Geiste da droben vereint zu seyn. —



Die Gebrüder Stephan und Dionysius Pelouin.

(gest. 1549 und 1553.)

„Das ist je gewißlich wahr: Sterben wir mit, so werden wir mit leben; dulden wir, so werden wir mit herrschen!“

(2. Tim. 2, 11. 12.)

In der Stadt Blois lebte vor Zeiten das edle und alte Geschlecht der Pelouins, welches der Herr vornehmlich durch zwei Brüder herrlich gemacht hat. Beide haben in Genf studirt, von wo sie nach Gottes Willen ausgezogen sind, um für Jesum Christum zu streiten. Stephan, als der Aeltere, sollte den Anfang machen. Er hatte von Genf aus, wo er seine Haushaltung besaß, einen Besuch in seiner Heimath gemacht, und wollte mit etlichen frommen Christen von Orleans und Blois zurückkehren. Aber der Herr, der durch seine wunderbare Kraft ohne Unterlaß wirkt, und alle Gedanken und Bewegungen seiner Creaturen nach seinem Wohlgefallen lenkt, ließ seinen Diener sammt der ganzen Gesellschaft zu Chasteaurenard durch den Schultheißen des Orts gefangen nehmen. Unter ihnen befand sich auch Anna Aldeberta, des Apothekers Petrus Genestus hinterlassene Wittwe. Als man sie zum Richtplatz hinausführte, und ihr einen Strick um den Leib band, sagte sie mit Frohlocken: „Ei, welch' ein schöner Gürtel ist dieses, damit ich von meinem Bräutigam beschenkt werde! Es war eben Samstag, da ich zu meiner ersten Hochzeit Verlöbniß hielt. Dieses ist nun meine andre Hochzeit, in welcher ich auch auf einen Samstag meinem rechten Bräutigam, dem Herrn Christo, zugeführt werde!“ Sie erlitt am 28. September 1549 den Märtyrertod. —

Stephan aber wurde von Chasteaurenard nach Paris geschleppt. Hier bekannte er frei die evangelische Wahrheit, und wurde darauf vom Parlament verurtheilt, daß ihm die Zunge ausgeschnitten, und er in einem langsamen Feuer lebendig verbrannt werden sollte. Diese Marter hat er denn auch in demselben Jahre mit getrostem Herzen und großer Standhaftigkeit auf dem St. Johannis-Kirchhofe zu Paris erlitten.



Stephans Bruder, Dionysius Peloquin, wurde noch fünf Jahre vom Herrn aufgespart, ehe er durch seinen Tod Christum verherrlichen sollte.

Dionysius war früher Mönch gewesen. Sobald aber das Licht des Evangeliums durch Gottes Gnade in ihm ausgegangen war, verließ er das Kloster, und trat nachher in den heiligen Ehestand. Warum er diesen Schritt gethan, darüber hat er später seinen Widersachern Rechenschaft abgelegt. Denn als sie ihn fragten, warum er dem Kloster entlaufen wäre, antwortete er: „Das habe ich darum gethan, weil mir der Herr durch seine Gnade zu erkennen gegeben hat, daß es ein Menschentand ist, und dem Worte Gottes stracks zuwiderläuft; denn man lehret darin nichts anderes, als wie man Gott den Himmel mit eignen Werken abverdienen soll!“ —

Auch Dionysius hatte, wie sein Bruder Stephan, seine Haushaltung zu Genf. Als er sich nun im Jahre 1552 aufmachte, seine Verwandten und Gefreundte nach Genf abzuholen, ward er am 19. October desselben Jahres zu Villa Franca gefangen genommen, und hier sogleich über seinen Glauben verhört. Als man ihn über die Ohrenbeichte fragte, gab er folgenden Bescheid: „Man soll nicht Menschen, sondern Gott allein, den wir erzürnt haben, die Sünden beichten, und dasselbe nicht allein alle Tage, sondern auch alle Stunden, wenn es möglich wäre, wie wir sehen, daß die Patriarchen, Propheten und Apostel gethan haben!“ Ebenso legte Dionysius von den andern Artiteln des Christlichen Glaubens ein rechtes Bekenntniß ab.

Von Villa Franca ward er alsdann nach Lyon abgeführt, wo, wie wir erzählt haben, die fünf Studenten von Lausanne nebst anderen Christen gefangen saßen. Hier ward er von Neuem verhört, aber er bekannte standhaft und läugnete nicht. Der Kerkermeister fragte ihn, ob er in seinen Irrthümern denn stets verharren wolle? Er sprach: „Ich bitte Gott täglich, daß er mir seine Gnade verleihe, damit ich beständig bleiben möge, nachdem es ihm nach seiner großen Barmherzigkeit wohlgefallen hat, mir durch die heilige Schrift zu erkennen zu geben, daß dieses die ewige Wahrheit sey, die man glauben, und dabei man beharren soll.“ —

Nach dem Verhöre machte der Kerkermeister viele glatte Worte, um den Gefangenen von der Wahrheit abwendig zu machen. Er hielt ihm seine Jugend vor, und verhieß ihm große

Pfünden, wenn er nur widerriefe. „Bedenke dich wohl, sprach er, und habe Acht auf dein Leben; denn es steht in deiner Macht, dasselbe zu retten. Siehe, deine Seele hast du in deinen Händen!“ Da sprach der Christ: „Ach, wie übel würde meine Seele verwahrt seyn, in welcher großen Gefahr würde sie stehen, wenn sie keinen anderen Hüter hätte! In der Schule meines Herrn Jesu habe ich's anders gelernt; denn er spricht: „Wer seine Seele erhalten will, der wird sie verlieren; wer sie aber verlieren wird, der wird sie erhalten zum ewigen Leben!“ Des andern Tages schickte der Kerkermeister einen Mönch zu Dionysius in's Gefängniß, der ihm im Namen des Cardinals Turnonius ein gutes, neues Kleid und einen ehrlichen Unterhalt in einem der besten Klöster zusicherte, wenn er widerrufen wollte. — Darauf gab Dionysius diesen Bescheid: „Ich habe mein schwarzes Klosterkleid allzulange getragen, und begehre, nun mit jenem weißen, unverweslichen Kleide umgeben zu werden, davon der Geist in der Offenbarung St. Johannis redet.“ Aus seinem Gefängnisse zu Lyon hat Dionysius viele trost- und glaubensreiche Briefe an seine Verwandten und Gefreundte geschrieben. In einem Briefe an seine Mutter, Schwester und einige Freunde heißt es: „O wie selig ist der Stamm und das Geschlecht der Beloquins! Laßt uns doch ein wenig bedenken, ob wir von Natur ein wenig besser sind, als Andere, dadurch Gott möchte bewegt worden seyn, uns solche große Gnade und Ehre zu erzeigen. Nein, an uns ist nichts, sondern wir haben es allein seiner Gnade zu verdanken. Laßt uns darum solche große Wohlthat erkennen, auf daß wir nicht der Undankbarkeit mögen beschuldigt werden! Laßt uns unsere Seele in seinen Gehorsam ergeben, und von Herzen sprechen: O Herr, dein heiliger Wille geschehe! Und obwohl die Anfechtungen dem Fleische wehe thun, und schwer fallen, auch unsere Widersacher gewaltig sind, so sollen wir uns doch nicht entsetzen, weil wir wissen, zu welchem Ende wir geführt werden. Sie meinen, sie wollen uns zum Tode führen; aber dagegen führen sie uns zum rechten Leben. Sie meinen, sie wollen uns zu Grunde richten; aber sie sind die Werkzeuge, die gebraucht werden, uns zum Besitze der ewigen Herrlichkeit zu bringen, die uns bereitet ist, ehe denn der Welt Grund gelegt war. Der Satan versucht sein Aeußerstes, und richtet seine Kartauen gegen uns; aber

wir wissen, daß alle seine Anschläge wie ein Dampf verschwinden müssen."

„Und was Euch, meine liebe Mutter, anlangt, so bin ich gewiß in Betrachtung der großen Gnaden, die Euch der Herr eine lange Zeit erzeigt hat, Ihr werdet nicht die letzte seyn. Der Herr hat Euch aus dem tiefen Abgrunde des Papstthums gleich als mit Gewalt heraus gezogen. Was hindert Euch denn nun, daß Ihr Euch nicht unter die Fahne Jesu Christi begeben wollt? Hält Euch der Reichthum und die Ehre dieser Welt zurück? Ei, Ihr sollt billig wissen, daß dieses nichts sey, als Eitelkeit. Wollet Ihr Euch durch die Wollüste dieser Welt aufhalten lassen, darin Ihr von Jugend auf erzogen seyd? Da sollt Ihr wissen, daß solche Dinge uns mehr zur Verdammniß, als zur Seligkeit führen. Rühmet Euch lieber des Kreuzes Jesu Christi, und leidet lieber mit dem Volke Gottes Schmach und Ungemach, als daß Ihr bei dem gottlosen Könige Pharao in Weltlust und Ehre prangen solltet, welche endlich in's Verderben und in den ewigen Tod stürzen. Und Ihr, Johanna, meine gute Freundin, soll ich Euch auch noch einmal erinnern? Ich weise Euch zurück auf den Trost, womit ich Euch durch Gottes Gnade in vergangenen Zeiten getröstet habe. So ist's nun Zeit, daß ich Abschied von Euch nehme, und gute Nacht sage. Darum wünsch' ich Euch allen meinen Freunden eine gute Nacht! Gute Nacht, meine liebe Schwester! Gute Nacht, mein Freund Dionysius! Gute Nacht, meine liebe Mutter! Gute Nacht, Alle, die Ihr in meiner Mutter Hause wohnt! Gute Nacht, Johanna! Gute Nacht, meine liebe Schwester und meine Freunde! Gott ist mein Zeuge, daß ich Euch nicht zum Schein gute Nacht sage; ich sage Euch nicht gute Nacht aus angenommener Weise; ich sage Euch nicht gute Nacht gezwungen und gedrungen, sondern gern und freiwillig. Ich sage Euch also gute Nacht, daß ich von Herzen begehre, meinem himmlischen Vater Gehorsam zu leisten. Ja, ich gebe Euch also gute Nacht, daß ich nunmehr zum himmlischen Erbe gut geführt werde, und Alles, was irdisch ist, dahinten lasse!"

Auch an die fünf Märtyrer von Lausanne schrieb Dionysius einen christlichen Brudergruß: „Wir müssen bekennen, daß es ein Wunderwerk Gottes sey, daß er noch einen Samen übrig läßt, dieweil der Satan Alles über den Haufen zu werfen gedacht hat. Nun hoffen wir, der gütige Gott werde nicht zugeben, daß sein Werk verderbe. Vor allen Dingen sollen wir

aber gewiß seyn, daß der Herr Jesus Christus sein Heil so wohl verwahren werde, daß alle Pforten der Hölle dasselbige nicht werden übermächtigen können!“ —

Am 14. Januar 1553 wurde der einstige Straßenräuber Johann Chambon, von dem schon oben erzählt ward, hingerichtet. Er starb mit christlicher Freude, sodaß Dionysius durch seinen Tod sehr getröstet wurde. „Dieser Mörder,“ schreibt er, „welcher am letzten Dienstag auf's Rad geschochten ist, hat Gott den Herrn so freudig gepriesen, und ein so herrliches Bekenntniß des christlichen Glaubens abgelegt, daß es uns eine überaus große Schande wäre, wenn wir nicht mit gleicher Standhaftigkeit unseren Erlöser Jesum Christum bekennen wollten!“ Zudem wurde Dionysius noch durch einen Brief der Fünf von Lausanne, von Matthäus Dymonetos und von Johann Calvin mächtig gestärkt.

So lag Dionysius Beloquin gegen zehn Monate freudig und glaubensmuthig für seinen Heiland Jesum Christum zu Lyon im Gefängniß. Am Sonntag, den 4. September 1553, des Morgens früh um drei Uhr, ward er von Lyon wieder nach Villa Franca geschleppt, und des folgenden Tages zum Feuertode verurtheilt. Am folgenden Montag, den 11. September, erschien der Tag seiner Erlösung. Er wurde auf den brennenden Holzstoß geschleppt. Als der untere Theil seines Leibes schon fast ganz verbrannt war, streckte er seine Hände noch immer zum Himmel empor, und rief Gott den Herrn um Hülfe an. So verharrte er bis zum letzten Athemzuge in brünstigem Gebet.

Kurze Zeit darauf bekannten auch Beloquins Mitgefangene, Petrus Bergier und Matthäus Dymonetos, mit kühnem Glauben, mitten in den Flammen, ihren Herrn und Meister, Jesum Christum. —



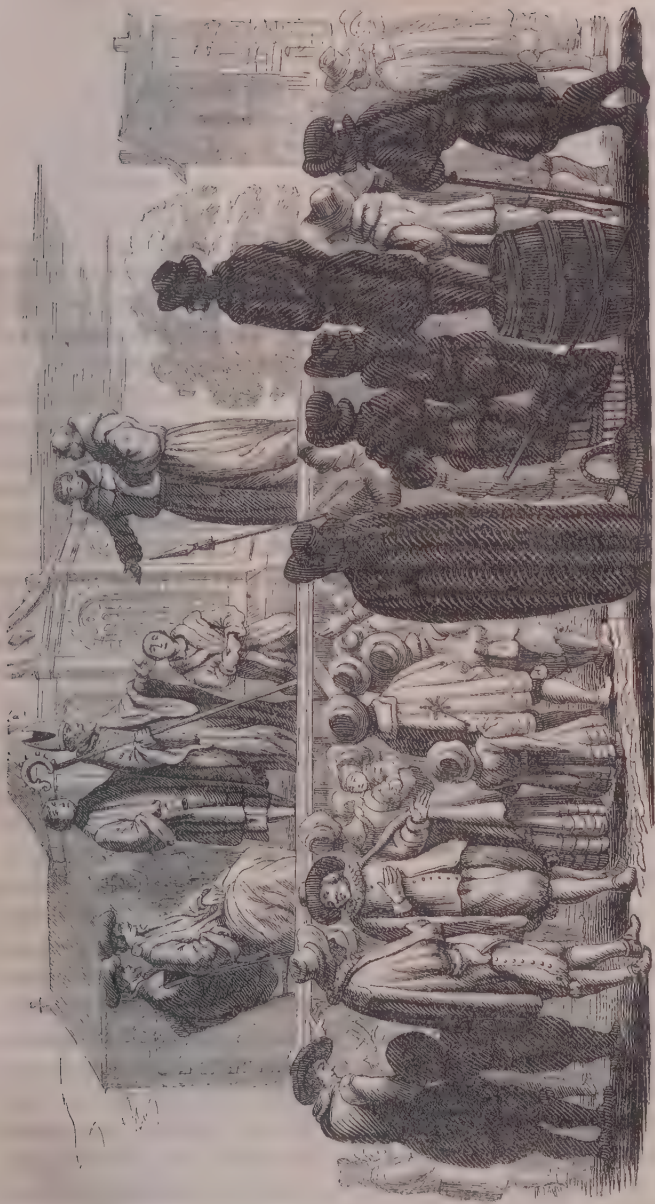
Wilhelm Neel.

(gest. 1553.)

„Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht Alle, die daran glauben.“ (Röm. 1, 16.)

Erst spät kam Wilhelm Neel, der anfangs Augustinermonch in der Normandie war, zur Erkenntniß der evangelischen Wahrheit. Aber doch hat er durch seine Lehren und Ermahnungen viele Seelen dem Verderben Rom's entrissen, und zur Seligkeit Jesu Christi geführt. Da begab es sich im Februar 1553, daß er auf einer Reise von Rouen, im Dorfe Ronancourt, in eine Herberge einkehrte, um daselbst eine Mahlzeit einzunehmen. Er fand hier mehrere Priester beisammen, „die, wie der alte Erzähler sagt, nicht allein mit Weinsaufen, sondern auch mit anderer Leichtfertigkeit und Geilheit ein unordentliches und unverschämtes Wesen trieben.“ Wilhelm erinnerte sie freundlich und mit Bescheidenheit an ihr Amt, wie er es auch sonst mit anderen Leuten in öffentlichen Herbergen zu thun pflegte. Als sie aber in ihrem gottlosen Wesen nicht nachließen, straste er sie mit großem Ernste, wegen ihres sündhaften Wandels und ihrer falschen Lehre. Da sprang Legour, der Dechant von Ilieren, voll Zorn auf, ließ den furchtlosen Redner ergreifen, und nach Eureux in's bischöfliche Gefängniß abführen.

Simon Vigor, der Beichtvater des Ortes, verhörte den ergriffenen Ketzer. Neel legte ein herrliches Bekenntniß ab, und bekräftigte Alles, was er sagte, mit Sprüchen aus der heiligen Schrift. Darauf bat er, daß man ihm erlauben möchte, seinen Glauben schriftlich aufzusetzen, was ihm auch gestattet wurde. Nun schrieb er ein ausführliches, klares, aber auch begeistertes Bekenntniß nieder, das uns vollständig aufbewahrt ist. Wir theilen daraus Einiges mit. Es wurde ihm vorgehalten der alte Spruch des Augustinus: „Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn mich nicht das Ansehen der Kirche dazu bewegte.“ Aber er antwortete: „Das Evangelium ist so herrlich und über alle Maßen kräftig, daß es keiner Creatur, weder auf Erden, noch im Himmel bedarf, weil in demselben verborgen sind alle Schätze und Reichthümer Gottes, nämlich die Vergebung der



Sünden und die ewige Ruhe durch Gottes Barmherzigkeit. Wenn wir nun dieses Evangelium mit lebendigem Glauben als das Evangelium der Seligkeit und das Wort des ewigen Lebens annehmen, so wird nirgends ein ander Evangelium seyn, das solche Kraft hat, die Seelen selig zu machen."

Wilhelm Neel erfuhr in dem bischöflichen Gefängnisse eine sehr üble Behandlung. In dieser seiner Noth wurde er mehrere Male von dem Richter und dem Advokaten des Ortes, die beide gottesfürchtige Männer waren, besucht und getröstet. Der Erstere brachte es auch dahin, daß Neel aus dem bischöflichen Kerker in den der weltlichen Obrigkeit gebracht wurde, wo seine Lage um Vieles erleichtert ward. Da beschleunigte, der Bischof mit seinen Dienern den Prozeß, und verurtheilte den ehemaligen Mönch zur Entweihung. Neel, welcher vergebens appellirte, wurde nach Rouen gebracht. Als er aus dem Kerker trat, wandte er seine Augen zum Volke, das in großer Menge versammelt war. Er ermahnte dasselbe zu christlicher Liebe, und bat Gott, daß er sich ihrer Unwissenheit erbarmen möge. Als er aber sah, daß ihm das Volk kein Gehör gab, und die Soldaten mit ihm forteilten, hub er an, den vierzigsten Psalm zu singen: „Ich harrete des Herrn, und er neigte sich zu mir, und hörte mein Schreien, und zog mich aus der grausamen Grube und aus dem Schlamme, und stellte meine Füße auf einen Fels, daß ich gewiß treten kann; und hat mir ein neu Lied in meinen Mund gegeben, zu loben unseren Gott. Das werden Viele sehen, und den Herrn fürchten, und auf ihn hoffen.“

Da Neel von seinem Bekenntnisse nicht weichen wollte, so bestätigte das Parlament zu Rouen den bischöflichen Spruch, und schickte ihn nach Eureux zurück. Hier ließ der Bischof vor der Domkirche ein hohes Gerüst aufrichten, welches er sammt seinen Prälaten bestieg, um den keßerischen Mönch zu entweihen.

Der obengenannte Beichtvater, Simon Vigor, wies mit dem Finger auf den Verurtheilten, und rief: „Das Kind, welches von seiner Mutter erzogen ist, ist ihr nicht allein ungehorsam geworden, sondern sucht auch die Mutter zu verderben. Seht, seht diesen unseligen Menschen! Er war einst ein Augustinermönch; jezt aber verläugnet er seinen Gott und seine Mutter, die christliche Kirche, und verfolgt sie!“ Da sprach Neel mit erhobener Stimme: „Es ist nicht wahr! Denn ich glaube an

Gott, und bin auch gewiß, daß eine heilige, allgemeine, christliche Kirche sey!" Vigor zählte nun eine lange Reihe von Bischöfen her, und sagte, das wären die Väter, darauf die römische Kirche gegründet sey. Dann wandte er sich zu Neel, und sagte: „Worauf ist deine Kirche gegründet? Welches sind deine alten Bischöfe?" Neel rief mit freudiger Stimme: „Jesus Christus und seine Apostel sind meine Bischöfe, auf denen meine Kirche gegründet ist!"

Hierauf wurde die Ceremonie der Entweihung vorgenommen, und der Entweichte verdammt, lebendig verbrannt zu werden. Auch wurde befohlen, ihm einen Ballen in den Mund zu stecken, damit er zu dem umstehenden Volke nicht reden könne.

Neel ertrug alle Kränkungen, welche ihm die Feinde anthaten, mit großer Geduld. Als die Flammen an ihm emporloderten, fiel ihm der Ballen aus dem Munde. Da erhob er noch einmal seine schon brechende Stimme, lobte Gott den Vater, und flehte um Gnade bis an's Ende. Darüber wurde der Henker zornig, und gab dem Sterbenden noch einen heftigen Schlag auf den Kopf. Das Volk aber gerieth darüber in lauten Unwillen. Denn obgleich die Meisten ihn anfänglich für einen todeswürdigen Ketzer, für einen Gräuel und einen Fluch gehalten hatten, so wurden sie doch durch seine Freudigkeit mitten in seinen Qualen so sehr ergriffen, daß sie ganz andern Sinnes wurden. Sie sagten es ganz laut, er wäre gestorben wie ein rechter Märtyrer. Die Weiber aber weinten, und sprachen: „Er hat den Beichtvater überwunden." So sagte der Eine dies, der Andere das. Summa: sein Tod hat eine unglaubliche Frucht in dem ganzen umliegenden Lande geschaffen! —

Dies war zwei Monate nach Neels Einkerkung, also im April des Jahres 1553.

Wilhelm von Mençon.

(gest. 1554.)

„Dein Wort ist eine rechte Lehre." (Ps. 93, 5.)

Um die Verbreitung der göttlichen Wahrheit haben diejenigen ein nicht geringes Verdienst, welche, wenn sie auch das

Wort Gottes nicht selbst erklären und auslegen konnten, doch zu seiner Verbreitung auf äußerliche Weise behülflich waren. Ein solcher Mann war Wilhelm von Alençon, der aus Montauban im südlichen Frankreich stammte. Sobald er zur Erkenntniß des Evangeliums gekommen war, ließ er es seine größte Sorge seyn, auch Anderen dasselbe zu bringen. Er ging mit Bibeln und anderen evangelischen Büchern im Lande umher, und gab dieselben Allen, welche sich nach der reinen Lehre sehnten. So hatte er schon eine gute Zeit lang dem Reiche Gottes gedient; da wurde er zu Montpellier von falschen Brüdern verrathen, und gefänglich eingezogen. Ueber seinen Glauben verhört, bekannte er rund und fest die Wahrheit, und wurde deßhalb zum Tode verurtheilt.

Mit ihm in demselben Gefängniß lag ein anderer Gefangener, seines Handwerks ein Tuchscheerer. Dieser war im Glauben schwach geworden, hatte die evangelische Lehre widerrufen, und war nun dazu verurtheilt, öffentlich Buße zu thun, und der Hinrichtung Wilhelm's beizuwohnen. Doch dieser hatte schon vorher an der Seele seines gefallenen Bruders gearbeitet, um ihm wieder aufzuhelfen. Gott gab auch seine Gnade dazu, daß der Tuchscheerer wunderbar gestärkt wurde. Als nun Alençon gerichtet werden sollte, begehrte jener öffentlich von seinen Richtern, sie sollten ihn entweder wieder in's Gefängniß zurückführen, oder mit Alençon zugleich verbrennen; denn er gedächte keine andere Buße zu thun, als die Lehre des heiligen Evangeliums frei zu bekennen, und wie Alençon mit dem Tode zu besiegeln. In solcher Standhaftigkeit und in so männlichem Glauben sind diese beiden Märtyrer freudig und getrost im Feuer gestorben, der Bücherverkäufer Samstags, den 7. Januar, und der Tuchscheerer am folgenden Dienstag, den 10. Januar 1554.

Richard le Fleure.

(gest. 1554.)

„Wenn Trübsal da ist, so denkst du der Barmherzigkeit.“
(Habac. 4, 2.)

Richard le Fleure stammte aus der Stadt Rouen in Frankreich, und war seines Handwerks ein Goldschmiedegeselle.

Seine Jugend verlebte er in England. Hier wurde er durch Gottes Gnade zur Erkenntniß des Evangeliums gebracht. Von England begab sich Richard nach Genf, wo er zehn Jahre zubrachte. Fest im Glauben, stark durch Hoffnung und reich an Liebe, kehrte der Handwerksmann endlich in sein Vaterland zurück. Doch bald, schon im Jahre 1551, wurde er, weil er einen evangelischen Gefangenen besucht hatte, zu Lyon eingekerkert, und als Ketzer zum Feuertode verurtheilt. Da er an den obersten Rath zu Paris appellirte, wurde er dorthin gesandt. Als seine Wächter eben im Begriff waren, über die Loire zu setzen, wurden sie von Vermummten überfallen, die den Gefangenen aus ihren Händen befreiten. Sie führten ihn in einen Wald, ließen ihm hier etwas Speise zurück, und eilten dann davon, ohne daß Richard wußte, wer seine Befreier seyen.

Doch kaum waren drei Jahre verflossen, da übergab Gottes väterlicher Rathschluß sein Kind Richard zum zweiten Male in die Hände der Diener Roms. Dies geschah in der Stadt Grenoble. Denn als sich Richard dort eine Zeitlang aufhielt, bekannte er unerschrocken seinen Glauben vor Jedermann, der ihn hören wollte. Darüber ärgerten sich etliche von des Papstes Anhang, und verklagten ihn bei der Obrigkeit.

Bei Anbruch der Nacht, gegen elf Uhr, kam der Schultheiß der Stadt in das Haus, wo Richard zur Herberge lag, ließ ihn mit Stricken binden, und die Nacht über durch seinen Diener la Branche in seinem Hause bewachen. Am folgenden Morgen wurde der Gefangene in einen finsternen Kerker geworfen. Am Abend erhielt er noch zwei Straßenräuber zu Gefährten, durch deren gottlose und schändliche Gespräche er noch zwölf Tage lang gequält wurde. Am dreizehnten Tage endlich wurde er in das Gefängniß Porto Troine gebracht, das etwas besser war, als das Erstere. Hier ward er von den Richtern verhört. Man fragte ihn, ob er an die römische Kirche glaube? Richard antwortete: „Ich glaube eine katholische, das heißt, eine allgemeine, christliche Kirche.“ Und als die Richter weiter fragten: „Welches ist denn diese katholische Kirche?“ sprach der evangelische Christ: „Das sind alle diejenigen, welche Gott zu Gliedern seines Sohnes Jesu Christi erwählt hat. Diese Kirche ist ausgebreitet in der ganzen weiten Welt, an allen Orten und in allen Landen; sie wird erkannt an dem geistlichen Regimente des Wortes Gottes und dem rechten Gebrauch der heiligen Sacramente. Die römische Kirche aber wird nicht allein nicht durch

das Wort Gottes regiert, sondern sie widerstrebt demselben sogar.“ Da suchten die verschlagenen Diener des Papstes den schlichten Handwerker durch seinen Eifer für die wahre Kirche Christi zu fangen, und fragten weiter: „Hältst du denn alle diejenigen für wahre Christen, welche sich von der römischen Kirche abgesondert haben?“ Aber Richard merkte wohl das Netz, das sie ihm stellten, und sprach: „Ich bin nur schuldig, von meinem Glauben Antwort zu geben, nicht aber von dem Glauben Anderer.“ Doch mit diesem Bescheid war der Richter natürlich nicht zufrieden, sondern drohte dem Gefangenen, wenn er nicht willig reden würde, so sollte ihn Gewalt zur Antwort bringen. Da sprach Richard: „Es gibt unter denen, die von der römischen Kirche abgetreten sind, etliche Antichristen, etliche Libertiner, etliche Wiedertäufer und dergleichen. Diese haben sich zwar auch der römischen Kirche entzogen, doch sind sie darum nicht in der Kirche Jesu Christi, denn sie lassen Gottes Wort nicht unter sich regieren.“ Hierauf wurde er weiter gefragt: „Gedenkst du denn bei deiner verworfenen und verdamnten Lehre zu bleiben?“ Richard antwortete: „Die Lehre, die ich bekenne, ist nicht verworfen und verdamnt, sondern christlich und heilig! Darum will ich Gott von Herzen anrufen, daß ich durch seine Gnade bis zum letzten Athemzuge meines Lebens bei dieser Lehre verharren möge!“

Hiermit hatte das erste Verhör ein Ende. In einem zweiten und dritten ward der Gefangene über die übrigen Punkte befragt, über Abendmahl, Heiligenverehrung, Ohrenbeichte, Schlüsselgewalt des Papstes und Fegeseuer. Aber bei allen Fragen bekannte Richard ohne Furcht den vollen evangelischen Glauben. Als man sah, daß er durch Drohungen von seinem Glauben nicht abzubringen war, wurden andere Mittel angewendet. Sie boten ihm alle ihre Gnade und Barmherzigkeit an, wenn er nur wieder die päpstliche Religion annehmen wollte. Aber er gab auf alle solche Lockungen des bösen Feindes folgenden Bescheid: „Ich begehre keine Barmherzigkeit der Menschen, sondern allein die Gottes und meines Herrn Jesu Christi; daran laß ich mir genügen, und auf diese Gnade Gottes hab' ich alle meine Hoffnung im Leben und im Sterben gesetzt!“ —

Von Grenoble wurde le Fleure des Nachts auf Seitenwegen nach Lyon abgeführt; denn es ging das Gerücht, man wolle ihn abermals befreien. In Lyon wurde er vor den Stadthauptmann Tignacius gestellt. Dieser hielt ihm die große Macht und Gewalt des Papstes vor, die sich über alle

Landes erstrecke. Aber der freimüthige Bekenner fürchtete Gott mehr, als den Papst, und konnte darum getrost sprechen: „Mein Glaube ist nicht gegründet auf die große Menge und Pracht der Menschen, — das wäre ein Grund auf einem Sand-Boden, — sondern er ist gegründet auf den alleinigen Eckstein, welcher ist Jesus Christus und sein heiliges Evangelium!“ —

Da fing Tignacius an zu lachen; Richard aber kehrte in sein Gefängniß zurück, und betete: „O ewiger Gott, wie große Ehre erzeigst Du mir, daß Du mich den Kelch Deines lieben Sohnes Jesu Christi trinken lässest. Darum will ich das Licht dieser Welt gern verlassen, weil Du, treuer Gott, mich zu Dir rufest, und mir bei Dir das ewige Licht geben willst durch Deinen Sohn Jesum Christum, der mit Dir und dem heiligen Geiste lebet und herrschet in Ewigkeit!“

Da die Richter endlich sahen, daß sie den christlichen Handwerker nicht aus Gottes und Jesu Christi Hand reißen konnten, sprachen sie ihm das Urtheil, daß ihm die Zunge abgeschnitten, und er lebendig verbrannt werden sollte. Am 7. Juli 1554 wurde das Urtheil an dem Bekenner Christi auch wirklich vollstreckt, und Richard le Fleure ging aus diesem irdischen Licht in das ewige Licht ein, wie er im Kerker gebetet hatte. —

Johann Filleul und Julian Reveille.

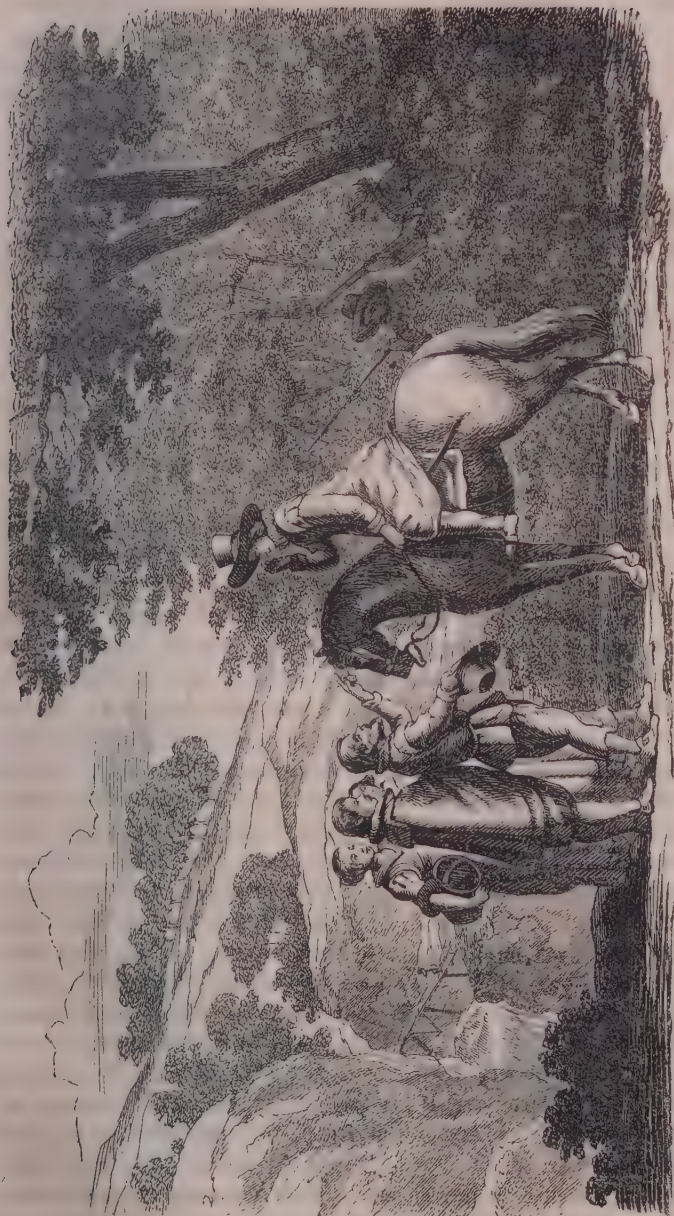
(gest. 1555.)

„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir seyn, wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Ruhmens seyn.“

(Ps. 126, 1. 2.)

Es war an einem Donnerstage, am 15. April des Jahres 1554, da zogen zwei Männer die Straße von Nevers nach Desire. Sie hießen Johann Filleul und Julian Reveille, ein Handwerker aus Sanserre. Beide waren

Anhänger der neuerstandenen apostolischen Lehre. Da dieselbe in Frankreich als ein Verbrechen betrachtet wurde, worauf die Todesstrafe stand, so wollten die beiden Handwerker ihr Vaterland verlassen, und zogen nun mit einer Tochter und einem kleinen Kinde nach Genf, wo auch schon ihre Weiber waren. Kaum hatten sie das Weichbild der Stadt Nevers hinter sich, so begegnete ihnen ein Reiter mit noch mehreren im Gefolge. Es war dies Gilles les Pres, der Unter-Schultheiß im Amte Bourbon, welcher sie mit freundlicher Miene also anredete: „Ihr Brüder, ich weiß schon, wo ihr hin wollt; ihr mögt mir's wohl offenbaren, denn wir wollten euch gern unser unsere Mäntel nehmen, und wider alle Gefährlichkeit beschützen.“ Dann stellte er sich als einen Freund der evangelischen Wahrheit, und verhiess ihnen, es solle ihnen kein Leid widerfahren, er wolle ihnen vielmehr sicheres Geleit zusagen. Und um seine Heimtücke noch mehr zu verbergen, befahl er seinen Schützen, die voraus ritten: „Gebet euren Pferden die Sporen, und reitet voraus; ihr habt hier nichts zu schaffen!“ Darauf fragte er sie wieder mit höchst glatten Worten: „Wo wollt ihr doch eigentlich hin, ihr lieben Brüder?“ Sie antworteten: „Wir gehen nach Desire.“ Wollt ihr noch weiter, als nach Desire? Wollt ihr etwa mit dem Knaben und der Tochter nach Genf?“ Die einfältigen Leute gestanden ihm offen die ganze Wahrheit. „So habt ihr,“ fuhr jener fort, „auch wohl schon eure Weiber dort?“ Als sie auch das bejahten, da lachte der Tückische in seine Faust, daß ihm seine List so gut gelungen sey. Er rief nun seine Schützen zurück, ließ die beiden Männer binden, und nach Nevers führen. Hier wurden sie über ihren Glauben befragt, und was sie in Genf zu schaffen hätten? „Wir suchen dort, antworteten sie, Nahrung für unsere Seelen, die wir in Frankreich nicht finden können. Denn hier sind nicht blos Abgötterei und falsche Lehren verbreitet, sondern das Sacrament der Kirche wird auch gemißbraucht, was in Genf nicht geschieht, weil allda die reine und wahre Lehre gepredigt wird. Hierauf wurden sie über verschiedene Glaubensartikel, über das heilige Abendmahl, die Messe, Beichte und Sündenvergebung examinirt. Man fragte sie, ob das Brot und der Wein im Sacrament durch die Kraft des vom Priester gesprochenen Wortes nicht in den wahrhaftigen Leib und das Blut Jesu Christi verwandelt werde. Sie antworteten, daß sie glaubten, Christus sey gen Himmel gefahren, und sitze zur rechten Hand



Gottes, seines Vaters, von wo er auch wieder kommen werde, zu richten die Lebendigen und die Todten, wie das die Glaubens-Artikel bezeugten; und daß Brot und Wein allezeit nur Brot und Wein bleiben.“ Der Prosop fragte sie darauf über den Gebrauch der Sacramente. Sie antworteten, daß das Brot und der Wein Zeichen des wahrhaften Leibes und Blutes Jesu Christi seyen. Gleichwie das Brot des Menschen Herz unterhält und stärkt, und der Wein dasselbe erfreut, so wird der Geist gestärkt und unterhalten durch den dargebrachten Leib Christi, und wird verherrlicht durch sein Blut, wenn wir es durch das Wort in Gnaden vom Vater empfangen.“ Als sie nach ihrer Meinung über den Zweck des Abendmahls gefragt wurden, so antworteten sie, daß man Brot und Wein mittheile zum Gedächtniß des Leidens und Todes Jesu Christi, und die es genossen, empfangen nicht blos Brot und Wein, sondern wahrhaftiglich Leib und Blut des Herrn, mit welchen der Geist genährt und unterhalten werde durch den Glauben. Als sie darauf über die Messe befragt wurden, so antworteten sie, daß dies ein reiner Aberglaube und eine von Menschen erfundene Abgötterei sey, die ganz verdammlich wäre. Man fragte sie weiter, ob St. Petrus nicht der erste Papst gewesen sey, und der erste Stifter der Messe. Sie antworteten: „Nein, er hat nicht an die Messe gedacht, sondern allein geboten und verordnet, Gottes Wort zu predigen. Und wenn man annehmen wollte, daß die Seligkeit in der Messe beruhe, so müßte Christus vergebens gelitten haben.“ Eine andere Frage war, ob die Priester nicht die Macht hätten, das Brot in den Leib Christi zu verwandeln? Sie antworteten, daß Gott nicht den Menschen und ihren Sagen unterworfen sey, sondern daß ihm Alles unterworfen sey; es sey eine Thorheit, den menschlichen Worten solche Macht zuzuschreiben. Man fragte sie ferner, ob die Messe nicht zu dem Zweck diene, aus dem Fegefeuer zu erlösen. Sie antworteten, daß dadurch die Verdammlichkeit viel größer werde, und man den Zorn Gottes noch vermehre. Was das Fegefeuer betrifft, so antworteten sie, daß es nichts anderes gebe, als das Blut Jesu Christi, wodurch wir von aller Sünde rein würden. Der Prosop fragte weiter: „Wollt ihr auch das Anrufen der Heiligen läugnen, und ihnen keine Verehrung bezeugen?“ Sie antworteten: „Wir verachteten die Heiligen nicht; aber ihnen eine Ehre zu erweisen, die allein Gott zukomme, das ist gegen seinen Willen und Befehl; denn alle Ehre, wie geschrieben steht,

gebührt Gott allein. Und wenn sie auch helfen könnten, so würden sie die Ehre doch nicht gebrauchen wollen, die allein Gott, dem Herrn gebührt, von dem alle Macht kommt. Was die Fürbitten betrifft, so kennen wir keinen, der sie thut, als Jesum Christum, der durch seinen eigenen Willen und sein Amt unser Mittler und Fürsprecher ist.“ Als sie gefragt wurden, wem man beichten müsse, und ob die Priester die Macht hätten, Sünden zu vergeben, so antworteten sie, daß man nicht dem Priester beichten müsse, der gleich anderen Menschen ein Sünder sey, sondern Gott, der allein rechtfertige, und die Sünden vergebe, wie geschrieben stehe. Man fragte weiter, ob denn der Priester nicht die Macht habe, zu binden und zu lösen. Sie antworteten, daß er allein beauftragt sey, zu predigen, und die reine Lehre des Evangeliums, als Gottes Wort, zu verkündigen; aber das Binden und Lösen geschehe sowohl im Himmel, als auf der Erde. Als man sie nun endlich fragte, ob sie Alles das für wahr hielten, was sie bezeugt hätten, so antworteten sie mit Ja, und unterzeichneten solches mit eigenen Händen, und versicherten, daß sie solches bei ihrer eigenen Seligkeit, deren sie Gott möge würdig erachten, bezeugen würden. —

Bald darauf übergab der Prosos von Nevers sie dem Statthalter zu St. Peter. Dieser befragte sie noch einmal wegen aller Artikel; aber sie antworteten freimüthig, und blieben beständig. Nachdem sie so eine gute Rechenschaft von ihrem Glauben abgelegt hatten, versammelten sich die Herren, und hielten Rath, was man mit diesen Leuten anfangen solle. Die Meinungen waren getheilt; aber die Meisten kamen darin überein, daß man sie loslassen, aus Frankreich verbannen, und ihre Güter confisciren solle. Hiergegen erhob sich der Schultheiß Johann Bergeron, welcher ein anderes Urtheil durchsetzte: Sie sollten lebendig verbrannt werden, nachdem sie vorher in feierlicher Messe barfuß und barhaupt, mit einer Kerze in der Hand, Buße gethan hätten. Von diesem Urtheil appellirten sie jedoch an das Parlament zu Paris. Und obgleich einige Freunde sich für sie beim Könige verwandten, der ihnen die Gunst erzeigte, daß ihre Sache von neuem untersucht ward, so wollten sie doch von der bekannten Wahrheit nicht abweichen. Während sie auf dem Marsche nach Paris waren, verfiel der Prosos Gilles les Pres in einen entsetzlichen Wahnsinn, und nahm unter Toben und Fluchen ein schreckliches

Ende. Darüber haben sich Etliche entsezt, Etliche aber haben sich getröstet, da sie darin das gerechte Gericht Gottes erkannten.

Die Beiden aber legten in Paris dasselbe Bekenntniß ab, erhielten dasselbe Urtheil, und wurden wieder nach St. Peter gesandt. Hier wurden sie abermals vor den Rath geführt, und gefragt, ob sie bei ihrem Bekenntniß zu bleiben gedächten. Sie antworteten: Ja; denn sie würden ungetreue Kinder seyn, wenn sie solches nicht thäten. Da verlas der Notarius das vom Pariser Parlament gefällte Urtheil, wonach sie lebendig verbrannt werden sollten; vorher jedoch sollte ihnen die Zunge ausgeschnitten werden. Würden sie aber widerrufen, so sollten sie die Zunge behalten, und nur erdrosselt werden. Als das Urtheil verlesen war, sahen sich die beiden Märtyrer an, und indem sie eine solche Vergünstigung mit Verachtung zurückwiesen, sprachen sie: „Wir sollten um solcher kleinen Wohlthat willen unsern Gott verläugnen? Nein, wir werden es nicht thun!“ Der Anklageact bestand aus drei Punkten: der erste war, daß sie unziemlich vom heiligen Sakrament gesprochen hätten. Sie antworteten, daß solches nicht wahr sey, vielmehr hätten sie nur herrlich davon geredet. Der zweite war, daß sie die Taufe fälschlich verläugnet hätten. „Nein, sagten sie, wir haben sie in ihrem Rechte belassen.“ Der dritte war, daß sie gegen Gott und seine Heiligen gelästert hätten. Sie sagten: „Wir haben Gott die gebührende Ehre gegeben, wie alle Heiligen dieselbe begehren.“ Und indem sie sich gegenseitig Muth zusprachen, sagten sie: „Wir sind bereit, für die Wahrheit Gottes nicht allein Ein oder zwei Glieder zu verlieren, sondern den ganzen Leib dem Feuer zu übergeben, denn diese Marter wird uns zur ewigen Seligkeit befördern.“ Der Schultheiß bedrohte sie mit dem qualvollsten Tode, der jemals dagewesen, wenn sie nicht widerrufen würden. Aber sie blieben fest, und antworteten: „Thu du dein Amt! Die Martern machen uns nicht zittern, wenn du uns gleich Ein Glied nach dem andern abreißen wolltest. Denn dadurch erhalten wir unser himmlisches Erbgut.“ Als bald wurden sie entkleidet, zusammengebunden, und mußten in dieser Lage drei Stunden lang verharren. Während dieser Zeit lobten sie Gott, daß er sie würdig geachtet, um seiner Wahrheit willen zu leiden. Sie sangen darauf den sechsten Psalm: „Ach, Herr, strafe mich nicht in Deinem Zorn, und züchtige mich nicht in Deinem Grimm!“ Auch den Lobgesang Simeons stimmten sie an: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener im

Frieden fahren, wie Du gesagt hast; denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen," u. s. w. Der Schultheiß ärgerte sich über die Freudigkeit der Märtyrer, und ließ einen Dominikanermönch von Nevers holen, der ihnen ihren Frieden stören sollte. Diesen aber beschämten die beiden Märtyrer so mit Worten aus der heiligen Schrift, daß er zornig davon lief, und nichts Anderes zu sagen wußte, als: „So fahret denn hin zum Teufel!" Darauf gab der Schultheiß Beiden ein hölzernes Kreuz in die zusammengeketteten Hände. Sie aber rissen es mit den Zähnen heraus, ließen es auf die Erde fallen, und sagten: „Wir haben ein besseres und herrlicheres Kreuz zu tragen, als das!" Darüber gerieth der Statthalter noch mehr in Zorn, und ließ nun gleich das Urtheil an ihnen vollstrecken. Laut desselben wurden ihnen die Zungen bis auf die Wurzel abgeschnitten, welche Qual sie mit der größten Standhaftigkeit erduldeten. Dieselben konnte man noch des anderen Tages im Zimmer der Rathsherren liegen sehen. „Aber der allmächtige Gott, sagt der alte Erzähler, hat an diesen zwei Märtyrern seine Wunderallmacht in ganz besonderem Maße bewiesen. Vor den Augen aller derer, die bei der Execution gewesen, hat er es bezeugt, daß er ein Herr der Natur ist, und an die Zunge nicht gebunden, wenn er haben will, daß etwas soll geredet werden. Denn Gott hat ihnen die Macht gegeben, daß sie nach Abschneidung der Zungen deutlich haben reden können. Als sie an den Platz gekommen waren, wo sie sterben sollten, und an den Pfahl gebunden waren, hat man diese Worte sie ausdrücklich sagen hören: „Nun Adieu, Sünde, Fleisch, Welt, Teufel! Ihr sollt uns nimmermehr lästig seyn!" — Ehe das Feuer angezündet wurde, bestreute der Henker die Schlachtopfer mit Büchsenpulver. Da sagte Filleul: „Salze, salze wohl und mit Fleiß dieses stinkende Fleisch!" Der Holzstoß wurde in Flammen gesetzt, die Lohe schlug empor, und die beiden Märtyrer übergaben, ohne eine Miene zu verziehen, ihren Geist dem Herrn. —

Solches geschah am 15. Januar 1555.



Wilhelm de Dongnon.

(gest. 1555.)

„So Jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich.“ (Joh. 8, 51.)

Er war aus Jonchère gebürtig, einem Dorfe, das einige Stunden von Lyon liegt, und Geistlicher in der französischen Provinz Limousin. Noch bis zum Christfeste des Jahres 1554 war er der römischen Kirche eifrig zugethan. Da zündete die Gnade Gottes, ohne menschliche Beihülfe allein durch sein Wort und den heiligen Geist in seinem Herzen das Licht des Evangeliums an. Dongnon hörte von der herrlich blühenden Genfer Gemeinde, von dem Gottesmanne Calvin, und eilte sogleich dorthin. Gestärkt im Glauben, und bereichert an Erkenntniß kehrte er nach Jonchère zurück. Jedoch hatte er noch nicht alle Menschenfurcht abgelegt, wollte den neuen Wein des Evangeliums noch in die alten Schläuche römischer Satzungen fassen, und war auch in manchen Punkten noch nicht recht zur evangelischen Klarheit und Entschiedenheit durchgedrungen. So hielt er noch am Palmsonntage 1555 eine Prozession und Messe, beichtete auch an diesem Tage, um Anstoß zu vermeiden, noch einem römischen Priester. Aber Gott der Herr wollte das noch matt und trübe brennende Feuer in Dongnons Herzen zu einer reinen, heiligen Flamme läutern. Dazu gebrauchte er ein wunderbares Mittel. — Er gab nämlich zu, daß Dongnon am 8. April 1555 bei der Obrigkeit, als der Ketzerei verdächtig angezeigt, am folgenden Tage ergriffen, und am 17. gebunden nach der Stadt Limousin geführt wurde. Hier stellte man ihn dem Licentiaten der Rechte und Beisitzer des Officials, Namens Petrus Benedictus, vor, um von ihm examinirt zu werden. Und als die Richter sahen, daß er bei seinem Bekenntniß unverrückt bleibe, bestellten sie ihm einen Pastor, damit er ihn vermahne, und wieder auf den rechten Weg bringe. Auch wurde befohlen, daß in allen Kirchen der Stadt und Vorstädte Gott gebeten werden sollte, ihm seine Gnade zu verleihen, daß er von seinen Ketzereien abstände, und zum wahren, katholischen Glauben zurückkehre. Als Dongnon ein

neues Testament begehrte, um seinen Glauben noch besser stützen zu können, wurde ihm dies bewilligt. Anderen Tages zeigte der Pastor Petrus Montanus den königlichen Räthen an, daß er sein Bestes gethan habe, um Dongnon zu bekehren. Aber er sey bei seinen halstarrigen und verworfenen Meinungen geblieben; es sey unmöglich gewesen, bei ihm etwas auszurichten, obwohl er ihm viele Sprüche aus der heiligen Schrift vorgehalten habe. In der That hatte Dongnon im Gefängnisse durch die Lectüre der heiligen Schrift seinen Glauben so befestigt, daß er nunmehr ohne Zittern und Zagen damit hervortreten konnte. Als der Gefangene aus dem Privatverhör in's öffentliche geführt wurde, war plötzlich alle seine Menschenfurcht und Unentschiedenheit geschwunden; die bisherigen Schläden waren von seinem Glauben abgefallen, und er bekannte mit großem Freimuth und unerschrockener Freudigkeit die ächte, evangelische Wahrheit.

„Gott, sprach er, ist allenthalben gegenwärtig, darum soll man ihn an allen Orten anrufen. Doch glaube ich nicht, daß die Hostie, die in der Monstranz verwahrt wird, Gott sey. Auch glaube ich, daß wir keinen andern Fürsprecher bei Gott haben, denn allein Jesum Christum, seinen Sohn, welcher gestorben ist, uns von unsern Sünden zu erlösen!“ Da rief Einer von den Inquirenten: „Wohlan, schicke Dich, Du mußt auf die Kniee fallen, und Gott und die hochgelobte Jungfrau Maria und die Heiligen im Himmel anrufen, daß sie Dir bei Gott Gnade und Verzeihung erbitten, und Du wieder zum Glauben der Kirche gebracht werdest. Auch sollst Du beten: *Salve, regina!* (Gegrüßt seist du, Königin) und dadurch die Jungfrau bitten, daß sie beim Herrn Christo deine Fürsprecherinn sey!“ „Ich will gern,“ versetzte Dongnon, „den Herrn Jesum Christum anrufen, Maria aber und die Heiligen will ich nimmermehr anbeten; denn sie haben keine Macht, mir zu helfen!“ Noch über mehrere Punkte wurde er verhört. Endlich rief der Richter aus: „Willst Du bei dieser Deiner schändlichen Meinung verharren?“ Dongnon antwortete: „Was ich bisher bekannt habe, das glaube ich mit Zuversicht, und will es vertheidigen; ja, ich will leben und sterben im christlichen Glauben, und den Geboten Gottes folgen.“ —

Dongnon wurde nunmehr von den geistlichen Richtern als Ketzer verdammt, und dem weltlichen Gericht überliefert. Dieses fällte am 20. Mai folgendes Urtheil: „Nach fleißiger Betrachtung haben wir zur Strafe des ärgerlichen Falles und schänd-

lichen Lasters gemeldeten Wilhelm Dongnon verdammt, daß er aus dem königlichen Gefängniß auf einer Hürde zum Richtplatz geschleppt, und daselbst lebendig verbrannt werden soll. Seine Güter werden eingezogen, und verfallen dem Könige. Vor der Execution aber soll er gefoltert werden, damit er seine Helfer, Anhänger und Gesellen anzeige, damit dieses Exempel der Strafe im frischen Gedächtniß bleibe, und damit sich Andere vor dergleichen Lastern und Irrthümern zu hüten wissen," u. s. w. Von diesem Urtheil appellirte Dongnon an Gott und an den König, und sagte öffentlich, er werde nichts Anderes vertheidigen, als den christlichen Glauben und das Wort Gottes. Es wurde ihm aber geantwortet, daß seine Appellation nicht angenommen sey, und daß man mit der Execution fortfahren solle. Kaum war das Urtheil gefällt, so wurde Dongnon auf die Folterbank gebracht in Gegenwart der vorgenannten Richter. Er wurde gefragt, wer ihn diese Irrthümer gelehrt habe, und ob er Jemanden kenne, der denselben zugethan sey, ob er solche an heimlichen Orten verbreitet, und wer ihn überhaupt dazu angefeuert habe? Darauf antwortete Dongnon, er habe diese Lehre allein aus dem Neuen Testamente geschöpft, auch kenne er Niemanden, welcher derselben zugethan sey, da er selbst noch unlängst im Aberglauben gesteckt habe; auch wäre er an keinem heimlichen Orte gewesen, und habe ohne Jemandes Anreizung solches ganz von selbst gethan. Da nahmen ihn die Scharfrichter, banden einen schweren Stein an seine Füße, fesselten ihm Hände und Füße, und zogen ihn an einer Rolle in die Höhe. Die Richter fragten ihn darauf, wer seine Glaubensgenossen seyen, ob er die Jungfrau Maria anrufen wolle, damit sie ihm Gnade bei Gott erwirke, und was er für Bücher in seinem Hause gehabt habe. Da rief der Arme überlaut: „O Jesu, sey mir gnädig und barmherzig! Ich weiß von keinen Glaubensgenossen, auch habe ich kein Buch gehabt, als das Neue Testament und ein kleines Gebetbuch, woraus ich oft zum Herrn gebetet habe; aber ich weiß nicht, ob man es mir genommen hat; auch war noch in meinem Hause ein Buch des heiligen Augustinus, oder Johannes.“

Darauf spannten sie ihn noch einmal auf, und fragten ihn, an welchem Orte er die Predigt dieser Lehre zuerst gehört habe? Doch er antwortete ihnen, wie zuvor. Der Stein wurde nun losgelassen, und Dongnon gefragt, ob er nicht wieder zur katholischen Kirche zurückkehren wolle. Aber er blieb standhaft und unbeweglich.

Da wiederholte man die Folter, und fragte ihn: „Warum folgst du nicht den gelehrten Leuten, die dich deiner Irthümer überwießen haben?“ „Ob es gelehrte Leute sind, antwortete er, weiß ich nicht; das aber weiß ich wohl, daß sie nicht als fromme Leute an mir handeln, da sie mich zur Ungebühr foltern und verdammen. Doch ich will den Tod gern leiden. Fragt mich nur nicht weiter, denn ihr verliert die Zeit.“ —

Endlich, als die Richter seine Standhaftigkeit sahen, ließen sie zwei Franziskanermönche kommen, damit er vor ihnen beichten sollte. Aber er wollte Gott allein beichten, und sagte, daß weder Papst, noch Bischöfe, noch Priester die Macht hätten, ihm seine Sünden zu vergeben. Er bat sie, ihn jetzt in Ruhe zu lassen. Wollten sie etwas Gutes thun, so sollten sie das Neue Testament fleißig studiren, und sich der Wahrheit Gottes ergeben. Einige Tage nach seiner Beurtheilung wurde Dongnon aus dem königlichen Gefängnisse geschleppt, und den Scharfrichtern überliefert. Diese legten ihn auf eine Hürde, und banden ihm einen Ball in den Mund, damit er nicht sprechen sollte, wodurch sein Angesicht ganz entstellt wurde. Er betete, die Augen nach oben gerichtet, mit dem Herzen zu Gott um Gnade. Als er auf den gemeinen Platz, genannt des Bancs, geschleppt war, wurde ihm der Ballen herausgenommen. Auch wollte man ihm die Gnade erzeigen, daß er vorher mit dem Strange erwürgt würde. Ja, der Criminalrichter bot ihm sogar volle Gnade an, wenn er von seiner Meinung abstände. Doch er antwortete ihm kein Wort, sondern betete nur zum Herrn. Darüber ward jener zornig, und befahl, man solle ihm den Ballen wieder in den Mund binden. Darauf wurde er mit eisernen Ketten an einen Pfahl gebunden, an welchem durch ein Loch der Strick gezogen ward, mit welchem er erwürgt werden sollte. Als aber der Criminalrichter die Beständigkeit Dongnons sah, gerieth er in die äußerste Wuth, und sagte zum Henker: „Weg, weg mit dem Strick; ich will, daß er lebendig verbrannt werde!“ Da zündete der Henker das Feuer an. Aber der Ballen, den man dem Märtyrer in den Mund gesteckt hatte, war mit Pulver gefüllt. Dieses fing sogleich Feuer, und erstickte den Märtyrer, sodasß er still sein Haupt neigte, und den Geist aufgab. —

Die fünf Märtyrer von Genf: Johannes Vernutius, Antonius Laboreus, Johannes Trigaletus, Guiraldus Tauranus und Bertrandus Batallius.

(gest. 1555.)

„Hier ist Geduld der Heiligen; hier sind, die da halten die Gebote Gottes, und den Glauben an Jesum.“ (Offenb. 14, 12).

Bu Genf hatte Gott der Herr seit zwanzig Jahren ein mächtiges Heerlager aufgeschlagen, aus dem er tapfere Kämpfer gegen das Heer des Widersachers entsandte. Zu unserer Zeit erweckte er daselbst fünf Männer, die seine göttliche Wahrheit vor dem Parlamente zu Chambery im Herzogthum Savoyen bezeugen sollten. Drei von ihnen, Johannes Vernutius von Poitiers, Antonius Laboreus von Caiaro in Quercy und Johannes Trigaletus von Nismes in Languedoc waren Licentiaten der Rechte; aber sie hatten es vorgezogen, Gott allein zu dienen, und sein heiliges Evangelium zu predigen. Zu diesem Zwecke waren sie durch einstimmigen Beschluß der Kirche zu Genf ausgesondert und abgeschickt worden. Der vierte, Guiraldus Tauranus aus Cahors in Quercy, war ein Krämer, und Bertrandus Batallius, der fünfte, war ein Student aus Gasconien. Die beiden Letzteren wollten den drei Ersteren nur das Geleit geben. Tauranus insbesondere gedachte nur bis Pont de Arve zu gehen, welches das nächste Dörflein bei Genf ist, nach der Seite hin, wo man nach Frankreich zieht. Doch, da er gebeten wurde, dem Antonius Laboreus Gesellschaft zu leisten, so zog er willig und freudig mit fort, und hat bis zum Tode bei ihnen ausgeharrt. Also zogen diese fünf Diener Gottes freudig ihre Straße, unterwegs Psalmen und Loblieder singend.

Als sie bis in's Amt Fossigny im Herzogthum Savoyen gekommen waren, begegneten sie einem Landschultheissen. Dieser war vor einiger Zeit in Genf gewesen, und hatte von der

Reise der Fünf gehört. Darum lauerte er ihnen jetzt auf, nahm sie gefangen, beraubte sie ihrer Briefe und Bücher, und führte sie nach Chambery. Der alte Erzähler sagt, er habe denen, die wie hungrige Löwen auf die Beute lauerten, damit einen Gefallen erzeigen wollen. Die Gefangenen wurden mit Ketten gebunden, und in's Gefängniß gelegt. Nach kurzer Zeit, im Juli 1555, wurden sie auf's Rathhaus geführt. Hier warteten ihrer der Hauptmann des Ortes, der Profos, der Advokat des Königs, die Officialen von Chambery und Tarentais, der Kechermeister, der Weihbischof Furbiti, mehrere Mönche und noch einige andere Personen. Zunächst wurde ihnen ihr Bekenntniß vorgelesen; dann fragte man sie, ob das ihr Bekenntniß sey, und ob sie dabei zu beharren gedächten. Sie antworteten einmüthig: „Ja, das ist unser Bekenntniß, und in der Kraft des heiligen Geistes sind wir gewillt, dasselbe bis zum letzten Athemzuge unseres Lebens und bis zum letzten Tropfen unseres Blutes zu vertheidigen; denn dieses Bekenntniß ist im Worte Gottes, im Alten und Neuen Testamente, begründet.“ Da ward Johannes Bernutius von einem der Mönche gefragt, woher er denn wüßte, daß das Alte und Neue Testament Gottes Wort sey; denn man dürfe nur das für Gottes Wort annehmen, was die römische Kirche dafür erklärt habe. Der evangelische Christ gab darauf folgenden Bescheid: „Die heilige Schrift ist von Gott selbst geredet, und durch seinen heiligen Geist den Propheten, Aposteln und Evangelisten eingegeben. Der heilige Geist, der in uns wohnt, gibt uns Zeugniß, daß wir aus Gott sind, und von Gott gelehret sind, wie der Apostel Paulus bezeuget, daß der Geist Gottes, der in uns wohnet, unserem Geiste Zeugniß gebe, daß wir Gottes Kinder seyen, und durch ihn rufen: Abba, lieber Vater!“

Da bellten sie ihn an, wie die Hunde, weil er gesagt hatte, der Geist Gottes wohne in ihm, und gebe ihm Zeugniß, daß es Gottes Wort sey, und daß er ihm in seinem Herzen die Verheißung von der Seligkeit, Gnade, Huld und Liebe Gottes versegele, und ihn der Kindschaft Gottes und des ewigen Lebens versichere. „Denn, sagte ein Franziskanermönch, es ist eine teuflische Vermessenheit, wenn ein Mensch behauptet, daß er der Gnade Gottes in seinem Herzen gewiß sey!“ Hierauf sprach Bernutius: „Wenn der christliche Glaube auf einen zweifelhaften, menschlichen Wahn sollte gegründet seyn, so wäre derselbe viel zu kalt; darum muß sich der Glaube auf die Verheißungen

des göttlichen Wortes gründen. Wer aber ein solches gewisses Vertrauen und Zeugniß des heiligen Geistes in seinem Herzen nicht fühlt, der weiß nicht, was christlicher Glaube ist, er mag davon singen und sagen, so viel er will!"

Hierauf hielt man ihm des Papstes Gewalt vor, das Ansehen der Concilien und den großen Anhang der römischen Kirche, und dagegen das kleine Häuflein derer, welche der reformirten Religion anhängen. Bernutius antwortete: „Das Häuflein des Herrn ist allzeit klein und gering gewesen; mit Noah wurden nur wenige Seelen gerettet, und das Volk Israel war das geringste unter allen. Dazu stehet geschrieben: „Die Pforte ist weit, und der Weg ist breit, der zur Verdammniß abführet; und ihrer sind Viele, die darauf wandeln. Und die Pforte ist enge, und der Weg ist schmal, der zum Leben führet, und Wenig sind ihrer, die ihn finden!“

Weiter sprachen die Richter: „Bedenke, wie viele Leute der neuen Lehre widersprechen!“ „Daraus,“ antwortete Bernutius, „sehe ich die Erfüllung der Weissagung des Simeon: „Er wird gesetzt zu einem Zeichen, dem widersprochen wird!“ Endlich sprach des Königs Advocat: „Höre, weißt Du nicht, wie man mit deinen Glaubensgenossen pflegt umzugehen, und wie sie als Ketzer hier und dort auf den Scheiterhaufen müssen?“ „Dieses ist die erste Lektion,“ entgegnete der Christ, „die ich von meinem Herrn und Meister Jesu Christo gelernt habe, nämlich: wer sein Jünger seyn will, der muß sein Kreuz auf sich nehmen, und ihm nachfolgen!“ So schwang Bernutius das zweischneidige Schwert des Wortes Gottes, den Hammer, der auch Felsen zerschmeißt. Am 17. Juli 1555 wurden die fünf Gefangenen für hartnäckige Ketzer erklärt, und als faule Glieder von der römischen Kirche abgetrennt. Als sie dies erfuhren, sprachen sie: „Gott sey ewiglich Lob und Dank für seine Gnade, die er uns erzeigt hat!“ —

Nach diesem ersten Verhöre wurden die Fünfe noch öfters vorgeführt; aber man ließ ihnen keine Ruhe, ihren Glauben aus der Schrift zu beweisen; sondern der Ketzermeister sagte: „Wir haben genug mit euch disputirt; ich sehe wohl, ihr seyd Ketzer.“ Da sprachen die Gefangenen: „Ach, liebe Herren, ihr eilt allzu sehr, fünf unschuldige Menschen um's Leben zu bringen, ehe denn ihr sie gehört habt. Ihr hört wohl, daß unsere Feinde ihre Lasterungen nicht beweisen können; das verdrießt euch, und

ihr werdet zornig über uns. Wohlau, wenn ihr uns nicht hören wollt, so haben wir noch einen anderen Richter, das ist unser Gott, der wird uns hören, und uns Recht verschaffen!" — Am 21. August kam der Hauptmann zu ihnen in den Kerker, und verlas ihnen das Urtheil. Vernutius, Laboreus und Trizgaletus sollten ihr Leben lang, Batallius aber und Tauranus auf zehn Jahre auf die Galceren geschmiedet werden. Jedoch der königliche Prokurator appellirte von diesem Urtheile, denn es schien ihm zu milde, worauf sie denn am nächsten Montag alle Fünf zum Feuertode verurtheilt wurden.

Im Kerker erfuhren sie jetzt, wie auch schon früher, eine sehr harte Behandlung. Vernutius schreibt darüber in einem seiner Briefe nach Genf: „Der Satan hat eine Zeit lang verhindert, daß wir weder Bücher, noch Feder, oder Dinte haben bekommen können. Und wenn der gütige Vater unserer Schwachheit durch die Kraft seines heiligen Geistes nicht zu Hülfe gekommen wäre, so hätten wir leider vor Traurigkeit und Mangel der Seelenspeise zu Grunde gehen müssen. Wir waren in Wahrheit nichts Anderes, als Vöglein im Käfig, aller Nahrung beraubt. Denn ob wir wohl an leiblicher Speise keinen Mangel hatten, so mußten wir doch der geistigen Nahrung beraubt seyn.“ An seine leibliche Schwester schrieb Vernutius aus dem Kerker folgenden Brief: „Meine liebste Schwester, weil es außer allem Zweifel ist, daß wir die Ehrenkrone nicht erlangen können, wir hätten denn zuvor ritterlich gekämpft, so ist es gut, daß wir oft erinnert werden, mit welchen Feinden wir zu schaffen haben, und welche listigen Ränke dieselben gebrauchen. Niemand kann die Tücke unserer bösen Feinde mit Gedanken erreichen, viel weniger mit Worten aussprechen. So pflegt die alte, listige Schlange, der Teufel, allezeit den Kindern Gottes etwas vorzuwerfen, der liebe Gott mache es mit seinen Kindern, wie er wolle, daß er sie zu sich locke! Gibt uns Gott zeitliche Güter, daß Er unsere harten Herzen erweiche, und unsere kalten und erstarrten Gemüther in seiner Liebe entzünde, so ist der Teufel alsbald vorhanden, macht, daß wir hoffärtig werden, Gottes vergessen, seine Wohlthaten mißbrauchen, und ob wir ihn gleich dafür ehren und lieben sollten, ihn auf's heftigste erzürnen, auch oft ihn ganz und gar verlassen. Wenn uns Gott hingegen zu unserer Besserung mit dem Kreuze heimsucht, damit wir wieder zu ihm, unserm gnädigen Vater, umkehren sollen, sogleich ist wiederum der Teufel da, und bildet uns ein, Gott sey unser Feind, und wolle uns nicht, und

bringet es dahin, daß wir wider Gott murren, als wenn er nicht mehr unser Vater, sondern ein Tyrann und Wütherich wäre. Wollten wir also dem leidigen Teufel, dem Vater der Lügen, glauben, so könnten wir nimmermehr, weder in Liebe, noch Leid, der Liebe Gottes gegen uns versichert und gewiß seyn! Darum laß uns fleißig darauf hórchen, was der Herr mit uns in der heiligen Schrift redet. Denn diese ist nichts Anderes, als ein Brief, den er uns von oben herab aus dem Himmel sendet, um uns dadurch von den Lügen des Satans abzuführen, und in alle Wahrheit zu leiten. Christus aber hat mit seinem Elend alles Kreuz so geheiligt, daß es viel Gutes mit sich bringt, indem die Kinder Gottes dadurch zur wahren Befehrung, zur Demuth, zum Glauben und zur Dankbarkeit für die Gaben Gottes geführt werden, und in ihrer Schwachheit die Kraft des Herrn empfinden! Auch wird durch's Kreuz die Eitelkeit dieser Welt aus den Herzen der Gläubigen ausgerottet, daß sie desto mehr an das ewige Leben gedenken, und desto größeres Verlangen darnach haben."

Antonius hat aus dem Kerker mehrere Briefe an seine Hausfrau Anna geschrieben, darin heißt es: „Mag der Teufel auch sein Aeußerstes versuchen, und mögen seine Werkzeuge wüthen und toben, so lange sie wollen! Weil uns der Herr Jesus Christus erlöset, und mit sich und seinem Vater vereinigt hat, so steht es nicht in des Teufels, noch seiner Henker Gewalt, daß sie uns von ihm scheiden, viel weniger aus seiner Hand reißen können. Denn obgleich unsere Schwachheit sehr groß ist, so vermögen wir dennoch Alles in unserem Herrn Jesu Christo! — Du weißt, daß du noch jung bist. Wenn mich nun Gott nach seinem heiligen Willen zur Beförderung meines Heils von dir abfordern wird, so tröste dich mit Gott, und laß den Herrn Jesum Christum deinen Vater und deinen Ehemann seyn, bis er dir einen andern bescheert. Gott hat dir großen Beistand geleistet, nicht allein nach dem Geist, sondern auch nach dem Leib; denn zuvor, da wir noch bei einander waren, hast du so viel gute Freunde nicht gehabt, als dir Gott erweckt hat, da ich jetzt im Kerker liege. Aber woher kommt doch solches Alles? Kommt es nicht allein vom lieben Gott, welcher, anstatt Eines Mannes, den er zu sich abfordert, so viele treue Väter und Brüder in Christo dir erweckt? Er hat dir hundertmal mehr wiedergegeben, als er dir genommen hat. Solche große Wohlthat Gottes sollst du erkennen, ihm von Herzen dafür danken, und daraus lernen, wie

viel besser es sey, Anfechtung, Widerwärtigkeit und Armuth nach dem Fleisch leiden, denn allezeit Ruhe und gute Tage vollauf haben.“ —

Johann Trigaletus, der dritte von den fünf Gefangenen, schrieb an seinen Schwager: „Das ist der Sieg, welchen uns der Herr durch die Kraft seines Geistes verleiht, nachdem wir lange gestritten haben, daß wir uns ergeben in den Willen unseres gütigen Vaters, und befehlen ihm Alles in seine Hände, mit der gewissen Zuversicht, daß, gleichwie er unseren Leib und unsere Seele in diesem vergänglichem Leben wohl bewahret hat, er sie auch im ewigen Leben bewahren werde. Denselben getreuen Gott bitte ich im Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß er uns in diesem Glauben und in dieser Hoffnung bis zum letzten Athemzuge erhalte. Darum wollen wir mit allen Christen singen und sagen:

Herr, Dir sey Dank, Lob, Preis und Ehr',
Gib, daß wir All', je länger um so mehr,
Gedenken Deiner Gnade allezeit,
Sowohl im Frieden, als in Fährlichkeit! —

„Lasset uns den Tod getrost ergreifen! Denn er hat nicht mehr einen Pfeil in der Hand, uns auf den ewigen Tod damit zu verwunden, sondern vielmehr einen Schlüssel, mit welchem uns das Himmelreich eröffnet wird, damit wir dort Jesum Christum, unser einiges und ewiges Leben, anschauen mögen.

Was soll ich weiter sagen? Ohne den Tod können wir nicht zu unserm lieben, getreuen Bräutigam kommen, welcher uns, die Armen, reich gemacht, die Kranken geheilet, die in Sünden Erstorbenen wieder lebendig gemacht, uns anstatt des Fluches seinen himmlischen Segen mitgetheilt, und uns mit ewiger Herrlichkeit gezieret hat!“

Am Tage, als das schon gefällte Todesurtheil an den Fünfen vollzogen werden sollte, fing Vernutius an zu zittern und zu zagen, und sagte zu seinen Freunden: „Lieben Freunde, ich fühle einen heftigeren Kampf, als der von einem sterblichen Menschen kann ertragen werden. Doch hoffe ich, Gott wird mich nicht verlassen, sondern mir Gnade verleihen, daß das Fleisch vom Geiste möge überwunden werden. Darum bitte ich, lieben Brüder, daß ihr euch an mir nicht ärgern wollet. Ich will darum nicht abfallen; denn der gütige Gott hat uns verheißen, daß Er uns in unserer Noth Beistand leisten will!“ „Sehet, fügt

hier der alte Erzähler hinzu, bei solchen Schrecken sollen wir uns unserer Schwachheit erinnern, und allein an der Gnade und Barmherzigkeit Gottes hängen lernen, der in den Schwachen seine Kraft beweiset!"

Als nun alle fünf Bekenner auf die Richtstätte geschleppt wurden, gab Gott dem Vernutius große Standhaftigkeit. Er wurde zuerst zur Marter geführt. Ehe er an den Pfahl gebunden ward, betete er noch: „Herr, allmächtiger Gott und Vater! ich erkenne und bekenne vor Deiner heiligen Majestät, daß ich ein armer Sünder bin!“ Darnach legte er vor Allen, die zugegen waren, ein herrliches Bekenntniß seines Glaubens ab. Und nachdem er seinen Geist in Gottes Hände befohlen, hat er die Schmerzen des Todes beständiglich ausgehalten, und seine Feinde überwunden.

Laboreus, der Zweite von den Fünfen, hatte ein unerschrockenes Herz, und ging mit einem so fröhlichen Angesicht zum Tode, als ob er zu einer Hochzeit geeilt wäre. Ehe er angebanden ward, bat ihn der Henker, wie es üblich war, um Verzeihung. Der Märtyrer antwortete: „Mein Freund, du erzürnest mich nicht; sondern ich werde vielmehr durch deinen Dienst aus einem bösen Gefängniß erledigt.“ Als er das gesagt hatte, umarmte ihn der Henker, und küßte ihn. Dadurch wurden Viele aus dem Volke zum Mitleiden bewegt, und fingen an zu weinen, Laboreus aber legte nochmals sein Glaubensbekenntniß ab, betete, und blieb getreu bis in den Tod. —

Als Johannes Trigaletus, der Dritte, zum Tode geführt wurde, sprach er: „O mein lieber Gott, ich sehe Dich schon im Geiste auf Deinem hohen Thron, und sehe den Himmel offen stehen, wie Du ihn Deinen Diener Stephanus hast sehen lassen!“ Darauf ist auch er sanft im Herrn entschlafen.

Bertrandus Battallius sprach mit freudigem Herzen, er sey nicht da als ein Dieb, oder Mörder, sondern als ein Christ und Bekenner der göttlichen Wahrheit. Und nachdem er gebetet hatte, ward auch er hingerichtet.

Guiraldus Lauranus ging am letzten heim. Er war der jüngste von den Fünfen, doch an Glaubensfestigkeit ihnen gleich. Nachdem er einige Stellen aus den Psalmen gesungen, ist er in ernstem, inbrünstigem Gebete selig gestorben. —



Arnold Monier und Johann von Gazez.

(gest. 1556.)

„Der Herr wird einst mit ihnen reden in seinem Zorn, und mit seinem Grimm wird er sie schrecken.“ (Ps. 2, 5.)

Arnold Monier, aus St. Milion gebürtig, ein Jüngling von fünf und zwanzig Jahren, ward am 25. April 1556, Abends gegen 6 Uhr, von dem königlichen Procurator Antonius de Lebüre zu Bordeaux gefangen gesetzt. Als bitterer Feind des Evangeliums befragte er ihn zuerst in seinem Hause über seinen Glauben, und da er der lutherischen Ketzerei sich auf's dringendste verdächtig machte, ließ er ihn in's Parlamentsgefängniß abführen. Einige Tage darauf ward Monier von den Polizeidienern zum Gerichtshofe geführt, wo er über alle Punkte des Glaubens, selbst über die Messe, das Fegfeuer und die Anrufung der Heiligen befragt wurde. Er antwortete ausweichend auf alle Fragen; aber um sein Zeugniß noch besser zu begründen, setzte er es schriftlich in folgenden Artikeln auf:

„Der liebe Gott möge mir durch seinen heiligen Geist beistehen! Amen!

Der Grund, warum ich mich nicht enthalten habe, zu jedweder Zeit Fleisch zu essen, stützt sich auf das Wort Pauli 1. Tim. 4, 3: „Diejenigen, welche verbieten ehelich zu werden, und zu meiden die Speise, die Gott geschaffen hat, hängen den verführerischen Geistern und Lehren der Teufel an.“ — Ich bin nicht zum heiligen Abendmahl gegangen, weil ich Niemanden in dieser Gegend kenne, der es nach der Einsetzung unseres Herrn Jesu Christi verwaltet. — Ich habe den Priestern nicht gebeichtet, weil ich in der ganzen heil. Schrift dies nicht von Gott verordnet finde. — Ich habe keine Messe gehört, weil die, welche sie halten, behaupten, daß es ein Opfer sey, um die Lebenden und Todten mit Gott zu versöhnen. Ich weiß aber aus der heiligen Schrift (Hebr. 10, 10.), daß das Eine Opfer unseres Herrn Jesu Christi, einmal für uns geschehen, hinreicht, um diese Versöhnung zu vollbringen. — Ich

glaube an kein anderes Hegefeuer, als an das Blut Jesu Christi, weil die heilige Schrift an verschiedenen Orten mir versichert, daß es allein hinreicht, mich zu läutern, zu waschen und zu reinigen von allen meinen Sünden. —

Ich rufe nicht die Heiligen an, welche im Herrn gestorben sind, weil Gott es mir nicht gebietet. Auch sagt unser Herr Jesus Christus, indem er uns beten lehrt (Luk. 11, 2.): „Wenn ihr betet, so spricht: „Unser Vater im Himmel“ u. s. w. Die Religion, welche ich bekenne, und in der ich mit Gottes Hülfe zu leben und zu sterben gedenke, ist vollständig enthalten in der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments, und ist der Kürze nach in diesen vier Hauptpunkten zusammengefaßt: 1) Das Gebet des Herrn, welches anfängt: „Unser Vater“ u. s. w. 2) Die Gebote Gottes, welche sind: „Höre, Israel“ u. s. w. 3) Die Artikel des Glaubens, welche anfangen: „Ich glaube an Gott“ u. s. w. 4) Die heiligen Sakramente, welche Christus in seiner Kirche eingesetzt hat. gez. Monier.“

Sobald Johann von Gaze's, der vertraute Freund und Glaubensgenosse Moniers, dies erfahren hatte, eilte er von seiner Geburtsstadt Libourne nach Bordeaux, wo er am 30. April ankam. Von glühender Liebe zu seinem Freunde befeelt, entschloß er sich, Alles zu wagen, um den Gefangenen zu sprechen, und ihn durch das Evangelium zu trösten.

Er bat den Kerkermeister Franz, ihn bei Monier einzulassen. Der aber fuhr ihn hart an, und sagte ihm, das Parlament habe ausdrücklich befohlen, daß Monier von Niemanden besucht werden solle. Johann versuchte es nun noch drei, oder vier Mal, zu seinem Freunde zu kommen, aber immer vergebens. Da nahm er denn Abschied von seinen Brüdern in Bordeaux, und begab sich wieder auf den Weg nach seiner Heimath. Doch noch einmal trieb es ihn, seinem Freunde ein Lebewohl zu sagen; aber wieder wurde ihm der Eintritt standhaft verweigert. Schon war er im Begriff, sich für immer zurückzuziehen; da ließ ihn plötzlich der Kerkermeister rufen, um ihm etwas zu sagen. Gaze's erwiderte, er sey nicht mehr gesonnen, zurückzukehren, da er gesehen, daß man ihm den Eintritt in's Gefängniß standhaft versage; indeß, wenn Franz mit ihm sprechen wolle, so sey er bereit, ihn zu hören. Da kam der Kerkermeister in verrätherischer Absicht auf ihn zu, und führte ihn ohne einen Widerstand in's Gefängniß, wie man ein Schaafe in den Stall führt. Man benachrichtigte davon sofort den

Herrn d'Allesme, den Commissarius im Monier'schen Prozesse. Dieser, welcher Gazes seit langer Zeit kannte, sagte betroffen: „Ich kenne Gazes wohl, und denke nicht, daß er zur Secte des Angeklagten gehört, noch irgend in Gemeinschaft mit ihm steht; auch weiß ich, daß er Beichte und Oftern in rechter Weise gehalten hat.“ Nach diesen Worten ließ er Gazes aus dem Gefängniß führen. Dieser aber, der jene Worte nicht ertragen konnte, auch durch sein Stillschweigen seinen Freund Monier in einer so gerechten Sache nicht verletzen mochte, antwortete unummunden: „Mein Herr, ich weiß gewiß, daß Monier ein redlicher, frommer Mann ist. Was aber mich anlangt, so bekenne ich täglich Gott, dem Herrn, meine Sünden, sonst aber Keinem. Auch habe ich meine Oftern geistlich gehalten, und nicht in Abgötterei, wie man hier im Papstthum zu thun pflegt. Ich wollte auf diese Weise nicht Oftern halten, wenn ich gleich zehntausend Mal sterben müßte.“ Durch dies Bekenntniß wurde der Herr d'Allesme in seiner Meinung, die er von Gazes hegte, völlig getäuscht. Er ließ ihn also wieder fesseln, und in eine unterirdische, von der Moniers abgesonderte Zelle werfen.

Arnold und Johann wurden mehrere Male über verschiedene Glaubenspunkte verhört. Sie aber wichen keinen Finger breit von der evangelischen Wahrheit ab. So wurde ihnen denn am 4. Mai von Les cure, dem Generalprocurator, und la Ferrière, dem königlichen Anwalt, das Urtheil gesprochen: Sie sollten zuvörderst Beide auf einer Hürde durch die Straßen der Stadt nach dem Kirchhofe St. Andreä geschleppt werden. Hier hätten sie Buße zu thun, und Gott, den König und das Gericht um Verzeihung zu bitten. Dann sollten sie nach dem Schlosse geschleift, und vor demselben verbrannt werden. Das Parlament von Bordeaux bestätigte den gefällten Spruch.

Am 7. Mai, einem Freitage, wurden sie aus dem Gefängniß, wie arme Schafe zur Schlachtbank, geführt. Der Henker band sie auf eine Hürde, welche hinten an einem Wagen befestigt war, und schleppte sie so durch den Koth der Gassen, gleichsam als Auswurf der ganzen Welt. Die Gerichtspersonen, Stadtknechte und Soldaten begleiteten die Schlachtopfer unter dem Schmettern der Trompeten.

Als sie auf dem Plage vor dem Tempel des h. Andreas angekommen waren, bemerkte Gazes, daß sein Freund etwas traurig war. Da rief er ihm zu: „Nur getrost, lieber Bruder, nur getrost! Es ist umsonst, wenn wir nicht treu sind bis in

den Tod!" So trösteten sie sich gegenseitig, und bezeugten auch dadurch die Wahrheit der Sache, für die sie litten. Man schleppte sie nun weiter nach dem Schlossplatze, wo sie die Todesstrafe erleiden sollten. Hier wurden sie an einen Pfosten auf dem Scheiterhaufen angeschmiedet. Aber sie waren voll Freude und Trost, und erachteten sich für selig, daß sie würdig befunden waren, an den Leiden Christi Gemeinschaft zu haben. Arnold Monier sprach mit lauter Stimme: „Herr Gott! ich sage Dir ewig Preis und Dank, daß es Dir gefallen hat, uns bis hierher im Bekenntniß Deines heiligen Namens zu führen. Ich bitte Dich, Du wollest uns die Gnade erzeigen, daß wir darin bis an's Ende beharren mögen!" Als die Feinde dieses hörten, ließen sie die Trompeten ohne Unterbrechung blasen, um zu verhindern, daß das umstehende Volk durch solche Worte für die Ketzer gewonnen werde. Dessen ungeachtet richteten sie doch an das Volk mehrere fromme Ermahnungen, welche lange genug wahrten. Einige der Richter sagten dem Gazes, er solle doch seinen Glauben bekennen, was er auch mit lauter Stimme that: „Ich glaube an Gott, den Vater, allmächtigen u. s. w. Darauf forderten sie auch Monier auf, dasselbe Bekenntniß abzulegen; aber er antwortete: „Wir reden durch Einen Mund; denkt ihr nicht, daß, wenn mein Bruder spricht, ich auch spreche? Wir sind Beide einmüthig in demselben Glauben.“ —

Der Henker stieg nun auf die Höhe des Pfostens, um nach dem Befehle des Parlaments den Johann von Gazes zu erwürgen, bevor er verbrannt würde. Er fiel aber von oben herab auf das Pflaster, und verletzte sich den Kopf so, daß er blutete. Als er wieder zu sich gekommen, und hinaufgestiegen war, erwürgte er zuerst den Monier, der ohne eine Zuckung des Leibes sanft und still im Herrn entschlief. Gazes aber, an dem die Flammen schon emporschlügen, konnte nicht mehr erwürgt werden. Unter unsäglichem Martern rief er mehrere Male: „Mein Gott! mein Vater!" Schon waren ihm beide Beine bis auf die Knochen verbrannt, ehe er seinen Geist aufgab.

Während die beiden Freunde noch brannten, offenbarte Gott, der Herr, seinen Feinden seine Macht auf eine augenscheinliche Weise. Denn, wie unser Herr Christus sterbend über seine Feinde triumphirt hat, so will er auch, daß seine Glieder, indem sie für ihn leiden, an demselben Triumphe theilnehmen. Es kam nämlich, als die Leichname fast zu Asche verbrannt waren, plötzlich eine solche Furcht über Alle, die der Execution bei-

wohnten, daß sie in wilder Flucht aus einander liefen, und sich gegenseitig fast umrannten. Einige verkrochen sich hier, die Andern dort, und riegelten die Thüren hinter sich zu, obgleich doch Niemand da war, der sie hätte verfolgen können. Der Prior des Klosters St. Antoine fiel in der Verwirrung von seinem Maulesel; eine große Menge Menschen rannte über seinen Leib fort, sodaß er lange Zeit nicht wieder aufstehen konnte. Der Stadtschreiber Pontac jagte, auf seinem Maul- esel reitend, mit einem rothen Mantel bekleidet davon. Aber in der Straße Voltevin ward er zu Boden geschleudert, sodaß man ihn in das Haus einer Wittve, Namens Pichon, bringen mußte. Hier schrie er ein Mal über das andere: „Verbergt mich, ver- bergt mich doch, und rettet mir das Leben! O, ich bin schon todt! ich sehe, daß ein Aufruhr entsteht, ganz so, wie der letzte war. O lieben Freunde, verbergt auch meinen Maulesel, damit er von Niemanden erkannt werde!“ Jedermann in der Stadt schloß seine Thüre zu.

Als der Schrecken vorüber war, und man sich ein wenig erholt hatte, fragte man sich gegenseitig, was es denn wäre, das Alle so erschreckt habe. Die Feinde der Wahrheit blieben so erstarrt und verduzt, daß sie nicht wußten, was ihnen wider- fahren sey. Aber sie erkannten nicht, daß Gott seine Wider- sacher erschrecken und erzittern lassen kann, wenn gleich Niemand da ist, der sie jagt.

Benedikt Roman.

(gest. 1558).

„Wer da glaubet an den Sohn Gottes, der hat solches Zeug- niß bet ihm.“ (1. Joh. 5, 10.)

Es war im Monat April des Jahres 1558, da wanderte auf dem Wege von Genf nach Marseille ein Krämer durch die Provence, der mit Korallen und Edelsteinen handelte. Sein Name war Benedict Roman, und sein Vaterland die Dau- phinée. Von einem ehemaligen Franziskanermönche, Namens

d'Yves aus Troyes in der Champagne war er zum lauterem Evangelium geführt worden. Schon vor längerer Zeit hatte er sich mit Frau und Kind nach Genf begeben, um hier in der evangelischen Gemeinde seinem alleinigen Herrn Jesu Christo ungestört leben zu können. Aber sein Gewerbe brachte es mit sich, daß er des täglichen Brotes wegen mit seiner Waare im Lande umher ziehen mußte. So befand er sich auf dem Wege nach der reichen Handelsstadt Marseille. In der Stadt Dravignan ließ er einen gewissen Blanc, der auch ein Juwelier war, seine Waaren sehen. Dieser wurde darob neidisch, und zeigte Benedict bei der Obrigkeit als einen Lutheraner an. Kaum war Benedict in seine Herberge zurückgekehrt, so wurde er plötzlich von mehreren Sergeanten festgenommen, die der Stadtschultheiß, Gaspar Signier, abgesandt hatte. Sie beraubten ihn seiner Waaren, die an dreihundert Kronen werth waren, und führten ihn in ein Gefängniß. Es war dies am zweiten Ostertag; aber trotzdem wurde Benedict verhört. Man fragte ihn, wie er Ostern gehalten habe: „Ich habe, sagte der Gefangene, Ostern gehalten, wie ich es konnte. Denn gestern bin ich in meiner Herberge in einer Kammer niedergekniet, und habe mit gefalteten Händen Gott, meinen Schöpfer, um Vergebung meiner Sünden gebeten im Namen seines Sohnes Jesu Christi, der am Stamme des Kreuzes für mich und das menschliche Geschlecht gelitten hat!“ „Aber, fuhr der Richter fort, hast Du denn zu Ostern nicht gebeichtet, wie die Kirche vorschreibt?“ „Ich habe gebeichtet, versetzte Benedict, aber keinem Andern, als Gott und seinem Sohne Jesu Christo!“ Darauf wurde er in den Kerker zurückgeführt, und mit eisernen Ketten, wie der schwerste Verbrecher, belastet. Dem Kerkermeister ward befohlen, daß er keinen Menschen mit ihm reden ließe, oder er müßte gewärtig seyn, selbst anstatt des Gefangenen angeschmiedet zu werden.

Es wurden nun mehrere Verhöre mit Benedict angestellt; aber in allen bekannte er fest die evangelische Wahrheit. Ein Observatiner-Mönch, der die Fastenzeit über in Dravignan gepredigt hatte, war ihm besonders gram, und bot alle Mittel auf, den Kerker umzubringen. Er brachte die beiden Bürgermeister Caval und Cavalieri auf seine Seite, und bewirkte es endlich, daß Benedict zum Feuertode verurtheilt wurde. Der Märtyrer wurde nun nach Aix geführt, damit das dortige Parlament die Sentenz bestätige. Dieses schickte einen Mönch

zu ihm, der ihn befehren sollte; aber der Mönch fand in ihm nur einen halsstarrigen Ketzer, und meldete dies dem Parlament. Darauf bestätigte dasselbe sein Todesurtheil, und ließ das Schlachtopfer wieder nach Dravignan zurückbringen. — Die beiden vorher genannten Bürgermeister befaßen nun den Pfaffen, sie sollten von den Kanzeln den Tag der Hinrichtung verkündigen, damit jeder das Schauspiel sehen könne. — Auch ließen sie die Trompeten blasen, und einen öffentlichen Aufruf durch die Straßen ergehen: Alle frommen Christen sollten auf dem Markte Holz zusammentragen, denn es werde ein verdamneter Luthreraner verbrannt werden.

Am folgenden Samstag, den 16. Mai, wurde der Verurtheilte in die Folterkammer geführt. Am Eingange derselben wurde ihm das ganze Marterwerkzeug, bestehend aus Seilen, Eisenstangen, Gewichten, Rädern, Rollen und dergl. vor Augen gestellt, um ihm Schrecken einzujagen. Er aber ließ sich dadurch nicht zum Kleinmuth bringen, sondern sagte getrost: „Ich glaube nichts Anderes, denn das Christus selbst zu thun und zu glauben geboten, und durch seine Apostel gelehrt hat. Ihr möget solche Lehre als unrecht und ketzerisch verdammen; Gott wird sie am jüngsten Gericht für gut und heilig halten, und ihre Verfolger in Ewigkeit verdammen!“

Hierauf wurden die Folterinstrumente in Bewegung gesetzt. Benedict rief einmal um das andere: „Herr Gott, erbarme Dich meiner, um Deines Sohnes Jesu Christi willen!“ Darüber ärgerten sich die Richter, und befaßen ihm, die Jungfrau Maria anzurufen. Er aber rief allein seinen Herrn und Meister an. Da wurden die Martern verdoppelt, und endlich so hoch gesteigert, daß die Peiniger meinten, er werde ihnen unter den Händen sterben. Sie ließen Wundärzte kommen, und da diese erklärten, daß er nicht mehr lange leben könne, so eilten sie mit ihm zum Feuer. Vorher aber schickten sie zu dem Todesmatten noch einmal Priester und Mönche, damit sie ihn, wo möglich, in des Papstes Arme zurückführten. Aber Benedict beehrte nicht, in denselben zu ruhen, weil er sich in des Vaters Schooße, und an der Gnadenbrust seines Heilandes seliger fühlte. Da holten die Priester den Henker, führten den Ketzer auf den Markt, und banden, im Verein mit dem Henker, ihn an einem Pfosten auf dem Scheiterhaufen fest. Es geschah dieses entweder noch am Tage der Folterung, also am 16. Mai, oder erst den Tag darauf.

Roman erhielt sich nur noch mit Mühe am Pfosten aufrecht. Er betete mit inbrünstiger Stimme zu Gott. Darüber wurden die Priester zornig, stiegen wieder zu ihm auf den Holzhäusen, und befahlen ihm, er solle ein Ave Maria sprechen. Da er sich dessen standhaft weigerte, so schlugen sie ihn, und rausten ihn am Barte. Roman sah auf zum Himmel, und bat Gott um Geduld. Dann rief er mit inbrünstiger Stimme: „Vater, führe mich nicht in Versuchung!“ Ein Guardian, der nahe dabei stand, schrieb: „Das ist Gotteslästerung; er hat die Jungfrau Maria geschmäht!“ Barbosi, der Stadtrichter, befahl, dem Keger einen Knebel in den Mund zu legen. Das rasende Volk aber schrieb wüthend, man solle ihn endlich verbrennen. Da warf der Henker Feuer in das Stroh und das dürre Heißig, und bald stand der Holzstoß in hellen Flammen. Roman war so hoch angebunden, daß die Flammen anfangs nur den untern Theil seines Körpers erreichten. Als ihm Unterleib und Füße schon ganz fast verbrannt waren, und er seinen Mund nicht mehr zum Gebet öffnen konnte, sah man noch, wie seine Lippen sich leise regten. Also gab Roman seinen Geist auf. —

Philippine von Lins.

(gest. 1558.)

„Auf Gott hoffe ich, und fürchte mich nicht; was können mir die Menschen thun?“ (Ps. 56, 12.)

Diese edle Blutzuginn Christi, aus der Gasconne in Frankreich gebürtig, war von Gott mit herlichen Gaben geziert. Sie war schön von Antlitz und Gestalt, blühend in Gesundheitsfülle, und sehr lebendigen Geistes. Aber noch schöner war ihr Inneres, und noch lebendiger brannte das Feuer der göttlichen Liebe in ihrem Herzen; denn das gehörte nicht mehr ihr selbst, sondern Jesu Christo, dem Lebensfürsten. Philippine vermählte sich mit dem Herrn von Gravenou, in welchem Christus

auch eine Gestalt gewonnen hatte. Darum liebte er auch sein Weib, wie Christus die Gemeinde liebt, und sie war ihm in gleicher Liebe zugethan. (Ephes. 5, 25.) Als nun diese beiden Eheleute hörten, daß sich in Paris eine stille Gemeinde des Herrn gebildet hatte, verließen sie alsbald die Gascogne, und begaben sich nach Paris, um sich hier in Gemeinschaft mit den Glaubensbrüdern zu stärken und zu erbauen. Zu Paris stand ihr Haus allzeit offen für die Versammlung der Gemeinde. Sie selbst leuchteten Allen durch einen frommen Wandel voran, sodaß Herr von Cravenon bald Kirchenältester der kleinen Gemeinde wurde. So standen die beiden Gatten im schönsten Bunde unter einander und mit der Gemeinde, für welche sie lebten und wirkten. Doch in Gottes allweisem Rathe war es beschlossen, daß dieses glückliche Verhältniß bald gelöst werden sollte. Nämlich im Mai des Jahres 1557 erkrankte Philippine's Gemahl plötzlich an einem heftigen Fieber. Nach kurzem Krankenlager nahm ihn Gott zu sich, um ihn vor noch schwereren Leiden zu bewahren. Die hinterlassene Wittve, welche erst drei und zwanzig Jahre zählte, mußte nun die Kleider der Freude mit Trauergewändern vertauschen. Aber in ihrem Innern war sie voller Freude und Friede, und hörte auch in ihrem Wittwenstande nicht auf, Gott dem Herrn zu dienen. —

Am 4. September desselben Jahres hatten sich gegen vierhundert evangelische Christen in einem Saale auf der Straße St. Jacques versammelt. Es war Mitternacht; sie hatten so eben das Mahl des Herrn gefeiert, und Gott ihrem Herrn Loblieder gesungen. Da vernahm man plötzlich draußen ein wildes, verworrenes Geschrei: „Mörder, Diebe, Feinde des Vaterlands, lauter Lutheraner!“ Da demselben Augenblick stürmte das Volk gegen die Thüre. Die Kirchenältesten ermahnten zur Ruhe; doch vergebens. Da zogen Mehrere von den anwesenden Männern ihre Degen, um den Andern einen Weg zu bahnen; doch vergossen sie keinen Tropfen Bluts. Dies Mittel gelang, und Viele entkamen auf diese Weise. Nur Siner ward durch Steinwürfe so entsetzt, daß an ihm fast keine Spur eines menschlichen Angesichts mehr sichtbar war. Dagegen mußten viele Andere zurückbleiben, unter denen sich auch Philippine befand. Sie wurde mit den Uebrigen gefangen genommen, und nachdem man ihnen die Kleider zerrissen, sie mit Stroh beworfen, und auf alle Weise gemißhandelt hatte, schleppte man sie in einen scheußlichen Kerker. Hier mußte Philippine ein volles Jahr liegen; doch

hörte man sie öfters Psalmen singen: „Wende Dich zu mir, und sey mir gnädig; denn ich bin einsam und elend. Die Angst meines Herzens ist groß; führe mich aus meinen Nöthen! Bewahre meine Seele, und errette mich! Laß mich nicht zu Schanden werden! denn ich traue auf dich.“ Ps. 25, 16. 17. 20. Und: „Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott! Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?“ Ps. 42, 3. Am meisten hatte sie von Du Maillard, einem Domherrn, zu leiden, welcher sie durchaus zur katholischen Kirche zurückführen wollte. Aber mit Gottes Hülfe widerstand sie diesen Versuchungen, und blieb Siegerinn in allen Kämpfen.

Anfangs lag Philippine mit ihrer Schwester in Einem Kerker. Als letztere aber abgeführt wurde, da merkte Philippine wohl, daß auch ihr Geschick sich bald entscheiden werde. Darum sprach sie zu dem Gefängnißmeister: „Mir ist jetzt ein rechter Trost gar von Nöthen; darum bitte ich euch, ihr wollet mir eine Bibel, oder zum wenigsten ein Neues Testament kommen lassen, damit ich etwas Trost daraus schöpfen möge!“ Eigenthümlich waren auch die Beschuldigungen, welche die Gefangene von ihren Nachbarn zu leiden hatte. Diese mußten ihr zwar zugestehen, daß sie ein unsträfliches Leben geführt habe, und sehr wohlthätig sey; aber gleichwohl habe man in ihrem Hause Leute gehört, die Psalmen mit einander sängen. Ihr Gatte habe keinen Priester am Todesbette gehabt; es wisse Niemand, wo er begraben sey, und ob ihr Kind die Taufe erhalten habe. Aber der gerechte Gott ließ auch in dieser ungerechten Sache sein gerechtes Gericht augenscheinlich kund werden; denn zwei von denen, die wider sie gezeugt hatten, wurden hernach auf dem Wege mit einander uneins, und Einer erstach den Andern mit einem Messer.

Die vorzüglichsten Richter Philippinens waren: Der Siegelbewahrer Bertrandi, der Cardinal. von Sens und sein Eidam, der Marquis de Tren. Diese alle waren sehr begierig nach Philippinens Gütern, die nicht unbedeutend waren. Darum beschleunigten sie auch ihren Proceß. Sie ward also vor Gericht geführt, und über viele Dinge vernommen.

Die Fragen der Richter und die Antworten der Wittve sind ganz vollständig in das Gerichtsbuch eingetragen worden. Um unsern Lesern einen Begriff von der Art und Weise dieses Inquisitionsverfahrens zu geben, wollen wir wortgetreu einige

Fragen und Antworten hier mittheilen. Die Richter fragten zuerst, ob sie nicht an die päpstliche Messe glauben wolle? Da sagte sie rund heraus: „Ich will allein glauben, was im Alten und Neuen Testamente begriffen ist!“

Frage: „Glaubst du nicht an das, was in der Messe ist?“

Antwort: „Ich glaube von den Sakramenten, was die Schrift davon meldet; aber ich habe nirgends gefunden, daß die Messe von Gott verordnet sey.“

Fr.: „Willst du denn nicht das Sakrament der Hostie nehmen?“

Antw.: „Ich will nichts thun, denn was mir mein Herr Christus befohlen hat.“

Fr.: „Wie lange hast du keinem Priester gebeichtet?“

Antw.: „Das weiß ich nicht; ich bekenne aber Gott täglich meine Sünden, und glaube nicht, daß der Herr Christus eine andere Beichte verordnet habe, oder haben wolle; denn er allein hat die Macht, die Sünden zu vergeben.“

Fr.: „Was hältst du vom Gebet an die Jungfrau Maria und an alle Heiligen im Himmel?“

Antw.: „Ich weiß kein anderes Gebet zu thun, als mich Gott gelehret hat, nämlich, daß ich Gott allein, und Niemanden sonst anrufe im Namen seines Sohnes Jesu Christi. Ich weiß wohl, daß die Heiligen im Himmel selig sind; aber ich begehre nicht, sie darum anzubeten.“

Fr.: „Was hältst du von den Bildern?“

Antw.: „Daß man ihnen gar keine Ehre noch Dienst erweisen soll.“

Fr.: „Und von wem hast du solches Alles gelernt?“

Antw.: „Ich habe es gelernt aus dem Neuen Testamente.“

Fr.: „Hältst du auch einen Unterschied der Speisen am Freitag und Sonntag?“

Antw.: „Ich begehre an solchen Tagen kein Fleisch zu essen, wenn ich damit meines schwachen Nächsten Gewissen verlegen sollte. Aber ich weiß wohl, daß Gottes Wort keinen Unterschied der Speisen und Tage macht, sondern lehret, daß man Alles mit Dankagung gebrauchen solle.“

Weiter sprach sie, sie glaube und achte keine anderen Gebote und Verbote, denn die der Herr Christus gegeben habe. „Was aber die Gewalt des Papstes anlangt, die er sich mit seinen Satzungen anmaßt, davon, sprach sie, habe ich im Neuen Testament kein Wörtlein finden können.“ Und als man

ihr weiter vorhielt, daß die geistliche und weltliche Gewalt von Gott verordnet sey, das Volk zu regieren, sagte sie, sie wisse, daß weltliche Gewalt und Obrigkeit von Gott verordnet wäre; aber in der Kirche hätte Niemand zu gebieten, denn allein Jesus Christus. Und da man sie fragte: „Wer hat dich solches gelehrt?“ sagte sie: „Es hat's mich Niemand gelehrt, denn allein der Text des Neuen Testaments.“ Dann fragte man noch: „Ist es auch den Verstorbenen zur Seligkeit nöthig, daß man für sie bitte?“ Sie sprach: „Wer im Herrn abscheidet, der ist zuvor mit seinem Blut gereinigt, und bedarf keiner andern Reinigung; darum ist es unnöthig, daß man für die Todten bitte. Und dieses habe ich in meinem Testament gelesen.“

Dies ist das altenmäßige Verhör der gottseligen Philippina von Luns.

Aber sie sollte nicht allein sterben; denn am 27. September des Jahres 1558 wurden noch mehrere Märtyrer zum Tode verurtheilt. Unter denjenigen, welche mit ihr in jener Nacht gefangen genommen waren, befand sich auch ein Greis, Nicolaus Olivet mit Namen, und ein junger Mann, Namens Taurin Gravelle. Sie waren beide Kirchenälteste, und sollten nun mit Philippine zusammen den Tod erleiden. Alle Drei wurden nun zunächst auf die Folterbank gespannt, und dann in eine Capelle des Gerichtshauses geführt. Es kamen Priester zu ihnen, um die Verurtheilten in ihrem Glauben unsicher und wankend zu machen. Allein ihr Bemühen war vergeblich; denn sie blieben treu und fest bei der erkannten Wahrheit. Darnach wurden sie auf einem Karren zur Richtstätte gebracht. Der Greis Olivet, welcher Schullehrer in der Provinz gewesen, und dort schon im Wilde verbrannt worden war, rief ohne Unterlaß den Versuchern zu: „Ich habe nichts Anderes, als Gottes Wahrheit vertheidigt, kann auch Alles durch das Ansehen des Augustinus beweisen.“ —

Als ein Priester zu Philippine kam, damit sie ihm beichten sollte, sprach die heldenmüthige Wittve: „Ich beichte allezeit in meinem Herzen Gott meine Sünden, und bin deß auch gewiß, daß Er sie mir vergibt. Doch glaube ich nicht, daß ein Anderer die Sünden vergeben könne, denn allein Gott; also bin ich aus der heiligen Schrift gelehrt.“ Einige Rätthe des Gerichtshofes baten sie, ein hölzernes Kreuz in die Hand zu nehmen, wie es die Verurtheilten zu thun pflegten. Denn der Herr wolle, daß wir Alle unser Kreuz trügen. Da ant-

wortete Philippina: „Liebe Herren, ihr leget mir wohl ein anderes und viel schwereres Kreuz auf, indem ihr mich wider Recht und Billigkeit zum Tode verurtheilt habt, darum, daß ich alle meine Hoffnung auf Christum setze, welcher niemals von einem solchen Kreuze etwas gelehrt hat, davon ihr jetzt zu mir redet!“

Gravelle, der ein junger Jurist und Advokat zu Paris war, behielt auch noch auf diesem letzten Gange sein gutes Aussehen und seine frische, blühende Farbe. Mit heiterem, fröhlichem Angesicht schritt er einher, nicht anders, als wenn er gelächelt hätte. Ein Freund trat zu ihm heran, und fragte ihn: „Zu welcher Todesart bist du verurtheilt?“ Er antwortete: „Daß ich sterbe, weiß ich wohl; wie ich sterbe, ist mir gleich; denn ich weiß, daß Gott mir in jeder Qual beistehen wird!“ Als er aus der Capelle trat, sagte er: „Herr, mein Gott, sey meine Hülfe!“ Das Parlament hatte verordnet, daß ihm die Zunge ausgeschnitten werde. Willig reichte er dieselbe nun seinem Henker dar; und als die Zunge abgeschnitten war, sagte er noch verständlich und vernehmbar: „Ich bitte euch, bittet Gott für mich!“ Als man auch von Frau Philippine begehrte, daß sie die Zunge herhalten sollte, that sie dies gutwillig, und sprach: „Dieweil ich um meinen ganzen Leib nicht traure, wie sollte ich denn um meine Zunge trauern? Nein, nimmermehr!“ Das thaten ihnen aber die Feinde deshalb an, damit sie aus den Flammen nicht mehr sollten Gott loben und danken können, auch nicht zum Volke reden von der Freundlichkeit Gottes mitten in der Qual; denn dadurch wurden Viele zu Christo geführt. —

Nachdem sie nun alle Drei so schändlich zugerichtet waren, verließen sie das Richthaus. Gravelle bewies vor Allen eine wunderbare Standhaftigkeit. Seine aus tiefer Brust ausgestoßenen Seufzer, und sein gen Himmel gewandtes Auge bezeugten genugsam, wie ernstlich er in seinem Herzen zu Gott betete, auch wenn er mit der verlorenen Zunge die Worte nicht mehr aussprechen konnte. Elivet richtete auch seine Augen auf zum Himmel; doch schien er etwas trauriger zu seyn, als die Andern. Dies kam wohl von seinem Alter her, und außerdem hatte er in dem fürchterlichen Kerker unglaublich viel ausstehen müssen. Frau Philippine aber schien viel fröhlicher und muthiger zu seyn, als die Andern. Ihr überaus schönes und blühend rothes Angesicht veränderte sich durchaus nicht. Einige Zeit vorher hatte sie um ihres verstorbenen Ehegatten

willen Trauerkleider und einen weißen Schleier getragen. Aber jetzt hatte sie ihre Feierkleider angezogen, weil sie wußte, daß sie jetzt in einem herrlichen Triumphe ihrem Bräutigam, dem Herrn Jesu Christo, zugeführt werde.

Als diese Drei auf dem Plage Maubert, der Richtstätte, angekommen waren, wurden Clivet und Gravelle lebendig verbrannt, Philippine aber zuerst am Pfahle erwürgt, und darnach unter dem Angesicht und den Füßen versengt. Der alte Geschichtschreiber, welcher uns dies Alles überliefert hat, fügt dem Schluß seiner Erzählung folgende schöne Worte hinzu:

„Dieses ist ein wunderbarer Triumph gewesen; denn es hat sich damals ansehen lassen, als wenn der Teufel Alles auf einmal mit seinem gewaltigen Anlauf stürmen wollte. An Gravelle hat er die der Jugend angeborne Leichtigkeit und Lebenslust, an Clivet die Schwachheit des Alters, an Philippine die weibliche Zartheit und Schwäche anfechten wollen; aber bei allen Dreien ist er zu Schanden geworden. Denn Gott hat hier augenscheinlich bewiesen, wie stark er sey, die Jugend zu befestigen und zu gründen, das Alter zu stärken, daß es sich wider alle Pein und Marter wehren kann, ja, auch die zarte, weibliche Schwachheit in Heldenmuth zu verwandeln, wenn es nämlich ihm gefällt, in seinen Auserwählten seine Kraft und ewige Gottheit zu offenbaren!“ —

Johann Barbeville.

(gest. 1559.)

„Der Herr ist meines Lebens Kraft; vor wem sollte mir grauen?“ (Ps. 27, 1.)

Johann Barbeville, aus der Normandie stammend, war seines Handwerks ein Maurer, und schon wohl betagt. Als er an einem Ostertage die Messe besuchen wollte, fiel ihm

in der Kirche ein Pultbrett auf den Schenkel. Dieser wurde dadurch so verletzt, daß Barbeville der Messe nicht beizuhören konnte, sondern sich heimbegeben mußte. Wahrscheinlich war dieser Unfall die erste Veranlassung, daß er sich vom Papste zu Christo wandte. Er las nun fleißig die heilige Schrift in französischer Uebersetzung, und wurde immer tiefer in der evangelischen Wahrheit gegründet. Nach einiger Zeit begab er sich seines Handwerks wegen nach Genf. Hier gefiel es ihm so gut, daß er beschloß, in dieser Stadt seinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen. Vorher jedoch reiste er in die Normandie zurück, um sein Kind abzuholen. Als er nun in der Heimath seine Nachbarn im Evangelio unterweisen wollte, wurde er von Einigen als Ketzer verklagt, und deshalb gefänglich eingezogen. Anfangs wurde Barbeville im Gefängniß am Glauben so schwach, daß er seine evangelische Ueberzeugung verläugnete. Ja, es kam sogar so weit mit ihm, daß er selbst Gott lästerte. Als er sich einstmals ungebührlich gegen den Kerkermeister benahm, legte ihn dieser in ein härteres Gefängniß. Aber dieses Mittel gebrauchte Gott, um sein abgefallenes Kind wieder zu sich zurückzuführen. Denn in jenem Gefängnisse lag auch Johann Morell, ein glaubensmuthiger Student aus der Normandie, der noch nicht zwanzig Jahre alt war. Dieser bekannte frei und offen seinen Glauben. Aber auch er wurde sehr grausam behandelt; denn in zwei Tagen bekam er oft keinen Tropfen Wasser. Das Brod, das man ihm gab, war steinhart, und obenein noch von Mäusen und Ratten angefressen. Bekam er ja einmal etwas zu trinken, so war es faules und stinkendes Wasser. Morell ertrug alle diese Entbehrungen mit christlicher Standhaftigkeit. Aber die verpestete Kerkerluft, und die spärliche, ungesunde Nahrung machten seinem Leben vor der Zeit ein Ende. Er wurde eines Tages todt im Kerker gefunden, und begraben. Das Parlament aber befahl, daß sein Leichnam wieder aus der Erde gerissen, auf einem Mistwagen nach dem Richtplatze gebracht, und hier verbrannt werden sollte. Dies Urtheil wurde auch am 27. Februar vollstreckt.

Als Barbeville nun bei diesem standhaften Jüngling im Kerker lag, ward er von ihm wegen seines Abfalls gestraft, und auf die Gnade Gottes hingewiesen. Er ging in sich, that aufrichtige Buße, und fühlte sich durch Morell's Glaubensmuth zu gleicher Stärke begeistert. Am 16. und 17. Januar ward er zu einem geistlichen Verhör gefordert. Während er sonst vor

seinen Richtern gezittert hatte, so freute er sich jetzt über die Stunden, in denen er ein freies, unumwundenes Zeugniß von Jesu Christo, als dem alleinigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, ablegen konnte. Er bekannte vor ihnen frei und offen, daß man Gott allein hören und bitten müsse; darum habe er die Anrufung der Heiligen und der Jungfrau Maria verworfen. Als ihm der Official vorhielt, er sey darum gefangen, weil er gesagt habe, die Priester in den Kirchen wären, gleich den Gauklern, in gelbe, grüne, rothe und andere Farben gekleidet, antwortete er: „Ich habe es gesagt, und wenn ihr fortfahrt, so will ich euch noch viel mehr sagen.“ Ueber eine solche Standhaftigkeit wurden sie Alle ganz außer sich vor Entsetzen. Am 18. Februar ward er vor das Parlament geführt. Als er sich in der Vorhalle der Gerichtskammer befand, fragten ihn einige Schreiber und Thürhüter, wie er doch die geistlichen Sachen verstehen könne, da er ein schlechter Maurer wäre? Denn der heilige Geist pflege doch nicht in den Schweinstall eines Maurers zu kommen. Er antwortete ihnen mit dem 16. Psalm: „Ich lobe den Herrn, der mir gerathen hat!“

Als er über die Messe befragt wurde, sagte er: „Es ist eine Pflanze, die der himmlische Gärtner nicht gepflanzt hat; darum muß sie bald ausgerottet und in's Feuer geworfen werden.“ Darauf wurde er über den Papst verhört. „Der Herr Christus,“ sagte Barbeville, „war mit einer Dornenkrone geziert, aber der Papst muß drei güldene Kronen tragen; der Herr Christus hat seinen Jüngern die Füße gewaschen, aber dem Papste muß man die Pantoffeln küssen.“ So wurden ihm noch viele Fragen vorgelegt, die er in derselben unerschrockenen und treffenden Weise beantwortete. Darüber wurden die Richter endlich unwillig, und riefen voll Spott, er sey ein schlechter Handwerksmann, und habe nicht mehr Verstand, als ein Thier; deshalb könne er auch die heilige Schrift nicht verstehen. Da antwortete Barbeville gelassen, aber fest: „Wenn ich denn auch nur ein Esel wäre, was würde euch das helfen? Habt ihr nicht gelesen, daß Gott den Mund der Eselinn Bileams geöffnet hat, wider Bileam zu reden, von welchem sie ungebührlicher Weise geschlagen wurde, da er Lügen prophezeien wollte wider die Kinder Gottes? Hat nun Gott einer Eselinn das Maul geöffnet, was verwundert ihr euch denn so sehr, daß er jetzt auch mir wider eure Lügen und falschen Lehren den Mund aufthut? Und gleichwie Bileams Eselinn wegen der Last, womit

sie von diesem falschen Propheten gedrückt wurde, zu reden angefangen hat, also werde ich auch wider euch zu reden gezwungen wegen der Bürde eurer Menschenfakungen, die ihr mir und Anderen so lange aufgedrungen habt!" So wußte Barbeville den stolzen Herren das Maul zu stopfen. Sie aber erklärten ihn für einen Keger, und thaten ihn in den Bann. Als ihm das Urtheil verlesen werden sollte, hieß der Official ihn niederknien. Der Bekenner aber sagte: „Seid ihr ein Gott, den man anbeten muß?" Da sagte der Official, daß er nicht ihm, sondern dem Crucifix, das ihm gegenüber angenagelt war, die Ehre zu erweisen hätte." „Keineswegs," sagte Barbeville, „denn auf diese Weise würde ich abgöttisch werden." Also hat er sein Urtheil stehend angehört, und Gott gedankt, daß er ihn aus der Synagoge der Schriftgelehrten und Pharisäer gestoßen, und zum Gliede seiner wahren Kirche gemacht habe. „Man hat," fügt hier der alte Erzähler hinzu, „niemals einen Menschen gesehen, der sich weniger vor dem Tode gefürchtet hätte, als er. Der Eifer über Gottes Ehre hat augenscheinlich in ihm zugenommen, also, daß er den Mund nie stille gehalten. Denn wenn er bei den Leuten war, so unterrichtete er sie in der Wahrheit; war er aber allein, so sang er Psalmen, und erfreute sich in dem Herrn."

Nach der Verurtheilung wurde Barbeville abgeführt. Man setzte ihn neben einen Menschen, der Diebstahls wegen gefangen saß. Da hub der Bekenner an, diesem das Gesetz zu predigen, und ihn zur Erkenntniß seiner Sünden zu führen. Dann sicherte er ihm aus Gottes Wort die Vergebung seiner Sünden so zu, daß der arme Mensch ganz freudig und getrost dem Tode entgegenging. Sobald die Wächter dies merkten, schlossen sie Barbeville in eine eigene Kammer ein, von der man auf einen Rasenplatz vor dem Gefängnisse sehen konnte. Da hub er an, auch von da aus zu denen zu reden, welche sich dort befanden. Aber auch von hier wurde er in eine andere Zelle gebracht. Als Barbeville nun sah, daß ihm alle Gelegenheit genommen war, Andere zu unterweisen, so brachte er die Zeit mit Psalmensingen zu.

Am 1. März endlich, um 11 Uhr, wurde er in die Kapelle geführt, um hier die Todesstunde zu erwarten. Mit gleicher Standhaftigkeit ging er derselben entgegen, und ließ sich willig einen Knebel in den Mund legen. Noch an demselben Tage ward er auf den Greveplatz, der außerhalb der Stadt lag,

hinausgeführt. Er sollte nach dem Urtheil an einen Pfahl gebunden, dann erwürgt und verbrannt werden. Aber das rasende Volk wollte nicht gestatten, daß die Qual des Verurtheilten gemildert werde. Damit man die Standhaftigkeit des Märtyrers nicht an seinen Mienen und Augen lesen könne, warfen sie einen großen Haufen Reiser über ihn. Das Feuer wurde angezündet, während er nicht aufhörte, den Herrn anzurufen. Beim Anzünden des Feuers geschah es merkwürdiger Weise, daß der Strick, womit Barbeville's Hände gefesselt waren, zerriß. Da faltete er seine Hände, und streckte sie durch die Reiser hindurch zum Himmel empor, um dadurch anzudeuten, von wem er Hülfe und Trost erwartete. Darüber geriethen die Henkersknechte nicht wenig außer sich, er aber entschlief ohne irgend ein Schmerzzeichen sanft im Herrn.

Zur selben Stunde sollte bei der St. Jacobspforte ein Straßenräuber gehängt werden. Das aufrührerische Volk aber, welches den Scheiterhaufen für den gottseligen Barbeville errichtet hatte, befreite ihn, gerade wie die Juden einst den Herrn verdamnten, und Barrabam losbaten.

Anna von Bourg.

(gest. 1559.)

„Wir leiden Verfolgung; aber wir werden nicht verlassen.“
(2. Cor. 7, 9.)

Anna von Bourg stammte aus einem vornehmen Hause der Provinz Auvergne, und war der Nefte eines französischen Staatskanzlers gleiches Namens. Er hatte schon eine geraume Zeit hindurch zu Orleans unter dem ungetheiltesten Beifall die Professur der Rechte bekleidet, als er nach Paris ging, um mit den Gaben, welche ihm Gott verliehen, dem Reiche Gottes und seinem Vaterlande noch besser dienen zu können. Hier wurde er sehr bald als Rath in das Parlament berufen, und

galt wegen seiner Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit als eine der ersten Stützen der Universität und des Parlaments.

Heinrich II., der damals König von Frankreich war, erfuhr, daß das Parlament nicht nur zu größerer Milde gegen die Evangelischen geneigt sey, sondern daß sogar mehrere Räthe desselben der evangelischen Lehre anhängen. Daher erschien er eines Tages, es war der 10. Juni 1559, mit einem glänzenden Gefolge im Parlament, und forderte Alle auf, ihre Ansichten über die christliche Lehre offen auszusprechen. Er wisse, daß man hierüber gerade verhandle, und eben deshalb sey er gekommen; denn er habe die feste Absicht, den Religionsspaltungen ein Ende zu machen. Der Cardinal von Sens, welcher nebst den Cardinälen von Lothringen und von Guise den König begleitete, ermahnte darauf noch Alle, ihre Meinungen mit derselben Freimüthigkeit wie vorher auszusprechen.

Als die Reihe auch an Anna von Bourg kam, dankte er zuerst Gott dafür, daß er den König gerade zu der Verhandlung über eine so wichtige Angelegenheit hierher geführt habe. Dann wandte er sich an den König, und bat ihn, wohl zu bedenken, daß es sich hier um die Sache Jesu Christi handle deren Vertheidigung auch den Fürsten geziemte. „Es ist Unrecht,“ rief er aus, „Menschen, die doch für den König beten, ja, die mitten in den Flammen den Namen Jesu Christi anrufen, um ihres Glaubens willen zu verurtheilen, während man am Hofe die größte Sittenlosigkeit, Meineid, Hurerei und Ehebruch ungestraft läßt.“ Zuletzt forderte er den König auf, ein freies Concil zu veranstalten, vor dem die Streitigkeiten entschieden würden, und bis dahin allen Bestrafungen des Glaubens wegen Einhalt zu thun. Alles aber, was ihm Gott in jenem wichtigen Augenblick eingab, sagte er mit solcher Unererschrockenheit, daß Heinrich II. darüber verwirrt wurde, und mit seinen Cardinälen berathschlugte, was zu thun sey.* Diese hezten ihn so auf, daß er in voller Entrüstung den Hauptleuten seiner Leibgarde befahl, den muthigen Redner, sowie noch einige andere Parlamentsräthe, darunter einen gewissen du Faur, zu ergreifen, und in die Bastille zu werfen. Dazu schwur er in seinem Zorn, daß er mit seinen eigenen Augen sich am Tode jenes Ketzers weiden wolle. Und damit diese Zeit schnell herbei käme, ließ er dem Gefangenen gleich den Prozeß machen. Aber Gott, der Herr, war doch schneller, als der König von Frankreich, und brach eher mit seinem Gerichte herein, als der König seine teuflische Freude

erfüllt sah. Denn bei einem Tourniere mit dem Grafen Montgomery fuhr ein Splitter von der zerbrochenen Lanze des Grafen so tief in das Auge des Königs, daß er erblindete, und neun Tage nach diesem Vorfalle an der Wunde starb. Montgomery aber war derselbe, welcher zuerst Hand an den edlen von Bourg gelegt hatte.

Die Richter, begleitet von dem Erzbischof von Paris und dem Blutrichter Démocarès, begaben sich in die Bastille, um den Gefangenen anzuhören. Da aber Anna von Bourg als Parlamentsrath das Recht hatte, nur vom Parlament verhört zu werden, so verweigerte er anfänglich jede Antwort. Indes gelang es seinen Feinden, beim Könige den Befehl auszuwirken, wenn der Gefangene nicht antworten werde, so solle man ihn als Rebellen betrachten. So kam durch dies ganz widerrechtliche Verfahren am 22. und 23. Juni 1559 das Verhör zu Stande. Man legte dem Gefangenen eine Menge Fragen vor über das Ansehen des Papstes und der Concilien, über die Messe und die Sacramente. Seine Antworten waren alle verschiedene Bekenntnisse der evangelischen Wahrheit. Hierauf wurde er von dem Bischof von Paris als Ketzer verurtheilt, und in ein anderes Gefängniß gebracht. Er appellirte an das Parlament; vergebens! an die Erzbischöfe von Sens und von Lyon, die vorgesetzte geistliche Behörde des Bischofs von Paris; mit demselben Erfolge! Seine beiden Brüder eilten nach Paris, um für ihn zu bitten; der König ließ ihnen befehlen, binnen drei Tagen die Stadt zu verlassen, bei seiner Ungnade und bei Verlust ihrer Aemter! So ward er überall zurückgewiesen, von der Welt verstoßen und ausgespitten; doch auch er konnte sprechen: „Mein Vater und meine Mutter verlassen mich; aber der Herr nimmt mich auf.“ Kein Gefängniß ist so dunkel, in das nicht doch einmal der freundliche Sonnenstrahl hineinschaut; und keines Christen Lage so trübe, daß der Herr nicht doch mit Trost und Stärkung sein Kind besucht; ja, für den Christen gibt es keinen verlorenen Posten. So wurde auch von Bourg, so lange er in diesem Kerker saß, durch die glaubensfreudigen Lobgesänge einer mitgefangenen Schwester gestärkt. Es war dies die fromme Marguerite la Riche, die Gemahlinn des Buchhändlers Antoine Ricaut, die, trotz der Scheltworte ihres Mannes, Jesum Christum bekannte, bis sie endlich über einem Feuer langsam verbrannt wurde. Doch sollte Anna von Bourg nicht bis an seinen Tod durch diese Glaubens-

heldinn gestärkt werden. Da man nämlich fürchtete, daß seine Freunde den Versuch machen würden, ihn mit Gewalt zu befreien, so wurde er wieder in die Bastille geführt, und hier in einen engen Käfig gesperrt, wo er wie ein gemeiner Verbrecher meistens nur Wasser und Brot erhielt. Aber nichts desto weniger blieb er frohen Muthes, lobte Gott, und sang liebliche Lieder zu seiner Laute. Hier machte er auch den dritten Versuch zu seiner Befreiung, und appellirte noch einmal an das Parlament, wurde jedoch wieder abgewiesen. Ueber diese viermalige Appellation schrieb er an seine Glaubensgenossen, sie möchten daran keinen Anstoß nehmen; denn er wolle dadurch keine Zeit gewinnen, und sein Leben durch leere Ausflüchte verlängern. Vielmehr komme es ihm darauf an, Alles zu versuchen, was zu seiner Rechtfertigung dienen könne, damit nicht gar er selbst die Ursache seines Todes werde. Denn was ihn betreffe so fühle er sich so stark durch die Gnade Gottes, daß die Stunde seines Abscheidens ihm eine selige Stunde sey, welche er mit Freuden erwarte.

Dem Parlament sandte er sein evangelisches Glaubensbekenntniß, das vorzüglich über die streitigen Punkte handelte. Er bekennt darin seinen Glauben an den dreieinigen Gott und an sein geoffenbartes Wort, das allein zu unserer Seligkeit genüge, zu dem Niemand, er sey, wer er wolle, etwas hinzufügen dürfe, und hält ihnen das Wort des Apostels Paulus Gal. 1, 8 vor: „So auch ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen anders, denn das wir euch gepredigt haben, der sey verflucht!“

„Das Wort Gottes,“ so schließt er, „ermähle ich zu meinem Führer und Begleiter in diesem sterblichen Leben, wie die Feuerfäule, welche die Kinder Israel durch die Wüste führte bis zu dem gelobten und ersehnten Lande. Zugleich gelobe ich für den Rest meines Lebens, nach ihm zu leben und zu wandeln, so gut ich es vermag, unter dem Beistande des göttlichen Geistes, welcher mir beistehen und mich leiten wird auf allen meinen Wegen. Ohne diesen Geist vermag ich nichts; durch ihn vermag ich Alles, sodasß Alles zum Lobe Gottes, zur Ausbreitung des Reiches seines Sohnes, zur Erbauung seiner Kirche und zum Heile meiner Seele gereichen muß. . . . Ihn bitte ich auch im Namen seines Sohnes, unseres Herrn, daß er mich in diesem Glauben wolle stärken und erhalten durch seinen Geist bis an mein Ende, und mir seine Gnade und Kraft und Stärke zu Theil werden

lassen, mit Herz und Mund vor Gläubigen und Ungläubigen, vor Tyrannen und Henkern des Antichrists meinen Glauben zu bekennen, und ihn zu vertheidigen bis auf den letzten Tropfen meines Bluts. Ich wünsche von ganzem Herzen, in diesem Glauben zu leben und zu sterben, da ich weiß, und deß fest versichert bin, daß sein Grund und Fundament allein das Wort des Herrn ist, und daß in ihm gelebt haben und gestorben sind alle heiligen Väter, die Patriarchen, Propheten und Apostel Jesu Christi. In ihm besteht die wahre Erkenntniß des Herrn, in ihm beruht des Menschen Heil und Seligkeit, wie Jesus Christus sagt: „Das ist das ewige Leben, daß sie Dich, der Du allein wahrer Gott bist, und den Du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen.“ (Ev. Joh. 17, 3.) Dies ist der Glaube, in welchem ich leben und sterben will. Und ich habe diese Schrift mit meinem Namen unterzeichnet, bereit, mein eigenes Blut zu vergießen, um die Lehre des Sohnes Gottes zu vertheidigen, welchen ich inbrünstig und in Demuth ansehe, Euch das Verständniß zu öffnen, damit Ihr die Wahrheit erkennen möget.“ —

Aber auch an diesem herrlichen Gefäß der göttlichen Gnade versuchte der böse Feind seine große Macht und List. Einige seiner Freunde nämlich, schwankende und ängstliche Leute, suchten ihn zu bereben, ein anderes Glaubensbekenntniß aufzusetzen, welches zwar nicht der reinen Wahrheit des Evangeliums geradezu widerstreite, aber doch in so zweifelhaften Ausdrücken abgefaßt sey, daß die Richter damit zufrieden gestellt würden. Lange Zeit widerstand von Bourg ihren dringenden Bitten, gab aber endlich nach, und setzte eine solche Schrift auf. Dieses vermittelnde und abgeschwächte Bekenntniß war kaum in den Händen seiner Richter, als man die zuversichtlichste Hoffnung faßte, er werde losgesprochen werden. Aber auch seine Glaubensgenossen lasen diese Schrift, und beauftragten in herzlichem Betrübniß einen treuen evangelischen Prediger zu Paris, Augustin Marlorat, ihm schriftlich seine Schuld vorzuhalten; denn auf andere Weise konnten sie nicht mit dem Gefangenen verkehren. Marlorat erinnerte ihn an die Pflicht derer, welche sich Gott zu Zeugen seiner ewigen Wahrheit erkoren hat; er verkündete ihm das Gericht und die Strafen Gottes über die, welche widerriefen, geschähe es auch nur durch zweideutige Ausdrücke; er solle mehr die Ehre Gottes, als seine Befreiung, mehr die Wahrheit des Evangeliums, als das arme und vergängliche Leben im Auge

haben. Die Kunde von seiner Standhaftigkeit sey in ganz Frankreich, ja, in der ganzen Christenheit verbreitet; sie habe die Schwachen gestärkt, und Viele auf ihr Seelenheil aufmerksam gemacht; sein Kleinmuth werde unendlichen Schaden in der Kirche verursachen.

Dieser Brief kam gerade zur rechten Zeit. Der Geist Gottes hatte ihm schon vorgearbeitet, und dem Bekenner in seinem Gewissen keine Ruhe gelassen. Er bat Gott um Vergebung seiner Schuld, widerrief ohne Aufschub sein letztes Bekenntniß, und forderte, daß man sich allein an das zuerst eingereichte halte, und ihm darnach den Prozeß mache. Jetzt war alle Hoffnung auf seine Losprechung geschwunden. Besonders wandte der Cardinal von Lothringen Alles daran, seinen Tod zu beschleunigen, und gerade das, was ihn retten sollte, trieb die Feinde zu solcher Eile. Mehrere deutsche Fürsten nämlich verwandten sich für Bourg, vornämlich der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, welcher den Nachfolger Heinrich II., Franz II., schriftlich und durch Gesandte bat, Anna von Bourg frei zu lassen, damit er ihn als Professor der Rechte an seiner Universität Heidelberg anstellen könne. Aber vergebens! Am 21. Dezember 1559 wurde sein Todesurtheil vom Könige bestätigt.

Als ihm dies von seinen Richtern angezeigt wurde, hielt er an sie eine ernste Rede, in welcher er unter Anderem sagte: „Ihr habt die Wahrheit Gottes in und mit mir verdammen wollen, und sogar unter dem Scheine des Rechts. Die Wahrheit Gottes aber wird sich gegen Euch wohl zu schützen wissen. Gott spricht durch meinen Mund zu Euch; darum verstopfet die Ohren Eures Gewissens nicht! Wir sind um der Wahrheit willen von der Welt gehaßt; aber wir wollen uns von ihrem Drohen und von ihrer Grausamkeit nicht überwinden lassen. Nein, nein, nichts soll uns scheiden von Christo, welche Fallen man uns auch stellt, und welche Martern unsere Körper auch erleiden! Ich bin ein Christ, ja, ich bin ein Christ! und noch einmal werde ich es mit lauter Stimme rufen, wenn ich sterbe meinem Herrn Jesu Christo zu Ehren! Aber was warte ich noch? Greife mich, Henker, und führe mich zum Galgen!“

Es herrschte eine lautlose Stille, Viele, selbst seine Richter, weinten. Da wandte der Verurtheilte seine Augen auf einige Rathsherren, und sprach: „Ich werde zum Tode geführt, weil ich mich zu keiner anderen Gerechtigkeit, Gnade, Heiligung, Ver-

dienst, Fürbitte, Genugthuung und Seligkeit habe bekennen wollen, als allein zu der, die auf Jesum Christum gegründet ist. . . . Löschet, löschet Eure Feuerflammen, und befehret Euch mit wahrer Buße zum Herrn, damit Euch Eure Sünden vergeben werden! So lebet nun, Ihr Rathsherren, und denket ernstlich darüber nach! Und ich, ich gehe zum Tode! --

Als er diese Worte gesprochen hatte, ward er vom Henker gebunden, und auf einem Karren zum Greveplatz geschleppt, begleitet von vier hundert bis fünf hundert Soldaten. An verschiedenen Orten der Stadt waren Holzhausen angezündet, damit das Volk nicht wissen sollte, auf welchem Bourg verbrannt würde. Als der Märtyrer auf dem Greveplatz angekommen war, entkleidete er sich selbst; seine Miene war ruhig, seine Haltung fest. Dem Volke rief er zu: „Meine Freunde, ich bin hier nicht als ein Dieb, oder als ein Mörder, sondern um des Evangeliums willen.“ Als man ihn an dem Galgen in die Höhe zog, sagte er mehrere Male: „Mein Gott, verlaß mich nicht, daß auch ich Dich nicht verlasse!“ Dann ward er aufgehängt und erdroffelt; seinen Leichnam verbrannte man zu Asche.

Dies sind einige Wenige aus den Hunderten von französischen Märtyrern jener Zeit. Wir schließen diesen Abschnitt mit den Worten eines französischen Geschichtschreibers, welcher sagt: „Der, welcher über alle Himmel ist, wird herrschen mitten unter seinen Feinden, bis er sie legt zum Schemel seiner Füße, und mit seiner gerechten Rache alle Grausamkeiten bestraft, die gegen die Seinen verübt sind. Dann wird die Lüge und die Verläumdung vor der Wahrheit weichen, und die Geduld der treuen Märtyrer wird gekrönt werden mit ewiger Glorie und Seligkeit!“



Die Ausbreitung der Reformation in Frankreich bis zur Bluthochzeit, und die Märtyrer derselben.

„Er wird ihre Seele aus dem Trug und Brevel erlösen, und ihr Blut wird theuer geachtet werden vor ihm.“ (Pl. 72, 14.)

Da es zu weit führen würde, wollten wir die Geschichte aller französischen Märtyrer eigens erzählen, so können wir uns nur auf eine kurze Uebersicht der vorzüglichsten beschränken. Wir wollen versuchen, in einigen Umrissen die großartigen und traurigen Ereignisse jener Zeit wiederzugeben.

Voran stellen wir ein Wort jenes großen Gottesmannes Calvin, der nicht müde wurde, durch trostreiche Sendschreiben die Märtyrer und bedrängten Gemeinden zu stärken, und nach allen Gefängnissen hin seine festen Glaubensworte sandte. Er schreibt: „Da wir sehen, daß dem Teufel die Zügel losgelassen sind, so ziehet euch unter die Fahne Jesu Christi zurück! Der Herr hält uns unter seiner Obhut mit mehr Sorgfalt und Liebe, als irgend ein Vogel seine Kleinen unter seinen Flügeln hält.“ — Ja, dem Teufel waren die Zügel losgelassen, aber nur, damit Gott der Herr auf Erden offenbarte, daß die Kirche Jesu Christi auch von den Pforten der Hölle nicht überwunden werden kann. Denn, obgleich unter den beiden Königen Franz II. und Heinrich II. an 50,000 Hugenotten umkamen; obgleich der Cardinal von Lothringen im Parlamente ein eigenes Blutgericht errichtete, unter dem Namen „Feuerkammer“ (*chambre ardente*), so wuchs dennoch die Kirche auf eine wunderbare Weise. Gegen 2000 Gemeinden waren hin und her durch ganz Frankreich zerstreut. Zwar wurden den Märtyrern die Zungen gefnebelt, oder gar ausgeschnitten; aber dennoch lönten die Scheiterhaufen wieder von den Lobgesängen der Sterbenden. Auch viele Große nahmen das Evangelium an. Voran steht hier die heldenmuthige Gemahlinn Königs Anton von Navarra. Sie war die Mutter Heinrichs IV., und sprach einst das hochherzige Wort: „Gher würde ich diesen meinen lieben Sohn und meine Krone in's Meer werfen, als einmal der Messe beizohnen!“

Aber weit wichtiger für die Geschichte der reformirten Kirche Frankreichs ist geworden der glaubensstarke

Gaspar de Coligny,

aus dem Hause Chatillon, Admiral von Frankreich, einer der edelsten und treuesten Söhne seines Vaterlandes. Er war geboren zu Chatillon-sur-Loing am 16. Februar 1516. Schon in zarter Jugend trug er die Waffen, und zeichnete sich in vielen Schlachten, besonders gegen die Spanier, so aus, daß er von Heinrich II. (1547—1559) zum Generalobersten der französischen Infanterie, und darauf im Jahre 1552, also in einem Alter von erst 36 Jahren, von demselben Fürsten zum Admiral von Frankreich ernannt wurde.

In den Kriegen, welche zwischen dem französischen Hofe und den Bourbonen, mit denen sich die Hugenotten verbündeten, ausbrachen, stand Coligny an der Spitze der Letzteren. Besonnen, ruhig, aber voll Kraft und Energie, war er gefährlicher nach einer Niederlage, als seine Feinde nach einem Siege. Die unglücklichen Schlachten von Dreux, Jarnac und Moncontour vermochten nicht, seinen unerschütterlichen Muth zu beugen; denn in allen Feldlagern und in allem Getümmel des Krieges hatte der große Mann kindliche Frömmigkeit und einen festen Glauben sich bewahrt. Der jeden Augenblick bereit war, für seinen Herrn das Leben zu lassen, den konnte ja der Verlust einer Schlacht nicht erschüttern! Als er einstmals wieder das Schwert für seinen Glauben ziehen mußte, sprach er beim Abschiede zu seiner Gemahlinn: „Ich habe ein gutes Vertrauen zu Gott, er wird sich seiner armen Kirche und dieses Königreichs erbarmen. Ich ermahne Euch, daß Ihr treu beim Evangelio verharret; denn Gott hat uns erkennen lassen, daß dies die wahre und gewisse Speise des Himmels ist. Kein größeres Glück kann ich finden, als für den Namen Gottes zu leiden. Du mögest nun von meinem Gefängnisse, oder Tode hören, steh' fest, und laß das Kind, welches du unter dem Herzen trägst, durch die Diener des göttlichen Wortes taufen; und eher leide selbst den Tod, als daß du es duldest, daß es durch den Aberglauben der römischen Kirche befleckt werde! Aber Gottes Rath ist wunderbarlich, und er führt Alles herrlich hinaus. Oft, wenn die Menschen alle Hoffnung des Heils und Lebens aufgegeben haben, läßt er seine Wunder walten!“ —

So kann Coligny den wenigen Männern beigezählt werden, die in dem Treiben und Stürmen eines furchtbar bewegten Lebens



Coligny.

ihre himmlische Berufung nie aus dem Auge verloren haben. Er war ein geschickter Staatsmann, ein tüchtiger Feldherr und ein noch besserer Christ.

Das herrlichste Wunderwerk Gottes zu dieser Zeit aber war die Synode aller Kirchlein Frankreichs, welche in Paris im Jahre 1559 mitten unter Feuer und Mord gehalten wurde. Auf dieser Synode wurde das denkwürdige Glaubensbekenntniß der französischen Kirche aufgesetzt. Es enthält vierzig Glaubensartikel, an welche sich in vierzig andern Artikeln die Kirchenzucht der französischen Kirche anschließt. Das Bekenntniß athmet ganz den Geist Calvins; es weht darin ein kräftiges, evangelisches Leben, verbunden mit großer Klarheit und Entschiedenheit. Auch die Artikel über die Kirchenzucht sind von Genf ausgegangen. Nur ist darin von der geistlichen und kirchlichen Gewalt alle bürgerliche und staatliche Gewalt streng gesondert, zwei Gewalten, welche in Genf, wie wir gesehen haben, zum Schaden der Kirche noch zu sehr vermischt waren. Von diesem französischen Bekenntnisse konnte Calvin mit vollem Rechte sagen: „Es hat die Unterschrift des Blutes der Märtyrer, und ist der Auszug des reinen Wortes Gottes.“ Die vielen zerstreuten Gemeinden wurden dadurch in Eine Kirche vereinigt; sie erhielten die Kraft, alle folgenden Stürme zu überdauern, und in einer geschlossenen Schlachtreihe sich dem immer stärker werdenden Feinde entgegen zu stellen.

Im Jahre 1553 war Ludwig von Marsac, ein Krieger, mit seinem Vetter, und Stephan Grivot zur Richtstätte geführt, die beiden Letzteren mit Ketten gefesselt; Ludwig, weil er von Adel war, sollte von dieser Schmach verschont bleiben. Er aber sprach zu seinen Richtern: „Ich bitte euch, vergönnet mir die Ehre, daß ich dieselben Ketten dieses Ordens tragen darf, wie auch meine Brüder!“ Dann wurden sie auf den Scheiterhaufen gestellt, der alsbald angezündet ward. Während die Flammen an ihnen emporschlugen, sangen die Drei, wie aus Einem Munde, den Lobgesang des alten Simeon: „Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren!“ —

Der große Kampf des Lichts mit der Finsterniß, des Evangeliums mit Rom, drang bis in die Familien, und trennte den Vater vom Kinde, den Bruder von der Schwester, das Weib vom Manne. So war Margarethe le Riche von ihrem Manne, dem Buchhändler Antoine Ricaut, auf die Bibel

hingeführt worden. Er hatte ihr daraus bewiesen, und sie hatte eingesehen, daß die päpstliche Messe Menschenfagung sey. Aber weiter sollte sie nach dem Willen ihres Mannes nicht gehen. Sie sollte spotten über Rom, aber nicht glauben an Jesum Christum. Margarethe aber glaubte dennoch, und mußte deswegen von ihrem Manne viel leiden. Doch sie wollte lieber die Ungunst ihres Mannes, als die ihres Herrn und Meisters tragen. Endlich drohte ihr der Mann, er wolle sie auf seinen eignen Schultern zur Beichte und zur Messe tragen. Sie aber verachtete solche Drohungen, und ging am Ostertage 1559 in die Versammlung der Evangelischen, wo sie mit ihnen das heilige Abendmahl feierte. Kaum war sie nach Hause gekommen, so wurde sie gefangen genommen. Sie bekannte offen, daß sie das heilige Abendmahl nach der Einsetzung Jesu Christi und in Gemeinschaft mit ihren Glaubensgenossen gefeiert habe, und dies genügte, daß sie sogleich zum Tode verurtheilt ward. Während der kurzen Zeit ihrer Gefangenschaft hat sie alle ihre Leidensgenossen, unter denen auch Anna von Bourg war, wunderbar gestärkt, und auf dem Richtplatze, ja, selbst in den Flammen sang sie bis zum letzten Athemzuge laute Lob- und Danklieder.

Glaubens-Gespräch zu Poissy.

Im Jahre 1561 wurde eine Versammlung aller Prälaten nach Poissy berufen. Es war dies ein Ort nicht weit von Paris, wo sich damals der Hof aufhielt. Dorthin sollten auch die protestantischen Geistlichen eingeladen werden, damit sie ihr Glaubensbekenntniß dem Könige vorlegten; denn es sollte eine Vereinigung der Parteien versucht werden. Der Kanzler Frankreichs de l'Hopital hatte eingesehen, daß, wenn man alle Ketzer ausrotten wollte, ganz Frankreich vernichtet werden müßte; denn Frankreich zählte bereits 5 Millionen Reformirte mit mehr als 2150 Kirchen. Darum hatte de l'Hopital die Stände aufgefordert, die Ketzer durch Liebe zu gewinnen, und der Anfang dazu sollte auf dieser Versammlung zu Poissy gemacht werden. Die protestantischen Geistlichen hatten sich eingefunden, und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Da wurde endlich am 9. September 1561 das Refectorium des Nonnenklosters zu Poissy geöffnet. In der Mitte des Saales war ein Thron errichtet, dahinter auf einer Erhöhung viele kostbare Sessel, ganz vorn eine Schranke. König Karl IX., ein zwölfjähriges Kind, nahm auf dem Throne Platz. Zu seiner Rechten saßen der Herz-

zog von Orleans, sein Bruder, und der König von Navarra; zur Linken Catharina, die Königin Mutter, und die Königin von Navarra; hinter dem Könige viele Prinzen und Große des Reichs. Auf beiden Seiten des Saales nahmen drei Cardinäle in Prunkgewändern ihren Sitz; vor ihnen 36 Bischöfe und Erzbischöfe, hinter ihnen eine große Anzahl Doctoren und Geistliche aller Grade. Herzog Franz von Guise erhielt Befehl, die evangelischen Geistlichen hereinzuführen. Sie traten in die Halle, elf an der Zahl, angethan mit ihrem einfachen, schwarzen Talare, das Haupt entblößt, gefolgt von ein und zwanzig Laien. So standen sie, äußerlich gering und unscheinbar, inmitten der glänzenden Versammlung. Im Namen der Protestanten wandte sich Theodor Beza gegen den König, und sprach: „Gnädigster Herr König! Weil alle wichtigen Gegenstände, besonders aber die, welche göttliche Dinge betreffen, ohne die gnädige Hülfe und den Beistand Gottes nicht verrichtet werden können, so hoffen wir, Ew. Majestät werde es uns nicht verdenken, wenn wir mit Anrufung des heiligen Namens des Herrn den Anfang machen.“ Hierauf fiel Beza auf die Kniee, mit ihm alle die Seinen, sprach das einfache Sündenbekenntniß, mit welchem jeder Gottesdienst begann, und fügte hinzu: „Der Herr möge diese Angelegenheit leiten zu seiner Ehre, zum Glücke Frankreichs und zum Segen der ganzen Christenheit!“ Dann stand er auf, und hielt eine glaubensmuthige Rede über die streitigen Punkte. Er schloß mit den Worten: „In Summa, wir halten uns an den Spruch Röm. 13: „Jedermann sey unterthan der Obrigkeit!“ So sich's nun begeben hat, oder künftig sich begeben möchte, daß Einer unter dem Schein unsrer Lehre widerspänstig wäre, und dem geringsten Befehlshaber nicht gehorsam seyn wollte, so bezeugen wir vor Gott und Eurer Majestät, daß solche Menschen nicht zu den Unsern gehören, und daß sie keine größeren Feinde haben, als uns nach unserm geringen Stand und Gelegenheit!“ Darauf kniete er mit allen den Seinen von Neuem zum Gebet nieder, und bat den König, ihre Bekenntnißschrift, die vor zwei Jahren auf der Synode zu Paris entworfen war, anzunehmen. Noch mehrere Tage lang dauerte die Versammlung, aber eine Vereinigung zwischen den streitenden Parteien, wie sie Catharina von Medici schien versuchen zu wollen, kam vornehmlich durch Bezas Entschiedenheit nicht zu Stande. Indesß wurde im Januar 1562 das Edikt von St. Germain en Laye erlassen, wonach den Evangelischen in ganz Frankreich der

freie Gottesdienst erlaubt wurde. Nur sollte er am Tage, außerhalb der Städte, höchstens in den Vorstädten gehalten werden. Als Calvin dieses Edikt las, rief er aus: „Wenn dieses Eine uns erhalten wird, so fällt das Papstthum in den Staub!“

Blutbad zu Vassy.

Doch der Herzog Franz von Guise, jener verwegene, fanatische Tyrann, hatte längst den Protestanten Feindschaft geschworen. Mit verächtlichem Lächeln sah er das Edikt an, und blickte mit Lust auf sein blankes Schwert. Er eilte vom Elsaß nach Paris, um von hier aus seine Maßregeln zu ergreifen. Am ersten März 1562 zog er an Vassy, einem Städtchen in der Champagne, vorüber, wo sich seit zwei Jahren durch die Predigten des Pfarrherrn zu Troyes eine evangelische Gemeinde gebildet hatte. Jetzt hatten sie einen Hirten, Leonhard Morel mit Namen. Es war gerade an einem Sonntagmorgen, als der Herzog von Guise mit 200 Soldaten in jene Gegend kam; sein Weib und sein Bruder, der Cardinal von Lothringen, begleiteten ihn. Als der Zug im Dorfe Bronzeval war, hörte der Herzog das Geläute der Glocken. Man sagte ihm, es versammelten sich die Hugonotten; deshalb sollte man die Keger gleich hier niedermachen, denn es gingen auch Viele aus Bronzeval zur Predigt. Der Herzog sprach: „Fort, wir müssen sie in Vassy sehen, so lange sie bei einander versammelt sind!“ Als er in der Stadt angekommen war, gab er einem Theile seiner Soldaten Befehl, sie sollten stracks an den Ort gehen, wo die Hugonotten versammelt seyen. Es war dies eine Scheuer, etwa 100 Schritt von der Domkirche entfernt. Der Führer der Truppen, la Brosse, schritt voran, und hinter ihnen zog der Herzog selbst einher. Der Prediger Leonhard Morel hatte schon das Gebet gehalten, und die Predigt angefangen; gegen 1200 Protestanten, Männer, Weiber und Kinder, waren versammelt. Da fielen zwei Schüsse, welche die heransprengenden Reiter auf diejenigen abfeuerten, die auf den Bühnen nahe bei den Fenstern saßen. Drei Leute, welche der Thür zunächst standen, wollten dieselbe schließen; aber die Soldaten hieben sogleich diese drei nieder, und schrieen: „Stich todt, stich todt! Mordio! stich todt diese Hugenotten!“ — Darauf drang der Herzog sammt seiner Rotte mit Gewalt in die Scheuer ein. Die armen Christen zitterten, und fielen, wie ein alter Erzähler sagt, über einander wie gescheuchte Schafe, wenn ein Haufe Wölfe in die Heerde

eingebrochen ist. Ein Theil der Mörder schoß mit den Büchsen auf die, welche auf den Bühnen waren; der andere hieb mit dem Schwerte auf die, welche sich unten befanden. Einigen spalteten sie die Köpfe, Anderen hieben sie die Arme, oder Hände ab; die Wände der Scheuer wurden mit dem Blute der Ermordeten ringsum bespritzt. Der Herzog war in eigener Person in der Scheuer, mit dem bloßen Schwerte in der Hand. Er rief seinen Leuten zu, sie sollten nur tapfer todt schlagen, vor Allen das junge Volk. Nur für die schwangeren Weiber gebot er Schonung, denn seine Frau hatte ihn darum gebeten. Denen, die von der Bühne sich auf's Dach flüchteten, rief der Herzog zu: „Herunter, ihr Bösewichter, herunter!“

Unterdessen stand der Cardinal, des Herzogs Bruder, vor der Scheuer, an die Mauer des Kirchhofs gelehnt, von wo er ruhig dem schrecklichen Schauspiel zusah. Einige der armen Christen stiegen aufs Dach, um sich zu retten. Als die Unmenschen dieses sahen, schossen sie nach ihnen, sodaß die Christen verwundet vom Dache fielen, wie Vögel aus der Luft. Einer der Mörder hat sich hernach gerühmt, daß er allein ihrer sechs vom Dache geschossen habe, und wenn seine Genossen dasselbe gethan hätten, so sollten ihrer nicht so Viele entkommen seyn.

Leonhard Morel wollte im Anfange des Blutbades nicht aufhören zu predigen, sondern fuhr darin fort, bis auch nach dem Predigtstuhl ein Schuß fiel. Dann kniete er nieder, und betete zu Gott, daß er sich seiner und seiner armen Heerde erbarmen wolle. Hierauf warf er seinen Mantel von sich, damit ihn Niemand erkennen sollte. Doch, als er eben zur Thür hinaus wollte, fiel er über einen Todten. Da gab ihm einer der Meuterer einen Stich in die rechte Schulter. Als er sich kaum aufgerichtet hatte, bekam er mehrere Hiebe über den Kopf, sodaß er bewußtlos zu Boden sank. Bald jedoch kehrte das Bewußtseyn wieder zurück, und als er nun fühlte, daß er schwer verwundet sey, sprach er: „O Herr, ich befehle Dir meinen Geist in Deine Hände; Du hast mich erlöst, Du treuer Gott!“ Da ward er von einem der Soldaten ergriffen, welcher ihn zum Cardinal und Herzog schleppte. Letzterer sprach zu Morel: „Komm her, Gesell! Bist du der Prediger, der hier gepredigt hat? Wer hat dich so kühn gemacht, das Volk zu verführen?“ „Herr“, sprach der Prediger, „ich bin kein Verführer, denn ich predige das

Evangelium Jesu Christi!“ Da fluchte der Herzog: „Beim Tod Gottes! Predigt denn das Evangelium Aufruhr? Du bist eine Ursache, daß diese Leute erschlagen sind; du sollst auf frischem Fuß gehenkt werden! Höre, Prosos, bestelle einen Galgen, daß man diesen Knabenschänder daran hänge!“ Darauf ward Morel den Knechten übergeben, die ihn auf alle Weise schmähten und mißhandelten. Die Weiber aber warfen ihm Noth in's Gesicht, und schrieten: „Schlagt den Bösewicht todt! schlägt ihn todt! denn er ist die Ursache, daß so viel Blut vergossen ist!“ Unterdessen brachten die Soldaten dem Herzoge eine große Bibel, die sie auf der Kanzel gefunden hatten. Er zeigte das Buch seinem Bruder, und brach in die gotteslästerlichen Worte aus: „Bei dem Tode Gottes, dieses ist Alles nichts werth!“ Der Cardinal sprach: „Bruder, ihr thut der Sachen zu viel!“ Der Herzog ging wieder in die Scheuer, wüthete fort, und streichelte sich mit Wohlbehagen den Bart, als ob er Alles wohl ausgerichtet hätte. Das Blutbad währte über eine Stunde. Zweimal ließ der Herzog während dieser Zeit die Trompeten blasen, um die Mörder noch mehr anzufeuern. Wenn die geschlachteten Christen zu Gott um Hülfe schrieten, so riefen die Henker mit gotteslästerlichem Spotte: „Ihr ruft euren Christum; wo ist er denn jezt, daß er euch helfe?“ Wenn sie riefen: „Herr Gott!“ so lästerten die Teufel, und schrieten: „Herr Teufel!“ Die Zahl derer, welche in diesem Blutbade entweder sogleich, oder nach Monatsfrist an den Wunden gestorben sind, belief sich auf 60 Personen. Von 50 unter ihnen sind uns die Namen aufbewahrt. Außer diesen sind noch über 25 Männer und Weiber verwundet und verstümmelt worden. Einige von ihnen sind später gestorben, Andere sind Krüppel geblieben, indem sie Arme, Hände, Finger, oder Füße verloren haben. Der Almosenstoch und Predigtstuhl wurden abgebrochen und zertrümmert, die Bibel ward geraubt, Leonhard Morel in das Gefängniß des Schlosses Dizier geworfen, wo er unter vielen Leiden bis zum 8. Mai 1563 bleiben mußte.

Nach dem Blutbade ließ der Herzog den Capitän von Bassy, Claudius Tondeur, vor sich kommen, und fuhr ihn hart an, daß er einen protestantischen Gottesdienst dulde. Tondeur berief sich auf das Edikt, nach welchem der protestantische Gottesdienst in den Vorstädten gestattet war. „Verfluchtes Edikt!“ schrie der Herzog; „mit diesem meinem Degen will ich ein Loch darein machen!“ Der Capitän mußte den Tag über im Gefängniß

bleiben, und am folgenden Tage den Herzog fußfällig um Gnade bitten.

Das ist die Heldenthats von Bassy, welche nur das Vorspiel von viel schrecklicheren Gräuelfcenen seyn sollte.

Der Herzog aber zog fröhlich seines Weges, als hätte er ein Gotteswerk verrichtet. Als er in Paris einzog, rief das Volk ihm von allen Seiten entgegen: „Hoch lebe der Herzog!“ Uebrigens wiederholten sich die Gräueltthaten von Bassy auch an andern Orten, und so wurde allmählig das blutige Schauspiel vorbereitet, welches die Geschichte Frankreichs mit ewiger Schande bedeckt hat. —

Die Bartholomäusnacht, oder die Bluthochzeit zu Paris.

„Er wird das Blut seiner Knechte rächen, und wird sich an seinen Feinden rächen, und gnädig seyn dem Lande seines Volks.“ (5 Mose 32, 43.)

Jenes Blutbad zu Bassy war das Signal zu einem grausamen Bürgerkriege geworden. Noch in demselben Jahre brach er aus, und dreimal, nach immer wieder gebrochenem Frieden, entzündete er sich von Neuem, in seinem Gefolge alle jene furchtbaren Gräuels eines Religions- und Bürgerkrieges. Da wurde endlich am 15. August 1570 zu St. Germain ein Pakt zwischen den Katholiken und Protestanten der Friede geschlossen. Die Letzteren erhielten vollkommene Glaubensfreiheit und selbst Zutritt zu den öffentlichen Aemtern, auch wurden ihnen Städte zur Haltung ihres Gottesdienstes und die vier Sicherheitsplätze Montauban, Cognac, la Charité und la Rochelle angewiesen. Da, um die Ausöhnung dauernd zu machen, wurde die Vermählung des protestantischen Herzogs Heinrich von Navarra mit der jüngsten Schwester König Karls IX. betrieben. Diese Vermählung ward am 18. August

1572 zu Paris wirklich gefeiert. Es waren Tage der Freude und des Festes, auch der alte Admiral Coligny ward vom Könige an den Hof gerufen. Aber acht Tage darauf, in der Nacht des 24. August, sollte eine neue Hochzeit gefeiert werden, von anderer Art, als die erste, nämlich eine Bluthochzeit.

König Karl IX. hatte noch immer nicht das gräßliche Witzwort vergessen, welches einst der schwarze Alba ausgesprochen hatte. Bei einer nächtlichen Zusammenkunft in Bayonne am 9. Juny 1565, wo über die Vertilgung der Ketzer berathen wurde, äußerte jener Unmensch: „Der Kopf eines einzigen Lachses wiegt zehn tausend Frösche in den Sümpfen auf.“ Wen er mit dem Lachs und den Fröschen meinte, wird der Leser leicht errathen. Der junge König konnte von diesem schrecklichen Witzwort nicht loskommen. Mit teuflischer Lust wiederholte er es auf der Rückreise, und trug es seiner Mutter vor. Als die Glocke zu Notre Dame eben die Mitternacht des 24. August verkündete, war die Stunde gekommen, in der jener große Lachs gefangen werden sollte. Doch glaubte man, es könne nichts schaden, wenn man zu dem Lachs auch noch die zehntausend Frösche finge.

Kaum hatte die Mitternachtsstunde geschlagen, da ward aus dem Louvre, dem königlichen Schlosse, ein Pistolenschuß abgefeuert. Dies sollte das Signal zu dem schrecklichen Blutbade seyn. In demselben Augenblick wurden zu St. Germain l'Auxerrois die Sturmglocken geläutet, und zu gleicher Zeit erschienen vor dem Louvre viele Krieger in voller Rüstung. An ihrer Spitze befand sich der Herzog von Guise, der Herzog von Nemours und der Ritter von Angoulême. Als bald wurden die Straßen mit Ketten geschlossen, und durch Pechfackeln grausig erleuchtet; eine Schaar Bewaffneter, geführt vom Herzog Heinrich von Guise, zog vom Louvre nach der Wohnung des Admirals Coligny. Diesen hatte der König nach dem Friedensschluß von 1570 an den Hof gezogen, und mit Auszeichnungen überhäuft. Er schenkte ihm 100,000 Franken Entschädigung, und gab ihm seine Stelle im Staatsrathe zurück. Als Karl IX. zum ersten Mal seit jenem Frieden von St. Germain en Laye mit ihm zusammen getroffen war, hatte er ihn umarmt, und gesagt, er halte diesen Tag für den glücklichsten seines Lebens. Colignys edles, argloses Gemüth ahnte keine Tücke. Er wurde zwar mehrfach gewarnt, diese Warnungen aber wies er entschieden ab. Da ward eines Tages, als er vom Hofe nach Hause zurück kehrte, aus dem Kloster St. Germain

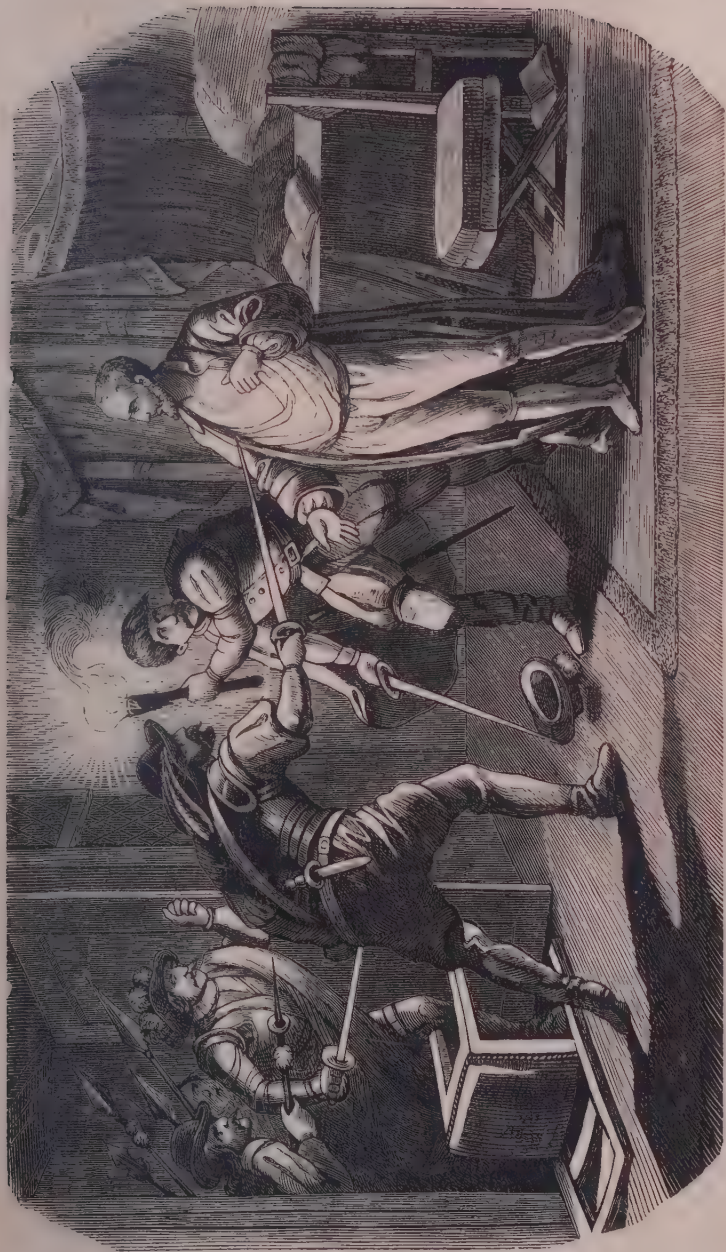
l'Aurerois auf Anstiften seiner Feinde, der Guisen, und mit Vorwissen des Königs, ein Schuß auf ihn abgefeuert. Die Kugel riß dem Betroffenen den Zeigefinger der rechten Hand weg, und verwundete dann den linken Arm. Der Mörder entwich, der König aber ließ auf ihn fahnden, beruhigte Coligny mit Schwüren, gab ihm zu seiner Sicherheit eine Wache, und sagte zu ihm: „Mein Vater! Ihr habt die Wunde, ich aber den Schmerz!“ Und diese Worte sprach der König, als schon die Niedermechelung aller Protestanten beschlossen war!

Auch jetzt war Coligny voll Vertrauen; er widerrieth den geängstigten Protestanten die Flucht, und nur Wenige hatten eine Ahnung von einer Gefahr. Da kam die blutige Bartholomäusnacht! Mit einem Mörderhaufen eilte der Herzog Heinrich von Guise nach der Wohnung des Admirals. Die Falle war so gut gelegt, daß Coligny nicht entfliehen konnte; denn Gossenius, ein Diener Roms, war zum Befehlshaber der Wache bestellt worden. Es war dies zugleich sein erbitterter Feind, und somit ein rechter Wolf als Wächter der Schafe. Als Gossenius den Herzog an der Spitze der Mörderschaar kommen sah, stellte er sechs Hafenschützen auf, welche die Fenster Coligny's bewachen sollten, damit Niemand entkäme; er selbst pochte an die Thür, und begehrte Einlaß. Der Edelmann La Bonne, der des Admirals Schlüssel hatte, öffnete, und wurde sogleich niedergestochen. Dann stürmte Gossenius mit einer Schaar in die Wohnung, und machte Alles nieder, was ihm in den Weg trat. Durch das Geräusch war indessen ein andrer Edelmann, Namens Cornaton, erwacht. Dieser ließ schnell einige Kisten und Schränke vor die Thüre tragen, damit die Mörder eine Zeit lang aufgehalten würden; aber Gossenius rief: „Ich befehle dir im Namen des Königs, daß du mir die Thüre öffnest!“ Als der Admiral und die, welche bei ihm im Schlafgemache waren, das Getöse hörten, warfen sie sich auf die Kniee nieder, und riefen Gott um Vergebung ihrer Sünden an. Er selbst, der noch an den erhaltenen Wunden litt, ließ sich aus dem Bette heben, warf den Nachrock um, und sagte zu seinem Prediger Merlin, er möge beten. Sie fielen mit einander nieder, riefen Gott inbrünstig an, und befahlen ihm ihre Seelen. Da stürzte ein Diener in die Kammer, und fragte, was dieser Lärm bedeute. Coligny sprach: „Es ist Gott, der uns zu sich ruft!“ Dann fuhr er fort: „Ich habe mich lange zum Tode gerüstet; sehet zu, ihr lieben Diener, daß ihr davon kommt, so

gut es euch möglich ist! Denn ihr könnt mich nicht beim Leben erhalten. Ich befehle meine Seele der Barmherzigkeit Gottes!" Sie folgten den Worten ihres Herrn. Nur Nikolaus Ruß, ein treuer Diener und des Admirals Dolmetscher in der deutschen Sprache, hielt bis zum Tode aus, die Uebrigen retteten sich auf's Dach; doch wurden sie im nächsten Hause niedergemetzelt. Nur der Prediger Merlin und Cornaton entkamen.

Unterdessen wurde Colignys Gemach mit Gewalt erbrochen. Ein Deutscher, Namens Behm, der am Hofe der Guisen erzogen war, und eine von den unehelichen Töchtern des Cardinals von Lethringen zum Weibe hatte, stürzte auf den Admiral los; mit ihm waren Cossenius, Attinius und mehrere Andere. Behm setzte ihm das bloße Schwert auf die Brust, und schrie: „Bist du der Admiral?" „So heiße ich," antwortete Coligny unerschrocken; „doch, junger Mensch, du solltest billig dieses mein Alter und meine Schwachheit ansehen, und meiner verschonen. Aber du wirst mir mein Leben nicht eher verkürzen, als es Gottes Wille ist!"

Attinius erblaßte, und zitterte; da stieß Behm dem Admiral das Schwert durch die Brust, zog es wieder aus der Wunde, und hieb es dem Märtyrer über's Haupt. Nun wurde auch Attinius wieder teuflischmuthig, und schoß dem wehrlosen Greise eine Kugel durch die Brust. Als der Admiral auch von dieser Wunde noch nicht sank, gab ihm Behm den dritten Streich gegen das Schienbein. Jetzt erst sank Coligny zusammen, und nun gab auch Jeder von den Andern dem Märtyrer noch einen Streich, bis er starb. Da rief Guise, welcher unten im Hofe des Ausgangs harrete, mit lauter Stimme: „Behm, hast du's ausgerichtet?" — „Es ist geschehen, Herr!" rief Behm hinunter. „Unser Ritter Angoulême will es nicht glauben, antwortete der Herzog, er sehe es denn mit seinen Augen; wirf ihn also zum Fenster hinaus!" Da ergriff Behm mit seinen Gefellen die entseelte Hülle, und warf sie durch's Fenster auf die Straße. Guise neigte sich über den Leichnam des Märtyrers, dessen Antlitz mit Blut überflossen und unkenntlich war; aber er wollte vollständige Gewißheit haben, ob das rechte Opfer gefallen sey. Deshalb nahm er sein Tuch, wischte dem Admiral das Blut aus dem Gesicht, und sprach mit Frohlocken: „Ich kenne ihn, er ist's!" und trat mit dem Fuße auf das edle Antlitz. Dann rief er seinem Haufen zu: „Ihr Landsknechte, wir haben einen glücklichen Anfang gemacht. So wollen wir denn auch Andere besuchen, denn also gefällt's dem



Coligny's Tomb.

Könige!" — Mehrmals rief er mit lauter Stimme: „Also befehlt der König! Das ist des Königs Wille und Gewalt!"

Ein Italiener aus des Herzogs von Nevers Garde hieb dem Admiral den Kopf ab, balsamirte ihn ein, und schickte ihn gen Rom zum Papste. Einige Mörder hieben dem Leichnam die Hände, andere das Gemächte ab, darauf schleppten sie die blutige, zerstückelte Leiche drei Tage lang durch die Gassen der Stadt, und hingen sie endlich mit den Füßen an dem Galgen Falkenberg auf. Später sammelten Colignys Diener seine Gebeine in einen bleiernen Sarg, und setzten sie in Chatillon, dem alten Wohnsitz des Admirals, bei.

Der einzige große Lachs, welcher zehntausend Frösche in den Sümpfen aufzog, war also gefangen; jetzt sollte es auch über die Frösche hergehen. In der ganzen Stadt erschollen die Sturmglocken und das Klagegeschrei der Verfolgten. Im Louvre aber trat ein Blutrath zusammen, an dessen Spitze Catharina von Medici stand. Der König schwur, alle Hugenotten müßten sterben, Keiner dürfte übrig bleiben, der ihm die Frevelthat vorwerfen könnte. Nun wurde das Morden allgemein. Die Evangelischen wurden in ihren Häusern und Betten erstochen; Einige flüchteten sich auf die Dächer; aber auch dorthin verfolgten die Mörder sie, und tödteten, wen sie fanden: Männer und Weiber, Kinder und Greise, Vornehme und Geringe, selbst katholische Kinder erwürgten ihre protestantischen Gespielen! Ja, es kam sogar vor, daß die Wüthenden in der Raserei hier und da auch einen Katholiken ermordeten. Da trösteten sie sich alsbald mit dem Gedanken, daß sie einem guten Christen auf diese Weise schneller in den Himmel geholfen hätten. Der Graf von Rochefoucault, welcher noch bis 11 Uhr des Nachts beim König gewesen war, wurde in seinem Bette erstochen. Thelignius, der Schwiegersohn Colignys, ward auf der Flucht niedergemacht. Auch die Diener des Königs von Navarra, der ein Schwager Karls war, wurden erschlagen, unter ihnen der Hofmeister Beauvais und mehrere angesehene Männer. Der Markgraf de Renel wurde im Hemde von den Soldaten bis in die Seine gejagt; als er sich auf ein naheß Schiff gerettet hatte, ward er auf demselben von seinem eignen Vetter ermordet, und in's Wasser geworfen. Der Freiherr v. Soubise, und viele Capitäne und Edelleute wurden theils in ihren Betten, theils auf der Flucht niedergemetzelt, ihre Leichname vor's Schloß geschleppt, und hier in einer Reihe niedergelegt. —

Viele andre angesehene Personen wurden von den Mördern aus ihren Fenstern auf die Gasse gestürzt. Der Herr von Brion, der greise Hofmeister des jungen Markgrafen von Conty, nahm seinen Jögling im Hemd auf den Arm, und wollte ihn an einen sichern Ort bringen; er ward aber ergriffen, und der Markgraf ihm aus den Armen gerissen. Da weinte der junge Prinz, und bat, man möchte doch seinen alten Hofmeister am Leben lassen. Aber zuerst wurde er selbst ermordet; darauf ward auch Brions schneeweißes Haar mit Blut geröthet, und sein Leichnam durch den Roth der Pariser Gassen geschleift.

Der ganze Sonntag wurde mit Würgen, mit Schändung der Frauen und Jungfrauen und mit Plündern zugebracht. Die Straßen und Gassen der Stadt lagen voll Leichen, die Seine färbte sich dunkelroth vom Blute der Erschlagenen, und die Pforten am königlichen Schlosse triefen ebenfalls von Blut. In den Fenstern des Schlosses lag Karl IX., der teuflische Mörder auf dem Königsthron und im Purpurmantel, und schoß auf die vorüberfliehenden Schlachtopfer. Seine Mutter, die gräßliche Medicäerin, nebst den Hof- und Edelsräulein waren um ihn versammelt. Sie weideten ihre Augen an dem gräßlichen Schauspiel, und witzelten mit höllischer Kaltblütigkeit über die armen Christen. Taverne stürmte mit bluttriefenden Händen durch die rasende Menge, und brüllte: „Frisch zu mit dem Aberlaß! die Aerzte sagen, es sey im August so gesund als im Mai!“ Noch in seiner Todesstunde führte dieser Bösewicht seine Schandthaten in der Beichte als ein Verdienst auf, das ihm den Eingang in den Himmel verschaffen werde. Ein Goldschmied, Namens Crucé, rühmte sich, mit eigener Hand mehr als 500 Hugenotten ermordet zu haben. Die Hoffschranzen schrieen aus vollem Halse: „Also muß man die Friedensedikte bestätigen, und nicht mit Papier und Commissarien!“

Petrus de la Place, Präsident der Hülfskammer, versammelte mitten unter dem Waffenlärm und Todtengeröschel seine ganze Familie sammt seinen Knechten und Mägden, um mit ihnen, wie er alle Sonntage that, das Gebet zu halten, und ein Kapitel aus der Bibel zu lesen. Heute las er ein Stück aus dem Buche Hiob, und lehrte sie, daß ein gütiger Vater seine Auserwählten auf mancherlei Weise züchtige, damit sie nicht an den Dingen dieser Welt kleben blieben. Auch unterwies er sie, wie nöthig die Trübsal den Christen sey, und daß es weder in der Welt, noch in des Satans Macht stehe, uns einen Schaden zu thun

ohne den gnädigen Willen Gottes. Nach dieser Ermahnung betete er wieder, und rüstete sich mit seinem ganzen Hause, lieber alle Pein und Martern, ja selbst den Tod zu dulden, als daß er und die Seinen das Geringste wider Gottes Ehre thäten. Darauf kam der Herr von Senesçay, des Königs Haushofmeister, zu de la Place, und forderte ihn auf, unverzüglich zum Könige zu kommen. Der Protestant wollte anfangs nicht, bis Senesçay mit dem schärfsten Befehle zurück kam. De la Place bereitete sich nun vor, mitten durch die Mörder hindurch zu gehen. Da fiel seine Hausfrau, eine gottesfürchtige und tugendsame Matrone, auf ihre Kniee, und bat den Haushofmeister, daß er ihren Ehemann bis in's Schloß geleite; aber de la Place richtete sie auf, und strafte sie, daß man bei keinem Menschen, sondern allein bei Gott Hülfe und Beistand in dieser Noth suchen müsse. Hierauf sah er, daß sein ältester Sohn ein weißes Kreuz an seinen Hut gesteckt hatte, um dadurch sein Leben zu retten. Dem befahl er, dies aufrührerische Zeichen fort zu thun; denn das rechte Kreuz des Christen sey Trübsal und Verfolgung, die Gott uns als ein Pfand des ewigen Lebens zuschicke. Dann umarmte er noch einmal seine Gemahlinn, legte ihr Gottes Ehre an's Herz, und ging seinem gewissen Tode entgegen. Als er des Nachmittags um 3 Uhr in die Gläsergasse kam, wurde er von den lauernden Mördern überfallen, und mit dem Dolche erstochen. Sein Haus ward geplündert, sein Leichnam in einen Stall geschleppt, mit Pferdedünger bedeckt, und am andern Morgen früh in die Seine geworfen.

Denis Perot, ein Mann von 32 Jahren, lag am Sonntage in seiner Kammer, und betete. Die Mörder stürzten herein, und hieben ihm mit einem Schwerte über den Kopf. Perot fing schweigend das Blut mit seinen Händen auf, und verschied; sein Leichnam ward in's Wasser geworfen.

In der Gasse des Pravelles wohnte ein alter Tischler, der bei Nacht ebenfalls in's Wasser geworfen ward. Er schwamm aber wieder an's Ufer, und eilte nackt in sein Haus zurück. Aber sein gottloses Weib schloß die Thür vor ihm zu. Nackt und bloß, wie er war, irrte der alte Mann umher, bis er am Morgen auf der Gasse ergriffen und ertränkt ward.

Monluet, ein reicher Juwelier, hatte sich mit seiner Frau schlafen gelegt. Da pochte es unten an die Thüre. Die Frau stand auf, und öffnete. Da stürzten schnell die Mörder herauf, und erstachen den Mann in seinem Bette. Die Frau, welche

hoch schwanger war, nahm ihr jüngstes Kind von 18 Monaten auf den Arm, und bat, daß man ihr das Leben fristen, und der Frucht ihres Leibes schonen möchte. Aber die Wüthenden hatten kein Mitleid mit ihr, rissen ihr das Kind aus den Armen, und warfen es auf die Erde. Dann durchstachen sie die Mutter mit einer Lanze, und noch nach mehreren Stunden sah man, wie das Kind im Mutterleibe sich regte.

Philipp le Dour war ein vornehmer Kaufmann. Seine Frau war hoch schwanger, und hatte ihre Hebamme bei sich. Da stürzten in der Nacht die Henker in's Haus, und tödteten den Mann in seinem Bette. Die Hebamme bat die Mörder, doch des noch nicht geborenen Kindes zu schonen; die Unmenschen aber stießen der Mutter einen Dolch bis an's Hest in den Leib. Die Frau fühlte, daß sie bis auf den Tod verwundet sey; jedoch war ihre Mutterliebe zur Frucht ihres Leibes größer, als der Schmerz ihrer Wunde. Sie raffte daher alle Kräfte zusammen und entfloh. Aber die Mörder eilten ihr nach, stießen ihr noch einmal den Dolch in den Leib, und warfen sie dann aus dem Fenster auf die Straße. Das Kind kam mit dem Kopfe aus dem Mutterleibe hervor, und weinte so jämmerlich, daß selbst Katholiken über solche Berruchtheit sich entsetzten. Auf der Brücke zu Unserer lieben Frauen wohnte der königliche Federhändler. Seine Frau, die Tochter eines vornehmen Edelmannes, trug auch eine Frucht unter ihrem Herzen. Als die Mörder am Sonntag, des Morgens um vier Uhr, ihr Haus erbrachen, that sie einen Fußfall, um dadurch vielleicht ihr Kind zu retten; aber die Unmenschen schrieten mit lauter Stimme: „Wir müssen die Hugonotten bis auf den Grund vernichten!“ Darauf zerstachen sie das Weib mit Dolchen, und warfen sie aus dem Fenster in's Wasser. Sie hatte so langes Haar, daß es fast den ganzen Leib bedeckte. Mit demselben ist sie drei Tage an den Brückenseilern hängen geblieben.

Die Frau von Yverny, Stiefmutter des Markgrafen von Renel, eine ehrbare Matrone, reich an irdischen, wie an himmlischen Gütern und dem Evangelio sehr ergeben, wurde jämmerlich durch die Straßen geschleift. Man setzte ihr einen Dolch an den Hals, und drohte ihr mit dem Tode, wenn sie nicht die Jungfrau Maria und die Heiligen anriefe. Als sie jedoch standhaft im Glauben blieb, wurde sie auf die Mühlenbrücke geschleppt, mit Degen zerstoßen, und in's Wasser geworfen.

Das sind einige wenige von den Gräuelszenen, die am 24. 25. und 26. August zu Paris an den Evangelischen verübt worden sind. Gegen 10,000 Menschen: Edelleute, Präsidenten, Räte, Advokaten, Procuratoren, Studenten, Aerzte, Kaufleute, Handwerker, Frauen, Jungfrauen und Kinder sind in dieser kurzen Frist erwürgt worden.

Wir fügen hier noch die eigenen Worte des alten Erzählers Crocius hinzu, der seinen Bericht über diese Gräuelszenen also schließt:

„Das Papier möchte schreien und weinen, wenn ich die grausamen und schrecklichen Gotteslästerungen erzählen sollte, welche von diesen Ungeheuern und teuflischen Mördern sind ausgestoßen worden. Das nächtliche Ungewitter, der fortwährende Knall der Büchsen, das erbärmliche Geheul der Gemarterten, das gräuliche Geschrei der Mörder, die aus den Fenstern geworfenen, durch alle Gassen im Roth geschleiften Leichname können und mögen dem Leser nichts anderes, als einen ewigen Spiegel des äußersten Jammers und Elends vor Augen stellen!“

Mitten in diesem Blutbade, unter dem Getümmel und Gebrüll der Mörder, unter dem Angstgeschrei der Fliehenden, unter dem Stöhnen und Röcheln der Sterbenden, erschollen aus dem eigenen Munde der Mörder Loblieder zur Ehre Gottes und der Maria. Denn Gott zu Ehren meinte man ja gewürgt zu haben, auf daß erfüllet würde, was geschrieben steht: „Es kommt aber die Zeit, daß, wer euch tödtet, wird meinen, er thue Gott einen Dienst daran.“

Die Fortsetzung der Bluthochzeit in den Provinzen, und die Märtyrer derselben.

„Ja, sollte ich das Blut nicht fordern von euren Händen, und euch von der Erde thun?“ (2. Sam. 4, 11.)

In der Hauptstadt hatte die Bluthochzeit begonnen; in den Provinzen sollte sie zu Ende geführt werden. Von Paris aus

wurde das Signal zur Verfolgung durch ganz Frankreich gegeben; die Blutbefehle gingen in alle Theile des Landes, und in Meaur, Troyes, Orleans, Bourges, Lyon, Bordeaux, Rouen und in vielen anderen Orten wurden die Evangelischen im eigentlichen Sinne des Wortes wie Schafe zur Schlachtbank geführt. Schon am Sonntag Nachmittag um vier Uhr kam ein Bote mit dem Blutbefehle nach Meaur, wo die Gemeinde Christi bereits zwei schwere Verfolgungen erduldet hatte. Auf sieben Uhr Abends wurden die Mörder bestellt, die Stadthore alsbald geschlossen, und das Würgen begann in den Hauptstraßen. Am Montag früh, gegen drei Uhr, durchsuchte man alle protestantischen Häuser auf dem großen Markte, — der Stätte, wo vor einiger Zeit Stephan Mangin und Petrus Clericus mit ihren Genossen Gott durch ihren Tod verherrlicht hatten. Gegen 400 Häuser wurden hier geplündert, die Weiber geschändet, und ihrer etwa 25 getödtet. Unter ihnen befand sich die Ehefrau eines Schuhmachers, Namens Nicolaus. Sie sah in kurzer Zeit ihrer Niederkunft entgegen; doch die Unmenschen stießen ihr eine Wehr in den Leib, daß das Kindlein einen Arm herausstreckte. So wurden Mutter und Kind getödtet! Die Frau eines anderen Handwerkers sollte gezwungen werden, zur Messe zu gehen. Da sie sich aber standhaft dessen weigerte, wurde sie erstochen und in die Marne geworfen.

Die Gefängnisse waren so mit Gefangenen angefüllt, daß fast Niemand mehr Platz hatte. Um sie leer zu machen, schickte Cossé, der in jeder Hand eine gespannte Büchse trug, am Dienstag früh viele Mörder mit Schwertern, Dolchen und großen Messern in den Hof des Gefängnisses. Die eingekerkerten Protestanten waren Alle auf einem Zettel verzeichnet. Mit lachendem Munde hieß der Procurator den ersten im Register vorführen. Als dies geschehen, kniete der Gefangene nieder, rief Gott um Vergebung seiner Sünden an, und empfing von sechs Mördern den Todesstoß. So wurde Einer nach dem Andern hervorgeführt und niedergemetzelt. Als die Reihe an Quentin Croyet, einen Aeltesten, kam, fiel er nieder, und flehte Gott um Vergebung für seine Mörder an. Diese jedoch spotteten seines Gebets. Da er aber ein Kleid von doppelter Büffelhaut trug, durch welches die Dolchstiche nicht dringen konnten, hieben sie ihm die Riemen entzwei, und versetzten ihm zwischen Wams und Hose fünf oder sechs Stiche. So gab Croyet, Gott um Hülfe anrufend, seinen Geist auf.

Jaron Haren, ein frommer, gottesfürchtiger Mann und eine Säule des Evangeliums zu Meaux, wurde vielfach verwundet. Nachdem ihm Nase und Ohren abgeschnitten waren, wurde sein verstümmelter Leib mit Dolchstichen bedeckt. Aber dies war den Mördern noch nicht genng. Sie trieben ihn zuletzt noch durch eine enge Gasse von Lanzen. Da brach Haren von Schmerz überwältigt zusammen, und starb unter Gebet. Sein Leichnam wurde noch mit Lanzen und Schwertern durchbohrt.

Es war schon spät geworden, und die Stunde der Siesta hatte schon längst geschlagen. Darum machten die Mörder eine Pause, und schoben den Rest ihrer Arbeit bis nach dem Abendessen auf. Sie thaten dies, theils um Athem zu schöpfen, theils um in ihrer Mezelei um so weniger gehindert zu werden. Das viele Blut nämlich aus den Wunden der entlebten Christen, womit ihre Waffen und Arme bespritzt wurden, erregte allmählig ihren Ekel. Darum gedachten sie, sich erst voll Weins zu saufen, damit sie zum Blutvergießen um so beherzter würden. Um aber bald fertig zu werden, nahmen sie große eiserne Hämmer, mit denen die Schlächter in Meaux die Ochsen todtschlugen, und ermordeten damit die armen Gefangenen. Diese riefen aber Gott den Herrn um Gnade an, und der Markt und die ganze Stadt erschallte davon. In diesem Blutbad, welches von zwei Uhr bis Mitternacht währte, sind zwei hundert evangelische Christen gefallen.

Darauf machten die Mörder im Gefängnißhose eine große Grube, und warfen die nackten Leichname hinein. Johann Calore, ein Schneider, und Johann Taupin, ein Krämer, waren noch nicht ganz todt, und arbeiteten sich unter den Leichen hervor, um sich zu flüchten. Aber in Folge des vielen Blutverlustes wurden sie ohnmächtig. So fand man sie am folgenden Morgen, und schlug sie vollends todt.

In Troyes währte das Blutbad vom 29. August bis zum 5. September ununterbrochen fort. Barthel Carlot, ein Fassbinder, rühmte sich, mit eignen Händen gegen dreißig Hugenotten umgebracht zu haben. Auch saß damals ein Gürtler, mit Namen Peter Ancelin, Schulden halber im Gefängnisse. Dieser blickte während des Würgens zum Fenster hinaus, und weidete seine Augen an dem graufigen Schauspiel. Dabei trieb er sein Gespött mit den todtten Leichen indem er sagte: „Ei, dieser ist fein fett; aber jener ist mager!“ Aber der allmächtige Gott bewies gar bald, daß sein Arm noch unverkürzt ist, und er seiner

nicht spotten läßt. Ein Mörder nämlich erblickte jenen Spötter, hieß ihn herunter steigen, und gab ihm alsbald seinen Lohn, so, daß er nun selbst unter den Todten liegen mußte, die er verspottet hatte. Er war gefallen als Straferempel des gerechten Gottes; sie aber als Zeugen, daß Jesus Christus der Herr und Heiland ist.

Als am Montag, den 25. August, früh Morgens die protestantischen Bürger von Orleans ihre Hausthüren öffneten, um an ihre Arbeit zu gehen, standen ihre katholischen Mitbürger, Freunde und Verwandte, in voller Rüstung vor ihren Häusern, und geboten ihnen, Thüren und Läden nicht zu öffnen, und mit keinem Schritte vor die Thüre zu gehen. Da merkten die Evangelischen, daß man sie um's Leben bringen wollte. Darum flehten sie, Jeder in seinem Hause, zu Gott dem Herrn, und baten um Geduld und Beständigkeit im Bekenntniß seines Namens. Doch ging dieser Tag noch ruhig vorüber, ohne daß etwas Ernstliches geschah. Das ganze Heer der Mörder war in zwölf Haufen, und jeder Haufe wieder in vier Geschwader getheilt. Diese wurden von Hauptleuten, Lieutenants und Rottenmeistern angeführt, damit die Christen innerhalb und außerhalb der Stadt planmäßig vernichtet werden könnten. Alle Thore und Ausgänge waren so bewacht, daß Niemand entfliehen konnte. In der Nacht begann die Mezelei. Die Luft erzitterte von den ununterbrochenen Flintenschüssen; dazwischen ertönte das Thürren- und Fenstererbrechen, das Geschrei der Erwürgten, der Männer, Weiber und kleinen Kinder; die Straßen hallten wieder vom Gerassel der Pferde und der Wagen, worauf die Leichname fortgeschafft wurden. Die schrecklichsten Gotteslästerungen und das widerliche Hohngelächter der Mörder, daß ihnen ihr Werk so gut von Statton ginge, bildeten einen schauerlichen Gegensatz zu den Gebeten der sterbenden Märtyrer. Banditen zu Fuß und zu Pferde jagten durch die Stadt mit wildem Geschrei: „Frisch auf, lieben Söhne, schlägt Alles todt; danach sollt ihr rauben!“ Die beiden Stadtschöffen durchreisten die Straßen, und riefen den Mördern zu: „Seyd getrost, lieben Söhne! habt ihr heute wohl angefangen, so fahrt morgen fort, und macht's besser, daß nicht Einer übrig bleibe!“ —

Als die Mittwoch = Sonne aufging, wurde das Morden fortgesetzt, und hörte erst am Ende der Woche auf. Es ist kaum zu glauben, welch' teuflischer Spott mit dieser Grausamkeit sich mischte. „Wo ist euer Gott?“ schrieen Roms Henker, die doch

auch Christen seyn wollten. „Wo sind eure Gebete und Psalmen?“ „Er helfe euch jetzt, wenn's ihm möglich ist!“ Einige Abtrünnige sangen den Anfang des Psalms: „Richte mich, Gott, und führe meine Sache wider das unheilige Volk!“ Andere schlugen auf die Protestanten, und sagten: „Wohlan, singet einmal eins her: „Herr Gott, nach deiner großen Gütigkeit wollst du dich gnädig über mich erbarmen!“ Doch die Evangelischen blieben standhaft, und hauchten auch unter solchen Spottreden freudig ihren Geist aus. Nur Wenige wurden schwach, und fielen ab.

Chartier, ein Rathsherr, floh in der Nacht zu seiner katholischen Schwiegermutter. Als er noch an die Thüre pochte, kam ein anderer Rathsherr des Weges, und drückte auf Chartier seine Büchse los. Aber der Schuß versagte. Da fing dieser Mensch an, Gott seinen Herrn zu verlästern und zu verfluchen, zog sein Schwert, durchstach seinen Kollegen, und ließ ihn auf der Straße liegen.

Ein reicher Bürger, Namens de la Noue, ein vortrefflicher und hochgeachteter Mann, lag schwer krank danieder. Der Apotheker Noël Caperon war bei ihm, und verabreichte ihm Arznei. Da stürzten plötzlich die Mörder in's Zimmer. Den Kranken ließen sie leben, aber dem Apotheker hieben sie einen Arm ab, schleppten ihn auf den Markt, und erwürgten ihn. Am anderen Morgen kam ein Mann in's Haus, der den Kranken oftmals besuchte. Er begegnete seiner Mutter, die gerade zur Messe gehen wollte, denn sie war eine Katholikinn. Diese fragte er freundlich, wie es ihrem Sohne gehe, und eilte dann weiter. Als er auf die Kammer zum Kranken gekommen war, stach er ihn sofort auf dem Siechbette todt, wischte seinen Degen ab, und eilte die Treppe hinunter. Als er an die Hausthüre kam, begegnete ihm ein Anderer, der auch den Kranken besuchen wollte. Den grüßte er freundlich, und ging ruhig von dannen, als wäre nichts geschehen.

Ein Herr de la Bretesche, ein Greis von mehr denn 75 Jahren, ward vor der Stadt ergriffen, und auf einer Wagen-deichsel zur Schlachtbank geführt, weil er vor Alter nicht mehr reiten konnte. Doch darüber erbarmten sich die Grausamen nicht; sie banden den Greis an einen Pfosten, und erschossen ihn. Ein anderer Greis, Namens Sougy, ein reicher Bürger, wurde in den Armen seiner Tochter erschlagen, und sein Leichnam in den Stadtgraben geworfen.

Der Schulmeister von St. Thomas ward mit Gewalt aus seinem Hause gerissen. Zuerst betete er, dann redete er seine Verfolger an: „Meinet ihr, daß ihr mich durch eure Lasterungen und Grausamkeiten erschrecket? Nein, es steht nicht in eurer Macht, mir meinen Glauben und mein Vertrauen auf die Gnade Gottes aus dem Herzen zu reißen. Schlaget zu, wie ihr könnt und wollet! Ich frage nichts nach euren Schlägen und Stichen.“ In Wuth über solche Worte jagte ihm Einer der Unmenschen eine Kugel durch den Kopf; die anderen aber zogen den Leichnam nackt aus, worauf sie ihn zerhieben und zerstückten. Ein anderer Greis von achtzig Jahren wurde von seinem eignen Sohne verrathen, und in dessen Gegenwart getödtet. So ging das Würgen ununterbrochen mehrere Tage lang fort. Es sind uns die Namen von vielen Blutzengen aufbewahrt; doch haben wir nur von einigen Wenigen erzählen können. Die Anzahl aller Erschlagenen beträgt nach dem eigenem Geständniß der Mörder mehr als ein tausend acht hundert Männer, hundert fünfzig Weiber, und viele Kinder von neun Jahren und darüber. Die meisten Leichname wurden in die Loire geworfen. Es waren ihrer so viele, daß der Fluß in seinem Laufe dadurch gehemmt wurde. Einige Tage darauf fiel ein starker Plagregen, der die blutigen Massen der Stadt reinigte, und die Leichname forttrieb. Doch blieben die meisten im Sande stecken, bis das Wasser so wuchs, daß sie in's Meer geschwemmt wurden. Viele wurden von den Fischen verzehrt. Bei einem katholischen Gastmahl fand man in einem Hecht einen Daumen. Darüber befiel die Katholiken ein Schauer, und sie aßen geraume Zeit keine Fische wieder.

Aber Gott der Herr hat auch hier seine Gerichte offenbar werden lassen. Die beiden Brüder les Flez, beide Fleischer ihres Handwerks und zwei der grausigsten Menschenschlächter, starben in kurzer Zeit in dumpfer Verzweiflung und gräßlichem Wahnsinn dahin. Auch Chartier, ein Gewandmacher, und Olivier, ein Schneider, zwei der obersten Hauptleute des Blutbades, wurden in Jahresfrist wahnsinnig. Es dächte sie stets, als ob ihre Schlachtopfer mit fürchterlichem Angesichte vor ihnen ständen, um sie umzubringen. Mit Fluchen riefen sie zu ihrem Vater, dem Teufel. Oftmals stießen sie im Wahnsinn die Worte aus: „Siehe, da ist Denys Merlin, den ich erwürgte! Thut ihn hinweg, thut ihn hinaus! Denn er will mich umbringen!“ So fuhren sie dahin. Denys Merlin aber war ein Gewürzkrämer gewesen, der sich in einem Backofen verborgen hatte, und von jenen Beiden ermordet war.

In Bourges stand an der Spitze der Wütheriche ein Weinessigkrämer. Mit ihm im Bunde waren Moniau, ein Italiener, Ambrois, ein abgefallener Schuster, und Thibold, ein Schlächter. Petrus de la Grange, ein Rath am königlichen Hofe, und drei Advokaten wurden niedergemacht. Bartholomäus Bagnéau, ein königlicher Notar, wurde von seinem Enkel, Heinrich Ballatus, in's Gefängniß geworfen; auch l'Amoureux, ein Krämer, mußte sein Leben um Christi willen lassen. Sein Weib lag todtkrank; die Mörder aber nahmen ihr das Bett, und warfen sie durch's Fenster auf die Straße, wo sie ihren Geist aufgab. Von zwanzig Blutzegen in Bourges sind uns Namen und Stand aufbewahrt.

Zu Charité starb außer vielen Anderen Johann Sorrazin den Tod für seinen Herrn. Er war 70 Jahre alt, und eine lange Zeit Almosenpfleger der reformirten Kirche zu Charité gewesen; auch von den Katholiken wurde er für einen frommen Mann und für einen Vater der Armen angesehen. Am Donnerstag Abend, den 4. September, wurde Sorrazin in seinem Hause überfallen, und von seinen Mördern mit Stoßbegen angegriffen. Mit freundlicher Miene redete er sie an: „Liebe Herren, was habt ihr mit mir zu schaffen? Habe ich Jemandem von Euch etwas zu Leide gethan? Ist auch irgend eine Klage wider mich gewesen?“ Aber die Mörder fielen mit Ungestüm über den Greis her, der sich unter sein Bett verkrochen hatte. Sein nächster Nachbar, den er einst aus der Taufe gehoben hatte, gab ihm einen Stich in den Leib, daß die Eingeweide herausquollen. Als der alte Mann das sah, schrie er laut: „Ach, mußt du so mit mir umgehen?“ Bis auf den Tod verwundet hat Sorrazin noch zwei Tage und zwei Nächte mit dem Tode gerungen. In dieser Zeit rief er Gott mit großer Inbrunst an, und achtete sich selig, daß er um Christi willen leiden mußte. Auch that ihm das Seelenverderben seines Mörders weit weher, als sein eigenes Sterben. In solchen Liebesgedanken ist er selig zu Gott heimgegangen. —

Am Mittwoch, den 27. August, Morgens früh um sechs Uhr, kam die Nachricht von dem Blutbade zu Paris auch nach Lyon. Als bald wurden die Thore geschlossen, und das Morden begann. Der Prediger Anglus wurde auf der Saonebrücke mit einer Hellebarde in den Leib gestochen, darauf wurden ihm mit einem Dolche die Augen ausgegraben, und sein Leichnam ward über die Brücke in's Wasser geworfen. Noch im Fallen

rief er laut: „Herr Jesu, sey mir gnädig und barmherzig!“ Am Freytag wurde unter Trompetenschall verkündigt, die Protestanten sollten in die Wohnung des Gubernators kommen, um des Königs Befehl zu hören. Als sie in Taubeneinsalt hingingen, wurden sie in verschiedene Kerker geworfen. Bei einbrechender Nacht fing das Würgen in den Häusern und auf den Gassen von Neuem an. Weiber und Kinder stießen herzerreißendes Wehgeschrei aus, da sie von dem Blute ihrer hingeschlachteten Männer und Väter bespritzt wurden.

Martin Genou, ein Schmelter, hatte sich die Hüfte ausgefallen, und lag deshalb zu Bette. Die Mörder warfen ihn in die Noëne. Der Unglückliche schwamm auf ein Schiff zu, und flammerte sich daran fest. Da schlugen ihm die Grausamen die Finger ab, und stießen ihn mit den Ruderstangen in's Wasser, bis er ertrank. Am Sonntage wurden die Gefangenen im Barfüßerkloster niedergemacht. Viele begehrten nur, daß sie Gott vor ihrem Ende noch einmal anrufen dürften; auch das gestatteten ihnen die Henker nicht. Mit wilder Wuth fielen sie über sie her, hieben ihnen Hände, Finger und Nasen ab, zerstachen und zerhackten sie, und hatten ihre Lust an den Todeskämpfen der armen Christen. Von dieser Stunde an verbreitete sich das Plündern und Morden durch die ganze Stadt, und zwar mit solchem Ungestüm, daß, wie der alte Erzähler sagt, man nicht anders gemeint, denn alle Teufel in der Hölle wären los geworden, und liefen und schrieten in allen Gassen.

Um ein Uhr Nachmittags sollten die Gefangenen im erzbischöflichen Gebäude, etwa 350 an der Zahl, niedergemacht werden. Jedoch der ordentliche Henker und die Soldaten weigerten sich solcher Unthat. Da sammelte le Glou, Hauptmann der Hakenshützen, einen Haufen losen Gefindels, eilte mit ihnen in den Hof, und rief den Gefangenen zu: „Ihr müßt sterben!“ Darauf wandte er sich zu seinen Gefellen: „Wohlauf, frisch dran, greifet die Sache mit Ernst an!“ Darnach stieg er mit seinem Fährndrich auf eine Gallerie, damit er sein Auge an dem blutigen Schauspiel weiden könnte. In wenigen Stunden waren die 350 Christen durch den Tod in's ewige Leben eingegangen; knieend und im Gebet wurden sie erwürgt. Franz Couleur, ein alter Filzhuthändler, war mit seinen beiden Söhnen im Gemekel. Als ihm das Blut seiner Glaubensbrüder unter die Augen spritzte, sprach er zu seinen Söhnen: „Entsetzet Euch nicht, liebe Söhne! Es ist nichts Neues, sondern ein altes Her-

kommen, daß die allerliebsten Kinder Gottes von der Welt gehaßt und als Schlachtschafe hingerichtet werden müssen. Lasset uns nicht zurückschrecken vor den bloßen Schwertern; denn sie schlagen uns eine Brücke, die aus diesem Jammerthal zur ewigen Herrlichkeit einführt. Lasset uns den engen Weg gehen, welchen so viele tausend Märtyrer vor uns betreten haben, und denen die Bahn brechen, die uns nachfolgen werden!" Hierauf bedeckte der alte Vater seine Kinder mit seinem Leibe; diese aber drängten sich um ihn herum, daß sie den Vater zwischen sich bekamen, und riefen: „Laßt uns sterben, damit wir leben! Du, Herr Christus, bist allein unser Trost und unser Leben!" Aber auch dies herzerreißende Schauspiel, das auch einen Stein hätte bewegen können, rührte die Grausamen nicht. Sie hieben mit ihren Schwertern zu, bis der alte Vater und die beiden Jünglinge zugleich niederfielen, und Einer im Arm des Andern seinen Geist aufgab.

Unterdeß gingen die Bürger in der Stadt umher, zeigten einander ihre weißen Kamisole, die mit Blut bespritzt waren, und rühmten sich, Einer hätte hundert erwürgt, der Zweite mehr, der Dritte weniger. Nun wurde die große Pforte im erzbischöflichen Gebäude geöffnet, damit Jeder die Mezelei derer sehen könnte, die hier gefangen waren. Der Capitän le Glou war der Einzige, der sich vor den Blutströmen nicht entsetzte. Einige, welche diese Unthaten sahen, sagten, es seyen nicht Menschen, die das gethan hätten, sondern leibhaftige Teufel. Der Lieutenant Court aber starb vor Schrecken über diesen Anblick. Am Montag, den 1 September, wurden die Leichname, welche nicht in's Wasser geworfen waren, jenseits der Saone, nicht weit von der Abtei d'Osney, auf einen Haufen gethürmt. Auf den Rath eines Apothekers bieten die Teufel aus dem Fette der Hugenotten Schmalz, und verkauften das Pfund um drei Blanken. So wurde auch in den Städten Frankreichs gewüthet. In Saumur, Angers, Rouen sind uns von etwa 230 Blutzegen Namen und Stand aufbewahrt. Die Zahl derer aber, deren Namen wir nicht kennen, ist viel größer. Zu Toulouse und Bordeaux mußten etwa 280 Männer und Weiber um das Evangelii willen ihr Leben lassen. In Bordeaux war der Jesuit Edmond Mugier ein Held in der Verfolgung. Am Michaelistage predigte er von der Kanzel: „Wer hat das Gericht Gottes zu Paris geübt? Der Engel Gottes! Wer hat's geübt zu Orleans? Der Engel Gottes! Wer hat's geübt in vielen anderen

Städten dieses Königreichs? Der Engel Gottes! Wer wird das Gericht Gottes üben zu Bordeaux? Das wird thun der Engel Gottes!" Von den augenscheinlichen Gerichten Gottes wollen wir hier nur das am Hofgerichtsadvokaten Vincenz geschehene erzählen. Dieser war Einer der grimmigsten Mörder gewesen. Er ward krank, und da er wieder genas, sagte er, er müßte sehen, ob er noch mit dem Schwerte fechten könne. Kurz darauf bekam er einen fürchterlichen Blutsturz. Der, welcher seine Lust am Blut gehabt hatte, mußte sich nun in seinem eigenen Blute schwimmen sehen, und so dahinfahren.

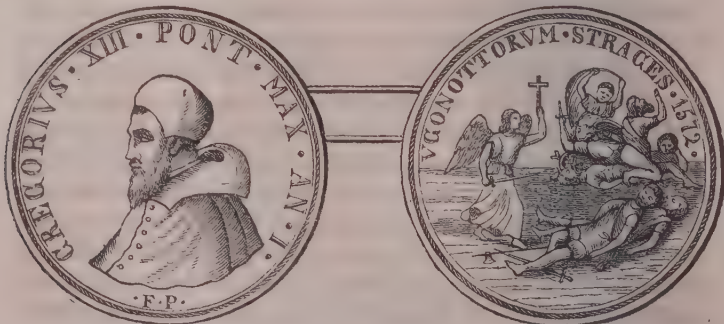
Nur wenige Statthalter, unter ihnen besonders der von Dieppe, wagten es, dem königlichen Blutbefehl den Gehorsam zu versagen. Von den Bischöfen schützte nur der einzige Johann von Sizieur die Reformirten seines Sprengels gegen den Mordbefehl des Statthalters.

Das ist die kurze Geschichte der französischen Bluthochzeit auf welcher gegen vierzig tausend Hugonotten die ewige Vermählung mit dem göttlichen Bräutigam Jesu Christo gefeiert haben.

Als Philipp, der grausame König von Spanien, die Kunde von dem Ereigniß erhielt, schrieb er an den König Karl IX., der sie veranstaltet hatte, daß sey eine der wenigen Freuden in seinem Leben gewesen!

Papst Gregor XIII. ließ in teuflischer Freude alle Glocken in Rom läuten, die Kanonen der Engelsburg lösen, ein Dankfest veranstalten und eine Denkmünze prägen; hier war auf der einen Seite des Papstes Brustbild, auf der andern ein Würgengel mit Schwert und Kreuz hinter Fliehenden und Erschlagenen, mit der Umschrift: „Niederlage der Hugonotten 1572.“

Wir geben unseren Lesern hierbei eine Ansicht dieser Denkmünze.



So stellte sich der, der sich Vater der Christenheit nannte, dem Vater der Lügen, der ein Mörder ist von Anfang, zur Seite. Und noch heut zu Tage gibt es Knechte Roms, welche die höllische Bluthochzeit nicht nur vertheidigen und entschuldigen, sondern sogar feiern und preisen.

Karl IX. aber hatte, wie uns berichtet wird, seit der Bluthochzeit keine Ruhe mehr. Tag und Nacht sah er die Geister der Erschlagenen vor seinen Augen, oder hörte sie hinter sich die Dolche wehen. Oft fuhr er mitten im Schlafe in entsetzlicher Seelenangst aus schweren Träumen empor. Niemand suchte ihn zu trösten, weder Spaniens König, noch Roms Papst, die er doch Beide durch seine That beglückt hatte. Da nahm sich des verlassenen und verzweifelnden Königs eine protestantische Amme an, die dem Blutbade ihrer vierzig tausend Brüder und Schwestern glücklich entronnen war. Sie redete mit ächt christlicher Liebe zum Könige von der unendlichen Gnade in Jesu Christo. Zu ihm suchte sie den König hinzuweisen, der auch die schwersten Sünden bedecken könne; aber keinen Vorwurf, oder Bitterkeit ließ sie laut werden. Also verherrlichte sich Jesus Christus, der Sünderheiland, in diesem schwachen Weibe! Wem hätte nicht bei dem seligen Glauben und der Sünderliebe dieses Weibes das Herz in der Brust vor heiliger Freude gebebt! Nur ein Herz, das so kalt und hart ist, wie ein Stein, oder so trocken wie der Staub des Sommers, kann da ungerührt bleiben.

König Karl aber wollte sich nicht trösten, nicht zum Throne der Gnade führen lassen. Er fiel aufs Neue in Verzweiflung. Ströme Bluts hatte er vergossen, Tausende des irdischen Trostes beraubt, so sollte er denn ohne irdischen und himmlischen Trost mitten in der Jugend dahinfahren. Dies geschah am 30. Mai 1574 im 24. Jahre seines Alters. Seine gräßliche Mutter Katharina aber, die Medicäerin, wird einst Rechenschaft geben müssen, daß sie den eigenen Sohn dem Teufel überliefert hat.

Nach Karls Tode wurde die Sache des Evangeliums und der Reformation von den Großen mit der Politik vermengt, so daß wir die weitere Geschichte nur kurz andeuten können. Karls Nachfolger war sein Bruder Heinrich III. Unter ihm bildete sich die heilige Ligue, an deren Spitze die Guisen standen. Dies war eine Verschwörung eines großen Theils des Adels und des Volkes zur Ausrottung der Keyer. Die Guisen strebten nämlich darnach, sich des Thrones zu bemächtigen. Heinrich ließ sie ermorden, und entfloß vor dem Zorne des katholischen

Bells in's Lager der Hugenotten, wo er von dem Dominikaner Jacob Clement am 1. August 1589 erstochen ward. Dieser, durch aufrührerische Predigten fanaticirt, hatte zu größerer Sicherheit seinen Prior um Rath gefragt, und die Antwort erhalten, wenn die That nicht aus persönlichen Gründen, sondern aus wahrem Eifer für das Beste der Religion und des Staates unternommen würde, so erwerbe man sich dadurch ein wahres Verdienst bei Gott!

Nun bestieg Heinrich IV. von Navarra den Thron Frankreichs. Er wollte dem Krieg ein Ende machen, aber den Thron behalten, war daher schwach genug, am 25. Juli 1593 seinen evang. Glauben abzuschwören, und meinte, damit die römischen Fanatiker versöhnen zu können. Vergeblich. Des Mönchs Navaillac's Dolk traf ihn doch (im Jahr 1610). Für wenige Jahre hatte er sich wohl Ruhe erkauf't. Seine früheren Glaubensgenossen blieben ihm noch immer sehr auf dem Herzen. Am 13. April 1598 erließ er das Religions-Edikt von Nantes. Dies sicherte der reformirten Kirche in Frankreich ihre Existenz, und bewilligte ihr selbst als Garantie zweihundert Sicherheitsplätze. Außerdem gestattete das Edikt den Protestanten eine stille Uebung ihres Gottesdienstes im ganzen Reiche und eine öffentliche an den Orten, wo solche bis 1587 stattgefunden hatte. Nur in den Vorstädten durften im Nothfall neue Kirchen erbaut werden, und auch das nicht in den bürgerlichen Residenzen. In einem Umkreise von fünf Stunden außerhalb Paris war der protestantische Gottesdienst verboten. Allgemeine Synoden der Protestanten indeß waren gestattet. Auch erhielten die Protestanten mit den Katholiken gleiche bürgerliche Rechte, doch blieben sie den Bischöfen zinspflichtig. — Mit diesem Edikte ist die große Reihe der Blutzengen in Frankreich noch nicht geschlossen. Nach kurzer Frist brach die Verfolgung auf's Neue mit fürchterlicher Wuth aus, um noch länger als hundert Jahre die Kirche Christi und das reine Evangelium durch das Blut der Märtyrer zu bauen, und zu verherrlichen. Davon soll, will's Gott, an seinem Orte weiter erzählt werden.

Franz Lambert von Avignon.

(gest. 1530.)

„Ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu worden!“

(2. Cor. 5, 17)

Im südlichen Frankreich, da, wo die Durance in die Rhone fällt, liegt die uralte Stadt Avignon. Hier hatten in den Jahren 1309—1378 die Päpste unter dem Einflusse des französischen Scepters ihren Stuhl aufgeschlagen, und lebten hier in unübertroffenem Luxus und schreiender Sittenlosigkeit. Von 1378—1415 residirte ein Papst zu Rom, ein anderer zu Avignon. Von Avignon nach Rom, und von Rom nach Avignon flogen Bannstrahlen, mit denen ein Papst den anderen in die Hölle schleudern wollte; das Concil zu Pisa im Jahre 1409 wählte einen dritten, und so sah die Christenheit verwundert drei Päpste, bis endlich Rom siegte, und Martin V. 1418 feierlich dort seinen Einzug hielt. Avignon wurde eine öde Stadt der Klöster und Mönche, die päpstliche Pracht verschwand; aber die Sittenlosigkeit, welche von den Päpsten in Schwang gebracht war, dauerte beim Klerus, wie beim Volke fort.

In dieser Stadt wurde im Jahre 1487 Franz Lambert geboren. Es war um dieselbe Zeit, als ein Papst die öffentlichen Häuser der Unzucht autorisirte, die Hurensteuer einführte, und auf einer öffentlichen Inschrift sich „Gott“ nennen ließ; als ein Anderer, als offenkundiger Erzeuger von 16 Kindern, in einem gleichzeitigen Gedichte „Vaterlandsvater“ benannt wurde; als ein Dritter durch Gift, Dolch und Blutschande ganz Europa gegen sich aufbrachte! Und um dieselbe Zeit, als die Thäler der Weeralpen, die bis nach Avignon sich erstrecken, immer noch wiederhallten von dem Klagegeschrei der auf's Neue mit furchtbarer Wuth verfolgten Waldenser, ward in dieser Gegend noch ein anderer Reformator geboren, Wilhelm Farel, von dem wir oben unseren Lesern erzählt haben. Das ist Gottes Finger! Rom, das tiefer gesunken war, als je, badet im Blute der Kinder Gottes. Da läßt Gott gerade an den Orten des Vernichtungskampfes, mitten im Schooße der römischen Kirche, zwei Männer das Licht der Welt erblicken, welche mit weit gewaltigeren

Waffen, als Rom gegen das Evangelium führte, diesem Evangelium Bahn brechen sollten! Franz Lamberts Vater war Geheimschreiber eines römischen Legaten, also einer der angesehensten Männer in Nîmgen. Er starb, als Lambert noch ein Knabe war. Dieser kam nun in die Hände der Franziskaner, die ihn zum Mönche zu erziehen suchten. Das ehrwürdige Aeußere und die ernstesten Vorstellungen der Väter fesselten die jugendlich lebhafteste Phantasie und das kindlich fromme Gemüth Lamberts. Er selbst erzählt uns: „Da ich noch ein zarter und schon vaterloser Knabe war, und sich ein geheimer Drang nach dem Besseren und Vollkommeneren in meinem Herzen regte, da fesselte mich gewaltig der sittsame, äußere Heiligkeitschein der Franziskaner. Was ich im Aeußeren sah, das, glaubte ich, wohne auch im Inneren. Wie oft und wie sehnsüchtig blickte ich voll schüchterner Ehrfurcht an ihnen empor, wenn ich sie in schlichtem, rauhem Gewande, baarsfuß, oder mit einfachen Sohlen an den Füßen einhererschreiten sah, oder sie mit dem Lächeln des Wohlwollens fromme Worte sprechen hörte! Dazu wurde ich auch noch in ihren Predigten gereizt durch die häufigsten und heiligsten Bethenerungen, solche Lebensweise gefalle Gott ausnehmend wohl. Auch bei ihren Besuchen und in ihren besonderen Gesprächen wußten sie mir Vieles zu erzählen von dem großen Nutzen des Klosterlebens, von dem goldenen Frieden und der ungestörten Ruhe der einsamen Zelle, von der herrlichsten Muße zu den Studien, u. s. w. Von dem aber, was sie mir eigentlich hätten sagen sollen, schwiegen sie behutsam still.“

So kam es, daß das Mönchsleben dem frommen Knaben als das Schönste und Seligste auf Erden vorschwebte. Endlich kam der Tag, an dem er, ein fünfzehnjähriger Jüngling, von Mutter, Haus und Welt Abschied nahm, und das Ordenskleid der Minoriten anlegte. „So wollte Gott, sagt er später, daß ich hier von Menschen betrogen wurde, damit ich aus eigener Erfahrung die Wahrheit erkennen, von ihnen auswandern, und aller Welt die Unreinheit und den Moder der übertünchten Gräber offenbaren möchte.“ Kaum war das Probejahr vorüber, und kaum hatte Lambert das dreifache Gelübde abgelegt, als er mit Schmerzen inne wurde, daß er im Kloster nicht finden könne, was er suchte. „Der erste Tag seines vollkommenen Mönchthums war der letzte seines Glücks, und der Anfang zahlreicher, oft schmerzlicher Enttäuschungen.“ Je süßer Lamberts Traum von dem seligen Frieden der Klöster gewesen war, desto schmerzlicher

war nun sein Erwachen. Inneres Abmühen und tiefer Gram und die Bosheit der Ordensbrüder nagten an seinem jungen Herzen.

Lambert hatte die Gabe von Gott empfangen, mit gewaltiger Beredtsamkeit die Herzen der Menschen zu erobern. Deshalb wurde er um das Jahr 1517 zum „apostolischen Prediger“ des Klosters erwählt. Als Solcher hatte er die Pflicht, zu Fuß in den verkommenen Gemeinden umherzuziehen, das Volk über die wichtigsten Punkte des Glaubens zu belehren, und zur Buße zu erwecken. Er nahm es ernst mit seinem Amte, und studirte die heilige Schrift mit großem Eifer. Die Funken des heiligen Geistes, die in seinen Reden sprühten, zündeten gewaltig. „Aber,“ so klagte er, wie viel mußte ich nicht ob meiner Predigt leiden, die nicht nach dem Sinne meiner Klosterbrüder war!“ Doch das Volk hing an den Lippen des feurigen Redners; seine Worte drangen in's Herz, denn sie kamen aus dem Herzen. Der Neid der Mönche brach nun in offene Feindschaft aus. Wenn er ermüdet von seinen Reisen in der Grasschaft in's Kloster zurückkehrte, so empfing ihn dort neidische Kälte; Spott und Hohn war die Würze seines Mahles. Er aber ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern predigte rastlos weiter. Seine Bußpredigten waren überwältigend. Als er einst gegen den überhandnehmenden Luxus und gegen die Sittenverderbniß geeifert hatte, warfen seine Zuhörer Bilder, Würfel und Karten in ein auf sein Geheiß angezündetes Feuer. Die anwesenden Franziskaner jedoch behielten das Bild eines unzüchtigen Mädchens zurück, um ihr eigenes Feuer zu nähren. Da entbrannte Lambert in Eifer um die Sache des Herrn, hielt nun auch den Mönchen eine Bußpredigt, und schalt sie unverschämte Diebe. Das war ihnen zu viel! Ihr Haß gegen den lästigen Sittenprediger wuchs mit jedem Tage; sie suchten ihn zu stürzen. Aber auch dem ungestümen Eiferer wurde das Kloster von Tag zu Tage verhaßter; allein noch fehlte ihm die Glaubenskraft, seine Ketten zu brechen. Da fielen ihm einst einige Schriften Luthers in die Hände. Was er bis dahin nur furchtsam geahnt, was er aus Menschenfurcht mit Gewalt in die Tiefen seiner Seele zurück gedrängt hatte, das brach nun unwiderstehlich hervor. Auch er freute sich, „daß doch endlich einmal Einer gekommen sey, der drein griffe!“

Indessen wurden Luthers Schriften bald bei Lambert entdeckt, und das Provinzial-Capitel verdamnte sie zum Feuer, „ohne sie auch nur recht angeschaut zu haben.“ Das Feuer, das von Luthers Schriften genährt wurde, verlosch; aber das

Feuer, das sie in Lambert angefacht hatten, wurde immer mächtiger. Er brannte vor Begierde, den Mann zu sehen, „der mit schonungsloser Hand den Mönchen an ihre faulen Bäuche und dem Papst an seine Krone gegriffen,“ die dieser dem Könige der Ehren geraubt hatte. Mit glühender Sehnsucht harrete er auf den Tag, „an dem des Herrn Grab ihm geöffnet, und abgewälzt würde vom Evangelio der Stein der Fleischeswerke und der Menschenfakungen.“ Er war nun ein Anderer geworden. „Ich war, sagte er später, ein großer Eiferer und allzu streng und herbe gegen die Uebertretungen. Ich habe Viele zum Klostergeklübbe getrieben, und Viele zum Verharren in demselben ermahnt.“ Die Zeit, von der er dies sagt, war nun vorüber!

Da geschah es eines Tages, daß dem in der Rede wohl geübten Lambert ein Brief in Klosterangelegenheiten an eine bedeutende Person, die wir nicht näher kennen, übergeben wurde. Dieser Auftrag kam ihm wohl zu Statten. Er schürzte seine Kutte, und eilte gen Lausanne. Hier predigte er vor Sebastian von Montfaucon, dem Bischof und Beherrscher der Stadt. Die geistlichen Herren machten ihn beim Bischof der Kezerei verdächtig; dieser aber erzählte Lambert alle Anschwärmungen, welche man gegen ihn versucht hatte, und sandte ihn mit einem Empfehlungsschreiben nach Bern. Hier, besonders in der Nähe des sanften drei und zwanzigjährigen Haller, wurde es ihm unaussprechlich wohl. In seiner Kutte predigte er gegen das Mönchsthum und vom rechten Evangelium. Dann eilte er weiter nach Zürich zu „Meister Ulrich Zwingli,“ welcher den fremden, hageren, blickenden Mönch freundlich aufnahm, und manches Unevangelische, das noch in Lambert wurzelte, auszurotten suchte. Es wurde zu diesem Zwecke eine öffentliche Disputation anberaumt. Lambert vertheidigte die Fürbitte der Heiligen; aber Zwingli focht mit so klaren Gründen der heiligen Schrift, daß jener sich für besiegt erklärte, und ausrief: „Ich erkenne, daß die Fürbitte der Heiligen gegen die heilige Schrift ist; ich gebe alle Rosenfränze und alle Fürsprecher auf, und will mich in aller Noth an Gott allein und an Jesum Christum halten, unsern Herrn!“

Nun dachte er nicht mehr daran, in sein Kloster zurückzukehren. Nach Deutschland trieb es ihn, um den Mann zu sehen, der auch ihn, wie so viele Andere, zuerst der Fesseln des alten Unglaubens ledig gemacht hatte. Um dem weit verbreiteten Nege seines Ordens zu entgehen, nahm er den Namen Johannes

Serranus an, und ward ein Flüchtling um das Evangelii willen. In Eisenach zu Anfang November 1522 angelangt, wandte er sich in einem Briefe an Spalatin, und bat um eine Unterredung mit Kurfürst Friedrich und mit Luther. Aber, als er noch auf Antwort harrete, fing er schon an, hier das Evangelium Johannis zu erklären, und zu einer Disputation herauszufordern. Da kam endlich die lang ersehnte Antwort. Mitten im Winter machte er sich auf den Weg nach Wittenberg, wo er im Januar 1523 eintraf. Er sah Luther, erzählte ihm seine Lebensgeschichte, und Luther schrieb an Spalatin: „Johannes Serranus, oder vielmehr Franz Lambert, denn das ist sein wahrer Name, ist bei uns, ein Mann aus ehrbarem Geschlecht, der zwanzig Jahre bei den Minoriten gelebt, ehemals Prediger seines Ordens war, und jetzt ob der Verfolgung um des Wortes willen flüchtig und in Armuth ist. An der Ehrlichkeit des Mannes ist nicht zu zweifeln; denn wir haben hier Zeugen, die ihn in Frankreich und in Basel gehört und gekannt haben. Der Mann gefällt mir in allen Stücken sehr wohl, und ich glaube, ihn erkannt und durchschaut zu haben als Einen, der würdig ist, daß wir ihn in seiner Verbannung ein wenig unterstützen und tragen.“

Lambert fing an, den Propheten Hosea öffentlich zu erklären, und Luthers Schriften in's Französische und Italienische zu übersetzen. Am 24. Juni 1523 trat er mit Christina, einer ehrsamem Bäckerstochter aus dem nahen Herzberg, in den Ehestand. Er schreibt über diesen Schritt: „Ich für mein Theil will kein Hurer seyn, wie ich denn auch nie keiner war; ich will auch keine sonstige Unreinheit. Auch ist hier Gottes Wort, welches mich antreibt und gebietet, auch nicht einmal unreine Gelüste im Herzen zu hegen. Durch sein Wort hat mich der Herr gezwungen, ehelich zu werden. Es würde vielleicht besser um mich stehen, und ich könnte es dem Fleische nach gar viel bequemer haben, wenn ich dem Papste anhinge. Denn vordem, als ich ein Schismatiker, ein Heuchler und ein Ketzer war, da lebte ich überall in Ueberfluß; nun aber genieße ich spärlich Speise und Trank zur Leibesnothdurft. Aber ich wollte lieber in Armuth und Dürftigkeit bei dem Herrn im Reiche Jesu Christi seyn, als des Goldes und Silbers vollauf haben in den Hurenhäusern des Papstes. Christus ist mein Herr und mein König, und mein Gott hat mich noch nie verlassen!“

Er lebte äußerlich in großer Noth. Denn, als er das ganze Jahr Vorlesungen gehalten hatte, die doch zahlreich besucht waren, betrug sein ganzes Honorar nur fünfzehn Groschen! Da er in Wittenberg seinen Lebensunterhalt nicht fand, er auch nicht länger dem selbst armen Luther zur Last fallen wollte, so ging er nach Meß, um von hier aus für sein Vaterland zu wirken. Von hier aus, wo die Evangelischen gerade mit Feuer und Schwert verfolgt wurden, schrieb er an Franz I., König von Frankreich, ob er ihn etwa für die Sache des Evangeliums gewänne. Der muthige Chastellain, von dessen Leben und Leiden wir unsern Lesern schon erzählt haben, war in aller Trübsal hier sein treuer Gefährte, den er lieb gewann wie sein eigen Herz, und nur seinen Jonathan nannte. Doch war auch hier seines Bleibens nur kurze Zeit. Der ganze Schwarm der Gegner, die Chorherren, die Mönche, der Inquisitor, der bischöfliche Official, und wer sonst noch dazu gehörte, verlangten die Einkerkierung des lutherischen Ketzers. Lambert begab sich daher nach Straßburg. Hier, wo die Reformation bereits gesiegt hatte, wurde er mit offenen Liebesarmen aufgenommen, erhielt jedoch keine feste Anstellung, da er von Wittenberg kam, und Straßburg vorzugsweise reformirt war, sondern wirkte für die weitere Ausbreitung und Befestigung des Evangeliums nur durch Schriften.

Aber Gott hatte ihm noch einen anderen und bedeutenderen Wirkungskreis ersehen. Auf seines Freundes Jacob Sturms, nach Anderen auf Melancthons Empfehlung wurde er vom Landgrafen Philipp von Hessen berufen, die Reformation in seinen Landen durchzuführen zu helfen. Lambert schrieb 158 Thesen, die er „Paradoxen“ nannte, und nach damaliger Sitte an die Kirchthüren anschlagen ließ. Die erste These hieß: „Alles Entstellte muß hergestellt (reformirt) werden. Das Wort Gottes allein lehrt, was entstellt ist, und was herzustellen ist; jeder von ihm abweichende Reformationsversuch ist eitel.“

Am 21. Oktober 1526 früh um 7 Uhr öffneten sich die Thüren der Hauptkirche zu Homberg. Prälaten, Aebte, Priester, Grafen, Ritter und städtische Abgeordnete, in ihrer Mitte Philipp als vornehmstes Glied der Kirche, zogen dort ein. Hieher hatte der Landgraf sie Alle entboten, „ob sie wollten ihren Grund und Wissenschaft nach göttlicher Schrift anzeigen.“ Lambert trat auf, und erläuterte und bewies mit der ganzen Kraft seiner glühenden Beredtsamkeit seine Thesen. Er schloß

mit den Worten: „Wer etwas dawider zu sagen hat, erhebe sich!“ Zuerst schwiegen Alle still; endlich ergriff der Guardian der Marburger Franziskaner, Niklas Ferber, das Wort. Gesenkten Hauptes, die Augen auf den Boden geheftet, sprach er; als er aber den Augustinus Petrus Lombardus und andere Doctoren anführte, fiel der Landgraf ein: „Stellt nicht die schwankenden Menschenansichten in den Vordergrund, sondern nehmt Gottes Wort, welches allein die Herzen stärkt und fest macht!“ Der bestürzte Franziskaner setzte sich, und sprach: „Hier ist nicht der Ort zu antworten.“ Da entfaltete Lambert die Macht der Wahrheit und die ganze Wucht seiner feurigen Rede. „Wir sind Christi Schafe,“ sprach er, „und begehren daher auch, nur seine Stimme zu hören, die wir auch reden. Du aber kommst nur mit deinen schändlichen Menschenfäzungen... Du trittst Christus und sein Evangelium, Paulum und die Propheten sammt aller göttlichen Schrift mit Füßen. Du richtest mit uns nichts aus, wenn du nicht andere Beweise gegen unsere Sätze vorbringst. Da liegst du niedergestreckt, Unglückseliger! Gott erbarme sich deiner, und erleuchte dich! Denn du mit den Deinen, ihr seyd blind, und habt Christum verläugnet. Du aber kundschaftete Alles aus, wie du willst; sinne nach, schreibe, auf welche Art du willst, versammle alle Mönchsstüzen, nicht allein aus Hessen, sondern von wo du immer willst, um dich her, kommt Alle zusammen heran auf Streitwagen, auf Rossen, mit Lanzen, und ich, ein armer Sünder, ich, ein Kind Christi, ich, das Schäflein seiner Weide, voll Vertrauen auf diesen meinen Herrn Christum, ich will gegen dich und alle die Deinigen streiten, ganz allein, nur mit der Schleuder und dem Stein, im Namen des Herrn!“

Lambert entfaltete in dieser Disputation all seine Gelehrsamkeit und seinen Eifer für die Sache des Herrn, und setzte seinen Gegner so sehr in Erstaunen, daß der Guardian voll Schreck „über die Bliße der Gottlosigkeit und die Donner der Gotteslästerung,“ wie er sich ausdrückte, wiederum sich setzte mit den Worten: „Hier ist nicht der Ort zum Antworten.“ Lambert sprang noch einmal auf, und forderte ihn zum Streite heraus. Dann rief er ihm ein Wehe zu, wenn er nicht Buße thue, und schloß: „Die Hand des Herrn wird über dich kommen, und dich zermalmen! Die ganze Kirche betet für dich, damit du nicht auf ewig verloren gehest! Amen!“ Er selbst gestand später, er habe sich in dieser letzten Rede zu einigen zu starken Ausdrücken

hinreißen lassen. „Der Eifer für das Haus des Herrn verzehrte mich; mein Herz war voll Erbitterung über solche verderbliche Blindheit.“

So nahmen die Feinde des Evangeliums ihre Zuflucht zum Schweigen. Der eine Priester hatte gesagt: „Ich werde das Hegefeuer verteidigen; ein Anderer: „Ich werde die Paraderen des höchsten Artikels umwerfen (über das wahre Priestertum); ein Dritter: „Ich die des zehnten Artikels (von den Bildern); aber siehe da, — Alle schwiegen still! Noch dreimal forderte Lambert seine Gegner auf, ihn zu widerlegen, wenn sie glaubten, daß in seinen Sätzen etwas mit dem Worte Gottes nicht übereinstimme, damit die Ehre Gottes und die Erbauung der Kirche gefördert werde. Alles schwieg. Da faltete er die Hände, und rief mit Zacharias: „Gelobet sey der Herr, der Gott Israels, denn er hat besucht und erlöst sein Volk!“ Drei Tage hatte diese Disputation gewährt. Als der Sieg errungen war, beauftragte man auserkorene Männer, die heilige Kirche dem Worte Gottes gemäß zu ordnen, worauf sie nach dreitägiger gemeinschaftlicher Arbeit die vom Landgrafen bestätigte Verfassung im Namen der Synode veröffentlichten. Lambert hat auf die Abfassung dieser Kirchenordnung einen so entscheidenden Einfluß gehabt, daß wir sie hier näher betrachten müssen.

„Die Kirche des Landes, ihr Wohl und Wehe liegt in der Fürsorge der Synode, die alle Jahre während dreier Tage gehalten werden soll. Mitglieder derselben sind alle Pastoren (Bischöfe), und ein von jeder Gemeinde dazu erwählter Laie, dem sie für Alles, was im Bereich der Synode liegt, ihre Vollmacht überträgt. Eine Commission von dreizehn Männern aus der Mitte der Gemeinde soll alle der Synode vorliegenden Sachen vorher in Beratung ziehen. Jährlich werden von der Synode drei Visitatoren gewählt, die jede Gemeinde jährlich einmal zu besuchen haben.“

„Jeder fromme Mann, der in Gottes Wort geübt ist, und das heilige Wort zu lehren begehrt, soll zugelassen werden; denn er hat einen inneren Beruf von Gott erhalten. Die Diener am Wort sind dienende; also sollen sie nicht Herren, Fürsten, Herrscher seyn. Die Gläubigen sollen sich versammeln, und ihre Bischöfe und Diakonen wählen; jede Kirche wähle ihren Bischof. Die gewählten Bischöfe werden durch Handauflegung dreier Bischöfe zu ihrem Amte geweiht. Die Diakonen sollen, wenn keine Bischöfe anwesend sind, durch Handauflegung zweier Kirchenältesten geweiht werden. Jede Kirche setzt ihren Bischof in den

Stand, mit seiner Familie zu leben, und, wie Paulus befiehlt, gastfrei zu seyn; aber für seine gelegentlichen Dienstleistungen darf er nichts fordern. Ein Bischof, welcher in Zeiten der Pest, oder sonstiger Gefahr die Gemeinde verläßt, oder durch Kleiderpracht und leichtsinnigen Wandel der Kirche Aergerniß giebt, und trotz der Warnungen sich nicht bessert, soll durch die Kirche, welche über die Pastoren zu richten befugt ist, abgesetzt werden."

„Alle Sonntage soll an einem bestimmten Orte eine Zusammenkunft derer Statt finden, welche als Gläubige gelten, um mit dem Bischof nach Gottes Wort alle kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen, und die, welche der Kirche Aergerniß geben, auszuschließen. Denn die christliche Kirche hat nie ohne Excommunication bestanden, und St. Paulus sagt 1. Cor. 5, daß man die Lasterhaften öffentlich strafen und sie „dem Satan übergeben soll zum Verderben des Fleisches, auf daß der Geist selig werde am Tage des Herrn Jesu.“ Vierzehn Tage vorher soll der Geistliche den Sünder öffentlich warnen, und während dieser Zeit dem verlorenen Schafe nachgehen, damit es sich nicht beklagen könne. Ist dies ohne Erfolg, dann wird die Excommunication vom Pfarrer und von der Gemeinde vollzogen. Ersterer schließt die Versammlung mit den Worten: „Wer den Herrn Jesum Christum und sein Wort verläugnet, der sey ausgethan aus unserer Mitte! Sein Friede aber, seine Barmherzigkeit und seine Wahrheit sey mit Allen, die ihn anrufen!“ Und die Gemeinde antwortet darauf: Amen!"

Von den Versammlungen der Gläubigen zu den angegebenen Zwecken heißt es: „Wenn sie zusammen kommen, so sollen sie nicht erschrecken, wenn sie auch im Anfang nur zu zwanzig oder dreißig seyn sollten, des Glaubens gewiß, daß durch Gottes Gnade sie bald vermehrt werden.“ —

Wenn nun auch manche Bestimmungen der Kirchen-Ordnung nicht ganz ohne Bedenken sind, und man namentlich vom Extrem des Pomps und der Sinnbilder zum Extrem der Einfachheit überging, sodaß man sogar die Orgeln in den Kirchen verwarf, so dürfen wir doch die mancherlei Vorzüge dieser auf apostolischem Grunde ruhenden Kirchenordnung nicht verkennen, und müssen vornehmlich von ganzem Herzen wünschen, daß unsere theure evangelische Kirche doch endlich den Segen erkennen möge, der auf einer der heiligen Schrift gemäßen Kirchenzucht ruht!

Drei Jahre nach dieser Synode zu Homberg fand das bekannte Religionsgespräch zu Marburg statt, welches

den Streit zwischen Luther und Zwingli über die Lehre vom heiligen Abendmahl schlichten sollte. Lambert war bis in's Jahr 1524 der lutherischen Lehre ergeben gewesen; dann aber trat er der Ansicht derer bei, welche nur einen geistigen Genuß des Leibes und Blutes Christi bekannten. Er nahm an dem Gespräch keinen thätigen Antheil; über seine Stellung dazu spricht er sich folgender Maßen aus: „Ich hatte mir fest vorgenommen, bei der Erforschung der Wahrheit nicht darauf zu achten, wer dieses, oder jenes sage, sondern darauf, was vorgebracht werde.“ Und er fand die Wahrheit auf Seiten der Schweizer. Sein feuriges, südliches Temperament, dem er auf der Synode zu Homberg die Zügel etwas zu sehr hatte schießen lassen, wie er selbst es bekennt, hätte erwarten lassen, daß er auch in dieser Streitfrage mit allem Eifer gegen Luther und die Seinen losgebrochen wäre. Aber er stand unter der Zucht des heiligen Geistes, der ihn die Lutherischen als Brüder in Christo lieben lehrte. Er schrieb an einen Freund: „Wenn du glaubst, daß in dem heiligen Mahle die menschliche Natur Christi gegenwärtig sey, so werde ich dich deswegen nicht hassen, sondern dich als Bruder erkennen, weil ich glaube, daß du, durch dein Gewissen getrieben, solches glaubst, weil dir doch nichts Anderes offenbart worden ist. Wir wollen uns unterdessen gegenseitig lieb haben.“

Als am 30. Mai 1527 Philipp die Universität Marburg gründete, wurde Lambert als Professor an dieselbe berufen. Seine Feuerliebe für Christum zündete in den Herzen vieler Jünglinge. Einer seiner bedeutendsten Schüler war Schottlands erster Blutzeuge für das Evangelium, Patrick Hamilton, den unsere Leser bereits kennen gelernt haben. In welchem Sinne Lambert dieses Amt führte, wie Glaube ihm mehr war, als Wissen, und mit Gott in der That und Wahrheit Eins seyn ihm höher stand, als von dieser Einheit tief denken und schön reden können, davon zeugt sein Ausspruch: „Bete zu dem Herrn ohne Unterlaß, daß dich der Menschentand nicht anstecke! Frage oft dein Herz, und siehe, ob es durch diese Studien unrein geworden ist! Ist aber der fleischliche Sinn in dir so vorherrschend, daß du diesen Studien nicht dem Glauben gemäß obliegen kannst, und merkst du, daß dir alles dieses zum Verderben gereichen würde, so mußt du diese Geistesbeschäftigungen gänzlich meiden; du mußt das Auge des menschlichen Wissens lieber von dir werfen, als daß du durch dasselbe zu Grunde gehst!“ —


Lambert mußte an der Reize seines Lebens noch manchen Schmerz erleben. Der Einführung der Kirchenzucht, insbesondere des Kirchenbannes, stellten sich viele Feinde eines ernsten, reinen Lebens entgegen. Das Volk wollte den Bann nicht dulden; man behauptete, er sey der evangelischen Freiheit zuwider, und führe zur Priester-Tyrannie. Er that mit seinen Freunden alles Mögliche, um die neuen kirchlichen Einrichtungen durchzusetzen; aber der Feinde, mit denen er zu kämpfen hatte, war Legion. Das machte ihm viele Schmerzen. Er klagt: „Wann wird uns das Glück zu Theil werden, unsere Kirchen recht nach Christi Befehl eingerichtet zu sehen? Wir haben Vieles zerstört; wie viel aber haben wir aufgebaut? Der Papst mit seinen Cardinälen liegt fast darnieder, die Klöster sammt den Mönchsorden sind aufgehoben, die Cärimonien und alles Schriftwidrige ist abgethan, das ist gut; aber damit ist es nicht genug! Wo ist die rechte Feier des heiligen Abendmahls? Wo ist der allen Kirchen höchst nöthige Bann, den so Viele gegen das offene Schriftzeugniß verwerfen? Wo ist jene freiwillige Gemeinschaft der Güter, welche bewirken soll, daß die Noth der Armen durch den Ueberfluß der Reichen erleichtert werde? Und was für Leute, großer Gott! stehen so vielen Kirchen vor? Der Fürst hat wohl Vieles verordnet; aber Alles wird nach und nach verworfen!“

So klagte er. Aber dieser glaubensmuthige Kämpfer verzagte nicht: „Auf, laffet uns standhaft streiten für das Haus des Höchsten und für seine Himmelsstadt! Lasset uns die Trümmer wieder aufbauen mit Wachen und Beten, damit wir nicht zu Schanden werden vor denen, die draußen sind! Alles, was bisher geschehen ist, ist nichts, wenn wir nicht voranschreiten.“

Diese Worte schrieb Lambert am 26. Februar 1530. Am 18. April desselben Jahres war er von der streitenden Gemeinde schon in die triumphirende aufgenommen. Die Schweißfieberseuche, die schon während des oben erwähnten Religionsgesprächs in Marburg geherrscht hatte, raffte diesen Diener Gottes dahin.

Und sollen wir zum Schluß sein allein für die Ehre des Herrn begeistertes Wesen noch kurz schildern, so können wir es nicht besser thun, als wenn wir von ihm selbst ein Wort anführen, das er an Friedrich Myconius geschrieben hat. Er sagt in diesem Briefe: „Nachdem ich Christum erkannt habe, und er mich zu seinem Evangelio berufen hat, habe ich niemals begehrt, daß weder irgend Jemand, noch ich selbst, noch meine

Sinne mich richten, sondern ich wünschte, und habe mit allen Kräften dahin gearbeitet, daß ich und Andere durch sein Wort regiert würden, und es schmerzt mich, wenn ich, oder Andere nach unserer Weise wandeln, anstatt nach Gottes Anweisung. Ich wollte über Niemanden herrschen; aber das wünschte und wollte ich, wünsche und will ich noch, daß Alle dem Worte Gottes gehorchten. Das Gegentheil habe ich bei mir und Anderen stets verabscheut.“ —



Die Reformation in England und die Märtyrer derselben.

„Ich weiß deine Werke und deine Arbeit und deine Geduld, und daß du die Bösen nicht tragen kannst, und hast versucht die, so da sagen, sie seyen Apostel, und sind es nicht, und hast sie Lügner erfunden. Aber ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest.“ (Offenb. 2, 2. 4.)

Einleitung.

Bevor wir unseren Lesern von den englischen Märtyrern erzählen, welche unter der Regierung der Königin Maria, der katholischen, den Herrn mit ihrem Tode gepriesen haben, sey es uns vergönnt, einen Schritt rückwärts zu thun, und eine kurze Schilderung von der Gründung, der Blüthe und dem Untergange der altbrittischen evangelischen Kirche zu geben.

„Wo war die evangelische Kirche vor tausend und mehr Jahren?“ das ist noch immer die Frage der Römisch-Katholischen. Wenn wir auch hinweisen können auf die alte apostolische Kirche, welche nichts gewußt hat von der Rechtfertigung auch aus den Werken, von dem Mesopfer, von der Kelchentziehung, von einem sichtbaren Stellvertreter Christi, diesem „Vice-Gott,“ wie den Papst ein römischer Schriftsteller nennt, von der Heiligenanbetung, von dem Fegfeuer, und wie die Irrthümer alle heißen, welche eine feste Scheidewand zwischen uns und jenen bilden; so ist es für uns Evangelische doch ein wohlthuendes Gefühl, wenn wir auch in späterer Zeit helle, leuchtende Punkte erblicken, wie Dasen in der trostlosen Wüste, in denen die Predigt von der alleinigen Gnade Gottes in Christo noch laut und rein erklingen ist, wie wir früher schon solche Dasen in den Waldensern, den syrischen Christen Ostindiens u. mit Freuden begrüßt haben.

Eine solche Dase in der Wüste, eine Hütte in den Kürbisgärten, ist

„die altbrittische Kirche“

gewesen.

Im zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung steuerten zuweilen Schiffe aus Kleinasien und Griechenland nach Britanniens rauhen Küsten, um dort die Erzeugnisse des Ostens zu verhandeln. Unter diesen Kaufleuten waren manche fromme Männer, welche es nicht lassen konnten, zu den armen Heiden von dem Gottessohne zu reden, der uns zu Liebe in Bethlehem geboren ist, Arme und Kranke geheilt und die Müssigen erquickt hat, zuletzt am Kreuze auch für die fernsten Völker gestorben ist, und nun gewaltiglich herrschet in seines Vaters Reich. Auch brittische Kriegsgefangene, deren Gefangenschaft ihnen zur Befreiung von dem Joch der Sünde wurde, haben diese frohe Botschaft nach ihrem Vaterlande zurückgebracht, und noch manche andere Wege hat der Herr gefunden, so daß es schon vor dem Ende des zweiten Jahrhunderts dert christliche Kirchen gab, in denen der Name Jesu Christi angebetet wurde. Und wie blühten diese Gemeinden, und besonders von der Zeit an, als sie unter der Regierung des Kaisers Domitian die Bluttaufe empfingen! Viele flüchteten nach Schottland, und zeugten durch ihr stilles, frommes Leben so laut für das Evangelium, daß die Heiden schaarenweise ihre heiligen Eichen und blutigen Altäre verließen, und auf die süße Stimme des Evangeliums hörten. Von dem Bischof zu Rom wußten die Christen nichts; die Streitigkeiten, welche die abendländische und morgenländische Kirche durchzuckten, berührten sie nicht; die heilige Schrift war der einzige Quell ihres Glaubens, eines Glaubens, der gar herrliche Früchte getragen hat. Vor Allem tritt uns hier der Apostel Irlands, Patricius, entgegen, von dem wir unsern Lesern schon im ersten Theile dieses Werkes berichtet haben. Er hatte in seiner Jugend einen schweren Fall gethan. Da führte ihn der Herr nach Irland in die Claverei, und als er hier, wie der verlorene Sohn, die Säue hüten mußte, gedachte er der Gottesworte, die er als Knabe von seiner Mutter Conchessa gehört hatte, und kehrte zurück zu seinem himmlischen Vater. Er selbst sagte von seinem damaligen Zustande: „Die Liebe Gottes floß mehr und mehr mit dem Glauben und der Furcht seines Namens in meinem Herzen zusammen. Der Geist

trieb mich dergestalt, daß ich des Tages wohl hundermal betete, und selbst des Nachts trieb mich auf den Bergen und in den Wäldern, wo ich meine Heerde hütete, Regen und Schnee, Frost und Ungemach an, Gott zu suchen. Da war kein mich Gehenslassen, wie ich jetzt an mir bemerke; der Geist glühte in meinem Herzen." — Nach manchen wunderbaren Führungen kehrte er später nach Irland zurück, um dort das Evangelium zu verkündigen. Kein Papst hatte ihn ausgesandt, und wenn auch ein Schriftsteller des 12. Jahrhunderts behauptet, daß er nach Rom gereist sey, um von dem Papst Weihe und Vollmacht zu empfangen, so läßt sich dies doch keineswegs beweisen. Vielmehr schloß sich die irische Kirche eng an die altbrittische an, und sträubte sich in gleicher Weise gegen die römischen Satzungen, wie jene.

Etwa zweihundert Jahre später sehen wir in der brittischen Kirche einen anderen Mann wirken, Columba, aus königlichem Geschlechte, von dem wir ebenfalls schon früher erzählt haben. Ein armseliges Boot, aus biegsamen Weidenzweigen und Thierhäuten verfertigt, führte ihn und einige Gefährten nach Schottland. Auf einer kleinen Insel, welche in Folge davon den Namen *Zona* erhielt, nahm er seinen Wohnsitz, und die Insel wurde von da an der Mittelpunkt der altbrittischen Kirche. „Die heilige Schrift ist die einzige Quelle des Glaubens. Hinweg mit allem Verdienst der Werke! Suchet nur das Heil in der Gnade Gottes! Hütet euch, die Religion in äußeres Thun zu setzen! Reinheit der Seele vor Gott ist mehr werth, als Enthaltung von Fleisch. Unser einziges Haupt ist Jesus Christus. Bischöfe und Presbyter sind gleich; sie sollen Eines Weibes Mann seyn,*) und ihre Kinder im Gehorsam erziehen.“ Das war der Inhalt der Predigten dieser Männer. Sie wußten nichts von Brodverwandlung, nichts von Kelchentziehung, die selbst noch der Papst Gregor der Große für Ketzerei erklärt hatte; nichts von Anrufung verstorbener Heiligen, von Kerzen und Weihrauch; sie feierten, wie die morgenländische Kirche, Ostern an einem anderen Tage; die Oberherrschaft des Papstes kannten sie nicht. Ein Presbyter stand dem Missionshause auf *Zona* vor; er weihte mit den anderen Ältesten die auszusendenden Missionare zu Priestern und

*) Patricius war der Sohn eines Diacons, Calpornius, Enkel eines Presbyters, Potitus. Noch im 12. Jahrhundert gab es in Irland verheirathete Bischöfe, wie ja auch erst Gregor VII. (1073—1085) das Eölibat der deutschen und französischen Geistlichkeit durchgesetzt hat.

Bischöfen. Und ganze Scharen von Heidenboten wurden von Zona, Bangor und anderen Punkten ausgesandt; nach Deutschland, den Niederlanden, der Schweiz, Frankreich, ja bis nach Italien drangen sie vor, um das Evangelium zu verkünden. Sie nährten sich von ihrer Hände Arbeit; die Bibel war ihre einzige Waffe, mit der sie jene friedlichen Eroberungen für das Reich Jesu Christi machten. Sie wollten nicht gegen Rom ankämpfen, zu dem sie ja in irgend welchem Gegensatze nicht standen, da sie ihren Glauben nicht im Kampfe gegen Rom, sondern selbstständig und unmittelbar aus der heiligen Schrift selbst empfangen hatten. Aber doch konnten sie ihre Augen nicht gegen die Gefahren verschließen, die der herrschenden Kirche drohten, und mit warnender Stimme rief Columban Rom zu, es möge sich vor aller Entartung hüten, weil es nur so lange seine Macht behaupten könne, als es die wahre Lehre behaupten würde.

Aber bald sollte ein heftiger Kampf zwischen der altbrittischen evangelischen Kirche und dem Papstthum ausbrechen. Wie haben oben erzählt, daß der Papst Gregor der Große Missionare nach dem heidnischen England sandte, unter ihnen den Abt Augustin, und welche Ermahnungen er ihnen gab, das Wort des Herrn nicht zu vergessen Joh. 13, 35: „Dabei wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt.“ Aber Augustins Schroffheit und Hochmuth ließ die Christen von Zona sehr bald erkennen, daß ein Anschluß an Rom der Untergang ihrer Kirche sey, und alle Unterhandlungen zerschlugen sich an der Festigkeit des sonst so milden und sanftmüthigen Presbyters Deynoch, des Hauptes der Kirche von St. Zona, und an ihrem Bekenntniß, auf welchem die Christen feststanden, daß ihr einziges Haupt Christus sey. „Wenn ihr die Bruderhand, die euch den Frieden bringen will, nicht annehmen mögt,“ antwortete Augustin, „so sollt ihr Feinde an uns finden, die euch den Krieg bringen! Wenn ihr nicht mit uns den Sachsen den Weg des Lebens verkünden wollt, so sollt ihr von ihrer Hand den Todesstreich empfangen!“

Und diese blutige Prophezeiung sollte bald in Erfüllung gehen. Edelfried, König der Angelsachsen, der noch Heide war, rückte bald nach Augustins Tode mit einem zahlreichen Heere gegen Bangor an. Das wehrlose Häuflein warf sich in die Arme des Herrn, und griff zur Waffe des Gebets. Aber der Herr hatte beschlossen, daß sie ihn mit ihrem Tode preisen sollten.

Nachdem sie sich durch Fasten vorbereitet hatten, versammelten sich 1250 von ihnen an einsamer Stelle, um ihre Bitten vor Gott niederzulegen. Da erblickte Edelfried das knieende Häuflein. Wer sind diese Leute? und was thun sie? fragte er. Als er es erfuhr, fügte er hinzu: „So kämpfen sie gegen uns, gleichviel, ob mit, oder ohne Waffen.“ Etwa 1200 wurden niedergehauen, Banger ward in einen Schutthaufen verwandelt. Die Kunde von diesem Blutbade erfüllte das Land mit Jammer und Wehklagen; aber die römischen Priester dachten anders, und selbst ein Beda, der Ehrwürdige, konnte von dieser Gräuelthat sagen: „So ist die Weissagung des Priesters Augustinus in Erfüllung gegangen!“ Nach solchen Aeußerungen können wir uns nicht wundern, daß sich lange Zeit unter dem wallisfischen Volke die Ueberlieferung erhielt, Augustin sey noch der Anstifter dieses Blutbades gewesen. —

Und noch einmal erhob sich das evangelische Christenthum in verjüngter Kraft, und schien ganz England sich unterwerfen zu wollen. Der Sohn des grausamen Edelfried, Oswald, hatte schon in früher Jugend nach Schottland fliehen müssen. Dort sollte der verbannte Königssohn sich erst vor dem Könige des Himmels beugen lernen, ehe er den Thron seines Vaters wieder bestiege. Zu den Füßen der Ältesten von Jona sitzend, lauschte er auf das Evangelium von Jesu, dem Sohne Davids, und lernte ihn als den alleinigen Herrn der Kirche anerkennen. Mit warmem Eifer für den christlichen Glauben erfüllt, beschloß er, den Thron seiner Väter wieder unter dem northumbrischen Volke aufzurichten, und ihm zugleich das Evangelium zu verkündigen. Ehe er in die Schlacht zog, pflanzte er ein Kreuzeszeichen auf, kniete nieder, und rief Gott an, daß er der gerechten Sache den Sieg verleihen möge. Er erfocht (634) einen glänzenden Sieg, und erhielt von den Schotten einen Missionar, Namens Corman. Wir haben in der Lebensgeschichte Aidans bereits gesehen, weshalb Corman wenig unter diesem Volke ausrichtete, und nach Jona zurückkehrte. Aidan wurde durch Handauslegung der Ältesten zum Bischof geweiht, und ausgesandt, um den armen Heiden „die Liebe des Heilandes zu zeigen.“ Seine Erfolge waren ganz außerordentlich, der Hunger und Durst nach dem Evangelium groß, und auch der Tod Oswalds, der in einer Schlacht gegen ein heidnisches Volk acht Jahre nach seinem Regierungsantritt fiel, konnte das Werk des Herrn nicht hindern.

Von hier aus breitete sich das Christenthum mit großer Schnelligkeit in allen angelsächsischen Königreichen aus; aber leider wirkten irische und schottische Geistliche zugleich mit fränkischen Bischöfen zusammen, und es fehlte nicht an Streitigkeiten über die Verschiedenheit der Kircheneinrichtungen. Zwar durch geistige Waffen konnte auch hier Rom nichts gegen die reinere Lehre ausrichten, besonders bei dem frommen, uneigennütigen Eifer der schottischen Missionare, von dem auch Beda in seiner Kirchengeschichte das vortheilhafteste Bild entwirft; aber doch fand es Mittel und Wege, sich die Alleinherrschaft zu erobern. Oswalds Bruder und Nachfolger Oswy sollte das Werkzeug dazu werden. Dieser war ein Mann ungezügelter Ehrgeizes, der das Christenthum sich nur äußerlich angeeignet hatte. Der fromme König Dswin von Deira, sein Verwandter, nach dessen Throne er trachtete, wurde meuchlings von ihm umgebracht; — dies war der erste Schritt zum Papstthum, durch den er sich innerlich von der altbrittischen Kirche trennte. Bald darauf unterwarf er seinem Scepter das Land des noch heidnischen Königs Penda, mit Ausnahme eines von Peada, dem Sohne des Penda, beherrschten Theiles. Aber Peada war Oswys Schwiegersohn. Auch er unterlag in einer von seiner eigenen Gemahlinn, Oswys Tochter, angestifteten Verschwörung, und nun gehorchte der größte Theil Englands diesem blutigen Könige. War er für die römische Kirche gewonnen, so war ihr Sieg in England gewiß, und darum bot man alle Mittel auf, ihn von der Vortrefflichkeit der römischen Einrichtungen zu überzeugen.

Der Mittelpunkt aller Bestrebungen war die Königin Eanfled, Oswys Gemahlinn, die in der römischen Kirche aufgezogen war, und einen römischen Kaplan an ihrem Hofe hatte. Zu diesen Beiden gesellte sich noch ein Dritter, Wilfrid, ein junger Northumberländer, von schönem Wuchs, klarem Verstande, unternehmend und voll Ehrgeiz. Er reiste, mit Empfehlungen versehen, nach Rom, um in der „ächt apostolischen Kirche Belehrung zu suchen, da die Lehre der Schotten nicht vollständig sey.“ Von hier kehrte er mit dem brennenden Verlangen zurück, sein Vaterland der mächtigen und in äußerem Glanze und Ansehen strahlenden römischen Kirche zu unterwerfen. Am Hofe fand er bei der Königin die bereitwilligste Unterstützung. Alfred, der künftige Thronfolger, fromm, und voll Eifer, ein zweiter Oswald zu werden, wurde durch die glänzenden Gaben Wilfrids gefesselt, und bald gewonnen. Nun warf man auch nach

dem Könige das Netz aus. Diesen zu gewinnen, war nicht so schwer, als man vielleicht anfangs dachte. Zwar trat der auf Jona ordinirte Bischof Finan allen römischen Bestrebungen offen und kräftig entgegen, und auch sein Nachfolger Colman war ein einfacher, aber gleich kräftiger Mann. Doch immer kühner trat die Gegenpartei hervor; bei Tafel, bei der Jagd stritt man über die Vorzüge beider Kirchen, und der König, zuerst zwischen beiden Parteien hin und her schwankend, neigte sich immer entschiedener nach Rom hin. Und seine Verbrechen mußten den Gegnern zu Hülfe kommen. Ist es doch auch in unseren Tagen mehr als einmal vorgekommen, daß Leute, denen ihr Gewissen sagt, daß sie den Zorn des heiligen Gottes in ganz besonderem Maße verdient haben, sich nicht in demüthiger Buße unter das Joch Christi beugen mögen, sondern zu den äußerlichen Gnadenanstalten der sich der menschlichen Schwachheit schriftwidrig anbequemenden römischen Kirche ihre Zuflucht nehmen. Das Evangelium verlangt, daß wir durch Erldtung des alten Menschen in der Buße mit Christo vereinigt werden; nur so wird Christus, der einige Mittler zwischen Gott und Menschen, auch unser Versöhner. Das aber geht nicht ab ohne viel Gebet und Thränen und gänzliche Selbstverläugnung, und hat keinen Bestand ohne tägliche ernste Reue und Buße mit Hungern und Dürsten nach der Gerechtigkeit Christi. Die römische Kirche weiß noch von einer anderen Versöhnung durch eigene Werke, und spricht: Schließe dich mir an, und vertraue, daß ich dich mit Gott in's Reine bringe durch das überflüssige Verdienst meiner Heiligen! Das ist denn freilich ein bequemer Weg, wenn Andere alle Sorge für uns übernehmen wollen, um uns in den Himmel zu bringen, und diesen Weg wollte auch der König Oswy gehen. Wilfrid wußte seine Gewissensbisse rege zu erhalten, und ihm dabei von den Gnadenspendungen Roms zu erzählen. Als man den König genug vorbereitet glaubte, sollte eine öffentliche Disputation den Streit entscheiden!

Am Ufer der Nordsee, zu Streanach-Hall, lag ein Kloster, dessen Oberinn Hilda, die fromme Tochter des Königs Edwin, sehnlich die friedliche Beendigung der unseligen Kämpfe wünschte. Hier erschien Colman mit den Ältesten und Bischöfen der brittischen Kirche vor dem Könige, und der angelsächsische Bischof Agilbert mit Wilfrid, Romanus u. A. Colman berief sich auf den Apostel Johannes und auf Columba und dessen Schüler; Wilfrid, der Wortführer der römischen Partei, auf Petrus und Paulus und auf die Ausbreitung

des römischen Brauchs über den ganzen Erdfreis gegenüber der kleinen Anzahl der albrittischen Christen. „Euren Columba“, sprach er, „wollt ihr dem Apostelfürsten vorziehen, zu dem Christus gesagt hat: Du bist Petrus, und ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben?“ So hatte Wilfrid mit schlauer Berechnung den Apostel Johannes bei Seite geschoben, und den Columba dem Apostel Petrus gegenüber gestellt. Und als nun der König ausrief: „Ist es wahr, Colman, daß der Herr diese Worte zu Petrus gesprochen hat?“ und Colman es ohne Weiteres bestätigte, und als derselbe auf die Frage des Königs: „Könnt ihr beweisen, daß eurem Columba eine ebenso große Macht verliehen worden sey?“ ebenfalls nur mit einem einfachen Nein antwortete, da war der Sieg des Papstthums entschieden. Die Männer von Jona hatten nicht mehr die Schriftkenntniß ihrer Vorfahren; der Streit drehte sich um das Ansehen des Papstes, des Nachfolgers Petri, und hier auf diesem Felde war es nicht schwer, die Ueberlieferung der römischen Kirche mit frecher Stirn so zuzustuten, daß sie auf den König ihres Eindrucks nicht verfehlte. „Petrus ist der Pförtner!“ rief dieser aus; „ihm will ich gehorchen, damit ich nicht einst vergeblich an die Himmelsthür poche.“ Was Niemandem zukommt, als dem Herrn, das wurde dem Knechte zugeschrieben, obwohl der Herr sagt Offenb. 3, 7., daß er es sey, „der aufthut, und Niemand zuschliesse, der zuschliesst, und Niemand aufthue.“ So war es eine Gotteslästerung, welche der römischen Kirche das freie England unterwarf, und keiner der anwesenden Priester that den Mund auf, sie nachdrücklich zu bestrafen.

Colman legte sein Amt nieder, da er seine Kirche nicht verlassen wollte, und kehrte mit dreißig Angelsachsen und einer großen Zahl Britten nach Schottland zurück. Wilfrid dagegen wurde zum Lohn für seinen Sieg zum Bischof von Northumberland ernannt, und den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury bestieg Theodor, ein aus Tarsus in Cilicien stammender, durch seine Gelehrsamkeit bekannter Mönch. Da der Papst Vitalian ihm aber nicht recht traute, weil er von der griechischen Kirche zur römischen übergegangen war, so gab er ihm einen italienischen Abt mit, Hadrian, und mit diesem durchzog Theodor von Canterbury ganz England, und führte überall die römischen Kircheneinrichtungen ein. Während seiner ein und zwanzigjährigen Amtsverwaltung gelang es

ihm, die altbrittische Kirche ganz aus England zu verbannen. Auch manche Bessere wurden schwach. So kam Theodor auf seiner Rundreise zu dem Bischof Ceddä, der die altbrittische Ordination empfangen hatte. Als Theodor ihm bemerklich machte, seine Ordination sey nicht die rechte, wußte jener in falscher Demuth nichts Anderes zu antworten, als: „Ich habe mich niemals für würdig gehalten, Bischof zu seyn, und ich bin bereit, mich zurückzuziehen.“ „Mit nichts, antwortete Theodor, von Rücktritt ist nicht die Rede, sondern ich will dir nach katholischem Brauch eine neue Weihe erteilen.“ Ceddä unterwarf sich, und blieb Bischof.

Auf diese Weise fiel England der römischen Kirche anheim. Wir müssen auch hierin das göttliche Strafgericht erkennen, der es zuließ, daß der Leuchter umgestoßen ward, als er nicht mehr so hell brannte, wie vorher, und fremdes Feuer auf seinen heiligen Altar getragen war. Das eifrige Bibelstudium verschwand allmählich: Columba und die übrigen Hauptzeugen der altbrittischen Kirche traten von Tag zu Tage mehr in den Hintergrund; der lebendige Glaube der Väter wurde morsch; so mußte sie ja wehrlos dem Feinde in die Hände fallen!

Aber noch war der Sieg Roms nicht vollendet, so lange Schottland treu blieb. Darum waren die nächsten Angriffe auf dies Land gerichtet.

Das Haupt der Kirche von Jona war Admann, ein rechtschaffener und gelehrter, aber schwacher und etwas eitler Mann, und ohne tieferes geistliches Leben. Eines Tages wurde ein aus dem heiligen Lande zurückkehrendes Schiff, das den gallischen Bischof Arkulf an Bord hatte, durch einen Sturm nahe bei Jona ans Land geschleudert. Arkulf konnte nicht satt werden, von den heiligen Orten, wo der Herr gewandelt hatte, zu erzählen, und Admann hörte mit dem größten Interesse zu, ja, zuletzt zeichnete er eine Beschreibung des heiligen Landes auf, und begab sich mit derselben zu dem Könige Alfred von Northumberland. Schlau benutzte man hier die günstige Gelegenheit. Man lobte sein Werk über die Maßen, ließ eine Menge Abschriften davon machen, und schmeichelte ihm auf alle Weise. Man fragte ihn, warum doch die Hand voll Schotten in dem äußersten Winkel der Erde sich allein der Alles beherrschenden römischen Kirche widersetzen, — kurz, der freie Presbyter kehrte als ein römischer Priester nach Schottland zurück. Aber seine Versuche, sein

Vaterland zu befehren, schlugen fehl, und er mußte sich nach Irland zurück ziehen, wo er einige Erfolge hatte.

Jetzt versuchte man einen anderen Weg. Dem Pictenkönige Naitam wurde vorgestellt, daß die prächtige, Alles beherrschende römische Kirche mit ihrem Monarchen, dem Papst, an der Spitze, eigentlich die Kirche aller Monarchen seyn müsse. Ihre Pracht sey wie die Pracht des Königthums, ihre Dome seyen Paläste. Das wirkte! Der König ließ Baumeister kommen, versammelte alle Geistliche, und befahl ihnen, die römische Tonsur anzunehmen, und sandte Bevollmächtigte durch das ganze Land, um Geistlichen und Mönchen das Haar rund und kurz nach römischer Weise abschneiden zu lassen.

Auf diese Weise errang die römische Kirche auch hier die Herrschaft! —

Aber noch widerstand Jona. Doch auch diese stille Insel sollte fallen. Gegen Ende des siebenten Jahrhunderts stellte sich hier ein englischer Mönch, Namens Egbert, ein, der wieder von der Alles beherrschenden römischen Kirche redete, reiche Geschenke auskramte, und, als dies Alles noch nicht helfen wollte, ein Wunder auftrichtete. Ein Seliger sey einem anderen Mönche seines Klosters erschienen, und habe ihm aufgetragen: Sage Egbert: Du sollst in die Klöster Columbas ziehen; denn ihre Pflüge gehen nicht in der rechten Richtung, und du bist der Mann, der sie auf den rechten Weg zurückführen soll." Er habe nichts desto weniger nach Deutschland gehen wollen, um den Heiden dort das Evangelium zu verkünden: das Schiff sey aber unterwegs vom Sturm an eine Sandbank getrieben, und zertrümmert. Nun habe er, — ein zweiter Jonas, — dem Befehl des Heiligen gehorcht, und stehe hier, um sie dem Papste zu unterwerfen.

Aber noch zögern die Schotten; doch Egbert läßt sich so leicht nicht abweisen. Immer dringender werden seine Bitten, durch die er auch wohl Drohungen hindurchblicken läßt, — da fällt endlich auch der letzte Ueberrest der alten, freien Brittenkirche, in sich selbst morich, weil sie sich schon lange immer weiter von dem Lebensborn des Evangeliums entfernt hatte, und, statt immer wieder aus diesem unmittelbar zu schöpfen, gleich Patricius Columba und Columban, sich nur an die Namen und die Autorität dieser Menschen angelehnt hatte.

Die Zeit war noch nicht gekommen, wo Großbritannien den vollen Segen des Wortes Gottes genießen sollte. Die Christen-

heit mußte erst durch viele Erfahrungen und Kämpfe hindurch gehen, ehe das Licht, wie ein heller Strom, den weder List noch Gewalt zu dämpfen im Stande waren, hervorbrechen konnte.



Thomas Bilney, und die Collegien zu Cambridge und Oxford.

„Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die
Wahrheit. (2 Cor. 13, 8.)“

Wir überspringen einen Zeitraum von mehr denn 800 Jahren, und versetzen uns mit unseren Lesern in das sechszehnte Jahrhundert. Unterdeß war die altbrittische Kirche völlig vergraben und vergessen, Wicklefs Lehre war mit Feuer und Schwert verfolgt, und wenigstens vor den Augen der Welt zu Boden geworfen, wie wir dies früher erzählt haben. Aber noch vor der vergrabne achthundertjährige gute Same nicht erstorben, und wartete nur auf des Frühlings Erwachen und auf einen erquickenden Frühregen, um frisch aufzugehen. Der gelehrte Erasmus, der sich mehrere Jahre in England aufhielt, und viele Schüler, z. B. einen Thomas Morus, um sich versammelte, schien den Frühling bringen zu sollen. Aber er vermochte es hier so wenig, als in Deutschland; er war höchstens eine Schwalbe, die des Frühlings Kommen unbewußt verkündete. Da erhob sich in einem Winkel des deutschen Landes ein unbekannter Mönch, Dr. Martinus Luther, und schrieb mit einer diamantenen Feder, die bis Rom reichte, und dem Papst an seiner Krone rüttelte, daß

ein gutes Stück davon zu Boden fiel, und seine Schriften verbreiteten sich so schnell über den Erdboden, daß die Alten sagten, die Englein müßten sie wohl genommen, und in die Länder getragen haben. —

Da regte sich auch in England neues Leben, und davon wollen wir unsern Lesern jetzt erzählen.

Der erste, linde Frühlingswind wehte über England hin, als Erasmus das Neue Testament in der Grundsprache herausgegeben, und ihm eine berichtigte lateinische Uebersetzung beigelegt hatte. Dies war im J. 1516 zu Basel in der Schweiz geschehen. Zwar tobte man gewaltig gegen Erasmus und seine Arbeit; „gräuliche Ketzereien, hieß es, sind in's Land gekommen! Dieses Buch, wenn man es duldet, ist ein Gift für das Papstthum. Man sollte diesen Mann von seinem Lehrstuhl herunterwerfen,“ meinte Einer; „man muß ihn aus der Kirche hinaus jagen,“ setzte ein Anderer hinzu. „Alle öffentlichen Plätze widerhallten von ihrem Gebell,“ sagt Erasmus. Und in seiner Vorrede zu dem Neuen Testament verlangt er gar noch, daß es in die Landessprachen übersetzt werde. „Mag seyn, sagt er daß man die Geheimnisse der Könige bewahren muß; aber die Geheimnisse Christi müssen kund werden! Die heilige Schrift muß in alle Sprachen übersetzt, und nicht bloß in Schottland und Irland, sondern auch von Türken und Sarazenen gelesen werden.“

An der Spitze der Feinde stand Eduard Lee, Hofprediger des Königs Heinrichs VIII., zuletzt Erzbischof von York. Als ihm das Neue Testament zu Gesicht kam, rief er: „Dieser Text muß verstopft werden, sonst geht das Schiff unter.“ In diesem Buche, behauptete er, seien dreihundert schrecklich gefährliche Stellen, ja, das sey noch viel zu wenig gesagt, es seien ihrer über tausend! Vor Allem waren die Klöster natürlich bereit, schmutzige Handlangerdienste gegen Erasmus zu thun; doch bot man Alles auf, um wo möglich alle Stände gegen einen solchen Frevel, wie man die Herausgabe des Neuen Testaments nannte, in Bewegung zu setzen.

Aber es sollte den Feinden des Evangeliums kein Geschrei helfen; auch in die Klöster drangen Strahlen des neuen Lichtes, vorzüglich aber in die Collegien von Cambridge und Oxford. Dort traf man in Zimmern und Hörsälen Professoren und Studenten, die eifrig das Wort Gottes studirten, und über die Grundlagen aller wahren Reformation sprachen. Vor Allen

wollen wir unsere Leser auf einen Mann aufmerksam machen, der im Trinitycollegium zu Cambridge eifrig das kanonische Recht studirte, und, wie kurz zuvor Luther, alle seine Kraft versuchte, um Vergebung seiner Sünden und den Frieden seiner Seele zu erlangen. Thomas Bilney war der Name dieses jungen Mannes. Gesenkten Blicks, mageren Gesichts lag er auf seinen Knien im Beichtstuhl, und bekannte alle seinen Sünden, selbst die, über welche er im Unklaren war. Fasten, lange Nachtwachen, kostspielige Messen und theurer Ablass, die ihm empfohlen wurden, wollten ihm keine Erleichterung verschaffen, sichtbar magerte der kleine, schwächliche Mann ab, seine Geisteskräfte wurden matt, sein inneres Feuer erlosch; da hörte er eines Tages von Erasmus Neuem Testament. Zwar verboten es ihm seine Beichtväter; aber war es nicht das Neue Testament Jesu Christi? Wie, wenn am Ende gar ein Wort darin zu finden wäre, das seine Seele zu heilen vermöchte? „Die Hand des Herrn trieb mich,“ sagt er; er schlich sich heimlich an einen Ort, wo es feil geboten wurde, kaufte es zitternd, und verschloß sich auf sein Zimmer. Hier schlug er das Buch auf; — da fielen seine Augen auf das Wort 1 Tim. 1, 15: „Das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin.“ „Was? rief er, Paulus der Erste der Sünder, und dennoch seiner Seligkeit so gewiß?“ — O süßes, herrliches Wort! — Auch ich bin wie Paulus, mehr als Paulus der vornehmste Sünder! Aber Christus macht die Sünder selig! Endlich habe ich von Jesu gehört! Nun sehe ich, daß all' mein Nachtwachen, all' mein Fasten, meine Wallfahrten, mein Messe- und Ablasskaufen mich nur zu Grunde richteten, statt mich zu heilen. Alle diese Anstrengungen waren, wie Augustin sagt, nichts als ein Hinabrennen in den Abgrund.“ —

Etwa um dieselbe Zeit hatte auch auf der Oxforder Universität ein junger Gelehrter, der bald darauf nach Cambridge ging, Namens William Tyndale, die Wahrheit gefunden, und hier gesellte sich ein Dritter zu ihnen, John Fryth. Von diesen beiden Männern werden wir später unseren Lesern erzählen. Alle drei wirkten und warben eifrig für den Herrn, und hielten Jedermann das Wort vor: „Befehret euch!“ wie sehr die Mönche sich auch darüber ärgerten. „Wir können es ja nicht lassen, sprachen sie mit den Aposteln Petrus und Johannes, „daß wir nicht reden sollten, was wir

gesehen und gehöret haben.“ Die Gegner schäumten, und ein berühmter Redner zu Cambridge bemühte sich eines Tages, zu beweisen, daß es völlig fruchtlos sey, einem Sünder Befehrung zu predigen. „O du, sagte er, der du sechszig Jahre lang in deinen Lüften dich gewälzt hast, wie ein Thier in seinem Mist, meinst du, du könntest in Einem Jahre so viele Schritte dem Himmel zu machen, als du bisher der Hölle zu gemacht hast?“ Bilney ging empört hinaus. „Heißt das, rief er aus, Buße predigen im Namen Jesu Christi? Hat dieser Priester nicht geradezu gesagt: Christus will dich nicht retten?“ Wie von prophetischem Geist ergriffen, brach er in die Worte aus: „Eine neue Zeit bricht an! Die christliche Gemeinde wird erneuert werden; es kommt Einer zu uns, ich sehe ihn, ich höre ihn: es ist Jesus Christus. Er ist König, und er wird die rechten Diener berufen, seinem Volke das Evangelium zu bringen!“ —

Aber, je größer die Angst und Wuth der römischen Priester und ihrer Anhänger wurde, desto weiter breitete sich die Reformation aus. Auch die stillen Lollarden erwachten wieder, lasen das Neue Testament, und bekamen frischen Muth, von dem Evangelium Zeugniß abzulegen. Jedoch auch die Feinde ruhten nicht. Am 29. März 1519 wurde ein Arbeiter, Thomas An, um seiner Schriftkenntniß willen der Doctor An genannt, lebendig verbrannt, und am 4. April desselben Jahres erlitten sieben andere Märtyrer ein gleiches Schicksal. Ihre Namen sind: die Wittwe Smith, Mutter mehrerer Kinder, Robert Hatches, Archer, Hawkins, Thomas Bond, Brighsham und Landsdale.

Und noch ein neuer Bundesgenosse kam zum Schrecken der Päpstlichen in England an, nämlich Luthers Schriften. Die 95 Thesen, die Auslegung des Vaterunsers und des Briefs an die Galater u. s. w. wurden übersetzt, und breiteten sich wie mit Blitzesschnelle in England aus. Solche Kraft, solche Fülle der Gedanken, die ohne Ende aus Luthers Herzen hervorsprudeln schienen, einen so fröhlichen, muthigen Glauben, solche Gelehrsamkeit, gepaart mit der größten Klarheit und Verständlichkeit für Alle, hatte man noch nicht gesehen. Der Mönch und der Edelmann, der Professor und der Kaufmann, — Alles las, und konnte nicht satt werden, zu lesen. Was Alle gefühlt und geahnt hatten, das sprach der Wittenberger Mönch aus, und brachte es ihnen zum Bewußtseyn. Aber desto erbitterter waren die Feinde. „Das Heer der Willefiten, sagte Einer, ist

zusammengeschmolzen; aber siehe, da kommen ganze Legionen frischer Truppen!" An alle Kirchthüren wurden Luthers lekerische Sätze angeschlagen, von einer Bulle des Cardinals Wolsey begleitet, in der sie verdammt und für schädliche Irrlehren erklärt wurden. Heinrich VIII. schrieb ein Buch gegen Luther, und der Papst war so entzückt darüber, daß er dem englischen Gesandten nicht nur seinen Pantoffel, wie es sonst Sitte war, sondern selbst seine Wange zum Kusse darbot, dem Könige den Titel: Vertheidiger des Glaubens, *defensor fidei*, gab, und Allen, die sein Buch lesen würden, zehnjährigen Ablass schenkte. Neue Verfolgungen brachen aus, vier Männer wurden verbrannt, darunter ein gewisser Scrivener, dessen Kinder man zwang, den Holzstoß ihres Vaters mit eigener Hand anzuzünden.

Aber es wird Zeit, daß wir uns wieder nach Bilney umsehen. Er wirkte unermüdlich in Cambridge; von diesem von Natur schüchternen, durch früheres Fasten und Nachtwachen geschwächten Manne ging eine Kraft aus, die Alle, welche mit ihm in nähere Berührung kamen, mächtig ergriff. Die Ersten, welche sich an Bilney angeschlossen, waren die Magister Arthur, Thistel von Bembrochhall und Georg Staßford, Professor der Theologie, und vor Allen Hugo Latimer, von dem wir unsern Lesern später erzählen werden, ein Saulus, welcher ein Paulus wurde. Und neue herrliche Früchte trug das Evangelium in den Herzen seiner neuen Befemmer! Sie trugen die süße, trostreiche Stimme des Evangeliums bis in die düstern Zellen eines Irrenhauses, scheuten sich nicht, zu den Aussätzigen in's Lazareth zu gehen, und ihre Leiber und Seelen zu pflegen, besuchten die Kerker, und verkündigten den Gefangenen die wahre Freiheit der Kinder Gottes, — siehe da, ächte gute Werke, die allein aus dem Glauben stammten!

Und bald sollte auch in Orford das neue Licht herrlich aufgehen. Dort hatte der Cardinal Wolsey ein neues Collegium gegründet, und suchte nun die ausgezeichnetsten Gelehrten zu gewinnen, um seine neue Stiftung zur ersten in England zu machen. Johann Clark, der in Cambridge den Herrn gefunden hatte, war Einer von diesen. Kein Tag verging, an dem er nicht lehrte, oder predigte; eine Menge Studenten schloß sich an ihn an. Unter ihnen war ein Jüngling, Namens Anthony Dalaber, der auch erst in Clarks Vorträgen die wiedergebärende Kraft des Glaubens gefunden hatte. Eines Tages klopfte er an Clarks Thür, und trat mit der Bitte ein: „Mein

Vater, erlaubt mir, auf immer bei Euch bleiben zu dürfen.“ „Anthony, erwiderte jener, Ihr wißt nicht, um was Ihr bittet.“ Und nun hielt er ihm alles Kreuz der Verfolgung, alle Schmach und Schande vor, die seiner warte. „Dann, schloß er, dann werdet Ihr wünschen, mich niemals gekannt zu haben.“ Aber Anthony war standhaft; er stürzte auf seine Kniee nieder und bat schluchzend: „Um Gottes Barmherzigkeit willen weist mich nicht ab!“ Da hob Clark ihn auf, schloß ihn in seine Arme, und sprach: „Der Herr gebe dir, was du bittest! Betrachte mich von nun an als deinen Vater, und mir wirst du ein Sohn seyn.“

Außer Clark sind noch zu nennen Richard Fox, der Geschichtsschreiber der englischen Reformation, Johann Frier, Godfrey Harman, W. Betts, Henry Sumner, W. Baily, Michael Drumm, Th. Lawney, endlich der treffliche John Krynth. Diese Alle verbanden sich, und verkündigten öffentlich und in Privatversammlungen das Evangelium von der alleinigen Gnade Gottes in Christo.

Unterdes war man auch in Cambridge muthig fortgeschritten. Bilney, schüchtern und bescheiden nach außen, war desto kühner vor dem Angesicht Gottes, mit dem er Tag und Nacht um Menschenseelen rang. Er war ein Mann des Gebets, der die Brüder stärkte, und immer neue Kraft auf sie herabsiehle. Stafford lehrte gewaltig, und verkündigte die vollbrachte und allgenugsame Versöhnung durch den Opfertod des einigen Mittlers, Jesu Christi. Latimer predigte, wie Keiner vor ihm. Neben den fröhlichen Gesichtern der Gläubigen sah man Andere zornig, aufgeblasen von Hochmuth, dastehen; aber in manchem Gesichte ward es heller und heller, die wild funkelnden Augen senkten sich, und umgewandelt, mit einem hellen Funken neuen Lebens, verließen sie das Gotteshaus.

Aber das konnte der böse Feind nicht länger ruhig mit ansehen. Als Drohungen und Verhöhnungen auf öffentlicher Straße nichts helfen wollten, wurde Latimer das Predigen verboten. Nur in Häusern konnten sich die Gläubigen nun noch um ihn versammeln; doch der Herr hatte schon Rath geschafft, und sich einen neuen Ort auserwählt, wo sein heiliger Name verkündigt werden sollte.

Robert Barnes, der in Löwen Theologie studirt, und Doctor der Theologie geworden war, wurde im Jahre 1523 Prior des Augustinerklosters zu Cambridge. Er hatte die

Wahrheit lieb, und sprach gegen die Mißbräuche der römischen Kirche; aber es fehlte noch viel an seiner völligen Erleuchtung. Da warf sich Bilney, der Mann des Gebets, auf seine Kniee, und rang mit dem Herrn um diese Seele. Daneben versäumte er nicht, durch Gespräche ihn von der Wahrheit des Evangeliums zu überzeugen; und es gelang! Zwar blieb dem gelehrten Prior immer etwas Unentschiedenes; aber doch trat er muthig mit dem Zeugniß für Christum auf, und bot Latimer die Kirche seines Klosters an, über die der Bischof keine Gewalt hatte. Wie früher strömten die Leute zu den Predigten Latimers, und so wurde auch hier, wie in Deutschland, ein Augustinerkloster der Ausgangspunkt der Reformation. Immer größere Fortschritte machte das Evangelium, wenigstens sieben Collegien waren in voller Gährung; ein Haus, das weiße Roß genannt, von den Römisch-Katholischen mit dem Spottnamen Deutschland belegt, war der Mittelpunkt der Gläubigen, wo sie sich versammelten, um die heilige Schrift zu lesen. „So oft ich, sagt Einer der Brüder, in diesem Bruderkreise war, glaubte ich, in dem neuen, herrlichen Jerusalem zu seyn.“

Indessen fehlte noch viel daran, daß das Volk von diesem allein seligmachenden Glauben recht lebendig erfaßt worden wäre. Doch auch dafür wußte der Herr Rath. Tyndale hatte die Uebersetzung des Neuen Testaments vollendet, gegen Ende des Jahres 1525 ward es von fünf frommen Kaufleuten aus den Hansestädten glücklich nach London gebracht, Thomas Garret, Hülfsprediger an der Allerheiligen-Kirche, der schon lange die Rechtfertigung allein aus dem Glauben muthig verkündigt hatte, nahm die Neuen Testamente in sein Haus auf, und verkaufte sie heimlich an alle heilsbedürftige Seelen. Von London trug er sie auch nach Oxford, und fand dort gleichfalls reichlichen Absatz unter den Studenten.

Das war zu viel für die Feinde des Reiches Gottes, die natürlich bald Garrets Thätigkeit auskundschafteten. Am 3. Februar 1526 wurden die bestimmtesten Befehle zur Vertilgung der Ketzerei gegeben, Garret erfuhr noch zur rechten Zeit die Absichten der Gegner, und floh unter einem anderen Namen zu dem Rektor zu Stalbridge, Dalabers Bruder, einem eifrigen Papisten, der gerade einen Hülfspfarrer suchte. Von dort sollte er sich bei der ersten Gelegenheit nach dem Festlande begeben. Aber unterwegs schlug sein Gewissen; er kehrte um, wurde jedoch alsbald gefangen genommen. Es gelang ihm zwar, mit Hülfe

Dalabers zu entfliehen, jedoch ergriff man ihn alsbald wieder; auch Dalaber wurde eingekerkert. Ein gleiches Schicksal traf John Clark, John Fryth, Henry Sumner, Richard For, und viele Andere. Unter dem Collegium des Cardinals Wolsley befand sich ein tiefes, unterirdisches Gewölbe, wo der Oekonom des Hauses seine eingesalzenen Fische aufbewahrte. In diesen Keller sperrte man sie ein. Die ungesunde Kellerluft, noch dazu von dem Gestank der Fische verpestet, ihre schlechte Nahrung, welche einzig und allein in den gesalzenen Fischen bestand, der brennende Durst, der die Folge davon war, und die heftigen Gemüthsbewegungen verzehrten nach und nach das Mark ihres Lebens. Vier von ihnen, Clark, Sumner, Bayley und Goodman, taumelten, vom Fieber verzehrt, kraftlos längs der Kerkermauern hin und her, Clark konnte zuletzt nicht mehr gehen, und mußte beständig auf dem feuchten Boden liegen. Sein nahe Ende vorhersehend, wünschte er das heilige Abendmahl zu genießen; es wurde ihm abgeschlagen! Da blickte er nach oben, und sprach mit einem alten Kirchenvater: „Glaube, so hast du gegessen!“ Im Glauben genoß er den Leib und das Blut Jesu Christi, und fühlte sich neu gestärkt und vereinigt mit dem Herrn, der sich ihm wohl darreichen konnte, mochten auch Menschen ihm diese Stärkung verweigern.

Auch die drei Anderen gingen mit schnellen Schritten ihrem nahen Ende entgegen. Da wandte man sich an Wolsley, und es erschien ein Beamter mit der Nachricht, der Cardinal habe in seiner großen Güte gestattet, daß die Kranken auf ihre Zimmer gebracht würden. Die Kerkerthüren öffneten sich, man schaffte sie in Tragsesseln fort, die Anderen wurden aufs Neue eingeschlossen. Aber für die vier Zeugen war die Stunde des Abschiedes gekommen, diese sechsmonatlichen Kerkerleiden hatten ihre Kraft gebrochen; in der Blüthe ihrer Jahre wurden sie dahin gerafft, um dort oben zu leuchten wie des Himmels Glanz, und wie die Sterne immer und ewiglich!

Der Tod dieser vier Märtyrer scheint den Cardinal doch erschüttert zu haben; alle Gefangene wurden entlassen, bleich, hager, mit wankenden Schritten entstiegen sie ihrem Grabe. —

Unterdes war man auch in Cambridge eingeschritten, Barnes wurde verhaftet, Bilney, Latimer, Stafford, Arthur und Andere konnten vorher noch alle verbotenen Bücher auf die Seite schaffen, und entgingen dem gleichen Schicksale. Darauf wurde Barnes nach London geschleppt, und von

Wolsey verhört. Muthig vertheidigte er sich; als ihm eine Widerrufsformel zur Unterschrift überreicht wurde, rief er: „D, viel lieber sterben!“ „Abschwören, oder auf den Scheiterhaufen!“ sagten seine Richter! „Viel lieber verbrannt werden, als abschwören!“ entgegnete Barnes. Immer heftiger drang man in ihn; man stellte ihm vor, wenn er sein Leben erhalte, so könne er es ja noch länger der Vertheidigung der Wahrheit weihen, wenn einmal wieder bessere Zeiten kommen würden. Immer wieder drohte man ihm mit dem Verbranntwerden; er wußte zuletzt nicht mehr, was er sagte und that; man drückte ihm eine Feder in die Hand, er unterzeichnete mit einem tiefen Seufzer! —

Am nächsten Tage, einem Sonntage, mußte Barnes öffentlich Buße thun, d. h. mit den nun entdeckten Kausleuten, welche das Neue Testament nach England gebracht hatten, ein Reisbündel auf dem Rücken, einer Predigt des Bischofs von Rochester zuhören, dann dreimal um einen brennenden Scheiterhaufen herum gehen, die Bündel in's Feuer werfen, und der Verbrennung der legerischen Bücher zusehen. Dann wurde den sechs Büßenden die Absolution ertheilt, und sie in's Gefängniß zurück gebracht. Nach etwa einem halben Jahre schleppte man ihn in das Augustiner-Kloster zu London, hielt ihn aber auch hier in strenger Haft. Er war wie geknickt, und hatte keine Thränen mehr, um seinen Fall zu beweinen. Aber der Herr schenkte ihm, die Zusicherung der Vergebung seiner schweren Sünde. Er raffte sich von Neuem auf, las und verbreitete, obwohl gefangen, die heilige Schrift; man erfuhr die Sache, und ließ ihn nach Northampton bringen, um dort ihn den Flammen zu übergeben. Allein er entkam aus seinem Kerker, und floh nach Deutschland; der Herr hatte ihn noch aufbewahrt, um in späterer Zeit sein treuer Blutzuge zu werden.

Nachdem Barnes aus seinem Vaterlande vertrieben war, erweckte der Herr sich von Neuem den schüchternen Bilney zu seinem Evangelisten. „Vor Allem, sagt ein Geschichtsschreiber der neusten Zeit,*) drang er bei seinen Zuhörern auf eine bußfertige Anerkennung ihres verdammlichen Zustandes, und dann auf Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit, die Christus

*) Werke d'Aubigné, dessen Reformationsgeschichte wir diesem und den nächsten Aufzügen zu Grunde gelegt haben.

darreicht.“ Er durchzog Städte und Dörfer in der Umgegend von Cambridge, von seinem Freunde Arthur begleitet und unterstützt. In dem Franziskaner-Kloster zu Ipswich rief er: „Die Kutte des heiligen Fanziskus, in die ihr die Leichname einwickelt, hat keine Kraft, die Sünden der Todten wegzunehmen. Das Lamm Gottes ist es, welches die Sünden der Welt trägt!“ Ein Franziskanermönch behauptete, wenn Paulus nur von Einem Mittler zwischen Gott und der Welt geschrieben habe, so komme dies daher, daß zu seiner Zeit noch keine Heiligen im Kalender gestanden hätten. „Ihr wollt doch auch von gar nichts hören,“ schrie er, „als vom Vater, immer vom Vater, und gar nichts von den Heiligen! Es geht euch wie Einem, der so lange in die Sonne gesehen hat, daß er am Ende nichts mehr sieht, als die Sonne.“ — Wem fällt dabei nicht Kaiphas ein, der auch wider Willen weissagen mußte? Ja, wohl dem Menschen, dessen Seele so ergriffen ist vom Anschauen Gottes, daß er nichts weiter sieht, als Gott, mag die Welt ihn auch thöricht schelten! — Zuletzt wurde Bilney von der Kanzel gerissen, festgenommen und nach London geschleppt, und dasselbe geschah bald darnach mit Arthur. „Abschwören, oder Tod!“ so rief man auch diesen beiden Männern entgegen, als sie am 27. Nov. 1527 vor einer großen Versammlung von Bischöfen, Theologen und Rechtsgelehrten erscheinen mußten. Bilney blieb standhaft, so sehr auch der milder gesinnte Bischof Constaill, der die Verhandlungen leitete, sich alle mögliche Mühe gab, ihn zum Widerruf zu bewegen. Als er am 4. Dezember von Neuem verhört wurde, hieß ihn der Bischof in ein anstößendes Gemach treten, um darüber nachzudenken, ob er seine Irrthümer abschwören wolle. Aber nach kurzer Zeit trat er wieder mit freudestrahlendem Auge ein, und rief: „In Gottes Namen fällt euren Spruch!“ — „Gilet, entgegnete der Bischof, es ist hohe Zeit; ein Augenblick noch, und ihr seyd verurtheilt!“ — Dies ist der Tag, den der Herr macht; lasset uns freuen und fröhlich darinnen seyn!“ erwiderte Bilney. Da bedeckte der Bischof nach der üblichen Sitte sein Haupt, und sprach: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes! Es stehe Gott auf, daß seine Feinde zerstreuet werden!“ (Ps. 68, 2.) Dann schlug er das Kreuz auf der Stirn und Brust, und sagte: „Thomas Bilney, ich erkläre dich für überwiesen der Ketzerei.“ Da aber unterbrach sich der Bischof, der durchaus Bilney erhalten wollte, und verschob die Verurtheilung auf den folgenden

Tag. Am nächsten Morgen verlängerte er die Frist bis zum Mittag, am Mittag bis zum zweiten Tage, den 7. December. Der Hof des Königs und ganz London waren in der größten Spannung; Bilney erhielt Besuche um Besuche, alle seine Freunde, die es besser mit seinem Leibe, als mit seiner Seele meinten, bestürmten ihn mit Thränen, mit sich selbst Mitleid zu haben. Ein heftiger Kampf wogte in seinem Herzen; auf der Einen Seite stand des Herrn schreckliches Wort: „Wer sein Leben erhalten will, der soll es verlieren!“ auf der anderen Seite die Liebe zum Leben, sein schwaches Fleisch, das sich vor der Schmach und Qual des Todes fürchtete. Da siegte sein Fleisch, Bilney aber vermeinte, sein Geist habe gesiegt, und er dachte, wie vorher Barnes gedacht hatte: „Ich will mein Leben erhalten, um es dem Herrn zu weihen!“ Arthur war schon vor ihm gefallen; am 7. December fiel auch er!

Aber damit ist, Gott sey Dank!, Bilneys Geschichte nicht zu Ende. An zwei Orten vornehmlich werden wir ihm noch begegnen, gleich darauf im Kerker, und zuletzt — auf dem Scheiterhaufen, und dabei des Wortes gedenken 1 Sam. 2, 7: „der Herr machet arm, und machet reich; er erniedriget und erhöht.“ Ist es doch, als habe der Herr diesen beiden Männern recht augenscheinlich zeigen wollen, daß er allein es ist, der uns stark macht, daß seine Stunde die rechte Freudestunde und Zeugenstunde ist, daß er uns aber fallen läßt, wenn wir in der Zeit der Versuchung des Wortes vergessen, welches er zu den Jüngern gesprochen hat: „Wachet und betet!“

Schrecklichere Folterqualen, als Menschen erfinden können, quälten ihn in seinem Kerker; es waren die Folterqualen des Gewissens. Sein finsterner Kerker schien ihm von Blitzen schauerlich erhellt, der Tod, dem er hatte entfliehen wollen, stand vor ihm mit gräßlich starrem Blick, der sein Blut in den Adern gerinnen machte. Wollte man ihn mit einem Schrifsworte trösten, so schauderte er zusammen, und floh in den dunkelsten Winkel seines Kerkers zurück. Nur Ein Wort klang unaufhörlich wieder in seinem Herzen: „Ihr Berge, decket mich vor dem Zorn des Lammes!“ Sein Verstand verwirrte sich, sein Blut erstarrte, und bewußtlos fiel er seinen herbei eilenden Freunden in die Arme. Er durfte nun wieder nach Cambridge zurückkehren; aber unaufhörlich folterte ihn die Angst seines Gewissens,

— da, nach langem Kampfe, fand er wieder Thränen, seinen schweren Fall zu beweinen. Er sank vor dem Kreuze seines Heilandes nieder, und stand nun belebt und getröstet wieder auf; denn er hatte den verlorenen Frieden in der Buße wieder gefunden. Nun aber hatte er nur noch Einen Gedanken, zu bekennen, und, wenn der Herr dies Opfer annehmen wollte, mit seinem Tode von der Wahrheit des Evangeliums zu zeugen. Eines Abends um zehn Uhr, als sich Alles zur Ruhe begeben hatte, versammelte er seine Freunde, erinnerte sie an seinen Fall, und schloß mit den Worten: „Ihr seht mich heute zum letzten Male; haltet mich nicht auf! Mein Entschluß ist gefaßt, ich werde ihn ausführen. Ich mache mich auf den Weg stracks gen Jerusalem!“

Unmittelbar darauf reiste er nach Norfolk ab, und predigte zuerst da und dort in Privathäusern; bald darnach aber trat er auch öffentlich auf in den Feldern und auf den freien Plätzen der Ortschaften. Ueberall bekannte er seine Sünde des Abfalls und der Verläugnung, und bezeugte, daß jene Lehre, die er abgeschworen, doch die rechte und allein selig machende sey. Die Aufregung der Bischöfe und Mönche über diesen neuen „Abfall,“ wie sie es nannten, war sehr groß. Die Letzteren bewirkten von dem leiblich und geistlich blinden Bischof Nix in Norwich einen Verhaftsbefehl, worauf der Bekenner in das Gefängniß gelegt ward. Hier bekam er häufig Besuche von Mönchen und Geistlichen, welche mit ihm disputirten, und ihn von der Wahrheit wieder abwendig zu machen suchten. Unter diesen war auch der Dr. Call, Provinzial der grauen Mönche, welcher aber durch diese Gespräche für das Evangelium gewonnen, und ein treuer Verkündiger desselben wurde.

Bilney wurde nach einem kurzen Verhör von dem Kanzler Dr. Belles als ein rückfälliger Keger zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurtheilt. Er aber freute sich, daß das Feuer des Scheiterhaufens bald den Flecken seiner Verläugnung verzehren werde. In so fröhlicher Stimmung trafen ihn den Tag vor seiner Hinrichtung, Freytag den 9. November 1531, einige Freunde, die ihn in Guildhall, wo er gefangen saß, besuchten. Er saß gerade beim Essen, und ließ es sich wohl schmecken, worüber Einer derselben zu ihm sagte: „Es freut mich herzlich, daß ich sehe, wie du dich so kurz vor deinem schweren und schmerzlichen Hingang noch so herzlich und wohlgemuth erfrischest.“ Bilney antwortete: „O, es geht mir, wie einem Landmann, der in einem baufälligen Hause wohnt, und noch aufwendet, was

er kann, um es so lange als möglich zu stützen. So mache ich es jetzt mit dem haufälligen Hause meines Leibes; durch Gottes Creatur erfrische ich ihn voll Danks gegen den Geber, wie Ihr sehet." Nach dem Essen führte er mit ihnen gottselige Gespräche. Einer der Freunde tröstete ihn noch mit den Worten: „Obgleich das Feuer, das du morgen zu erdulden haben wirst, von großer Hitze für deinen Körper seyn wird, so wird doch die Tröstung durch Gottes Geist es fühlen zu deiner ewigen Erquickung.“ Bei diesen Worten streckte Bilney seine Hand in das Licht, das vor ihm stand, (wie er es manchmal zu thun pflegte),



Wilney.

und sprach, als er die Hitze der Flamme fühlte: „Ich weiß es wohl, daß das Feuer an und für sich heiß ist; aber ebenso gewiß bin ich durch Gottes heiliges Wort und durch die Erfahrung Mancher

überzeugt, daß man in der Flamme keine Hitze, und im Feuer kein Verbrennen fühlen kann. Darum glaube ich fest, mein Geist und meine Seele werden geläutert werden, während das Feuer die Stoppeln meines Körpers verzehrt. Es ist eine Pein für kurze Zeit, auf welche ewige, unaussprechliche Freude folgt!“ Und theils in Beziehung auf sich selbst, theils mit Anwendung auf seine eben gegenwärtigen Freunde sprach er noch lange mit ihnen über den Spruch Jes. 43, 1—3: „Fürchte dich nicht; denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein. Denn, so du durch's Wasser gehst, will ich bei dir seyn, daß dich die Ströme nicht! sollen ersäufen; und so du in's Feuer gehst, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht anzünden. Denn ich bin der Herr, dein Gott, der Heilige in Israel, dein Heiland.“

Am folgenden Morgen, Sonnabend den 10. November, wurde er zur Hinrichtung abgeholt. Als auf diesem seinem letzten Gange einige Freunde sich ihm näherten, und ihn baten, um des Herrn willen standhaft zu seyn, und seinen Tod geduldig zu leiden, antwortete er mit ruhiger und freundlicher Miene: „Wenn der Schiffer in sein Schiff getreten ist, um auf's stürmische Meer zu fahren, so wird er von den Wellen desselben eine Weile hin und her geworfen. In der Hoffnung aber, daß er bald in einen stillen Hafen einlaufen werde, trägt er getrost die Gefahren und Unbequemlichkeiten, welche er fühlt. So ist es bei mir. Ich soll jetzt unter Segel gehen; welche Stürme ich auch zu ertragen habe, ich weiß, daß mein Schiff in Bälde in den Hafen einlaufen wird, und zweifle durch Gottes Gnade nicht im Geringsten daran. Ich bitte Euch, daß Ihr mir mit Euren Gebeten dazu helfet!“ —

Munter und aufrecht schritt der kleine, aber lebhafteste Mann dahin. In seiner nächsten Nähe ging der Dr. Warner, Pfarrer von Winterston, einer seiner ältesten und treuesten Freunde, den er gebeten hatte, er möchte als sein Beichtvater und Tröster ihn begleiten. Als er bei dem Scheiterhaufen angekommen war, und die Zurüstung des Feuers sich noch ein wenig verzog, richtete er noch einige Worte an das umstehende Volk, und legte das apostolische Glaubensbekenntniß ab. Nach dem Amen zog er seine Oberkleider aus, ging auf den Pfahl zu, kniete auf ein hervorragendes Stück Holz nieder, auf welchem er stehen sollte, damit er besser gesehen werden könne, und betete mit solcher Andacht und Ruhe, als habe er die Schrecken des Todes längst überwunden.

Er schloß sein Gebet mit dem 143. Psalm, dessen zweiten Vers er dreimal mit tiefem Nachdenken wiederholte: „Und gehe nicht in's Gericht mit Deinem Knechte! Denn vor Dir ist kein Lebendiger gerecht.“

Als ihm darnach die Gerichtsdiener auf seine Frage, ob sie fertig seyen, eine bejahende Antwort gegeben hatten, stellte er sich auf die an dem Pfahl angebrachte Erhöhung, worauf er mit der Kette an dem Scheiterhaufen befestigt wurde. Da trat Dr. Warner an ihn heran, um Abschied von ihm zu nehmen, konnte aber vor Weinen nur wenige Worte sprechen. Bilney aber lächelte freundlich, dankte ihm für seinen letzten Liebesdienst, und schloß mit den Worten: „Lebet wohl, und betet für mich!“ Warner entfernte sich, ohne daß er ihm vor Weinen eine Antwort geben konnte.

Doch noch einmal sollte Bilney durch die Erbärmlichkeit seiner Feinde gequält werden. In der Nähe standen mittheilslos mehrere Prioren und Mönche, die auch schon seiner Degradation gefühllos zugeesehen hatten. Diese traten nun heran, und hatten nichts Wichtigeres mehr zu sagen, als: „O Herr Bilney, das Volk glaubt, wir seyen die Ursache Eures Todes; und so ist es leicht möglich, daß es uns seine Almosen entziehe, wenn Ihr uns nicht von der Sache freispricht.“ Bilney lächelte, und rief dem Volke mit lauter Stimme zu: „Ich bitte Euch, Ihr guten Leute, seyd diesen Menschen um meinetwillen nicht böse, als ob sie die Ursache meines Todes wären! Sie sind es nicht.“

Nun legten die Gerichtsdiener Holzbündel und dürres Schilf um ihn her, zündeten Letzteres an, und bald entstand eine helle Flamme, die sein Aussehen sehr entstellte. Er aber hob die Hände in die Höhe, schlug an seine Brust, und rief mehrmals laut: „Jesus! Jesus!“ und dann wieder: „Ich glaube!“ Eine Weile blies der sehr stark wehende Wind die Flamme ganz von ihm weg, so daß ihn das Feuer gar nicht berührte, worauf das Holz aufs Neue angezündet ward, und der Märtyrer unter dem Rufe: „Jesus! Jesus!“ seinen Geist aufgab.

Dies ist das Ende eines Mannes, der zwar tief gefallen war, aber nicht wie ein Judas, sondern wie ein Petrus, den der Herr schmerzlich angeblickt hatte. Und dieser Anblick war ihm eine Thränen- aber zugleich eine Trostquelle geworden, aus der er Kraft geschöpft hatte zur Treue bis in den Tod.

Johann Fryth.

(gest. 1533.)

„Und ob ich geopfert werde über dem Opfer und Gottesdienst eures Glaubens, so freue ich mich, und freue mich mit euch Allen. Desselben sollt ihr euch auch freuen, und sollt euch mit mir freuen.“ (Phil. 2, 17. 18)

Johann Fryth war der Sohn eines Wirths zu Sevenoaks in der Grafschaft Kent, wo er im Jahre 1503 geboren wurde. Er zeichnete sich auf der Universität Cambridge, wo er vorzugsweise Mathematik studirte, durch seine bedeutenden Fähigkeiten, eisernen Fleiß und große Gelehrsamkeit aus, so daß sich ihm zu einer Zeit, wo der eitle Cardinal Wolsey seinen Ruhm darin suchte, als Beschützer der Gelehrten zu gelten, eine sehr glänzende Laufbahn eröffnete. Daneben hatte er eine edle, auf das Höhere gerichtete Seele, die in ihm einen brennenden Durst nach Erkenntniß der Wahrheit erzeugte. Da lernte der achtzehnjährige Jüngling den gottseligen William Tyndale kennen, von dem wir unsern Lesern weiter unten erzählen werden. Tyndale führte ihn zu dem einzigen Quell der Wahrheit, der heiligen Schrift, und nun erschloß sich ihm eine neue, wunderbare Welt. Er lernte eine Wahrheit kennen, die er nimmer geahnt; seine Seele dürstete nach Gott und seiner Liebe, die sich in Christo der Welt offenbart hatte. „Ich hab's gefunden!“ so konnte auch er mit jenem heidnischen Weltweisen ausrufen, freilich in einem anderen, höheren Sinne. Denn sein Fund war die kostbare Perle, um die er allen anderen Besitz verkaufte und dahingab, wie er selbst es ausspricht: „Mein Wissen ist eine Kleinigkeit; aber ich will auch das Wenige, was ich habe, Jesu Christo zum Bau seines Tempels widmen.“ — Demüthig, wenn er vor Gott stand, sanft, ja sogar ein wenig schüchtern Menschen gegenüber, war er eben darum voll gediegener Kraft und Festigkeit, und im Angesicht der Gefahr tapfer und unerschrocken. So war der Mann beschaffen, der besonders durch seine Bibelübersetzung für so Viele

ein Wegweiser zu Christo werden sollte. Er, Bilney und Tyndale schlossen sich eng an einander an, und verkündigten, daß Gewißheit der Vergebung der Sünden nur im Glauben zu finden sey, daß aber dieser Glaube das Herz reinige und umwandle, und ohne Ansehen der Person hielten sie jedem ernst und entschieden das Wort vor: Befehret euch!

Als Tyndale sich zu London in dem Hause Monmouths aufhielt, und seine schon früher begonnene Bibelübersetzung fortsetzte, begab sich Fryth zu ihm, wahrscheinlich von jenem selbst eingeladen, weil auch er, wie Fox sagt, darin mit ihm übereinstimmte: „Das Volk muß das Wort Gottes haben!“ — „Ich will mein Leben der Kirche Christi weihen, sagte Fryth; ein rechtschaffener Mann muß einen guten Theil seiner selbst seinen Aeltern, einen guten Theil seinem Vaterlande, den größten aber der Kirche des Herrn widmen.“ So saßen sie in Tyndales engem Gemach bei einander, übersetzten Capitel um Capitel, aus dem griechischen Text wurde unter ihren Händen gutes Englisch, bis ihre Arbeit plötzlich durch ein unvorhergesehenes Ereigniß, auf das wir in Tyndales Leben zurückkommen wollen, unterbrochen ward.

Um diese Zeit berief der Cardinal Wolfsey eine Anzahl junger Gelehrten von Cambridge an sein zu Oxford neu gestiftetes Colleg, und, wie wir schon in Bilneys Leben erzählt haben, auch Fryth war unter diesen. Unermüdet wirkte er hier in Verbindung mit einem Johann Clark, Richard Cox und Anderen, bis jene schon erwähnte Verfolgung ausbrach, welche die Blüthe der englischen Jugend in ein so schauervolles Gefängniß führte. „Ach, sagte Fryth später, es giebt ja wohl in der That außer dem Worte Gottes ein zweites Fegfeuer, aber nicht das von Rom ersonnene, sondern das Kreuz der Trübsal, und an dieses hat uns Gott angenagelt.“ Auf Befehl des Cardinals wurde endlich auch Fryth mit den Uebrigen befreit; jedoch verließ er bald darauf die Universität, und entfloh im Jahre 1528 nach Marburg zu Tyndale. Dieser hatte damals schon die Uebersetzung des Neuen Testaments vollendet, und sich sofort an die des Alten Testaments gemacht. Hierbei kam ihm Fryths Gelehrsamkeit sehr zu Statten, und schon zu Anfang des Jahres 1529 gaben sie in Antwerpen das erste und fünfte Buch Moses heraus.

Zwei Jahre lang blieb er bei Tyndale, arbeitete, litt und betete mit ihm, daß der Herr seiner Kirche den Sieg verschaffen möge;

aber auch zu kämpfen hatte er gegen die listigen Versuchungen der Welt. Wenigstens erschen wir dies Letztere aus einigen im brittischen Museum befindlichen Briefen, einem Briefe Baughans, des königlichen Agenten in den Niederlanden, an Heinrich VIII., und einem andern von Cromwell an Baughan. Letzterer schreibt unter Anderem an den König, er werde nicht ermangeln, dem königlichen Befehle gemäß Alles zu thun, was in seiner Macht stehe, um den jungen Mann durch freundliche Ueberredungen, Zurechtweisungen und heilsame Rathschläge dahin zu bringen, seine eigenwilligen Meinungen und Irrthümer aufzugeben. Cromwell lobt in seinem Briefe Fryths Gelehrsamkeit und Fortschritte in den Wissenschaften, spricht von des Königs Bereitwilligkeit, für Fryth zu sorgen, wenn derselbe Tyndales Lehren entsagen wolle, und ermahnt den Gesandten, Alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, da er sich dadurch „nicht nur ein Verdienst (!) vor dem allmächtigen Gott, sondern auch den höchsten Dank Sr. Majestät erwerben werde.“

Wir sehen aus diesen Briefen, daß man keine geringe Meinung von Fryths Talenten hegte, da man sich so viel Mühe um ihn gab, aber auch, daß Fryth die Güter dieser Welt für Schaden achtete gegen die überschwängliche Erkenntniß Christi Jesu.

Als er nach zwei Jahren nach England zurückkehrte, ging er nach Reading, wahrscheinlich, weil er einige Erwartungen von dem Abte dieser Stadt hatte. Diese scheinen jedoch nicht erfüllt worden zu seyn; denn er wurde einige Zeit nach seiner Ankunft „als ein Landstreicher“ verhaftet. Es ging ihm in der Haft sehr schlecht, so daß er nahe daran war, Hungers zu sterben. Da ließ er den Schulmeister des Orts zu sich kommen, welcher, als Fryth sich ihm als einen Gelehrten zu erkennen gab, seine Freilassung bewirkte.

Aber er sollte diesen Kerker in kurzer Zeit mit einem andern vertauschen. Er ging nämlich nach London, wo er bald die Aufmerksamkeit der Feinde des Evangeliums auf sich zog, welche ihn verhafteten, und in den Tower werfen ließen. Hier gewann er das Vertrauen seines Aufsehers in dem Grade, daß dieser ihm zuweilen erlaubte, die Anhänger der Wahrheit in der Stadt zu besuchen. Strype erzählt: „Als Johann Fryth im Tower war, kam er einmal in der Nacht an Petits Thür, obgleich er auf Befehl der Regierung streng bewacht wurde. Anfangs war Petit zweifelhaft, ob es Fryth, oder eine Erscheinung sey, eben

so, wie die Apostel, als die Magd Rhode die Nachricht brachte, Petrus stehe vor der Thür, bis Fryth ihm sagte, daß Gott dem Gefängnißwärter das Herz so lenke, daß er auf sein Wort und Versprechen in der Nacht gottesfürchtige Leute besuchen dürfe. Dieser Petit war ein reicher Kaufmann in London, und seit zwanzig Jahren Mitglied des Parlaments für die Hauptstadt. Neben der freigebigsten Mildthätigkeit gegen Arme erhielt er noch eine große Zahl armer Prediger des Evangeliums in England und auf dem Festlande. Die für diesen Zweck gemachten Ausgaben trug er in seine Bücher ein, mit der Formel: „Christo geliehen,“ und setzte in seinem Testamente fest, daß diese Schulden nach seinem Tode nicht eingetrieben werden dürften. Da Thomas Morus ihn im Verdacht hatte, daß er die Anhänger „der neuen Religion“ unterstütze, und ihre Bücher auf seine Kosten gedruckt würden, so ließ er ihn verhaften, und in ein feuchtes Verließ werfen, wo er anstatt des Bettes ein elendes Strohlager erhielt. Erst, als Petit gefährlich krank ward, erhielt er auf dringendes Bitten seiner Frau ein Bett. Später wurde er zwar entlassen, indes bald von Neuem eingekerkert und nicht minder grausam behandelt, sodaß er an den Folgen dieser Behandlung schwer erkrankte, und starb.

Doch kehren wir wieder zu Johann Fryth zurück. Während seiner Haft wurde er von einigen Freunden veranlaßt, eine Abhandlung über das heilige Abendmahl zu schreiben, in welcher er sich zu Zwingli's Lehre bekannte. Ein Schneider, Wilhelm Holt, der sich für einen evangelisch Gesinnten ansugeben wußte, verschaffte sich ein Exemplar dieser Schrift, und ging damit zu Thomas Morus, um sich den Judaslohn zu verdienen. Jetzt war Fryth's Schicksal so gut wie entschieden. Ein Caplan des Königs machte bald darnach auf Antrieb des Bischofs von Winchester in einer Predigt eine Anspielung auf Fryth's Ansicht über das heilige Sakrament, in Folge deren die Bischöfe den Befehl erhielten, Fryth alsbald zu verhören.

Damit das Verhör recht in der Stille Statt finde, und die Bürger sich nicht hindrängten, so begab sich der Bischof von Canterbury nach Croydon. Hierhin sollte Fryth gebracht werden. Als die dazu abgeschickten Boten des Bischofs nach London kamen, zu ihrem Ausweis mit des Königs Ring und einem Brief des Bischofs versehen, begaben sie sich zu dem Commandanten des Tower, Fitzwilliams, dem ein Stein

vom Herzen fiel, als er vernahm, weshalb die Beamten gekommen waren. Er schwebte nämlich während der Gefangenschaft Fryth's in großer Angst und Sorge, derselbe möchte ihm noch einmal entweichen, und sagte deshalb zu den Beiden: „Uebergebt diesen meinen Ring dem Lieutenant des Tower, und nehmt Euren Keher mit Euch! Ich bin froh, seiner los zu seyn!“

Unterwegs ermahnte ihn Einer seiner Begleiter, ein Edelmann, er möchte doch nachgeben und in sich gehen, und wohl bedenken, in welchem Zustande er sich befinde. Für diesen Fall bot er ihm alle Hülfe an, sagte ihm auch, er habe viele Gönner und Freunde, die sich Alle mit ihm dazu vereinigen würden. Er fügte hinzu, es sey sehr zu bedauern, daß Fryth, der so seltene Kenntnisse in der lateinischen und griechischen Sprache habe, so geschickt und erfahren in jeder Art von Gelehrsamkeit sey, sowohl in der Schrift, als in den Vätern, nun plötzlich alle diese seltenen Gaben untergehen lassen wolle, der Welt, und besonders seiner Frau und seinen Kindern*), sowie seinen übrigen Verwandten und Freunden zum Schaden. „Die Meinung hinsichtlich des Sacraments des Leibes und Blutes unseres Heilandes, fügte der Edelmann hinzu, wird jetzt sehr zur Unzeit hier unter uns in England ausgebreitet. Seyen Sie daher weise, und lassen Sie Sich rathen, dieselbe zurückzuhalten, bis sich eine bessere Gelegenheit darbieten wird! Ich bin gewiß, daß Cromwell und der Bischof von Canterbury, die Sie sehr begünstigen, und wissen, daß Sie ein bereiteter und gelehrter junger Mann sind, jung an Jahren, alt an Kenntnissen, nie eine öffentliche Beschimpfung Ihrer Person zugeben werden, wenn Sie Sich durch unseren Rath bestimmen lassen. Beharren Sie übrigens hartnäckig auf Ihrer Meinung, so ist es uns nicht möglich, Ihr Leben zu retten; denn, wie Sie gute Freunde haben, so haben Sie auch Todfeinde.“

Fryth dankte dem Edelmann, der wirklich tiefes Mitleiden mit ihm empfand, für seinen Rath und guten Willen, erklärte ihm aber, daß, wenn er zwanzig Leben hätte, er sie alle lieber hingeben werde, als etwas wider sein Gewissen thun. Uebrigens wisse er wohl, daß man ihn gerechter Weise nicht verdammen könne, wenn man nicht zugleich den heiligen Augustin und den größten Theil der alten Schriftsteller mit ihm verdammen wolle;

*) Fryth hatte sich auf dem Festlande verheirathet.

ja sogar die ältesten Bischöfe von Rom würden für ihn sprechen, und seine Sache vertheidigen.

„Ja, freilich! sagte der Edelmann, wenn Sie unparteiisch angehört werden; aber ich zweifle sehr daran. Auch unser Herr Christus ist nicht unparteiisch angehört, und ich glaube, wenn er jetzt in der Welt wäre, und hätte genau Ihre Meinung, man würde ihn verdammen!“

„Gut, gut! erwiderte Fryth, ich weiß sehr wohl, daß diese Lehre von dem Sakrament des Altars, welche ich für richtig halte, und ausgesprochen habe, der Meinung dieses Reichs entgegen, und sowohl für die Geistlichen, als für die Laien eine sehr schwer verdauliche Speise ist. Aber das will ich Ihnen sagen, fuhr er fort, indem er den Edelmann bei der Hand ergriff, wenn Sie nur noch zwanzig Jahre leben, was auch aus mir werden mag, so werden Sie sehen, daß dieses ganze Reich meiner Meinung seyn wird, obgleich einige Leute nicht völlig davon überzeugt seyn werden. Und wenn es nicht so kommt, so halten Sie mich für den unwahrsten Menschen, den Sie je reden gehört haben. . . . Der allmächtige Gott weiß, was er mit seinem armen Diener zu thun hat; denn seine Sache, und nicht meine eigene vertheidige ich; davon werde ich, so Gott will, nie weichen, so lange Gott mich am Leben erhält.“

Bis Lambeth waren die Drei in einem Kahn gefahren. Hier speisten sie, und gingen zu Fuß nach Croydon. Der Weg führte mitten durch einen großen Wald, welcher links bis Kent, dem Geburtsorte Fryths, und rechts bis Wandsworth reichte. Der Edelmann, von hoher Achtung und tiefem Mitleid für seinen Gefangenen ergriffen, baute hierauf einen Plan zur Flucht. Der Bekenner sollte links nach Kent fliehen; sie selbst wollten sich bis zur Dunkelheit im Walde aufhalten, dann nach Streatham eilen, und dort Leute ausbieten, die ihm auf dem Wege nach Wandsworth nachjagten. Er nahm deshalb seinen Begleiter auf die Seite, und redete lange heimlich mit ihm, bis es ihm gelang, ihn für seinen Plan zu gewinnen. Dann theilte er Fryth seine Vorschläge mit. Als dieser sie angehört hatte, sagte er lächelnd: „Ist dies der Erfolg Eurer langen und geheimen Berathung? Gewiß, Ihr habt viel Zeit darüber verloren! Aber wenn Ihr mich hier verließet, und dem Bischof meldetet, Ihr hättet Fryth verloren, so würde ich Euch so schnell als möglich folgen und ihm die Nachricht bringen, ich hätte Fryth wieder gefunden. . . . Wenn ich entflöhe,

nachdem ich durch des allmächtigen Gottes Fügung meines Glaubens und meiner Lehre wegen in die Hände der Bischöfe überliefert worden bin, so würde ich meinem Gott und dem Zeugnisse seines heiligen Wortes entlaufen, und das wäre tausend Höllenstrafen werth!“ — So ging er fröhlich mit seinen beiden Begleitern nach Crondon.

Wir wollen über das mit ihm angestellte Verhör unsern Lesern keinen genaueren Bericht geben, da es mit anderen Verhören der Märtyrer große Aehnlichkeit hat. Nur das Eine werde hier bemerkt, daß Fryth sich mit solcher Gewandtheit vertheidigte, und so unwiderlegliche Beweise für seine Behauptungen vorzüglich aus den Schriften Augustins beibrachte, daß, wie erzählt wird, Einige seiner Richter an der Glaubwürdigkeit dieses Kirchenvaters zu zweifeln anfangen. So ging an diesem Bekenner das Wort des Herrn Luc. 21, 14. 15. recht augenscheinlich in Erfüllung: „So nehmet nun zu Herzen, daß ihr nicht forget, wie ihr euch verantworten sollt. Denn ich will euch Mund und Weisheit geben, welcher nicht sollen widersprechen mögen, noch widerstehen alle eure Widerwärtigen.“ —

Aber „mit den Ohren werdet ihr es hören, und nicht verstehen, und mit den Augen werdet ihr es sehen, und nicht erkennen.“ (Apostelg. 28, 26.) Dies Gericht des heiligen Gottes offenbarte sich auch an Fryths Feinden. Er ward verurtheilt, und dem Arme der weltlichen Obrigkeit, dem Bürgermeister und den Richtern der Stadt London übergeben. Diese brachten ihn in Newgate in den Kerker unter dem Thore, und beschwerten ihn mit so vielen Fesseln, als er tragen konnte. Sein Hals wurde mit einem Halseisen so an einen Pfahl befestigt, daß er weder aufrecht stehen, noch sich niederlegen konnte; dennoch war er bei Kerzenlicht, — das einzige Licht, welches diesen traurigen Ort erhellte, — beständig mit Schreiben beschäftigt, bis er nach mehreren qualvollen Tagen aus dieser Lage erlöst wurde, um zu Smithfield den Scheiterhaufen zu besteigen.

Mit ihm wurde ein junger Mann ebenfalls um des Evangeliums willen verbrannt, Namens Andreas Hewit.*) Er war ein Schneider, und arbeitete bei Wilhelm Holt, der ihn ebenso, wie den gottseligen Johann Fryth, angeklagt hatte.

*) Eine andere Schreibart ist Huet oder auch Huot.

Er bekannte ein gutes Bekenntniß, und als man ihn fragte, ob er nicht widerrufen wolle, antwortete er: „Ich will es eben so machen, wie Fryth.“ -- „Aber dann wirst du mit ihm verbrannt werden!“ -- „Ich bin ganz damit zufrieden.“

Als Fryth an den Pfahl gebunden wurde, umarmte er eins der herum liegenden Holzbündel, indem er erklärte, daß er freudiges Herzens für eine so gute und gerechte Sache sterbe, nämlich für den Herrn Jesus Christus und seine Lehre, von der er an diesem Tage ein herrliches Zeugniß ablege, und mit seinem Blute bestegle.

Als der Scheiterhaufen angezündet ward, hielt ein Priester, Namens Cook, eine Rede an das Volk, in welcher er dasselbe ermahnte, für diese Märtyrer ebenso wenig zu beten, als man für einen Hund bete. Diese Worte reizten das Volk nicht wenig zum Zorne, und gewiß nicht ohne guten Grund. Fryth aber lächelte, und sprach den Wunsch aus, Gott möge diesem armen Priester vergeben.

Darauf ward das Feuer angezündet. Der Wind wehte die Flamme von ihm weg auf seinen Mitduldner, der hinter ihm an demselben Pfahl angefesselt war. Aber Gott gab ihm so große Geduld, daß es schien, als ob er die Marter gar nicht fühle, ja, er war mehr für seinen Leidensgefährten besorgt, daß dessen Qualen verkürzt würden, als für sich selbst. Dies ist die Kraft Jesu Christi, die in seinen Heiligen kämpft und siegt! Sie wolle auch uns heiligen zugleich mit ihnen, und uns bereiten, damit auch wir im Leben und Sterben seinen heiligen Namen allezeit verherrlichen!

Johann Fryth und Andreas Hewit waren für eine lange Zeit die Letzten, welche im Namen des Papstes in England verbrannt wurden. Denn noch in demselben Jahr ward durch ein Decret Heinrichs VIII. die Gewalt des Papstes abgeschafft, ohne daß aber dadurch die Hinrichtungen evangelischer Märtyrer in England ein Ende nahmen.



William Tyndale.

(gest. 1536.)

„Wir haben ein festes prophetisches Wort, und ihr thut wohl, daß ihr darauf achtet, als auf ein Licht, das da scheint in einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche, und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen.“ (2 Petri 1, 19.)

In den Bergen von Wales entsprungen, durchströmt die Severne ein prächtiges Thal, vom Walde von Dean umsäumt, und mit Dörfern, Thürmen und alten Schlössern in reizendem Wechsel besät. Im 16. Jahrhundert war es ein Lieblingsaufenthalt der Priester und Mönche; fünfzig Jahre lang hausten hier der Reihe nach vier italienische Bischöfe, und mit ihnen herrschten zugleich das Papstthum, die Mönche und die Unsitte. In dem Kloster zu Glocester fanden besonders die

Diebe ein freundliches Asyl; denn es besaß die Macht, Diebe und selbst Mörder zu absolviren, wenn sie sich dazu verstanden, ihren Gewinn mit den geistlichen Herren zu theilen.

In diesem Thale wohnte am Fuße der westlichen Höhe von Stinchcomb-Hill, südwestlich von Gloucester, eine altadelige Familie Namens Tyndale, die in Folge von Kriegerunruhen hierher geflüchtet war, und den Namen Hutchins angenommen hatte, unter Heinrich VII. aber sich wieder nach ihrem alten Namen nannte. Im Jahre 1484, etwa Ein Jahr nach Luthers Geburt, und ungefähr gleichzeitig mit Zwingli, ward dieser Familie ein Sohn geboren, welcher in der Taufe den Namen William erhielt. Frühzeitig ward William Tyndale von seinem Vater auf die Universität Oxford geschickt, wo er die alten Sprachen und Philosophie studirte, und reißende Fortschritte machte. Die ersten Gelehrten Englands waren seine Lehrer; aber bald sollte er noch einen ganz anderen Lehrer erhalten, um den sich zu der Zeit gar viele lernbegierige Schüler versammelten, und eine andere Wissenschaft kennen lernen, die in Ewigkeit nicht vergehen wird.

In keiner Stadt Englands hatte die lateinische Uebersetzung des Neuen Testaments durch Erasmus eine so gute Aufnahme gefunden, als in Oxford. Auch William Tyndale fühlte einen inneren Herzenszug zu diesem wunderbaren Buche; aber er fand zuerst nichts als weise Lehren darin, die nur dazu geeignet schienen, im Menschen fromme Gefühle und Empfindungen zu erzeugen. Doch jemehr er las, desto mächtiger ergriff ihn die Allgewalt des göttlichen Wortes, desto herrlicher ging an ihm die Bitte des Psalmisten in Erfüllung: „*Deffne mir die Augen, daß ich sehe die Wunder an deinem Gesez!*“ Was er gefunden, konnte er nicht verborgen halten; auch Andere waren von demselben neuen Leben ergriffen worden, und bald versammelte sich ein Kreis Studirender um ihn, mit denen er sich gemeinsam „erbaute auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist.“ Aber bald erhob sich in Oxford gegen die Gläubigen eine Verfolgung. „Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so flihet in eine andere!“ dachte Tyndale, und ging nach Cambridge, wo er bald mit Bilney und Fryth Ein Herz und Eine Seele wurde.

Doch auch hier war seines Bleibens nicht lange. Noch im Jahre 1519 finden wir ihn wieder in seinem heimatlichen

Thale. Hier lag auf der Rückseite des Hügels von Sodbury ein zwar einfaches, aber stattliches Gebäude, welches dem Haupte einer adeligen Familie gehörte, Sir John Walsfh, dessen Haus und Tisch offen standen für Edelleute, Gelehrte und Geistliche aller Art. Er selbst hatte lebhaftes Interesse für die religiösen Fragen seiner Zeit; besonders aber war es seine edle und vortreffliche Frau, die große Liebe zur Wahrheit in ihrem Herzen trug. In diesem Hause finden wir unseren Wilhelm Tyndale wieder, der den Antrag Sir Johns angenommen hatte, seine Kinder zu unterrichten. Bei Tische war er mit seinem Neuen Testamente ein Schrecken der unwissenden Geistlichen und Mönche. Verwarfen sie irgend eine Glaubenswahrheit, so schlug er unerbittlich dasselbe auf, und sagte, mit dem Finger auf die betreffende Stelle deutend: „Sehet und leset!“ „Mit Eurem Testament macht Ihr bloß Kezer!“ schallte dann wohl die Antwort zurück. — „Mit Nichten, erwiderte Tyndale; alle Kezerei entspringt aus Hochmuth; das Wort Gottes aber nimmt dem Menschen Alles, und stellt ihn so nackt hin, wie Hiob.“ — „Das Wort Gottes?“ fragten die Priester; „dieses Wort, das wir selber nicht verstehen, was soll es vollends dem Volke? Es ist ein Labyrinth, ein Zauberbuch, in welchem Jedermann lesen kann, was er will.“ — „Ach! sagte Tyndale, dann lest Ihr es eben ohne Jesum Christum. — Das ist's, warum es Euch ein verschlossenes Buch ist, ja, eine wild gewachsene Schlucht, wo Ihr Euch an dem Dorngebüsch wund reißt.“

Hinter dem Herrenhause stand ein Kirchlein, der heiligen Abeline geweiht, von zwei Eibenbäumen beschattet. Hier bestieg Tyndale, der so mannhaft zu disputiren wußte, Sonntags die Kanzel, und predigte, wie ein alter Erzähler bemerkt, mit wahrhaft johanneischer Salbung und Milde, und zugleich mit der kräftigen Lehrhaftigkeit eines Paulus. „Die Papisten meinen, sagte er einmal, wir müssen zuerst gut seyn gegen Gott, um ihn zu bewegen, daß er gut sey gegen uns. Dadurch wird die Wahrheit geradezu verkehrt; denn Gottes Güte gegen uns ist die Quelle unseres Gutseyns. Der Antichrist reißt den Baum aus, und kehrt das Unterste zu oberst; die Aeste und Krone macht er zur Wurzel, und die Wurzel zur Krone; wir müssen das richtige Verhältniß wieder herstellen. Wie der Mann ein Weib nimmt, bevor er von ihr Kinder hat, so rechtfertigt der Glaube, bevor er gute Werke erzeugt hat. Aber, wie aus der Ehe Kinder hervor gehen sollen, so darf auch

der Glaube nicht unfruchtbar bleiben. Der Glaube ist das Licht des Lebens, ohne das wir im düstern Todesthale verloren gehen müßten, und wenn tausend geweihte Kerzen um unser Sterbette her leuchteten."

Bald war es Tyndale in dem Herrenhause und in der Arelinencapelle zu eng. Jeden Sonntag predigte er bald in einem Dorfe, bald in einer Stadt; aber wo er auftrat, da eilten zugleich die römischen Priester herbei, um, was er gepflanzt, auszureißen, und seine Zuhörer mit Excommunication zu bedrohen. „Was soll ich thun? rief er aus; während ich hier säe, reißt der Feind wieder Alles aus, wo ich eben herkomme! Ich kann nicht überall zugleich seyn. O, daß die Christen die heilige Schrift in ihrer Sprache besäßen, so könnten sie den Sophisten selbst widerstehen! Ohne die Bibel ist es unmöglich, die Laien in der Wahrheit zu befestigen.“ Dies rief in ihm den großen Gedanken wach, ein Werk zu beginnen, an das er später den letzten Hauch seines Lebens setzte: die heilige Schrift in seine Muttersprache zu übersetzen. Er betrachtete diesen Gedanken als eine Eingebung Gottes, und ging unverzüglich an's Werk.

Während Tyndale, von aller Gesellschaft zurückgezogen, in dem Bibliothekszimmer des Herrenhauses saß, und unter ernstem, fleißigem Gebet an der Uebersetzung der heiligen Schrift arbeitete, zog sich über seinem Haupte ein drohendes Ungewitter zusammen. In dem Herzen des Sir John Walsh und seiner Gemahlinn bekamen die Liebe zum Evangelium und der Widerwille gegen die römische Priesterschaft immer mehr die Oberhand. Die früheren Einladungen hörten auf, die ungeladen Kommenden fanden keinen so herzlichen Empfang mehr, wie früher. Da beschloß man, den unbequemen Kezer aus dem Schlosse zu vertreiben. Zuerst wurden die leichten Truppen abgeschickt, unwissende Bettelmönche und Pfarrverweser, die in den Schenken Bier und Scheltworte nicht sparten, um den Bauern die Köpfe gegen Tyndale zu erhitzen. Als dies nichts half, kamen die geistlichen Würdenträger, die ehemaligen Gäste zu Schloß Sodbury, angerückt. Aber dem Kezer war schwer beizukommen; denn Sir John war des Königs ehemaliger Waffenfreund, und der Lady Walsh Bruder war Scherif der Grafschaft. Deshalb ward eine allgemeine Conferenz berufen, vor der Tyndale erscheinen mußte. Muthig und im Vertrauen auf Gott stellte sich Tyndale seinen Feinden. „Sie drohten ihm hart, und schalteten und schimpften ihn wie einen Hund.“ Je heftiger aber seine

Feinde auf ihn eindrangen, mit desto größerer Ruhe antwortete er ihnen. Die seltsamsten und abenteuerlichsten Anklagen wurden gegen ihn vorgebracht. Als aber Tyndale erwiderte: „Wo sind meine Zeugen? Meine Ankläger mögen vortreten, so will ich ihnen antworten!“ da war guter Rath theuer. Man blickte sich um, aber Niemand trat vor, und Tyndale konnte unangestastet nach Hause gehen, mit Dank gegen Gott, der ihn aus des Löwen Rachen errettet hatte, und voll zarter Liebe gegen seine Feinde. „Nehmt mir mein Gut und meine Ehre! sagte er einmal; so lange Christus in meinem Herzen wohnt, werde ich Euch lieben!“ Wahrlich, wer so sprechen konnte, der mußte die wiedergebärende Kraft des Evangeliums an seinem Herzen lebendig erfahren haben!

Aber die Verfolgungen der Feinde des Reiches Gottes hatten damit kein Ende. Wenn sie solche Aeußerungen von Tyndale erfuhren, wie die so eben angeführte, so hätte sich ihrer ja wenigstens eine dunkle Ahnung davon bemächtigen sollen, daß sie es mit einem Manne zu thun hätten, dem sie nicht werth waren, die Schuhriemen aufzulösen. Aber, wenn wir hören, wie Einer aus ihrer Mitte zu äußern sich erfrechte, als er durch Tyndales Beweise aus der heiligen Schrift überwunden war: „Nun denn, so will ich lieber das Gesetz Gottes übertreten, als das des Papstes!“ so dürfen wir uns über ihre Feindschaft gegen diesen Jünger Jesu Christi nicht wundern. Noch heftiger erbitterten sie sich gegen ihn, als sie merkten, Tyndale arbeite an der Uebersetzung der Bibel. Er hatte nämlich gegen jenen Priester, der lieber das Gesetz Gottes, als das des Papstes übertreten wollte, in der Hitze des Streits geäußert: „Wenn Gott mir das Leben schenkt, so soll in wenigen Jahren ein Bauerknecht, der seinen Karren treibt, die Schrift noch besser verstehen, als ich.“ Dies Wort war verrathen, und eines Tages begegnete ihm eine Schaar Mönche, die ihn mit Schmähungen überhäuften. „Wir wissen wohl, was dich so dreist macht, sagten sie; aber allen deinen Patronen und Edelleuten zum Troß wird man schon mit dir fertig werden; du wirst nicht immer in einem Schlosse wohnen!“ — „Verbannet mich, antwortete Tyndale, in den abgelegensten Winkel von England, und laßt mich nur die Kinder unterrichten und das Evangelium predigen, und gebt mir zehn Pfund Sterling zu meinem Lebensunterhalt, so bin ich zufrieden.“ —

Tyndale, der wohl sah, daß die Priester ihm ein ganz anderes Loos zu bereiten trachteten, hielt es jezt für Pflicht, die

Familie seines Wohlthäters' zu verlassen. Er erklärte Sir John: „Ihr könnt mich nicht mehr schützen, und Gott weiß, in welche Gefahren Ihr Eure Familie stürzen würdet, wenn Ihr mich behieltet; erlaubt mir daher, daß ich gehe!“ Und damit verließ er das Herrenhaus von Sodbury um Neujahr 1523.

Wir begegnen dem treuen Bekenner kurz darauf in den Straßen Londons wieder. Er suchte ein stilles Plätzchen, wo er ungestört das große Werk fortsetzen könne, das er sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte. Der Bischof von London, Cuthbert Tonstall, war ein Freund des Erasmus und der Wissenschaften. Bei ihm hoffte er ein solches stilles Plätzchen zu finden, wenn er sein Caplan werden könnte; ja, schon hoffte er, der Bischof könne vielleicht ebenso für das Evangelium gewonnen werden, als Sir John Walsb, und welche Folgen mußte dies für das ganze Königreich haben! Mit diesen Gedanken und hochklopfenden Herzens trat er vor den wohlwollenden Bischof. Aber auch an diesem Priester, wie an seinem Freunde Erasmus, zeigte sich deutlich, daß menschliche Wissenschaft und Aufklärung noch Niemanden zu einem bekenntnistreuen, muthigen Jünger Jesu Christi gemacht haben. Der Bischof, wie Alle seines gleichen, konnte wohl über die Unwissenheit und den Aberglauben der Mönche spotten, in gelehrten Disputationen dies und jenes der „neuen Lehre“ vertheidigen; aber diese Reichen am Geist waren dennoch fern vom Reiche Gottes. „Ach, rief der Bischof aus, mein Haus ist voll, ich habe viele Candidaten, die ich nicht anzustellen weiß! Seht Euch in London fleißig um, so werdet Ihr gewiß eine passende Stelle finden.“ — Traurig ging Tyndale von dannen; aber sein tapferes Herz ermannte sich wieder. „Ich hungere nach dem Worte Gottes, und ich will es überlegen, man sage und thue dann, was man wolle! Gott wird mich nicht untergehen lassen! Er hat noch keinen Mund geschaffen ohne die Nahrung, die er braucht, und keinen Leib ohne die nöthige Kleidung.“ Ein solcher Glaube konnte nicht zu Schanden werden, und er ist es auch nicht geworden.

In London wohnte zu der Zeit ein reicher Kaufmann Namens Humphrey Monmouth, ein reicher, aber dabei frommer und sehr wohlthätiger Mann, der das Evangelium lieb gewonnen hatte. Eine Anekdote müssen wir von ihm erzählen, die ihn besser, als alle Schilderungen charakterisirt. Unter denen, die sich gewöhnlich an seinem Tische einzufinden pflegten, war auch Einer seiner Nachbarn, ein bigotter Papist, der aber nichts desto

weniger Monmouth's Wohlthätigkeit oftmals in Anspruch nahm. Eines Tages lebte Pesterer die heilige Schrift, und spottete über das Papstthum. Bleich vor Zorn stand der Papist auf, schwur, nie wieder die Schwelle seines Wohlthäters zu übertreten, und ging zum Bischof, und gab denselben an. Monmouth verzieh seinem Feinde; dieser aber wich ihm beständig aus, bis sie sich einst in einer engen Gasse trafen, wo kein Ausweichen möglich war. „Nachbar, was habe ich Euch gethan?“ fragte ihn der Kaufmann, und redete seinem Angeber so herzlich und freundlich zu, daß der arme Mensch auf die Kniee stürzte, und unter einem Thränenstrom um Verzeihung bat.

Dieser Kaufmann hatte Tyndale in London predigen gehört, und sich nach seinen Existenzmitteln erkundigt. Tyndale theilte ihm seine Hoffnung mit, Caplan bei dem Bischof zu werden; als aber dieser Versuch fehlgeschlagen war, nahm Monmouth ihn in sein Haus, und nun arbeitete er Tag und Nacht rüstig an seinem Werke. Hier war es auch, wo John Kryth sich mit ihm verband, und ihn in seiner schwierigen Aufgabe unterstützte.

Aber der böse Feind konnte das nicht ruhig mit ansehen. Es erhob sich eine Verfolgung gegen Mehrere, welche Theile des Evangeliums in englischer Sprache lasen, und laut erklärten, Luther sey am kleinen Finger geschreibter, als alle Doctoren von England zusammen. Auch Tyndale sah nur noch den Scheiterhaufen vor sich, seine Freunde bestürmten ihn mit Bitten, sich der Verfolgung zu entziehen, und so verließ er denn nach einjährigem Aufenthalte London, um an den Ufern der Elbe sein Werk fortzusetzen.

In Hamburg hatte das Evangelium seit 1521 zahlreiche Freunde gefunden. Hier miethte er sich in einer schmalen, krummen Gasse ein, und bald sah er die Evangelien des Matthäus und Marcus die Druckerpresse verlassen. Aber unter welchen Entbehrungen war dies Werk zu Stande gebracht! Hunger und Frost waren seine täglichen Gefährten; jedoch noch mächtiger war in ihm die Gnade, die ihn siegreich alle Hemmnisse überwinden ließ.

Zu Anfang des Jahres 1525 verließ er Hamburg, und reiste über Wittenberg, wo er Luther kennen lernte, nach Köln, um hier in einer auch in England berühmten Buchdruckerei die übrigen Bücher des Neuen Testaments drucken zu lassen. Der Truct einer Auflage von 3000 Exemplaren begann,

mit unaussprechlicher Freude sah Tyndale ein Blatt nach dem anderen die Presse verlassen; schon waren zehn Bogen fertig. Da traf ihn eines Tages, wie ein Donnerschlag, die Nachricht, der Magistrat habe die Fortsetzung des Drucks verboten!

Wie war das Geheimniß verrathen? Tyndale selbst verlor sich in unnützen Vermuthungen; nur das war ihm klar, daß sein Fahrzeug, welches so eben noch mit vollen Segeln einher schwamm, an einem Riffe zu zerschellen drohte. Der Anstifter dieses Verbots war ein erbitterter Feind des Evangeliums, Gochläus, ehemals Propst an der Liebfrauenkirche zu Frankfurt, von wo er vor dem Evangelium hatte fliehen müssen. Die unvorsichtige Aeußerung eines Buchdruckers hatte ihn auf die Spur gebracht; durch Wein und listige Ueberredung, wie er selbst erzählt, erfuhr er, daß 3000 Exemplare der heiligen Schrift in englischer Sprache gedruckt würden, und daß zwei gelehrte Engländer (Tyndale und Roke, ein ehemaliger Franziscaner) sich in Köln aufhielten. Nur ihre Wohnung konnte er nicht erfahren. Er steckte sich hinter den kaiserlichen Rath Hermann von Rinke, und dieser mußte es beim Magistrat durchzusetzen, daß dem Drucker die Fortsetzung des Druckes untersagt wurde. —

Tyndale war Anfangs wie zerschmettert. „O diese reißenden Wölfe, rief er aus, predigen Andern, man solle nicht stehlen, und rauben den Menschen das Brod des Lebens, um sie mit den Hülsen guter Werke und Schoten eigenen Verdienstes zu nähren!“ Doch bald raffte er sich wieder auf; denn es war Gottes Sache, und die konnte ja nicht verloren gehen. So gleich eilte er daher mit Roke zu dem Drucker, packte Alles zusammen, bestieg ein Schiff, und fuhr rheinaufwärts, — mit ihm die Hoffnung Englands.

In Köln hatten Gochläus und Rinke das leidige Nachsehen. Aber konnten sie Tyndales nicht habhaft werden, so wollten sie wenigstens nach besten Kräften England vor dem Gifte der Ketzerei bewahren, und sogleich schrieb Gochläus an Heinrich VIII., an Wolsey und an den Bischof von Rochester. In dem Briefe an den König sagt er unter Anderem: „Zwei Engländer, den beiden Eunuchen vergleichbar, die ihre Hand an den König Ahasverus legen wollten, haben einen abscheulichen Anschlag gegen den Frieden Eures Reiches eronnen; ich aber, ein getreuer Marbochai, will Euch ihren Verrath enthüllen. Eurem Volke soll das Neue Testament in englischer Sprache geschickt werden. Gebt Befehle in allen Häfen

Englands, damit dieser grundverderbliche Handelsartikel nicht in's Land komme!" — In solchen Ausdrücken redet dieser Papist vom Worte Gottes!

Unterdes fuhr Tyndale den Rhein hinauf, und kam nach vier bis fünf Tagen glücklich in Worms an. Hier hatte Luther vor vier Jahren das heldenmüthige Wort gesprochen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir!“ Hier wurde das lautere Evangelium gepredigt, und das Volk war, wie Gochläus berichtet, „wüthend erpicht auf das Lutherthum.“ Deshalb hatte der Reformator in dieser Stadt auch bedeutend weniger zu fürchten; aber dennoch ging er mit großer Vorsicht zu Werke. Ohne Störung schritt der Druck fort, und zwei Ausgaben wurden bis zum Ende des Jahres 1525 fertig, welche am Anfang des folgenden Jahres glücklich in England ankamen. Aber wie sollten die Bücher vom Hafen in die Stadt geschafft werden, da Wolseys Agenten strenge Wacht hielten? Die fünf frommen Kaufleute aus den Hansestädten, welche den Transport übernommen hatten, waren darüber in großer Besorgniß. Aber Gott ist ein Gott, der Gebete erhört, und wohl mag zu der Zeit manches Gebet zu ihm aufgestiegen seyn. Kein Aufpasser war da, als das Schiff ankam; ungehindert wurden die Bücher ausgeladen, und in die Magazine der Kaufleute gebracht. War es doch, als habe der Herr seinen Engel gesandt, daß er die Feinde vor ihm her zerstreue! Aber damit waren die Schwierigkeiten noch nicht überwunden. Wie sollte man diese Bücher durch sichere Hände verbreiten? Doch der Herr hatte auch dafür gesorgt! Thomas Warret, ein Priester, der an das Evangelium glaubte, von Natur schüchtern, aber doch stark durch diesen Glauben, um später den Märtyrertod zu erdulden, hatte schon seit langer Zeit einer großen, nach der Wahrheit durstenden Gemeinde in der Allerheiligen-Kirche zu London die Gerechtigkeit allein aus dem Glauben gepredigt. Er gab sein Haus dazu her, den theuren Schatz zu bergen, verkaufte ihn in London und der Umgegend, und sandte fromme Leute aus, die ihn in allen Theilen des Landes verbreiteten. Mit Jubel ward er in Hütten und Palästen, von Vornehmen und Geringen aufgenommen; der heilige Geist hatte schon vorgearbeitet, und den rechten Hunger und Durst nach dieser Speise gewirkt. So dürfen wir uns nicht wundern, daß, trotz der Wuth der Papisten und trotz der späteren Verhaftung Warrets, die ihn mitten in seiner Arbeit unterbrach, das theure Gottes-

wort mit unglaublicher Schnelligkeit über ganz England sich verbreitete. Tyndale hatte ihm eine Vorrede mitgegeben, in welcher er einzelne für den Ungebildeten weniger verständliche Ausdrücke erklärte. Es sey uns vergönnt, zwei herrliche Worte aus dieser Vorrede hierher zu setzen. Den Titel: „Das Neue Testament“ erläutert er also: „Christus hat vor seinem Tode seinen Jüngern befohlen, seinen letzten Willen in der ganzen Welt zu verkündigen, damit alle Bußfertigen und Gläubigen all' sein Gut erben sollen. Er hat ihnen seine Gerechtigkeit vermacht, um ihre Sünden zu tilgen, sein Heil, um ihre Verdammniß zu verschlingen, und darum nennt sich dieses Document das Testament Jesu Christi.“ Ferner sagt er: „Gesetz und Evangelium sind die beiden Schlüssel, das Gesetz der Bindschlüssel der Verdammniß, das Evangelium der Löseschlüssel der Befreiung. Oder man könnte auch sagen: Es sind zwei Salben, das Gesetz eine starke, beißend scharfe Salbe, die den Giftstoff heraus treibt, das Evangelium dagegen ein milder, heilender Balsam, welcher der Wunde wohlthut, und Leben giebt.“

Doch es wird Zeit, daß wir uns wieder nach dem Manne umsehen, durch den England die heilige Schrift erhalten hatte. Keiner von seinen Feinden wußte damals, wo er sich aufhielt, wie sehr sie sich auch, besonders Wolsey, alle Mühe gaben, seiner habhaft zu werden. Johann West, ein Franziscaner-Mönch, ward nach ihm ausgesandt, Hermann von Rynke gleichfalls gegen ihn in Bewegung gesetzt; aber sie fanden ihn nicht nur nicht, sondern West mußte noch dazu den Kummer erleben, daß, während er auf den Reformator und seine Bibelübersetzung fahndete, in seinem eigenen Kloster die Bibel Eingang gefunden hatte, und Tag und Nacht gelesen wurde. So fand er bei seiner Rückkehr nur Hohn und Spott, anstatt Anerkennung, und wurde auf Betrieb des Guardians von Wolsey seines Auftrags entbunden.

Tyndale befand sich zu der Zeit in Marburg, wo er Tag und Nacht an der Uebersetzung des Alten Testaments arbeitete, von Fryth unterstützt, der, wie wir schon oben erzählt haben, zu ihm gekommen war. Daneben schrieb er verschiedene andere Schriften, die er, unter stetem Gebet um die Erleuchtung seines Volkes, nach England sandte. Zwar wurde ihm zuweilen die Einwendung gemacht, warum er sich doch so viele Mühe gebe, da seine Bücher wohl ebenso gut würden verbrannt werden, wie das Neue Testament, von dem gerade um die Zeit

den Feinden eine Menge Exemplare in die Hände gefallen waren. Allein er antwortete: „Ich erwarte nichts Anderes, als daß sie mich selbst noch verbrennen werden!“

Im Frühling 1529 begaben sich Tyndale und Fryth nach Antwerpen. Ersterer war damals den Buchdruckern gegenüber sehr verschuldet, von einer neuen Ausgabe des Neuen Testaments konnte gar nicht die Rede seyn; da halfen ihm seine Feinde selbst aus der Verlegenheit. Der Bischof Tonstall hatte sich nämlich in eigener Person nach Antwerpen begeben, um die Bücher des Ketzers in seine Gewalt zu bekommen. Er unterhandelte darüber mit einem Kaufmann, Augustin Pockington, welcher ihm die Bücher versprach, wenn er sie gut bezahlen wolle. Tyndale sträubte sich lange dagegen, dem Bischof seine noch vorrätigen Exemplare auszuliefern. Pockington aber bewies ihm, daß es sich nur darum handle, ob der Bischof sie für Geld, oder umsonst bekomme; denn bekommen werde er sie auf jeden Fall. „Nun ja, sagte der Reformator endlich, so will ich meine Schulden damit bezahlen, und eine neue, correctere Ausgabe des Neuen Testaments drucken lassen.“ Damit war der Handel geschlossen.

Aber der Herr wollte den Schwergeprüften noch mehr prüfen und läutern. In Antwerpen war seines Bleibens nicht lange, da der deutsche Kaiser, Karl V., strenge Maßregeln gegen die Evangelischen und gegen ihre Schriften anordnete, und Tyndale daher seines eigenen Lebens nicht sicher war, viel weniger die nun beendigte Uebersetzung des ersten und fünften Buchs Mose drucken lassen konnte. Er bestieg ein Schiff, um wieder nach Hamburg zu gehen. Aber unterwegs ereilte ihn ein Sturm; das Schiff scheiterte, Tyndale rettete nichts, als das nackte Leben. Seine kostbaren Handschriften, seine Bücher und sein letztes Geld sah er in den Fluthen versinken. Von Allem entblößt kam er auf einem anderen Schiffe in Hamburg an. Hier wartete seiner nach aller Trübsal der letzten Zeit eine große Freude. Ehe wir aber hiervon erzählen, müssen wir uns mehrere Jahre zurück versetzen.

Miles Coverdale studirte in Cambridge um 1527 Theologie. Er liebte das Evangelium, und erhielt durch die Verläugnung des Augustinerpriors Barnes, der aus Furcht vor dem Scheiterhaufen einen Widerruf geleistet hatte, später aber glänzig auf dem Scheiterhaufen starb, einen tiefen, heilsamen Eindruck, wendete sich mit großem Eifer der Schrift zu, und

vom Worte des Lebens ergriffen, wuchs er von Tage zu Tage immer mehr in der Gnade Gottes. Die heilige Schrift ging ihm über Alles; „Gott sei gelobt! rief er aus, ich fühle ihre unaussprechliche Süßigkeit!“ Daher beschloß er, gleichfalls die Bibel in die englische Sprache zu übersetzen. Daß Tyndale dasselbe unternommen habe, hielt ihn nicht davon ab; „denn, sagte er, wenn Mehrere nach der Scheibe zielen, so giebt sich jeder Mühe, dem Ziele am nächsten zu kommen.“ Und es war ihm nicht genug, bloß zu übersetzen. Die heiligen Worte ergriffen ihn so gewaltig, daß er auch in Liedern seine frohen Gefühle ausströmen mußte. Einige Verse, die an unsere besten deutschen Kirchenlieder erinnern, mögen hier eine Stelle finden.

Frohlocket nun, ihr Christen all',
Und lobet Gott mit lautem Schall!
Ein unbeschreiblich großes Heil
Ward von dem Himmel uns zu Theil.

Ich lag in Satans Tyrannei,
Da kam der Sohn, und sprach mich frei:
„Ich bin nun dein, sey du auch mein,
„So wirst du ewig sicher sehn.“

„Ich trug in heißer Leidensgluth
„Der Feinde Born, vergoß mein Blut;
„Drauf sey getrost, und glaub' an mich!
„Ich starb, und lebe nun für dich.“

Diesen Coverdale, dessen feurige Begeisterung und Liebe für das Wort der Gnade unsere Leser aus jenen wenigen Zügen erkennen können, fand Tyndale in Hamburg. Er wollte mit Tyndale über die Uebersetzung der heiligen Schrift sprechen, und blieb bei ihm von Ostern bis Dezember 1529. Sogleich begann ihre gemeinsame Arbeit; unbekümmert um die wüthende Schweiffieberseuche, welche in jenem Sommer dort herrschte, übersetzten sie von Neuem die fünf Bücher Mose, da bei dem Schiffbruch Tyndales Uebersetzung derselben verloren gegangen war. Dann kehrte Coverdale wieder nach England zurück, um seine Arbeit für sich allein fortzusetzen. Tyndale, der im folgenden Jahre die fünf Bücher Mose herausgab, ging von Hamburg wieder nach Antwerpen, wo er im Jahre 1534 eine auf's Neue durchgesehene Uebersetzung des Neuen Testaments drucken ließ. Unter dieser Zeit verbreiteten sich die heilige Schrift, sowie Tyndales eigene Bücher immer mehr in England,

das Evangelium eroberte sich ein Herz nach dem anderen; aber zugleich damit steigerte sich der Haß der Papisten gegen ihn. Der König verbot die Bücher des Reformators; desto eifriger strebte das Volk darnach, ja, Mancher wagte sein Leben daran, um sie nach England zu bringen. Einer dieser glaubenskühnen Männer war Richard Bayfield, welcher im J. 1531 verbrannt wurde.

Aber die Pläne, die Tyn dales Gegner gesponnen hatten, wurden reif. Im Jahre 1534 schickten sie einen gewissen Heinrich Philips, mit Empfehlungen an die dortigen Kaufleute wohl versehen, nach Antwerpen, mit dem Auftrage, sich des Reformators um jeden Preis zu bemächtigen. Durch die arglosen Kaufleute ward dieser papistische Abgesandte bald mit Tyn dale bekannt; ja, so vertraut mußte er sich sein argloses Opfer zu machen, daß der Märtyrer ihm eine Wohnung unter seinem eigenen Dache verschaffte, und ihm überdies noch seine weiteren Pläne und Absichten mittheilte.

Nach einiger Zeit ging der Verräther nach Brüssel, wo er von den Behörden Kaiser Karls V. sich die Vollmacht zu verschaffen mußte, Tyn dale als einen Ketzer verhaften zu dürfen. Mit dieser Vollmacht in der Tasche wartete er nur auf die bequemste Gelegenheit, um sich seiner Beute zu bemächtigen. Diese Gelegenheit kam gar bald. Es handelte sich nämlich darum, daß Poyntz, der Hausgenosse Tyn dales, nicht zu Hause sey. Eines Tages war dieser allein ausgegangen, Philips borgte von Tyn dale einiges Geld, ging darauf zur Hausfrau, und bestellte für sich und den Reformator ein Essen. Letzterer lehnte die Einladung ab, da er auswärts zum Essen gebeten sey, lud aber Philips ein, ihn zu begleiten. Zur bestimmten Stunde machten sich Beide mit einander auf. Ihr Weg führte sie durch einen langen, schmalen Gang; Philips bestand mit scheinbarer Höflichkeit darauf, daß Tyn dale vorangehe; da vertraten ihm plötzlich zwei Polizeibeamte den Weg. Sie ergriffen ihn, und führten ihn vor den Richter, welcher eine Untersuchung seiner Papiere anordnete, und ihn auf das Schloß Wilvorde schickte. Hier blieb er bis zur Vollstreckung des Todesurtheils.

Das war ein Donnererschlag für die Evangelischen in England, als sie die Verhaftung Tyn dales erfuhren! Sie verwendeten sich zu seinen Gunsten, heiße Gebete stiegen zu Gott auf, daß er der englischen Kirche doch dies Werkzeug noch erhalten möge; aber der Herr hatte in seiner unergründlichen

Weisheit beschlossen, daß dieser sein treuer Diener, der durch Wort und Schrift ein so lautes Zeugniß von ihm abgelegt hatte, nun auch mit seinem Blute die Wahrheit des Wortes bezeugen sollte, daß er seinen Landsleuten in ihrer Muttersprache gegeben hatte. Und freudig hat er von diesem Heile bis zu seinem Tode gezeugt, ja, bis zu seinem letzten Athemzuge für das Reich Gottes geworben, und gerufen: „Lasset euch ver- söhnen mit Gott!“ Der Kerkermeister, dessen Tochter und noch einige andere Hausgenossen wurden während seiner langen anderthalbjährigen Gefangenschaft von der Macht seines Glaubens ergriffen, und zum Herrn geführt. Auch die übrigen Bewohner des Schlosses erklärten, daß, wenn Tyndale nicht ein guter Christ sey, sie nicht wüßten, wem man trauen solle. Sogar der kaiserliche Bevollmächtigte gab ihm das Zeugniß „eines gelehrten, guten und gettesfürchtigen Mannes.“ Er wurde verurtheilt, weil er die kaiserlichen Verordnungen des Reichstags übertreten habe. In diesen war nämlich unter Anderem gesagt, daß in Glaubenssachen von den Evangelischen nichts Neues gedruckt werden sollte, woran sich natürlich Niemand gekehrt hatte, und dies mochte mit jenem Ausdrücke gemeint seyn.

Im Jahre 1536 wurde Tyndale zur Richtstätte geführt, zuerst erdrosselt, und dann sein Leichnam verbrannt. Er starb mit dem Heldenmuth eines christlichen Märtyrers, wie ein alter Erzähler sagt: „Welchen Tod er mit Beständigkeit und Geduld erlitten, also daß er ein herrlich' Crempel der Tapferkeit hinter sich verlassen.“ Einer seiner letzten Gedanken war an sein armes Vaterland, sein letztes Wort ein Gebet für seinen König: „O Gott! rief er, öffne dem Könige von England die Augen!“ Damit verschied er. —

Wie schön ist doch ein solcher Tod für das Vaterland! Dem Vaterlande wollte er das Wort des Lebens bringen; daran arbeitete er mit all' seiner Kraft; diesem Zwecke opferte er Ehre, Reichthum, Glück und zuletzt das Leben. Hätte er ahnen können, daß sein Vaterland nach drei Jahrhunderten Millionen von Bibeln in alle Länder senden werde, er wäre wohl noch um ein gutes Theil fröhlicher dahin gefahren! Was er ersehnt, ist erfüllt; die Saat, welche er mit seinem Blute getränkt, ist herrlich aufge- gangen, sodas wir die Worte des deutschen Sängers, freilich in ande- rem Sinne auch auf ihn und alle seine Mitdulder anwenden können:

Sie sind nicht gestorben,

Als sie den Tod erlitten;

Die Freiheit ist nun doch erworben,
Für die sie damals gestritten.

Tyndales Schriften sind sehr zahlreich. Außer dem Neuen hat er das Alte Testament bis zum Ende des Buchs Nehemia übersezt. Bei dieser Uebersetzung verfuhr er mit der gewissenhaftesten Genauigkeit. Er sagt: „Ich rufe Gott zum Zeugen an auf den Tag, an welchem wir vor unserm Herrn Jesus Christus erscheinen werden, um von unserem Thun Rechenschaft abzulegen, daß ich niemals eine Sylbe an Gottes Wort mit meinem Wissen geändert habe; noch würde ich es jezt thun, wenn auch alle Güter der Erde, sey es Ehre, Glück oder Reichthum, mir zufließen.“ — Außerdem übersezte er einige Schriften der deutschen Reformatoren. Von seinen eigenen Werken ist das bedeutendste das Buch: „Der Gehorsam des Christen.“ Er behandelt hierin den Gehorsam als das nothwendigste Erforderniß für jedes Gemeinwesen, sowohl für den Staat, als für die Religion. Darum verwarf er die Gewalt des Papstes als einen Eingriff in die allein rechtmäßige Gewalt Jesu Christi; darum sieht er den König als den Stellvertreter Gottes an, dem man in weltlichen Dingen ohne Widerspruch allen Gehorsam zu thun schuldig sey.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht unerwähnt lassen, wie Tyndales Wirksamkeit sich bis in des Königs Schloß erstreckte, damit sich auch an Heinrich VIII., dem Feinde der evangelischen, wie später zugleich der römischen Kirche, die Barmherzigkeit Gottes nicht unbezeugt lasse. Anna Boleyn nämlich hatte, ehe sie Königin ward, dies Buch kennen und lieben gelernt. Eine ihrer Gesellschaftsdamen, die junge, schöne Miß Gainsford, fand es einst im Fenster von Annas Zimmer liegen, und wurde ganz davon hingenommen, sodaß sie täglich darin las. Als sie einst auch mit dem Buche beschäftigt ist, tritt ihr Verlobter, ein junger Edelmann, Namens Georg Touch, in's Zimmer, und da sie heute so vertieft in dies ihm völlig unbekannte Buch ist, sodaß sie seinen Worten keine Aufmerksamkeit schenken mag, so nimmt er es ihr lachend weg, und weigert sich im Scherz, es ihr wieder zu geben. Auf seinem Zimmer blättert er in dem Buche, liest diese und jene Stelle, und je mehr er liest, desto größer wird sein Interesse. Es war ihm, als hörte er die Stimme Gottes; „er fühlte sich nicht wohl, wenn er nicht in dem Buche las!“ — „Ach! sagte er, ich fühle

das Wehen des heiligen Geistes in meinem Herzen, wie er in dem Herzen des Verfassers gewirkt und gezeugt hat." Nichts konnte ihn bewegen, sich von diesem Buche zu trennen; es traten ihm Thränen in die Augen, wenn seine Braut in bestimmtem Tone es zurück forderte.

Gerade um diese Zeit hatte der Cardinal allen am Hofe angestellten Geistlichen befohlen, genau Acht zu geben, daß die verbotenen Bücher der Reformatoren nicht am Hofe eingeschwärzt würden, oder gar in des Königs Hände fielen. Eines Tages sah nun Dr. Sampson, der Dechant der königlichen Kapelle, wie Georg Zouch während des Gottesdienstes wieder in seinem Buche las. Nach Beendigung des Gottesdienstes rief er den jungen Edelmann zu sich, und riß ihm barsch das Buch aus der Hand, indem er ihn fragte: „Wie heißt Ihr, und in wessen Diensten steht Ihr?“ Zouch antwortete auf diese Fragen; der Priester entfernte sich grimmig, und übergab seinen Fund dem Cardinal.

Einige Tage darauf forderte Lady Anna das Buch von Miß Gainsford zurück. Diese warf sich ihr zu Füßen, und bekannte Alles. Augenblicklich begab sich Anna zum Könige, und bat ihn auf ihren Knien um Rückgabe des Buches. Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, als Wolsey mit dem verhaßten Buche eintrat, dies Mal aber den erwarteten Erfolg nicht fand; ja, der König ließ sich von Anna Boleyn bewegen, dasselbe selbst zu lesen. Einige Stellen mochten ihm wohl gefallen, z. B. „der König ist der Diener Gottes, zu deinem Schutze bestellt wider tausendfache Unbill; und wäre er der ärgste Tyrann, so wäre er dennoch für dich eine Wohlthat Gottes. Denn es ist besser, den Zehnten zu bezahlen, als Alles zu verlieren; und es ist besser, von Einem Menschen gedrückt zu werden, als mißhandelt von Allen.“ — Andere Stellen mochten ihm weniger gefallen: „Ein christlicher König muß sich nach dem Vorbilde Christi für das Wohl seiner Unterthanen hingeben. Er muß bedenken, daß sie nicht eigentlich sein Volk sind, sondern Gottes Volk, erkaufte durch das Blut Christi. Im Königreiche Christi ist der verachtetste Mensch, wenn er nur ein Christ ist, dem Könige gleich. Darum möge sich der König seiner selbst entäußern, und dem Ärmsten seiner Unterthanen ein Bruder werden.“

Dann kam Tyndale auch auf des Papstes Regiment: „Christus hat gesagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt; folglich ist der Papst, der sich die Rechte des Kaisers anmaßt,

der Lehre Christi zuwider. Der König hat vor Niemandem Rechenschaft abzulegen, als vor Gott. . . . Kein Mönch, kein Bischof, kein Papst darf sich, wenn er die Gesetze übertreten hat, dem Schwerte des Königs entziehen. „Jedermann sey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, sagt die Schrift Röm. 13, 1.“

„Ein herrliches Buch!“ rief Heinrich, als er es ausgelesen hatte. „Fürwahr, alle Könige sollten es lesen, und ich vor Allen.“

Noch ein kurzes Wort wollen wir hier hersetzen über Tyn-
dales Leben besonders in Antwerpen, und wie er innere Mission getrieben hat. Er verwahrte, oder weichte sich zwei Tage in der Woche, Montag und Sonnabend, welche er seine Tage des Zeitvertreibs nannte. Am Montag besuchte er alle diejenigen armen Leute, welche um des Evangeliums willen von England nach Antwerpen geflohen waren, tröstete und stärkte sie, und fegte für ihre Kranken und Leidenden. Am Sonnabend ging er in der Stadt umher, kroch in jedes Gäßchen, durchsuchte jeden Winkel, wo er glaubte, daß Arme wohnten, und wenn er sie fleißig arbeitend fand, aber mit Kindern überladen, oder bejahrt, oder schwach, da tröstete er sie, und gab ihnen reichliche Almosen. So wandte er den größten Theil seines reichlichen Gehalts, den er in den letzten Jahren von den Kaufleuten erhielt, zum Wohlthun an.

Am Sonntage versammelten sich die Gläubigen bei dem Einen, oder dem Anderen von den christlichen Kaufleuten in einem geräumigen Zimmer. Dann las er ihnen einen Abschnitt aus der heiligen Schrift vor, und erklärte denselben, und die Worte entströmten seinem Munde so sanft und lieblich, daß es für die Zuhörer himmlischer Trost und himmlische Freude war, ihn anhören zu dürfen. Dabei war er ein Mann ohne Tadel vor Menschen; keiner seiner Zeitgenossen war im Stande, ihm einen Fehler oder Vergehen vorzuwerfen; mäßig, einfach in Kost und Kleidung bis zum Uebermaß, voll Liebe und Barmherzigkeit gegen Freund und Feind, kurz, eine rechte Johannesseele. Jedoch nicht darin, wie er bekannte, beruhte seine Gerechtigkeit vor Gott, sondern allein in dem Blute Jesu Christi und in dem Glauben an die sühnende Kraft dieses allerheiligsten Blutes. Darum sagt er in seinem Buche vom Gehorsam des Christen: „Wenn du den Verheißungen glaubst, so rechtfertigt dich die Wahrheit Gottes; Gott vergiebt dir deine Sünden,

und versiegelt dich mit dem heiligen Geiste. Wenn du die unermessliche Liebe Gottes betrachtest, so kann es nicht anders seyn, du mußt ihn wieder lieben; wenn du liebst, so drängt dich die Liebe zum Thun und Handeln, und wenn dich die Tyrannen verfolgen, so hast du den Muth, Jesum Christum zu bekennen; dann darfst du auch deiner Seligkeit gewiß seyn.“



König Eduard VI.

(gest. 1553.)

„Und die Könige sollen deine Pfleger und ihre Fürstinnen deine Säugammen seyn.“ (Jes. 49, 23.)

„Du bist meine Zuversicht, Herr, Herr, meine Hoffnung von meiner Jugend an!“ (Ps. 71, 5.)

Am 12. October 1537 ward dem Könige Heinrich VIII. von seiner dritten Gemahlinn, Johanna Seymour, ein Knäb-

lein geboren, welches am 15. d. M. in der mit großer Feierlichkeit vollzogenen Taufe den Namen Eduard erhielt. Des Königs Freude über die Geburt dieses Sohnes war sehr groß, wurde aber durch den Tod seiner Gemahlinn, welche zehn Tage nach der Entbindung starb, sehr getrübt. Um so größer war seine Liebe zu diesem Sohne, dem er noch in zartem Alter die vorzüglichsten Lehrer zu geben suchte. Einer von diesen war Sir Anton Cook, ein aufrichtiger Freund des Evangeliums, dessen eigene Kinder gar erfreulich in des Vaters Fußstapfen wandelten. Ein Anderer war Dr. Richard Cor, nachmaliger Bischof von Ely, und dessen baldiger Nachfolger Sir John Cheke, Professor der griechischen Sprache zu Cambridge. Unter der sorgfältigen Leitung dieser Männer entwickelte sich der „brittische Josia,“ wie Eduard von mehreren Schriftstellern genannt wird, sehr bald und zur allgemeinen Freude des Volks. William Thomas, einer der Gelehrtesten unter den damals lebenden Männern, beschreibt ihn mit diesen Worten: „Er ist das schönste Geschöpf Gottes, welches unter der Sonne lebt; der geistreichste, liebenswürdigste und anmuthigste Jüngling in der ganzen Welt. Welch' eine geistige Fähigkeit für die gelehrten Gegenstände, in welchen er von seinen Lehrern unterrichtet wird! Es ist ein Wunder, nur davon zu hören.“ ---

Bedeutenden Einfluß auf seine Erziehung hatte Cranmer, Erzbischof von Canterbury und Primas von England. Er hatte den jungen Prinzen aus der Taufe gehoben, und da er großes Ansehen beim Könige genoß, so war es ihm möglich, seinen Pflichten gegen Eduard nach Kräften nachzukommen. Daß das Wort des Propheten Jesaja (C. 60, 16) an der englischen Kirche durch ihn in Erfüllung gehe: „Du sollst Milch von den Heiden saugen, und der Könige Brüste sollen dich säugen,“ darauf war seine Arbeit und sein Gebet gerichtet. Und der Herr gab ihm, wie einst dem Könige Salomo, ein weises und verständiges Herz, ja, vor Allem ein Herz, das ihn wahrhaftig liebte, und seine Ehre aus allen Kräften zu fördern suchte.

Doch auch in weltlichem Wissen war er ein Wunder vor Aller Augen. Es giebt noch zahlreiche Briefe von ihm in lateinischer und französischer Sprache, sowie mehrere lateinische Arbeiten, welche im brittischen Museum aufbewahrt werden. Einige hat er schon in seinem neunten Jahre geschrieben.

Aber vor Allem müssen wir uns darüber freuen, wie er schon früh der Kraft des göttlichen Wortes sein Herz öffnete. Zum Beweise hiefür sey es uns erlaubt, nur zwei Züge aus seinem Leben hier anzuführen. Bei seiner Krönung wurden ihm, dem Könige dreier Königreiche, drei Schwerter vorangetragen. Als er sie erblickte, sagte er, Eins fehle noch. Die ihn umgebenden Großen des Landes bitten erstaunt um nähere Erklärung. Da antwortet er: „Es ist die Bibel,“ und fügt hinzu: „Dieses Buch ist das Schwert des Geistes, und jenen drei Schwertern weit vorzuziehen. Die heilige Schrift allein hat in allen Dingen das Recht, uns zu regieren, die wir jene drei nach Gottes Bestimmung zum Besten und zur Sicherheit des Volks führen sollen. Ohne dieses Schwert sind wir nichts, können wir nichts thun, haben wir keine Macht; durch dasselbe sind wir, was wir heute sind; von ihm empfangen wir Alles, was wir heute an diesem Tage annehmen. Derjenige, welcher ohne dasselbe regiert, wird mit Unrecht Gottes Diener, oder ein König genannt. Unter ihm müssen wir leben, das Volk vertheidigen und regieren, und alle unsere Pflichten erfüllen. Von ihm allein empfangen wir alle Kraft und Macht, Tugend, Gnade, jegliches Heil, und Alles, was wir haben von göttlicher Fülle und Gewalt.“ Er gab hierauf Befehl, daß eine Bibel gebracht und mit der größten Ehrfurcht vor ihm hergetragen werde.

Das andere Beispiel zeigt, daß der junge König diese Achtung vor dem Worte Gottes nicht etwa nur öffentlich, und um vor den Leuten gesehen zu werden, bezeigte. Einst als Prinz, da sein Vater noch lebte, spielte er mit mehreren Knaben seines Alters in einem Zimmer. Er wollte von einem Bücherbrett etwas herunter nehmen; da er aber nicht hinauf reichen konnte, brachte ihm Einer der anderen Knaben ein großes Buch, um darauf zu treten. Kaum sah Eduard, daß es eine Bibel war, als er jenen scharf tadelte, daß er so wenig Ehrfurcht vor dem Worte Gottes habe. Er nahm dann das Buch ehrerbietig von dem Boden auf, küßte es, und legte es wieder an seinen Ort.

Einem solchen Könige konnte Grammer wohl mit Freudigkeit seine Pflicht einschärfen, wie er es zur Krönung Eduards in einer an ihn gerichteten Adresse that. Folgende Worte sind ein Auszug daraus: „Ew. Majestät sind Gottes Vice-Regent und Christi Stellvertreter in Euren eigenen Reichen, und Ihr habt deshalb, wie Josia, Euer Vorgänger in der Würde, darauf zu sehen, daß Gott in Wahrheit verehrt, die Abgötterei

aber zerstört, auch die Tyrannei der römischen Bischöfe von Euren Unterthanen verbannt, und der Bilderdienst abgethan werde. Diese Handlungen würden allein einen zweiten Josia bezeichnen, welcher die Kirche Gottes in seinen Tagen reformirte. Ihr habt Tugend zu belohnen, Sünde zu bestrafen, die Unschuldigen zu beschirmen, und ihnen Recht zu verschaffen, die Armen zu versorgen, Frieden und Wohlstand zu erhalten und zu sichern, alle Gewaltthätigkeit zu unterdrücken, und Recht und Gerechtigkeit auszuüben in Euren Reichen.“

Als Heinrich VIII. am 28. Januar 1547 starb, war Eduard noch nicht zehn Jahre alt. Die Leitung der Staatsangelegenheiten ruhte in der Hand seines Oheims, Eduard Seymours, Grafen von Hertford, später zum Herzog von Somerset erhoben. Er führte den Titel: Lord Protector. Seine Gesinnung können wir am besten aus einem von ihm aufgesetzten Gebete kennen lernen, mit welchem er häufig vom Herrn Weisheit und Kraft zu seinem verantwortungsvollen Amte ersuchte. Es heißt darin: „O mein Herr und Gott! ich bin das Werk Deiner Hände; Deine Güte kann mich nicht verwerfen! Ich bin der Preis des Todes Deines lieben Sohnes Jesu Christi, und um Deines Sohnes willen wirst Du mich nicht verloren gehen lassen. Ich bin ein Gefäß Deiner Barmherzigkeit; Deine Gerechtigkeit wird mich nicht verdammen. Ich bin eingeschrieben in das Buch des Lebens, eingeschrieben durch das Blut Jesu Christi; und Deine Liebe wird und kann meinen Namen nicht vertilgen. Darum, Herr, mein Gott, habe ich Muth, zu reden vor Deiner göttlichen Majestät. Du, o Herr, hast nach Deiner weisen Vorsehung mich zum Regieren berufen; mach' mich daher geschickt, Deinem göttlichen Rufe nachzukommen! Du, o Herr, hast es so geordnet, daß der gesalbte König, Dein Knecht, meiner Aufsicht und Leitung ist anvertraut worden; regiere mich daher, Herr, mit Deiner Gnade, daß ich nicht in Irrthum gerathe, und mir Dein heiliges Mißfallen zuziehe!“ —

Gleich die ersten Maßregeln der neuen Regierung zeigten deutlich ihre Gesinnung gegen das Evangelium. In der gebräuchlichen allgemeinen Amnestie waren alle um des Glaubens willen Verfolgten mit einbegriffen. So wurden, obgleich das Gesetz, welches diese Verfolgungen ausdrücklich aufhob, erst einige Monate später erschien, gleich zu Anfang Viele aus dem Gefängnisse entlassen, und aus der Verbannung zurück gerufen, deren Wirksamkeit den Fortschritten der Reformation einen neuen

Aufschwung gab. Auch fremde Theologen, Martin Bucer, Peter Martyr, Vermilio, Paul Fagius, Johann von Lasco, Bernhard Ochino u. A. wurden durch Cranmer nach England berufen, eine Kirchenvisitation im ganzen Lande gehalten, und viele andere Einrichtungen und Maßregeln getroffen, wie wir dies genauer in Cranmers Leben erzählen wollen. Daß Vieles noch sehr unvollkommen blieb, und daß die Reformation ungeachtet der Entschiedenheit der leitenden Personen nicht zu der vollen Ausdehnung gelangte, hat vornehmlich seinen Grund in den eigenthümlichen Verhältnissen des bis auf den tiefsten Grund aufgeregten Landes, sowie in den Parteilungen am königlichen Hofe, denen der jugendliche König natürlich nicht mit der Kraft eines gereiften Mannes entgegen treten konnte. Aber doch ward viel Segensreiches geschaffen; wo das Wort Gottes Eingang fand, da trug es überall und in allen Ständen herrliche Früchte; das Beispiel, welches Edward seinem Volke gab, verfehlte nicht, die durchgreifendsten Folgen zu zeigen.

Einige Zeit nach den Krönungsfeierlichkeiten beantwortete er jene Adresse des Erzbischofs, aus der wir oben Einiges angeführt haben. Er schreibt: „Obgleich ich nur ein Kind bin, bin ich nicht uneingedenk der Dienste und der Güte, die Ihr mir täglich erzeiget. Ich habe Eure gütigen Briefe nicht vergessen, die mir am Abend vor St. Peter übergeben sind. Ich habe sie bis jetzt nicht beantworten wollen, nicht aus Nachlässigkeit, oder Vergesslichkeit; sondern da ich täglich über sie nachdachte, und mir ihren Inhalt treu einprägte, und sie endlich recht schätzte, konnte ich sie am weisesten beantworten. Ich ergreife und verehere aufrichtig die wahrhaft väterliche Zuneigung zu mir, die darin ausgesprochen ist. Möge Euer Leben viele Jahre dauern, und möget Ihr fortfahren, mir durch Eure frommen und heilsamen Rathschläge ein verehrter Vater zu seyn! Denn ich halte dafür, daß ich die Gottseligkeit vor allen Dingen wünschen und erfassen muß, da Paulus gesagt hat, daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist.“ —

Cranmers Antwort auf diesen Brief ist nicht minder bezeichnend für den Character des jungen Königs. Er schreibt unter Anderem: „Mein geliebter Sohn in Christo! Ich bin für Euer Wohl ebenso besorgt, als für mein eigenes; wenn ich daher höre, daß Ihr gesund und wohl seyd, so bin ich es auch. . . Ihr zeigt, daß Ihr eine Eures Standes würdige Gesinnung

habt, und einen Lehrer, der für eine solche Gesinnung paßt. Aus Eurer Briefe ersehe ich, daß Ihr die Gelegenheit so wahrnehmt, und daß die himmlischen Wahrheiten nicht zu den Dingen gehören, für die Ihr am wenigsten Sorge tragt, und wer für diese Dinge Sorge trägt, wird nicht durch andere Sorgen überwältigt werden. Fahret daher auf dem Wege fort, den ihr betreten habt, und ziert also Euer Geburtsland! Möge das Licht der Tugend, welches ich in Euch sehe, hinführo Euer ganzes Land erleuchten!" u. s. w.

Schon im Jahre 1548, obgleich der junge König erst elf Jahre alt war, sehen wir ihn ernstlich den Pflichten seines königlichen Berufes nachkommen, indem er die innere und äußere politische Lage seines Landes erforschte, mit dem ernstesten Wunsche, die Sicherheit und den Frieden desselben zu fördern. Zur Erwerbung dieser Kenntnisse diente ihm vornehmlich ein gewisser William Thomas, der in einer Reihe von Reden, welche er schrieb, gewisse politische Grundsätze für Eduard erläuterte. Auch ein Tagebuch, welches der königliche Knabe, wie es scheint, auf Chetes Rath führte, und in das er kurze Bemerkungen über vorliegende öffentliche Angelegenheiten schrieb, zeugt davon, mit welchem Eifer er sich die für einen Fürsten unumgänglich nothwendigen Kenntnisse zu erwerben suchte. —

Aber auch an Kreuz sollte es dem jungen Fürsten nicht fehlen. Die Katholiken forderten die Messe in lateinischer Sprache zurück, ferner die Vernichtung der Bibelübersetzungen, die Anbetung der Bilder und der Hostie. Als sie mit ihrer Forderung abgewiesen wurden, erhoben sie im Westen des Landes und in Devonshire die Waffen; Truppen mußten abgesandt werden, und nicht ohne Blutvergießen wurden sie zum Gehorsam gegen ihren königlichen Herrn zurück geführt. Die verschiedenen Parteien des Landes spannen Ränke auf Ränke gegen einander, davor endlich der Herzog von Somerset weichen mußte. Ja, er wurde auf Befehl des Parlaments am 22. Januar 1552 hingerichtet! Sein Nebenbuhler, der ehrgeizige Graf von Warwick, nachheriger Herzog von Northumberland, ein Mann ohne tiefere Grundsätze, ward sein Nachfolger.

Inmitten dieser äußeren Unruhen vergaß Eduard nicht seinen Blick unverwandt auf das köstliche Kleinod zu richten. Seine Handlungen sind treue Zeugen dieser Gesinnung. Als er einst hörte, Bucers Gesundheit habe wegen Ermangelung eines geheizten Zimmers sehr gelitten, sandte er ihm zwanzig

Pfund, damit ihm für den nächsten Winter ein Ofen gesetzt werden könne. Zum Dank dafür schrieb Bucer ein Buch für den König als Neujahresgabe. Es trägt den Titel: „Vom Reiche Christi,“ und enthält viele Rathschläge in Bezug auf die Reformation. Eine Abhandlung, die der König über diesen Gegenstand geschrieben hat, ist wahrscheinlich durch dieses Buch hervorgerufen worden. Nach Bucers Tode fand seine Wittwe einen treuen Freund an Eduard. Als Peter Martyr einen Ruf als Professor nach Straßburg erhielt, war es der junge König, welcher Alles aufbot, ihn dem Lande zu erhalten.

So war er in Wahrheit ein rechter Josia, auf den sich die Blicke mancher Protestanten mit großen Erwartungen richteten, besonders, als die Aussichten für die Evangelischen in Deutschland immer trüber wurden. Bullinger widmet ihm einen Theil seiner Predigten, und ermahnt ihn in der Vorrede, „es für eine unbezweifelte Wahrheit zu halten, daß er wahres Glück auf keinem anderen Wege erlangen könne, als wenn er sich und sein ganzes Königreich Christo, dem höchsten Fürsten, unterwerfe, und Alles, was die Religion und die Gerechtigkeit betreffe, in allen seinen Landen nach der Vorschrift des Wortes Gottes gestalte.“

Zugleich versäumte er nicht seine wissenschaftlichen Studien. Als er etwa dreizehn Jahre alt war, las er die Ethik des Aristoteles; Ciceros philosophische Schriften hatte er früher schon gelesen; mit der lateinischen und griechischen Sprache war er vertraut. Zugleich vernachlässigte er die ernsteren theologischen Studien nicht. Die verwittwete Königin von Schottland, welche um diese Zeit den englischen Hof besuchte, sagte von ihm, sie habe mehr Weisheit und gediegenes Urtheil in dem jungen Könige Eduard gefunden, als sie in irgend drei anderen europäischen Fürsten würde gesucht haben.

Sein Lieblingsgefährte war Barnaby Fitzpatrick, ein junger irländischer Edelmann, der von seiner Kindheit an mit ihm erzogen war. Im Jahre 1551 sandte er diesen nach Paris, um sich am französischen Hofe Kenntnisse zu erwerben, die ihm in seinem künftigen Leben nützlich seyn könnten. Die Besorgniß, welche Eduard für das wahre Wohl seines Lieblings hegte, ist aus einem Briefe an ihn, der vom 20. Dezember 1551 datirt ist, zu sehen. Er warnt ihn davor, der Messe beizumohnen; „Indeß, schreibt er, wenn Ihr heftig beredet werdet, so möget Ihr hingehen, um dem Könige zu folgen, und nicht, um auf

den Mißbrauch zu achten, oder die Cerimonien freiwillig anzusehen. Und so seht der Messe nicht zu! Aber unterdeß sehet in die heilige Schrift, oder in irgend ein gutes Buch, und erzeiget der Messe keine Ehrerbietung." Nach einigen weiteren Anweisungen für sein Verhalten sagt er ihm, er möge seine Studien nicht vergessen, „besonders das Lesen der Schrift." Fuller bemerkt über diese und andere Briefe Edwards an Fitzpatrick, daß gerade vertrauliche Briefe der Nachwelt die Wahrheit mittheilen, da sie uns die Dinge in ihrer wahren Gestalt zeigen, obgleich nicht in so schöner Einkleidung, als andere Arten von Schreiben. Asham spricht in einem seiner Briefe an Sturmius von dem Eindruck, den der Herzog von Suffolk und andere junge Männer, die mit dem Könige erzogen waren, und Frankreich besuchten, daselbst gemacht hatten.

Die Reformationszeit liefert uns mehr, als irgend eine andere Zeit, Beispiele von Fürsten, welche auf und unter der Kanzel die Wahrheit hören mochten. Zu diesen Fürsten gehört auch Eduard VI. Alle Dinge ungeschminkt bei ihrem rechten Namen zu nennen; Personen, gegen deren Laster man predigte, redend einzuführen, sodaß jeder sie leicht erkennen konnte; den König, wenn er zugegen war, anzureden, und ihn vor den Rathschlägen dieser oder jener Partei zu warnen, war zu jener Zeit eine Niemandem auffallende Sitte der englischen Geistlichkeit. Es gab Personen am Hofe, welche den König von seinen ernstesten Beschäftigungen abzuwenden, und zu dem gewöhnlichen leichtsinnigen Zeitvertreib der Höfe zu verleiten suchten. Dies zeigt Edwards eigenes Tagebuch. Gegen diese Leute machte einst, um nur ein Beispiel hier anzuführen, Lever in folgenden muthigen Worten aufmerksam:

„Es ist nicht unwahrscheinlich, wenn Ew. Majestät mit Eurem Rathe zu den Edlen von den Vorsehrungen sprechen, die für die Armen zu machen sind, daß Ihr Einige finden werdet, die Euch die Schwierigkeit der Sache vorhalten, und Euer zartes Alter und die bedeutenden Ausgaben, welche nöthig sind, vorschützen werden; die Euch rathen werden, Sich zu belustigen, Sich Eurer Gemüthlichkeit zu überlassen, und Sich die Zeit mit Jagen und Spielen zu vertreiben." Und nun redet er Einen dieser Leute an, und sagt zuletzt dem Könige, wie er ihnen antworten müsse. Doch kann Cox ihm das schöne Zeugniß geben: „Es wurden wenige, oder keine Predigten an seinem Hofe gehalten, besonders zur Zeit des Protektors, bei denen er

nicht gegenwärtig war. Nie war er bei solchen Reden zugegen, ohne mit eigener Hand etwas davon aufzuschreiben."

Besonders Latimers Predigten sind Zeugnisse von Kühnheit, nicht nachgiebiger Treue. In derselben Weise predigte einst Knor im J. 1552 kurz vor dem Abzuge des Hofes von Westminster, und tadelte das schlechte Betragen des Herzogs von Northumberland und der Marquise von Winchester ihnen selbst gegenüber offen und unerschrocken. Der König antwortete ihm auf diese Predigt damit, daß er ihm einen Aufenthalt in London anbot, um ihn öfter hören zu können.

Um jene Zeit war eine Hauptfrage der englischen Staatsmänner, wie des ganzen Volks, daß der König einst eine passende eheliche Verbindung eingehen möchte. Anfangs dachte man an Maria, die junge Königin von Schottland. Als dieser Plan aufgegeben war, knüpfte man Unterhandlungen mit dem französischen Hofe an. Die Evangelischen Englands waren gegen die Heirath einer Prinzessin dieses Landes, und Latimer sprach über diesen Plan von der Kanzel mit seiner gewöhnlichen Offenheit. Er rieth dem Könige, „eine Gemahlinn zu wählen, die von Gott, d. h. von Gottes Hause sey, und zugleich eine Solche, die der König in seinem Herzen lieben, und mit der er sein Leben in reiner und keuscher Ehe zubringen könne. Er möge eine Frau wählen, die Gott fürchte, keine stolze Närrinn, die nur voll reicher Schätze und weltlicher Pracht sey." Von Anderen wurde eine Verbindung mit der Tochter des Herzogs von Somerset, und nach dessen Sturze mit der Tochter des Grafen Warwick, der Lady Johanna Grey, vorgeschlagen. Von der Letzteren schreibt John ab Ulmisch im Juni 1551 an Bullinger: „Es wird ein Gerücht allgemein, und ist unter dem Adel im Umlauf, daß der König diese erlauchte junge Dame heirathen werde. Wenn das geschähe, wie glücklich würde diese Verbindung seyn, und welchen Segen für die Kirche können wir davon erwarten!" — Und nach menschlichen Gedanken mochte er wohl recht haben! Die Reformation in ihrem äußeren Fortschreiten hätte nur gewinnen können durch die Heirath dieser beiden Glaubenszeugen der evangelischen Kirche, die in diesem Buche der Märtyrer so nahe beisammen stehen, und deren Tod so schnell auf einander folgte. Aber im Rathe Gottes war es anders beschlossen. Die englische evangelische Kirche sollte erst die Bluttaufe empfangen, bevor sie auch äußerlich über ihre Widersacher triumphirte, und

Er hat noch niemals was versehn
In seinem Regiment!

Im Jahre 1552 wurde der Lehrer Edwards, Cheke, von der Schweißfieberseuche ergriffen. Der König war schwer besorgt um Chekes Genesung, und betete ernstlich darum. Als ihm von den Aerzten gesagt wurde, sie zweifelten an des Kranken Genesung, erwiderte er: „Nein, Cheke wird dies Mal nicht sterben; ich habe diesen Morgen um sein Leben gebeten, und habe es erhalten.“ Und wie er geglaubt, so geschah ihm. Cheke genas wieder zur Freude des jungen Fürsten, wie aller englischen Protestanten, die seine Genesung als eine Gnade Gottes für das ganze Land betrachteten.

Den Lehrer hatte er vom Tode losgerungen; jetzt sollte die Zeit kommen, da viel tausend evangelische Herzen für das Leben ihres heiß geliebten Königs ringen mußten. Im Jahre 1552 wurde er von den Mäthern und den Kinderblattern befallen; aber er genas nie wieder völlig von den Folgen dieser Krankheiten, obschon er in einem Briefe an Fitzpatrick von sich als völlig wieder hergestellt spricht. Um die Lust zu verändern, begab er sich im April desselben Jahres nach Greenwich, und residirte daselbst, mit Ausnahme einer Lustreise im Sommer, den kurzen Rest seines irdischen Lebens. Während des folgenden Winters litt er am Husten und an anderen Anzeichen der Schwindsucht. Doch war er nicht weniger auf das Wohl seines Landes, wie auf die weitere Ausbreitung und festere Begründung der Reformation bedacht. Die sogenannten „zwei und vierzig Artikel,“ welche den unter Elisabeth eingeführten „neun und dreißig Artikeln“ sehr ähnlich sind, nur etwas gemildert, vorzüglich in der Lehre vom heiligen Abendmahl, wurden vom Könige vorbereitet, und demnächst eingeführt. Zu dieser Zeit war der Grundsatz religiöser Duldung selbst in der evangelischen Kirche noch in nicht allen Ländern anerkannt. Anders war es in England. Obgleich alle öffentlichen Lehrer der Kirche jene Artikel unterschreiben sollten, so schrieb der königliche Befehl doch keine Zwangsmaßregeln, noch sonst ein strenges Verfahren gegen diejenigen vor, welche ihre Unterschrift verweigerten. Ebenso verfuhr Edward gegen seine Schwester Maria. Es war ihr bisher gestattet gewesen, in ihrer Kapelle die Messe halten zu dürfen. Diese Fortdauer der Messe fiel dem Könige schwer auf's Gewissen, und sie wurde ihr verboten. Doch bemerkt er in seinem Tage-

buche dabei, daß er auf ihre Antwort, ihre Seele gehöre Gott, und ihren Glauben wolle sie nicht ändern, noch ihre Ansicht verbergen, ihr erwidert habe, er zwänge ihren Glauben nicht, aber er wolle auch nicht, daß sie als ein König herrsche, sondern als ein Unterthan gehorche. Wie verschieden war Maria's Verfahren, als sie den Thron bestiegen hatte, gegen ihre Schwester Elisabeth!

Allein der deutsche Kaiser legte sich für Maria in's Mittel, und drohte, mit bewaffneter Hand seine Vermittlung zu unterstützen. Das Parlament gerieth in große Angst, Cranmer wurde beauftragt, den König zum Nachgeben zu bewegen. Lange widerstand der königliche Jüngling; endlich sah er sich genöthigt, der Macht der Umstände zu weichen. Allein seine Gegengründe waren so stark, daß, als Cranmer von ihm hinausging, und dem Sir John Cheke begegnete, er zu diesem sagte, er solle sich freuen, daß Gott ihn so hoch geehrt habe, der Lehrer eines solchen Schülers seyn zu dürfen. Dann setzte er hinzu: „Der König hat mehr Theologie in seinem kleinen Finger, als wir in unseren ganzen Leibern!“ —

Diese Unterhandlungen des Königs mit seiner Schwester wirkten augenscheinlich sehr nachtheilig auf seine Gesundheit ein, die von Tage zu Tage schwankender wurde. Gerüchte von seinem Tode durchkreuzten im Frühling 1553 das Land; Eduard selbst verhehlte sich seinen Zustand nicht, und zugleich erfüllte die Sorge sein Gemüth, welchem Schicksale die evangelische Kirche Englands unter seiner katholischen Schwester Maria entgegen gehen würde. Von dem Plane, den der Herzog von Northumberland darauf baute, seiner Tochter die Nachfolge zu sichern, und wie er diesen Plan trotz des ernstlichen Widerstrebens Cranmers durchsetzte, wollen wir unsern Lesern im Leben der Johanna Grey genauer erzählen.

Jenes Edikt, welches die Prinzessin Maria vom Throne ausschloß, wurde am 21. Juni von Eduard unterzeichnet. Am 26. Juni unterschrieb er mit schon zitternder Hand, sodaß er die Feder kaum noch halten konnte, ein anderes Papier erfreulichen Inhalts. Es war jener Gnadenbrief, durch den er so väterlich für die Armen und Kranken seines Landes sorgte, und dessen Segnungen noch heute von vielen Unglücklichen gepriesen werden. Der Bischof Ridley hatte diesen Gnadenact des sterbenden jungen Fürsten durch eine seiner letzten Predigten, die er vor ihm halten durfte, veranlaßt, weshalb wir in dem Leben dieses Mannes ausführlicher darauf zurück kommen werden.

Dies war die letzte That des frommen Königs, — eine That christlicher Barmherzigkeit gegen die Geringsten seines Landes. Als die Aerzte alle Hoffnung aufgegeben hatten, wurden sie entlassen, und die Mittel einer Quacksalberium versucht; aber ohne Erfolg. Man berief nach einigen Tagen die Aerzte zurück; allein die Kräfte des königlichen Kranken nahmen schnell ab. Der 6. Juli war sein Todestag. Etwa drei Stunden vor seinem Tode, als er allein zu seyn glaubte, betete er mit geschlossenen Augen: „Herr Gott, erlöse mich aus dieser verdorbenen, armeligen Welt, und nimm mich auf unter die Zahl Deiner Auserwählten! Doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe! O Herr, ich befehle meinen Geist in Deine Hände; denn Du weißt, wie viel besser es für mich wäre, bei Dir zu seyn. Doch um Deiner auserwählten Kinder willen sende mir Leben und Gesundheit von Deinem Thron, daß ich Dir treulich dienen möge! O mein Herr und mein Gott, segne Dein Volk, und errette Dein Erbtheil! O Herr Gott, erlöse und erhalte Dein auserwähltes Volk in England! Ach lieber Herr, beschütze und vertheidige dieses Königreich, daß die Macht des Papstthums nicht wieder eindringe, und erhalte die wahre Religion aufrecht, damit ich und mein Volk Deinen heiligen Namen preisen mögen! Thue es um Deines Sohnes Jesu Christi willen!“ —

Darauf kehrte er sich um, und als er einige Personen im Zimmer erblickte, sagte er: „Seyd Ihr so nahe? Ich dachte, Ihr wäret weiter entfernt.“ Dr. Owen, einer seiner Aerzte, antwortete: „Wir hörten, daß Ihr mit Euch selbst sprachet; aber was Ihr sagtet, wissen wir nicht. Er erwiderte mit dem ihm eigenthümlichen Lächeln: „Ich betete.“ Seine letzten Worte waren: „Ich bin schwach; Herr, sey mir gnädig, und nimm meinen Geist auf!“ —

„Sein Sterben, sagt Einer von denen, die zugegen waren, war so in Gott, daß wir versichert seyn dürfen, seine Seele ist an dem Orte ewiger Ruhe.“

Edwards frühzeitiger Tod und die aufgeregten Zustände des Landes gaben Veranlassung zu dem Gerücht, er sey an Gift gestorben. Die Katholiken wälzten dieses Verbrechen auf den Herzog von Northumberland, die Evangelischen auf die Katholiken; doch ist von keiner Seite das Geringste erwiesen. Vielmehr ist als ausgemacht anzunehmen, daß er, wie die Aerzte erklärten, an der Schwindsucht gestorben ist.

Sein Leichenbegängniß wurde am 8. August 1553 zu Westminster gefeiert. Zwar wollte Maria, daß er nach den Gebräuchen der römischen Kirche beerdigt werde; indeß widersezte sich der Erzbischof Cranmer ernstlich diesem Vorhaben, und bestand darauf, daß der König nach dem Gebrauch der evangelischen Kirche zur Ruhe bestattet werde. — Das Volk geleitete die Leiche seines Königs mit lautem Wehklagen; es war das Begräbniß der Reformation, das man dort feierte, und der Anfang des großen Trauerspiels, das nun beginnen und das unglückliche England bis auf den Grund erschüttern sollte.

Aber mitten in jener großen Trauer mag manchem englischen Protestanten das Bild seines geliebten Fürsten vor Augen geschwebt haben, wie er im Hause Gottes, so oft die Worte der Liturgie: „O Herr, erhalte, erlöse Dein Volk!“ wiederholt wurden, mit gefalteten Händen und mit gen Himmel gerichteten Augen dastand, und mit Gott rang um Errettung seines Erbes von den Banden der Finsterniß. Wer ihn so gesehen, der durfte sich freuen in Hoffnung; denn „des Gerechten Gebet vermag viel!“ —





Lady Johanna Grey.

(gest. 1554.)

„Ich achte es Alles für Schaden gegen der überschwänglichen Erkenntniß Christi Jesu, meines Herrn, um welches willen ich Alles habe für Schaden gerechnet, und achte es für Dreck, auf daß ich Christum gewinne.“ (Phil. 3, 8.)

Johanna Grey wurde geboren gegen Anfang des Jahrs 1536. Ihr Vater war Heinrich Grey, Marquis von Dorset, und ihre Mutter Franzisca Brandon, älteste Tochter

des Herzogs von Suffolt und der Maria, jüngster Tochter König Heinrichs VII. und verwittweter Gemahlinn Ludwigs XII. von Frankreich, Schwester Heinrichs VIII. von England. Lady Johanna hatte keine Brüder, sondern nur noch zwei Schwestern.

Schon sehr früh gab sie außerordentliche Beweise ihrer Fähigkeiten, und übertraf sogar König Edward VI., den man allgemein als eine Art von Wunder anstaunte. Ihr Talent zeigte sich in allen Stickerien und Arbeiten mit der Nadel, und in ihrer außerordentlich schönen Handschrift. Mit bewundernswerther Fertigkeit spielte sie verschiedene musikalische Instrumente, und begleitete sie mit einer sehr lieblichen und ausgebildeten Stimme.

Ihr Vater, welcher selbst nicht ohne wissenschaftliche Bildung war, hatte zwei Kapläne, Harding und Mylmer, Beide durch große Gelehrsamkeit ausgezeichnet, welchen er die Erziehung seiner Tochter übergab. Sie machte unter deren Leitung solche Fortschritte, daß es fast unglaublich klingt. In einem Alter, das kaum die Kinderjahre überschritt, schrieb und sprach sie nicht nur ihre Muttersprache mit der größten Feinheit, sondern auch das Französische, Lateinische, Griechische und Italienische; sogar in der hebräischen, chaldäischen und arabischen Sprache war sie geübt. Dabei besaß sie ein ruhiges Temperament, schnelle Auffassungsgabe und ein gründliches Urtheil, und, was höher steht, so viel Milde, Demuth und Bescheidenheit, daß sie nicht den geringsten Werth auf alle ihre Vorzüge legte. Das ganze Verlangen ihrer Seele ging nur dahin, es in den Wissenschaften und in der Gottesfurcht immer weiter zu bringen, und diese Ehnfucht hielt sowohl die strenge und zuweilen sogar harte, aber unverdiente Behandlung ihrer Aeltern, als auch die freundliche und liebevolle Erziehung ihres Lehrers Mylmer in ihr wach.

Zwar mußte sie von Zeit zu Zeit bei Hofe erscheinen, meistens aber hielt sie sich zu Broadgate, einem Landfitze ihres Vaters, auf. Hier besuchte sie im J. 1550, also in ihrem fünfzehnten Lebensjahre, der berühmte Professor zu Cambridge, Roger Asham, welcher 1548 zum Erzieher der späteren Königin Elisabeth ernannt war. Dieser Mann, der 1568 starb, war von Herzen Protestant, und blieb es auch unter der Regierung der blutigen Maria. Seine letzten Worte waren: „Ich leide viele Schmerzen, ich versinke fast unter meiner Krankheit. Aber dies ist mein Bekenntniß, dies ist mein Glaube, und

dies Gebet enthält Alles, was ich wünsche: „Ich habe Lust, abzuschneiden, und bei Christo zu seyn.“ — Er besuchte Lady Johanna auf ihrem Zimmer, wo sie Platos Phädon im griechischen Urtext las, während ihre Aeltern mit ihrem Gefolge auf der Jagd im Park waren. Er fragte sie, warum sie die ergögliche Unterhaltung im Park versäume. Lächelnd erwiderte sie: „Ich weiß, daß alle ihre Vergnügungen im Park nur ein Schatten sind gegen das Vergnügen, das ich in meinem Plato finde. Ach, die guten Leute haben nie empfunden, was wahre Freude ist!“

Sie ward mit vielen damaligen Gelehrten bekannt, unter Anderen auch mit Heinrich Bullinger, einem der schweizerischen Reformatoren. Dieser schrieb an sie, und sie antwortete ihm in ihrem fünfzehnten Jahre mit einem lateinischen Briefe. In demselben kommen folgende Worte vor: „Ihr ermahnt mich, den reinen und wahren Glauben zu umfassen, den Glauben an unseren Heiland Jesum Christum. Ich werde mich bemühen, Euren Wunsch zu erfüllen. Aber Ihr wißt es ja, was wir sind, wenn uns Gott nicht ganz besonders dazu fähig macht, und deshalb kann ich jenes Versprechen auch nur mit den Worten geben: In so weit mich der Herr dazu fähig und tüchtig machen wird. Aber ich werde nicht unterlassen, täglich mit den Aposteln zu dem Herrn zu beten, daß er mir meinen Glauben durch seine Gnade stärken möge. Damit will ich, unter Gottes Hülfe, so viel als möglich auch Reinheit des Lebens zu verbinden suchen. Aber ich bitte Euch auf das herzlichste, unterstützt mich darin durch Eure christliche Fürbitte! Gedenket meiner täglich vor dem Herrn! Denn meine Kraft ist zu schwach, der Heiligung ernstlich nachzujagen.“ —

Im Juni 1551 schrieb Johann von Ulmis aus Broadgate an Bullinger von ihr: „Sie wird vom ganzen Adel ihrer Schönheit und ihres Verstandes wegen gepriesen, ihrer Gelehrsamkeit wegen von Jedermann angestaunt. Man spricht auch davon, daß sie mit dem jungen Könige werde verlobt werden. Sollte das Ereigniß eintreten, wie glücklich würde diese Verbindung seyn, und was für ein Segen würde daraus für die Kirche entstehen! Doch der Herr wird das Alles leiten und führen nach seinem Wohlgefallen!“ —

Aber bald sollte Johanna ihrem stillen Leben zu Broadgate und ihren Beschäftigungen entriffen werden. Ihr Vater war nämlich im Oktober 1551 zum Herzog von Suffolk er-

haben worden, und Dudley, Graf von Warwick, zum Herzog von Northumberland. Beide, auf dem Gipfel ihrer Macht angelangt, sahen voraus, was ihnen im Fall des frühzeitigen Todes Edwards VI. bevorstehen würde. Und als der König im J. 1553 immer schwächer wurde, suchten sie eine Aenderung in der Thronfolge zu bewirken, und dieselbe ihrer Familie zuzuwenden. Johanna, die anerkannter Maßen von allen ihren Plänen nichts wußte, sollte als Mittel zur Befriedigung ihres Ehrgeizes dienen. Ihre Gelehrsamkeit, ihr großer Verstand, ihre Weisheit und allgewinnende Liebenswürdigkeit, sowie ihre nahe Verwandtschaft mit dem königlichen Hause machten sie ja wohl geeignet, den englischen Königsthron zu besteigen.

Um dem Ziele näher zu rücken, ward sie Ende Mai 1553 mit Lord Guilford Dudley, viertem Sohne des Herzogs von Northumberland, vermählt, ohne daß sie auch jezt das Geringste von den Plänen der beiden Herzöge erfuhr. Der junge Monarch war sehr zufrieden mit dieser Vermählung, und gab zu den Hochzeitsfeierlichkeiten eine reiche Beisteuer. Aber wenige Tage nachher nahm des Königs Befinden eine so gefährliche Wendung, daß Northumberland es für hohe Zeit hielt, mit seinen Plänen herauszutreten. Er schilderte mit den schwärzesten Farben den Fanatismus der bigotten Prinzessin Maria, und die Gefahren, welchen die erst im Entstehen begriffene evangelische Kirche Englands entgegen gehe, wenn sie auf den Thron komme. Auch gegen die Prinzessin Elisabeth hatte er Manches einzuwenden, wogegen er die Lady Johanna als eine Person von den glänzendsten Eigenschaften schilderte, deren Eifer für das Evangelium bekannt sey. Die königliche Verwandtschaft dürfe daher nicht in Betracht kommen, sondern allein das öffentliche Beste. Nach mehrfachem Drängen gab endlich der kränkeltnde junge König nach. Es war mit Umgehung des Testaments Heinrichs VIII. eine Urkunde entworfen, welche der Lady Johanna die Thronfolge sichern sollte; der König und seine sämtlichen Minister unterzeichneten sie, nur der Erzbischof Cranmer that es höchst ungern und erst auf ausdrücklichen Befehl des Königs.

Am 6. Juni 1553 verschied Edward VI. Aber die beiden Herzöge hielten es für nöthig, den Tod des Königs noch zu verheimlichen, um sich der Stadt London, sowie der Zustimmung Johanna's zu versichern, welche auch jezt noch nicht das Geringste von allen jenen heimlichen Ränken wußte. London

und der Tower wurden besetzt, und am 10. Juli Vormittags begaben sich die beiden Herzöge nach Durhamhouse, wo Lady Johanna mit ihrem Gemahl residirte. Northumberland erklärte nun seiner Schwiegertochter mit vieler Feierlichkeit, welche Anordnungen der verstorbene König über die Thronfolge getroffen habe; der geheime Rath sey von ihrem Rechte überzeugt, und der Magistrat von London habe seine Zustimmung gegeben. Am Schluß fiel er mit allen anwesenden Großen des Landes auf die Kniee, und huldigte ihr als der rechtmäßigen Königin von England. Johanna war zu Anfang ziemlich erschrocken, antwortete dann aber: „Die Gesetze des Königreichs und des natürlichen Rechts sprechen für die Schwestern des Königs, und ich werde mich wohl hüten, mein schwaches Gewissen mit einem Noche zu belasten, das eigentlich ihnen gebührt. Diejenigen, welche sich erlaubt haben, das Recht zu verlegen, um ein Scepter zu gewinnen, kann ich nicht als ehrenhafte Leute betrachten; ja, es erscheint mir als eine Verspottung Gottes und der Gerechtigkeit, wenn man sich bedenkt, einen Schilling zu stehlen, aber nicht, eine Krone zu rauben!“

Endlich aber ließ sie sich doch durch die Bitten und Ermahnungen der Ihrigen, besonders ihres zärtlich geliebten Gemahls, bewegen, ihre Zustimmung zu dem zu geben, was bereits geschehen war, und noch geschehen sollte. Wir würden dies Nachgeben bei ihrem scharfen Verstande und frommen Sinn unbegreiflich finden, wären wir nicht gezwungen zu glauben, daß der Gedanke an das Schicksal der Kirche Jesu Christi den Ausschlag gegeben habe. Welchen Stürmen ging dieselbe entgegen, wenn die fanatische Maria den englischen Königsthron bestiege! — Dies mußte sie sich sagen, und darum sehen wir sie noch an demselben Tage auf dem Wege nach London. Gefolgt von dem hohen Adel des Landes, mit allem Gepränge einer Königin zog sie Abends um 6 Uhr in den Tower ein, ward feierlich als Königin ausgerufen, nahm den königlichen Titel an, und vollzog mehrere königliche Handlungen.

Aber ihre Gewalt und alle Hoffnungen, die man darauf baute, sollten wie ein schöner Traum sehr bald verschwinden. Viele, und selbst Protestanten, von dem Ehrgeize des Herzogs von Northumberland zurückgestoßen, erhoben sich für Maria; der Herzog mußte sich von ihr zurückziehen, und Johanna den Tower verlassen. Um ihr dies mitzutheilen, und sie zu bitten, ihre Würde als Königin niederzulegen, be-

gab sich ihr Vater, der Herzog von Suffolt, zu ihr, und benachrichtigte sie in den schonendsten Ausdrücken von dem Vor-
gefallenen. Sie antwortete mit ruhiger und heiterer Miene:
„Diese Nachricht kann ich viel besser ertragen, als jene von
meiner Erhebung zur Königin. Aus Gehorsam gegen Euch
und meine Mutter habe ich mich schwer versündigt, und mir
Gewalt angethan. Nun aber folge ich mit Freuden der Neigung
meines Herzens, die Krone niederzulegen, und will mich ernstlich
bestreben, die begangenen Fehler wieder gut zu machen, wenn so
große Fehler je wieder gut gemacht werden können.“

So endete nach neun Tagen ihre Regierung. Einer ihrer
Lebensbeschreiber sagt: „Daß Johanna Grey nicht zu dem
großen Werke bestimmt war, der Reformation Schutz und Ver-
breitung zu gewähren, daß diese glückliche Stunde noch nicht
geschlagen hatte, und der vorbereitete Boden noch einmal mit
dem Schwerte gepflügt und mit Blut gedüngt werden mußte,
das ist eins von den Regierungsgeheimnissen Gottes, worüber
uns erst in der Ewigkeit Licht werden kann.“ —

Und jetzt sollte ihre zeitliche Trübsal erst recht angehen,
oder sagen wir lieber: der köstliche Diamant sollte geschliffen
werden, damit sich in ihm die Gnadensonne des Herrn hell und
klar spiegeln könne, und damit auch wir noch recht deutlich
sähen, welch' ein köstliches Gefäß der Herr sich aus ihr zubereitet
hatte. Der Bischof Gardiner drang darauf, daß sie von
ihrem Gemahl getrennt, in's Gefängniß geworfen, und dort
sammt ihm jeglicher Bequemlichkeit beraubt werde. Ihr Schwie-
gervater mußte das Schaffot besteigen, ihr eigener Vater noch
im Monat Juli in den Kerker wandern. Am 3. November
brachte man sie nebst ihrem Gemahl, dem Erzbischof Cranmer
und Anderen nach Guildhall, wo sie des Hochverraths ange-
klagt und zum Tode verurtheilt wurde.

Dann führte man sie wieder in den Tower zurück, und zum
letzten Male durfte sie einige Hoffnung fassen, nämlich als im
December ihre Haft etwas gemildert wurde, und sie z. B. mit
ihrem Gemahl die Vergünstigung erhielt, im Garten der Königin
täglich frische Luft zu schöpfen. Aber endlich wurde ihr Tod
beschlossen, und auf den 9. Februar 1554 festgesetzt. Vorher ver-
suchte jedoch Maria noch alles Mögliche, um sie zur römischen
Kirche zurückzuführen, und sandte unter Anderen zwei Tage vor
ihrem Tode den Dr. Feckenham, Abt von Westminster, zu ihr,
ob es ihm vielleicht gelinge, sie ihrem Glauben abwendig zu

machen. Wir führen eine kurze Stelle aus dieser Unterredung hier an. Fectenham frug sie, was von einem Christen erfordert werde.

Johanna: „Daß er glaube an Gott, den Vater, den Sohn und den heiligen Geist; drei Personen und Ein Gott.“

Fectenham: „Wie? Wird sonst nichts von einem Christen erfordert, als daß er an den dreieinigen Gott glaube?“

Johanna: „Allerdings; wir sollen ihn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe, und unseren Nächsten wie uns selbst.“

Fectenham: „So kann also der Glaube allein nicht rechtfertigen, oder selig machen?“

Johanna: „Doch, freilich! Der Glaube, wie St. Paulus sagt, macht allein gerecht.“

Fectenham: „Aber Paulus sagt: Wenn ich allen Glauben hätte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.“

Johanna: „Dem ist auch so; denn wie kann ich den lieben, an den ich nicht glaube, oder wie kann ich an den glauben, den ich nicht liebe? Glaube und Liebe gehen neben einander, und doch ist die Liebe im Glauben eingeschlossen.“

Fectenham: „Wie sollen wir unseren Nächsten lieben?“

Johanna: „Den Nächsten lieben heißt: den Hungrigen speisen, den Nackten kleiden, den Durstigen tränken, und einem Jeden das thun, was wir selbst von ihm erwarten.“

Fectenham: „So wäre es also zur Seligkeit nöthig, auch gute Werke zu thun, und der Glaube allein wäre nicht hinreichend?“

Johanna: „Ich behaupte das Gegentheil, nämlich, daß der Glaube allein selig mache. Aber es ist Speise für einen Christen, wenn er seinem Meister Christus nachfolgt, gute Werke zu thun, und wir dürfen nicht sagen, daß sie etwas zur Seligkeit helfen. Denn wenn wir Alles gethan haben, sind wir unnütze Knechte, und nur der Glaube an das Blut Christi kann uns selig machen.“

Als alle Ueberredung nichts helfen wollte, fing der würdige Abt an zu drohen, und sie zu beschimpfen! Johanna setzte dem bloß ein Rächeln entgegen, und als er sie verlassen wollte, und zum Abschiede ihr sagte: „Ich bin bekümmert um Euch und Eure Hartnäckigkeit; denn ich weiß, daß wir Beide nie wieder zusammen kommen werden;“ da antwortete sie ihm: „Wir werden nie wieder zusammen kommen, außer, wenn Gott Euer Herz umkehrt.“

Denn ich bin überzeugt, wenn Ihr nicht Buße thut, und Euch zu Gott wendet, so seyd Ihr auf einem gefährlichen Wege. Und ich bitte Gott, daß er nach seiner Barmherzigkeit Euch seinen heiligen Geist senden, und Euch die Augen öffnen möge.“ —

Wir haben oben ihres Lehrers, des Caplans Harding, erwähnt. Dieser, der zur Zeit Edwards VI. ein eifriger Protestant gewesen war, fiel in der Stunde der Anfechtung ab. Sie schrieb ihm einen Brief voll ernstester Entrüstung über seinen Verrath an der Sache des Herrn, und hielt ihm alle Drohungen der heiligen Schrift vor über diejenigen, welche Gott verläugnen, um ihr Leben zu gewinnen.

Auch an ihren Vater schrieb sie aus ihrem Kerker einen Brief, in welchem sie ihn darüber zu trösten sucht, daß sie durch seine Schuld in diese traurige Lage gekommen sey. Sie klagt ihre eigene Nachgiebigkeit an, um dadurch dem von den heftigsten Gewissensbissen gefolterten armen Manne eine Erleichterung zu verschaffen. Zulezt sagt sie: „Mir kann nichts willkommener seyn, als mich aus diesem Jammerthale zu erheben zu dem himmlischen Wohnsitz aller Freude und Seligkeit, wo Christus unser Heiland ist. Wenn es sich für eine Tochter schickt, also an ihren Vater zu schreiben, so möchte ich wünschen, daß Ihr im standhaften Glauben an den Herrn, der Euch bisher gestärkt hat, so beharren möget, daß wir endlich im Himmel wieder zusammen kommen bei dem Vater, Sohn und heiligem Geist.“

Aber einen noch köstlicheren Blick in ihr Herz können wir thun durch einen Brief, den sie in der Nacht vor ihrer Enthauptung an ihre Schwester Catharina schrieb, welche mit Lord Herbert verheirathet war. Auf einige unbeschriebene Blätter, die hinten an ein griechisches Neues Testament gebunden waren, schrieb sie diese Zeilen: „Ich schicke Dir, geliebte Schwester Catharina, ein Buch, das zwar von außen nicht mit Gold verziert, inwendig aber mehr werth ist, als kostbar Steine. . . . Es wird Dich lehren, wie man leben und sterben muß. Es wird Dir einen größeren Gewinn verschaffen, als Du durch die Güter Deines unglücklichen Vaters erlangt hättest. . . . Denke im Leben stets an's Sterben, damit Du im Tode ewiges Leben erlangest, und wähne nicht, daß Dein jugendliches Alter Dir noch viele Jahre verspreche! Denn, wenn Gott ruft, müssen Junge und Alte mit einander gehen. Entsage der Welt, verjage den Teufel, kreuzige das Fleisch, und habe Deine Freude allein an dem Herrn! Thue Buße über

Deine Sünden, aber verzage nicht; sey stark im Glauben, aber sey nicht übermüthig, und wünsche mit St. Paulus, bei Christo zu seyn, der auch im Tode Leben schafft! Sey gleich den guten Knechten, die auch um Mitternacht wachen, damit, wenn der Tod kommt, wie ein Dieb in der Nacht, Du nicht wie die bösen Knechte schlafend erfunden, oder aus Mangel an Oel zu den thörichten Jungfrauen gezählt, und gleich jenem, der kein hochzeitliches Kleid anhatte, aus dem Hochzeitsaale gestossen werdest! Freue Dich in Christo, wie ich! Folge den Fußstapfen Deines himmlischen Meisters, und nimm Dein Kreuz auf Dich! Lege Deine Sünden auf seinen Rücken, und halte Dich stets an ihn! Und was meinen Tod betrifft, so freue Dich mit mir, gute Schwester, daß ich von diesem Verweslichen erlöst, und ins Unverwesliche versetzt werden soll! Denn ich bin versichert, daß ich für dieses sterbliche Leben ein unsterbliches davon tragen werde. Ich bitte Gott, daß er Dir Gnade verleibe, in seiner Furcht zu leben, und im wahren Glauben an Christum zu sterben. Ich ermahne Dich im Namen Gottes, nimmermehr abzufallen, weder aus Liebe zum Leben, noch aus Furcht vor dem Tode. Denn, wenn Du seine Wahrheit verläugnest, um Dein Leben zu verlängern, so wird Gott auch Dich verläugnen, und dennoch Deine Tage verkürzen. Wenn Du Dich aber an ihn hältst, so wird er Deine Tage zu Deiner Freude und seiner Ehre verlängern. Er wolle jetzt mich und einst auch Dich, wenn es ihm gefällt, Dich abzurufen, zu seiner Herrlichkeit bringen! Lebe wohl, liebe Schwester, und setze Deine Hoffnung einzig auf den Herrn, der Dir allein helfen kann!"

Darnach wurde ihre Ruhe zwei Stunden lang durch mehrere katholische Bischöfe und Doctoren gestört, welche alle ihre Beredtsamkeit aufboten, um sie zu bewegen, im katholischen Glauben zu sterben. Siegreich überwand sie auch jetzt alle Angriffe, und sprach: „Mein Glaube ist auf einen Felsen gegründet, und dieser Fels ist Jesus Christus. Keine weltliche Ueberredung, keine Verheißungen von geistlichem Troste, aber auch keine Drohung wird mich von diesem Felsen losreißen!" Zuegingen, und verließen sie mit den Worten, sie sey ein verlorenes und verlassenes Glied.

Die Königin hatte beschlossen, sie mit ihrem Gemahl zugleich auf dem Towerhügel hinrichten zu lassen. Allein das Ministerium fürchtete Unruhen, da sie zu beliebt war, und Jedermann wußte, daß sie unschuldig leide. Es ward daher beschlossen, sie innerhalb des Tower hinzurichten. Am Morgen

ließ ihr Gemahl, Lord Guilford, durch einige Beamte sie um eine nochmalige Zusammenkunft bitten; allein sie schlug es ihm ab, und ließ ihm sagen, eine solche Zusammenkunft werde seine Leiden nur vermehren, und die Ruhe stören, in welcher ihre Seelen den Todesstreich erwarten müßten. Er sollte seine Seele durch Glauben und Gebet zu stärken und in Geduld zu fassen suchen, und dieses Zusammentreffen bis auf jene Welt versparen. Alles, was sie thun könne und wolle, sey, ihm ein Lebewohl aus einem Fenster zuzuwinken, wenn er nach Tower-Hill, dem Orte seiner Hinrichtung, abgeführt werde. Das geschah. Er litt mit viel christlicher Demuth und Sanftmuth. Sein Leichnam wurde auf einen Karren gelegt, sein Haupt in Leinwand gewickelt, und Beides nach dem Tower zurückgebracht. Als Johanna das Geräusch des Wagens hörte, trat sie ans Fenster, sah die sterbliche Hülle ihres Gemahls mit wehmüthigem Blicke an, und rief: „O Guilford, Guilford, das Vormahl ist nicht so bitter, das Du gekostet hast, und ich werde es auch bald schmecken, wenn auch mein Fleisch davor erschrecken sollte! Es ist nichts gegen das Fest, an welchem wir Beide nun bald Theil nehmen werden im Himmel.“

Sie setzte sich darauf nieder, und schrieb drei kurze Sentenzen in griechischer, lateinischer und englischer Sprache in ihr Taschenbuch, und überreichte es dem Commandanten des Tower, Sir John Bridges, der ein Andenken von ihr zu haben wünschte.

Ungefähr eine Stunde darauf wurde sie zum Schaffot geführt. Dr. Feckenham begleitete sie; allein sie gab wenig Acht auf ihn und auf seine Worte, sondern hatte ihre Augen auf ein Gebetbuch gerichtet, das sie in der Hand trug. Nachdem sie sich ein wenig gesammelt hatte, begrüßte sie die Anwesenden mit vollkommener Fassung; hierauf nahm sie Abschied von Feckenham, wandte sich dann an die Zuschauer, sprach noch einige Worte über die Ursache ihres Todes, und schloß also: „Ich bitte Euch dringend, Mylords, und Euch Alle, Ihr guten, christlichen Leute, mit mir und für mich zu beten, so lange ich noch am Leben bin, daß Gott nach seiner unendlichen Güte und Gnade meine zahllosen und schweren Sünden gegen ihn vergeben möge; und ferner ersuche ich Euch, mir zu bezeugen, daß ich hier als eine wahre Christinn sterbe, und von Herzensgrund bekenne, meine einzige Hoffnung sey die, durch das Blut und Leiden und die Verdienst Jesu Christi meines Heilandes und durch kein anderes Mittel gerettet zu werden; daß ich alle meine eigenen Werke und Ver-

dienste, die zu meiner Schuld in gar keinem Verhältniß stehen, weit hinter mich werfe, und bei dem Gedanken zittere, sie möchten einst aufstehen wider mich, und mich verklagen."

Nach diesen Worten kniete sie nieder, und betete den 51. Psalm. Darauf erhob sie sich, gab ihr Taschentuch und ihre Handschuhe ihren Kammerfrauen und ihr Gebetbuch dem Herrn Bridges. Als sie ihren Mantel auszog, wollte ihr der Scharfrichter Beistand leisten; sie verbat es sich, und ließ sich von ihren Kammerfrauen helfen, von denen ihr auch die Augen verbunden wurden. Nachdem der Scharfrichter vor ihr niedergekniet war, und sie um Verzeihung gebeten hatte, ersuchte er sie, sich auf das Stroh zu stellen, wo sie des Richtbloßs ansichtig wurde. Sie sagte zu ihm: „Ich bitte Euch, macht es schnell!“ kniete dann nieder, und sprach: „Werdet Ihr mir das Haupt nehmen, bevor ich mich niederlege?“ Er antwortete: „Nein, Lady.“ Sie verband sich darauf die Augen fester, tappte nach dem Bloß, und sprach: „Was habe ich nun zu thun? Wo ist er?“ Einer der Umstehenden führte sie hin; sie legte ihr Haupt auf den Bloß nieder, streckte sich vorwärts, und rief: „Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Der Scharfrichter trennte mit Einem Hiebe ihr Haupt vom Rumpfe.

John Rogers.

(gest. 1555.)

„Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil.“
(Ps. 73, 26.)

Die Königin Maria hatte nun achtzehn Monate auf dem englischen Throne gesessen. Während dieser Zeit war der Katholicismus in England wieder eingeführt, und das Land der Gewalt des Papstes unterworfen worden. Alle Macht lag in

den Händen der römischen Geistlichkeit, die blutigen Gesetze gegen die Evangelischen hatten ihr verlorenes Ansehen wieder erhalten, und man fing an, nach denselben gegen alle diejenigen zu verfahren, welche der evangelischen Kirche treu blieben. Sie wurden gewöhnlich in finstere Kerker geworfen, von da plötzlich vor einen römischen Prälaten geführt, in seinem Kabinette verhört, ohne daß sie einen Verteidiger erhielten, ja, ohne daß sie auch nur ein einziges Angesicht erblickten, auf dem sich einiges Mitleid ausdrückte, und es wurde ihnen, wie der Erzbischof Bonner sich ausdrückt, die traurige Wahl vorgelegt, „to turn, or to burn,“ auf Deutsch: zu widerrufen, oder zu verbrennen.

Zwar behauptet die römische Kirche, wie wir schon früher gesehen haben, daß die Scheiterhaufen der „Keger“ niemals von ihr, sondern allein von der Staatsgewalt angezündet seyen. Die Geschichte der spanischen Inquisition lehrt das Gegentheil, und ebenso der Muthel, welchen römische Priester und unwissende Mönche an den Hinrichtungen der evangelischen Glaubenszeugen in allen anderen Ländern gehabt haben. Wie es aber sogar die ausdrückliche Lehre der römischen Kirche ist, daß die „Keger“ verfolgt werden müssen, sehen wir aus ihrem Catechismus selbst, woselbst es von den „Häretikern und Schismaticern,“ d. h. von den Kegnern und den vom Papst Abgefallenen heißt,*) daß sie „zwar nicht weiter zur Kirche gehören, als Ueberläufer zu der Armee, welche sie verlassen haben; es darf aber doch nicht geläugnet werden, daß sie unter der Botmäßigkeit der Kirche stehen, als Solche, welche von ihr vor Gericht gezogen, bestraft, und durch den Bann der Verdammniß übergeben werden.“ Ja, die römische Kirche hat sogar erklärt,**) daß sie aus Noth und des Vortheils wegen die Keger nicht mehr verfolge, und erst im Jahre 1804 hat der Papst Pius VII. in einer Instruction an seinen Nuntius in Wien den Wunsch ausgesprochen, die Kegerkriege wieder einführen zu können, und es schmerzlich beklagt, daß es nicht mehr so sey.

Mag man daher auch sagen, was man wolle, wir wissen, daß selbst „die blutige Maria“ ein Werkzeug Roms gewesen ist, gegen deren grausames Verfahren noch kein Papst seine Stimme erhoben hat, — aus leicht begreiflichen Gründen.

*) Catechismus romanus, part. I., cap. X., qu. VIII.

**) Canon „quoniam quidquid“ und canon „tali“ qu. VII. caus. I.

Daher werden wir uns nicht verwundern, wenn wir hören, daß bald nach ihrer Thronbesteigung die eifrigsten und thätigsten unter den protestantischen Geistlichen Englands ins Gefängniß wandern mußten. Der erste, welchen der Herr würdigte, seinen Glauben mit dem Tode zu besiegeln, war John Rogers. Er hatte zu Canterbury studirt, und war von da mit einigen Kaufleuten nach Antwerpen gegangen, wo er eine Zeit lang das Amt eines Messpriesters verwaltete. Hier lernte er den gottseligen William Tyndale kennen, von dessen Märtyrertode wir bereits erzählt haben, und wurde durch ihn zur Erkenntniß des Evangeliums geführt. Nun mochte er nicht mehr länger Messpriester seyn, sondern zog nach Wittenberg, lernte hier die deutsche Sprache, wurde zum Geistlichen ordinirt, und verheirathete sich mit einer Deutschen, die ihm elf Kinder gebär. Als Eduard VI. den englischen Thron bestieg, litt es ihn nicht mehr im fremden Lande; er eilte nach England zurück, um hier an der Ausbreitung des Reiches Gottes mitzuarbeiten.

Er bekam auch bald vom Bischof Ridley eine Pfarre an der Kirche St. Sepulchre in London, ward Professor der heiligen Schrift, und wirkte in großem Segen, bis Maria den Thron bestieg. Wie er vorher gegen die Mißbräuche der römischen Kirche gepredigt hatte, so schwieg er auch jetzt nicht, als am 18. Aug. eine Proclamation der Königin erschien, in welcher verboten wurde, „daß irgend jemand predige, oder die Schrift auslege, ohne ausdrückliche Erlaubniß dazu zu haben.“ Vielmehr verwaltete er ohne Menschenfurcht sein Amt, den Blick auf den Erzhirten gerichtet, der auch ihm den Auftrag gegeben hatte: „Weide meine Schafe!“ Da bekam er Hausarrest. Leicht hätte er mit seiner Familie fliehen können; aber er wollte nicht fahnenflüchtig werden, und den Posten verlassen, auf den ihn der König Himmels und der Erden gestellt hatte. Und im Dienste dieses Königs sollte er auch sein Leben lassen. Man warf ihn zu Mördern und Straßenräubern ins Gefängniß, vorzüglich deshalb gegen ihn erbittert, weil er bei Herausgabe der englischen Bibel besonders thätig gewesen war. Am 27., 28. und 29. Januar 1555 wurde er zum Verhör vor den Erzbischof Stephan Gardiner, den Cardinal Pole und Andere geschleppt, und mußte hier einen harten Kampf bestehen. Aber der Herr gab ihm Muth und Kraft, daß er siegreich das Feld behauptete. Er ward aufgefordert, die Obergewalt des Papstes anzuerkennen; er antwortete, daß er kein anderes Haupt der Kirche kenne, als

Jesum Christum. Als man ihm erwiderte, er habe ja doch den König Heinrich als Haupt der Kirche anerkannt, entgegnete er, das sey blos in Beziehung auf die weltlichen Angelegenheiten geschehen, aber nicht, wie sie es wollten, daß der Papst das Haupt der Kirche sey, Sünden vergeben, den heiligen Geist mittheilen, und gegen das Wort Gottes entscheiden könne. Man gebot ihm Stillschweigen.

Am Ende des ersten Verhörs trat der Ritter Richard Sutwell zu ihm heran, und sagte: „Ich weiß, wenn es zum Treffen kommt, wirst Du Dich nicht verbrennen lassen; denn wenn Du erst das Feuer fühlst, dann wirst Du wohl anderes Sinnes werden.“ Rogers sah gen Himmel, und sprach: „Ich kann zwar nicht groß von mir rühmen, oder große Dinge von mir fürgeben, — und wenn ich es thäte, so wäre es mir mehr schädlich, als nütze; — aber dennoch habe ich eine gewisse Zuversicht zu meinem treuen Gott, und bin fest gewillt, eher mein Leben zu lassen, als von meinem heiligen Glauben abzustehen.“

Als das Verdammungsurtheil über ihn gefällt war, daß er als ein hartnäckiger Ketzer nach Newgate gesandt, und der weltlichen Obrigkeit zur Hinrichtung übergeben werden solle, bat er, man möchte ihm erlauben, seine Frau und elf Kinder noch einmal zu sehen. Allein es wurde ihm rund abgeschlagen.

Mit Rogers zugleich wurden Hooper, Bischof von Gloucester, von dem wir später erzählen werden, und Gardmaier, Präbendar von Wells, verhört. Aus den Antworten des Letzteren schlossen die römischen Prälaten, daß er geneigt sey, zu widerrufen, weshalb er in mildere Haft kam. Die beiden Anderen wurden im Finstern unter starker Bedeckung nach ihrem Bestimmungsorte abgeführt. Denn, da man Versuche zu ihrer Befreiung fürchtete, so hatte man auf den Straßen und in den Läden alle Lichter und Laternen auslöschen lassen. Allein Viele warteten in ihren Hausthüren auf die Ankunft der beiden Streiter Christi, und kamen die Gefangenen an ihren Häusern vorbei, so traten sie mit Lichtern hervor, baten um ihren Segen, und riefen Gott inbrünstig an, daß er sie stärken möge, bis ans Ende der Lehre treu zu bleiben, welche sie gepredigt, und bis jetzt durch seine Gnade bekannt hätten.

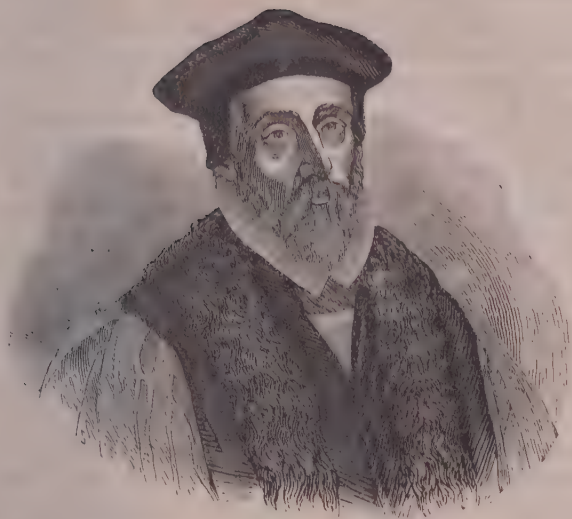
Sie wurden in Newgate in strengem Gewahrsam gehalten, und erwarteten täglich ihre Hinrichtung. Am 4. Februar wurden sie in die Kapelle des Gefängnisses hinabgeführt, wo Bonner ihrer wartete, um sie ihrer priesterlichen Würde zu entkleiden.

Nachdem dies geschehen, ward Rogers den Gerichtsdienern übergeben, die ihn sofort nach Smithfield (einem großen Marktplatz Londons) führten, wo der Scheiterhaufen schon bereit stand. Noch einmal hatte er Bonner gebeten, daß es ihm doch erlaubt seyn möchte, seine Frau zum letzten Male zu sehen. Es ward ihm abermals abgeschlagen. Allein auf seinem Wege zum Richtplatz sah er sie auf der Straße mit seinen elf Kindern stehen, eins an der Brust und zehn an ihrer Seite, wie sie schmerzlich darauf wartete, noch einen Blick von ihrem Gatten zu erhalten. Wie schwer auch diese Versuchung für ihn gewesen seyn mag, so ward er doch durch die göttliche Gnade gestärkt, standhaft zu bleiben bis in den Tod, und abermals schlug er die Begnadigung aus, welche ihm unter der Bedingung des Widerrufs angeboten wurde. „Das, was ich gepredigt habe, will ich auch mit meinem Blute besiegeln,“ sprach er. „Du bist ein Keger!“ rief der Sheriff. „Das wird sich am jüngsten Tage zeigen,“ antwortete Rogers. „Ich will nie für Dich beten!“ schrie der Verfolger. „Doch will ich für Euch beten,“ antwortete darauf der Märtyrer. Er ertrug geduldig die Qual, welche man ihm bereitet hatte, ja, es schien, als wüsche er seine Hände in den Flammen, die ihn verzehrten.

So starb der erste Märtyrer unter der Regierung der blutigen Maria, achtzehn Monate nach ihrer Thronbesteigung, ein herrlicher Beweis von der Kraft der Gnade, die nicht auf das Fleisch sieht, noch auf die elf weinenden Kindlein, sondern allein auf die Krone des Sieges, die denen zu Theil wird, welche überwunden haben durch des Lammes Blut.

Nach seiner Verbrennung ward seiner Frau mit ihrem ältesten Sohne erlaubt, den Ort zu besuchen, wo er gefangen gefessen hatte. Der Knabe entdeckte in einem dunklen Winkel eine Schrift von seinem Vater, die er im Gefängniß abgefaßt hatte. In dieser Schrift klagt er über die Tyrannei der päpstlichen Prälaten, ruft Gott um Erbarmen an über sein armes Vaterland, ermahnt alle treuen Bekenner des Herrn zur Standhaftigkeit und zur Ausdauer, empfiehlt seine Frau und Kinder der christlichen Liebe, und verheißt endlich bessere Zeiten für das Evangelium.





Dr. John Hooper,

Bischof von Gloucester.

(gest. 1535.)

„Laß dir an meiner Gnade genügen! Denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ (2. Cor. 12, 9.)

John Hooper war in Somersetshire i. J. 1495 geboren, und trat 1514 zu Oxford in das Merton-College ein. Später ward er ein Cistercienser-Mönch; allein da ihm das Mönchsleben nicht gefiel, so kehrte er nach Oxford zurück, wo er die heilige Schrift sehr fleißig studirte, und sich dabei der Schriften einiger Reformatoren auf dem Continent bediente. Aber bald zog er die Aufmerksamkeit und den Haß der Oxforder Theologen auf sich, vorzüglich eines gewissen Smyth, weshalb er sich, da er sein Leben bedroht sah, i. J. 1539 über Paris nach Basel begab, und hier, so wie bei Bullinger in Zürich, gastliche Aufnahme fand.

Als nach Heinrichs VIII. Tode Eduard VI. den englischen Thron bestiegen hatte, kehrte Hooper, der sich unterdeß mit einer Baslerin verheirathet, nach seinem Vaterlande zurück,

mit dem lebendigsten Verlangen, der dort begonnenen Reformation seine Kräfte zu weihen. Aber es erfüllte ihn schon damals eine deutliche Vorahnung seines Märtyrertodes. Denn, als er von Bullinger Abschied nahm, und dieser ihn bat, seinen Freunden in der Schweiz öfters zu schreiben, und sie nicht zu vergessen, versicherte Hooper, sie würden seinem Andenken stets theuer bleiben, setzte aber prophetisch hinzu: „Ich will Euch schreiben, wie es mir geht; aber die letzte Nachricht werde ich nicht mehr fähig seyn, Euch zu schreiben. Denn dort, wo meiner viel Streit und Arbeit harret, (bei diesen Worten ergriff er Bullingers Hand), dort werde ich, wie Ihr hören werdet, zu Asche verbrannt werden, und das wird die letzte Nachricht seyn, die ich Euch selbst nicht mehr schreiben kann, die Ihr aber von mir hören werdet.“

In England predigte er mit großem Eifer, und unter dem allgemeinsten Beifall gegen den Verfall der Kirche und die Verderbniß der Sitten, zweimal, bisweilen dreimal des Tages. Sein Lebenswandel war so untadelhaft, daß selbst seine Feinde es nicht wagten, seinen Ruf anzutasten. Er war freundlich gegen Jedermann, lebhaften Geistes, muthig in jeder Gefahr, besonnen und mäßig in seinen Worten, und nicht minder mäßig im Essen und Trinken. Dabei besaß er eine sehr dauerhafte Gesundheit, und benutzte seine Zeit auf das Gewissenhafteste. Seine Miene und Haltung war ernst und würdevoll.

Je länger er wirkte, desto zahlreicher strömte man in seine Predigten, sodaß die Zuhörer oft an den Thüren wieder umkehren mußten. Auch der junge König Eduard war zuweilen in seiner Kirche. Im Mai 1550 wurde er zum Bischof von Gloucester ernannt, aber erst im folgenden Jahre geweiht. Diese Verzögerung war durch Hoopers Bedenklichkeiten veranlaßt, der erst einige bei der Weihung übliche Gebräuche abgeschafft wissen wollte. Dahin gehörte die Erwähnung der Heiligen bei dem Eide, was er mit Recht als eine Art Götzendienst ansah, sowie die bischöfliche Kleidung, die bis ins Lächerliche pomphast war, und unter Anderem aus einer Mütze mit vier Ecken bestand, welche die Theilung der Welt in vier Theile andeuten sollte. Obgleich Cranmer und Ridley vorzüglich in Betreff des letzten Punktes anderer Meinung waren, so kamen sie als Diener Christi doch bald darüber hinweg, und standen besonders später zur Zeit der Prüfung und des Kampfes treu zusammen als Streiter des Herrn und Brüder in Christo Jesu.

Später wurde der Sprengel von Gloucester mit dem von Worcester verkunden, und Hooper stand beiden mit der größten Treue vor. Aus dieser Zeit seines Lebens giebt uns sein Biograph Fox ein gar liebliches Bild seines Hausstandes.

Er sagt von ihm, nachdem er vorher von seiner Treue in seinem Bischofsamte gesprochen hatte: „Nicht minder eifrig und treu bewies er sich in seinem eigenen Hause. Trat man in dasselbe ein, so war es Einem gerade, als trete man in eine Kirche, oder in einen Tempel des Herrn. Aus jeder Ecke, möchte man sagen, leuchtete dem Besuchenden die Zierde der Tugend, des guten Beispiels, der anmuthigen und gewürzten Unterhaltung entgegen, und den Gipfelpunkt bildete die erbauliche Betrachtung der Schrift. In seinem Hause hörte man nichts von stürmischem Wesen, sah nichts von Trägheit und Aufwand, vernahm kein unanständiges Wort, noch viel weniger einen Fluch. Zweimal war ich in seinem Hause zu Worcester, wo ich in der Vorhalle desselben einen Tisch erblickte, der mit guten und reichlichen Speisen besetzt war, und an welchem eine Anzahl von Bettlern und Armen saßen, die es sich wohl schmecken ließen. Ich fragte seinen Diener, was dies bedeute, und hörte nun von diesem, es sey des Bischofs Gebrauch, an jedem Tage eine Anzahl von Armen aus der Stadt mit einer gesunden und kräftigen Nahrung speisen zu lassen, und ihnen vier Leute zu ihrer Bedienung zu bestellen. Erst dann, wenn sie gesättigt seyen, nachdem sie zuvor vom Bischof selbst, oder von einigen dazu Beauftragten über die zehn Gebote, die Glaubensartikel und das Vaterunser geprüft worden, setzte er sich selbst zu Tische, und nicht früher.“

Am 6. Juli 1553 starb der hoffnungsvolle König Eduard VI., und Maria, die Katholische, bestieg den Thron, und mit ihr der Katholicismus; die protestantische Kirche sollte zu Grabe getragen werden. Aber einst sollte sie doch wieder aus Moder und Graus ihr sieggekröntes Haupt erheben! Zwar hatte Maria bei ihrer Thronbesteigung das feierliche Versprechen abgelegt, sie wolle in Sachen der Religion keinen Gewissenszwang üben; allein — „den Keßern braucht man keinen Glauben zu halten,“ wie die römische Kirche sagt. Bald entbrannte das Feuer der Verfolgung unter Bonners und Gardiners Einflusse, und zwei hundert und acht und achtzig Märtyrer mußten nach dem Zeugnisse des späteren Ministers der Königin Elisabeth, Lords Burleigh, in den Jahren 1555 — 1558 den Scheiterhaufen besteigen!

Bischof Hooper war Einer der Ersten, der des Glaubens wegen vor ein geistliches Gericht gezogen wurde. Da aber das Papstthum noch nicht ausdrücklich durch ein Gesetz wieder hergestellt war, so brachten seine beiden Ankläger, die Bischöfe Bonner und Gardiner, die ihn um jeden Preis verderben wollten, die falsche Beschuldigung gegen ihn vor, er habe Gelder der Königin unterschlagen.

Ueber die Behandlung, welche er im Gefängnisse erfuhr, schreibt er selbst Folgendes: „Am 1. September ward ich von Richmond nach dem Gefängniß in London, welches Fleet heißt, abgeführt, wo ich drei Monate lang im engsten Gewahrsam schmachten mußte. Doch durch die Vermittlung eines christlich gesinnten Edelmannes erhielt ich die Erlaubniß, täglich aus meiner Zelle herunter kommen, und mit dem Gefängnißwärter zu Mittag und zu Abend speisen zu dürfen. Allein keiner meiner Freunde durfte mich besuchen, und es ward mir auch nicht erlaubt, mit irgend Jemandem, außer mit dem Wärter, ein Wort zu sprechen. Sobald das Essen vorüber war, mußte ich mich wieder in meine Zelle begeben. Doch bei der Gelegenheit sängen einst der Wärter und seine Frau an, mit mir über die Messe zu disputiren, und da ich sie als eine falsche Menschenlehre bezeichnete, ging der Mann augenblicklich zum Bischof von Winchester (Gardiner), welcher jetzt Staatskanzler geworden war, und erhielt von ihm die Erlaubniß, mich in ein anderes Gefängniß zu bringen. Ich wurde nun in ein Loch geworfen, in welchem ich lange Zeit schmachten mußte. Zu meinem Lager ward mir nur ein Bündel verfaultes Stroh angewiesen, und als Decke erhielt ich einige zusammengenähte Lumpen, in denen sich einige große ungerissene Federn befanden. Endlich gelang es einigen frommen Männern, mir wenigstens ein Paar Bettstücke schicken zu dürfen, unter denen ich mich doch erwärmen konnte. Das Loch selbst war mit Gestank angefüllt, und es entwickelte sich in ihm ein großer Pestgeruch. Denn auf der einen Seite desselben befindet sich das Senkloch des Unraths aus dem Hause, und an der andern Seite ein mit Schlamm angefüllter Stadtgraben. Ich ward krank; doch während meiner Krankheit wurden die Thüren mit eisernen Querstangen, Vorschiebstangen und Ketten verschlossen und befestigt, hinter welchen ich denn jammerte, klagte, und um Hülfe rief. Als der Aufseher sah, daß ich mehrere Male dem Tode nahe war, und ihn einige andere Gefangene, die mit mir zusammen lagen, um Hülfe für mich baten, befahl

er vielmehr, das Gefängniß noch fester zu verschließen, damit mir Niemand Hülfe bringen könne, und schärfte es den Unterbeamten auf's Schärfste ein, daß sich keiner mit mir befassen solle, um mein Leiden zu lindern, indem er sagte: „Laßt ihn allein, das wäre ja eine schöne Erleichterung und Befreiung für ihn!“ . . .

Obgleich also Hooper selbst des Trostes bedurfte, so fand er doch Gelegenheit, noch Andere zu trösten. Er schrieb aus dem Gefängniß an die Verfolgten in London einen sehr tröstlichen Brief, in welchem es unter Anderm heißt: „Die, welche mir alle irdischen Güter und Ländereien genommen, und mich alles dessen, was ich hatte, beraubt haben, die haben auch meinen Leib in's Gefängniß gebracht, und nicht einmal einen Sechser zu meiner täglichen Nahrung und Erquickung bestimmt. Aber ich vergebe ihnen, und rufe täglich in meinem armen Gebete zu Gott, wünsche ihnen auch von ganzem Herzen die Seligkeit, und will ruhig und gelassen ihr Unrecht dulden. Aber ich bin entschlossen, das Aeußerste zu leiden, das sie über mich verhängen werden, selbst den Tod, durch den Beistand Jesu Christi, der für uns des schimpflichsten Todes am Kreuze starb. — Geliebte Brüder, laßt uns leiden nach dem Willen Gottes! Es ist ja nichts, wenn wir den Raub unserer Güter erleiden, ja, selbst das Leben verlieren müssen um unseres Herrn Jesu Christi willen. Laßt uns darnach trachten, uns mit Allem, was wir sind und haben, Gott ganz zu übergeben, daß Er uns gebrauche nach Seiner Weisheit.“ —

Nach dem dritten Verhör, am 29. Januar 1555, wurde er mit Rogers zuerst nach dem Compter, einem Gefängniß in Southwark, abgeführt, um dasebst bis 9 Uhr des anderen Tages zuzubringen, wo man dann sehen wollte, ob sie sich zum Widerruf verstehen würden, bevor man sie dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit überliefere. „Komm, Bruder Rogers! sprach Dr. Hooper. Sollen wir Zwei diese Sache zuerst in die Hand nehmen, und zuerst auf diesen Scheitern Holz gebraten werden, die schon bereit liegen?“ — „Ja, Doctor, sprach Rogers, durch Gottes Gnade!“ — „Zweifle nicht, sagte D. Hooper weiter, daß Gott uns Kraft geben wird, auszuharren bis an's Ende!“ — Das Volk bezeugte solche Freude über ihre Standhaftigkeit, daß sie Mühe hatten, als sie darauf nach Newgate geführt wurden, sich durch das Gedränge hindurch zu winden.

Am 4. Februar, wie wir schon früher berichtet haben, wurden Beide degradirt, und zum Feuertode verurtheilt, Hooper

vornehmlich aus folgenden Gründen: 1. Weil er behaupte, daß die Ehe der Geistlichen schriftgemäß sey. 2. Weil er die Ehescheidung nach der Schrift für erlaubt halte. (Matth. 19.) 3. Weil er die leibliche Gegenwart des Herrn im heiligen Abendmahl verwerfe, und die Messe einen Götzendienst genannt habe.

Während der wenigen Tage, die er in Newgate verlebte, kam Bonner mit Anderen häufig zu ihm, um ihn zum Widerruf zu bewegen; doch vergebens! In der Nacht zum 5. Februar benachrichtigte ihn sein Gefangenwärter, daß er nach Gloucester gesandt, und dort verbrannt werden solle. Als Hooper das hörte, freute er sich sehr, und pries Gott, daß Er es für gut ersehen habe, ihn vor den Augen der Heerde, welche er früher auf den grünen Auen des Evangeliums geweidet, die Wahrheit mit seinem Tode besiegeln zu lassen. Um vier Uhr Morgens ward er geweckt, und der Bewachung von sechs königlichen Gardisten übergeben. Aber bevor er sein Gefängniß verlassen durfte, wurden seine Kleider und sein Bett untersucht, ob sich in denselben etwas Geschriebenes von ihm vorfinde. Die Soldaten bedeckten dann sein Angesicht mit einem großen Hute, damit er von Niemandem erkannt werde, und schleppten ihn nach dem Wirthshause zum Engel, welches damals noch auf dem Felde lag. Hier frühstückte er ein wenig, und trat nun seine Reise nach Gloucester fröhlich an, nachdem er ein Pferd bestiegen hatte. Unterwegs beobachteten die Soldaten das Verfahren, daß sie nie in ein Wirthshaus einfuhrten, in welchem Hooper früher eingekehrt war. Am dritten Tage, am 7. Februar, kamen sie Abends gegen 5 Uhr in der Nähe von Gloucester an. Ungefähr eine englische Meile von der Stadt stießen sie auf eine große Menschenmenge, die sich dort versammelt hatte, und das Schicksal ihres geliebten Seelsorgers laut beklagte. Den Soldaten ward bange, man möchte den Gefangenen vielleicht zu befreien suchen. Einer von ihnen sprengte daher zur Stadt, um Hülfe zu holen. Diese kam; den Leuten wurde geboten, sich in ihre Häuser zurück zu ziehen; Niemand aber von ihnen gab auch nur das geringste Zeichen, daß sie den Bischof zu befreien beabsichtigten. Dieser wurde nun in das Haus eines gewissen Ingram geführt, und nahm hier ruhig und vergnügt, wie er es auf der ganzen Reise gethan hatte, etwas Speise zu sich. Darauf stärkte er sich durch einen kurzen Schlummer. Eine Stunde nach Mitternacht stand er auf, und blieb im Gebet bis an den Morgen, worauf er bat, man möchte

ihm erlauben, sich in ein anstoßendes Zimmer zu begeben, um dort zu beten; denn die Soldaten waren die ganze Zeit über in dem Zimmer geblieben, in welchem er sich etwas niedergelegt hatte. Es wurde ihm erlaubt, und er verblieb den ganzen Tag im Gebet, außer, wenn er aß, oder mit solchen Besuchern sprach, welche die Gardisten zu ihm ließen.

Mit ausgedachter Grausamkeit hatte man dem *Anton Kingston*, einem der besten Freunde *Hoopers*, der durch dessen Predigten zum Glauben gekommen, aber schwach genug war, der Königin sich zu fügen, durch ein besonderes Schreiben derselben den Befehl zugesandt, bei *Hoopers* Verbrennung die Aufsicht zu führen. Als er zu dem Bischof in das Zimmer trat, brach er in Thränen aus, und ließ im Laufe des Gesprächs folgende Worte mit einfließen: „Ich danke Gott von ganzem Herzen, daß er mich einst in Eure Nähe führte; denn er hatte Euch dazu bestimmt, mich als ein verlorenes Kind von dem Wege des Verderbens zurück zu rufen. Doch es zerreißt mir das Herz, Euch in diesem Zustande zu sehen, da Ihr hierher gekommen seyd, um hier zu sterben. Ach, Mylord, bedenkt doch, daß das Leben so süß und der Tod so bitter ist!“ — „Wahr ist es, entgegnete der Bischof, daß ich hierher gebracht bin, um hier zu sterben, weil ich die Lehre nicht widerrufen will, welche ich gepredigt habe, sowohl hier vor Euch, als an anderen Orten. Ich weiß auch wohl, daß der Tod bitter und das Leben süß ist. Aber bedenket den ewigen Tod und das ewige Leben, welches unser darnach wartet! Und da ich die Schrecken des Einen und die Süßigkeit des Anderen kenne, fürchte ich den gegenwärtigen Tod nicht sehr, und frage nichts darnach, ob ich noch länger lebe“. . . .

Am demselben Tage ward es einem blinden Knaben auf sein dringendes Bitten erlaubt, den Bischof zu besuchen. Kurz vorher hatte er um des Bekenntnisses der Wahrheit willen auch im Gefängniß gesessen. *Hooper* unterhielt sich mit ihm über seinen Glauben, und rief dann aus: „O mein Kind, obgleich Gott Dir Dein äußeres Licht genommen hat, aus Ursachen, die er allein am besten weiß, so hat er doch das Auge Deiner Seele mit dem Lichte der Erkenntniß und des Glaubens erleuchtet! Gott gebe Dir durch Seine Barmherzigkeit und Gnade, daß Du ohne Aufhören ihn bittest, er wolle Dir dieses Licht erhalten, damit Du nicht blind werdest am Leibe und an der Seele!“ — Dieser fromme Knabe wurde später auch verbrannt, ingleichen

am 15. März 1556 ein anderer blinder Mann, Johann Aprice, und ein Krüppel von acht und sechsßig Jahren, Hugo Lawerock, welcher auf dem Scheiterhaufen fröhlich seine Krücken wegwarf, die ihm nun nichts mehr nützen konnten. —

Hooper dankte dem Mayor und den Sheriffs für ihre freundliche Behandlung, ermahnte sie, der Stimme der Wahrheit ihr Ohr zu öffnen, und bat, am nächsten Morgen ein recht lebhaftes Feuer unterhalten zu lassen, damit seine Qual abgekürzt werde. Nichts desto weniger nahm man grünes Holz zum Scheiterhaufen, um seine Leiden zu erhöhen, wie dies überhaupt zur damaligen Zeit in England Sitte war! — Um fünf Uhr legte er sich nieder, schloß den ersten Theil der Nacht ganz ruhig, stand dann nach seiner Gewohnheit auf, um zu beten, und verlangte am Morgen, daß Niemand bis zur Stunde seiner Abführung zu ihm gelassen werde.

Am folgenden Tage, den 9. Februar 1555, um 9 Uhr früh, ward er von den Sheriffs aus seinem Zimmer hinabgeführt. Als er die Soldaten sah, sprach er: „Ich bin kein Rebelle, und es hätte solcher Maßregeln nicht bedurft. Hättet Ihr es mir bloß befohlen, diesen Scheiterhaufen zu besteigen, so würde ich Euch gehorcht haben.“ — So ging er willig dahin, von zwei Gerichtsdienern geführt. Der Ort seiner Hinrichtung war ein Platz an der Hauptkirche, in der er früher gepredigt hatte. Bekleidet war er mit einem langen Rock seines Gastfreundes Ingram, sein Kopf war mit einem Hute bedeckt, in der Hand hatte er einen Stab, auf den er sich stützen mußte, da er in Folge seiner langen Gefangenenszeit die Gicht bekommen hatte, und etwas hinkte. Als er die Menge des zusammengeströmten Volkes erblickte, das man auf ungefähr sieben tausend schätzte, sagte er zu seinen Begleitern: „Ach, ist etwa diese Menge hierher gekommen, weil sie hofft, etwas von mir zu hören? Aber ich darf es ja nicht. Doch ich tröste mich damit, daß ihnen wohl die Ursache meines Todes hinlänglich bekannt seyn wird.“ Die Königin hatte nämlich ein eigenes Schreiben abgehen lassen, in welchem die Anordnungen für Hoopers Hinrichtung näher festgesetzt waren, mit dem ausdrücklichen Befehl: „Es soll nicht geduldet werden, daß er rede.“ Und überhaupt drohten die römischen Prälaten den Märtyrern, ihnen die Zungen abzuschneiden, wenn sie es wagen würden, das Volk anzureden, welches etwa bei ihrer Hinrichtung gegenwärtig wäre.

Hooper gehorchte, obwohl mit Widerstreben. Seine Augen waren bald gen Himmel, bald auf das in tiefer Traurigkeit dastehende Volk gerichtet. Mehrere Augenzeugen haben versichert, er habe niemals so fröhlich und so gesund ausgesehen, als an dem Tage, der all' seiner Noth ein Ende machen sollte. Als er auf dem zu seiner Verbrennung bestimmten Orte ankam, betrachtete er lächelnd den Scheiterhaufen. An den Fenstern des gegenüber liegenden College standen die römischen Priester, die Menge drängte sich so nahe als möglich herzu, und Viele bestiegen die Ulmen, welche in der Nähe standen. Da er nicht reden durfte, kniete er zum Gebet nieder, und winkte mehrere Male einem seiner Bekannten zu, der in der Nähe stand, sein Gebet anzuhören, und später den Anderen darüber zu berichten. Er vergoß viele Thränen auf die Schultern dieses Mannes, der ihm aufmerksam zuhörte. Sein Gebet, in welchem er noch einmal sein Glaubensbekenntniß ablegte, war eine Betrachtung des apostolischen Glaubensbekenntnisses, und dauerte wohl eine halbe Stunde. Unterdeß ward ein Stäbchen gebracht, und vor ihm auf einen Stuhl gesetzt; es enthielt seine Begnadigung von der Königin, falls er widerrufen wolle. Als er es erblickte, rief er aus: „Wenn Ihr meine Seele liebt, hinweg damit!“ Es ward weggenommen, und Lord Shandois rief: „Hier ist Alles verloren; das ist ein unverbesserlicher Ketzer! Thut ihn bald ab!“ Hooper bat aber, ihn sein Gebet erst beenden zu lassen. Da man ihm das erlaubte, schüttete er noch einmal sein Herz vor dem Herrn aus, pries Gott, daß Er ihn erschaffen, erlöst, und zur ewigen Freude bestimmt habe, dankte Ihm für sein Amt, für die Leiden, bat für das Königreich, für seine Feinde, ja, für die ganze Welt, und schloß also: „Stärke mich nach Deiner Güte, daß, wenn ich in dem Feuer stehe, ich die Gränzen der christlichen Geduld nicht überschreite, aber auch die Schrecken der Qualen nicht zu mildern, oder zu verbergen suche, sondern Alles thue zu Deiner Verherrlichung, und zur Befestigung Deines Evangeliums!“

Darnach bereitete er sich zum Besteigen des Scheiterhaufens vor, und zog seinen langen Rock aus; die Henker, deren Habgier keine Gränzen kannte, beraubten ihn auch seiner übrigen Kleider, sodaß er nun im Hemde dastand. Man wollte ihn nun an den Scheiterhaufen befestigen, und brachte zu dem Ende drei eiserne Reifen herbei; allein er sagte: „Macht Euch keine Mühe! ich zweifle nicht, Gott wird mir die Kraft und Gnade geben, auch

ohne diese Bande in dem Feuer zu bleiben. Obgleich ich selbst freilich gegen mein schwaches Fleisch argwöhnisch bin, so verlasse ich mich doch auf den Herrn, der gesagt hat: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“

Nachdem Alles vorbereitet war, sah er mit liebevollem und freundlichem Blick auf die Menge, von der er vollkommen gesehen werden konnte, da er groß von Gestalt war, und noch dazu auf einem ziemlich hohen Stuhle stand. Das Feuer ward angezündet, und „auf allen Seiten sah und hörte man nichts, als ein weinendes Volk in lauten Wehklagen.“ Seine Leiden waren furchtbar, und dauerten drei viertel Stunden lang, da man nur so viel grünes Holz um den Märtyrer hergelegt hatte, als zwei Pferde ziehen können, und da ein scharfer Morgenwind die Flammen von ihm wegblies. Während dieser gräßlichen Qualen, die zu fürchterlich waren, als daß wir sie beschreiben mögen, stand er unbeweglich, und rief nur: „O Herr Jesu, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner, und nimm meinen Geist auf!“ bis er endlich verschied, und zur Ruhe des Herrn einging, des Oberhirten und Königs aller derer, die Ihm, dem am Kreuze erwürgten Lamm, treu bleiben bis in den Tod! —

Laurentius Saunders.

(gest. 1555.)

„Das Himmelreich ist gleich einem Kaufmann, der gute Perlen suchte. Und da er eine köstliche fand, ging er hin, und verkaufte Alles, was er hatte, und kaufte dieselbe.“

(Matth. 13, 45. 46)

Die Geschichte der christlichen Kirche kennt mehr als einen treuen Zeugen des Evangeliums, der von Mutterleibe an, wie ein Samuel, von seinen Aeltern dem Dienste des Herrn geweiht war, und es ist dies eine gar schöne, heilige Weihe. Aber, wenn ein Mensch, getrieben von feuriger Liebe zu seinem

Heilande, alle äußeren Schranken siegreich überwindet, die ihn von dem seligen Beruf zurückhalten wollen, seinen Brüdern den Namen des Herrn zu verkünden, so dürfen wir darin wohl einen ganz besonderen Fingerzeig Gottes erkennen. Also war es auch mit Laurentius Saunders. Er war auf der Schule zu Eton erzogen worden, und hatte dann drei Jahre zu Cambridge studirt. Da ihm aber sein Vater ein ansehnliches Vermögen hinterlassen hatte, so wünschten seine Mutter und Verwandten, daß er die Handlung erlernen möchte. Deshalb ging er nach London zu einem Kaufmann in die Lehre; da er „sich aber in solche weltliche Handel nicht wohl schicken konnte,“ so kehrte er wieder nach Cambridge zurück, um sich zum Geistlichen auszubilden. Die griechische und hebräische Sprache waren seine Lieblingsstudien, weil er in ihnen einen wichtigen Schlüssel zum richtigen Verständniß der heiligen Schrift erkannte, des Schakes, welchen die römische Kirche so eifersüchtig gegen Alle bewachte, in denen der heilige Geist ein Verlangen nach der Weisheit von oben entzündet hatte. Daneben lesen wir, daß Laurentius sich von Jugend auf eines gottseligen Lebens und Wandels befleißigt habe, sodaß er reich an menschlichem Wissen und reich an Gnade bei Gott unter dem frommen Könige Eduard VI. zum Prediger in der Diocese Richfield, und bald darauf zugleich zum Professor der Theologie ernannt wurde. Da er in seinem Amte in großem Segen wirkte, so ward er kurz vor der Thronbesteigung der Königin Maria zum Prediger in die Pfarodie Allerheiligen in London berufen. Als er am 14. Oktober 1554 nahe bei der Stadt war, traf ihn der königliche Rath, Johann von Mordant, und fragte ihn, wo er hin wollte. „Ich habe zu London ein geistliches Amt,“ antwortete Saunders, „darum komme ich jetzt, daß ich mein Amt thue bei meinen Schäflein in meiner Pfarrkirche.“ Mordant warnte ihn, sein Vorhaben ja nicht auszuführen; aber Saunders erwiderte: „Wie sollte ich denn mein befohlenes Amt verrichten, und mein Gewissen zur Ruhe stellen, wenn Einer unter meinen Pfarrkindern krank würde, und meiner Lehr und Trostes begehrte, oder Etliche in Irrthum und falschen Gottesdienst geriethen?“ Mordant warnte ihn noch einmal; Saunders aber antwortete: „Wenn Ihr von Obrigkeit wegen Befehl habt, mir solches zu verbieten, so will ich Gehorsam leisten.“ Mordant sprach: „Ich verbiete Dir es nicht, sondern ich gebe Dir allein guten Rath.“ Indem kommen sie Beide in die Stadt

und Mordant geht „stracks aus giftiger Bosheit“ zum Bischof von London, und zeigt ihm an, daß Saunders morgen predigen werde.

Vor der Predigt war er trauriger, als sonst. Als ihn Jemand fragte, antwortete er: „Ich bin im Gefängniß, bis ich in das Gefängniß gesetzt werde,“ damit anzuzeigen, wie ein alter Erzähler sagt, „daß sein Geist traurig sey, bis er sein Predigtamt werde vollendet haben, und daß er alsdann besser zufrieden und fröhlicher seyn werde, wenn er schon bald darauf gefangen liegen müßte.“ Am folgenden Morgen predigte er über 2 Cor. 11, 2—4, und faßte in dieser Predigt die Summa der reinen Lehre zusammen, wie die Gläubigen mit dem Herrn Christo vereinigt und aus Gnaden gerechtfertigt seyen durch den Glauben. — Am Nachmittag wollte er wieder predigen; da kam ein Beamter des Bischofs Bonner, und führte ihn zu seinem Herrn, der ihn, wie gewöhnlich, des Hochverraths, des Aufruhrs und der Scherei anklagte. Die zwei ersten Verbrechen, sagte der Bischof, wolle er ihm verzeihen, aber wegen des dritten müsse er einen Proceß einleiten. Saunders antwortete: „Mylord, Ihr sucht mein Blut, und Ihr sollt es haben. Ich bitte aber Gott, daß Ihr dadurch zu einem neuen Leben möget getauft werden.“ — Darauf führte man ihn zum Kanzler, dem Bischof von Winchester. Nach einer kurzen Unterredung rief dieser: „Greift den wahnsinnigen Phantasten, und werft ihn in's Gefängniß!“ — „Ich danke meinem Gott, antwortete Saunders, daß er mir jetzt einmal Raum und Ruhe giebt, für Euch und Eure Befehrung zu beten.“

Er ward hierauf in's Gefängniß geschleppt, in welchem er fünfzehn Monate schmachten mußte, doch unter solcher Freudigkeit, wie er bekannt hat, als ob ihm eine liebliche Erquickung zu Theil geworden sey, die alle seine Gebeine durchdrungen, und sein Herz gestärkt und erfreut habe. Und obwohl gefangen, konnte er es doch nicht lassen, von diesem seinem fröhlichen Glauben Zeugniß abzulegen, wie dies seine Briefe an Cranmer, Ridley, Latimer und an seine Frau beweisen. Wir theilen unseren Lesern Einiges daraus mit.

Den Brief an die drei Ersteren schließt er mit den Worten: „Obgleich unser äußerlicher Mensch abnimmt, so wird doch der innerliche von Tag zu Tage erneuert. . . Ich kann Euch mit Wahrheit bezeugen, daß wir lebendiges Wasser von unserem Heiland schöpfen, und ich hoffe, wir werden dem Herrn

der Brunnen Israels in Ewigkeit Lob und Dank sagen, und fröhlich seyn auf der Hochzeit des Lammes, dieweil wir seine Braut sind durch den Glauben. Dasselbst wollen wir diesen neuen Lobgesang singen in Ewigkeit: „Lobet den Herrn! Amen! Ja, komm, Herr Jesu! die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sey mit euch! Amen.“

An seine Frau richtete er unter Anderm folgende Worte: „Da wir auf Christum gegründet sind, so laßt uns nicht kleinmüthig werden, noch bescheiden, wenn wir durch Trübsal bewährt werden, als wenn uns etwas Seltsames widerführe; sondern laßt uns uns freuen, daß wir mit Christo leiden, aufdaß wir auch zur Zeit der Offenbarung seiner Herrlichkeit Freude und Wonne haben mögen. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden erndten. . . Wie haben wir so große Ursach, uns in ihm zu erfreuen! Derwegen sollen wir ihm billig danken, und mit dem lieben David singen: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er Dir Gutes gethan hat!“ Meine Hausfrau und liebste Freundin! ich kann Euch nach meinem Tode nicht viel Geld und Gut hinterlassen, wie die Weltfinder pflegen; aber ich will Euch im Herrn ein Testament machen, das Euch und unseren allerliebsten Kindern in Ewigkeit unverrückt bleiben soll, nämlich den Schatz der geistlichen Freud' und Friedens, welchen Ihr geschmeckt und innerlich empfangen habt, indem Eure hungrige Seele mit dem Herrn Jesu Christo durch eine verborgene Kraft und Empfindung, d. i. durch den Glauben und kräftige Wirkung des heiligen Geistes, gespeiset worden ist. Betet! Betet! Endlich, was mich anlanget, so bin ich freudig und getrost im Herrn, und bin guter Zuversicht, der Herr werde mir solche Gutthat gnädig erhalten wider die Pforten der Hölle, und allen Teufeln zum Trutz. Ich habe mich dem Herrn Christo gänzlich ergeben und befohlen, und habe ein festes Vertrauen, er werde mir Stärke und Kraft verleihen, wie es meine Noth erfordern wird. Bittet, bittet, bittet den Herrn!“ —

Die Bischöfe hatten dem Kerkermeister auß strengste befohlen, Niemanden zu dem Gefangenen zu lassen. Da kommt eines Tages seine Frau mit seinem Söhnlein Samuel, und wollte ihren Gatten noch einmal sprechen. Der Kerkermeister durfte sie nicht zu ihm lassen; aber er erbarmte sich des jammern- den Weibes, nahm das Knäblein auf seine Arme, und brachte es zu seinem Vater. Dieser war deß hoch erfreut, und sagte, es sey ihm eine größere Freude gewesen, daß er sein Kind ge-

sehen habe, als wenn ihm Jemand viele Tonnen Goldes gebracht hätte. Danach schrieb er an seine Frau, und bat sie, keinen Versuch mehr zu machen, ihn noch einmal zu sehen, damit sie sich nicht ohne Noth in Gefahr begeben. Er bat sie auch, die heilige Schrift, diese Seelenspeise, nicht aus der Hand zu legen, und in stetem Gebet zu verharren. „Denn durch diese zwei Mittel, fuhr er fort, kommen wir von Tag zu Tage je länger desto mehr zur Freude des Reiches Christi und seiner Herrlichkeit sammt allen Auserwählten. Und ohne diese Mittel ist in dieser Welt nichts, denn Jammer und Elend zu erwarten. Und wenn wir uns Beide also mit Christo werden vereinigt haben, so wird's gewißlich geschehen, daß die Gemeinschaft unseres göttlichen Segens sich auch auf unser Söhnlein Samuel erstrecken wird!“ —

Darauf wurde Saunders noch einmal verhört, und hatte danach noch mehrere Disputationen mit den Bischöfen. Allein er blieb standhaft, und sagte seinen Richtern: „Ich achte die Freiheit und das Leben wohl für ein köstlich Ding, wenn ich's nur ohne Verletzung meines Gewissens behalten könnte.“ Und so wurde er denn am 4. Februar 1555 von Bonner degradirt, und dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit übergeben, worauf man ihn in ein anderes Gefängniß, Compter, führte. Aus diesem Gefängniß schrieb er noch einen Brief, in welchem es heißt: „O meine herzliche Hausfrau, und Ihr, meine guten Freunde, ich bitte Euch von Grund meines Herzens, freuet Euch mit mir, und danket mit mir dem lieben Gott, daß er mir die Ehre anthut, daß ich sein heiliges Evangelium verherrlichen soll, nicht allein durch dieses mein Leben, Lippen und unbeschrittenes Herz, sondern auch durch so ein herrliches Zeugniß meines Todes und Blutes! Wisset, daß mir mein Herr Jesus Christus bis jetzt alle Furcht des Todes also weggenommen hat, daß mir durchaus vor dem Tode nicht grauet! Aber, wenn dieser mein lieber Bräutigam, Jesus Christus, mir seinen Geist entziehen und mich nur eine kleine Zeit verlassen würde, ach, so wüßte ich armer, elender, betrübter Mensch nicht, wo aus, noch ein. . . Tröstet Euch mit der gewissen Hoffnung, daß wir einst im ewigen und seligen Leben wieder zusammenkommen werden! Diese Hoffnung ist tief in meinem Herzen eingewurzelt. Amen! Amen! Amen! Unser Herr und gütiger Gott sey gelobt und gebenedeit in Ewigkeit! Amen! Betet! Betet!“

Am folgenden Tage wurde er unter starker Bedeckung nach

Coventry geführt, um dort verbrannt zu werden. Am ersten Abend hielten sie zu St. Albans an. Ein gelehrter Mann, Namens Grimoald, der früher ebenfalls das Evangelium bekannt hatte, aß mit ihm zu Abend. Saunders nahm einen Becher in seine Hand, und fragte, ob Grimoald mit ihm den Kelch theilen wolle, den er jetzt zu leeren im Begriff sey. Der Apostat suchte mit den Achseln, und sagte: „Auf den Kelch in Eurer Hand will ich Euch Bescheid thun; aber in Beziehung auf den anderen, den Ihr meint, kann ich nichts versprechen.“ — „Wohlan, sprach der Märtyrer, mein Herr Jesus Christus hat für mich einen viel bitteren Kelch geleert, als der meinige seyn wird. Sollte ich meinem theuren Heilande nicht nachfolgen, sonderlich, da er mich dazu einladet und vermahnet? Ja, ich hoffe, durch seine Gnade das thun zu können!“

Am dritten Tage kamen sie in Coventry an. Da trat ein armer Schuhmacher zu Saunders, und sprach zu ihm: „Lieber Herr Pfarrer, Gott wolle Euch stärken und trösten!“ „Betet für mich!“ antwortete er; ich bin der ungeschickteste Mensch zu diesem großen Werke, der jemals für dasselbe bestimmt ward. Doch mein gnädiger Gott und lieber Vater ist fähig, mich stark genug zu machen.“ Saunders ward für diese Nacht in das gewöhnliche Stadtgefängniß unter Räuber und Missethäter gesperrt. Er ließ jedoch diese Gelegenheit nicht ungenutzt verüber, sondern brachte die Stunde mit Gebet und Unterweisung der armen Menschen um ihn her zu.

Am nächsten Morgen, es war der 8. Februar, ward er barfuß, nur mit einem zerrissenen Hemde und mit einem alten, abgetragenen Mantel bekleidet, in den Park geführt, wo die Lollarden verbrannt worden waren. Unterwegs fiel er mehrere Male auf die Kniee, und betete. Als er an den Scheiterhaufen befestigt war, küßte er denselben, und sprach: „Willkommen, Kreuz Christi! Willkommen, ewiges Leben!“ Auch seine Qualen wurden dadurch erhöht, daß man, wie bei den anderen Märtyrern, grünes Holz zum Scheiterhaufen genommen hatte. Doch er ertrug Alles mit christlichem Muth und großer Standhaftigkeit, und ist freudig und selig im Herrn entschlafen.

Dr. Nowland Taylor.

(gest. 1555.)

„Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich:
Freuet euch!“ (Phil. 4, 4.)

Taylor war Caplan des Erzbischofs Granmer gewesen, und hatte später die Pfarrei in der Stadt Hadleigh in Suffolk erhalten. Er nahm seines Amtes mit vieler Treue und Geschicklichkeit wahr, lehrte, strafte, ermahnte mit großem Eifer, und daher konnte es nicht ausbleiben, daß die wieder zur Herrschaft gelangten Römisch-Katholischen gar bald ihr Auge auf ihn warfen, und beschloßen, ihn aus seinem Pfarrorte zu vertreiben, und die Messe daselbst wieder einzuführen.

Am Palmsonntag 1554 hört Taylor zu ungewöhnlicher Stunde plötzlich in seiner Kirche die Glocken läuten. Er denkt, man bedürfe seiner, und eilt dorthin. Den Haupteingang findet er versperrt, und als er durch einen Nebeneingang in die Kirche tritt, erblickt er mit Schrecken und Staunen einen römischen Priester in voller Amtsstracht vor dem Altar, umgeben von einer Anzahl Bewaffneter. Diesen, Namens Awerth aus Aldham, einen Mann, der wegen seines lasterhaften Lebens Jedermann bekannt war, hatten Taylors Feinde gedungen, um die Messe zu Hadleigh wieder einzuführen. Taylor erhebt seine Stimme, und tadelt auf entschiedene Weise das gewaltsame Eindringen in seine Kirche; allein man bringt ihn zum Schweigen, und stößt ihn und seine Frau zum Gotteshause hinaus.

Die Hauptanftifter des Vorfalles schrieben sogleich an Gardiner, und beklagten sich über Taylors Benehmen. Vorgefordert erschien er vor dem Bischof, ward aber mit den gewöhnlichen Schmähheden: Schurke, Verräther und Ketzer! empfangen, und alsbald ins Gefängniß geworfen.

Lange Zeit saß er hier, ohne daß man eine besondere Anklage gegen ihn vorbrachte. Es ging ihm, wie vielen Anderen, welche so lange im Gefängnisse verwahrt wurden, bis das Land der päpstlichen Macht wieder unterworfen seyn würde. Anfangs gestattete man den Gefangenen freien Verkehr unter einander,

und ihrer waren so Viele, daß, wie Fox sagt, „fast alle Gefängnisse in England in christliche Kirchen und Schulen umgewandelt waren, und es deshalb für christliche Gemüther keinen größeren Trost gab, als nach dem Gefängnisse zu kommen, um die Gespräche, Gebete, Predigten und Trostsprüche der Gefangenen mit anzuhören.“ —

Als aber die alten Gesetze gegen die Ketzer wieder in Kraft getreten waren, ward am 30. Januar 1555 Taylor vor Gardiner geschleppt. Der Herr gab ihm und seinen Mitangeklagten Kraft und Gnade, standhaft zu bleiben, und so wurden sie zum Tode verurtheilt, und nach dem Gefängniß des Bischofs gebracht. Als Taylor durch das Volk ging, welches sich in der Nähe der St. Salvatorkirche versammelt hatte, um den Ausgang des Verhörs zu erfahren, rief er aus: „Gott sey gelobt, Ihr guten Leute! Ich komme unbesiegt von ihnen zurück, und will die Wahrheit mit meinem Blute besiegeln und bestätigen!“ In der Nacht wurde er nach dem Poultry-Thurme gebracht. Am 4. Februar kam Bonner, um ihn seiner geistlichen Würde zu entkleiden. Als dem Märtyrer die römische Priesterkleidung angelegt werden sollte, ward er darüber sehr unwillig, und nachdem dies geschehen, sprach er: „Wenn ich jetzt auf der Straße stände, würde sich da nicht alsbald eine Schaar von lustigen Leuten um mich versammeln, um über diesen läppischen, possirlichen Kram und Plunder sich lustig zu machen?“ Es wird uns bei dieser Gelegenheit ein Beispiel von seiner fröhlichen Laune erzählt. Bonner hatte ihm während der Cerimonie mit dem Bischofsstabe vor die Brust zu schlagen. „Schlagen Sie nicht, Mylord, sagte ein Caplan, denn er wird wieder schlagen.“ Ja, rief Dr. Taylor aus, dem ihre Besorgniß großes Vergnügen machte, der Handel ist Christi, und ich wäre kein guter Christ, wenn ich nicht fechten wollte in meines Meisters Streite. Darauf fluchte ihm der Bischof, aber er schlug ihn nicht, „denn,“ sagte Taylor später zu Bradford, indem er sich lachend die Hände rieb, ich machte ihn glauben, daß ich in der That schlagen würde.“ Doch diese römischen Priester wußten nicht, was für ein Geist ihn erfüllte. — Am demselben Abend durfte sich dieser Märtyrer eines Vorrechts erfreuen, welches den übrigen Märtyrern versagt ward. Durch die Freundlichkeit des Gefängnißwärters ward es seiner Frau, seinem Sohne und einem treuen Diener erlaubt, mit ihm zusammen die Abendmahlzeit einzunehmen.

Dr. Taylor gab seinem Sohne ein lateinisches Buch, in

welches er seinen letzten Willen geschrieben hatte. Dieser beginnt also: „Ich spreche zu meiner Frau und zu meinen Kindern: Der Herr gab Euch mir, und der Herr hat mich von Euch genommen; gelebt sey der Name des Herrn! Gott sorgt für die Sperlinge und für die Haare auf unserm Haupte; ich habe ihn jeder Zeit treuer und liebevoller gefunden, als irgend einen Vater oder Mann. Vertrauet Ihr ihm deshalb! Durch die Gnade des Verdienstes unseres Herrn Jesu Christi glaubt und gehorcht, liebt und fürchtet ihn! Betet auch fleißig zu ihm! Denn er hat uns Hülfe zugesagt und versprochen. Haltet mich nicht für todt! Denn ich werde nie sterben!“

Am andern Morgen um 2 Uhr, eine passende Stunde für die Werke der Finsterniß, kam der Sheriff von London nach dem Gefängniß, und führte den Märtyrer nach einem Gasthose am alten Thore, weil man das Licht scheute, und nicht wollte, daß Jemand den Zug bemerke. Da aber die Frau des Doctors bei ihrem Weggange aus dem Gefängniß von der beabsichtigten Abführung des Gefangenen gehört hatte, so hatte sie sich diese ganze Winternacht über mit ihrer ältesten Tochter und einem armen Waisenmädchen, welches sie erzogen hatte, hinter einem Pfeiler der St. Botolphs-Kirche nahe am alten Thore verborgen gehalten. Es war finster; doch das Waisenkind entdeckte den Sheriff und seine Begleitung, als sie vorüberzogen, und rief aus: „O mein theurer Vater! Mutter, Mutter, hier führen sie meinen Vater fort!“ Die Frau rief deshalb laut: „Now land, wo bist Du?“ Denn der Morgen war so finster, daß sie sich gegenseitig nicht sehen konnten. „Theures Weib, sprach er, ich bin hier!“ Der Sheriff war so menschlich, ihm zu erlauben, von seiner Frau Abschied zu nehmen. Sie knieten nun nieder, und beteten mit einander. „Gott sey mit Dir! sprach sie; ich hoffe, mit der Hülfe Gottes Dich in Hadleigh wieder zu sehen. „Das suchte aber der Sheriff zu verhindern, doch nicht auf unfreundliche Weise. Er schickte sie nach dem Hause ihrer Mutter, nachdem er ihr sein eigenes Haus angeboten hatte, wenn sie es vorziehe, da zu bleiben.

In dem Gasthose ward Dr. Taylor dem Sheriff von Giffex übergeben, und um acht Uhr setzte sich dieser mit seiner Begleitung und dem Gefangenen in Bewegung. Man hatte die Thore verschlossen, um die Volksmenge abzuhalten. Als sie hinaus kamen, sah Dr. Taylor jenen treuen Diener, John Hull, mit seinem Sohne am Thorgitter stehen. Sobald er sie erblickte,

rief er: „Komm hierher, mein Sohn Thomas!“ Man hob den Knaben auf's Pferd, und setzte ihn vor seinen Vater. Dr. Taylor nahm hierauf seinen Hut ab, und sprach zu den Umstehenden: „Guten Leute, dieser ist mein eigner Sohn; und Gott sey gepriesen für eine rechte, gesetzmäßige Ehe!“ Er hob hierauf seine Augen auf gen Himmel, betete für seinen Sohn, segnete ihn, und übergab ihn dem John Hull wieder, den er bei der Hand ergriff, und zu ihm sprach: „Lebe wohl, John Hull, Du treuester Diener, den je ein Mensch hatte!“

Man führte nun den Märtyrer nach Hadleigh, seiner eignen Gemeinde; allein da man merkte, daß er auf dem ganzen Wege bekannt sey, so bedeckte man sein Gesicht mit einer Kappe, und zeigte überhaupt einen so hohen Grad von Aengstlichkeit, daß die Glaubensfreudigkeit des Gefangenen einen recht augenscheinlichen Gegensatz dazu bildete. Denn dieser schmeckte und fühlte den Frieden und die Freude, welche die Welt nicht geben aber auch ebenso wenig nehmen kann.

Am ersten Abend kehrten sie zu Shelmssford ein. Beim Abendessen drang der Sheriff von Essex mit den Gardisten, welche die Wache bildeten, stärker in den Doctor, doch zur römischen Kirche zurückzukehren. Er schwieg eine Weile; dann sagte er ihnen, daß er über ihren Rath nachgedacht und gefunden habe, daß er sich selbst getäuscht, und wahrscheinlich auch gar Viele in Hadleigh betrügen werde. Bei diesen Worten ward der Sheriff sehr froh, und bat den Doctor, sich deutlicher auszudrücken. Taylor sagte hierauf: „Ich will Euch sagen, wie ich betrogen worden bin, und wie ich glaube, eine große Menge zu betrügen. Ich bin, wie Ihr sagt, ein Mann von großem starkem Körperbau, und ich glaubte immer, daß mein großer Leib auf dem Kirchhof zu Hadleigh werde beerdigt werden, wenn ich dort, wie ich das früher immer hoffte, auf meinem Bette gestorben seyn würde. Allein ich sehe, daß ich mich betrogen habe. Und nun giebt es auch auf dem Gottesacker zu Hadleigh eine große Anzahl von Würmern, welche ohne Zweifel diesen großen Leib sich würden haben wohlschmecken lassen. Doch ich sehe jetzt, wir sind betrogen, Beide, ich und sie; denn der Leib soll zu Asche verbrannt werden, und mithin werden jene auch ihre Kost verlieren.“ Der Sheriff und seine Begleiter standen beschämt und erstaunt da über den freudigen Muth ihres Gefangenen.

Am 9. Februar kamen sie zu Hadleigh an, und führten Dr. Taylor ohne Verzug durch die Stadt. Ein armer Mann mit seinen fünf kleinen Kindern wartete am Ende der Brücke. Sie fielen auf ihre Kniee, und der Mann schrie laut: „O theurer Vater und guter Hirt, Dr. Taylor, Gott helfe Dir, und stärke Dich, wie Du mir und meinen armen Kindern oft geholfen hast!“ Die ganze Straße war mit Menschen bedeckt, welche für ihn beteten, ihn um seinen Segen baten, und laut jammerten, daß ihr treuer Hirte auf solche Weise sollte von ihnen genommen werden. Er wiederholte häufig: „Ich habe Euch Gottes Wort und Wahrheit gepredigt, und komme jetzt, um es mit meinem Blute zu besiegeln.“ Als er an das Armenhaus kam, warf er das wenige Geld, welches er noch hatte, unter die Armen. Er ward darauf unmittelbar nach dem Richtplatze (Aldham Common) geführt, wo noch jetzt ein Stein die Stelle bezeichnet, wo er verbrannt wurde.*) Eine große Menschenmenge hatte sich hier versammelt. Als man ihm sagte, dies sey der Ort, an welchem er leiden sollte, rief er aus: „Gott sey Lob und Dank! ich bin nun eben zu Hause.“ Dann stieg er vom Pferde, und warf den Hut weg, welcher bis jetzt sein Angesicht verhüllt hatte. Sein Haar war ihm eingekerbt worden, „häßlich, wie man einem Narren das Haar verschneiden würde.“ — Es war das Werk Bonners, als er ihn degradirte. — Als aber das Volk sein ehrwürdiges Angesicht erblickte, welches noch einmal mit jenem wohlthuenden, liebevollen Lächeln auf sie sah, an dem sie sich so oft erfreut hatten, da brachen Viele in Thränen aus, und riefen: „Gott mache Dich felig, guter Dr. Taylor! Jesus Christus stärke Dich, und helfe Dir! Der heilige Geist tröste Dich!“ Er wollte die Menge anreden; allein Einer der Gardisten steckte ihm einen Stock in den Mund, und der Scheriff erinnerte ihn an sein Versprechen, und drohte, ihm die Zunge ausschneiden zu lassen.

Dr. Taylor zog sich hierauf seine Kleider bis auf's Hemde aus, und gab sie weg. Dann sprach er: „Guten Leute, ich habe

*) Er trägt die rohe Inschrift: „1555 Dr. Taylor in Vertheidigung dessen, was ist gut, an diesem Plage ließ sein Blut.“ Im Jahre 1818 errichtete man dort ein Monument. — Auch an der Stelle, wo der Bischof Hooper verbrannt wurde, fand man vor einigen Jahren beim Nachgraben Ueberbleibsel des Scheiterhaufens und des eisernen Ringes, mit dem man ihn an den Pfosten befestigt hatte.

Euch nichts, als Gottes heiliges Wort gelehrt, und jene Wahrheiten, die ich aus Gottes heiligem Buche, der Bibel, genommen habe, und ich komme deshalb heute hierher, um das mit meinem Blute zu besiegeln.“ Einer der Gardisten schlug ihn auf den Kopf, und brachte ihn zum Schweigen. Als er sah, daß er seine Heerde nicht anreden konnte, kniete er nieder, und betete. Eine arme Frau trat aus dem Haufen hervor, und betete mit ihm. Man versuchte, sie hinweg zu stoßen, und drohte ihr, sie überzureiten; allein sie stand nicht auf, und blieb mit dem Märtyrer im Gebet. Er bestieg darauf den Scheiterhaufen, und nachdem er ihn geküßt, erhob er seine Augen gen Himmel, und blieb beständig im Gebet.

Der Sheriff hatte Mühe, Leute zum Anzünden des Scheiterhaufens herbei zu schaffen. Endlich fanden sich vier bekannte lasterhafte Personen, welche sich ihres Auftrages mit vieler Grausamkeit entledigten. „O Freund, rief der Märtyrer Einem von ihnen zu, ich habe Leid genug; was bedarf es noch dieses?“ Er sagte hierauf den 41. Psalm englisch her. Allein Einer der Anwesenden schlug ihn auf den Mund, und sagte: „Du Schurke, sprich lateinisch!“ Das Feuer war nun angezündet; Dr. Taylor hob seine Hände in die Höhe, und rief: „Barmherziger, himmlischer Vater! Um Jesu Christi, meines Heilandes willen, nimm meinen Geist auf in Deine Hände!“ Er stand noch mitten in den Flammen, ohne Laut und Bewegung, seine Hände gefaltet, bis ein gewisser Soyce ihn mit einer Hellebarde niederschlug.

Am folgenden Tage hielt Newall, sein katholischer Nachfolger, eine Predigt, in welcher er Dr. Taylors Standhaftigkeit der Kraft des Teufels zuschrieb, und sagte, er sey in einem verdammlichen Zustande gestorben! — —

Thomas Tomkins.

(gest. 1555.)

„Ich preise Dich, Vater und Herr Himmels und der Erbe, daß Du Solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbaret!“ (Mtth 11, 25.)

Aus den Palästen der Großen und den Stuben der Gelehrten wollen wir unsere Leser dies Mal in eines geringen

Mannes Hütte führen, die der Herr sich zu seinem Heiligthum erkeren hatte. Da sehen wir einen Mann stehen, — der Webstuhl zu seiner Seite zeigt uns, daß er ein Weber ist, — und vor ihm eine Frau, die ihm Garn zu einer neuen Arbeit bringt. Aber er kann sie nicht ungesegnet fortgehen lassen; seine Lippen fließen davon über, wovon das Herz voll ist, er preist ihr das Erbarmen des Sünderheilands, und dann falten sie Beide ihre Hände, und bringen Gott ihre Herzen dar zu einem ihm wohlgefalligen Opfer. Dieser Mann, dessen Haus in einer Londoner Vorstadt, Shoreditch, stand, hieß Thomas Tomkins, und wer ihm Arbeit brachte, mit dem machte er es so, wie eben beschrieben ist. Und sein Glaube bestand nicht bloß in Worten, sondern sein ganzer Lebenswandel zeigte es, daß Christus in Wahrheit eine Gestalt in ihm gewonnen hatte.

Ein solcher Mann mußte sich natürlich gegen die römischen Zerthümer erklären, und da er es that, so ward er aufgezeichnet, und von Bonner ins Gefängniß geworfen, der ihn sechs Monate hindurch wiederholt examinirte, ohne daß er den bibelfesten Weber zu überwinden vermochte. Das war zu viel für den Stolz dieses Priesters! Deshalb versuchte er, ob er ihn nicht durch andere Gründe von der Wahrheit der römischen Lehre überzeugen könne. Bei einem dieser Verhöre nämlich riß ihm der Bischof einen Theil seines Bartes mit Gewalt aus; aber auch diese Beweisführung erwies sich als unwirksam. Bald darauf ward Tomkins nach Fulham geschickt, um dort Heu zu machen. Bonner kam auf die Wiese, und da er ihn fleißig arbeiten sah, sprach er zu ihm: „Jetzt habe ich Dich gern; Du arbeitest gut. Ich hoffe, Du wirst noch ein ganz guter Katholik werden.“ Der arme Weber antwortete: „Mylord, St. Paulus sagt: „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen.“ — „Aha, rief Bonner, St. Paulus spielt also bei Dir eine wichtige Rolle!“ Nachdem er sich noch einige Zeit mit ihm unterhalten, und das Gespräch auf andere Gegenstände gebracht hatte, fand er wieder etwas an dem Barte des armen Tomkins auszusetzen, und ließ einen Barbier kommen, der ihm den Bart abnehmen mußte.

Da Bonner aber nach wiederholten Versuchen sah, daß er die Festigkeit dieses Märtyrers auf keine Weise erschüttern könne, so verfiel er noch auf ein anderes Verfahren. Denn als er eines Tages eine Anzahl seiner Geistlichen bei sich hatte, sandte er nach Tomkins, und, wie Fox sich ausdrückt, „fiel jetzt

vom Schlagen auf's Brennen." Auf dem Tische stand eine Waskerze; der Bischof rief dem eintretenden Märtyrer zu: „Du verweiseter Bösewicht, wenn Du meinst, es sey eine so große Kurzwelt, die Marter des Feuers auszustehen, so will ich Dich mit dieser brennenden Fackel lehren, wie sanft es thut, wenn man Einen verbrennt!" Darnach ergriff er des Webers Hand, und hielt sie eine ziemliche Weile über die Flamme. Als Tomkins Bonners Wuth sah, glaubte er, sein Tod sey nun vorhanden, und befahl deshalb seine Seele Gott dem Herrn mit den Worten: „Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!" Späterhin erzählte er einem Freunde, daß sein Geist, während seine Hand brannte, von dem Herrn so gestärkt und mit Frieden erfüllt worden sey, daß er keine Schmerzen gefühlt habe. Vielmehr sey er gekräftigt, fest zu stehen, ohne sich zu rühren und zu regen, bis die Sehnen und Adern zusammenschrumpften, und die Heuchtigkeit Einem der Anwesenden ins Gesicht spritzte. Dies geschah in dem Pallast Bonners zu Fulham!

Der Tod Tomkins ward nun beschlossen, weil er „an die römisch-katholische Brodverwandlungslehre nicht glaube, und die Messe für eine abergläubische, abgöttische Cärimonie halte." Er ward jedoch am 8. Februar noch zweimal, am Vermittag und am Nachmittag, im Beiseyn anderer katholischer Prälaten von Bonner verhört. Als der Bischof von Bath ihn ernstlich ermahnte, seine Irrthümer zu widerrufen, antwortete Tomkins: „Mylord, ich ward in Unwissenheit erzogen, bis mir vor einigen Jahren das Licht der Wahrheit ausging. Allein da ich jetzt die Wahrheit kenne, und mich ihrer freue, so will ich auch bis an den Tod in ihr verharren." Am demselben Tage ward er dem Sheriff übergeben; doch schob man seine Hinrichtung noch bis zum 16. März auf, an welchem Tage er auf dem Marktplatz Smithfield in London früh um acht Uhr verbrannt wurde. Er litt mit bewundernswürdiger Geduld und Standhaftigkeit.

William Hunter.

(gest. 1555.)

„So Jemand zu mir kommt, und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger seyn.“ (Luc. 14, 26.)

In dem zweiten Buche der Maccabäer wird uns erzählt, wie eine Mutter ihre sieben Söhne ermahnt, lieber ihr junges Leben zu lassen, als dem Gesetze des Gottes Israels untreu zu werden. Es ist dies die rechte Mutterliebe, die allein der lebendige Glaube erzeugen kann, weil sie das ewige Heil ihrer Geliebten höher achtet, als zeitlichen Gewinn und zeitliche Wohlfahrt. Und wohl ein starker Glaube gehört dazu, „eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet.“ (Hebr 11, 1.) Einem ähnlichen Beispiel solcher Liebe, die den Blick auf die zukünftige Herrlichkeit gerichtet hat, begegnen wir auch auf den Blättern der englischen Reformationsgeschichte.

William Hunter, ein Jüngling von neunzehn Jahren, war in der Lehre bei einem Seidenwirker in der Colemanstraße in London, Namens Taylor. Da er sich zu Ostern geweigert hatte, das Abendmahl auf römische Weise zu nehmen, und man ihn bedrohte, daß er vor den Bischof werde geführt werden, so fürchtete sein Meister, er könnte sonnetwegen in Unruhe und Gefahr kommen, und schickte ihn deshalb zu seinem Vater, der in Brentword in Essex wohnte, zurück.

Als William sich ungefähr sechs Wochen zu Hause aufgehalten hatte, ging er eines Tages in die Kirche. Hier fand er noch eine Bibel, welche auf dem Pulte aufgeschlagen war; er trat deshalb heran, und las darin. Aber ein gewisser Atwell, ein Gerichtsbote in des Bischofs Diensten, trat ebenfalls ein, und als er den Jüngling so beschäftigt fand, fragte er ihn: „Warum befaßest du dich mit der Bibel? Weißt du auch, was du liest? Und kannst du die Schrift auslegen?“ Hunter antwortete bescheiden: „Vater Atwell, ich unterstehe mich nicht, die Schrift auszulegen, weil ich dazu keine Erlaubniß und keinen Beruf habe. Allein, da ich hier eine Bibel fand, so las ich zu meiner eigenen Stärkung darin.“ Der alte Römling erwiderte,

daß eine verkehrte Welt in England angefangen habe, seitdem die Bibel daselbst bekannt und verbreitet worden sey.

Hunter: „Sprecht nicht so, Vater Atwell; es ist Gottes heiliges Buch, aus welchem jeder, der Gnade empfängt, deutlich lernen kann, was dem Herrn gefällt, und auch, was ihm mißfällt.“

Atwell: „Wußten wir denn nicht früher auch schon so gut, wie jetzt, wie man Gott dienen müsse?“

Hunter: „Nicht so gut, wie jetzt, da wir nun sein heiliges, seligmachendes Wort unter uns haben; und ich bete zu Gott, daß er uns sein theures Wort doch stets lassen möge.“

Sie redeten in dieser Weise noch weiter mit einander; endlich sagte Atwell, er sehe wohl, daß er auch Einer von denen sey, welchen die Geseze der Königin nicht gefielen, und wie er gehört, habe er auch deshalb London verlassen. Doch wenn er nicht umkehre, so werde er, wie viele andere solche Ketzer, „für seine Meinungen braten müssen.“ Hunter erwiderte: „Gott gebe mir Gnade, daß ich seinem Worte glaube, und seinen Namen bekenne, was auch immer daraus entstehen möge!“ „Seinen Namen bekennen!“ schrie der alte Atwell; „nein! nein! Du wirst zu dem Teufel fahren! ihr Alle!“

Der alte Gerichtsdiener eilte darauf aus der Kirche, und ging in das nächste Bierhaus, wo er einen gewissen Wood fand, den katholischen Vicar von Southwold. Atwell erzählte ihm, Hunter sey in der Kirche, und lese in der Bibel. Der Priester eilte augenblicklich dorthin, und fragte jenen, wer ihm die Erlaubniß gegeben habe, in der Schrift zu lesen. Sie kamen bald auf die Lehre von der Brodverwandlung, und nach kurzer Unterhaltung über Ev. Joh. 6 bedrohte der Vicar den Jüngling, daß er ihn anzeigen werde. Da Hunter wohl wußte, was auf eine solche Anzeige zu folgen pflege, so nahm er schleunig von seinen Aeltern Abschied, und verließ den Ort.

Einige Tage darauf schickte ein benachbarter Gerichtsbeamter zu dem Vater, und befahl ihm, seinen Sohn herbeizuschaffen. „Was! sagte der Vater, wollt Ihr haben, daß ich meinen eigenen Sohn suche, damit er verbrannt werde?“ Der arme Vater aber ward hart behandelt, und gezwungen, seinen Sohn aufzusuchen. Zwei bis drei Tage war er umher geritten, ohne ihn zu finden, und er hoffte, den Richter dadurch zufrieden gestellt zu haben; da erblickte ihn der Sohn in einiger Entfernung, und eilte auf ihn zu. Nun entstand ein schöner Wettstreit

zwischen Beiden. Der Sohn wollte umkehren, als er hörte, welcher Gefahr sein Vater seinerwegen ausgesetzt gewesen sey; der alte, betrübte Vater befahl ihm, sich zu verbergen. Endlich siegte der Sohn, und am Abend kamen sie zu Hause an. Ein Polizeidiener nahm William augenblicklich, und legte ihn in den Stock bis zum Morgen, wo der Richter ihn kommen ließ, und ihn nach seiner Meinung über die Brodverwandlungslehre fragte. Am folgenden Morgen ward William zu Bonner geschickt. Dieser sprach anfangs freundlich mit ihm, und versprach ihm, er wolle ihm die öffentliche Buße erlassen, wenn er sich zum Widerruf verstehe. Als er aber fand, daß er bei Hunter nichts ausrichten könne, ließ er ihn in sein Thor-gefängniß sperren, wo er zwei Tage und zwei Nächte gefangen gehalten ward, und weiter keine Nahrung erhielt, als eine Rinde schwarzen Brodes und einen Topf mit Wasser. Darauf ward er noch einmal examinirt, und in das Gefängniß zurückgeschickt, mit dem strengen Befehl an den Stockmeister, ihn so schwer mit Ketten zu beladen, als er irgend tragen könne. Nach einer neunmonatlichen Gefangenschaft und wiederholten Prüfungen ward er am 9. Februar noch einmal vor den Bischof und das Consistorium zu St. Paul geführt, wobei sein Bruder gegenwärtig war. Da er auch dies Mal standhaft den evangelischen Glauben bekannte, so schloß Bonner die Prüfung mit den Worten: „Ich habe nun keine Hoffnung mehr, Dich zu dem katholischen Glauben zurück zu führen; Du würdest stets ein verderbtes Glied der Kirche bleiben.“ Darnach sprach er das Verdammungsurtheil über den Jüngling aus. Dennoch versuchte er es noch einmal, ihn zum Widerruf zu bewegen, und bot ihm in diesem Falle fünfzig Pfund Sterling an, versprach auch, ihm in seinem Gewerbe behülflich zu seyn, und ihn zum Verwalter in seinem eigenen Hause anzustellen. Hunter dankte dem Bischof für sein Anerbieten, und fügte hinzu: „Aber, Mylord, wenn Ihr mein Gewissen aus der Schrift nicht überzeugen könnt, so kann ich mich auch in meinem Herzen nicht aufgefordert fühlen, meinen Gott aus Liebe zur Welt zu verlassen. Denn ich halte Alles, alle weltlichen Dinge, nur für Schaden und Dreck im Vergleich mit Christo, meinem Herrn.“

Darauf ward er nach Brentword geschickt, wo er verbrannt werden sollte. Seine Aeltern erhielten die Erlaubniß, ihn zu besuchen. Da sie selbst treue Nachfolger Jesu Christi waren, so ermunterten sie ihren Sohn, Zeugniß für die Wahrheit

abzulegen. Die Mutter insonderheit pries sich glücklich, ein solches Kind zu haben, welches sein Herz durch die Gnade Gottes lenken und sich willig finden lasse, sein Leben um des Namens Christi willen darzugeben. Der Schmerz, welcher ihr Mutterherz durchdrang, war gewiß größer, als alle Qualen des Scheiterhaufens. Aber als William zu ihr sagte: „Für den geringen Schmerz, welchen ich erleiden werde, hat mir Christus eine Krone der Freude bereitet; freust du dich nicht darüber, Mutter?“ — da kniete sie nieder, die Frau voll hohen, christlichen Muthes, und rief Gott an, daß er ihr Kind bis an's Ende stärken wolle.

Am 25. März in der Frühe befahl der Scheriff, den Märtyrer nach dem Richtplaz abzuführen. Unterwegs begegnete ihm sein Vater, und sprach mit Thränen: „Gott sey mit Dir, mein Sohn William!“ Der Sohn erwiderte: „Gott sey mit Euch, mein lieber Vater! Und seyet gutes Muths! Ich habe die gewisse Hoffnung, wir werden uns wiederfinden, und werden uns mit einander in Ewigkeit freuen.“ Als man bei dem Scheiterhaufen angekommen war, wurde dem Märtyrer noch einmal Verzeihung angeboten, wenn er widerrufen wolle. „Nein, antwortete Hunter, ich will nicht widerrufen, will's Gott!“ An den Pfosten angebunden, forderte er das umstehende Volk auf, für ihn zu beten, so lange sie ihn am Leben sehen würden. „Beten für Dich? rief der Richter Brown aus, welcher ihn hatte gefangen nehmen lassen, für Dich beten? Ich will nicht für Dich beten; denn, thäte ich es, so würde ich für einen Hund beten!“ — „Ich bitte Gott, daß Euch dies Wort am letzten Tage nicht möge zugerechnet werden!“ war die Antwort des geduldigen, jungen Märtyrers.

Hierauf trat ein Priester vor, und bot ihm ein katholisches Buch an. „Hinweg, du falscher Prophet!“ rief Hunter. „Hütet Euch vor ihnen, Ihr guten Leute, und haltet Euch fern von ihren Gräueln, sonst werdet Ihr Theil nehmen an ihrer Strafe.“ Wüthend schrie nun der Priester: „Steh, wie Du hier brennst, so wirst Du einst in der Hölle brennen!“ Ein Edelmann, welcher dabei stand, rief aus: „Ich bitte Gott, daß er seiner Seele gnädig sey.“ „Amen!“ antwortete das Volk, und nun wurde das Feuer angezündet. Hunter warf hierauf seinen Psalter seinem Bruder zu, welcher ihn bat: „William, gedenke der Leiden Christi, und fürchte Dich nicht!“ — „Ich fürchte mich nicht,“ antwortete der Märtyrer, und setzte hinzu: „Herr,

Herr, nimm meinen Geist auf!" Dann betete er den 84. Psalm, bis die Flamme seinen Leiden ein Ende machte.

So haben wir in dieser Erzählung eitel starken Glauben gesehen: starken Glauben der Aeltern, welche die edelsten menschlichen Regungen des Herzens überwandten im Hinblick auf das Wort jenes 84. Psalms: „Ein Tag in Deinen Vorhöfen ist besser, denn sonst tausend;" starken Glauben des Bruders, und starken Glauben des jugendlichen Wahrheitszeugen selbst, welcher mitten in den Flammen, als ihm auf Erden nichts weiter geblieben war, als des Feuers Gluth, noch fröhlich beten konnte: „Der Vogel hat ein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge heken, nämlich Deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott!" (Ps. 84, 4.)

An demselben Tage flammten noch drei andere Scheiterhaufen in der Grafschaft Essex auf. Thomas Higbed und Thomas Causton, zwei sehr angesehene Edelleute, wurden, jener zu Horndon, dieser zu Raleigh, von dem Herrn gewürdigt, ihn mit ihrem Tode zu preisen. Der Dritte war Stephan Knight, ein Metzger, welcher zu Maulden die Märtyrerkrone erlangte. Drei Tage später wurde William Piggot, ebenfalls ein Metzger, zu Braintree verbrannt.

Und noch eines Fünften müssen wir hier Erwähnung thun, eines Priester zu Colchester, Johann Lawrence, welcher zugleich mit Tomkins verurtheilt worden war, aber der Degradation wegen erst am 28. März verbrannt wurde. Durch die langen und harten Leiden im Gefängnisse waren seine Schenkel so wund und schwach geworden, daß man ihn auf einem Stuhl auf den Scheiterhaufen tragen, und ihn sitzend verbrennen mußte. Als die Flammen ihn umringten, stellte sich eine Anzahl Kinder um das Feuer her, und wiederholte mehrmals den Gesang: „Herr, halte Deine Verheißung, und stärke Deinen Knecht!"

Gilt da nicht auch wieder Christi Wort: „Ich sage Euch: Wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreien!?" (Luc. 19, 40.)

Rawlins White.

(gest. 1555.)

„Herr, sey mir gnädig! denn ich bin schwach; heile mich, Herr! denn meine Gebeine sind erschrocken.“ (Ps. 6, 3.)

Rawlins White war ein armer Fischer, und stand bei seinen Nachbarn seines unbescholtenen Wandels wegen in großem Ansehen. Unter der Regierung Edwards VI. war er zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen, und strebte eifrig darnach, sich in derselben immer mehr zu befestigen. Da er nicht lesen konnte, so schickte er seinen Sohn desto fleißiger in die Schule, und ließ sich von ihm jeden Abend aus der heiligen Schrift oder aus einem andern guten Buche etwas vorlesen. Neben diesem heißen Durst nach der göttlichen Wahrheit besaß White ein außerordentliches Gedächtniß, sodaß er sich einen großen Schatz von Wahrheiten sammelte. Und was sein Herz erfüllte, das mußte er auch Anderen in schlichter, einfältiger Weise mittheilen. So ward er in der Hand Gottes ein Mittel, Viele zu der Quelle der Wahrheit und zu aufrichtiger Bekehrung zu führen.

Aber bald regte sich der böse Feind, der natürlich ein solches Rüstzeug des Herrn nicht unangefochten lassen konnte. Seine Freunde riethen ihm zur Flucht; allein er glaubte sich vom Herrn auf einen Posten gestellt, den er nicht verlassen dürfe, und müthig setzte er darum seine Wirksamkeit fort. Da ward er ergriffen, vor den Bischof von Cardoff geschleppt, und nach mehreren Verhören in's Gefängniß geworfen, wo er ein ganzes Jahr lang gefangen saß. Anfangs bot sich ihm einige Male die Gelegenheit zur Flucht; allein, da es dem Volke erlaubt war, zu ihm zu kommen, und sich mit ihm zu unterreden, was in der ersten Zeit der Verfolgung, bevor die Scheiterhaufen angezündet wurden, noch geschehen durfte, so erblickte er auch hierin einen von Gott ihm gegebenen Beruf, und harrte geduldig, bis ihm der Herr die Thüren seines Gefängnisses öffnen würde. Und sie sollten ihm auch geöffnet werden, wenn gleich in anderer Weise, als er vorher vielleicht gedacht hatte. Frei sollte er werden;

aber der Weg zur Freiheit führte durch einen brennenden Scheiterhaufen. Vorher jedoch ward er noch einmal vor den Bischof gebracht, der ihn in einer langen Anrede ermahnte, in den Schooß der römischen Kirche zurück zu kehren. Da dieser einfache, ungelehrte Mann seine Unfähigkeit fühlte, sich mit dem Bischof in eine Disputation einzulassen, so erwiderte er bescheiden: „Mylord, ich danke Gott, daß ich ein Christ bin, und daher keine Meinungen und Absichten hege, welche gegen das Wort Gottes sind. Und wäre es der Fall, so bitte ich, daß man mich aus der Schrift widerlege und zurechtweise, wie es unter Christen sich geziemt.“

Der Bischof antwortete, daß sie ihn verurtheilen müßten; aber vorher wollten sie noch für seine Bekehrung beten. „O, Mylord, sagte White, jetzt handelt Ihr recht und wie ein Bischof, der Gott dienen will; denn Christus sagt: „Wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ Wenn Euer Gebet mit seinem Willen übereinstimmt, und Ihr betet, wie Ihr beten sollt, so wird Euch Gott ohne Zweifel erhören, und ich will auch beten für mich. Ich weiß, daß Gott Beides thun, sowohl mein Gebet hören, als auch mein Verlangen mir gewähren wird.“ Er betete hierauf, und auch White begab sich in einen Kirchstuhl, fiel nieder auf seine Kniee, und betete zu dem Herrn. Der Bischof fragte ihn darauf abermals, ob er widerrufen wolle. „Nein, Mylord, antwortete er; Ihr ließet mich als Rawlins, Ihr findet mich als Rawlins, und durch Gottes Gnade will ich auch Rawlins bleiben. Gewiß, wäre Euer Gebet recht, und Gott dem Herrn angenehm gewesen, so würde er es auch erhört haben. Allein Ihr ehret einen falschen Gott, und betet nicht, wie es Gott haben will, und darum hat er auch Euer Gebet nicht erhört. Ich bin zwar nur ein armer, einfältiger Mann, wie Ihr seht; Gott hat aber dennoch mein Gebet erhört, und ich hoffe von ihm, er wird mich auch ferner in dieser Angelegenheit stärken, welche sein Reich betrifft.“ —

Der Bischof sprach darauf das Todesurtheil über White aus, und alsbald ward der arme Fischer zum Richtplatze geführt. Es war der 27. März 1555. Auf dem Wege dahin erblickte er seine Frau und Kinder, welche heftig weinten. Der Anblick derer, welche seinem Herzen so theuer waren, machte einen tiefen Eindruck auf ihn. „Ach, Fleisch! rief er aus, indem er sich an die Brust schlug, wolltest du mich hindern? Wolltest

du gern den Sieg davon tragen? Aber durch Gottes Gnade soll es dir nicht gelingen.“ Als ihn der Schmied an den Scheiterhaufen befestigte, sagte er zu ihm: „Ich bitte Euch, guter Freund, schlägt die Nägel nur recht fest hinein! denn es könnte wohl geschehen, daß das Fleisch sich gewaltig sträubte. Doch Du, gütiger Gott, gieb Du mir Kraft und Stärke, geduldig Alles zu leiden!“ Ein gewisser Dane erzählte später, White habe ihn vor Anzündung des Scheiterhaufens gebeten, weil er einen großen Kampf zwischen Fleisch und Geist spüre, so möge er seinen Finger in die Höhe halten, wenn er ihn wanken sehe; „und dann, habe er hinzugefügt, dann glaube ich, daß ich mich meiner wieder erinnern werde.“

Mit vieler Freudigkeit half er selbst das Holz und Stroh in die gehörige Lage bringen. Daneben auf einer Bühne stand ein Priester, um das versammelte Volk anzureden. Rawlins setzte sich selbst zurecht, und hörte dem Vortrage zu, bis der Priester anfing, mit Fluchen und großer Heftigkeit sich gegen alle diejenigen zu ereifern, welche sich der römischen Lehre und Kirche widersetzten. Der Märtyrer machte dagegen einige Bemerkungen, welche so treffend waren, daß der Priester dadurch zum Stillschweigen gebracht, und der Scheiterhaufen nun angezündet wurde. White wusch seine Hände in den Flammen, bis sie verzehrt waren. Mit großer Standhaftigkeit ertrug er seine langen und schweren Leiden, und rief, so lange er es vermochte, mit lauter Stimme: „O Herr, nimm meinen Geist auf! O Herr, nimm meinen Geist auf!“ —





Robert Farrar,

Bischof von St. David.

(gest. 1555.)

„Ich halte es dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht werth sey, die an uns soll geoffenbaret werden.“
(Röm. 8, 18.)

Der erste Bischof, der nach Johann Hooper um des Evangeliums willen den Tod gelitten hat, ist Robert Farrar gewesen, Bischof von St. David in Wales. Schon unter Edwards VI. Regierung hatte er von den römisch Gesinnten viel Ungemach zu leiden. Ein gewisser Constantin war dadurch sein bitterer Feind geworden, daß er einem untauglichen Menschen, einem Schützling Constantins, ein geistliches Amt abgeschlagen hatte. Deshalb verklagte er den Bischof, daß er mehrere Präbenden in seinem Sprengel eine Zeit lang inne behalten habe, weil nämlich Farrar nicht gleich tüchtige Leute dafür zur Hand hatte. Ferner gab er ihm Schuld, daß er gegen das englische Gesetz ein benachbartes Gut angekauft, und endlich, daß er königliche Gelder unterschlagen habe. Es gelang seinen Feinden, unter denen der katholische Herzog von Northumberland der mächtigste war, den Bischof am Ende der Regierung Edwards VI. in's Gefängniß zu setzen, in welchem er, ehe seine Sache entschieden war, noch saß, als die blutigen Verfolgungen gegen die Evangelischen unter der Königin Maria begannen. Ein alter Erzähler sagt: „Man suchte die anderen Bischöfe an allen Orten, daß man sie einziehen möchte; aber dieser war allbereit in Haft, so daß ihm die Widersacher seinen Proceß bald machen konnten. Und Gott gab, daß er standhaft blieb, und gleichwie ein unüberwindlicher Fels war.“

Hiermit wissen wir genug, so daß wir ohne Besorgniß die letzten Schicksale dieses Glaubenszeugen betrachten können.

Als mit dem Beginn der Verfolgungen seine Feinde volle Gewalt über ihn erhalten hatten, wurden die früheren Anschuldigungen ganz bei Seite geschoben, und Farrar seines evangelischen Glaubens wegen angeklagt. Am 4. Februar ward er mit

Hooper, Rogers und Anderen vor Gardiner examinirt; jedoch verschob man seine Verurtheilung noch, und führte ihn am 14. Februar hinab nach Wales. Dort ward er am 20. desselben Monats vor seinen Nachfolger, den römischen Bischof von St. David, gestellt, und aufgefordert, sich darüber zu erklären, ob er glaube, daß die Priesterehe nach göttlichem und kirchlichem Gesetze rechtmäßig und erlaubt sey. Am 7. März bot man ihm unter folgenden Bedingungen Begnadigung an:

1. daß er die Priesterehe verwerfe;
2. die körperliche Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl zugebe;
3. einräume, daß die Messe ein Versöhnungsoffer für Lebendige und Todte sey;
4. daß die allgemeinen Kirchenversammlungen nicht irren könnten, und auch nie irrten;
5. sollte er bekennen, daß die Menschen durch den Glauben allein vor Gott nicht gerechtfertigt würden, sondern daß gute Werke auch nothwendig wären zur Rechtfertigung;
6. daß die katholische Kirche allein das Recht habe, die heilige Schrift auszulegen, und über streitige Punkte zu entscheiden.

Farrar erklärte sich entschieden gegen alle diese Punkte.

Deshalb ward er am 13. März zum letzten Male vor den Bischof von St. David gebracht, um sein Todesurtheil zu vernehmen. Darauf übergab man ihn dem Sheriff zur Bewachung, und am Sonnabend, den 30. März, verzehrten auf der südlichen Seite des Marktplazes von Caermarthen die Flammen auch seine sterbliche Hülle.

Farrar war ein großer, starker Mann, von schwarzem Haar und dunkler Gesichtsfarbe, ernst in seinem ganzen Wesen, wahrhaftig und fest in seinen Worten und Werken. Dabei zeichnete er sich aus durch eine ungemeine Belesenheit in der heiligen Schrift, Alten und Neuen Testaments, sodaß er sie fast ganz auswendig wußte.

Noch einen ergreifenden Beweis seiner Standhaftigkeit wollen wir unseren Lesern nicht vorenthalten. Fox erzählt, daß ein junger Mensch, Namens Jones, der Sohn eines walisischen Ritters, einige Tage vor Farrar's Tode zu ihm gekommen sey, und ihn wegen des ihm bevorstehenden schrecklichen Todes beklagt habe. Der Bischof aber tröstete sich der göttlichen Gnade und Kraft, welche allen Denen zu Theil werde, die sich im

Glauben auf den Herrn verließen, und die namentlich diejenigen erquickte, welche berufen seyen, öffentlich und vor aller Welt ihren Glauben mit ihrem Blute zu besiegeln. Er forderte deshalb den jungen Mann auf, ihn genau zu beobachten, während er jenen schmerzlichen Tod erleiden werde, und wenn er ihn dann nur einmal zucken sehe, der Lehre keinen Glauben zu schenken, welche er gepredigt habe.

Der Tag der Hinrichtung kam. Da es in jener Gegend wenig Holz gab, so war der Scheiterhaufen aus Torf aufgebaut, und es dauerte lange, bis das Feuer hell aufflamnte.

Aber For durfte hinzusetzen: „Wie er gesagt hatte, so führte er es auch vollkommen aus. Denn er stand so geduldig, daß er sich auch nicht ein einziges Mal bewegte; sondern, wie er da stand, die Stumpfe seiner abgebrannten Hände in die Höhe haltend, in dieser Stellung blieb er, bis ein gewisser Richard Gravel ihm mit einem Stock einen gewaltigen Schlag auf den Kopf gab, und ihn niederschlug.“

So überwand auch er die Schmerzen des Todes in der Kraft dessen, der gesagt hat: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ — Sollte man nicht meinen, die verfolgende Welt müßte es ja erkennen, wie mächtig Gott in den Herzen seiner Kinder im Verborgenen wirkt? Aber sie erkennt es doch nicht; „denn mit sehenden Augen sehen sie nicht, und mit hörenden Ohren hören sie nicht.“ Wie wird sie sich einst an jenem Tage wundern, wenn sie seine Kinder, die hier Trübsal mit Christo litten, auch mit ihm in seiner Herrlichkeit sehen wird! Und wie werden sie heulen, diese Weltkinder, wenn sie hinsahren, Pein zu leiden, das ewige Verderben von dem Angesicht des Herrn und von seiner herrlichen Macht! —



John Bradford.

(gest. 1555.)

„Gott aber sey Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum!“ (1. Cor. 15, 57.)

Es würde zu weit führen, wollten wir das Ende aller gottseligen englischen Märtyrer beschreiben, welche ihr Leben nicht geliebt haben bis an den Tod, sondern „die Schmach Christi für größeren Reichtum geachtet haben, denn die Schätze Aegyptens.“ Aber wenigstens einige Männer wollen wir unseren Lesern hier nennen, bevor wir das Leben des eben genannten Märtyrers ausführlich beschreiben.

Vor Allen ist ein Mann bemerkenswerth, Georg Marsh, früher Diaconus des Blutzengen Saunders, welcher am 24. April 1555 zu Chester verbrannt wurde. Als seine Freunde schon meinten, er sey verschieden, da breitete er plötzlich seine Arme noch einmal mitten in den auslodernen Flammen aus, und rief: „Lieber, himmlischer Vater, sey mir gnädig!“ und gab seinen Geist auf.

Am 30 Mai wurden John Cardmaker, früher Franziskanermönch, später Präbendar von Wales, und John Warne, ein Tapezierer, verbrannt. Von Cardmaker hatten die Katholischen das Gerücht ausgesprengt, er wolle widerrufen. Als aber das Volk ihn entschlossen den Scheiterhaufen besteigen sah, erhob es ein großes Geschrei, und rief aus: „Gott sey gelobt! Der Herr stärke Dich, Cardmaker! Der Herr Jesus nehme Deinen Geist auf!“

John Simpson und John Ardeley, zwei Landwirthe von Great Wigborough in Essex, wurden ebenfalls des evangelischen Glaubens wegen angeklagt. Da man sie beschuldigte, sie wünschten nur aus eitler Ruhmsucht zu leiden, so baten sie, man möge ihnen ihr ganzes Vermögen nehmen, aber ihnen erlauben, ruhig und nach ihrem Gewissen zu leben. Dies ward ihnen jedoch abgeschlagen, und Simpson zu Rochford, Ardeley zu Raleigh verbrannt.

Zu derselben Zeit litt Thomas Hawkes, ein wohlhabender Edelmann, am Hofe erzogen, und Vater einer zahlreichen Familie. Kurz vor seinem Tode baten ihn Einige seiner Freunde, welche erwarteten, daß auch sie bald ein gleiches Zeugniß für die Wahrheit würden ablegen müssen, er möge ihnen doch, „wenn der Schmerz des Feuertodes erträglich sey, und man ihn mit Geduld ertragen könne,“ ein Zeichen aus den Flammen heraus durch Aufhebung seiner Hände gen Himmel geben. — Die Stunde der Prüfung war gekommen. Seine Freunde warteten ängstlich auf das verabredete Zeichen; aber es verging eine lange Zeit. Schon war er nicht mehr im Stande zu sprechen; seine Haut war bereits zusammengeschrumpft, Alle glaubten, er sey verschieden; da hob er plötzlich und gegen alle Erwartung seine Hände in die Höhe, und schlug sie dreimal zusammen, „brennend in einem lichten Feuer,“ wie ein alter Erzähler sagt, „und, wie es schien, mit großer Freudigkeit seiner Seele.“ Als das Volk dies sah, erhob es ein Freudengeschrei; aber der Märtyrer sank darauf nieder, und gab seinen Geist auf. —

Thomas Watts, ein Tuchhändler und Vater von sechs Kindern, hatte schon vor seiner Verhaftung eine Ahnung von seinem Tode, und verkaufte deshalb seine Waarenvorräthe, schenkte einen beträchtlichen Theil seines Vermögens an die Armen, und bestellte sein Haus. Am 26. April ward er ergriffen, zu Bonner geschickt, verurtheilt und verbrannt. Auch drei Weber erlitten

dasselbe Schicksal: Nicolaus Chamberlain, Thomas Os-
mund und William Bamford. —

Aber Eines Mannes seliges Ende müssen wir unseren Lesern hier näher beschreiben, des in der Ueberschrift schon genannten John Bradford, Präbendars von St. Paul.

In Manchester um d. J. 1510 geboren, war er früher von dem Schatzmeister Heinrichs VIII., Sir John Harrington, beschäftigt worden, welcher großes Vertrauen auf ihn setzte. Während dieser Zeit ließ er sich einst bewegen, einen falschen Wechsel zu genehmigen. Doch eine Predigt Latimers über die Selbstprüfung brachte ihn zur Erkenntniß seiner Sünde, und er ruhte nicht eher, als bis er den durch seine Schuld entstandenen Schaden wieder ersetzt hatte, zu welchem Zwecke er sein kleines väterliches Erbgut aufopferte. Doch war dies nicht die einzige Frucht jener Predigt. Er gab alle seine weltlichen Aussichten und Vortheile auf, und beschäftigte sich fortan ausschließlich mit dem Studium der heiligen Schrift. Er ging nach Cambridge, um Theologie zu studiren, und mit welchem Eifer und Erfolge er studirte, können wir daraus sehen, daß er nach Einem Jahre zum Doctor der Theologie und zum Vorsteher des Collegs Pembroke erwählt wurde. Martin Bucer, der damals Professor der Theologie in Cambridge war, bemerkte bald den ebenso fleißigen als frommen Jüngling. Er drang in ihn, sich dem Dienste Gottes und seiner Kirche in der Verkündigung des Evangeliums ganz zu weihen; aber in tiefer Demuth entschuldigte sich Bradford mit seinem Mangel an Gelehrsamkeit. Da sagte der ehrwürdige Reformator: „Wenn Du nicht feines Weizenbrod hast, so gieb dem armen Volke nur Gerstenbrod, oder was Dir sonst der Herr anvertraut hat!“ — Nun trat er, als ein Mann von etwa vierzig Jahren, in den Dienst der Kirche. Bischof Ridley ordinirte ihn, und bald ward er zum Domherrn an St. Paul erhoben, als welcher er in den drei letzten Jahren Königs Eduard VI. fleißig und mit großem Nachdruck predigte. Fox spricht sich über die Art, wie Bradford sein Amt führte, so aus: „Scharf bezeichnete und rügte er die Sünde, mild und süß predigte er Christum, den Gefreuzigten, mit väterlichem Mitleid deckte er Ketzereien und Irrthümer auf, und mit großem Ernst ermahnte er zu einem Gott wohlgefälligen Leben. Wo das Wort Gottes auf solche Weise gepredigt wird, da darf man hoffen, daß der Herr sich dazu bekennen wird, und es trug auch reiche Frucht unter Vornehmen

und Geringen. Aber je größer Bradfords Wirksamkeit war, desto heißer entbrannte der Haß der Feinde des Reiches Gottes gegen ihn, der nach dem Tode Edwards VI. sich ihn bald zum Schlachtopfer auserkor. Die Veranlassung zu seiner Einförfung giebt uns ein deutliches Bild der damaligen Zustände, und zeigt uns zugleich den Geist christlicher Feindesliebe in diesem treuen Diener des Herrn, und den Geist der Bosheit und der Lüge in den Dienern der damals in England herrschenden Kirche. Am 13. August 1553 predigte nämlich Bourne, ein Caplan des neu ernannten römischen Bischofs Bonner, bei St. Pauls Kreuz*) zu London. Da er seinen Herrn, den Bischof, übermäßig lobte und erhob, der allerdings auch eines solchen Lobes sehr bedurfte, da er bei Menschen eben keiner besonderen Ehre genoß, und zugleich in unehrerbietigen Ausdrücken von König Edward sprach, so erhob das Volk einen Tumult, welches weder die früheren Grausamkeiten Bonners, noch die Frömmigkeit und Rechtschaffenheit des schmerzlich betrauten königlichen Jünglings so leicht vergessen konnte. Selbst der Lordmayor vermochte nicht, das Volk zu beruhigen; schon wurden Steine, ja sogar ein Dolch nach dem Prediger geworfen, der in der augenscheinlichsten Lebensgefahr schwebte; da eilte Bradford, der gerade zugegen war, auf die Kanzel, und stellte sich vor den Prediger hin. Durch eine ruhige, den Geist christlicher Liebe athmende Ansprache beschwichtigte er die aufgeregten Gemüther. Aber ein Edelmann mit zwei Dienern stürmt die Kanzeltreppe hinauf, um Bourne zu beschädigen. Bradford widersezt sich ihm mit aller seiner Kraft, und es gelingt ihm, den Angegriffenen unter seinen langen Priesterrock zu bergen, und in Sicherheit zu bringen. Auch Bonner, der ebenfalls gegenwärtig war, kam in große Gefahr. Bradford schützte ihn auf gleiche Weise, und führte ihn ruhig durch die aufgeregte Menge nach einem Schulhause. Als er diesen erbitterten Feind der evangelischen Kirche in Sicherheit brachte, rief ihm Einer aus dem Volkshaufen laut zu: „Bradford, Bradford, rettest Du so dem das Leben, welcher das Deinige nicht schonen wird? Wäre es nicht aus Liebe zu Dir geschehen, ich hätte dieser

*) Neben der St. Paulskirche stand vor Zeiten ein großes steinernes Kreuz; neben demselben war eine Kanzel gebaut. Um die Kanzel her war ein großer freier Platz, mit einem auf Säulen ruhenden Dach bedeckt. Hier wurden häufig Predigten gehalten.

Bestie meinen Degen durch den Leib gerannt!" — Am Nachmittage desselben Tages hielt Bradford eine ernste Strafpredigt an das Volk, in welcher er ihm sein Vergehen nachdrücklich vorstellte. Aber trotz dem sollte jenes ihm zugerufene Wort nur zu bald in Erfüllung gehen. Drei Tage nachher ward er gefangen genommen, und nach dem Tower abgeführt, weil er einen Volksauflauf veranlaßt habe, den er doch in der That mit Gefahr seines Lebens gestillt hatte! —

Verhältnißmäßig behandelte man ihn gelinde, da die römischen Bischöfe sich noch nicht recht sicher glaubten, auch alle unter der vorigen Regierung getroffenen Maßregeln noch nicht aufgehoben waren. Man erlaubte ihm daher noch das Predigen, ja, er durfte auch den Freunden, welche zu ihm in sein Gewahrsam kamen, noch das heilige Abendmahl reichen. Alles das wurde ihm aber doch nur durch die Freundlichkeit der königlichen Gefängnißbeamten gestattet, welche solches Vertrauen zu ihm hegten, daß sie ihm sogar auf sein gegebenes Wort erlaubten, an den Abenden das Gefängniß zu verlassen, wenn er Kranke besuchen, oder sonst die Botschaft des Friedens in die Hütten der zerstreuten Schafe bringen wollte. Und Bradford mißbrauchte ihr Vertrauen nie, sondern benutzte diese Gelegenheit nur, um auf alle mögliche Weise für das Reich Gottes wirksam zu seyn. „Sein ganzes Leben war Lesen, Predigen und Gebet.“ Viele kamen zu ihm, um sich seinen Rath zu erbitten; keiner ging unbefriedigt und ohne Erbauung von ihm. Die, welche seine mündliche Rede nicht erreichte, belehrte, stärkte und tröstete er durch Briefe, durch welche er noch jetzt als ein längst Abgeschiedener gewaltig lehrt und zeugt. Wir wollen hier nur den Schluß eines Briefes mittheilen, welchen er an eine um ihr Seelenheil bekümmerte Person geschrieben hat. Er schreibt: „Lasset uns auf Christum und sein kostbares Blut sehen, welches er zur Bestätigung des Bundes vergossen hat, den er mit uns Sündern aufzurichten gekommen ist! Lasset uns eingedenk seyn der freien Verheißungen des Evangeliums! Lasset uns unsere Augen auf die unzähligen allgemeinen Wohlthaten Gottes richten, deren Spuren wir überall finden! . . . Werdet Ihr dies thun, und Euch fleißig vor dem Herrn im Gebet finden lassen, alle Dinge meiden, welche Euer Gewissen verwunden könnten, Euch bestreben, Euren himmlischen Beruf fest und gewiß zu machen, so werdet Ihr endlich, (was Gott auch mir aus Gnaden bescheeren wolle!) die sichere, felsenfeste Ueberzeugung Eures

Heils erhalten, und dereinst zur ewigen Freude, zum sicheren Troste gelangen.“ —

Eine so gesegnete Wirksamkeit konnten die Feinde des Reiches Gottes nicht mit gleichgültigem Auge ansehen. Endlich gelangten sie zur vollen Gewalt, und je länger ihre Bosheit gezügelt worden war, mit desto größerer Hefigkeit brach sie nun hervor. Nachdem Bradford beinaß achtzehn Monate im Gefängniß zugebracht hatte, ward er am 22. Januar 1555 zu einem Verhöre geführt. Als er eintrat, warf Gardiner, Bischof von Winchester und Lordkanzler von England, einen Blick stolzer Verachtung auf den Angeklagten, und sah ihn eine lange Zeit schweigend an, offenbar, um den Märtyrer zu verwirren und zu entmuthigen. Bradford seiner Seits blickte den stolzen Prälaten fest und schweigend an, richtete dann seine Augen gen Himmel, als wollte er zeigen, von wem er Hülfe und Trost erwarte, und wandte sie dann wieder mit derselben Festigkeit auf den Bischof, sodaß dieser endlich seine Augen abwandte. Das Verhör begann. Er klagte ihn wegen des Vorfalles am 13. August 1553 des Aufruhrs an; doch ward ihm zugleich die Gnade der Königin angeboten, wenn er sich der römischen Kirche anschließen und unterwerfen wolle. Bradford berief sich auf Bourne, der ihn ausdrücklich um Schutz angefleht habe; aber nichts desto weniger warf Gardiner ihm vor, er habe sich zu viel herausgenommen, als er den Bischof Bourne beschützt habe. Endlich brach er ab mit den Worten: „Lassen wir das!“ und sagte ihm, die Königin sey entschlossen, das Land von Solchen, wie er sey, vollkommen zu reinigen. Bradford entgegnete: „Des Herrn Gnade wünsche ich; denn sie ist besser als Leben. Aber leben unter seinem Mißfallen ist schlimmer, als der Tod. Und sterben mit seiner Gnade ist das wahre Leben. Ihm habe ich mich ergeben, und ohne seinen Willen hat kein Mensch Gewalt über mich!“ — Darauf fragte ihn der Bischof von Durham, was er vom heiligen Abendmahl halte. Bradford erwiderte, er habe mehrere Male geschworen, die Herrschaft des Papstes über England nicht anerkennen zu wollen. Deshalb müsse er sie fragen, ob sie jene Frage in päpstlicher Vollmacht an ihn gerichtet hätten. In diesem Falle sey er durch seinen Eid gebunden, nicht darauf zu antworten. Bradford wollte seine Richter mit dieser Entgegnung zugleich daran erinnern, daß sie unter Heinrich VIII. denselben Eid geleistet hätten. Doch war Gardiner nicht lange

um eine Antwort verlegen. „Ei was, rief er, über Herodes-
eide soll sich Niemand ein Gewissen machen!“ — Mylord, er-
widerte Bradford, es waren dies keine Herodes-
eide, sondern ganz gesetzliche und in Gottes Wort gegründete, wie Ihr selbst
es in Eurem Buche „vom wahren Gehorsam“ bewiesen habt.“
Dies war ein Buch, welches der Bischof nur wenige Jahre
vorher gegen das Ansehen des Papstes geschrieben hatte. In
ihrer großen Verlegenheit, in die sie durch diese Antwort versetzt
waren, schrieen Alle auf ihn ein; doch Bourne wußte der
unangenehmen Sache bald eine andere Wendung zu geben,
indem er sagte, es sey von dem Grafen Derby berichtet worden,
Bradford habe während seiner Gefangenschaft mehr zur Ver-
führung des Volkes durch Briefe gethan, als durch seine Pre-
digten, da er noch frei gewesen. Das war ein neuer Anklage-
punkt, der gerade zur rechten Zeit kam! „Wir wollen nichts
weiter mit Dir zu schaffen haben!“ rief Gardiner. „Willst
Du Gnade?“ Bradford antwortete: „Ich bitte Gott um
seine Gnade. Wollt Ihr die Curie damit vereinigen, so werde
ich sie nicht zurückweisen. Anders aber will ich keine!“ Der
Gefangene ward darauf in sein Gefängniß zurückgebracht, und
dem Gefängnißwärter befohlen, ihn in engem Gewahrsam zu
halten, „denn er befinde sich jetzt unter einer anderen Anklage,
als zuvor.“

„Er aber ging fröhlich von des Rathes Angesicht.“ —

Am 29. Januar ward Bradford abermals vor die römi-
schen Prälaten geführt. Gardiner bot ihm noch einmal die
Gnade der Königin an, wenn er widerrufen wolle, wogegen
Bradford erklärte, er werde auf keine Frage antworten, wenn
sie vom Papst bevollmächtigt seyen, ihn zu fragen. Gardiner
lachte, und sagte, er habe das Volk aufgereizt, und wolle
jetzt nur nicht antworten. „Das habe ich nicht gethan, ant-
wortete der Bekenner, bin aber erbötig, Euch, jedoch ohne Ver-
letzung meines Eides, zu antworten, obgleich ich sehe, daß es
sich um mein Leben handelt. Ich habe aber vorher noch etwas zu
sagen. Ihr legt mir erst jetzt diese Frage vor, da ich doch bei-
nahe Ein Jahr und neun Monate im Gefängniß gewesen bin,
ohne daß man sie an mich gerichtet hätte. O Mylord, diesen
Weg wählte Christus nicht, um die Menschen zum Glauben zu
bringen, und die Propheten und Apostel auch nicht! Ich lese
wohl, daß die Apostel standen, um sich richten zu
lassen; aber ich finde nirgends, daß sie sich als

Richter auf den Richtstuhl gesetzt hätten!" — Gardiner fühlte den Nachdruck dieser Worte; doch behauptete er, er sey gegen die strengen Maßregeln gewesen, und sey überhaupt nur zu gut und zu mild. Nachdem er von Neuem in ihn gedrungen, zu widerrufen, und die Gnade der Königin anzunehmen, gingen die römischen Prälaten zur Mittagstafel; der Gefangene aber ward in sein Gefängniß geführt.

Am demselben Tage, Abends um elf Uhr, wurde ein neues Verhör mit dem Märtyrer angestellt, und ebenso am folgenden Tage. Als hier wieder die Rede auf die Gewalt des Papstes kam, beschuldigte Gardiner den Bekenner, daß er gar kein Gewissen habe. Das war zu viel für Bradford; er erhob sich mit Entrüstung, und sagte: „Gut, Mylord, so laßet Alle, die zugegen sind, entscheiden, wer Gewissen hat!" Und nun wiederholte er nochmals den Vorgang am 13. August 1553; wie Bourne ihn gebeten habe, zu dem Volke zu reden; wie auch ihm der nach dem Priester geschleuderte Dolch an den Schläfen vorübergeflogen sey; wie Bourne seine Bitte wiederholt habe, ihn doch nicht zu verlassen; und wie ihm, als er am Nachmittage das Volk in seiner Predigt in der Bowkirche gestraft habe, von Jemandem zugerufen sey, er solle dem Volke keine Vorwürfe machen, sonst würde er nicht lebendig von der Kanzel heruntersinken, er aber dennoch wohl zwanzig Mal ihr Thun und Treiben Rebellion genannt habe. „Und nun, so schloß er, mögen alle Menschen entscheiden, wer Gewissen hat!" —

Bourne aber, der Bischof von Bath, der sich schon längst mit seinem Gewissen schien abgefunden zu haben, saß da, und schwieg! —

Zuletzt kam die Rede wieder auf das heilige Abendmahl. Gardiner wollte die Kelchentziehung rechtfertigen, und bemerkte sehr scharfsinnig: „Ich glaube nicht, daß die Worte: „Trinket Alle daraus," ein Gebot sind; denn sonst hätten wir ja elf Gebote!" — Bradford erwiderte: „Was sagt Ihr aber dazu, Ihr Herren Bischöfe? Christus sagt zu den Aposteln und Bischöfen besonders: „Gehet hin, und predigt das Evangelium!" und: „Weidet meine Heerde!" Ist dies ein Gebot, oder nicht?"

Das Verhör endigte damit, daß Gardiner aufstand, die Excommunication über ihn aussprach, „und ihn der weltlichen Macht übergab."

In der Zeit zwischen seiner Verurtheilung und seinem Tode versuchten eine Menge Priester und Gelehrte ihre Geschicklichkeit an dem Märtyrer, ob sie ihn zum Widerruf bewegen könnten. Aber er war fest gegründet in dem Worte Gottes, sodaß alle Versuche scheiterten. Auch zwei spanische Mönche, von denen der Eine Beichtvater des Königs Philipp II. war, wurden zu ihm geführt. Der Andere, Alphonsus de Castro, wollte beweisen, daß die Väter der ersten acht Jahrhunderte die Brodverwandlungslehre festgehalten hätten. Bradford behauptete das Gegentheil, und erbot sich, diese Frage mit ihnen zur Entscheidung zu bringen. Da ward der Mönch zornig, und sagte, er sey nicht gekommen, um sich belehren zu lassen, und verließ alsbald mit seinem Begleiter das Gefängniß.

So wurde Bradford von Vielen überlaufen, und mit Befehrungsversuchen gequält, ja, man bot ihm sogar an, sein Uebertritt zur römischen Kirche solle geheim gehalten werden, wenn er widerrufen wolle. Wußte man doch, in welcher Achtung er selbst bei vielen Katholiken stand, die über seine ungerechte Verurtheilung nicht minder, als die Evangelischen, entrüstet waren! Darum behandelte man ihn sehr milde, und suchte ihn durch Versprechungen und Schmeicheleien zu gewinnen. Es ist dies ohne Zweifel der Grund gewesen, weshalb seine Hinrichtung so lange aufgeschoben wurde. Er wirkte unterdessen, so lange es Tag war, schrieb an seine Vaterstadt, an Cranmer, Ridley und Latimer, an die Stadt und Universität Cambridge, an die Stadt London, an die Grafschaften Lancashire und Cheshire und an die Stadt Walden, um sie zum Beharren in der evangelischen Wahrheit zu ermahnen. Auch seine Mutter vergaß er nicht, an die er schon in der ersten Zeit seiner Gefangenschaft geschrieben hatte: „Von allen Arten des Todes ist keiner so wünschenswerth, als der, um Gottes Willen zu sterben. Dies ist die seligste Art des Sterbens; denn wir dürfen nicht zweifeln, daß wir in den Himmel eingehen, so wir um seines Namens willen den Tod erleiden.“ Seine Mutter mag wohl eine rechte Monica gewesen seyn; denn in einem andern Briefe rühmt er von ihr: „Ich weiß, meine liebe Mutter, daß Du täglich, ja stündlich den Herrn bittest, er möge mich seinen Segen, den Segen seiner Kinder, reichlich genießen lassen.“ — In einem seiner letzten Briefe ermahnt er sie, anstatt zu klagen, vielmehr zu danken, daß der Herr ihn würdig geachtet habe, um seines Namens willen zu leiden. Sie möge täglich also beten: „D

guter Vater, der Du nach Deiner Gnade erlaubst, daß mein Sohn, der in Deinen Augen ein großer Sünder ist, die Gnade bei Dir finde, einer der Hauptleute und Krieger Deines Sohnes zu seyn, und um seines Evangeliums willen zu kämpfen und zu leiden: ich danke Dir, und bitte Dich im Namen Jesu Christi, daß Du ihm seine Sünden und seinen Uldank vergeben, und das gute Werk in ihm vollenden wollest, das Du angefangen. Ja, Herr, ich bitte Dich, mache ihn würdig, nicht allein Gefängniß, sondern auch den Tod zu leiden um Deiner Wahrheit und Deines Evangeliums willen! Wie Hanna ihr erstes Kind Samuel Dir gelobte und gab, so bitte auch ich Dich, theurer Vater, um Jesu Christi willen: Nimm diese meine Gabe an, und schenke meinem Sohne, John Bradford, Gnade, daß er Dir und Deinem Volke stets treulich diene, wie Samuel! Amen!" —

Endlich kam auch für ihn die Stunde, in welcher er, wie er selbst sagte, auf feurigem Wagen gen Himmel fahren sollte. Es war der 30. Juni, als am Abend dieses Tages die Frau des Gefängnißwärters zu ihm in's Zimmer trat, und ihm sagte, man werde ihn in dieser Nacht nach Newgate abführen, und am folgenden Tage verbrennen. Da nahm er sein Käsppchen ab, hob seine Augen gen Himmel, und rief: „Gott sey Lob und Dank dafür! Es hat mir dies schon lange vor Augen gestanden, und so kommt es mir nicht plötzlich und unvermuthet, sondern als etwas, auf das ich täglich und stündlich gewartet habe. Der Herr mache mich dazu würdig!“ Darauf zog er sich in seine Kammer zurück, und brachte den übrigen Theil des Abends in stillem Gebet und in ernstern Gesprächen mit einigen Freunden zu, denen es durch die besondere Freundlichkeit des Gefängnißwärters gestattet worden war, zu ihm zu kommen.

In der Nacht zog er ein Hemd an, welches ihm die Frau eines Freundes, Namens Walter Marlar, zu seiner Verbrennung gemacht hatte. Nachdem er das gethan, sprach er ein so herrliches Gebet über das hochzeitliche Kleid, daß die Augen aller Anwesenden sich mit Thränen füllten. Als die Gerichtsdiener erschienen, um ihn abzuholen, vertheilte er sein vorräthiges Geld unter sie, und knüpfte daran die Ermahnung, Gott stets zu fürchten und zu lieben, und alle Sünde zu meiden. Dann wandte er sich gegen die Wand, und betete inbrünstig und mit großem Ernste, Gott möge die Worte, die er in diesem Zimmer gesprochen, doch nicht umsonst gesprochen seyn lassen, sondern geben, daß sie reichliche Frucht brächten für das Reich Christi.

Als er über den Hof geführt wurde, kamen alle Gefangenen an ihre Gitter, und riefen, sowie die übrigen Bewohner des Hauses, ihm ein Lebewohl zu.

Man hatte geglaubt, ihn um Mitternacht unbemerkt aus seinem bisherigen Gefängniß, dem Compter, nach Newgate abführen zu können. Allein der ganze Weg war dicht mit Menschen besetzt, welche mit vielen schmerzlichen und mitleidigen Thränen für ihn beteten; hinwiederum rief er ihnen sein Lebewohl zu, indem er ebenfalls für sie und ihr Heil herzlich zu Gott betete.

Mit Tagesanbruch strömte die Menge nach Smithfield, und um vier Uhr war eine solche Menschenmenge versammelt, daß sich Viele fragten, ob denn der Herr seine Engel ausgesandt habe, um die Todesstunde seines Knechtes bekannt zu machen. Langsam schlichen die Stunden dahin; endlich gegen 9 Uhr wurde er, von einer ungewöhnlich großen Menge Soldaten umringt, auf den Platz geführt, der für so manchen Märtyrer die Pforte zur Ewigkeit geworden ist. Aus den Reihen der Umstehenden trat sein Schwager, Roger Beswick, an ihn heran, um Abschied von ihm zu nehmen. Doch Einer der Sheriffs, Namens Woodroffe, bekannt durch sein rohes Betragen gegen die evangelischen Märtyrer, schlug Beswick so heftig mit seinem Stabe auf den Kopf, daß ihm das Blut auf die Schulter herabrann.

Als Bradford beim Scheiterhaufen angekommen war, warf er sich auf sein Angesicht, und betete. Doch kaum war eine Minute vergangen, als ein Sheriff ihm zurief: „Auf, mach ein Ende! denn das Gedränge des Volks ist groß.“ Da erhob sich Bradford, legte seine Kleider ab, küßte den Scheiterhaufen, und rief aus, indem er sich an die Menge wandte: „O England, England, thue Buße für deine Sünden! Hüte Dich vor Abgötterei und vor den falschen Antichristen! Sey wachsam, daß sie Dich nicht betrügen!“ Da sprang der Sheriff herzu, und rief: „Ich werde Dir die Hände binden lassen, wenn Du nicht schweigst!“ — „O Herr Sheriff, antwortete der Märtyrer, ich bin ruhig. Gott vergebe Euch das!“ Einer der Gehülfen aber, die das Feuer anzuzünden hatten, rief ihm zu: „Wenn Ihr keine bessere Gelehrsamkeit habt, als solche, so seyd Ihr nur ein Narr, und würdet besser thun, zu schweigen.“ Bradford antwortete nicht darauf, sondern wandte sich an die Umstehenden, und bat sie, ihm zu vergeben, wie auch er allen seinen Beleidigern vergebe. Darauf sagte er zu seinem jungen Leidensgefährten, John Leaf,

einem Jüngling von neunzehn Jahren und Lehrling bei einem Lichtzieher: „Sey gutes Muths, mein Bruder! denn wir werden diesen Abend ein fröhliches Nachtmahl bei unserem Herrn im Himmel feiern!“ — Als er darauf die Binsen, welche man um ihn her aufgehäuft, umarmt hatte, fügte er hinzu: „Die Pforte ist enge, und der Weg ist schmal, der zum Leben führt und Wenige sind ihrer, die ihn finden.“ — Das waren seine letzten Worte. — „Aber die Umstehenden sahen, um hier die schönen Worte eines alten Erzählers anzuführen, daß er die Flammen wie die frische Stühle eines Windes an einem heißen Sommertage, begrüßte und erduldet.“

Bradford's Leidensgefährte, John Leaf, auf den wir zum Schluß noch einen kurzen Blick werfen wollen, war ein Zuhörer von Rogers gewesen. Er ward von Bonner ebenfalls vorzüglich über die Brodverwandlungslehre eraminirt, und als auch er bekannte, und nicht läugnete, da sandte ihm der Bischof, wie Fox erzählt, zwei Papiere zu, von denen das Eine einen Widerruf, das Andere ein Bekenntniß der Wahrheit enthielt. Der Bekenner konnte selbst nicht lesen. Als ihm der Widerruf vorgelesen wurde, schüttelte er den Kopf; als er aber die zweite Schrift hörte, da erheiterte sich sein Gesicht, er ergriff, weil er des Schreibens unfundig war, ein Messer, machte damit einen tiefen Schnitt in seine Hand, besprigte das Papier mit seinem Blute, und schickte es dem Bischof zurück, mit der Antwort, daß sey seine Unterschrift. Und dabei ist er auch bis in den Tod geblieben!

Robert Samuel.

(gest. 1555.)

„Ich bin das lebendige Brod, vom Himmel gekommen. Wer von diesem Brod essen wird, der wird leben in Ewigkeit. Und das Brod, das ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt.“ (Joh. 6, 51.)

Unter der Wolke von Zeugen, die in den Monaten Juli und August des Jahres 1555 eingingen zu ihres Herrn Freude,

wollen wir nur noch eines Mannes erwähnen, des Pfarrers zu Borsfield in Suffolk, Robert Samuel, der am 31. August um des Sohnes Gottes willen den Scheiterhaufen besteigen mußte. Wo die Wuth der Feinde des Kreuzes Christi sich in ganz besonderer Weise offenbart, da sehen wir bald Furchtsamkeit und wenigstens augenblickliche Schwäche, bald einen Muth und einen Heroismus, der selbst die Widersacher mit Staunen erfüllt; aber eine solche Innigkeit des Glaubens, der nur von der Lieblichkeit des Herrn zu reden weiß, „in dessen Munde es süß ist, wie Honig“, trotz aller Bitterkeit des Leidens, — das ist ein gar seltenes Kleinod! Und dieses Kleinod hatte der Herr in reichem Maße seinem treuen Diener Samuel beschieden. —

Auf Befehl der Königin Maria ward auch er, wie so viele Andere, seines Amtes entsetzt, und ihm das Predigen verboten. Aber dennoch fuhr er fort, im Geheimen die ihm von dem Herrn anvertraute Heerde zu unterweisen, ging auch hin und wieder nach Ipswich, um seine Familie zu besuchen, und auch dort, wo ein großes Volk Gottes war, die hungrigen Seelen zu speisen. Schon lange hatte er die Aufmerksamkeit seiner Feinde auf sich gezogen; man hatte jedoch nicht gewagt, ihn öffentlich zu ergreifen, weil man einen Aufstand des Volks fürchtete. Da umringte man, als er wieder einmal in Ipswich war, bei nächtlicher Weile sein Haus, und warf ihn in das Gefängniß. Von hier brachte man ihn nach Norwich, dessen Bischof wegen der ausgesucht harten Behandlung, die er den evangelischen Märtyrern angedeihen ließ, übel berüchtigt war. Man steckte ihn in ein sehr enges Gefängniß, ein dunkles, finsternes Loch, belastete ihn mit Ketten, und befestigte ihn so an einen Pfosten, daß er beständig aufrecht stehen mußte, ja sogar, daß er nur auf den Beinen stehen konnte, und er also gezwungen war, das ganze Gewicht seines Körpers zu tragen. In dieser Lage gab man ihm täglich dreimal den Mund voll Brod, und reichte ihm drei Löffel Wasser, was gerade hinreichte, ihm das Leben zu erhalten. Die Qualen, welche er in diesem Zustande erlitten haben muß, lassen sich besser vorstellen, als beschreiben. Doch während er sich in dieser grauenvollen Lage befand, ward an ihm die göttliche Verheißung wunderbar erfüllt: „Wie deine Tage, so soll auch deine Kraft seyn.“ Denn Einige, welche bei seiner Verbrennung zugegen waren, sagten, „daß sein Leib so hell und prächtig erschienen habe, wie neu polirtes Silber.“ —

Wir rücken hier noch einen Brief ein, welchen er an seine Gemeinde über den geistigen Genuß Christi geschrieben hat, den der Gläubige täglich erfährt, und der ein ganz besonders herrliches Zeugniß seines inneren Lebens während jenes qualvollen Zustandes ist. Er schreibt: „Mit einem geängstigten und verwundeten Gewissen, einer hungrigen und durstigen Seele, einem reinen und gläubigen Gemüthe umfasse ich völlig, sehe und genieße ich Christum, welcher zur Rechten Gottes des Vaters sitzt, wahrer Gott und wahrer Mensch, welcher geschlagen und gekreuzigt ward, sein Blut vergossen hat für unsere Sünden, und jetzt dort sitzt als unser Fürsprecher, seinen heiligen Leib dem Vater als unser Lösegeld darbietet, und unsere volle Erlösung bewirkt. Und indem ich geistig und gläubig dieses lebendige, himmlische Brod genieße, empfinde ich den süßen Geschmack der Früchte, Wohlthaten und unaussprechlichen Freuden des Todes und der Leiden Christi vollkommen in meiner Seele. Denn mein Gemüth wird gestillt und beruhigt über alle irdischen Angriffe, Leiden und Trübsale; mein Gewissen wird gestillt und beruhigt in Betreff der Sünde, des Todes, der Hölle und der Verdammniß; meine Seele ist voll, und hat stets genug, und will nie mehr. Denn alle Dinge sind nur Schaden, Dreck und Kost, eitler Schein und Nichtigkeit gegen die überschwängliche Erkenntniß Jesu Christi, meines Herrn und Heilandes.“ —

„Auf diese Weise ist nun Christi Fleisch meine wahre Speise, und sein Blut mein rechter Trank, und ich werde Fleisch von seinem Fleisch, und Bein von seinem Bein. Jetzt lebe ich zwar; aber nicht ich, sondern Christus lebet in mir, ja, ich wohne in ihm, und er in mir. Denn durch den Glauben an Christum und um Christi willen sind wir Eins, d. h. von Einer Gesinnung, Uebereinstimmung und Gemeinschaft mit dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste. So bin ich denn überzeugt, und des völlig gewiß, und auf diesen Felsen habe ich durch Gottes Gnade mein Glaubensgebäude aufgeführt, welches Bestand haben soll und wird im Leben und Tode: daß Christus und sein Verdienst allein mein Schloß und meine Burg sind, in welche ich mich flüchte bei Sturm und Ungewitter, und einst am Tage des Gerichts. Und so befehle ich denn meine Sache Christo, dem gerechten und recht richtenden Richter, der an einem andern Tage mein Recht an's Licht bringen wird. Ihn rufe ich auch an, daß er seine Augen voll Erbarmung und Gnade auf seine

zu Grunde gerichtete Kirche lenken und ihr bald Frieden und gläubige Uebereinstimmung in der göttlichen Wahrheit geben wolle! Amen!"

Robert Glover.

(gest. 1555.)

„Gott ist getreu, der euch nicht läßt versuchen über euer Vermögen, sondern macht, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr es könnet ertragen.“ (1 Cor. 10, 13.)

Unter der großen Anzahl Blutzeugen, die im Monat September 1555 den Scheiterhaufen bestiegen, nennen wir nur Einen, der ein rechter Trost ist für alle angefochtenen und um ihr ewiges Heil bekümmerten Seelen, und an dem das Wort des Psal-
misten gar herrlich sich erfüllt hat: „Du lässest mich erfahren viele und große Angst, und machst mich wieder lebendig. – Du machst mich sehr groß, und trötest mich wieder.“ (Ps. 71, 20. 21.)

Robert Glover stammte aus einer angesehenen Familie zu Mancetter, und hatte mit seinen Brüdern viel von den Verfolgungen der Römischen zu erleiden. Johann Glover, der ältere Bruder, war viele Jahre hindurch von dem Gedanken gequält worden, daß er ewig verloren sey, bis er nach langem Kampfe endlich den Frieden seiner Seele gefunden hatte. Und, je heftiger dieser Kampf gewesen war, desto fester hatte er sich durch des Herrn Gnade das goldene Kleinod des Glaubens angeeignet, so daß er nun ein großer Segen für Viele seiner Brüder und Schwestern ward. Der Ruf seines treuen Zeugnisses drang bald zu den Ohren der Verfolger, und deshalb sollte er auf Befehl des Bischofs ergriffen werden; allein der Bürgermeister gab ihm noch zu rechter Zeit einen Wink, und er entkam glücklich. Unwillig darüber, verhaftete man seinen jüngeren Bruder Robert, der damals gerade krank zu Bette lag.

Robert Glover gab später aus seinem Gefängniß seiner Frau eine genaue Nachricht aller seiner Leiden und Verhöre,

welche er zu erdulden gehabt hatte, und pries die Gnade Gottes, die ihn das habe als Gewinn erkennen lassen, was Anderen ein Verlust sey. Er schreibt: „Christus vergleicht das Himmelreich mit einer Perle, und wenn Jemand sie findet, so verkauft er Alles, was er hat, um sie zu kaufen. Ja wahrlich, wer nur einiger Maßen etwas geschmeckt hat von der Süßigkeit des Wortes Gottes, und erkannt hat, was für ein unschätzbarer Schatz das Reich Gottes ist, der wird leicht den Verlust seiner Güter, ja, seines Lebens leicht verschmerzen. Aber die meisten Menschen gleichen heutiges Tages dem Hahn in der Fabel, der sich betrübte, daß er nicht lieber ein Gerstenkorn, anstatt des Edelsteins, gefunden hätte. Sie sind so unwissend, daß sie nicht erkennen, was für ein kostbares Juwel das Wort Gottes ist, und ergreifen lieber die Dinge dieser Welt, welche, verglichen mit jenem, noch geringer sind als ein Gerstenkorn.“ —

Er mußte die gewöhnlichen Verhöre bestehen. In einem derselben sagte ihm der römische Bischof, er sey sein Bischof, und deshalb müsse er ihm glauben. Glover antwortete: „Wenn Ihr deshalb Glauben fordert, weil Ihr ein Bischof seyd, warum tadelt Ihr denn die Leute, welche Latimer, Ridley, Hooper und Anderen glaubten, die ja auch Bischöfe waren?“ Bald darauf ward er nach Lichfield gesandt, wo er in ein enges, finstere Loch gesteckt, und ihm bloß ein Bund Stroh anstatt eines Bettes gewährt wurde. An diesem Orte blieb er acht Tage, bis zur Ankunft des Bischofs. „Während dieser Zeit, schreibt er, beschäftigte ich mich mit stetem Gebet und fleißiger Betrachtung der herrlichen Gnadenverheißungen Gottes, welche er allen Sündern ohne Ausnahme gegeben hat, wenn sie nur den Namen seines lieben Sohnes, Jesu Christi, anrufen wollen. Mein körperlicher Zustand besserte sich täglich; denn der Friede in meinem Gewissen nahm zu, und es wurden mir viele Tröstungen von dem heiligen Geiste zu Theil. Ja, bisweilen hatte ich schon einen Vorschmack des ewigen Lebens, und die ewige Gnadensonne beschien mein armes Herz. Der Feind säumte zwar nicht, mich anzusechten, indem er mir oft meine eigene Unwürdigkeit vorwarf, und mir vorstellte, was für eine große Ehre und Gnade es sey, unter die Zahl derer gerechnet zu werden, welche um des Namens Christi willen leiden müssen. Ich focht aber allein mit dem Worte Gottes gegen ihn, daß Gott das Schwache und Geringe jederzeit erwähle, ja sogar Solche zu Verkündigern seiner Gnade und seines Heils gemacht habe, welche früher seine Feinde

waren. Er ist noch derselbe Gott, welcher die ansieht, die nichts sind, ihnen ihre Sünden vergiebt, und kein Ansehen der Person vor sich gelten läßt. In Christo und durch Christum nähere ich mich dem ewigen Gnadenthron, und habe die gewisse Zuversicht, der Vater verstößt mich nicht, wenn ich auch in mir selbst ein verwerflicher Sünder bin.“ —

Oft ward es ihm aber wieder finster in der Seele; er fühlte in seinem Herzen Furcht und Angst, sprach von geistlichem Tode seiner Seele, von Mangel des göttlichen Trostes, obgleich er Tag und Nacht betete. Das sind aber die wunderbaren Wege Gottes mit seinen Kindern; er will sie im Ofen der Trübsal und des Glendes bewährt machen, und noch Alles von ihnen abschmelzen, was nicht in's Himmelreich mit hineingeht. Und kommt dann seine Stunde, so läßt er seine Gnadensonne scheinen, und erquickt das Herz, welches er vorher geprüft hat. So ging es auch unserem Märtyrer. Er hatte die ganze Nacht vor seinem Todestage im Gebet zugebracht, fühlte aber nicht den geringsten Frieden in seiner Seele. Der Tag brach an, er ward abgeführt, schon erblickte er den Scheiterhaufen; aber noch lag die Last schwer auf seinem Herzen. In diesem Gefühl bestieg er Das Holz. Da fiel plötzlich ein Lichtstrahl in sein Herz, er ward süßen Trostes voll, und empfand einen Vorschmack des ewigen Lebens. Freudig schlug er seine Hände zusammen, und wandte sich an seinen Freund Augustin Berrher; den er unter dem Volke stehen sah, und rief ihm zu: „Augustin! Er ist gekommen! Er ist gekommen!“ Und diese Worte sprach er mit solcher Freudigkeit, als wäre eben ein Bote von der Königin gekommen, der ihm seine Freiheit ankündigte. — So ist er auch gestorben. —

Mit ihm ward Cornelius Bungay, ein Müßenhändler, um des Evangeliums willen verbrannt. —

Den beiden Brüdern Robert Glovers stellten die Römischen auf alle Weise nach. Als Johann Glover erfuhr, daß sein Bruder deshalb ergriffen sey, weil man ihn nicht gefunden habe, wollte er sich seinen Feinden ausliefern. Indes hielten ihn seine Freunde davon ab, weil er den Bruder dadurch doch nicht vom Feuertode errettet hätte. Aber mit dem Blute des Einen Bruders waren die Widersacher noch nicht zufrieden. Man stellte ihm eifrig nach, und einmal wäre er beinahe ergriffen. Die nach ihm ausgeschickten Soldaten durchsuchten ein Haus, in welchem er sich befand. Schon wollte ein Soldat

die Thür zu der Kammer öffnen, in der Glover verborgen war; Glover in seiner Bestürzung hatte sich gegen die Thür gestemmt; — da ward der Soldat von einem Cameraden abgerufen. Als man ihn nicht fand, schleppte man seine Frau vor den Bischof. Das machte ihm vielen Kummer und Sorgen, und weil er sich durch häufiges Uebernachten in den Wäldern eine Krankheit zugezogen hatte, so starb er bald darauf. Aber selbst an dem Leichnam übten die Feinde noch ihre Rache aus. Seine Freunde hatten ihn in aller Stille auf dem Kirchhofe beerdigt; aber es währte nicht lange, so kam der Befehl, Johann Glovers Gebeine wieder auszugraben, und sie auf die Landstraße zu werfen, „damit Wagen und Pferde sie zerstampften.“ Erst darnach wollte der Bischof kommen, und den Kirchhof von Neuem einweihen! — Aber mochten die Verfolger auch schnauben und drohen, dort oben reichten sie nicht hinauf, wo sein Geist mit seinem himmlischen Bräutigam auf ewig vereinigt war.

William Wolsen,
und
Robert Wigot.

(gest. 1555)

„Denn ich halte es dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht werth sey, die an uns soll geoffenbaret werden.“
(Röm. 8, 18.)

An demselben Tage, den sechszehnten October 1555, wurden vier evangelische Glaubenszeugen, je zwei und zwei, verbrannt, von denen die Einen zwei gewaltige Herolde gewesen sind, die im Leben und Sterben vor Fürsten und Völkern, vor Gelehrten und Ungelehrten den allein selig machenden Glauben an Jesum Christum, den Gekreuzigten und Auferstandenen, siegreich verkündigt haben; und die Anderen zwei einfache Männer von niedrigem Stande, an denen sich aber in nicht

geringerem Grade die Herz und Leben umgestaltende Wundermacht unseres Gottes geoffenbaret hat. Die Ersten sind: Die zwei Bischöfe von London und Worcester, Dr. Nicolaus Ridley und Dr. Hugh Latimer, die Anderen: William Wolsley und Robert Pigot. Von den Letzteren wollen wir zuerst erzählen.

William Wolsley war ein Polizeibeamter zu Wells. Er hatte sich durch sein entschieden evangelisches Leben und Bekenntniß das Mißfallen des verfolgungsfüchtigen Richters jenes Districts zugezogen, und sich deshalb, um nicht unnöthiger Weise sich der Verfolgung aussetzen, nach Wisbeach begeben. Allein er gehörte einmal zu den „Angemerkten;“ daher ward er ergriffen, und in's Gefängniß geworfen. Hier besuchten ihn katholische Geistliche, und ermahnten ihn, vom Lesen der heiligen Schrift abzustehen, da sich dies für einen Laien nicht gezieme. Wolsley hörte sie ruhig an, und ohne sich auf weitläufige Auseinandersetzungen einzulassen, erwiderte er: „Guter Herr Doctor, was meinte doch unser Heiland Jesus Christus mit jenen Worten: „Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäern, ihr Heuchler, die ihr das Himmelreich zuschließet vor den Menschen! Ihr kommt nicht hinein, und die hinein wollen, laßt ihr nicht hinein gehen.“ (Matth. 23, 13.) Der katholische Doctor ward durch dies Wort zum Schweigen gebracht, wie denn überhaupt die Märtyrer durch einfache Anführungen aus dem Worte Gottes ihre Feinde häufig in Verwirrung setzten. Ein anderes Mal brachten ihm die Katholiken ein Buch, welches von dem Bischof von Lincoln geschrieben war, und empfahlen ihm dringend, es zu lesen. Wolsley las es; da er aber wußte, daß es jetzt nicht Zeit sey, mit der Wahrheit Scherz treiben zu lassen, so nahm er seine Feder, und durchstrich solche Stellen, welche gegen die heilige Schrift waren. Als man das Buch zurückforderte, und nun sah, wie der Märtyrer mit demselben umgegangen war, da hieß es freilich: „O, das ist ein hartnäckiger Keger! der muß bestraft werden!“ Der Kanzler der Diöcese aber war, wie es scheint, ein wohlgesinnter Mann; denn er gab dem Gefangenen einen Wink, er möchte entfliehen, und sagte ihm, er wolle nicht weiter darnach fragen. Wolsley jedoch wußte recht gut, daß Viele auf seinen Tod warteten, und ihn doch herbeiführen würden, wenn auch der Kanzler mild gegen ihn gesinnt sey; und vor Allem fürchtete er, man möchte seine Flucht zum Vorwand

nehmen, die Wahrheit zu verlästern. Darum entschloß er sich, ruhig zu bleiben, und sich dem geduldig zu unterwerfen, was der Herr seinen Feinden gestatten wolle.

Robert Pigot ward von den geheimen Auspässern der Römischen, die über das ganze Königreich ausgebreitet waren, verfolgt, und demnächst in das Gefängniß geschleppt. Eines Tages ward er dort von einem Caplan des Bischofs, Peter Valentine, einem Ausländer, besucht. Pigot erwartete natürlich, als er diesen Geistlichen eintreten sah, daß er ihn wie gewöhnlich mit zudringlichen Befehrungsversuchen quälen werde. Aber wie groß war seine Freude, als Valentine anhub: „Mein Bruder, ich bin hier Caplan, und zwar schon zwanzig Jahre hindurch, und ich gebe Euch das Versprechen, nichts zu versuchen, um Euch von Eurem Glauben abfällig zu machen; sondern ich wünsche und verlange im Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß Ihr bei der Wahrheit und dem Worte des Herrn standhaft verharret. Auch flehe ich zu dem allmächtigen Gott, daß er Euch und mich um seines lieben Sohnes willen treu erhalte bis an's Ende. Denn ich weiß nicht, wie bald auch ich in derselben Lage mich befinden werde.“

Beide Märtyrer, Wolsey und Pigot, wurden am 9. October 1555 verurtheilt, und am 16. desselben Monats zu Ely verbrannt. Ein römischer Priester predigte bei dieser Gelegenheit, und stellte, wie gewöhnlich, den evangelischen Glauben in einem falschen Lichte dar. Wolsey aber rief den allmächtigen Gott zum Zeugen an, daß er keine Lehre läugne, welche in der heiligen Schrift enthalten sey, daß er aber auch fest glaube, dieses heilige Buch enthalte Alles, was zur Seligkeit zu wissen Noth thue. Zuletzt bat er Gott, seinen Feinden ihre Lügen und ihre Verläumdungen der Wahrheit zu vergeben.

Ehe der Scheiterhaufen angezündet ward, schleppte man noch einen neuen Märtyrer herbei, — es war eine Anzahl Neuer Testamente in der englischen Uebersetzung, die man auf den Holzstoß warf. Jeder der beiden Märtyrer ergriff eins, und drückte es an die Brust; da ward das Feuer angezündet. Sie begannen den 106. Psalm: „Danket dem Herrn! Denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich,“ und „hießen das Feuer willkommen.“



Nicolaus Ridley,
Bischof von London.
(gest. 1555.)

„Du, Herr, segnest die Gerechten, Du krönest sie mit Gnade,
wie mit einem Schilde.“ (Ps. 5, 13.)

Nicolaus Ridley wurde um das Jahr 1500 in der Stadt Willowmont in der Grafschaft Northumberland geboren. Im Jahre 1518 bezog er die Universität Cambridge, zu der Zeit, da gerade Luthers 95 Thesen gegen den Ablass allgemeine Aufmerksamkeit in England erregten. Nach einigen Jahren besuchte er die beiden berühmten Universitäten Paris und Löwen, wo er neben den alten Scholastikern vorzüglich die griechische und hebräische Sprache studirte, und kehrte 1529 wieder nach Cambridge zurück. Aber während dieser Zeit war er noch ein eifriger Papist, geistreich, tugendhaft, fleißig, freundlich und fromm, und ohne alle mönchische Strenge, wie er sich denn gern im Bogenschießen und Ballschlagen übte. Dabei war er ein Freund der Armen und Kranken, besuchte regelmäßig das Spital,

und sammelte für sie bei reicheren Studenten Beiträge. Von Allen geachtet, wegen seiner Gelehrsamkeit und seines Fleißes hoch geehrt, stieg er von einer Würde der Universität zur andern; aber dem Freundeskreise eines Latimer, Tyndale, Bilney, Fryth u. A. scheint er in dieser Zeit fern gestanden zu haben. Sagt er doch selbst in einem späteren Schreiben an Latimer, daß er seine Sünde und Unwissenheit in Betreff der Messe tief bereue, und seinen Irrthum auf der Kanzel öffentlich bekannt habe, auch zu Gott hoffe, daß ihm diese Sünde vergeben sey, weil er es in Unwissenheit gethan habe.

Was ihn zu dem Glauben an Jesum Christum geführt, ist uns unbekannt. Dürfen wir von seiner genauen Kenntniß der heiligen Schrift schließen, so mag wohl diese auch ihn, wie so viele andere Bekenner der evangelischen Wahrheit, zu der lauteren Erkenntniß des Heils geführt haben. Jedenfalls ist er nicht so plötzlich, wie ein Latimer, sondern nach und nach zur Wahrheit hindurchgedrungen. Denn 1534 kämpfte er zwar rüstig gegen die Oberherrschaft des Papstes; aber noch hing er vielem römischem Irrthum an. Und 1538 verkündigte er zwar mit Ernst und Eifer als Vicar zu Herne in Kent das Evangelium, und meilenweit strömte das Volk herbei, um ihn zu hören; doch hielt er immer noch an der Brodverwandlungslehre fest, bis ihm ein Buch des gelehrten Mönchs Ratramnus (gest. um 870) in die Hände fiel, in welchem derselbe gegen die zu jener Zeit eben aufkommende Lehre von der Brodverwandlung die Ansicht der alten Kirche behauptete. Diese Schrift belehrte ihn, daß jene Lehre noch nicht so alt sey, als die Anhänger des Papstes behaupteten, und trieb ihn, die heilige Schrift gründlich hierüber zu studiren, sodasß er nun auch diesen Irrthum überwand. Doch mochte auch der Erzbischof Cranmer, der ihn kurz zuvor zu seinem Caplan gewählt hatte, einigen Einfluß auf ihn ausgeübt haben, kurz, wir sehen ihn von Jahr zu Jahr entschiedener gegen die römische Lehre auftreten. Mit aller Macht predigte er gegen die Mißbräuche des Papstthums, und je entschiedener er auftrat, desto größere Achtung genoß er beim Volke. In gleichem Ansehen stand er bei der Universität und bei allen seinen Collegien. Im Jahre 1540 wurde er zum Doctor der Theologie ernannt, bald darauf zum Domherrn von Canterbury; doch erst mit der Regierung Edwards VI. begann seine eigentliche Bedeutung für die Reformation Englands. Edward ernannte ihn wenige Monate nach seiner Thronbesteigung zum Hof-

prediger, kurz darauf zum Bischof von Rochester, und im Jahre 1550 zum Bischof von London.

Aus seiner Thätigkeit als Bischof wollen wir unseren Lesern nur einige kurze Züge geben, die hinreichend sind, ein genaueres Bild dieses Mannes uns vor Augen zu stellen.

Wenn ihn nicht amtliche Geschäfte in London zurückhielten, so predigte er jeden Sonn- und Festtag da und dort in seinem Sprengel. Er konnte es ja nicht lassen, von dem Worte Zeugniß abzulegen, das ihn selbst so selig gemacht hatte, und von dem er gar lieblich sagt, daß es sey, „das ewige Wort Gottes, das immerdar bleibt; das unbefleckte Gesetz des Herrn, das die Herzen von aller Gottlosigkeit bekehrt, und den unschuldigen Kindern Weisheit giebt; die Milch, welche ohne Galle ist; das gute Wort Gottes, das Wort der Wahrheit, das in unser Herz gegraben werden muß, und das dann die Seelen der Menschen selig macht; der heilsame, unsterbliche Same des ewigen Gottes, durch welchen der Mensch neu geboren, und zu Gottes Kind gemacht wird.“

Am 8. September 1552 begab er sich nach Hunsden, wo damals die Prinzessinn Maria, die ihn drei Jahre später verbrennen ließ, residirte, um sie zu bewegen, den katholischen Gottesdienst aufzuheben. Er bot sich ihr als Prediger für den nächsten Sonntag an. Da verfinsterte sich ihr Gesicht, die ihn zuerst sehr freundlich empfangen hatte, und sie erklärte ihm, daß er predigen möge, er werde die Thüre der Kirche offen finden; aber weder sie, noch irgend Einer der Ihrigen werde kommen. „Hoheit, erwiderte Ridley, ich denke, Sie werde Gottes Wort nicht zurückstoßen.“

Maria: „Ich kann nicht sagen, was Ihr Gottes Wort nennt. Jetzt ist nicht mehr Gottes Wort, was in den Tagen meines Vaters Gottes Wort war.“

Ridley: „Gottes Wort ist dasselbe zu allen Zeiten, wurde aber in der einen Zeit besser verstanden und geübt, als in der anderen.“

Maria: „Ihr hättet es nicht wagen dürfen, in den Tagen meines Vaters das für Gottes Wort auszugeben, was Ihr jetzt so nennt.“*)

*) Dies Wort aus dem Munde der Prinzessinn ist wohl zu beachten und spricht entschieden gegen die Behauptung der Römisch-Katholischen, daß die Reformation Englands aus politischen Beweggründen hervorgegangen, und daß Heinrich VIII. der eigentliche Reformator dieses Landes gewesen sey.

Es fiel noch manches bittere Wort von Seiten der Prinzessin, und zuletzt fragte sie den Bischof, ob er Mitglied des geheimen Rathes sey. Auf seine Verneinung antwortete sie: „Ihr würdet ganz gut hinein passen, so wie derselbe gegenwärtig verfährt,“ und schloß mit den Worten: „Mylord, für Eure Höflichkeit und Freundlichkeit, mich zu besuchen, danke ich Euch, für Euer Anerbieten, hier zu predigen, nicht im mindesten.“

Darauf entließ sie ihn. Ridley begab sich zu Einem ihrer Beamten, Sir Thomas Wharton, und bat um einen Trunk. Nachdem er getrunken hatte, blickte er eine Zeit lang trübe und nachdenkend vor sich hin, und brach dann in die Worte aus: „Wahrlich, ich habe Unrecht gethan!“ „Wie so?“ fragte Wharton. Da antwortete Ridley mit tiefem Ernst: „Ich habe in diesem Hause getrunken, wo Gottes Wort angeboten, aber zurückgewiesen wurde. Wäre ich meiner Pflicht eingedenk gewesen, so hätte ich augenblicklich fortgehen, und den Staub von meinen Schuhen schütteln sollen, zu einem Zeugniß wider dies Haus!“ — Einige der Dabeistehenden bekannten später, es hätten ihnen bei diesen, mit solchem Nachdruck gesprochenen Worten sich fast die Haare gesträubt. So kehrte der Bischof wieder nach Hause zurück. —

Auch als Bischof trug er dieselbe Liebe zu den Armen und Kranken im Herzen, wie als Student und Fellow der Universität Cambridge. In einer der letzten Predigten, die er vor dem schon kranken Könige Eduard hielt, empfahl er nachdrücklich die Werke der helfenden und rettenden Bruderliebe, und legte sie besonders den Reichen und Vornehmen an's Herz. Nach der Predigt ließ der junge König den Bischof zu sich kommen, dankte ihm dafür, daß er ihm die Ermahnung an's Herz gelegt habe, und bat ihn, den Weg ihm zu zeigen, auf dem er diese Pflicht am besten erfüllen könne. Der überraschte Bischof konnte vor Staunen und Freude nicht zu Worte kommen; endlich aber erklärte er dem Könige mit Thränen in den Augen, er sey darauf nicht vorbereitet, eine Antwort zu geben. Der König entließ ihn mit dem Auftrage, mit dem Lordmayor und den Aldermen darüber zu sprechen, bat ihn aber, die Sache zu beschleunigen. Die Armen wurden von ihnen in drei Classen getheilt: 1. Arme aus Schwäche der Natur, als: unmündige Waisen, alte, abgelebte Personen, Blödsinnige, Krüppel u. dgl. 2. Arme durch Gewalt: verwundete Soldaten, Kranke. 3. Arme aus Faulheit und Liederlichkeit: Landstreicher, Trunkenbolde u. s. w. Die der ersten Classe müsse man erziehen und erhalten;

die der zweiten heilen und erquickten; die der dritten aber strafen, und wieder zur Ordnung bringen.

Für die erste Klasse schenkte der König die Kirche der grauen Mönche bei Newgate-Market nebst allen ihren Einkünften, für die zweite Klasse St. Bartholomäus bei Smithfield, für die dritte Klasse sein Haus zu Bridewell sammt 750 Mark jährlicher Einkünfte. Und noch heute freuen sich viele Tausende dieser königlichen Wohlthätigkeit.

Als im Jahr 1551 die Schweiß-Krankheit, eine Art Pest, in London wüthete, und Tausende von Menschen in wenig Stunden wegraffte, so daß, wer fliehen konnte, aus der Stadt flog, blieb er mitten unter seiner Heerde in London, auch die Kranken und Sterbenden tröstend.

Werfen wir nun auch noch einen kurzen Blick in das Haus des Bischofs Ridley. Sobald er angekleidet ist, begiebt er sich wieder in sein Schlafzimmer, wo er etwa eine halbe Stunde lang auf den Knien betet. Darauf studirt er bis 10 Uhr, wenn nicht amtliche Geschäfte ihn verhindern. Nun werden Alle, welche zu seinem Hause gehören, auch die, welche bei ihm zum Besuch sind, zum Hausgottesdienst zusammen gerufen. Nach dem Gebet nimmt jeder Anwesende, der lesen kann, ein Neues Testament zur Hand, und der Bischof liest und erklärt ein Capitel aus der Apostelgeschichte, oder den Briefen Pauli, sieht auch darauf, daß seine Leute wichtige Abschnitte auswendig lernen, wozu er sie durch Geschenke ermuntert. Dann geht er zum Mittagessen. Am unteren Ende des Tisches sitzen zwei Frauen, eine ältere und eine jüngere; es ist die Frau Bonner, die Mutter des Bischofs Bonner, und Frau Mungey, die Schwester desselben, welche täglich Ridleys Gäste sind, damit sie während der Amtsentsetzung ihres Sohnes und Bruders keinen Mangel leiden. Sogar, wenn die Räthe des Königs mit zu Tische sitzen, darf Frau Bonner nicht fehlen, und will Jemand aus Versehen ihren Platz einnehmen, so sagt der Bischof: „Bitte, mein Herr, dieser Platz gebührt nach alter Gewohnheit meiner Mutter Bonner.“ —

Nach dem Essen sehen wir den ehrwürdigen Mann noch etwa eine Stunde am Tisch sitzen, wo er mit anwesenden Freunden spricht, oder zu seiner Erholung Schach spielt. Nun begiebt er sich wieder, wenn er keine amtliche Abhaltung hat, bis Abends 5 Uhr an seine Studien. Alsdann werden seine Leute wieder zum Abendgebet versammelt, nach welchem der Bischof zum

Abendessen geht, das mit Einschluß der beigefügten Erholungszeit etwas über eine Stunde währt. Von da an arbeitet er wieder bis 11 Uhr, zu welcher Stunde er sich, nachdem er sein Gebet knieend gesprochen hat, zu Bette legt.

Wir kommen nun zu der Leidenszeit des Bischofs Ridley, die mit der Thronbesteigung der „blutigen Maria“ ihren Anfang nahm. Er war Einer von den wenigen hervorragenden Männern der evangelischen Kirche, die es mit Johanna Grey gehalten hatten, da selbst die meisten Protestanten aus Gewissenhaftigkeit auf Seiten der rechtmäßigen Königin Maria waren. Am 16. Juli 1553, dem einzigen Sonntage zwischen dem Tode Edwards VI. und der Thronbesteigung Marias, predigte Ridley auf Befehl des geheimen Raths bei St. Pauls Kreuz, und sagte dem Volke, wie gut es sey, daß sie nun eine evangelische Königin hätten, von der sie nicht zu befürchten brauchten, daß sie die evangelische Lehre auszurotten versuche. Aber schon am folgenden Sonntag, den 23. Juli, mußte Ridley in den Tower wandern, wo er zwei Monate lang in ganz engem Gewahrsam saß. Später bekam er mehr Freiheit, und durfte, als der Tower sich mit Staatsgefangenen füllte, mit Cranmer, Latimer und Bradford ein Zimmer bewohnen.

Aus dieser Zeit stammt ein Brief Bonners, den wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen, weil er einen recht grellen Contrast gegen die Liebe bildet, welche Ridley der Mutter und Schwester Bonners erwiesen hatte. Der „ehrwürdige“ Bischof, einer der Hauptwürdenträger der römischen Kirche, schreibt also an drei seiner Freunde:

„Ich empfehle mich Euch auf die herzlichste Weise, und gebe Euch die Nachricht, daß ich gestern wieder in mein Bischofsamt eingesetzt worden bin, so daß ich es nun wieder besitze, wie zuvor, ehe ich desselben beraubt wurde. Durch denselben Urtheilsspruch ist mein Amtsräuber Ridley abgesetzt worden. So will ich nun, daß Ihr in Kidmerley und Bushey Alles anordnet, wie es Euch gefällt, aber ja nicht duldet, daß ein Schafskopf, oder Schiffsseite*) darin bleibe, oder irgend etwas davon wegnehme und verkaufe. Ich denke auch, daß ich, wenn Ihr zum Parlament kommt, den besagten Schafskopf und die anderen Kalbsköpfe so behandeln werde, daß sie merken, ihre süße Brüste sey nicht ohne Säure. Wahrscheinlich wird heute Mr. Canter-

*) Ein Wortspiel im Englischen.

bury (Cranmer) dahin gesetzt werden, wohin er gehört. Er ist sehr demüthig und geneigt zur Unterwerfung geworden, was ihm aber nichts nützen soll. Empfiehlt mich Euren Freunden herzlich, und denkt an den gewürzten Brantwein, um welchen ich an Euch geschrieben habe. — Und so möge Euch unser guter Herr lange und wohl erhalten!

Geschrieben in Eile den 6. September 1553.

Ganz Euer

Edmund (Bonner) London."

Wie anders würde der fromme Ridley geschrieben haben! Aus der Zeit, wo er noch abgesondert im Gefängniß saß, stammt ein Theil seiner Schriften, die unter dem Namen „Conferenzen“ bekannt sind. Er schrieb nämlich seine Einwendungen gegen die römische Lehre auf einzelne Blätter Papier, ließ aber einigen Raum darauf, und schickte sie Cranmer, Latimer und Bradford zu, damit diese ihre Meinung über die einzelnen Punkte darunter schrieben. Wir theilen unseren Lesern der Kürze des Raumes wegen nur einen Theil ihrer Gründe gegen die Messe mit.

1. „Sie wird in einer Sprache gehalten, welche das Volk nicht versteht, was dem Worte des Apostels entgegen ist: 1 Cor. 14.

2. Eben deshalb wird auch durch die Messe der Tod des Herrn nicht verkündigt, was wieder gegen 1. Cor. 11. streitet.

3. Die Messe ist nur ein abgesondertes Essen, keine Communion, keine Gemeinschaft, was sie doch seyn sollte, wenn Paulus sagt: „Das Brod, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi?“ und wenn der Heiland es brach, vertheilte, und sprach: „Nehmet und esset!“ Denn selbst, wo mehrere Priester communiciren, thun sie es nicht an Einem Tisch, oder Altar, sondern jeder an einem besonderen.

4. Des Herrn Befehl in Beziehung auf den Kelch: „Trinket Alle daraus!“ wird nicht befolgt, u. s. w.

Zu Anfang April 1554 wurden die drei Bischöfe Ridley, Cranmer und Latimer nach Oxford geschickt, um dort mit mehreren römischen Gelehrten über das Abendmahl zu disputiren. Es ward ihnen die Brodverwandlungslehre und die Lehre von der Messe entgegengehalten, welche alle Drei entschieden läugneten. Ridley sprach dabei die seine Ansicht deutlich bezeichnenden Worte: „Denket nicht, daß ich im Sinne habe, die

wahre Gegenwart des Leibes Christi im heiligen Abendmahl, wenn es richtig und würdig verwaltet wird, wegzunehmen, die auf das Wort Gottes gegründet, und von den gläubigen Vätern noch näher erklärt worden ist. Der Herr weiß, daß die, welche solches von mir denken, sich sehr betrügen. Ich sage und bekenne mit dem Evangelisten Lucas und dem Apostel Paulus, daß das Brod, welches gesegnet wird, der Leib Christi ist, zum Gedächtniß an ihn und an seinen Tod, der von den Gläubigen bis zu seiner Wiederkunft verkündigt werden soll.

Ich sage, und bekenne, daß das Brod, welches wir brechen, die Gemeinschaft des Leibes Christi, die Theilnahme an ihm ist.

Ich sage, und glaube, daß es nicht bloß ein Zeichen des Leibes Christi ist, sondern daß mit demselben wirklich die Gnadengabe des Leibes Christi, die Speise des Lebens und der Unsterblichkeit, gegeben wird.“

Nachdem er noch mehrere Aussprüche der Kirchenväter angeführt, und seine Uebereinstimmung damit ausgedrückt hat, schließt er: „Daraus wird Jedermann klar sehen, wie weit entfernt wir von der Meinung sind, mit der man uns bei der Welt fälschlich zu verlästern sucht, als lehrten wir, der Gläubige empfangen am Tisch des Herrn nur ein Zeichen des Leibes Christi.“

Wie es bei dieser Disputation hergegangen, beschreibt Ridley auch. Ohrlose Winkelzüge, Schimpfen, Schmähungen, Zischen, Pfeifen, Händeklatschen nahm den größten Theil der zur Disputation festgesetzten Zeit hinweg. Gleich zu Anfang, als der ehrwürdige Bischof seine Antwort auf den ersten Satz lesen wollte, schriegen die Doctoren: „Er spricht Lasterungen! Lasterungen!“ Und als der Vorsitzende Stille gebot, entstand ein so entsetzlicher Tumult, „wie er, um hier Ridleys Worte anzuführen, noch nie gehört, oder gelesen habe, außer in der Apostelgeschichte, als Demetrius, der Goldschmied, die Epheser aufreizte, daß sie gegen Paulus schriegen: Groß ist die Diana der Epheser!“

Nach geendeter Disputation beschloß die Commission, daß die drei Bischöfe überwunden seyen. Dieselben wurden dann herbei geführt, und ihnen diese Nachricht mitgetheilt. Und die katholischen Doctoren hatten Recht; überwunden waren die drei Bekenner allerdings, nämlich durch Schreien und Heulen!

Da die alten Gesetze, wie wir früher schon erzählt haben, noch nicht aufgehoben waren, so konnten die Gefangenen auch

noch nicht verurtheilt werden. Deshalb hielt man sie noch in Haft; doch wurden sie nun von einander getrennt. Ridley kam in das Haus des Mayors Trish, woselbst er, vornehmlich auf Anstiften der Frau, einer bigotten Katholikinn, sehr hart behandelt wurde. Er schrieb noch manches gar herrliche Wort aus diesem Gefängniß, eine Abhandlung über das heilige Abendmahl, eine „Klage über die Veränderung der Religion,“ und nahm schriftlich Abschied von seinen Gemeinden, und von Bradford, der vor ihm verbrannt wurde. Dabei mußte er sich oft des Fensterbleies bedienen, mit dem er auf den Rand seiner Bücher schrieb, da es ihm häufig an anderen Schreibmaterialien fehlte.

Indeß immer näher rückte die Stunde seines Abschiedes. Der Papst hatte den Cardinal Pole als Legaten nach England gesandt, welcher alsbald eine Commission einsetzte, die Ridley und Latimer „der Irrthümer wegen richten sollte, die sie in öffentlicher Disputation im verflossenen Jahre ausgesprochen, und bis jetzt noch fest behauptet hätten, wie auch kurz zuvor während der Zeit des Abfalls und des Verderbens.“*) Würden sie widerrufen, so sollten sie Verzeihung erhalten, wo nicht, so sollten sie verbrannt werden.

In feierlicher Prozession, mit großem Pomp und Gedränge, zogen am 30. September 1555 die Richter nach dem theologischen Hörsaale in Oxford. Zuerst ward Ridley herein geführt. In Scharlach und Seide saßen vor ihm die Prälaten; der Bekenner stand da mit entblößtem Haupte. Bei Vorlesung des Namens des Legaten bedeckte er sich, und darüber zur Rede gesetzt, erklärte er, daß er es nicht aus Mißachtung des Legaten gethan, vielmehr denselben wegen seiner Geburt aus königlichem Blut und wegen seiner Gelehrsamkeit, (bei diesen Worten entblößte er sein Haupt), aller Ehrerbietung werth halte. Jedoch als Legaten des römischen Bischofs, (und dabei bedeckte er sich wieder), möge er ihm auf keine Weise Gehorsam und Ehre erweisen, damit er dadurch nicht seinen Eid verleze, und dem Worte Gottes die ihm gebührende Ehre entziehe. Nach einigem Hin- und Herreden ließ ihm der Bischof von Lincoln von einem Bedellen die Mütze abnehmen, dem sich Ridley willig fügte. Der Bischof White fragte ihn danach, ob er wieder zur römischen Kirche zurückkehren wolle, die von dem heiligen

*) Die Regierungszeit Heinrichs VIII. und Edwards VI. wurde von den Papisten so bezeichnet.

Petrus, auf welchen Christus seine Gemeinde gegründet habe, hergeleitet werde. Und dieser Ueberzeugung, fuhr der Bischof fort, sey ja auch Ridley früher gewesen. Ridley erwiderte daß der Felsen, auf den man sich berufe, Christus selbst sey, und daß die Kirchenväter ausdrücklich bezeugten, der Vorrang des Bischofs von Rom sey einzig und allein daher entstanden, daß diese Stadt der Sitz der kaiserlichen Regierung gewesen. Allerdings habe er früher die römische Lehre vertheidigt, ebenso, wie St. Paulus auch einst die Kirche des Herrn verfolgt habe.

Darauf disputirte man wieder über das heilige Abendmahl. Ridley sprach dieselbe Ueberzeugung hierüber aus, die wir oben schon von ihm gehört haben, und wurde schließlich abgeführt, um am nächsten Tage von Neuem verhört zu werden.

Am 1. Oktober erschien er abermals vor seinen Richtern. Noch einmal wurden ihm die vorigen Fragen zur Beantwortung vorgelegt. Ridley weigerte sich jedoch, eine andere Antwort, als die am vorigen Tage gegebene, darauf zu ertheilen. Man solle ihm aber erlauben, sagte er, seine schriftliche Antwort auf die Artikel lesen zu dürfen, derentwegen er angeklagt sey. Allein nachdem die römischen Bischöfe das Papier gelesen hatten, erklärten sie, es enthalte Gotteslästerungen, welche nicht vorgelesen werden dürften! Nach fernerer Disputation nahm Ridley das Versprechen in Anspruch, welches ihm Tags zuvor gegeben war, daß es ihm erlaubt seyn möchte, mündlich seine Gründe gegen des Papstes Oberherrschaft vorzutragen. Dies ward ihm zugestanden, jedoch unter der Bedingung, daß er buchstäblich nur vierzig Worte spreche. Aber noch hatte er den ersten Satz nicht vollendet, als man von allen Seiten ihm zuschrie: „Die Zahl ist schon voll! Schweig! Schweig!“ — Mit heuchlerischen Worten sagte darauf White, er sehe wohl, daß sie nicht bei dem ersten Theil ihres Auftrags stehen bleiben könnten, sondern mit Schmerz und Seufzen weiter gegen ihn vorschreiten müßten. Er, seines Theils, könne Gott zum Zeugen aufrufen, daß das ihm sehr schmerzlich sey!

„Ich glaube es wohl, Mylord, antwortete Ridley; denn es wird eines Tages sehr schwer auf Ihrer Seele lasten.“

„Nicht so! Nein, Herr Ridley, sondern ich bin betrübt über Eure Halsstarrigkeit, daß Ihr Eure Fehler nicht anerkennen, die Wahrheit nicht annehmen wollt. So müssen wir denn zum zweiten Theil unseres Auftrages schreiten.“

Hierauf ward das gewöhnliche Verdammungsurtheil über

Ridley gelesen, durch welches er aus der Kirche ausgestoßen, und der weltlichen Obrigkeit übergeben wurde. —

Am 15. Oktober kam Dr. Brookes, Bischof von Gloucester, mit mehreren Anderen, um Ridley seiner priesterlichen Würde zu entkleiden. Da derselbe sich weigerte, die katholischen Messgewänder anzulegen, so zwang man ihn mit Gewalt dazu, und nun wurde ihm eins um's andere abgezogen, wobei jedesmal ein lateinischer Spruch gelesen wurde. Ridley sprach mit Eifer gegen die Thorheit ihrer Cärimonien, daß sie drohten, ihm einen Knebel in den Mund zu legen. Nun stand er schweigend da; aber, als sie ihm das Evangelium in die Hand legten, und es ihm dann mit den Worten entriffen: „Wir nehmen von Dir das Amt, das Evangelium zu predigen;“ da stieß er einen tiefen Seufzer aus, und rief mit gen Himmel gerichtetem Blick: „O Herr, vergieb ihnen diese ihre Bosheit!“ — Als sie ihm das letzte Stück der Messkleidung abzogen, und ihn dieses Amtes für verlustig erklärten, sprach Ridley zu dem römischen Bischof: „Herr, welches Recht habt Ihr, einem Manne zu nehmen, was er nie besaß? Ich bin nie in meinem Leben ein Messeleser gewesen, und doch wollt Ihr mir nehmen, was ich niemals gehabt habe?“ — Als diese Handlung beendet war, wollte der Märtyrer mit dem Bischof darüber reden; allein man antwortete ihm: „Du bist nun als ein Ketzer aus der Kirche ausgestoßen, und wir dürfen mit solch' einem Ausgestoßenen nicht reden. „Nun, so befehle ich meine Sache dem himmlischen Vater, sprach darauf Ridley, der, was schlimm ist, reformiren wird, wann es ihm gefällt!“

Zuletzt übergab Brookes den Märtyrer den Gerichtsdienern mit dem Auftrage, Niemanden mit ihm reden zu lassen, und ihn auf erhaltenen Befehl nach dem Hinrichtungsplatze zu führen. Da brach Ridley in die Worte aus: „Herr Gott, ich danke dir, und sage es zu Deinem Ruhme, daß keiner von diesen Allen im Stande ist, mir ein offenes, oder schweres Verbrechen zur Last zu legen; denn, wenn sie könnten, würden sie es wohl thun! Das sehe ich deutlich!“ Brookes aber unterbrach ihn, und beschuldigte ihn, er spiele den stolzen Pharisäer, und überhebe und preise sich selbst, worauf Ridley erwiderte: „Nein, nein, wahrlich nicht, sondern zu Gottes Ehre sey es gesagt. Ich bekenne mich selbst als einen elenden, gottlosen Sünder, der Gottes Hülfe und Barmherzigkeit hoch nöthig hat, und täglich um dieselbe ernstlich betet. Darum bitte ich Euch, keine solche Meinung von mir zu haben.“ —

Am Abend speiste Ridley mit der Familie des Bürgermeisters. Er lud seine Wirthin und alle übrigen Anwesenden zu seiner Hochzeit ein; „denn morgen,“ sagte er, „muß ich Hochzeit halten.“ Selbst Frau Frisch, so hart sie auch gegen ihn gewesen war, wurde durch den Anblick des frommen Mannes bis zu Thränen gerührt. Er allein war der einzig Fröhliche am Tische, und sagte: „Obwohl mein Frühstück etwas scharf und schmerzhaft seyn wird, so wird doch mein Abendmahl desto herrlicher und süßer seyn!“ Sein Schwager bot ihm an, die ganze Nacht mit ihm zu wachen. Er lehnte es jedoch ab, weil er Willens sey, sich zu Bette zu legen, und mit Gottes Willen so ruhig zu schlafen hoffe, als je in seinem Leben.

Am folgenden Morgen, den 16. October, ward Ridley nach dem Orte seiner Hinrichtung abgeführt. Dieser war an der Ecke der heutigen Broad-Street. Ringsum war eine große Menge Bewaffneter aufgestellt, um jeden Befreiungsversuch von Seiten des Volks zu verhindern. Ridley kam zuerst zum Scheiterhaufen. Er war bekleidet mit seinem mit Pelz und Spitzen besetzten langen, schwarzen Bischofskleide; den Kopf trug er mit einer kleinen, schwarzen Sammetmütze bedeckt, und über dieser noch eine viereckige Mütze. Darauf folgte Latimer in seinem alten Friesrocke und einem langen Sterbehemde, welches ihm bis auf die Füße herabhing. Als Ridley sich unterwegs einmal umschaute, erblickte er seinen Leidensgefährten. „So, Ihr seyd auch da?“ rief er ihm zu. „Ja, ich folge nach, so schnell ich kann,“ antwortete Latimer. Am Scheiterhaufen angekommen, umarmte Ridley den greisen Bischof, und sprach: „Sey fröhlichen Herzens, Bruder. Denn Gott wird entweder die Gewalt der Flammen dämpfen, oder uns so stärken, daß wir sie ertragen können.“ Nun knieten sie am Pfahl nieder, küßten ihn, beteten inbrünstig, jeder für sich, und nachdem sie sich erhoben, unterhielten sie sich eine Zeit lang mit einander. Sie wurden unterbrochen von dem Dr. Smith, welcher eine Predigt über 1 Cor. 13, 3 hielt: „Und ließe ich meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir es nichts nütze.“ Der christliche Leser kann sich wohl selbst vorstellen, welches der Inhalt dieser nur etwa eine Viertel-Stunde dauernden Rede gewesen seyn mag. Als die Rede zu Ende war, fragte Ridley seinen Leidensgefährten: „Wollt Ihr die Predigt beantworten, oder soll ich es thun?“ — „Fangt Ihr zuerst an, ich bitte Euch!“ war die Antwort. Darauf bat Ridley, einige kurze Worte erwidern zu

dürfen; es wurde ihm aber abgeschlagen, ausgenommen, wenn er widerrufen wolle. „Wohlan denn,“ sprach Ridley mit lauter Stimme, „ich befehle unsere Sache dem allmächtigen Gott, welcher einst Alle ohne Ansehen der Person richten wird!“ — Latimer setzte einen seiner Lieblingsprüche hinzu: „Es ist nichts verborgen, das nicht offenbar werde,“ und sagte, „daß er dem Smith wohl antworten könnte und wollte, wenn es ihm nur erlaubt wäre.“

Nun wurde ihnen der Befehl gegeben, sich zum Scheiterhaufen anzuschicken. Ridley gab sein Bischofskleid an seinen Schwager. Viele der Umstehenden drängten sich heran, um ein Andenken von ihm zu erhalten, und schnitten ihm sogar Stücke von seinen Kleidern ab. Latimer gab nichts weg, sondern erlaubte dem Schließer, ihm seine Oberkleider abzunehmen. Nun stellten sie sich an den Pfahl; Ridley erhob seine Hände, und betete: „O lieber himmlischer Vater! ich danke Dir von ganzem Herzen, daß Du mich dazu berufen hast, Dich bis zum Tode zu bekennen. Ich bitte Dich, o mein Herr und mein Gott, sey gnädig diesem Königreiche England, und errette es von allen seinen Feinden!“ Der Schmied legte nun eine eiserne Kette um die Märtyrer. „Guter Freund,“ sagte Ridley, „schlag' sie fest ein! denn das Fleisch will vielleicht sein Recht haben.“ Da sein Schwager ihm etwas Schießpulver brachte, sprach er: „Ich will es annehmen, als von Gott gesandt,“ und bat, man möchte auch etwas für Latimer bringen, ehe es zu spät sey. Zuletzt wandte er sich noch an den Lord Williams mit der Bitte, mit der Königin in Betreff seines Schwagers zu reden, den Bonner von seiner Pachtung vertrieben hatte, sowie in Betreff einiger anderer Lehnsleute des Bischofsstuhles von London, deren Pachtungen von Bonner ebenfalls für ungültig erklärt waren, damit er von Anderen neues Lehngeld erhielte. So war seine letzte Sorge nicht um sich selbst und seinen schmerzhaften Tod, sondern um Andere. Und jetzt war die Zeit seines Leidens gekommen. Das Feuer brannte heftig. Mit lauter Stimme rief er wiederholt: „Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist! Herr, nimm meinen Geist auf!“ Auch Latimer schrie heftig: „O lieber himmlischer Vater, nimm meinen Geist auf!“ Bald hatte er vollendet. Ridley's Leiden dagegen waren heftiger. Man hatte die Holzstücke an seiner Seite zu hoch gelegt, so daß das Feuer nur nach unten wirkte. Er bat darum die Umstehenden um Christi willen, das Feuer näher an ihn heran kommen zu lassen.

Sein eigener Schwager, ängstlich darauf bedacht, seine Leiden zu verkürzen, und ihn mißverstehend, häufte die Holzstücke noch höher auf. Schon waren seine Schenkel vom Feuer verzehrt, während auf der einen Seite die Kleider kaum versengt waren; aber kein Schmerzenslaut kam über seine Lippen; er rief immer noch: „Herr, sey mir gnädig! Erbarme Dich meiner!“ und setzte häufig hinzu: „Lasset das Feuer näher an mich kommen!“ Endlich verstand man ihn. Einer der Gerichtsdiener stieß mit seiner Hellebarde die obersten Stücke herab, das Feuer bekam Lust, das Pulver flog auf, und der Märtyrer regte sich nicht mehr. Da seine Schenkel vollkommen verbrannt waren, so stürzte der Leichnam über die Kette, und stürzte zu Latimers Füßen nieder.

Von diesem Scheiterhaufen, der Stätte des Triumphs und der Pforte des Himmels, von diesen Flammen, die trotz ihrer Gluth einem Ridley, wie ein Brautzug, erschienen, der ihn zu seinem himmlischen Bräutigam führen wollte, wenden wir unsere Blicke auf eine Scene anderer Art. Es ist auch ein Todtenbett, nicht von Flammen, sondern schlimmerer Art, es ist Gardiners Todtenbett.

An demselben Tage sehen wir ihn mit Ungeduld auf die Todesnachricht der beiden Märtyrer warten. Endlich kommt der ersehnte Bote mit der Kunde, der Scheiterhaufen sey angezündet gewesen, als er Oxford verlassen habe. Nun erst setzte sich der Bischof zu Tische, der bis jetzt gewartet hatte, obgleich der Herzog von Norfolk an jenem Tage sein Gast war. Während er den Leib mit Speise füllte, weidete er seinen Geist mit Bildern, die aus den Leiden der von ihm geopfertten frommen Märtyrer entsprangen. „Aber da die Speise noch in seinem Munde war, kam der grimmige Zorn des Herrn über ihn.“ Es überfiel ihn plötzlich eine jener tödtlichen Krankheiten, die eine Folge schändlicher Laster sind. Seine Uhr war abgelaufen; nur zweimal konnte er noch ausgehen. Schmutziger, ekelhafter Ausatz, Wassersucht und Lustseuche griffen mit entsetzlicher Schnelligkeit um sich, so daß sein Körper erschrecklich aufgetrieben, seine Augen verdreht und sein Athem unerträglich stinkend wurde. „Er verfaulte bei lebendigem Leibe,“ erzählt sein Zeitgenosse, Pilkington, Bischof von Durham; „kaum war es möglich, Jemanden zu seiner Dienstleistung in seine Nähe zu bringen.“

Und fast noch größer waren die Schmerzen seiner Seele. „Ich habe mit Petrus gesehlt, aber nicht mit ihm geweint!“ rief er mehr als einmal. Dr. Day, Bischof von Ely, besuchte ihn einst, und da er wohl wußte, daß ihm die römischen Gaukeleien nichts helfen konnten, verwies er ihn auf das Verdienst Jesu Christi. Da sprach er die entseßlichen Worte: „Du kannst mit mir, oder Anderen von unserem Stande davon sprechen. Wenn Du aber diese Hinterthür dem Volke öffnest, dann ist Alles mit einander verloren!“ —

So lag er vier Wochen lang, in welchen er, wie ein Zeitgenosse von ihm sagt, „fast nur Lästerworte und Unflätherelen redete.“ Mit Fluchen im Munde, unter furchtbaren, unaussprechlichen Qualen fuhr er endlich am 13. November, gerade vier Wochen nach Latimer's und Ridley's Tode, an seinen Ort, um Rechenschaft abzulegen, daß er das Blut der Auserwählten vergossen hatte, „nachdem es recht ist bei Gott, zu vergelten Trübsal denen, die Euch Trübsal anlegen.“ (2 Thessal. 1, 6.)





Dr. Hugo Latimer,
Bischof von Worcester.
(gest. 1555.)

„Ich danke unserem Herrn Christo Jesu, der mich stark gemacht, und treu geachtet hat, und gesetzt in das Amt; der ich zuvor war ein Lasterer, und ein Verfolger, und ein Schmärer; aber mir ist Barmherzigkeit widerfahren; denn ich habe es unwissend gethan, im Unglauben. Es ist aber desto reicher gewesen die Gnade unseres Herrn, sammt dem Glauben und der Liebe, die in Christo Jesu ist“ (1 Tim. 1, 12—14.)

Bu der Zeit, als sich auf der Universität Cambridge um Wilney ein Kreis junger Männer gesammelt hatte, die von keiner anderen Richtschnur ihres Lebens etwas wissen wollten, als von der heiligen Schrift, lebte daselbst ein „starrköpfiger Papist,“ wie er sich später selbst nannte, Priester und Baccalaureus der Theologie an der Universität, der es allen Anderen im Haß gegen das Evangelium zuvorthat. Wie einst Saulus, so befließ er sich, mit allem Ernst untadelig nach dem Gesetz zu

leben, so daß ihm die hohe Ehre zu Theil wurde, zum Kreuzträger bei allen Processionen, Bittgängen und Choraufzügen erwählt zu werden. Wer dann den etwa dreißigjährigen Doctor, mit dem Kreuz der Universität in der Hand, so stolz einher schreiten sah, wie er den Kopf so hoch trug, mit dem feurigen, leidenschaftlichen Auge, und um den Mund das Zucken bitteren Hohnes, der hätte nimmer gedacht, daß aus ihm noch einst ein armer Sünder, und ein demüthiger Bekenner Jesu Christi werden würde. Aber auch für ihn sollte die Stunde schlagen, wo er vor dem sich beugte, der „die Starken zum Raube haben soll.“

Hugo Latimer, — so war sein Name, — war um das Jahr 1480 in einem Bauernhause zu Thurcaster in der Grafschaft Leicester geboren. Sein Vater war ein angesehener Pächter. Oft hütete er, wie er in einer Predigt vor Edward VI. erzählt, mit Einer von seinen sechs Schwestern die hundert Schafe des Pachtthofs auf den Wiesen, oder trieb seiner Mutter die dreißig Kühe zum Melken zusammen. Das Haus des alten Latimer stand den Nachbarn stets offen; kein Armer verließ es jemals ohne Almosen. Seine Kinder erzog er in der Furcht Gottes und der Liebe des Nächsten, und da er schon früh an seinem Sohne schöne Gaben bemerkte, so ließ er ihn in den Schulen der Grafschaft unterrichten. Schon im vierzehnten Jahre bezog der junge Latimer die Universität Cambridge. Mit eisernem Fleiße legte er sich zuerst auf die classischen Studien; dann, nach Vollendung derselben, studirte er Theologie, und zwar waren es die Scholastiker, die er mit dem größten Eifer trieb. Daneben trug er sich längere Zeit mit dem Gedanken, Mönch zu werden, weil er glaubte, daß nur der vor dem Fegfeuer geschützt werde, und direct gen Himmel fahre, der in der Mönchskutte sich auf's Todtenbett lege. Dabei nahm er es mit den unbedeutendsten Kleinigkeiten ungemein genau. So mußte der Priester Wasser unter den Abendmahlswein mischen. Wenn er nun die Messe las, fühlte er nicht selten die beunruhigendsten Gewissensscrupel darüber, ob er auch genug Wasser beige-mischt habe.

Nicht lange konnte es dem jungen Priester verborgen bleiben, daß eine große Anzahl Studenten nicht nur aus den Hörsälen der katholischen Doctoren wegblieben, sondern sogar sich täglich versammelten, um mit einander die Bibel zu lesen. Das konnte er nicht ruhig mit ansehen, und darum erschien er eines Tages

in ihrer Mitte, und beschwor sie, von ihrem Bibellesen abzustehen; jedoch ohne Erfolg. Da wandte er seinen ganzen Ingrimm auf Stafford, der durch seine Vorlesungen, in welchen er die Bibel in den Grundsprachen erklärte, die jungen Leute nur noch mehr bestärkte. Er beleidigte ihn persönlich, suchte Studenten zu bewegen, seine Vorlesungen zu meiden; ja, zuletzt erschien Latimer selbst in denselben, um sie durch Zeichen des Unmuths zu stören, und beim Hinausgehen Widerlegungen anzubringen. Aber alle Bemühungen waren fruchtlos. Indes gleichsam zum Trost und zur Belohnung machte man ihn, wie wir schon oben erwähnt haben, zum Kreuzträger der Universität, ein Amt, zu dem nur solche Glieder der Universität erwählt wurden, die sich durch besondere Heiligkeit des Lebens auszeichneten.

Endlich hatte auch die Stunde seiner Erlösung geschlagen. Im Jahre 1528 nämlich sollte er Baccalaureus der Theologie werden, und dazu hatte er in Gegenwart der Universität eine lateinische Rede zu halten. Diesmal wollte er einen rechten Hauptstreich führen. Nicht die feyerlichen Studenten, nicht ihren Lehrer Stafford wollte er angreifen, sondern den berühmten Melancthon selbst, der es gewagt hatte, zu behaupten, daß alle Kirchenväter und Scholastiker an der heiligen Schrift geprüft werden müßten.

Der festgesetzte Tag erschien; Latimer's Rede machte bei allen römisch Gesinnten großen Eindruck. Endlich, so jubelten diese, haben wir einen Mann gefunden, der den Doctoren von Wittenberg die Spitze bieten, und das Schifflein Christi retten kann!

Aber unter den Zuhörern Latimers befand sich auch ein kleiner, schwächlicher, und von Natur furchtsamer Mann, der die große Gabe besaß, die Geister zu prüfen, und schon lange mit großer Aufmerksamkeit Latimer's ehrlichen, obwohl unverständigen Eifer um das Evangelium beobachtet hatte. Es war Bilney, den unsere Leser schon kennen gelernt haben. Die Liebe drang ihn, zu versuchen, ob er diesen Saulus für des Herrn Sache gewinnen könne. Aber wie sollte er diesem Fanatiker beikommen, der sich so fest hinter seine Vorurtheile verschanzt hatte? Da fiel ihm, nach manchen Ueberlegungen und nach inbrünstigem Gebet, ein Plan ein, der ebenso für die Offenheit, wie für den frommen Eifer Bilney's zeugte. Eines Tages erschien er vor Latimer, und bat ihn „um Gottes willen,“ seine Beichte zu hören. „Seltsam!“ dachte dieser, „der

Reger will dem Katholiken beichten!“ Schon hoffte er, Bilney sey durch jene Rede gegen Melancthon überzeugt worden; schon kam es ihm nicht mehr so sonderbar vor, daß dieser frühere Aisket, dessen hagere Gestalt, bleiches Gesicht und schüchterner Blick noch immer eine strenge Lebensart anzeigten, wieder zurückkehren wollte; ja, schon jubelte er, daß sein Fall alle Uebrigen nach sich ziehen werde! Da kniete Bilney vor ihm nieder, und erzählte mit rührender Wahrheit seine früheren Kämpfe, und die Versuche, die er gemacht, um ihrer los zu werden, wie aber Alles vergeblich gewesen sey, so lange er sich an die Vorschriften der Kirche gehalten, und wie er endlich im Glauben an das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, Frieden gefunden habe.

Die einfachen Worte Bilneys machten einen gewaltigen Eindruck auf Latimer. Er hörte sein eigenes Innere schildern, da Bilney von seinen früheren Kämpfen und seiner Sehnsucht nach dem Frieden Gottes sprach; in dem andern Theil der Beichte erkannte er sich nicht wieder; aber Ahnungen und Gedanken ungewohnter Art, eine immer heißere Sehnsucht nach jenem seligen Frieden durchwogte sein Herz. Und der heilige Geist bekräftigte Bilneys Worte, und sprach sein lautes Ja und Amen dazu. Da war seine natürliche Kraft gebrochen, wie einst Jakobs Kraft, als er mit Gott rang, und er sah, daß Gott ihm zu mächtig sey; wie einst des heiligen Paulus Kraft, als er die Stimme hörte: „Saul, Saul, was verfolgst Du mich?“ Er stotterte einige Worte, und weinte bitterlich. Aber Bilney nahte ihm liebevoll, und tröstete ihn: „Mein Bruder! wenn deine Sünden auch blutroth wären, so sollen sie doch schneeweiß werden.“

Nun gab Latimer den Scholastikern den Abschied, las die Bibel, und setzte sich zu den Füßen Bilneys und Staffords, um die rechte Theologie zu studiren. Aber auf die Universität machte die Befehlung dieses fanatischen Papisten den gewaltigsten Eindruck. Alles strömte nun zu den Predigten Bilneys, aber, wie er selbst sagt: „Viele hörten nur mit dem linken Ohre; das rechte war ihnen ohne Zweifel abgehauen, wie dem Malchus.“

Es dauerte jedoch nicht lange, so mochte Latimer nicht mehr bloß ein Schüler sein; sondern er trat nun selbst auf, um den Geistlichen in lateinischer, dem Volke in englischer Sprache das Evangelium zu predigen. Die Zartheit seines Gewissens, die Gluth seines Eifers, die Beweglichkeit seines Geistes waren nun

Waffen im Dienste Jesu Christi geworden. Allein je strenger er seinen Zuhörern das Gesetz vorhielt, und je dringender er sie aufforderte, zu Jesu allein zu fliehen, der das einzige Opfer für unsere Sünden sey, desto größer wurde die Wuth seiner Feinde und die Hitze der Verfolgung gegen ihn. Auch die Kanzel benutzte man, um ihn anzugreifen. Aber in der derben Weise der damaligen Zeit wußte Latimer alle seine Feinde dermaßen abzufertigen, daß sie mit Schmach und Spott beladen abziehen mußten, und zuletzt Niemand mehr wagte, sich auf der Kanzel gegen ihn zu ereifern. So predigte Latimer in Cambridge gewaltig, wie Niemand vor ihm. Neben den begeistertsten Zuhörern konnte man Menschen sitzen sehen, entbrannt von Zorn, aufgeblasen von Hochmuth; aber Latimer's Wort bewirkte eine wunderbare Umstimmung. Nach und nach sah man jene zornigen Augen sich senken, jene zornigen Gesichter sich entwölken, und wenn man diese Freunde der Priester nachher fragte, welchen Eindruck die Predigt auf sie gemacht habe, so hörte man gar oft die Antwort: „Es hat nie kein Mensch also geredet, wie dieser Mensch!“ Lange nachher noch erhielt sich das Andenken an diese schöne Zeit, wo so bedeutende Männer, jeder in seiner Weise, wirkten, in dem Sprüchwort:

Als Meister Stafford lehrte,
Und Meister Latimer predigte,
Da war Cambridge gesegnet.

Dem konnten die Widersacher nicht zusehen; „sondern, wie ein alter Erzähler sagt, der nimmer ruhende Satan sammelte seine Leute, und stürmte mit ihnen gegen die Reformatoren.“ Da man mit Predigen und Schelten nichts ausrichtete, so schritt man zur Gewalt, und Dr. West, der Bischof von Ely, zu dessen Sprengel Cambridge gehörte, verbot Latimer das Predigen in seiner ganzen Diöcese. Doch den Besuch der Armen und Kranken konnte er ihm nicht verwehren, und das Predigen in den Häusern hin und her, wie weiland die Apostel thaten, ebenso wenig. Aber bald öffnete der Herr seinem treuen Zeugen eine neue Thür. In Cambridge war ein Augustinerkloster, dessen Prior, Robert Barnes, ein gelehrter Mann und Doctor der Theologie, nicht fern war vom Reiche Gottes. Aufgeklärt, freisinnig, gelehrt, theilte er mit den Reformatoren den Haß gegen die römische Kirche, und führte manchen gewichtigen Hieb auf den Irrthum. Später aber bediente sich der Herr auch bei ihm Bilney's, dieses Mannes mit dem scharfen Blick und

dem Herzen voll Liebe, und nach vielen Gebeten und Unterredungen ward Barnes zum Evangelium bekehrt. Er bot Latimer die Kirche seines Klosters an, welche der Gewalt des Bischofs nicht unterworfen war, und bald konnte diese Kirche die Masse der herbeiströmenden Zuhörer nicht mehr fassen. So waren die Feinde wieder getäuscht; aber sie verloren den Muth nicht. Er wurde bei Wolsey verklagt; Wolsey ließ ihn kommen, verhörte ihn, und ertheilte ihm schließlich die Erlaubniß, zu predigen, wo er wolle. Am nächsten Sonntage stand Latimer wieder auf der Kanzel, verließ den Erlaubnißschein des Cardinals, und nach wie vor drängte sich das Volk zu seinen Predigten.

Jedoch seine Wirksamkeit in Cambridge war jetzt ihrem Ende nahe. Durch den letzten Vorfall war Heinrich VIII. auf ihn aufmerksam geworden, und Latimers Freund, der Leibarzt des Königs, Dr. Butts, vermittelte es, daß er mehrmals vor dem Könige predigte, und zuletzt sogar nach London berufen ward, um dort einen längern Aufenthalt zu nehmen. Heinrich war zu der Zeit mit dem Papst zerfallen, weil dieser nicht in seine Scheidung von Catharina von Arragonien einwilligen wollte, weshalb er sich zu den Gegnern des Papstthums hinneigen zu wollen schien. Latimer benutzte diese Stimmung des Königs, und als Letzterer eine Commission, in welcher auch er war, ernannt hatte, die einen Bericht über die Ketzerei abstellen sollte, diese Commission aber ein Verbot des Neuen Testaments und anderer evangelischer Bücher beantragte, da war er es, welcher muthvoll sich diesem Antrage widersetzte. Als man ihn aufforderte, sich der Kirche zu unterwerfen, sprach er das schöne Wort: „Die Schafe Jesu Christi hören nur seine Stimme; ihr solltet mir meinen Umgang mit dem Herrn, meinem Gott, nicht verkümmern wollen!“ Aber es war dieses Wort ebenso erfolglos, als ein Brief, den Latimer bald darauf an den König schrieb, in welchem es unter Anderem heißt: „Ihr habt uns das Wort Gottes versprochen; erfüllt nun auch Euer Versprechen, und zwar lieber heute als morgen! Der Tag wird kommen, an welchem Ihr von Eurer Regierung und dem von Euch vergossenen Blute Rechenschaft ablegen müßt!“ Latimer wußte wohl, daß ihm ein so kühner Brief den Kopf kosten konnte; allein er war bereit, wie er selbst sagt, ihn auf den Block zu legen.

Bald aber war der unerschrockene Zeuge der Wahrheit des Hofes müde, und deshalb erbat er sich die Pfarrei Kingston

in der Grafschaft Wilts zu Anfang des Jahres 1531. Wie er auch dort das Evangelium verkündete, das können wir vornehmlich aus den Verfolgungen sehen, welche ihn trafen. Am Ende des eben genannten Jahres wurde er nach London citirt, weil er wegen Keterei verklagt war. Mehrere Wochen lang wurde er wöchentlich dreimal von fünf bis sechs Bischöfen scharf verhört, ohne daß sie ihm das Geringste anhaben konnten. In Bristol, wo er öfters auf die Einladung des Magistrats predigte, wurde ihm die Kanzel verboten, und er selbst von Neuem verklagt; aber auch aus dieser, wie aus mehreren anderen Anklagen ging er siegreich hervor.

Unterdeß hatte Heinrich VIII. sich immer mehr wegen des oben genannten Grundes vom Papste getrennt, und im Jahre 1533 endlich wurde durch Parlamentsbeschluß die Oberherrschaft des Papstes über England aufgehoben, der König aber zum Oberhaupte der englischen Kirche erklärt. Innerlich der Wahrheit des Evangeliums fern, ein blutdürstiger, eitler Tyrann und Ehebrecher, erkannte er doch, daß er sich jetzt der Evangelischen allein wirksam bedienen könne, um den Umrrieben der Päpstlichen in England wirksam entgegen zu treten. Deshalb ernannte er im Juni 1534 Latimer zu seinem Caplan, und Cranmer zum Erzbischof von Canterbury. Mit derselben Unerblichkeit geißelte er nun die Sünden des Königs, wie er früher die des Volks geißelt hatte. Nur Ein Beispiel wollen wir davon anführen. Er hatte eines Sonntags sehr freimüthig und mit großem Ernst über die Sünden des Hofes, besonders gegen das sechste Gebot, gepredigt. Der König fühlte sich getroffen, und ließ deshalb seinen Caplan zu sich kommen. „Höre, Latimer, redete er ihn an, Du hast es dies Mal doch etwas zu arg gemacht, und ich verlange von Dir, daß Du nächsten Sonntag zurück nimmst, was Du zu viel gesagt, oder ich werde Dir Deinen grauen Kopf vor die Füße legen lassen.“ Latimer wußte, was dies Wort bei einem solchen Fürsten zu bedeuten habe. Am nächsten Sonntage betritt er die Kanzel; er findet die Kirche sehr gefüllt, denn das Wort des Königs war bald bekannt geworden. Nach geendetem Gebet beginnt er folgende Anrede an sich selber; „Hugo Latimer, bedenke, daß Du vor dem Könige stehst, der, wenn Du nicht seinen Willen thust, Deine grauen Haare mit Blut in die Grube hinunter bringen wird! Fürchte Dich also vor ihm! Aber, Hugo Latimer, bedenke, daß Du auch vor dem König aller Könige stehst, der Dir sagen läßt: „Fürchtet

Euch nicht vor denen, die den Leib tödten, und die Seele nicht mögen tödten. Fürchtet Euch aber viel mehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle!" Ja, Hugo Latimer, vor dem fürchte Dich!" — Und nun fing er an, mit noch größerem Ernste gegen die Sünden zu eifern, gegen welche er vor acht Tagen gesprochen hatte; aber der König hatte nicht den Muth, seine Hand an den Mann zu legen, der sich unter den Schirm des Königs aller Könige gestellt hatte.

Im Jahre 1535 ernannte ihn Heinrich VIII. zum Bischof von Worcester. Rastlos durchzog „der alte Vater Latimer," wie er nunmehr hieß, seine Diöcese, überall predigend und lehrend, strafend und mahnend. Wo keine Kirche war, setzte er sich auf einen gefällten Baum, und benutzte ihn anstatt der Kanzel. Wie die Sachen damals standen, konnte er nicht alle abergläubischen Cerimonien des Papstthums abschaffen. Aber den Schaden wollte er verhüten, den sie anrichteten. Deshalb befahl er seinen Geistlichen, gegen dergleichen Dinge zu predigen, und bei gewissen Gebräuchen ihren Beichtkindern Verse mit auf den Weg zu geben, die sie auf etwas Besseres hinwiesen, z. B. bei der Austheilung des Weihwassers:

Gedenket stets an Euer Taufgelübde,
an Christi Gnade und sein Blutvergießen,
aus welchem Euch der freien Gnade Ströme,
und die Vergebung Eurer Sünden fließen!

Bei der Austheilung des geweihten Brodes:

Von Christi Leib ist dieses Euch ein Zeichen;
Er ward für unsre Sünd' ans Kreuz geschlagen.
Doch wollt Ihr Theil an seinem Tode haben,
So müßt Ihr Euren Sünden all' entsagen.

Wir überspringen einen Zeitraum von vier Jahren, und versetzen uns am 7. Juni 1539 in das englische Parlament. Hier wurde an diesem Tage von dem unterdessen von den Feinden der evangelischen Lehre wieder gewonnenen Könige ein Beschluß durchgesetzt, der die Reformation in England nahezu an den Rand des Verderbens brachte. Es ist das Gesetz der sechs Artikel, vom Volke das blutige Gesetz, oder die Geißel mit sechs Stricken genannt, das an dem Tage verkündigt wurde. Durch dieses Gesetz wurde die Brodverwandlungslehre wieder eingeführt, ingleichen die Austheilung des heiligen Abendmahls unter Einer Gestalt. Ferner verbot es die Priester Ehe, befahl die Fortdauer der Privatmesse und der Ehrenbeichte, und be-

stimmte den Uebertretern die Todesstrafe. Viele flohen nach Deutschland; in kurzer Zeit wurden allein in London mehr als 500 eingekerkert. Was aber that Latimer? Er wollte lieber das Letztere leiden, als fliehen, und darum legte er sein Bischofsamt nieder.

In dieser schweren Zeit suchte ihn der Herr noch auf andere Weise heim. Auf einem Spaziergange ward er von einem fallenden Baume niedergeworfen, und schwer gequetscht, so daß er sich nach London begeben mußte, um ärztliche Hülfe zu suchen. Kaum angekommen, mußte er vor dem Bischof Gardiner von Winchester erscheinen, der ihn fragte, warum er sich dem neuen Gesetze nicht füge. „Ich will lieber, antwortete Latimer, meinen Leib von wilden Thieren zerreißen lassen, als um Ein Jota von Gottes Wort abgehen!“ —

Der Erfolg dieser Unterredung war, daß Latimer, krank und elend, wie er war, ins Gefängniß geworfen wurde, und es fehlte wenig, daß man ihn nicht jetzt schon den Scheiterhaufen besteigen ließ. Aber des Königs alte Anhänglichkeit beschützte ihn noch vor dem Tode.

Am 28. Januar 1547 mußte Heinrich VIII., der „Vertheidiger des Glaubens,“ wie ihn der Papst genannt hatte, vor dem ewigen Richter erscheinen. Als sich sein Grab über ihm schloß, da öffneten sich für Latimer die Thore seines Kerkers. Seinen Bischofsstiz nahm er nicht wieder ein; er schlug ihn aus, da er dafür zu alt sey. Aber keineswegs wollte er sein Leben in thatenloser Ruhe verbringen. Er wohnte meist bei dem Erzbischof Granmer, stand jeden Morgen, Sommer und Winter, um zwei Uhr auf, und setzte sich an seine Bücher, um mehr und mehr in die Tiefen des Wortes Gottes einzudringen. Dabei predigte er fast jeden Sonntag zweimal, war der Tröster und Rathgeber Unzähliger, die ihr Gewissen beschwert fühlten, oder die unter einer Ungerechtigkeit seufzten. Dies war seine Beschäftigung während der kurzen Regierungszeit Edwards VI. Doch noch Eins müssen wir aus dieser Zeit von ihm erzählen. Auch in diesen ruhigen Jahren glaubte er fest, daß ihm die Predigt des Evangeliums das Leben kosten werde, und sorgfältig bereitete er sich darauf vor. Besonders Ein Wort ist merkwürdig, das er im Jahre 1549 in einer Predigt sagte: „O, welche Noth und Plage wäre es, wenn ein fremder König, aus fremdem Lande von fremder Religion über uns herrschte! Während wir jetzt nach der wahren Religion regiert werden, würde er Alles wieder ausrotten und ausreuten, und alle Gräucl und Papisterei pflanzen.“

Gott bewahre uns vor einem solchen Könige! Gut! aber Se. Majestät hat Schwestern, welche Erbinnen der Krone sind, und wenn sie sich mit einem Fremden vermählen, so weiß nur Gott, was erfolgen wird. Gott gebe nur, daß, wenn sie wirklich das thun wollten, sie dann nicht zur Nachfolge kommen!" Und dann ermahnt er, Buße zu thun, damit Gottes Zorn nicht herausgefordert werde, dem Lande seinen Fürsten und Herrn zu nehmen.

Und dieses Wort sollte einst in Erfüllung gehen, als „die blutige Maria“ sich mit dem bigotten Philipp II. von Spanien vermählte! —

Eduard VI., der so schöne Hoffnungen erweckt hatte, starb nach Gottes unerforschlichem Rathschluß am 6. Juli 1553, und mit ihm wurde auch die Hoffnung der Evangelischen auf manches Jahr zu Grabe getragen. —

Raum hatte Maria den Thron bestiegen, als Alles eine andere Gestalt gewann. An die Spitze des geheimen Raths ward der Bischof Gardiner gestellt; ihm zur Seite stand der Bischof Bonner, eines Fleischer's Sohn, vom Volk nur „der blutige Fleischerhund“ genannt. Im Juli und August mußten fast alle bedeutenderen Prediger des Evangeliums ins Gefängniß wandern; auch Latimer war Einer von ihnen. Sechs Stunden vor Ankunft des Gerichtsdieners hatte er schon die Kunde erhalten, daß er verhaftet werden sollte. Aber er wollte nicht fliehen; konnte er bei seinem Alter, wie er sagte, doch auf keine andere Weise von dem Herrn zeugen, als durch seinen Tod; und außerdem glaubte er, nach seinem entschiedenen Zeugniß für die Wahrheit auch dem Leiden um des Evangeliums willen nicht ausweichen zu dürfen. Der Gerichtsbote erklärte dem greisen Bischof, welcher nun auch schon, wie einst Polycarp, manches Jahr seinem Herrn gedient hatte, er habe keinen Befehl, ihn mitzubringen. Daraus geht wohl klar hervor, daß die Räthe der Königin wünschten, der hochgeachtete Bischof möge fliehen. Aber wie die Christen zu der Zeit, als in der jungen Kirche das erste Feuer der Liebe brannte, wollte er viel lieber sterben, als nur die geringste Schwäche zeigen. Fröhlich zog er mit seinem Begleiter gen London. Als sie durch Smithfield zogen, wo schon mancher Scheiterhaufen gebrannt hatte, sprach er: „Smithfield hat schon lange nach mir geseufzt.“ Und auch im einsamen Kerker verlor er den fröhlichen Muth nicht; selbst sein freundlicher Wirth verließ ihn nicht, wie er ihn in äußerlich glücklichen Tagen gehabt hatte. So sagte er eines

Morgens, als das Wetter sehr kalt und rauh war, zu dem Thürschließer: „Sage Deinem Herrn, er werde durch mich betrogen werden, wenn er nicht besser auf mich Acht gebe!“ Der Lieutenant des Towers denkt, der alte Bischof wolle Fluchtversuche machen, eilt in großer Aufregung zu ihm in seine Zelle, und fragt ihn: „Herr Latimer, habt Ihr das wirklich zu meinem Diener gesagt, was er mir hinterbracht hat?“ — „Ei freilich, antwortete Latimer, habe ich das gesagt. Ihr erwartet nämlich, daß ich verbrannt werde; wenn Ihr mir aber nicht für Feuer sorgt, so werde ich demnächst erfrieren, und dann seyd Ihr in Euren Erwartungen betrogen.“ —

Wir haben in Ridleys Leben schon erzählt, daß Latimer mit Ridley, Granmer und Bradford später Eine Zelle bewohnte; ingleichen von der Disputation in Oxford im April 1554, und wie es dabei zugegangen.

Aus der Zeit zwischen dieser und der folgenden Disputation ist uns noch ein Brief des greisen Bischofs aufbewahrt, den er an einen um des Evangeliums willen Eingekerkerten richtete. Diesem hatte man das Anerbieten gemacht, man wolle ihn freilassen, wenn er Geld bezahle, und in Folge dessen wandte er sich an Latimer mit der Frage, ob es wohl erlaubt sey, sich vom Kreuze loszukaufen. Der Bischof hält ihm unter Anderem die Stelle Phil. 1, 29 vor: „Denn euch ist gegeben um Christi willen zu thun, daß ihr nicht allein an ihn glaubet, sondern auch um seinetwillen leidet!“ — „Ist also das Leiden um seinetwillen, schreibt er, eine Gabe Gottes, wie könnten wir mit gutem Gewissen dieselbe verkaufen? Petrus aber schreibt 1. Petr. 2, 19—21: „Denn das ist Gnade, so Jemand um des Gewissens willen zu Gott das Uebel verträgt, und leidet das Unrecht. Denn dazu seyd ihr berufen. Sintemal auch Christus gelitten hat für uns, und uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußtapfen.“ . . . Wir sind in unserer Gefangenschaft Gott, seinen Engeln und Heiligen ein freudenvoller Anblick geworden, und sie schauen ob wir unseren Lauf mit Ehren vollenden. Sollten wir nun die köstliche Perle, den köstlichen Schatz, den wir gefunden, um wenige Tage des Jammers in dieser Welt austauschen? Gott verhüte das! . . . Von den Märtyrern der alten Zeit aber schreibt Paulus Hebr. 11, 35: „Die Anderen aber sind zerschlagen, und haben keine Erlösung angenommen

auf daß sie die Auferstehung, die besser ist, erlangten.“ Ihnen laßt uns folgen, und des Papstes Markt verlassen, der die Leiber und Seelen der Menschen an Bileam und seine falschen Propheten verkauft, und den Lohn der Ungerechtigkeit liebt. Die, deren Glaube noch zu schwach ist, um das Feuer zu ertragen, möge man mit Weinen ihre Freiheit erkaufen lassen, bis ihr Glaube erstarkt ist, damit dem Evangelium keine Schmach angethan werde. Wir aber, die wir den lebendigen Glauben haben, wollen dem Lamme nachfolgen, wohin es geht, und denen, die so vorlaut und fleischlich weise mit uns auf solche Art verhandeln, zurufen: „Richtet wieder auf die lässigen Hände, und die müden Kniee, und thut gewisse Tritte mit euren Füßen, daß nicht Jemand strauchle, wie ein Lahmer, sondern vielmehr gesund werde!“ — Umarmet Christi Kreuz, so wird auch Christus Euch in seine Arme schließen! Der Friede Gottes sey mit Euch in Ewigkeit, und mit Allen, die mit Euch in Christo verbunden in Gefangenschaft leben! Amen!“

Wir erkennen in dem Schreiber dieser Zeilen gar leicht den Mann wieder, der gleich zu Anfang der Verfolgung so muthvoll „seinen Hals dargeboten hat“, und nicht fliehen wollte, als es ihm frei stand. Und alles Leiden hatte diesen freudigen Muth nicht brechen können. Aber deß dürfen wir uns nicht wundern. Wußte er doch den Quell, aus dem die Treue bis zum Tode strömt auf Alle, die aus ihm schöpfen mögen! Seine Mitgefangenen haben von ihm erzählt, er habe oft so lange knieend gebetet, daß sie ihm, dem altersschwachen Greise, beim Aufstehen hätten zu Hülfe kommen müssen. Auch berichten sie uns, welches der Hauptinhalt seiner inbrünstigen Gebete gewesen sey, nämlich, daß Gott, welcher ihn zum Prediger seines Evangeliums berufen habe, ihm nun auch Gnade schenken wolle, zu seiner Lehre bis zum Tode zu stehen, und mit Freuden sein Herzblut für dieselbe zu geben. Ferner, daß Gott nach seiner Barmherzigkeit doch einmal wieder in England sein Evangelium emporbringen wolle, wobei er die Worte „Einmal wieder“ so ausgesprochen und wiederholt habe, als ob er von Angesicht zu Angesicht mit Gott redete. Endlich, daß Gott die Prinzessin Elisabeth, die er mit Namen nannte, erhalten, und sie für das jetzt in Trostlosigkeit versunkene Land zum Trost setzen möge.

Bei diesem Leidensmuth und Gebetsseifer werden wir an

ein Wort des ehrwürdigen Märtyrers erinnert, das er einst in einer Predigt sprach: „Der Glaube ist ein edler Herzog; wo er sich sehen läßt, geht der Cerimonienmeister voraus, und ein zahlreiches Gefolge hinter ihm her.“ —

Am 30. September 1555 wurden Ridley und Latimer, wie wir in Ridleys Leben schon erzählt haben, verhört. Nach Ridley ward Latimer hereingerufen, dessen Erscheinung uns also beschrieben wird: „Er hielt seinen Hut in der Hand, auf dem Kopfe trug er ein Kappchen. Sein Anzug bestand aus einem langen, abgetragenen Rocke von Fries aus Bristol, wie er ihn gewöhnlich trug, zusammen gehalten durch einen ledernen Gürtel, an welchem sein Neues Testament an einem ledernen Riemen hing. Seine Brille hing an einem Bande auf seiner Brust. So stand der ehrwürdige Reformator vor seinen Richtern, welche ihn ermahnten, zum römischen Glauben zurück zu kehren. „Bedenkt, sprach der Bischof von Lincoln, daß außer der Verbindung mit der Kirche kein Heil und keine Seligkeit ist, und daß in der Kirche kein Irrthum sich finden kann.“ Der Bischof führte nun dieselben Beweisgründe an, wie vorher gegen Ridley, z. B. daß die Kirche auf St. Peter gegründet sey, wie er aus der Schrift beweisen könne. Als Latimer diese Worte hörte, schob er sein Kappchen von seinen Ohren hinweg. Zuletzt drohte er ihm, wenn er fortfahren wolle, ein verdorbenes, verwestes Glied am Leibe der Kirche zu bleiben, so müsse er abgeschnitten werden, damit er dem Haupte, Sr. Heiligkeit, dem Papste, nicht schädlich werde. Latimer bekannte darauf Eine katholische (allgemeine) Kirche, über den ganzen Erdfreis verbreitet. In bescheidenem, aber kräftigem Tone vertheidigte er sich gegen die fünf Anklagepuncte der Gegner, und verweigerte endlich den Widerruf, da seine Lehre auf das Wort Gottes sich gründe. Als er weiter nichts mehr erwiderte, beschuldigte ihn Einer der Commissare der Ungelehrsamkeit. „Siehe, Ihr sucht nach Gelehrsamkeit in meinen Händen, erwiderte der Bekenner, während Ihr mich so lange in die Schule der Vergessenheit geschickt habt, wo die bloßen Wände meine Bibliothek waren, und man mich so viele Monate ohne ein Buch, ohne Federn und Tinte hielt; und jetzt habt Ihr mich so eben freigelassen, und heraus geführt, daß ich diese Artikel beantworten soll! Ihr handelt mit mir, wie wenn Zwei bestimmt wären, auf Tod und Leben mit einander zu fechten. Der Eine wird über Nacht durch gute Freunde genährt und

gepflegt, und wohl berathen, wie er am besten seinem Feinde begegnen könne; der Andere hingegen wird, da er keine Freunde hat, aus Reid und Feindschaft die ganze Nacht hindurch in den Stock gelegt. Am Morgen, wenn sie zusammen treffen, tritt der Eine in voller Kraft daher, der Andere aber steif in den Gliedern, und vor Schwäche halb todt. Glaubt ihr nicht, daß es ein leichter Sieg sey, einen solchen Mann mit dem Spieße über den Haufen zu werfen?" Nach noch einigen Worten von beiden Seiten ward er bis zum nächsten Morgen wieder abgeführt, obgleich er dringend bat, die Sache mit ihm noch heute zu Ende zu bringen.

Am anderen Morgen ermahnte ihn der Bischof von Lincoln abermals, seine Antwort zu ändern. „Ich habe an meiner Antwort kein Jota zu ändern,“ antwortete Latimer kurz. Als sie ihn nochmals ermahnten, in den Schooß der römischen Kirche zurück zu kehren, erklärte er: „Ich werde Gottes Wahrheit nicht verläugnen, und bin bereit, mit meinem Blute sie zu besiegeln!“ —

Nun ward seine Verurtheilung ausgesprochen, und er in's Gefängniß zurückgeführt.

Der 16. Oktobor war der Tag seiner und Ridleys Hinrichtung. Freudig in seinem Gott, eilte er der Stätte seines Todes zu; ja, seine sterbliche Hülle schien bei dem nahen Ende seiner Pilgerschaft so gestärkt zu werden, daß er nicht mehr einem alten, schwachen Manne glich, der gebeugt unter der Last seiner Jahre daher geht, sondern aufrecht stand er da, mit seinem langen, weißen Barte, „ein so ehrwürdiger Vater, als ihn Jemand nur wünschen konnte, zu sehen.“ Als der Scheiterhaufen angezündet ward, rief er seinem Mitbülber zu: „Sey getroßt, mein Bruder Ridley, und zeige Dich als ein Mann! Wir werden heute mit Gottes Gnade ein solches Licht in England anzünden, das sie, wie ich hoffe, nie werden auslöschen können!“ — Noch brannte das Feuer nicht in voller Kraft, da rief der Märtyrer mit lauter Stimme: „O lieber himmlischer Vater, nimm meinen Geist auf!“ Und während er so sprach, bog er sich gegen die Flamme, als wenn er sie umarmen wollte. Dann schlug er sein Angesicht mit seinen Händen, und indem er sie wieder in den Flammen badete, vollendete er bald ohne zu große Pein.

John Philpot.

(gest. 1556.)

„Mit Gott wollen wir Thaten thun. Er wird unsere Feinde untertreten.“ (Ps. 108, 14.)

Der Bischof Gardiner stand nun zwar vor seinem Richter; aber damit waren die Verfolgungen der Evangelischen nicht zu Ende. Zwar trat zunächst eine kurze Pause ein. Vielleicht hoffte Mancher schon im Stillen, Johann Webb, Georg Roper und Gregor Park, die bald nach Ridley und Latimer verbrannt wurden, seyen die letzten Blutzengen gewesen; jedoch bald leuchteten neue Scheiterhaufen zu Smithfield und an anderen Orten auf. Im Jahre 1556 wurden 85 Personen um des Evangeliums willen in diesem unglücklichen Lande hingerichtet, und unter ihnen noch zwei rechte Säulen der evangelischen Wahrheit. Aber ehe wir von ihnen erzählen, wollen wir einen kurzen Blick in die Gefängnisse thun. Während draußen die Scheiterhaufen für eine kurze Zeit erloschen waren, mordeten hier die Feinde auf die entseßlichste Weise, langsam, allmählig, wie die Pest, die im Verborgenen schleicht. Verschiedene Personen, so erzählt man, starben im Lollarbsthurm und in anderen Kerkern eines langsamen Todes, in Folge der schweren Leiden, die sie, in Stock und Banden gelegt, erdulden mußten. Ihre Leichname wurden auf die umliegenden Felder unbeerdigt hingeworfen; doch Abends, oder Morgens, ehe die Sonne aufgegangen war, schlichen mitleidigen Herzens dunkle Gestalten hinaus, und begruben die Leichen der treuen Bekenner Jesu Christi. Die Schützen auf den Finsbury-Feldern, wohin jene Märtyrer oft geworfen wurden, leisteten gewöhnlich hülfreiche Hand bei diesen nächtlichen Beerdigungen, stellten sich dann um das Grab her, und sangen einen Psalm, — die Lieder Zions im fremden Lande!

Doch kehren wir zurück zu den Begräbnissen anderer Art, wo glühende Scheiterhaufen die sterblichen Ueberreste der Gläubigen in ihren Flammenschooß aufnahmen.

Am 18. Januar 1556 traf dieses Loos den treuen Diener des Herrn, John Philpot, Doctor der heiligen Schrift und Archidiaconus von Winchester in Smithfield. Er war der Sohn eines englischen Edelmannes, des Ritters Peter Philpot von Hampshire. Seine ersten Schuljahre brachte er zu Winchester zu; dann ging er auf die Universität Oxford. Hier zog er bald die allgemeine Aufmerksamkeit durch seine Gelehrsamkeit auf sich, besonders aber durch seine Kenntniß der hebräischen Sprache, die damals noch etwas sehr Seltenes war.

Nach Vollendung seiner Studien machte er eine Reise auf das Festland, auf welchem er das Evangelium kennen lernte. Offen und ohne Furcht, verhehlte er seinen Glauben vor Niemandem, auch zu Padua nicht vor einem Franziskaner-Mönch, mit dem er dort in ein theologisches Gespräch kam. Bald kam er in den Geruch der Ketzerei; man stellte ihm nach dem Leben, und mit Mühe entging er den Händen seiner Verfolger. Der Herr hatte seine Hand über ihn gebreitet; denn nicht in Padua sondern im eigenen Vaterlande sollte er für seinen Glauben mit dem Tode zeugen.

Glücklich kam er wieder in England an, gewonnen für die Reformation. Unter der Regierung Edwards VI. bekleidete er das Amt eines Archidiaconus in Winchester, und stand wegen seiner großen Treue und Gaben als beliebter Prediger in hohem Ansehen. Als darauf Maria zur Regierung kam, fand er sehr bald Gelegenheit, zu zeigen, daß er zur Zeit der Ruhe und des äußeren Glücks nicht, wie es so Vielen ergeht, in seinem Glauben erkaltet war. Bald nach ihrem Regierungsantritte nämlich beriefen die römischen Bischöfe eine Synode, in welcher über Religionsangelegenheiten verhandelt werden sollte. Man hatte allen Fleiß darauf verwandt, daß nur solche Geistliche berufen würden, von deren Anhänglichkeit an die römische Kirche man überzeugt war. Bonner sollte den Vorsitz führen, sein Caplan Harpsfield bei Eröffnung der Synode die Predigt halten; — dies Alles waren deutliche Fingerzeige dafür, was die Evangelischen von dieser Versammlung zu erhalten hatten. Doch hatte man Philpot, Haddon und vier andere Evangelische nicht übergehen können, da sie als Decane und Archidiacone Sitz und Stimme in der Synode besaßen, und sie waren fest entschlossen, trotz aller üblen Vorzeichen ein entschiedenes Zeugniß für ihren Glauben abzulegen. In diesem Vorsatze wurden sie durch Harpsfields Predigt nur bestärkt. Dieser predigte nämlich

über Apostelgesch. 20, 28: „So habt nun Acht auf euch selbst und auf die ganze Heerde, unter welche euch der heilige Geist gesetzt hat zu Bischöfen, zu weiden die Gemeine Gottes, welche er durch sein eigenes Blut erworben hat!“ Die plumpsten Lobeserhebungen auf die Königin überboten sich einander in dieser Rede, welche außerdem noch von Schriftverdrehungen wimmelte. Unter Anderem umschrieb er die Worte Deborah, Richter 5, 7. 8. also: „Religion war verbannt aus England, sie ruhte, und war vergessen, bis Maria aufstand —, eine Jungfrau stand auf in Israel. Der Herr erwählte neue Krieger.“ Und indem er die Königin mit ihrer Schwester Elisabeth verglich, sprach er: „Maria hat das beste Theil erwählt.“ Weston, der Decan von Westminster, war zum Sprecher ernannt worden. Er eröffnete die Geschäfte am 17. October damit, daß er die Aufmerksamkeit der Versammlung auf den Katechismus, welcher unter Edward VI. ausgegeben war, sowie auf das allgemeine Gebetbuch zu lenken suchte. Er schlug vor, Alle sollten ein Papier unterzeichnen, und erklären, daß sie die wirkliche Gegenwart Christi im Sacrament glaubten, und bereit seyen, beide Bücher zu verwerfen, welche „sehr giftig und voll von Kezereien, und daher höchlich verabscheut werden müßten.“ Philpot erhob sich, und sprach zuerst über die Unziemlichkeit, daß man verlange, sie alle sollten in diesen Sachen durchaus einer und derselben Meinung seyn, ehe man sich zuvor über die einzelnen Punkte verständigt habe. Zugleich könne er darüber sein Erstaunen nicht bergen, daß hier so viele alte und gelehrte Männer es sich angelegentlicher seyn ließen, alte Ueberlieferungen zu vertheidigen und einzuschärfen, als die Wahrheit des heiligen Wortes Gottes. Er schlage deshalb vor, die Sache durch eine öffentliche Disputation zu entscheiden, zu welcher auch noch andere gelehrte Personen, z. B. der Bischof Ridley, hinzugezogen werden möchten. Indesß ward sein Antrag von der Synode verworfen.

Am 23. October versammelte man sich abermals; auch viele Edelleute und andere Laien waren zugegen. Weston begann damit, daß er erklärte, er habe bei Zulassung dieser Zusammenkunft keineswegs die Absicht, die vorgelegten Punkte in Zweifel zu ziehen, sondern nur, den Fünf, oder Sechs, welche sie bezweifelten, ein Genüge zu thun. In dieser und mehreren folgenden Sitzungen ward vorzugsweise über die Lehre von der Brodver-

wandlung gestritten. Philpot, Haddon, Aylmer und Heyney stritten mit Gründen der heiligen Schrift und der Kirchenväter, die Gegner mit Gründen des alten, heidnischen Philosophen Aristoteles. Jene wurden überschrien, Philpot sogar von Weston, der den Ausspruch des Herrn, Matth. 5, 22 nicht zu kennen schien: „Wer aber sagt: Du Narr, der ist des höllischen Feuers schuldig, ein „verrückter Keger“ genannt, den man nach dem Irrenhause schicken müsse. Und als die Protestanten fort und fort ihre Gegner in die Enge trieben, sah sich Weston endlich zu dem Ausrufe veranlaßt: „Ihr habt das Wort, aber wir haben das Schwert!“ Das war deutlich gesprochen! Zugleich aber hatte er ein Bekenntniß abgelegt, woher die Kraft jeder der beiden Parteien komme. —

Das Schwert, mit welchem Weston geraffelt hatte, wurde gar bald aus der Scheide gezogen. Philpot wurde im Namen Gardiners verhaftet, und in dessen Gefängniß geworfen. Die Römischen gaben sich alle erdenkliche Mühe, ihn zu ihrer Meinung herüber zu ziehen, da sie recht gut wußten, daß seine Fähigkeiten und seine Gelehrsamkeit, sowie das Ansehen, in welchem er stand, ihrer Sache im Fall des Gelingens ungemein nützen würde. Aus dem Grunde ward er nicht mit den ersten Märtyrern des Jahres 1555 verbrannt, sondern man behandelte ihn sehr milde, setzte ihn auch in ein besonderes Gefängniß, von jenen getrennt. Doch kurz vor Gardiners Tode war er von diesem dem Bischof Bonner zugesandt. Nun behandelte man ihn mit großer Grausamkeit, ohne daß man es auch jetzt unterließ, ihn noch mit Bekehrungsversuchen zu quälen. Er ward demnach mit noch sechs Anderen im Monat November in ein finsternes Loch am Ende von Bonners Kohlenhause, (ein damals bekanntes Gefängniß), geworfen. Trotz der späten Jahreszeit ließ man die Gefangenen ohne Feuer und Licht; doch es war Einer bei ihnen, der „Tröster“, und unter seinem Einflusse schrieb Philpot im Geheimen aus seinem Gefängniß: „Ich und meine sechs Mitgefangenen wachen auf unserem Strohlager ganz fröhlich auf, wir danken Gott, und sind ebenso munter, wie Andere auf ihren Daunenbetten.“ Aber bald fand man, daß diese Verbindung mit seinen Leidensgefährten der römischen Kirche nachtheilig sey. Deshalb klagte man ihn an, „er bestärke die anderen Gefangenen in ihren Irrthümern,“ und schloß ihn eine Zeit lang allein in ein enges Gefängniß ein. Er selbst beschreibt seine Wegführung also: „Ich ging durch St. Pauls

hinauf nach dem Lollards-Tower, ging darauf an der ganzen westlichen Seite von St. Pauls entlang, und nachdem ich durch sechs oder sieben Thüren gekommen war, gelangte ich nach meinem Gewahrsam durch viele enge und niedrige Gänge, wobei ich mir lebhaft vorhielt, daß der Weg gen Himmel schmal ist. Es liegt dasselbe in einem Thurme, dem Lollards-Tower gerade gegenüber, fast so hoch, wie die Mauern von St. Paul, acht Fuß breit und dreizehn lang, und ungefähr über dem Gefängniß, in welchem ich früher verwahrt wurde, und hat ein Fenster nach Osten hin, aus welchem ich über die Dächer vieler Häuser hinweg sehen, aber Niemanden in ihnen erblicken kann.“ Hier ward er von dem Schließer und seinem Gehülfen sehr genau untersucht; allein es gelang ihm doch, einige Papiere, die er sich um den Leib gebunden hatte, vor ihnen zu verbergen.

Philpot fand Gelegenheit, eine genaue Beschreibung der Einzelheiten von dreizehn Verhören, welche man mit ihm anstellte, und eine vollständige Nachricht von der Behandlung, die er erfuhr, zu hinterlassen. Gleich bei dem ersten Verhör sagte man ihm sehr deutlich, welches Schicksal seiner warte. Dr. Stary, einer der Richter, der den Bekenner mit vieler Brutalität behandelte, sagte ihm nämlich: „Du wirst noch in den Lollards-Tower wandern müssen, um dort wie ein Ketzer behandelt, und von meinem Herrn, dem Bischof von London, gerichtet zu werden.“

In den dreizehn Verhören wurden ihm die Hauptpunkte, in welchen die römisch-katholische Kirche von der wahren Lehre abweicht, vorgehalten: Die Lehre von der Allgemeinheit der Kirche, von der Unfehlbarkeit des Papstes, von der Brodverwandlung, und von dem alleinigen Rechte dieser Kirche, die heilige Schrift auszulegen. Alle Richter wollten ihr Heil an ihm versuchen. „Da du dich so sehr der heiligen Schrift rühmst, sagte Bonner im sechsten Verhör zu ihm, so erkläre mir einmal zwei Stellen derselben: „Der Vater ist größer, denn ich,“ und: „Ich und der Vater sind Eins.“ Philpot antwortete: „In Christo sind zwei Naturen: die menschliche und die göttliche. Nach seiner menschlichen wollte er sagen: „Der Vater ist größer, denn ich;“ nach seiner göttlichen behauptete er: „Ich und der Vater sind Eins.“ Dann wollte Bonner gegen Philpot mit dem Kirchenvater Cyprian disputiren, ein sehr gefährliches Wagniß für einen römischen Bischof. Denn dieser Kirchenvater, der den römischen Bischof

zwar sehr hoch stellt, und die Einheit der Kirche, wie kein Anderer vor ihm gethan hat, sehr stark hervorhebt, hat sich nichts desto weniger den Annahmen des römischen Bischofs Stephanus kräftigst widersetzt,*) aller Bischöfe Unabhängigkeit von Rom behauptet, die ja als Nachfolger der Apostel gleiches göttliches Recht hätten, und i. J. 256 eine nordafrikanische Kirchenversammlung gehalten, die, von ihm mit kräftigen Worten gegen die römischen Annahmen eröffnet, entschieden ihre Freiheit und Unabhängigkeit behauptet hat. Ebenso wenig hat er etwas von der Brodverwandlungslehre gewußt, sondern Brod und Wein sogar nur als symbolische Zeichen angesehen, mit denen Christi Leib und Blut in übernatürlicher Berührung stehen.

Mit den Schriften dieses Bischofs also wollte Bonner den Märtyrer besiegen; schon hatte er den Befehl gegeben, dessen Briefe herbei zu holen. Als er aber merkte, daß sogar dieser Kirchenvater seine Meinungen nicht theile, gab er heimlich den Befehl, das Buch nicht herbeizuschaffen.

Zuletzt suchte Bonner die Brodverwandlungslehre damit zu beweisen, daß er sagte, da Gott vermöge seiner Allmacht Alles bewirken könne, so könne er sich sogar, wenn er wolle, in jenen Teppich verwandeln. Philpot nannte mit Recht dieses Wort eine Gotteslästerung, und setzte hinzu, Gott thue nichts, was seiner Natur zuwider sey. Der Teppich sey eine Creatur, und der Schöpfer könne auf keine Weise sich in etwas Geschaffenes verwandeln.

In einem anderen Verhör warf Bonner dem Bekenner vor, daß er von dem Glauben, in welchem er getauft sey, abtrünnig geworden; „deine Väter, sagte er, hatten wohl einen anderen Glauben, als du.“ Philpot antwortete: „Ich bin nicht auf den Glauben meiner Väter, die für mich eingestanden sind, getauft, sondern auf den Glauben an Jesum Christum und seine Kirche.“ Dr. Chadſäus las darauf eine Ausspruch Cyprians vor: „In der Kirche geht es nicht wohl zu, wo man dem obersten Priester Gottes nicht gehorcht.“ — „Der Herr Doctor versteht den Spruch nicht, erwiderte Philpot. Unter dem obersten Priester versteht Cyprian nicht den Bischof zu Rom, sondern jeden Patriarchen seines Sprengels. Damals

*) Cypriani ep. 75.

nun gab es vier Patriarchen. Und wenn er mit Cornelius*) von dem obersten Priester sprach, so verstand er sich selbst hierunter, da er in ganz Afrika der erste Bischof war, und von mehreren Ketzern verachtet und verlästert wurde. Darüber beklagt er sich bei Cornelius.“...

Nach mehreren ähnlichen Einwendungen Bonners, die von Philpot stets siegreich zurückgewiesen wurden, verließ Ersterer das Zimmer. Darauf wollte ein Professor der griechischen Sprache zu Oxford sein Heil an Philpot versuchen, und behauptete, der römische Bischof Sylvester I. habe nach dem Zeugniß des Eusebius von Cäsarea auf der Kirchenversammlung zu Nicäa 325 den Vorsitz geführt. Man holte die Kirchengeschichte des Eusebius; der gelehrte Doctor blätterte hinten, vorn und in der Mitte, aber was er suchte, war nicht zu finden. Wohl hätte er wissen sollen, daß Sylvester I. Alters wegen gar nicht auf diesem von dem Kaiser Konstantin zusammenberufenen Concil erschienen war.

In einem anderen Verhör warf ihm Bonner vor, er habe in einem seiner Bücher geschrieben: „Wenn in mir, Johann Philpot, die Sünde mächtig geworden ist, so ist die Gnade noch viel mächtiger.“ Der Märtyrer hielt dem Bischof seine Unwissenheit vor, und sagte ihm, daß dies ja Worte des Apostels Paulus seyen (Röm. 5, 20.). Darauf konnte dieser Würdenträger der römischen Kirche allerdings nichts antworten! — So wies Philpot alle Angriffe der Gegner siegreich zurück, da er sich allein auf das festeste Fundament des christlichen Glaubens stützte, die heilige Schrift, und auch an Gelehrsamkeit und Belesenheit in den Kirchenvätern seine Gegner weit übertrug, ohne dabei die einem Christen geziemende Demuth zu vergessen, wie er denn einmal zu ihnen sagte: „Ich rühme mich keiner Kenntniß, als daß ich im Glauben meines Herrn Jesu Christi mich getröste; und ihn immer mehr kennen zu lernen, das ist meine Aufgabe und meine Lust!“ — Die Gegner wurden durch seine Ueberlegenheit nur noch erbitterter gegen ihn, und endlich sagte ihm Bonner am 16. December frei heraus, die Leute sprächen, man werde jetzt, da Gardiner todt sey, keine Leute mehr verbrennen; allein man werde ihn (Philpot) bald befördern, um das Gegentheil zu beweisen.“ Darauf wurden

*) Der Brief, in welchem jene Worte vorkommen, ist an Cornelius, Bischof von Rom, gerichtet.

ihm die einzelnen Punkte der Anklage vorgelesen, ihm aber dabei eine Menge falscher und gotteslästerlicher Lehren zur Last gelegt, ein Verfahren, das wir besonders bei den französischen Märtyrern schon kennen gelernt haben. Philpot aber fragte den Bischof, ob er sich nicht schäme, ihm solche Ungereimtheiten zur Last zu legen. Bonner schritt nun dazu, das Urtheil über ihn auszusprechen, las aber vorher ein Gebet ab, in welchem er Gott um Licht und Beistand bat! Dann hielt man ihm noch einmal die hauptsächlichsten Punkte der Anklage vor; ehe jedoch das Urtheil gelesen war, unterbrach ihn Bourne, der Bischof von Bath, und sagte: „Mylord, fragt ihn erst, ob er widerrufen will!“ Dies Verfahren beobachteten die Papisten in der Regel, um sich dadurch den Schein zu geben, als werde es ihnen sehr schwer, das Schuldig über die Evangelischen auszusprechen. Hier zeigte sich aber Bonner, der sich früher seiner milden Behandlung gegen Philpot gerühmt hatte, recht in seiner Wolfsnatur. Denn er erwiderte: „O, überlaßt ihn sich selbst!“, und so las er das Urtheil vollends ohne Unterbrechung aus.

Der Märtyrer wurde darauf nach Newgate abgeführt. Hier ließ ihn der grausame Gefängnißwärter Alexander mit so vielen Ketten belasten, als er nur zu tragen vermochte, und ihn in diesem Zustande in eins der untersten Löcher werfen. Als der Sheriff von dieser Grausamkeit Kunde erhielt, befahl er jenem Menschen, den Gefangenen milder zu behandeln. Diesem Befehle fügte sich Alexander sehr ungern, ja, er drohte, den Sheriff bei den Bischöfen zu verklagen. Am folgenden Abend ward dem Märtyrer angezeigt, daß der Befehl zu seiner Verbrennung bereits gegeben sey. „Ich bin bereit!“ sagte er. Gott gebe mir Kraft und Gnade, und dereinst eine fröhliche Auferstehung!“ Hierauf zog er sich in die Stille zum Gebet zurück, und dankte Gott, daß er ihn gewürdigt habe, um der Wahrheit willen den Tod zu leiden.“ —

Wir haben jetzt nur noch das Ende dieses treuen Zeugen zu beschreiben. Am andern Morgen um 8 Uhr kamen die Sheriffs, um ihn abzuholen. Er stieg hinab, und ging ihnen mit großer Freudigkeit entgegen. Am Thore stand sein treuer Diener, ihm Lebewohl zu sagen. Der Weg nach Smithfield war sehr schmutzig; darum nahmen ihn zwei Beamte auf ihre Arme, um ihn bis zum Scheiterhaufen zu tragen. „Was?“ sprach er scherzend, wollt Ihr mich zu einem Papste machen? Ich bin zufrieden, zu dem Ende meiner Wallfahrt zu Fuße hinzugehen.“

Als er Smithfield betrat, kniete er nieder, und sagte: „Ich will Dir, o Smithfield, mein Gelübde bezahlen!“ Darauf fügte er den Scheiterhaufen mit den Worten: „Sollte ich mich weigern, auf diesem Scheiterhaufen zu leiden, da ich sehe, daß mein Erlöser sich nicht geweigert hat, einen schimpflichen Tod am Kreuze für mich Sünder zu erdulden?“ Nachdem er den 106., 107. und 108. Psalm gebetet, und Geld unter die Gerichtsdiener vertheilt hatte, ward er an den Pfahl gebunden, und litt in Geduld und Ergebung seinen Zeigentod. So starb Johann Philpot am 18. Januar 1556, im 44. Jahre seines Lebens, mit den Worten des Dankes und des Lobes auf den Lippen: „Danket dem Herrn! Denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich. Wer kann die großen Thaten des Herrn ausreden, und alle seine löblichen Werke preisen?“ (Ps. 106, 1. 2.)

Das Volk aber zeigte bei seinem Leiden viel Schmerz und Theilnahme, so daß in Folge dessen das Ministerium ein Schreiben an den Lordmayor erließ, in welchem dasselbe anordnete, daß Leute angestellt würden, die Jeden, der es wagen würde, die Ketzer bei ihrer Hinrichtung zu trösten, ihnen Hülfsleistungen zu thun, oder sie zu loben, augenblicklich ergreifen sollten. —

Thomas Whittle und seine sechs Gefährten.

(gest. 1556.)

„Ich schwöre, und will es halten, daß ich die Rechte Deiner Gerechtigkeit halten will.“ (Ps. 119, 106.)

Coverdale, von dem wir unseren Lesern im Leben Tyndale's Einiges erzählt haben, hat uns ein Gemälde von

den Leiden der Märtyrer um diese Zeit entworfen, von welchen wir einige Züge hier kurz anführen wollen. Er berichtet von finsternen Höchern und ekelhaften Winkeln, in denen diese Kinder Gottes gefangen gehalten wurden. Andere wurden, wie wir schon gesehen haben, so schwer mit Ketten belastet, daß sie kaum stehen konnten; wieder Anderen wurde ein an der Wand befestigtes Halseisen angelegt, während ihre Füße höher als ihr Kopf angeschlossen waren. Oder man legte eine Hand, oder einen Fuß in den Stock, ohne ihnen einen Stuhl, oder einen Stein zu geben, auf dem sie ihren gefolterten Leib hätten ausruhen lassen können. Auch legte man Viele in eine gewisse Maschine, in welcher ihr Leib so gebogen ward, daß er einen Halbkreis bildete. Und, wie wir oben schon erzählt haben, mehr als Einer ist des Hungertodes gestorben, wie sich denn ihre Verfolger rühmten, sie wollten diese leidenden Heiligen dahin bringen, „daß sie vor Hunger ihre Fingerspitzen aufzehren sollten!“ Obgleich man ihnen Tinte, Feder und Papier versagte, so fanden sie doch hin und wieder Gelegenheit, ihren Freunden einige Nachrichten über ihre Beständigkeit im Glauben zukommen zu lassen. Und wie machten sie dies möglich? Sie nahmen von den Fenstern kleine Stücke Blei, und tauchten diese in ihr eigenes Blut! Mehrere solche mit Blut geschriebene Briefe, — buchstäblich Denkschriften einer blutigen Regierung, — sind von den Schriftstellern jener Zeit benutzt worden. Jene Schriftzüge sind nun längst verblichen; aber möchten sie in unseren Herzen wieder aufleben, als Zeugniß treuer Liebe, und uns zu ernster Prüfung veranlassen, ob wir in einer gleichen Lage im Stande wären, mit unserem Blute die Festigkeit unseres Glaubens zu verkünden! —

Das Wort Gottes war zu der Zeit theuer im Lande. An verborgenen Orten versammelten sich diese Stillen im Lande, — deren lautes Zeugniß aber bis in unser Jahrhundert hinüberschallt, — um sich am Worte Gottes zu erbauen, keinen Augenblick sicher, von ihren Feinden ergriffen, und dem Feuer übergeben zu werden. Oft fehlte es an Geistlichen; denn die Flammen der Scheiterhaufen hatten deren Reihen schon gewaltig gelichtet; viele Andere waren auf das Festland geflohen. Dann traten Laien auf, von denen das Wort galt 1 Joh. 2, 27: „Und die Salbung, die ihr von ihm empfangen habt, bleibt bei euch, und dürft nicht, daß euch jemand lehre; sondern wie euch die Salbung allerlei lehret, so ist es wahr, und ist keine Lüge.“ Unter diesen Laien wird vor-

züglich ein Ziegelbedeker erwähnt, Namens Daunce, welcher jeden Sonntag in seinem Garten das Evangelium predigte. Daneben ließen Coverdale und andere Gläubige viele Tractate im Auslande drucken, und heimlich nach England schaffen. Hierüber ergriminten die Priester so sehr, besonders da diese zahlreichen Schriften eifrig gelesen wurden, daß die Sache selbst im Parlament zur Sprache kam, und Maßregeln gegen die Verbreiter ergriffen wurden.

Unterdeß brannten die Scheiterhaufen fort. Bonners Erklärung, daß die Ketzer verbrannt werden sollten, obgleich Gardiner gestorben sey, bewahrheitete sich von Neuem am 27. Januar. An diesem Tage wurden zu Smithfield sieben Märtyrer, fünf Männer und zwei Frauen, zusammen verbrannt.

Einer von diesen war Thomas Whittle, ein Priester in der Grafschaft Essex. Während der Regierung Edwards VI. predigte er treu und entschieden das Evangelium; bei der Thronbesteigung der Königin Maria aber ward er aus seiner Pfarrei vertrieben, weil er verheirathet sey. Er zog nun von Ort zu Ort, und suchte überall Gelegenheit, das Evangelium zu verkündigen. Mitten aus dieser Thätigkeit ward er herausgerissen durch Einen der römischen Angeber, der ihn verhasste, und vor Bonner führte.

Es war Anfangs Januar 1556, als er nach einer in dem Kämmerchen des Pförtners durchwachten Nacht, woselbst er auf dem bloßen Boden hatte liegen müssen, obgleich er krank war, vor dem Bischof Bonner erschien. Dieser fragte ihn, ob er wohl zur Messe gekommen seyn würde, wenn er nach ihm geschickt hätte. Whittle antwortete, er würde zu seiner Herrlichkeit wohl gekommen seyn; was aber die Messe beträfe, so habe er wenig Sehnsucht nach ihr. Bei diesen Worten sagte der Bischof zornig, er solle bei Brod und Wasser gehalten werden; zugleich schlug er ihm mit der Faust in's Gesicht, zuerst auf die eine, und dann auf die andere Backe, und befahl, ihn hinweg zu führen. Whittle ward nun in einen engen Raum gebracht, den man zur Aufbewahrung von Salz benutzte. Hier ward er zwei Tage und zwei Nächte eingeschlossen, ohne auch nur etwas Stroh zu erhalten, auf das er sich hätte niederlegen können.

Als diese Behandlung den Gefangenen nicht beugte, versuchte man es auf andere Weise. Bonner ließ ihn wieder rufen, empfing ihn aber dies Mal mit großer Freundlichkeit, ging mit ihm in seinem Garten spazieren, und wollte ihn nicht

reden lassen, er hätte denn zuvor sein Haupt bedeckt. Dabei lobte er seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, „in Summa, wie ein alter Erzähler sagt, er wäre seines Erachtens werth, daß er viele Diener hätte, und in einem großen Palast und köstlichen Haus wohnete, daß er etwa ein Dechant, oder Archidiacon würde in einer vornehmen, berühmten Kirche.“ Bonner bat ihn, von seiner Meinung abzustehen, und versprach ihm alle mögliche Unterstützung, da seine Verirrungen offenbar nur aus menschlicher Schwachheit geschehen seien. Ueberdies erhielt er eine prächtige Wohnung, eine Menge Priester bestürmten ihn in gleicher Weise, luden ihn zu ihren Gelagen, so daß der arme Mann rings von Feinden umgeben war, die sich Alle seine besten Freunde nannten. — In alter Zeit ist einmal vorgekommen, daß ein siegreicher Feldherr sein tapferes, abgehärtetes Heer in eine reiche, üppige Stadt in Winterquartiere legte. Hier gefiel es den Soldaten gar sehr; als aber im Frühling die Trommel wieder gerührt ward, da waren die tapferen Soldaten Weichlinge geworden, und vermochten den Feinden nicht mehr zu widerstehen. So etwa erging es auch unserm Whittle. Denn zuletzt ward er überwunden, und ließ sich bereben, eine allgemeine Erklärung gegen alle Irrthümer und Ketzereien zu unterzeichnen!

Allein „glauben wir nicht, so bleibet Er treu; Er kann sich selbst nicht läugnen.“ (2 Tim. 2, 13.) „Von dem Augenblicke an fühlte er, wie er sich selbst ausdrückt, eine Hölle in seiner Brust.“ Sein Schmerz war so groß, daß menschlicher Trost an ihm nicht haften wollte. Endlich, nach langem Kampfe, hörte er die Stimme dessen, der „das zerstoßene Rohr nicht zerbricht, und das glimmende Docht nicht auslöscht,“ welche Stimme auch ihm zurief: „Sei getrost mein Sohn! Deine Sünden sind dir vergeben.“ Und der göttliche Friede, der nun sein Herz erfüllte, gab ihm die Kraft, hinzugehen, und sich seinen Widerruf noch einmal zeigen zu lassen. Sowie er ihn in der Hand hielt, zerriß er ihn in tausend Stücke, ehe es Jemand verhindern konnte; sofort aber ward er verhaftet, und vor Bonner geführt. Dieser brach jetzt in rohen Zorn aus, raufte ihm den Bart, hielt ihn mit der einen Hand am Barte fest, während er ihn mit der andern Hand so heftig schlug, daß ihm das Blut aus Mund und Nase quoll, bis er zuletzt unter den Mißhandlungen dieses Henkers im bischöflichen Gewande ohnmächtig zusammenbrach. Wenige Tage nach diesem Vorfall ward er zum Scheiterhaufen verurtheilt.

Ueber seinen Fall, den er gethan, und nun wieder ernstlich bereute, sowie über seine Freudigkeit nach der Verurtheilung wollen wir ein denkwürdiges Wort von ihm hersetzen. Er schreibt aus seinem Gefängniß: „Sie griffen mich an, und versuchten mich mächtig und listig, auf ihre bösen Wege zu treten, oder wenigstens meinen Glauben zu verläugnen, wenn es auch nur zum Schein geschähe. Und ach, in gewisser Hinsicht gewannen sie die Oberhand! Nicht, als wenn ich ihre falschen Meinungen und ihre papistische Religion gebilligt, oder an der Wahrheit, in welcher ich stehe, gezweifelt hätte; sondern die Schwachheit des Fleisches betrog mich, meine Freiheit durch unerlaubte Mittel zu suchen. Möge Gott es mir am Gerichtstage nicht zurechnen! Und darum bitte ich auch Euch herzlich, für mich zum Herrn zu beten. Nichts desto weniger glaube ich aber doch, daß aus dem Ganzen Vortheil für mich entsprungen ist, als Gott es dem Satan zuließ, mich durch seine vorher genannten, unglücklichen Diener zu schlagen. Es ist mir dadurch meine Schwäche gezeigt worden, daß ich mich nicht rühmen, oder mich über mich selbst freuen möchte, sondern mich einzig rühmen könne des Herrn Christi, der mich zwar wegen meiner Furchtsamkeit, Untreue und listigen Bemäntelung in solchen wichtigen geistlichen Dingen durch die Furcht vor der Größe seiner Gerichte in meinem Gewissen in die Hölle geführt, mich aber von daumen wieder heraus geführt hat durch seine Gnade zur Verherrlichung seines Namens.“

Und bei diesem Bekenntniß ist er geblieben bis zum Tode.

Bartholomäus Green, ein Edelmann, war ein Anderer aus der Zahl jener sieben Bekenner. Er hatte zu Oxford studirt, und war durch die Vorlesungen Peter Martyrs zum Glauben gekommen. Später fing er das Studium der Rechte an, blieb aber dem evangelischen Bekenntniß unverrückt treu. Gegen Ende des Jahres 1555 ward ein Bote auf seinem Wege nach dem Festlande aufgefangen, welcher den dort in der Verbannung lebenden Evangelischen von ihren Freunden Briefe überbringen sollte. Unter diesen war auch ein Brief von Green. Damals reichte es überhaupt schon hin, Jemanden in die größte Gefahr zu bringen, wenn man ihm nachweisen konnte, daß er an Einen jener Verbannten geschrieben habe. Dazu kam noch, daß Greens Freunde angefragt hatten, ob das Gerücht sich bestätige, daß die Königin ihrem Ende nahe sey. Green hatte darauf bloß erwidert: „Die Königin ist nicht todt.“ Dafür ward er als ein Verräther arretirt. Da er aber nun einmal gefangen

war, so mußte er sich auch die gewöhnlichen Prüfungen gefallen lassen, und wurde als ein Ketzer zum Tode verurtheilt. Als der Kanzler vor der Verurtheilung Drohungen gegen ihn austieß, bat er den Rath, „sein Wort bald ins Werk zu richten; denn er sey bereit, wegen des Bekenntnisses des Namens Gottes zu sterben.“ Im Gefängniß bestürmten ihn seine Freunde und Verwandten mit glatten Worten und vielen Thränen, „daß er doch seine Ehre bedenken, seines Lebens wahrnehmen und seiner stattlichen Freundschaft verschonen wolle.“ Nach vielen Bitten ließ er sich bewegen, gewisse Artikel, die sie ihm vorlegten, zu unterschreiben; aber alsbald erschraak er über diesen Schritt, nahm das Papier den falschen Freunden aus der Hand, und zerriß es in Stücke. Am nächsten Tage ward er dann verurtheilt.

In der Nacht vor seinem Tode schrieb er noch einen gar schönen Brief an einen Freund. Er sagt darin: „Der Tag des Todes ist besser, sagt der Weise, als der Tag der Geburt. Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt eine kurze Zeit, und wird mit vielerlei Glend überschüttet; aber selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben! Der Mensch wird von einem Weibe mit Schmerzen geboren, und lebt in lauter Glend, und vollendet seinen Lauf mit Jammer und Unglück. In Jesu Christo aber stirbt ein Mensch mit Freuden, auf daß er hernach mit ihm in ewiger Seligkeit herrschen möge. Es wird deswegen ein Mensch geboren, daß er zu seiner Zeit wieder sterbe, und er stirbt auch, auf daß er wiederum lebe. Sobald ein Mensch von seiner Mutter kommt, zeigt er alsbald sein Glend an mit Weinen, aber in seinem seligen Abschied freut er sich, und lobet Gott, seinen Herrn. . . . In diesem Leben ist er durch die Sünde im Tode; im zukünftigen Leben aber lebet er in Gerechtigkeit und Seligkeit. . . . Hier ist Haß, dort ist Liebe; hier ist Glend, dort ist Glückseligkeit; hier ist Alles verderblich und vergänglich, dort aber Alles unsterblich und unvergänglich! . . .“

So freudig ging dieser Jünger des Herrn dem Tode entgegen! Aber gerade an ihm zeigte sich der Haß des Fürsten der Finsterniß noch ganz besonders. Bonner ließ ihn bei der Verurtheilung unbarmherzig geißeln, und da ihm dies nicht genug war, so schlug er ihn zuletzt eigenhändig mit Ruthen!

Thomas Brown war ein Künstler im Kirchspiel St. Bride. Er ward angeklagt, daß er niemals die Kirche besuche; in Folge dessen ward er verhaftet, verhört und zum Tode verurtheilt.

John Tudson war der Name des Vierten, eines Londoner Bürgers.

John West, ein Tuchscheerer, ward von Esser nach London gesandt, um mit den sechs Andern zugleich verbrannt zu werden.

Isabel Foster gehörte gleichfalls zum Kirchspiel St. Bride, und ward aus demselben Grunde, wie Thomas Brown, angeklagt.

Johanna Lashford war die Tochter der Elisabeth Warne. Gleich ihrer Mutter und ihrem Schwiegervater ward sie vornehmlich auf Veranlassung des Dr. Story, eines nahen Verwandten von ihr, ergriffen, und zum Tode verurtheilt. Obgleich sie erst 20 Jahre alt war, so legte sie doch ein gutes Zeugniß von der Wahrheit ab, und litt in der Kraft des Herrn ihren Tod mit großer Standhaftigkeit.

Diese sieben Märtyrer starben also an Einem Tage, am 27. Januar 1556, zu Smithfield. Und es war, als ob die Verbrennung einzelner Bekenner den Feinden der Wahrheit nicht mehr genügte; man wollte mehr schaffen, und versuchte es, die Gläubigen haufenweise vom Leben zum Tode, oder, wie Thomas Whittle gesagt haben würde, vom Tode zum Leben zu befördern. Daher wurden vier Tage später, am 31. Januar, zu Canterbury wieder fünf Glaubenszeugen verbrannt, ein Mann und vier Frauen. Ihre Namen sind: John Tomas, Agnes Snoth, Anna Allbright, Johanna Sole und Johanna Catmer, die Wittwe von Georg Catmer, welcher im September 1555 gelitten hatte. Sie wurden auf zwei Scheiterhaufen, aber in Einem Feuer verbrannt. Während die Flammen um sie herum wütheten, sangen sie ununterbrochen Lobpsalmen, und zeigten solchen Glauben und solche Geduld, daß Sir John Norton, der Befehl erhalten hatte, bei ihrem Tode gegenwärtig zu seyn, davon auf's Tiefste ergriffen wurde.



Thomas Cranmer,
Erzbischof von Canterbury.
(gest. 1556.)

„Und der Herr wandte sich, und sahe Petrum an. Und Petrus dachte an des Herrn Wort, das er zu ihm gesagt hatte: Geh denn der Hahn krähet, wirst du mich dreimal verläugnen. Und Petrus ging hinaus, und weinte bitterlich.“
(Luc. 22, 61. 62.)

Thomas Cranmer war entsprossen aus einer altadeligen Familie, die einst mit Wilhelm, dem Eroberer, nach England gekommen seyn soll, und ward am 2. Juli 1489 zu Alacton in der Grafschaft Nottingham geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt er von einem barschen und unwissenden Priester, von dem er „wenig lernte, und viel leiden mußte.“ In der Schule seines Vaters, eines ehrenfesten, aber ungebildeten Landedelmannes, der, wie die Meisten seiner Standesgenossen, nur Sinn für Jagd und Waffenspiel hatte, lernte er reiten, Bogen und Schwert führen, fischen, jagen und beißen.

Um das Jahr 1504 wurde er in das Jesus-Collegium nach Cambridge geschickt. Hier verlor er seine erste Zeit allermeist mit der scholastischen Theologie. Später studirte er mit großem Eifer die Schriften eines Erasmus, Lefèvre und Anderer, welche auch ihm, wie so manchen Anderen, eine Brücke bilden halfen zu den Schriften der Reformatoren. Zu derselben Zeit gewann er ein Mädchen von guter Herkunft lieb, und da er es nicht machen wollte, wie viele andere Studenten, die um ihres Fortkommens willen der Ehe ein lüderliches Leben vorzogen, so heirathete er seine Geliebte. Er mußte in Folge dieses Schrittes das Collegium verlassen, und bezog mit seiner Frau den Gasthof zum Kronprinzen, der einer Anverwandtinn seiner Frau gehörte. Hier setzte er seine Studien mit allem Eifer fort, da er jetzt zu seinem Fortkommen allein auf seine eigene Arbeit angewiesen war. Seine Vorlesungen im Buckingham-Collegium erregten die Bewunderung aller Besseren und den Zorn der Papisten. „Denn er fuhr, wie Einer seiner Lebensbeschreiber sagt, den Mönchen gar unsanft über ihren rauhhaarigen Rücken, und striegelte den müßiggängerischen Pfaffen das Fell, daß es eine Art hatte.“

Seine Frau starb nach einjähriger Ehe im ersten Kindbett, worauf Cranmer nach einstimmigem Beschluß wieder in das Jesus-Collegium aufgenommen wurde. Eben waren Luthers erste Schriften erschienen, die auch Cranmers ganze Aufmerksamkeit auf sich zogen. „Ich muß darüber ins Klare kommen, sagte er, auf welcher Seite die Wahrheit ist. Es giebt nur Eine untrügliche Quelle, die heilige Schrift; da will ich die göttliche Wahrheit suchen.“ Er studirte nun volle drei Jahre lang nur die heilige Schrift, und je tiefer er in dieselbe eindrang, desto mehr erkannte er die Wahrheit. Erst dann legte er sich auch auf das Studium aller möglichen Schriftsteller, die er an der heiligen Schrift maß und verglich. Bald wurde ihm eine Auszeichnung um die andere zu Theil; er wurde Doctor der Theologie, dann Professor, hierauf Prediger und Examinator an der Universität. Glühender Haß der Mönche war der Lohn dafür, daß er die jungen Theologen wieder und immer wieder auf das Studium der Bibel hinwies. Man muß die dunklen Stellen aus den heiligen erklären, Schrift durch Schrift, sagte er zu den Candidaten, man muß suchen, beten, und der, der die Schlüssel Davids hat, wird aufthun.“ Vor dieser Aufgabe graute den Mönchen, sein Name war bald ein Schreckenswort in den Klö-

stern; aber Mancher konnte ihm später für seine Strenge von Herzen danken. Ein gewisser Barret, nachmals Doctor der Theologie, dankte Gott, daß Cranmer ihn habe durch das Examen fallen lassen. Dadurch sey er mit Gewalt zum gründlichen Studium der heiligen Schrift gedrängt, und habe so die Wahrheit gefunden.

Während dieser Zeit wurde Heinrichs VIII. Ehescheidung von seiner Gemahlinn, Catharina von Arragonien, von dem Könige besonders eifrig betrieben, von dem päpstlichen Legaten Campeggio aber und dem Cardinal Wolsey auf alle nur mögliche Weise verzögert. Wolsey war zwar anfangs auf Seiten des Königs gewesen, theils aus Rache gegen die strenge und bigotte Catharina, die des Cardinals verschwenderische und ausschweifende Lebensweise oft gestraft hatte, theils aus Rache gegen den deutschen Kaiser Karl V., dessen Tante Catharina war, weil dieser ihm Hoffnung auf den päpstlichen Stuhl gemacht, später aber seinen früheren Lehrer Hadrian VI. dem Cardinal vorgezogen hatte. Indes war ihm die Verbindung Heinrichs mit der Lady Anna Boleyn, einer Beförderinn der Reformation, noch mehr zuwider, weshalb er später im Geheimen gegen die Scheidung des Königs arbeitete.

In dieser Zeit, als Heinrich VIII. den Kopf voll Pläne hatte, um seine Scheidung trotz aller Hindernisse durchzusetzen, trafen der Dr. Gardiner, Secretair des Königs, und der Hofprediger Dr. Fox mit Dr. Cranmer in dem Hause eines Edelmanns, Namens Cressy, zusammen. Beim Abendessen kam das Gespräch auf des Königs Ehescheidung, und Cranmer äußerte, die Sache könne auf einem viel sicherern und kürzern Wege abgemacht werden. „Welches ist dieser Weg?“ riefen Gardiner und Fox. „Die Hauptfrage ist die, antwortete Cranmer, was sagt das Wort Gottes? Wenn Gott eine Ehe dieser Art für unrecht erklärt hat, so kann sie der Papst nicht für recht erklären.“ Fox trug diesen Ausweg dem Könige vor, und dieser befahl sofort, den Dr. Cranmer an den Hof zu rufen. Sehr ungern folgte der Doctor diesem Befehle; er beschwor Gardiner, ihn bei dem Könige zu entschuldigen, und dieser schlaue Höfling, dem gleich von vornherein dieser Verlauf der Sache unangenehm gewesen war, that sein Möglichstes, um den König davon abzubringen, Cranmer zu sprechen; aber Alles war umsonst. Heinrich theilte dem Doctor seine Gewissensbedenken mit wegen

seiner nahen Verwandtschaft mit Catharina,*) da die Ehe gegen 3 Mos. 20, 21 sey. Cranmer lehnte es ab, eine entscheidende Antwort zu geben, und schlug vor, das Gutachten theologischer Facultäten einzuholen; aber der König ließ ihn nicht los, ohne eine bestimmte Erklärung. In dem Hause des Grafen Wiltshire, des Vaters der Anna Boleyn, arbeitete er sie aus. Sie lautete dahin, in dieser Angelegenheit habe allein die heilige Schrift entscheidendes Ansehen; man könne aber auch aus allgemeinen Kirchenversammlungen und den alten Vätern nachweisen, daß der König im Rechte sey; der Bischof von Rom habe nicht das geringste Recht, sich über das Wort Gottes zu stellen. Der König fragte ihn, ob er bei dieser seiner Behauptung bleiben wolle, und sie vertheidigen könne. Da Cranmer dies versicherte, so ward er als Mitglied einer Deputation, die außer ihm aus dem Grafen Wiltshire, den Dr. Stokesley, Dr. Farne, Dr. Bennet und Anderen bestand, nach Rom geschickt, um mit dem Papste zu unterhandeln. Der Papst machte Ausflüchte, suchte die Sache wieder in die Länge zu ziehen, und ernannte schließlich, um an ihm bei Heinrich einen Vertheidiger zu bekommen, Cranmer zum Groß-Bönitentiarius von England, eine bedeutungslose Ehre, die natürlich einen Cranmer nicht umstimmen konnte.

Hierauf besuchte er Deutschland, um die Ansichten evangelischer Universitäten über des Königs Ehescheidung kennen zu lernen, auch den Fürsten, welche so eben (am 29. März 1531) den schmalkaldischen Bund geschlossen hatten, den Beistand des englischen Monarchen gegen den Kaiser anzubieten. Indes erklärten sich die evangelischen Theologen nicht so günstig über jene Scheidungssache, als es selbst viele Katholiken thaten. Cranmer blieb einige Zeit in Deutschland. Im Jahre 1532 finden wir ihn bei Osiander in Nürnberg, dessen Richte er heirathete. Seine Verbindung mit den Lutheranern trug viel dazu bei, ihn von dem Ungrunde der Brodverwandlungslehre zu überzeugen, und ihn zur lutherischen Abendmahlslehre hinzuführen.

Während er von England abwesend war, starb der Erzbischof Warham von Canterbury. Der König ernannte Cranmer zum Nachfolger, mit Uebergehung Gardiners und Anderer, wodurch er die Zahl seiner Freunde gerade nicht ver-

*) Catharina war nämlich die Gemahlinn des verstorbenen Prinzen Arthur, des Bruders Heinrichs VIII., gewesen.

mehrt sah. Er erklärte jedoch dem Könige, da er ohnehin nicht lüftern war nach diesem hohen, so verantwortlichen Amte, er sey nicht geneigt, das Erzbisthum aus des Papstes Hand anzunehmen, dem er dadurch keine Macht im Königreiche einräumen dürfe. Eine Commission von Rechtsgelehrten stimmte diesem Verlangen bei, worauf Cranmer den Amtseid am 30. März 1533 mit der Erklärung ablegte, daß er dies geistliche Amt nur übernehme, soweit er es als Diener Christi und Unterthan des englischen Reichs könne. Der Papst mußte sich fügen, und in einer Bulle, wohl oder übel, seine Billigung aussprechen.

Bei der Führung dieses wichtigen Amtes setzte er sich, wie er sagte, den Apostel Paulus zum Muster vor. Um fünf Uhr stand er auf, betete, und studirte bis neun Uhr; darnach bis zum Mittagessen besorgte er seine weltlichen Geschäfte. Nach Tische gab er allen Bittenden und Streitenden Gehör, und entschied ihre Angelegenheiten mit solcher Ruhe und Weisheit, daß in der Regel auch die zufrieden gestellt und überzeugt waren, gegen welche er entschieden hatte. Dann spielte er eine Stunde Schach, wohnte um fünf Uhr dem Abendgottesdienste bei, und machte nachher bis zum Abendessen einen Spaziergang. Nach demselben studirte er wieder bis zum Schlafengehen.

Cranmer war außerordentlich mild und demüthig, und benutzte das Ansehen, in das er durch seinen Character bei Heinrich VIII. gekommen war, trefflich zum Besten der neu sich gestaltenden englischen Kirche. Zur Seite stand ihm darin, so lange sie lebte, Anna Boleyn, mit der sich der König Ende Januar 1533 vermählt hatte. Abgesehen davon, daß sie wirklich evangelisch gesinnt war, trieb sie dazu noch die Abneigung gegen den Papst, welcher Heinrichs Scheidung von Catharina von Arragonien, sowie desselben Wiederverheirathung für ungültig erklärt, und dem Erzbischof Cranmer mit dem Bann gedroht hatte, wogegen dieser an eine allgemeine Kirchenversammlung appellirte.

Von der Milde und Demuth Cranmers stehe hier ein Beispiel, das uns ein Biograph des Erzbischofs aufbewahrt hat! Seine Feinde nämlich hatten ihm, mit Anspielung auf seine frühere Wohnung in jenem Gasthause, wovon wir unseren Lesern oben erzählt haben, den Schimpfnamen „Stallknecht“ beigelegt, und behaupteten, er sey ein ganz ungelehrter Mensch, der ursprünglich Gastwirth gewesen sey. Eines Tages nun hörte Cranmer, daß ein unwissender Mönch, weil er ihn einen

Stallknecht gescholten, und sehr herabwürdigend von seiner Gelehrsamkeit gesprochen habe, ins Gefängniß geworfen sey. Er ließ ihn sofort vor sich führen, und forderte diesen Priester auf, ihn über irgend einen gelehrten Gegenstand zu prüfen. Der bestürzte Mönch, seiner Unfähigkeit sich bewußt, bat den Erzbischof um Verzeihung, die er auch erhielt, nebst guten Lehren für die Zukunft.

Aber wir dürfen auch die Schwächen Cranmers um der Wahrheit willen nicht verschweigen. Er hatte ein angenehmes Aeußere; in seinem freundlichen und einnehmenden Blick schien sich die Reinheit seiner Seele zu spiegeln. Dabei aber war er bei seiner tiefen, für Freude und Schmerz gleich empfänglichen Gemüthlichkeit den Einflüssen der Sorge und des Kummer mehr als Andere ausgesetzt, und gegen die Gefahr des Falls weniger geschützt. Die für seine hervorragende Stellung unentbehrliche Festigkeit fehlte ihm leider zu sehr; über einem kleinen Steinchen konnte er straucheln; zu viel auf Menschen sich stützend, war er gar leicht geneigt, der erkannten Wahrheit etwas zu vergeben. Seine große Bedeutung in der Geschichte der englischen Reformation läßt sich nicht verkennen; aber zum Reformator war er nicht geboren.

Doch, trotz seiner Nachgiebigkeit gegen die königliche Gewalt, und des Ansehens, in welchem er bei Heinrich VIII. stand, hatte er doch während der Regierung dieses grausamen und wollüstigen Königs einen harten Stand. Im Jahre 1533 wurden unter seinem Einflusse vom Parlament die ersten entschiedenen Maßregeln ergriffen, das Volk von dem römischen Joche zu befreien. Im folgenden Jahre gelang es ihm, den liebsten Wunsch seines Herzens durchzusetzen, indem er den Adel und die Bischöfe vermochte, jene Acte zu unterzeichnen, welche den König für das einzige weltliche Oberhaupt der englischen Kirche erklärte. Wie die Geschichte der folgenden Jahre zeigt, war für die Reformation Englands durch diesen Schritt mehr verloren, als gewonnen. Der Kanzler Thomas Morus und der Bischof Fischer, die sich dieser Maßregel beharrlich widersetzen, mußten das Blutgerüst besteigen. So wurde diese ganz äußerliche Lossagung von Rom, die man dazumal mit dem Namen „Reformation“ zu benennen beliebte, gleich zu Anfang mit Blut besudelt, während der König innerlich bis an sein Ende der päpstlichen Kirche angehörte. Auf diese Gesinnung des Königs bauten Cranmers Feinde ihre Pläne gegen ihn. Gar-

diner, dieses „Kind der Bosheit,“ alt an Jahren und an Verworfenheit, der dem Erzbischof vor Allem nicht vergeben konnte, daß er „Primas von England“ hieß, während er selbst diese hohe Würde so gern gehabt hätte, hezte den König auf jede nur mögliche Weise gegen ihn auf; ja sein Fall schien gewiß, als 1539 jene sechs Glaubensartikel vom Könige fest gesetzt wurden, in denen die Brodverwandlungslehre, die Communion unter Einer Gestalt, die Ehelosigkeit der Priester u. s. w. bei Todesstrafe für die Uebertretung festgesetzt wurden. Cranmer war ja verheirathet, und seine Frau lebte bei ihm. Doch trat er dies Mal entschieden gegen den König auf, und setzte die Aufhebung jener sechs papistischen Artikel durch. Jedoch ruhten seine Feinde noch nicht. Sie sprengten aus, Cranmer gehe mit hochverrätherischen Plänen um, und halte in seinem Hause allerlei gefährliche Versammlungen. Im Jahre 1544 ward ihm sein erzbischöflicher Palast in Canterbury angesteckt, bei welcher Gelegenheit sein Schwager nebst mehreren Anderen in den Flammen umkam; ja, Gardiner drang zuletzt geradezu in den König, Cranmer in den Tower zu werfen. Allein Heinrich liebte und achtete ihn zu sehr, als daß er den Einsflüsterungen dieser Leute sein Ohr geliehen hätte.

Noch größer wurde der Haß der Papisten, als 1537 Cranmers „Harmonie der vier Evangelien“ erschien, und 1538 sogar die ganze heilige Schrift zum Verkauf ausgebaut wurde. Er hatte sehr eifrig die Verbesserung einer alten englischen Uebersetzung und theilweise die Anfertigung einer neuen betrieben. Diese Uebersetzung sandte er in einzelnen Theilen den gelehrtesten unter den englischen Bischöfen mit der Bitte zu, sie durchzusehen und zu verbessern. Die Apostelgeschichte erhielt Stockerley, Bischof von London; allein er lehnte es ab, sich irgendwie bei der Sache zu betheiligen, „weil durch die Bibelübersetzung das Volk nur in Irrthum gestürzt werde.“ Als Cranmer seine Verwunderung über diese Halsstarrigkeit und Feindseligkeit Stockerleys aussprach, sagte Einer der Anwesenden: „Mich wundert das nicht! Es ist ja ein Theil des Neuen Testaments, und da der Bischof von London überzeugt ist, daß ihm Christus kein Vermächtniß, keine Renten und Zinsen in seinem Testamente vermacht hat, so hält er es auch für reine Thorheit, Mühe und Arbeit an eine Sache zu verwenden, aus welcher ihm kein Gewinn entspringt. Und überdies ist es die Geschichte der Apostel, welche einfache, arme, ungelehrte Fischer und Zöllner waren, und deshalb verachtet sie Mylord von London, und will mit ihnen nichts zu schaffen haben.“ —

Cranmer predigte in diesen Jahren sehr fleißig in Canterbury. Er griff aber in seinen Predigten nicht bloß die Irrthümer des Papstthums an, sondern mußte auch Grund zu legen, und das Evangelium zu verkündigen, „daß uns unsere Sünden allein vergeben werden können durch den Tod Jesu Christi, unseres Heilandes, wenn wir mit Buße und Glauben zu ihm aufschauen.“ Und eine der Regeln, welche er allen Geistlichen einschärfte, war die, „daß in allen Kirchen nur das reine, lautere, wahre Wort Gottes gepredigt werden sollte.“ Und da, wo dies geschah, konnten die Kirchen die Zuhörer kaum fassen.

Am 28. Januar 1547 starb Heinrich VIII. Erst unter der Regierung Eduards VI. durfte Cranmer freier wirken; viele ausgezeichnete evangelische Theologen wurden nach England berufen, die englische Kirche erhielt durch Cranmer einen gereinigten Lehrbegriff und eine neue Verfassung. Man ging, was die Verfassung betrifft, von dem Grundsatz aus, daß im Aeußerlichen die Trennung von der katholischen Kirche so wenig als möglich auffallend zu machen sey, und behielt die Bischöfe, manche Formen des Gottesdienstes, die enge Verbindung des Staates mit der Kirche bei, indem man von der Heilsamkeit mancher früheren Einrichtungen überzeugt war. In manchen Punkten mochte Cranmer zu ängstlich verfahren. Doch waren die Verhältnisse allerdings in mehrfacher Beziehung anders, als in Deutschland; der englische Nationalcharacter erforderte eine andere Behandlung. Jedenfalls war Cranmer von den papistischen Irrlehren vollkommen überzeugt, und des Bischofs Ridley Vorstellungen wirkten auf seine Ueberzeugungen und Entschliefungen sehr vortheilhaft ein. Wie 1528 und 1529 unter Luthers, Melancthons und Spalatins Leitung in Sachsen, so wurde auch in England unter Cranmers Leitung eine allgemeine Kirchenvisitation vorgenommen. Die Bilder wurden aus den Kirchen entfernt; die Bibel, sowie das Neue Testament, mit der erklärenden Umschreibung des Erasmus, für jede Kirche verordnet; Niemand sollte predigen dürfen, der nicht vorher eine ausdrückliche Erlaubniß dazu empfangen hatte; der Gottesdienst durfte nur in englischer Sprache gehalten werden, u. s. w. Die Visitatoren fanden unter der Geistlichkeit überall viel Unordnung und Unwissenheit, weil viele ungelehrte Mönche zu geistlichen Stellen befördert worden waren. Deshalb ließ man eine bestimmte Anzahl von Homilien drucken, welche von denen, die keine Erlaubniß zum Predigen hatten,

vorgelesen wurden, ein Verfahren, das schon Cyrillus von Alexandrien, Augustinus u. A. gerathen hatten, und das unter der Regierung Carls des Großen ausdrücklich für die unwissenden Priester angeordnet war.

Allen diesen Anordnungen widersezte sich auf das Hartnäckigste Gardiner, Bischof von Winchester. Als man sah, wie durch den Widerstand dieses Mannes die ohnedies schon im Lande herrschende Aufregung immer neue Nahrung erhielt, wurde er nach dem Fleet-Gefängnisse gebracht. Hier hatte Cranmer eine lange Disputation mit ihm über die Homilien und die Lehre von der Rechtfertigung. Gardiner beschuldigte den Erzbischof, er beschwere die Welt mit nutzlosen Grübeleien, und sprach sich über die Rechtfertigungslehre folgender Maßen aus: „In der Taufe werden wir als Kinder schon gerecht, ehe wir über die Rechtfertigung reden, oder für dieselbe streiten können. Und fallen wir nach dieser Rechtfertigung wieder ab, so müssen wir sie durch das Sakrament der Buße wieder erhalten, und wieder aufstehen. Und was die Rechtfertigung durch den Glauben betrifft, so ist diese bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Kirche ganz außer Gebrauch gekommen!“ —

Um diese Zeit schrieb Cranmer einen Katechismus für die Jugend und ein Buch gegen die katholische Lehre von der Tradition, in welchem er nachwies, daß die heilige Schrift Alles enthalte, was zur Erlangung der Seligkeit zu wissen nothwendig sey.

Ferner wurden unter Edwards VI. Regierung die Privatmessen abgeschafft, das heilige Sakrament des Altars unter beiden Gestalten gegeben, die Priesterehe gestattet, u. s. w., und alle diese Einrichtungen niedergelegt in den sogenannten „42 Artikeln.“ Doch fanden diese Verbesserungen im Lande vielfachen Widerstand. Die evangelischen Prediger wurden gestört, ja, die Empörer erhoben selbst hier und da trotzig das Haupt, um Unruhen zu erregen, wie denn überhaupt die römische Kirche, nach dem Zeugniß der Geschichte, den evangelischen Christen gegen ihre katholischen Fürsten strengen Gehorsam zur Pflicht macht, aber um ihren eigenen Gehorsam gegen evangelische Fürsten sich wenig kümmert.

Hier fällt uns eine kleine Geschichte ein, die uns ein deutliches Bild von dem Character Cranmers giebt. Der Vicar

von Stepney nämlich machte sich ein Vergnügen daraus, die Prediger, welchen das Predigen erlaubt war, auf alle mögliche Weise zu stören und zu unterbrechen. Als er dies nun oft that, so arreirte ihn einmal ein Polizeibeamter, Underhill, ein Mann, welcher durch das Lesen der heiligen Schrift zur Erkenntniß gekommen, und aus einem Spieler und Raufer ein demüthiger und ernsther Christ geworden war, und führte ihn zu Cranmer. Dieser ermahnte ihn, und entließ ihn mit einem Verweise. Ueber diese Gelindigkeit beklagte sich Underhill, und setzte hinzu: „Wenn einmal die Reihe an jene kommen wird, so werden sie Euch solche Gunst nicht erzeigen.“ — „Wohl, entgegnete der gute Erzbischof, wenn es Gott gefallen sollte, so müssen wir damit zufrieden seyn, und es geschehen lassen.“

Und so sollte es bald kommen. Am 6. Juli 1553 starb Eduard VI. Unter seiner Nachfolgerinn Maria erhob, wie unsere Leser bereits wissen, die römische Kirche noch einmal ihr Haupt in England. Cranmer hatte zu der großen Anzahl von Protestanten gehört, welche gegen die Thronbesteigung der Johanna Gray und für die Prinzessin Maria gewesen war. Wußten sie doch, daß derselbe Gott im Regiment sitze, der einst die drei Männer aus dem feurigen Ofen und den Daniel aus der Löwen Rachen errettet hatte, und darum sahen sie in den Plänen des Herzogs von Northumberland nichts weiter, als eine Empörung wider die rechtmäßige Erbin des Thrones. Und sie glaubten, diese um so freudiger unterstützen zu können, als sie den für die Reformation sehr günstig gestimmten Einwohnern der Provinz Suffolk, welche einige Tage vor ihrer Thronbesteigung in großen Schaaren zu ihr geströmt waren, um sie zu fragen, ob in Sachen der Religion Alles in dem Zustande bleiben solle, wie es in den Tagen König Edwards gewesen sey, die vollsten Versicherungen und die festesten Versprechungen gegeben hatte, daß sie nichts ändern, sondern zufrieden seyn wolle, wenn es ihr erlaubt sey, privatim ihrer Ueberzeugung zu folgen! Auch bei ihrer Ankunft in London hatte sie dem Bürgermeister und den Rathsherren erklärt, daß sie, obgleich ihre eigene Ueberzeugung in Beziehung auf die Religion feststehe, keineswegs die Gewissen ihrer Unterthanen beschweren wolle! — Aber Regern braucht man ja kein Versprechen zu halten, lehrt die römische Kirche. Mit Mühe setzte Cranmer es durch, daß Edwards VI. Leiche nach dem Gebrauch der evangelischen Kirche bestattet wurde. Dies war das

letzte Mal, wo er öffentlich fungiren durfte. Er erhielt sofort Hausarrest, und die Katholiken sprengten aus, er sey bereit, die Messe zu lesen, und zu widerrufen. Als Cranmer von diesem Gerücht hörte, machte er eine Erklärung bekannt, in welcher er seine unerschütterliche Anhänglichkeit an die evangelische Kirche aussprach. Das Volk nahm diese Schrift mit der größten Freude auf; fast jeder Copist war beschäftigt, Abschriften davon anzufertigen, und einige von diesen Abschriften kamen sogar in das Parlament. Dieses ließ Cranmer sogleich festnehmen, und in den Tower werfen. Am 13. November stellte man ihn zugleich mit Lady Johanna und deren Gemahl vor Gericht, und klagte ihn des Hochverraths an, weil er früher ein Testament Edwards, durch welches Maria von der Thronfolge ausgeschlossen werden sollte, mit unterzeichnet habe. Er berief sich vergebens darauf, daß er vorher gegen diese Ausschließung gestimmt, und erst nach vielem Zureden des Königs, sowie nach der ausdrücklichen Erklärung der Rechtsgelehrten, daß dies Verfahren rechtmäßig sey, nachgegeben habe. Es half ihm aber nichts; vielmehr ward er seines Erzbisthums beraubt. Da aber der Cardinal Pole Aussichten hatte, Cranmers Nachfolger zu werden, und auch Gardiner gern Erzbischof geworden wäre, so wußte Letzterer, um Pole so lange als möglich fern zu halten, bei der Königin durchzusetzen, daß Cranmer in Beziehung auf die weltlichen Angelegenheiten noch als Erzbischof angesehen wurde, bis er nach dem kanonischen Rechte gerichtet sey.

Aus diesem Grunde mußte Cranmer bis zum 12. September 1555 zu Oxford im Gefängniß sitzen. Da war der Tag gekommen, wo die Königin ihre blutigen Maßregeln gegen ihn anfangen wollte auszuführen. Zwar hatte er ihr einst, da sie noch Prinzessin war, das Leben gerettet. Ihr Vater nämlich, Heinrich VIII., hatte ihren Tod beschlossen, und ihre Mutter sie in einem noch vorhandenen Briefe auf denselben vorbereitet, und sie zugleich ermahnt, geduldig Alles zu leiden, nur in Sachen des Glaubens dem Könige zu widerstehen. Doch Cranmer hatte durch seine Fürsprache der Prinzessin das Leben gerettet. Daran dachte Maria jetzt nicht mehr. Doch nein, sie dachte noch daran, aber nur in so weit, daß sie sagte, sie verzeihe ihm den gegen sie begangenen Hochverrath um deswillen. Daß gerade er aber die Reformation in England so kräftig befördert hatte, das konnte sie ihm nicht vergessen; denn „Ketzerei war ein Verbrechen, welches sie niemals verzeihe.“

An jenem 12. September nun ward Cranmer vor dieselbe Commission geführt, welche Ridley und Latimer zum Tode verurtheilt hatte. Bischof Brooks, die Hauptperson, saß auf einem hohen Throne am Ost-Ende in der St. Marienkirche, unter einer geweihten Hostie, welche in einer Kapsel über seinem Haupte aufgehängt war. Als man ihn ermahnte, über seine Ketereien Buße zu thun, und zur römischen Kirche zurückzukehren, kniete er nieder, und betete das Vaterunser; hierauf erhob er sich, und bekannte seinen Glauben. Als er über das Ansehen des Papstes sprach, sagte er: „Ach, was hat der Papst in England zu schaffen, da seine Gerichtsbarkeit ganz und gar von der abweicht, welche in diesem Königreiche herrscht, sodaß es unmöglich ist, mit Treue, Ueberzeugung und Ergebenheit beiden sich hinzugeben?“ Er bewies hierauf, wie die römischen Gesetze die größten Verbrecher, wenn sie nur Priester gewesen wären, vor dem Arme der Gerechtigkeit geschützt hätten. Dann kam er auf den Papst Alexander III., welcher den deutschen Kaiser Friedrich I. gezwungen hatte, sich vor ihm auf den Boden zu werfen, wobei ihm der Papst den Fuß auf den Nacken setzte, mit den Worten des 91. Psalms: „Auf den Löwen und Ottern wirst du gehen, und treten auf den jungen Löwen und Drachen!“ Und als der Kaiser erwiderte, er demüthige sich nicht vor dem Papst, sondern vor St. Peter, antwortete der Papst: „Ja, Beides, vor mir und St. Peter!“ — Cranmer fuhr fort, die Päpste hätten eine neue Religion voll Gewinns und Wuchers erfunden, um ihre Macht aufrecht zu erhalten; sie hätten sich oft in ihren Decreten gerühmt, daß sie von den Gesetzen und Vorschriften des heiligen Petrus und Paulus entbinden könnten, wie auch von anderen des Alten und Neuen Testaments, ja, daß sie in ihrer Machtvollkommenheit eben so viel thun könnten, als Gott! „O mein Gott! rief er hier aus, wer hat jemals von solcher Gotteslästerung gehört? Wenn es Jemanden giebt, der sich über Gott, oder ihm auch nur gleich stellen will, so muß man ihn für den Antichrist halten. Der Feind Gottes und unseres Heils ist in der heiligen Schrift durch so klare und bestimmte Merkmale und Kennzeichen bezeichnet, welche so deutlich auf den Papst passen, daß nur der, welcher seine Augen und sein Herz gegen die Wahrheit muthwillig verschließen will, ihn nicht dafür halten könnte!“ Zuletzt hielt er Brooks seine Unbeständigkeit vor, daß er jetzt als ein Diener des Papstes hier zu

Gericht sitze, da er doch früher dessen Macht verworfen, und seine Anhänglichkeit an den verstorbenen König offen und vielfach bekannt und erklärt habe. Diesen Vorwurf suchte man durch die Bemerkung zu schwächen, Cranmer sey eben die Ursache der Verwerfung des päpstlichen Ansehens gewesen. Dieser jedoch entgegnete, das sey eine falsche Entschuldigung. Denn schon unter dem Erzbischof Warham, und zwar fast ein Jahr vor dessen Tode, sey jene Lossagung geschehen. Als der Streit eine für Brooks so unbequeme Wendung nahm, brach er ihn kurz ab mit den Worten: „Wir sind hierher gekommen, um Euch zu examiniren; aber es kommt mir vor, als examinirtet Ihr uns!“ —

Nun wurden die Anklagepunkte gegen Cranmer verlesen. Er ward als ein hartnäckiger Ketzer verdammt, außerdem aber noch wegen Hochverraths und Ehebruchs; denn als Ehebruch sah man römischer Seits die Ehen protestantischer Geistlichen an.

Die Verurtheilung schien des Märtyrers Muth von Neuem anzufachen. „Ich will jetzt alle Furcht bei Seite setzen, sprach er; denn Christus hat seinen Aposteln und Nachfolgern voraus gesagt, daß sie in der letzten Zeit viel Trübsal und selbst den Tod um seines Namens willen würden zu erdulden haben. Er sagt aber auch: „Wer sein Leben verlieren wird um meinetwillen, der wird es erhalten,“ und abermals: „Bekennet mich vor den Menschen, und fürchtet Euch nicht!“ Darum sage ich hier offen und ohne Furcht: Der Bischof von Rom tritt Gottes und der Könige Geseze unter die Füße, und ist Gottes und der Menschen Feind! Und von Eurem Richterspruch, den Ihr in seinem Namen spricht, appellire ich an das gerechte Gericht des allmächtigen Gottes, zu dem ich bald in den Himmel zu gehen hoffe, und um dessen Wahrheit willen ich hier verdammt werde!“

Nach diesem wurde ihm eine Citation des Papstes vorgelegt, durch welche er persönlich binnen achtzig Tagen nach Rom vorgeladen wurde. Cranmer war bereit zu erscheinen; aber er war ein Gefangener. Deshalb sprach er in einem Schreiben an die Königin den Wunsch aus, nach Rom zu gehen, wenn sie es ihm erlauben wolle, da er das Vertrauen habe, „daß Gott es in seinen Mund legen werde, die Wahrheit dort eben so gut und unerschrocken zu vertheidigen, wie hier.“ Doch die

Vorladung war bloß ein Spiel, das man mit ihm trieb. Er ward im Gefängniß festgehalten, und als die achtzig Tage verflossen waren, wegen seiner Widerseßlichkeit, daß er nicht in Rom erschienen sey, verurtheilt! Nun wurde am 4. Dezember der erzbischöfliche Stuhl von Canterbury für erledigt erklärt, am 11. dem Cardinal Pole die Verwaltung übertragen, und zu Rom Cranmer im Bilde verbrannt.

Um die Mitte Februars kam dieser päpstliche Beschluß nach England, und zugleich war eine Commission ernannt, bestehend aus dem Bischof von Ely, Thirleby, und aus Bonner, Bischof von London, welche Cranmer zum Tode verurtheilen sollte. Sie lasen, als sie in Oxford angekommen waren, wo der Erzbischof in dem Gefängniß Bocardo saß, zunächst ihre Vollmacht vor, in welcher es hieß, es seyen in Rom alle ihm zur Last gelegten Punkte sorgfältig geprüft worden, Zeugen und Sachwalter von beiden Seiten gehört, und man habe also dem Angeklagten Alles, was zu seiner Vertheidigung gehöre, zugestanden. Als Cranmer dies hörte, rief er aus: „Was für Lügen sind das, zu sagen, daß ich, den man doch hier im engen Gefängnisse hielt, und dem man weder Zeugen noch Sachwalter erlaubte, in Rom hätte Zeugen aufstellen und einen Vertheidiger für mich können reden lassen! Gott muß nothwendiger Weise solche offene und schamlose Lügen strafen.“ — Doch man wußte sich alsbald zu helfen. Die Commissarien zogen eine andere Vollmacht des Papstes hervor, durch welche alle Unziemlichkeiten im Verfahren gegen Cranmer, alle Verletzungen von Rechtsformen entschuldigt wurden.

Nun begann die Cerimonie der Degradation. Anstatt der aus dem gewöhnlichen reichen Stoff bestehenden Kleider eines römischen Priesters wurden ihm zur Verspottung seines früheren hohen Ranges ähnliche Gewänder „aus Kannevas und alten Lappen“ umgelegt. Bonner verfuhr dabei mit gewohnter Rohheit, riß dem Bekennner seine eigenen Kleider zugleich herunter, und warf ihm einen alten, abgetragenen Mantel um, sodaß selbst der Bischof von Ely, welcher früher in enger Freundschaft mit Cranmer gestanden hatte, sich genöthigt sah, um die lästerlichen Reden des Bischofs zu zügeln, ihn an sein früher gegebenes Versprechen zu erinnern, dem Erzbischof anständig begegnen zu wollen. Als ihm von Bonner zuletzt jener alte Mantel, den er von einem Büttel entlehnt hatte, umgeworfen

war, sagte dieser triumphirend: „Nun seyd Ihr nicht mehr Mylord!“ — Darauf ward er in das Gefängniß zurück geführt.

So hatte Cranmer muthig und entschieden Zeugniß für Christum abgelegt, und war nicht gewichen, weder zur Rechten noch zur Linken. Doch jetzt sollte die Stunde der Versuchung kommen, wo die Macht der Finsterniß eine kleine Zeit Gewalt über ihn erhielt, wie einst über Petrus, als er anhub, sich zu verfluchen, und zu schwören: „Ich kenne den Menschen nicht!“ Aber wie damals den Apostel, so sah auch ihn der Herr an, und dieser Anblick war seine Genesung, so daß er hinausging aus der Versuchung, und „weinte bitterlich.“

Als seine Feinde sahen, daß mit Strenge bei ihm nichts auszurichten sey, versuchten sie es mit allerlei List, und hiergegen war sein armes Herz nicht gewaffnet. Wußte man doch recht wohl, daß sein Zeugentod der römischen Kirche eine tiefe Wunde schlagen werde, und darum glaubte man, kein Mittel unversucht lassen zu dürfen, um diese Schlappe abzuwenden. Man führte ihn in die Wohnung des Defans der Christus-Kirche, behandelte ihn dort mit der größten Freundlichkeit, schmeichelte, bat, versprach ihm, er solle seinen erzbischöflichen Stuhl wieder erhalten, oder, falls er es vorziehe, ein ruhiges, stilles Asyl, wo er ungestört leben könne, wenn er nur ein Papier unterzeichnen wolle, in welchem er seine Opposition gegen die römische Kirche widerrufe. Ja, man sagte ihm, er selbst sollte in fast jeder ihm beliebigen Weise diese Formel dictiren. Dieser Plan war geschickt auf Cranmers milden Geist berechnet, der so gern, nach der Ermahnung des Apostels, so viel an ihm war, mit allen Menschen Frieden machen mochte. Um den Pfad des Abfalls ihm zu glätten, legte man ihm zuerst ein Papier zur Unterschrift vor, welches in gar milden Worten erklärte: „Insofern der Königin und des Königs Majestäten, mit Zustimmung ihres Parlaments, die päpstliche Gewalt in diesem Königreiche wieder anerkannt haben, so bin ich zufrieden, mich ihren Gesetzen in diesem Punkte zu unterwerfen, und den Papst als das Haupt der Kirche Englands anzuerkennen, insoweit, als es Gottes Gesetze und die Gesetze und Gebräuche dieses Reiches gestatten.“ Cranmer nahm die Feder, und unterschrieb! Aber hat man dem Teufel erst Einen Finger gegeben, so nimmt er bald die ganze Hand. Dieser ersten Erklärung folgten fünf andere nach, als nähere Erklärungen der ersten, und in der letzten hieß

es, „daß er allen Kezereien Luthers entsage, und den Papst als den Statthalter Christi auf Erden anerkenne!“ Auch der Unterzeichnung dieser Schrift konnte er sich nun nicht mehr entziehen, nachdem er vorher von Stufe zu Stufe geführt war, wie ein Mensch, der einmal angefangen hat, von einer Höhe hinunter zu stürzen, und der nun unaufhaltsam weiter stürzt, bis er tief unten angekommen ist. Gott aber sey Dank, daß ihm gar bald aus den Wolken ein starker Arm erschien, an dem er sich wieder aufrichten konnte!

Die Königin und ihre Rathgeber jubelten über diesen Abfall Granmers; allein sie blieb fest bei ihren blutigen Absichten. In diesem Entschlusse ward sie bestärkt durch den Cardinal Pole, sowie durch die Einflüsterungen König Philipp und seiner spanischen Mönche. Deshalb ward der Befehl zu Granmers Hinrichtung ausgefertigt, und Pole bekam den Auftrag, sich zu einer Predigt bei der Hinrichtung vorzubereiten. Der Erzbischof aber erhielt nicht die geringste Kunde von diesen Vorgängen; denn man hoffte, er werde vielleicht mit einer Lüge auf den Lippen sterben. Am 20. März besuchte ihn Pole, und fragte ihn, ob er bei seiner Erklärung beharre. Früh am folgenden Morgen kam er wieder, und brachte ihm sieben Kronen, die er unter die Armen vertheilen solle; auch sey ihm selbst angedeutet worden, sich zu einer Predigt vorzubereiten. Als Granmer dies hörte, merkte er, daß seine Hinrichtung beschlossen sey. Er hatte schon früher etwas von dem Schmerze erfahren, welcher die ergreift, die nicht treu bleiben im Glauben bis zum Tode. Nun erkannte er, daß der Augenblick nicht mehr fern sey, wo er von jedem Worte und jeder That Rechenschaft vor dem Throne Gottes ablegen solle. Durfte er vor dem Allwissenden erscheinen mit der Verläugnung der Wahrheit auf den Lippen? Da wandte er sich alsbald zu dem, dessen Erbarmung unendlich ist, und er fand Vergebung, und die Kraft, ein anderes, wahres Glaubensbekenntniß niederzuschreiben.

Bald darauf kamen die spanischen Mönche, welche während seiner Gefangenschaft häufig bei ihm gewesen waren, und sagten ihm, es werde nothwendig seyn, daß er den von ihm unterzeichneten Widerruf auch öffentlich wiederhole. Nach ihnen kam Lord Williams von Thane mit anderen Edelleuten und ihrem Gefolge, um Granmer, wie die Königin es befohlen hatte, nach der St. Marien-Kirche zu führen. Hier fand er eine große Menschenmenge versammelt. Auf den Gesichtern der

Einen strahlte Siegesfreude; hofften sie doch, daß diese Säule der Reformation jetzt öffentlich seine Rückkehr zum Papstthum erklären werde. Andere drückte bange Furcht zu Boden; denn allem Anscheine nach sollten sie jetzt von denselben Lippen, die einst so beredt und feurig die Wahrheit verkündet hatten, einen treulosen Widerruf vernehmen. Aber es waren doch auch Manche da, auf deren Gesichtern sich ein schwacher Hoffnungschein malte, daß Cranmer, trotz seiner früheren Verläugnung, mit dem Bekenntniß der Wahrheit in den Tod gehen werde. Ach, aus den Herzen dieser Treuen mag mancher inbrünstige Seufzer zu dem Throne Gottes emporgestiegen seyn, der den ewigen Erbarmer um einen Gnadenanblick seines einst so standhaften Bekenners ansah!

Und ihre Hoffnung ward nicht getäuscht. Als Cranmer in die Kirche trat, stimmten die Mönche den Lobgesang Simeons an: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener im Frieden fahren!“ u. s. w., und führten ihn zu einem erhöhten Plaze, der Kanzel gegenüber. Da stand nun der ehrwürdige Mann, welcher noch vor Kurzem der erste Unterthan in England gewesen war, in Lumpen gehüllt, verurtheilt zu einem schmachvollen Tode! Doch er stand da mit festem Vertrauen auf seinen Gott, wenn auch tiefer Schmerz über seinen Abfall seine ganze Seele erfüllte. — Dr. Pole theilte seine Predigt in drei Theile: „1) Die Barmherzigkeit Gottes; 2) seine Gerechtigkeit; 3) daß man bei der Handlungsweise der Fürsten nicht nach ihren Gründen forschen müsse!“ — Er wandte diese Theile auf Cranmer an, erklärte ihm, er müsse sterben, ermahnte ihn aber, seinen Tod geduldig zu leiden, und erinnerte ihn an den sterbenden Schächer. Seine Befehrung habe ihnen viele Mühe gemacht, und Gott allein sey es gewesen, der das verirrte Schäflein in den Schooß der Kirche zurückgeführt habe. Zuletzt versprach er ihm noch, alsbald nach seinem Tode sollten in allen Kirchen Orfords Messen für die Ruhe und Seligkeit seiner Seele gelesen werden.

Zerfnirscht und beschämt stand Cranmer da; unzählige Male brach er während dieser Predigt in einen Strom von Thränen aus. Als Pole mit der Ermahnung geendet hatte, er möge nun seinen Glauben öffentlich bekennen, antwortete der Erzbischof: „Ich werde es thun, und zwar aus voller Ueberzeugung.“ Darauf kniete er nieder, und betete: „O himmlischer Vater! o Sohn Gottes, Erlöser und Heiland der Welt! o

heiliger Geist! drei Personen und doch nur Ein Gott! habe Erbarmen mit mir armen, elenden, gefangenen Menschen und verdammlichen Sünder! Ich habe so gesündigt im Himmel und vor dir, daß es keine Zunge aussprechen kann! Wohin soll ich gehen? Wohin soll ich fliehen? Ich schäme mich, gen Himmel meine Augen aufzubeugen, und auf der Erde finde ich keine Stätte, wohin ich meine Zuflucht nehmen könnte. Zu Dir, o Herr, eile ich darum; vor Dir will ich mich demüthigen, Herr, mein Gott, und sprechen: Meine Sünden sind zwar groß; aber Deine Gnade ist noch größer; erbarme Dich meiner! Hierauf zog er das Glaubensbekenntniß heraus, welches er kurz vorher geschrieben hatte, ermahnte das Volk zur Verläugnung der Welt, zum Gehorsam gegen die Königin, zur Liebe unter einander, zur Barmherzigkeit gegen die Armen, und dann fuhr er fort: „Und da ich nun zu dem letzten Theile meines Lebens komme, an welchem mein ganzes früheres und zukünftiges Leben hängt, entweder ewig mit meinem Herrn und Meister, Christo, in ewiger Freude zu leben, oder mit den Teufeln zu ewiger Pein in die Hölle verwiesen zu werden; und da ich vor meinen Augen den Himmel geöffnet sehe, um mich aufzunehmen, oder die Hölle, um mich zu verschlingen; so will ich jetzt meinen eigentlichen, wahren Glauben, in welchem ich stehe, bekennen, und zwar ohne alle Schminke und Verstellung. Denn jetzt ist keine Zeit zur Verstellung und Bemäntelung dessen, was ich in früherer Zeit gesagt oder geschrieben habe.“ Nun bekannte er sich zuvörderst zu dem apostolischen Glaubensbekenntnisse, und zu allen Worten der Schrift Alten und Neuen Testaments; Darauf fuhr er fort: „Und nun komme ich zu jenem wichtigen Gegenstande, welcher mein Gewissen mehr beängstigt, als irgend etwas, das ich in meinem ganzen Leben gesagt, oder geschrieben habe, und das ist die Unterzeichnung einer Schrift, welche wider die Wahrheit ist. Ich widerrufe daher alle Zettel, Schriften und Papiere, welche ich mit meiner Hand seit meiner Degradation unterzeichnet, und worin ich vieles Unwahre geschrieben habe. Und insofern meine Hand Mergerniß gegeben hat, da sie das schrieb, was meinem Herzen zuwider war, soll auch meine Hand zuerst gestraft werden. Denn, wenn ich in's Feuer komme, soll sie zuerst verbrannt werden!“

Er ann er erklärte hierauf noch: „Was den Papst betrifft, so verwerfe ich ihn als den Feind Christi und Antichristen mit seiner ganzen Lehre, als einer falschen und ungöttlichen. Und

was das Sacrament betrifft, so glaube ich noch, was ich in meinem Buche gegen den Bischof von Winchester gelehrt habe, in welchem ich die wahre Lehre niedergelegt habe von dem heiligen Abendmahl, welche am jüngsten Tage als die richtige sich zeigen soll, dahingegen die papistische, welche dem zuwider ist, sich schämen wird, ihr Angesicht sehen zu lassen.“ —

So sprach der Märtyrer. Wie ein schwerer Stein fiel es den Evangelischen vom Herzen, als sie diese Worte ihres geliebten Lehrers vernahmen. Ihre Brust hob sich, und athmete leicht auf; ihre traurigen Angesichter wurden fröhlich: der Herr hatte den Sieg behalten! Aber bei den Päpstlichen war es anders. Waren sie mit triumphirenden Mienen gekommen, so sah man jetzt Wuth und Scham in ihren Zügen; denn ihre listigen Anschläge waren zu ihrer Schande ausgeschlagen, und mehr als Einer mochte, das mußten sie sich sagen, wenn er früher noch geschwankt hatte, durch dies entschiedene, feste Zeugniß in seinem Glauben mächtig gestärkt seyn. Als Cranmer abermals begann, gegen das Papstthum zu zeugen, da schrieen Pole und seine Genossen: „Stopset dem Ketzer den Mund, und führet ihn hinweg!“ Sie rissen ihn von dem erhöhten Stande herunter, und führten ihn zum Scheiterhaufen. Seine Feinde stießen auf dem Wege Schimpf- und Schmähereien gegen ihn aus; namentlich beunruhigten und quälten ihn die Mönche. Allein er beachtete sie nicht, und redete unterwegs nur zum Volke. Bald waren die Vorbereitungen beendet. Cranmer kniete nieder, — auf demselben Platze, wo zuvor Ridley und Latimer gelitten hatten, — und betete inbrünstig zu dem Herrn. Darauf zog er seine Kleider aus, und so stand der ehrwürdige Mann im bloßen Hemde da, welches ihm bis auf die Füße reichte; diese, sowie sein Haupt, waren unbedeckt. Sein Bart, der lang und dicht war, und ihm bis auf die Brust herab fiel, gab ihm ein so ehrwürdiges Aussehen, daß Freund und Feind gerührt wurden. Die spanischen Mönche, welche ihn immer noch belästigten, wies er bis zuletzt entschieden zurück.

Bald ward er mit einer eisernen Kette an den Pfahl befestigt. Der Scheiterhaufen ward angezündet. Als die Flamme den Märtyrer erreichte, reckte er seinen rechten Arm aus, und hielt seine Hand unbeweglich in das Feuer. Nur einmal fuhr er sich mit derselben über das Gesicht, sodaß Alle sehen konnten, wie jene Hand von den Flammen verzehrt sey, ehe sie noch seinen Körper berührt hatten. Da erst umschloß ihn die tödtliche

Gluth; allein er blieb unbeweglich, wie der Pfahl, an dem er befestigt war, und indem er seine Augen gen Himmel richtete, rief er aus: „Diese Hand hat Aergerniß gegeben. O unwürdige rechte Hand!“ So die Augen auf den gerichtet, für dessen Sache er litt, widerholte er mehrere Male des sterbenden Stephanus Worte: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“, bis des Feuers Gewalt ihm Kraft und Sprache raubte. Also erlangte Cranmer am 21. März 1556 die Märtyrerkrone, und ging an den Ort der Seligen, wo keine Versuchung uns mehr zum Falle bringen kann, weil der Tod verschlungen ist in den Sieg! —



Catharina Cawches, .

ihre beiden Töchter und ein neugebornes Knäblein.

(gest. 1556.)

„Ich habe schier meine Augen ausgeweint, daß mir mein Leib davon wehe thut; meine Leber ist auf die Erde ausgeschüttet über dem Jammer der Tochter meines Volks, da die Säuglinge und Unmündigen auf den Gassen in der Stadt ver-
schmachteten, . . . und in den Armen ihrer Mütter den Geist aufgaben.“ (Klaglieder Jer. 2, 11. 12.)

Wir haben auf den vorhergehenden Blättern unsern Lesern schon manche entsetzliche Grausamkeit erzählen müssen; doch die Geschichte, welche jetzt unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, übertrifft alles bisher Erzählte in furchtbarster Weise.

Catharina Cawches war eine Einwohnerin von Guernsey. Im Monat Mai 1556 trat ein Weib, Namens Goffet, in das Haus eines gewissen le Couronne, und stahl, da die Familie gerade abwesend war, einen silbernen Becher, welchen sie zu Perotine, der jüngsten Tochter der Catharina Cawches, trug, und diese bat, ihr einen Groschen

zu leihen, und diesen Becher als Pfand zu behalten. Perotine erkannte ihn sogleich als das Eigenthum des Le Couronne; aber da sie fürchtete, Gossset möchte ihn anderwärts anzubringen suchen, ließ sie ihr den Groschen. Darauf benachrichtigte sie den Eigenthümer des Bechers von seinem Verluste. Dieser ergriff die Diebinn, welche die That gestand. So kam das gestohlene Gut wieder in die Hände seines Besitzers durch die Sorgfalt und Ehrlichkeit der Perotine. Am folgenden Tage wurden die Richter zusammen berufen, um die Gossset zu verurtheilen. Aber ein Constabler berichtete, er habe im Hause der Gawches eine zinnerne Schüssel bemerkt, auf welcher ein Name ausgekratzt gewesen wäre. Catharine mit ihren beiden Töchtern Perotine und Wilhelmine, verheiratheten Gilberts, wurden ergriffen und in's Gefängniß geworfen. Da kein Ankläger gegen sie erschien, und man ihre Schuld nicht beweisen konnte, erkundigte man sich bei den Nachbarn nach ihrem Wandel. Diese lobten sie sehr in jeder Beziehung, ausgenommen, daß sie „den Befehlen der heiligen Kirche nicht gehorsam seyen, und keine Messe hörten.“ Das stellte die Sache in ein neues Licht. Zwar wurden sie von jedem Verdachte des Diebstahls freigesprochen; allein sie waren in den Verdacht der Ketzerei gekommen, und die Richter sandten sie zu dem Dechanten und den Geistlichen, damit ihr Glaube untersucht werden möchte. Anfangs betrieb man die Sache ziemlich nachlässig; die Frauen erklärten sogar, sie wollten in Allem, was man auch von ihnen verlange, sich gehorsam erzeigen. Aber ein erneuerter Befehl forderte die Geistlichkeit auf, den Glauben dieser Frauen genauer zu prüfen, und das Ende war, daß sie am 14. Juli für Keger erklärt wurden, weil sie gegen den katholischen Glauben, die Sacramente und andere Gebräuche der Kirche gesprochen hätten.“ Am 17. Juli waren auf einem Plage nahe bei der Stadt St. Peters Hafen drei Scheiterhaufen errichtet. Zuerst sollten die drei Frauen gehängt, und darnach verbrannt werden; allein da die Stricke zerrissen, warf man sie lebendig in die Flammen. Als das Feuer sie berührte, ward Perotine eines Knäbleins entbunden. Ein mitleidiger Soldat von der Wache, Namens House, ergriff es schnell, um es zu retten, und trug es dem Propst hin. Dieser schickte es zu der Magistratsperson, die zugegen war, einem rohen, grausamen Menschen, welcher des unschuldigen Würmleins nicht schonte, sondern sogleich befahl, es wieder in's Feuer zu werfen,

„damit die ganze Kegerbrut verderbe.“ — „So ward das Kind, bemerkt Fox, getauft in sein eigenes Blut, um die Zahl der unschuldigen Heiligen Gottes mit erfüllen zu helfen, da es geboren und gestorben war als ein Märtyrer; — ein Schauspiel, in welchem die ganze Welt die herodianische Grausamkeit dieses unbarmherzigen Geschlechts der katholischen Mörder und Henker erblicken kann.“

Wie unglaublich auch diese Grausamkeit erscheinen mag, so ist sie doch durch unbezweifelte Zeugnisse bestätigt. Als die Königin Elisabeth den Thron bestiegen hatte, ward Matthias Cawches, der Bruder Catharina's, gegen den Propst und seine Helfershelfer klagbar, auf den Grund, daß, was man auch gegen die drei Frauen vorgebracht habe, doch der Tod des Kindes als ein Mord angesehen werden müsse. Die Sache ward untersucht, der Propst bekannte sein Unrecht, entschuldigte sich aber damit, „daß die Frauen und das Kind hingerichtet wären, weil sie unter dem Vorwurfe der Ketzerei gestanden hätten!“ —

Die römischen Prälaten gingen aber noch weiter. Um den Schandfleck, welchen dieser Vorfall ihrer Kirche gebracht hatte, von derselben abzuwenden, beschuldigte der katholische Bischof Harding in einer Schrift die Perotine des unzuchtigen Lebens und des Mordes. Als Vorwand nahm er, daß der Mann derselben nicht erwähnt sey. Doch Fox, welcher damals noch lebte, und in seinem Werke dessen Namen übergangen hatte, weil er nicht zur Sache gehörte, gab ihn jetzt an. Er hieß David Fores, und war ein Geistlicher gewesen, ein Umstand, der ganz vorzüglich die Wuth der Katholiken entflammt hatte. Gegen den Vorwurf des Mordes, den man ihr gemacht, sagt Fox: „Es ist doch seltsam, daß die, welche mit ihrem Kinde ermordet wurde, und vor demselben starb, des Mordes ihres Kindes angeklagt wird!“

Johanna Waste.

(gest. 1556.)

„Zu derselben Zeit werden die Tauben hören die Worte des Buchs, und die Augen der Blinden werden aus dem Dunkel und der Finsterniß sehen, und die Elenden werden wieder Freude haben an dem Herrn, und die Armen unter den Menschen werden fröhlich seyn in dem Heiligen Israels.“

(Jes. 29, 18. 19.)

Eine gar liebliche Geschichte von einem armen blinden Mädchen, welchem der Herr das innere Auge weit geöffnet hatte, wollen wir nun unseren Lesern erzählen. Johanna Waste war die blindgeborne Tochter eines armen Barbiers. Das freundliche Licht der Sonne hatte sie niemals gesehen, ihre Aeltern starben ihr früh hinweg, und so war ihr Lebensweg in mehr als Einer Beziehung dunkel und mit Finsterniß umhüllt. Ihr Bruder hatte die arme Waise zu sich genommen, und hier verdiente sie sich kümmerlich ihr Brod durch Stricken und Schnüredrehen; denn sie wollte auf keinen Fall müßig seyn. Aber der Herr war ihres Fußes Leuchte und ihr Vater und Mutter. Sie hatte das Evangelium kennen gelernt, und täglich ging sie unter der Regierung Edwards VI. in die Kirche, um den Gottesdienst in ihrer Muttersprache zu hören, und sich an den Predigten zu erquicken, die ihrem inneren Auge den Weg des Lebens wiesen. Je mehr sie hörte, desto größer wurde ihr Hunger und Durst nach dem Worte Gottes. Mit vieler Mühe sparte sie sich so viel Geld, um sich ein Neues Testament anschaffen zu können, eine nicht geringe Ausgabe für die damalige Zeit. Allein, was sollte sie mit diesem Buche machen? Sie war ja blind! Doch die Liebe weiß stets Mittel und Wege zu finden. Im Schuldgefängniß saß ein alter Mann, Namens Hurl, welcher lesen konnte. Zu ihm ging sie, und bat ihn, ihr wenigstens Ein Capitel täglich vorzulesen, und dies Capitel suchte sie ihrem Gedächtniß einzuprägen. Konnte, oder wollte er nicht lesen, so suchte sie Andere dazu zu bewegen, denen sie gelegentlich dafür einen Groschen schenkte. So hörte sie täglich daheim und in

der Kirche die heilige Schrift lesen. Unterstützt von einem treuen Gedächtniß, wie es ja in ganz besonderem Maße diese Blinden haben, die in ihrer Abgeschlossenheit von allen äußeren zerstreunden Dingen viel mehr, als wir, ein beschauliches, inneres Leben führen, trank sie in vollen Zügen von dem lauterem Born der göttlichen Weisheit, und sammelte sich in wenigen Jahren eine große Schriftkenntniß.

Als unter der Regierung der Königin Maria die Verfolgung ausbrach, blieb unsere Johanna Wastefest im Glauben. Sie ward vor den Bischof Bone gefordert, der gegen sie die gewöhnlichen Anschuldigungen vorbrachte. Ihre Antwort war, sie glaube, was die heilige Schrift enthalte; aber da sie ein armes, blindes Mädchen sey, so bitte sie den Bischof, sie mit ferneren Fragen nicht zu beunruhigen; denn sie sey bereit, um des Glaubens willen auch ihr Leben zu lassen. Da indeß der Bischof und sein Kanzler dennoch fortführen, sie zum Widerruf zu bereben, so fragte sie endlich, ob der Bischof es auf sein Gewissen nehmen wolle, daß die Lehre, welche er bekenne, wahr sey, und ob er einst am Tage des Gerichts für sie antworten wolle. Er bejahte es, ward aber von dem Kanzler erinnert, er möge es nicht übernehmen, für eine Kegerinn zu antworten. Darauf ward sie verurtheilt.

Auf dem Plage, auf welchem ihr Scheiterhaufen errichtet war, hielt der Kanzler, Dr. Draycot, vor ihrer Verbrennung eine Predigt. Sie ward während dieser Predigt vor ein Pult hingesezt. Darnach nahm ihr Bruder sie bei der Hand, und führte sie zur Stätte ihres Leidens, die für sie eine Geburtsstätte ewiger Freuden werden sollte. Sie bat die Umstehenden, für sie zu beten, und betete selbst zu dem Herrn Jesus bis zu ihrem letzten Athemzuge. Unterdeß hatte sich der Dr. Draycot, ermüdet von seiner Anstrengung, in seinen Gasthof zurück gezogen, um sich durch Schlaf zu erholen! Sie aber, diese blinde Dienerinn des Herrn, ging fröhlich ein zu ihres Herrn Freude, um dort mit verklärtem Auge den zu schauen, den sie auf Erden in Treue bis in den Tod bekannt hatte. —

Mose Allen und viele andere Märtyrer.

(gest. 1557.)

„Sie haben die Leichname Deiner Knechte den Vögeln unter dem Himmel zu fressen gegeben, und das Fleisch Deiner Heiligen den Thieren im Lande. Sie haben Blut vergossen um Jerusalem her, wie Wasser, und war Niemand, der begrub.“

(Ps. 79, 2. 3)

Wie ein reißendes Thier, das einmal Blut gesehen hat, immer wilder und raubgieriger wird, so schien auch der Blutdurst der Knechte Roms mit jedem Jahre und mit jedem neuen Opfer ihrer Wuth nur zuzunehmen; ja, selbst die Leichen im Grabe hatten vor ihnen keine Ruhe mehr. Es ließen sich ganze Bände anfüllen, wollten wir alle einzelnen Mordscenen des Jahres 1557 genauer unseren Lesern schildern. Wir wollen im Folgenden daher nur einige kurze Nachrichten über mehrere Hinrichtungen geben, die wir aus der großen Zahl herausgreifen.

Ein gewisser Wilhelm Dangerfield ward noch im Jahre 1556 von seiner Frau und zehn Kindern, von denen das jüngste erst vier Tage alt war, hinweg gerissen; zehn Tage später warf man auch die Frau mit ihrem jungen Säugling in's Gefängniß, wo sie, mit Dieben und Mördern zusammen-
gesperrt, sich nicht einmal dem Feuer nähern durfte, und gezwungen war, die Kleider für ihr Kind in ihrem eigenen Busen zu erwärmen. Unter der Vorspiegelung, seine Frau habe wider-
rufen, wußte man den von hartem Kerkerleiden geknickten Mann zum Widerruf zu bewegen. Er starb bald darauf an der erschauerten grausamen Behandlung und an den Qualen seines Gewissens. Da der Mutter die Nahrung für das Kind ausging, starb dasselbe vor Hunger und Kälte, und die Mutter folgte ihm bald nach. Aber damit ist die Geschichte dieser unglücklichen Familie noch nicht zu Ende! Die Mutter Dangerfields, welche schon über achtzig Jahre alt war, hatte nach kurzer Zeit, da ihr der Ernährer genommen war, auch ausgeathmet; und abermals währte es nicht lange, da lagen auch die

zurückgelassenen Waisen alle im Grabe! So war die Aecherbrut „mit Stumpf und Stiel ausgerottet!“ —

Im Gefängniß zu Canterbury starben vier Männer und eine Frau buchstäblich des Hungertodes. Als die Frau, Alice Potkin, nach ihrem Alter gefragt ward, antwortete sie, sie sey erst Ein Jahr alt; denn erst seit dieser Zeit hatte sie Christum erkannt.

Das Jahr 1557 ist, wie wir so eben schon angedeutet haben, blutiger, als die vorhergehenden Jahre. Alles ist hier mit Blut geschrieben, mit dem Blute der Märtyrer, die ihre Kleider helle gemacht haben im Blute des Lammes, deren Blut aber doch aufschreit zu Gott um Rache gegen ihre verstockten Verfolger.

Der Cardinal Pole lenkte nun seine Aufmerksamkeit auf die Universitäten; denn sie waren ja der Heerd der Reformation. Dorthin sandte er Visitatoren, Bischöfe und andere Geistlichen, die ausreuten sollten, was der Geist Gottes gepflanzt hatte. In Cambridge lagen die Leichen Bucers und Fagius. Mit der Grausamkeit von Hyänen, die in nächtlicher Weile auf den Kirchhöfen die Todtengebeine aufscharren, fielen sie darüber her, schleppten sie auf den Marktplatz, thürmten eine große Menge Bibeln und anderer Schriften der Protestanten darauf, und zündeten diesen Scheiterhaufen an. Watson, Bischof von Lincoln, hielt dazu eine Predigt.

In Oxford ruhten die irdischen Ueberreste der Gattinn des Peter Martyr. Sie war früher eine Nonne gewesen; das entflammte die Wuth dieser Hyänen! Man riß ihre Gebeine aus der Erde heraus, und verscharrte sie in einen Düngerhaufen!

Am 12. April wurden zu Smithfield drei Männer und zwei Frauen verbrannt, am 3. Mai in Southwark abermals drei Männer. Erstere waren von Bonner, Letztere von White, dem neuen Bischof von Winchester, verurtheilt. Von dem Beispiel seiner Collegen angespornt, ermannte sich auch Pole zu neuem Wüthen. Er ließ am 18. Juni zu Maidstone sieben Märtyrer, zwei Männer und fünf Frauen, verbrennen. Darunter war wieder ein blindes Mädchen, Namens Elisabeth. Der Eine jener beiden Männer hieß Edmund Allin. Er war ein Müller, und hatte zur Zeit der Theurung nicht allein sein Mehl an die Armen wohlfeiler verkauft, sondern sie auch mit dem Worte des Lebens gespeist. Er wußte trefflich aus der Schrift zu antworten, als er vor seinen Richtern stand. „Dieser

Rebell will nichts mehr glauben, rief des Bischofs Caplan, als die Schrift! Wie weißt du, daß es die Schrift sey, ohne die Kirche?" — „Was St. Augustin sagt, weiß ich nicht, antwortete der Müller; aber ich habe es an mir selbst erfahren, daß die Schrift Wahrheit ist.“ Diese Papisten wußten aber nichts von dem Beweise des Geistes, der uns zwingt, an die Schrift zu glauben, weil wir erkennen, daß sie öffentlich verkündet, was in den tiefsten Falten unseres Herzens verborgen ist, derselbe Beweis, der auch die Einwohner zu Ninive zwang, den Worten des unbekannten Fremdlings *Ton aß* Glauben zu schenken.

Am folgenden Tage brannten wieder sieben Scheiterhaufen zu Canterbury. Drei Männer und vier Frauen vollendeten dort. Eine der Letzteren war von ihrem eigenen Manne dem Gerichte angezeigt worden; ja, er wollte sie sogar, als ihre Verhaftung befohlen war, selbst dem Richter zuführen, und bat darum den Constabler. Sie aber wollte ihren Mann dieser neuen Sünde überheben, und ging freiwillig nach Canterbury. In ein tiefes Loch gesteckt, damit es ihrem Bruder nicht gelinge, ihr Geld zu bringen, von Ungeziefer fast verzehrt, sank ihr Muth; fast hätte sie mit Gott gehadert. Da fiel ihr die Psalmstelle (42, 6.) tief in's Herz: „Was betrübst Du Dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, daß er mir hilft mit seinem Angesicht!“ Diese Worte stärkten und trösteten sie wieder inmitten ihrer Leiden, und diese Freude behielt sie bis zu ihrem Tode, am 19. Juni.

Drei Tage später litten wiederum sieben Männer und drei Frauen zu Lewes. Von Einem müssen wir auch hier wieder unseren Lesern erzählen. Er hieß Richard Woodman, und war ein Eisengießer. Wie jene Frau von ihrem Manne, so wurde er von seinem eigenen Bruder verrathen, auf daß die Schrift erfüllt würde! An dem Tage, an welchem Philipot verbrannt worden war, wurde Woodman auf Befehl Bonners aus dem Gefängniß zu London entlassen, in welchem er schon anderthalb Jahre gesessen hatte. Als ein neuer Verhaftsbefehl gegen ihn geschmiedet war, konnte er noch entfliehen, und lebte eine Zeit lang in einem Walde. „Dort hatte ich meine Bibel, sagte er, meine Feder und Tinte und andere nöthige Bedürfnisse, auch brachte mir meine Frau täglich Speise, sodaß ich durchaus keinen Mangel hatte.“ Er floh darauf nach Flandern, kehrte aber bald wieder zurück. Jetzt

war die Zeit für seinen Bruder gekommen! Um schändlichen Gewinnes willen zeigte er der Behörde Woodmans Rückkehr an, und als dieser abermals den Häschern entging, und sich an einem verborgenen Orte in seinem Hause versteckte, beschrieb der Bruder den Gerichtsdienern diese Stelle, sodaß sie ihn fanden. Er fand in seinem Hause seinen Vater. „Die Schrift erfüllt sich an mir, sagte er da; der Vater wird wider den Sohn seyn, und der Bruder wird den Bruder überantworten zum Tode, wie es hier heute geschieht.“ — Aber noch zwei andere Worte sollten an ihm in Erfüllung gehen. Als in den sechs Verhören, die er ausstehen mußte, seine Feinde ihm hart zusetzten, da schlug er sie Alle nieder mit den Worten der Schrift, so daß an ihm die Verheißung sich erfüllte: Ihr seyd es nicht, die da reden, sondern der heilige Geist.“ (Marc. 13, 11.) Zuletzt war er treu bis in den Tod, so daß ihm geschah, wie geschrieben steht: „Wer seine Seele verlieren wird, der wird ihr zum Leben helfen.“ (Luc. 17, 33.)

Auch Colchester ward ein Schauplatz grausamer Scenen. Am 2. August wurden hier am Vormittag sechs Märtyrer verbrannt, darunter drei Männer und drei Frauen, und am Nachmittag zwei Männer und zwei Frauen. Eine der Ersteren, Elisabeth Folks, ward aus Gunst des Richters bloß gefragt, ob sie glaube, daß es eine katholische Kirche Christi gäbe. Da sie dies bejahte, ward sie entlassen. Aber ihre Freunde glaubten, sie habe sich dem Papst unterworfen. Unfähig, einen solchen Vorwurf zu ertragen, und in der Furcht, Anderen ein Aergerniß zu geben, schloß sie sich in den folgenden Verhören ihren Gefährten freiwillig wieder an, mit denen sie, nachdem sie ein gutes Bekenntniß gethan hatte, verurtheilt ward. Als sie vor ihrem Scheiterhaufen stand, kam ihre Mutter, küßte sie, und ermahnte sie zur Standhaftigkeit in dem Herrn. Und des Herrn Gnade war mit ihr. „Fahre hin, Glaube! Fahre hin, Hoffnung!“ rief sie aus; wußte sie doch, daß sie nun Glauben und Hoffen mit dem Schauen vertauschen werde! „Willkommen, Liebe, willkommen!“ mit diesen Worten bestieg sie den Holzstoß. Als das Feuer brannte, da schlugen die sechs Märtyrer fröhlich in die Hände, während das Volk rief: „Der Herr stärke sie! Der Herr tröste sie!“ —

Am Nachmittage wurden Wilhelm Munt, Johann Johnson, Alice Munt und ihre Tochter aus erster Ehe, Rose Allen, zusammen verbrannt. Von der Standhaftigkeit dieser Jungfrau wollen wir dem Leser nun erzählen.

In der Nacht vor dem ersten Fastensonntage umringte Tyrrel, ein Nachkomme jenes Tyrrel, welcher den König Eduard und dessen Bruder ermordet hatte, mit seinen Gerichtsdienern Munt's Haus, drang in dasselbe ein, und zwang die Familie aufzustehen. Da die Frau unwohl war, so bat sie, man möchte ihrer Tochter erlauben, ihr etwas zu trinken zu holen, ehe sie in's Gefängniß geführt würde. Als diese darauf mit einem Krüge und einem brennenden Lichte aus dem Keller zurückkehrte, kam ihr Tyrrel entgegen, und ermahnte sie, ihren Aeltern den Rath zu geben, sich zur katholischen Religion zurück zu wenden. Rose erwiderte: „Mein Herr! sie haben einen besseren Lehrer, als ich es bin; denn der heilige Geist lehrt sie, wie ich hoffe, und der wird sie vor Irthum bewahren.“

Tyrrel: „Wie, glaubst Du das noch immer, du nutzloses Weib? Ja wahrlich, es ist hohe Zeit, solchen Kezern nachzuspüren!“

Rose: „Was nennt Ihr Kezerei? Diene ich nicht Gott, meinem Herrn?“

Tyrrel: „Ich sehe wohl, Du mußt mit den Anderen um des allgemeinen Bestens willen verbrannt werden.“

Rose: „Nein, nicht um des allgemeinen Bestens, sondern um meines Herrn Jesu Christi willen; und ich hoffe zu seiner Gnade, daß er mir dazu Stärke verleihen werde.“

Tyrrel wandte sich darauf zu seinen Gefährten mit den Worten: „Meint Ihr nicht, daß diese Schwägerinn verbrannt werden muß?“ — „Prüft sie doch einmal, antwortete Einer seiner brutalen Begleiter, und dann werdet Ihr sehen, wie sie sich benehmen wird!“ Tyrrel nahm ihr darauf das Licht aus der Hand, und hielt diese so lange in dasselbe, bis ihr die Sehnen sprangen. Rose war geduldig, und gab keinen Laut von sich. „Du Hure, rief er da, du willst also nicht schreien? Du junge Hure willst nicht schreien?“ Sie antwortete auf diese immer wiederholten Schmähungen weiter nichts, als: „Ich danke Gott, daß ich keine Ursache zu schreien habe; ich freue mich vielmehr! Ihr habt mehr Ursache zu weinen, als ich, wenn Ihr über Euch nachdenken wollt.“ Als ihre Hand immer stärker zu knistern begann, stieß er das arme Mädchen heftig von sich. „Habt Ihr nun gethan, was Ihr thun wolltet?“ fragte sie ihren Peiniger. „Ja!“ war die zornige, aber ohnmächtige Antwort. Da nahm sie den Krug, den sie so lange in der

Hand gehalten hatte, und ging damit zu ihrer Mutter, als wäre nichts geschehen. —



Rose Allen's Handverbrennung.

„Während meine Hand brannte, sagte sie später zu einem Freunde, hielt ich einen Krug in meiner anderen Hand, und hätte ihn mit seiner flachen Seite wohl auf jene halten können, wenn ich gewollt hätte; denn Niemand hielt und hinderte mich. Aber ich danke Gott von Herzen, daß ich es nicht gethan habe.“ Ein Anderer fragte sie, wie sie den Schmerz habe ertragen können. Sie antwortete: „Anfangs hat es mir etwas zu schaffen gemacht; allein, je länger ich gebrannt worden bin, desto weniger habe ich es gefühlt.“ —

Und mit derselben Standhaftigkeit, würdig, den ersten Märtyrern der christlichen Kirche an die Seite gestellt zu werden, ertrug sie am 2. August nebst ihren Aeltern und Johann Johnson auch die Qualen des Scheiterhaufens.

Georg Eagles

(gest. 1557)

„Es ist kein Ansehen der Person vor Gott“. (Röm. 2, 11).

„Also gefällt's Gott dem Herrn, sagt der alte Erzähler über diesen Märtyrer, daß er oftmals geringe und unansehnliche Personen erweckt und gebraucht, daß sie den Leuten seine Herrlichkeit und Macht offenbaren; wie wir lesen im Alten Testamente, daß er Personen geringes Standes zu Propheten berufen und verordnet hat.“

Georg Eagles war von Profession ein Schneider, aber ein Mann von apostolischer Kraft und Salbung, beredt und ausgerüstet mit den Gaben des heiligen Geistes, mit Einem Worte: ein wahrhaft würdiges Glied der verfolgten Kirche Christi. Wenn er schon zu Edwards VI. Zeiten das Evangelium kräftig verkündet hatte, so that er jetzt, da so mancher Prediger der göttlichen Wahrheit auf dem Scheiterhaufen verstummt war, seinen Mund noch viel weiter auf, um „die Gefallenen aufzurichten, und die behebenden Knien zu kräftigen.“ (Hiob 4, 4.) Er reiste hin und her, tröstete die betrübten Christen in Städten und Dörfern, brachte sein Leben in steter Sorge und Gefahr um des Herrn willen zu; die Wälder von Essex und Suffolk waren seine Herberge; oft lag er auf den Feldern unter freiem Himmel; aber diese einsamen Stunden, wo der Schlaf seinen müden Körper floh, waren Stunden ernstest Gebets zu dem, der zu diesem Allen ihm Kraft und Ausdauer verlieh. Seine Nahrung war gering und einfach, ja, drei Jahre lang hat man ihn fast nichts, als Wasser genießen sehen; aber sein Herr, dem er vertraute, stärkte ihn, daß er rüstig blieb am Leib und am Geiste bis zu seiner letzten Stunde. Diese Lebensweise in den Wäldern und auf dem Felde erwarb ihm den Namen Trudge Over, zu Deutsch der überall umher Trollende, und zugleich erwarb sie ihm den bittren Haß der Katholiken. Ein Preis von 20 Pfund Sterling, nach dem jetzigen Geldwerthe etwa 200 Pfund, ward auf seinen Kopf gesetzt, und außerdem eine Leibrente für das ganze Leben von 60 Pfund demjenigen versprochen, der ihn ergriffe. Lange Zeit hatte man vergeblich auf ihn gefahndet; dieser Preis setzte aber alle seine Feinde in

Bewegung! Als eines Tages in Colchester gerade Markt war, hoffte G a g l e s ungefährdet die Gläubigen dieser Stadt besuchen zu können; man werde ihn unter den Menschen nicht bemerken. Aber er täuschte sich. Da er sah, daß er erkannt sey, verließ er eilig die Stadt, und verbarg sich in einem Busch, verfolgt von einem großen Haufen Solcher, wie der alte Erzähler sagt, „die mit des armen G a g l e s Schaden gern mochten reich werden.“ Als er sich hier nicht mehr für sicher hielt, schlüpfte er in ein Kornfeld, und entging so den Augen seiner Verfolger. Schon war Alles um ihn her still geworden, die Leute hatten das furchtlose Suchen aufgegeben, und waren wieder in die Stadt zurückgekehrt; da glaubte G a g l e s, er sey gerettet, fiel auf seine Kniee, hob die Hände gen Himmel, und dankte Gott für diese abermalige gnädige Bewahrung. Aber Einer der Verfolger war zurückgeblieben, und hatte einen hohen Baum bestiegen, um zu sehen, an welchem Orte G a g l e s sich verborgen habe. Als er ihn in jener Stellung erblickt, verläßt er seine Warte, schleicht herbei, überfällt den Märtyrer während seines Gebetes, und schleppt ihn in die Stadt. Aber den verheißenen Lohn erhielt er nicht, sondern mußte sich mit zwei Kronen abfinden lassen!

So war G a g l e s also in der Gewalt seiner Feinde. Das Parlament beschloß, an ihm ein abschreckendes Beispiel zu statuiren. Deshalb ward er der Empörung gegen die Königin angeklagt, weil er das Gesetz übertreten habe, daß nicht mehr als sechs Personen sich heimlich versammeln dürfen. Auch beschuldigte man ihn, er habe in einer Versammlung Gott gebeten, er möge entweder das Herz der Königin wenden, oder sie aus diesem Leben wegnehmen. Den letzteren Theil der Anklage bestritt er aber. Und da er verlangte, nur um des Gewissens willen zu leiden, aber auch nicht den geringsten Schein eines Verbrechens auf sich zu laden, so legte er vor seinen Richtern ein entschiedenes Zeugniß seines Glaubens ab, in der Hoffnung, man werde es dem Erzbischof Bonner übersenden, und ihn dennoch als einen Ketzer zum Tode verurtheilen. Indesß ging seine Erwartung nicht in Erfüllung. Vielmehr ward er verurtheilt, als ein Verräther gehenkt, geschleift und geviertheilt zu werden. Mit zwei Verbrechern führte man ihn zur Richtstätte. Auf dem Wege dahin ermahnte er sie zur Buße. Der Eine spottete seiner, und sprach: „Wie sollten wir zweifeln, daß wir nicht stracks vom Mund auf gen Himmel fahren werden, dieweil wir einen so heiligen Geleitsmann haben, der für uns hinziehen und uns die

Herberge bestellen wird?" Der andere Verbrecher gab den Worten des Märtyrers Gehör, und rief Gott um Barmherzigkeit an; der Erste aber spottete je länger, desto mehr. Als sie auf dem Hochgericht angelangt waren, bestieg der Kenige getrost die Leiter, ermahnte das Volk, befahl seine Seele dem Herrn, und starb den Tod des bußfertigen Schächers. Der Andere wollte auch noch zum Volke reden; aber wie sehr er sich auch bemühte, er konnte kein Wort hervorbringen. Der Richter ermahnte ihn, ein Vaterunser zu beten, doch auch das vermochte er nicht; Einer der Anwesenden sprach ihm die einzelnen Worte vor; seine Lippen waren und blieben stumm. „Die das aber sahen, erstarrten, und beteten die gerechten Gerichte Gottes an!“ —

Georg Eagles starb eines entsetzlich martervollen Todes, da man ihn noch lebend vom Galgen herunterschnitt, um ihn zu viertheilen. Aber er starb, wie er gelebt hatte standhaft und im Glauben an seinen Erlöser! —

In diesem Jahre wurden noch acht und zwanzig Personen, darunter elf Frauen, verbrannt, Leute aus allen Ständen, ehemalige Priester, Handwerker, Frauen von edler und geringer Geburt. Unter diesen aber sind diejenigen nicht mit einbegriffen, die in den Gefängnissen umkamen. Jedoch ihr Blut war eine Aussaat zum Leben. „Ich bin genesen,“ sagte ein Mann zu einem Freunde, als er von der Hinrichtung mehrerer Märtyrer zurück kehrte, „und es ist mir lieber, als eins meiner Augen, daß ich da gewesen bin.“ In London selbst waren mehrere Gemeinden des Herrn, darunter eine, welche eine Zeit lang 200 Seelen zählte. Freilich ward ihre Zahl durch Scheiterhaufen sehr gelichtet, Andere flohen auf das Festland; aber des Herrn Auge wachte über ihnen. In Häusern, auf Schiffen, auf Böden und an anderen Orten versammelten sie sich, niemals entdeckt, wie sehr auch die Feinde ihnen auflauerten. So blühte die Kirche Christi im Verborgenen, bald sollte die Zeit ihrer Erlösung nahen. Aber noch einmal raffte Satanas seine ganze Macht zusammen!

Das Ende der Verfolgung.

1558.

„Sie haben das Blut der Heiligen und der Propheten vergossen, und Blut hast du ihnen zu trinken gegeben; denn sie sind es werth. Und ich hörte einen anderen Engel aus dem Altar sagen: Ja, Herr, allmächtiger Gott, Deine Gerichte sind wahrhaftig und gerecht!“ (Offenb. 16. 6, 7.)

„Alsdann will ich den Völkern anders predigen lassen, mit freundlichen Lippen, daß sie Alle sollen des Herrn Namen anrufen, und ihm dienen einträchtiglich.“ (Zeph. 3. 9)

Das Jahr 1558 brachte neue Verfolgungen und Hinrichtungen evangelischer Märtyrer, und zugleich schien es, als wollte der Herr seine letzte Zornschale über das unglückliche Land ausschütten. Die Unzufriedenheit mit den Maßregeln der Regierung wurde immer allgemeiner, und hatte noch bedeutend zugenommen, als die Engländer in einem Kriege gegen Frankreich im Nachtheil waren, und Calais verloren. Die Ketzer sucht man auszurotten, hieß es, aber darüber vergiftet man alles Andere! Noch bedeutend gedrückter ward die Stimmung im Lande, als dazu auch Theuerung und Pestilenz hereinbrachen. Dürre und Hagel im vorhergehenden Jahre hatten eine Hungersnoth erzeugt, und das gewöhnliche Gefolge derselben, ansteckende Seuchen, entvölkerten das arme Land. Im August 1558 herrschten solche bössartige Fieber, daß ein Schriftsteller der damaligen Zeit sagt, er glaube, unter je vier Menschen habe es in England damals nur einen gesunden gegeben! In vielen Gegenden waren die Richter sämmtlich gestorben; eine Menge Kirchen waren geschlossen, weil es keine Geistlichen gab. Ältern, Kinder und Dienstboten waren in solcher Zahl krank, daß Keiner dem Andern helfen konnte.“ Als die Erndte kam, waren keine Arbeiter da; das Korn stand auf dem Felde, und fiel aus, weil es an Händen fehlte; wer Einen Morgen Getreide einbringen wollte, dem bot man einen anderen Morgen als Arbeitslohn an.

Und es war, als ob das Volk es merkte, daß Gott diese Zornschale ausgeschüttet habe ob der Verwüstung seiner Kirche. Immer größer wurde die Theilnahme für die Märtyrer und der Widerstand gegen die Behörden. Als einst bei Islington vierzig Märtyrer, welche sich in einem Walde versammelt hatten,

gefangen genommen wurden, umdrängte das Volk diesen Haufen so dicht, daß Viele wider ihren Willen von ihren Gefährten getrennt wurden. Zwar wollten sie nichts desto weniger den Anderen folgen; aber die Umstehenden baten sie, „Gott nicht zu versuchen,“ und so entkamen sie. Dreizehn von jenen wurden verbrannt. Einmal kam es vor, daß plötzlich in allen umstehenden Häusern ein großer Feuermangel eingetreten war, als man einen Scheiterhaufen anzünden wollte; da bemerkte man einen rauchenden Schornstein; aber die Thür des Hauses fand man verschlossen, und mußte sie mit Gewalt ausbrechen. Als am 27. Juni ein gewisser Roger Holland mit sechs Anderen verbrannt wurde, veröffentlichte man einen Befehl, Niemand solle bei Gefängnißstrafe es wagen, mit ihnen zu reden, sie zu berühren, oder etwas von ihnen anzunehmen. Aber nicht sobald waren die Gefangenen erschienen, als die Menge auf die Gefangenen zustürzte, die Schergen zurück drängte, die Märtyrer umarmte, und sich über ihr Zeugniß für das Evangelium herzlich freute. Auf den Armen trug man sie zum Richtplatze, wo man sie den Henkern überließ; Niemand dachte daran, was auch die Märtyrer nicht würden zugegeben haben, sie aus der Hand ihrer Feinde zu befreien.

Nest ward die Proclamation noch einmal vorgelesen. Als darauf das Feuer angezündet war, rief der Pfarrer des Ortes: „Wir wissen, daß sie das Volk Gottes sind, und deshalb können wir nicht anders, als ihnen wünschen und sagen: „Gott stärke Euch!“ Dann fuhr er mit noch lauterer Stimme fort: „Allmächtiger Gott, stärke sie um Christi willen!“ Das Volk wiederholte wie mit Einer Stimme diese Worte, und fügte hinzu: „Amen und Amen!“ Die Beamten standen wie erstarrt da, und wußten nicht, wen sie anklagen, oder was sie thun sollten.

Am 4. November wurden Alexander Gooch und Alice Driver zu Ipswich verbrannt. Es war allen Zuschauern verboten worden, bei dieser Gelegenheit den Märtyrern Theilnahme zu erzeigen. Doch als sie auf dem Scheiterhaufen standen, kamen Mehrere herbei, und reichten ihnen die Hand. Der Sheriff befahl, sie zu ergreifen; da aber liefen so Viele auf den Scheiterhaufen zu, daß er nicht im Stande war, jenen Befehl durchzusetzen.

Nichts desto weniger aber schien die Wuth der Feinde nur zu wachsen. Ein und vierzig Personen, darunter fünf Frauen, wurden in diesem Jahre verbrannt, und außerdem starben wieder

Mehrere in den Gefängnissen. Bonner suchte es wieder Allen zuvor zu thun in raffinirter Grausamkeit. Ein Jüngling von zwanzig Jahren, Thomas Hinsham, der dem Archidiaconus Harpsfield eine derbe Antwort gegeben hatte, ward von Bonner in seinen Obstgarten geführt, hier entblößt, und, während er vor dem Erzbischof niederknien mußte, so lange von demselben mit Ruthen gestrichen, bis ihm die Kräfte und der Athem ausgingen. Der Jüngling ward bald darauf auf den Tod krank, man brachte ihn zu seinem Meister zurück, und, ehe er wieder vollkommen genesen war, starb die Königin.

Wie dieser, so ward auch ein gewisser Johann Willis nach Bonners Landhause Fulham abgeführt, und dort in den Stock gelegt. Bei den häufig mit ihm angestellten Verhören pflegte er den Märtyrer häufig mit einem Stocke auf den Kopf zu schlagen. Als derselbe sich einst weigerte, ein Kreuz auf seine Stirn zu machen, nahm er ihn mit sich in seinen Obstgarten, und züchtigte ihn dort noch härter, als den Borigen. Während der Befenner an den Folgen dieser Mißhandlungen litt, besuchte ihn ein alter Priester, der so eben frisch aus Rom gekommen war, und versuchte es einmal auf andere Weise mit ihm. Er nahm nämlich seine Zuflucht zum Exorcismus, um den Teufel auszutreiben, von dem er den Märtyrer besessen glaubte! Bald darauf äußerte Bonner gegen Willis: „Sie nennen mich den blutigen Bonner; ich möchte aber Eurer herzlich gern los seyn. Doch Ihr habt Eure Freude am Verbrennen. Wenn ich meinen Willen haben könnte, so würde ich Euch den Mund zunähen, Euch in Säcke stecken, und erschäufen lassen!“

Doch sprach der Herr: „Bis hierher, und nicht weiter! Hier sollen sich legen Deine stolzen Wellen!“ Die Gesundheit der Königin hatte schon seit einiger Zeit gelitten. Ihr düsteres, bigottes Wesen verzehrte sie; Gram aller Art nagte an ihrer ohnehin schwachen Gesundheit: der Haß ihres Volks, die Gleichgültigkeit ihres Gemahls, des Königs Philipp von Spanien, die Besorgniß für die Aufrechterhaltung der katholischen Religion nach ihrem Tode, der unglückliche Erfolg des Krieges, den sie auf Philipps Betrieb mit Frankreich angefangen hatte. Dazu kamen die Seuchen und die Hungersnoth in ihrem Lande, und so starb „die blutige Maria“ am 17. November 1558. Wenige Stunden nach ihrem Tode ward auch ihr Minister und Hauptrathgeber, der Cardinal Pole, vor seinen Richter gerufen.

Wenige bigotte Katholiken ausgenommen, war Alles voll Freude. Sie starb am Morgen. Am Nachmittag ward mit allen Glocken in allen Kirchen Londons geläutet, Freudenfeuer wurden angezündet, Tafeln auf die Straßen gestellt, „und das Volk aß und, trank und war fröhlich!“ —

Lord Burleigh, der Premierminister unter Elisabeth, hat, wie wir schon im Leben Johann Hoopers erzählt haben, fest gestellt, daß während der kurzen Regierung Marias zweihundert acht und achtzig Personen lebendig verbrannt worden sind, und darunter waren fünf und fünfzig Frauen und vier Kinder! Andere geben eine noch höhere Zahl an. Im Ganzen sind auf dem Scheiterhaufen und im Kerker durch Hunger, auf der Folter u. s. w. noch an vierhundert Personen umgekommen: Priester, Edelleute, Künstler, Kaufleute, Handwerker, Arbeiter und Bettler; Alte und Junge, ein neugebornes Knäblein, Blinde und Lahme!

Unter der Königin Elisabeth ward den Schergen Roms die Gewalt genommen, das Evangelium ward frei, und erhob sich mit ungeschwächter Kraft im ganzen Lande.

Wir aber wollen jener Geschichten nicht vergessen, und zugleich des Wortes Hebr. 12, 1. gedenken: „Darum auch wir, dieweil wir solchen Haufen Zeugen um uns haben, lasset uns ablegen die Sünde, so uns immer anflebt, und träge macht, und lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens!“

Elisabeth, Herzoginn von Braunschweig-Lüneburg.

(gest. am 25. Mai 1558.)

„Der Herr ist mein Licht und Heil; vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft; vor wem sollte mir grauen?“ (Psalm 27, 1.)

Den zwei edlen deutschen Frauen, die wir Dir, lieber Leser, schon früher (S. 289.) vorgeführt haben, als strahlende Vorbilder

eines tief christlichen Gemüthes und Gott geweihten Wandels, Elisabeth von Brandenburg und Argula von Grumbach, lassen wir noch zwei folgen, Elisabeth, Herzoginn von Braunschweig-Lüneburg und Margaretha Blarer. Auch sie sind uns ein deutliches Zeichen, daß nicht bloß die kräftigen und feurigen Paulus-Naturen, sondern ebenso die schwachen und zarten Seelen, wenn nur Christus sie ausgerüstet hat, Kraft haben, die Welt zu überwinden.

Elisabeth von Braunschweig, die zweite Tochter eben jener Elisabeth von Brandenburg, hat es gar tief und schmerzlich empfinden müssen, wie schwer es dem Menschen wird, sich selbst aufzugeben, und zu bekennen: „ich habe die Heiligen Gottes verfolgt.“ Hatte sie doch das Geheimniß ihrer eignen Mutter, die der gereinigten Lehre anhing, und das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt genossen hatte, dem harten Vater Joachim verrathen, und dadurch der edlen Frau viel schwereres Ungemach und Herzeleid bereitet. Und dennoch sollte auch sie zu der Brust des Herrn gezogen werden, des Herrn, der ja einst dem Paulus mitten in dessen Schnauben gegen die Gemeinde das Himmelslicht in das Herz strahlen ließ.

Elisabeth war erst 17 Jahr alt, als sie im Jahre 1527 mit dem zwar 55 Jahr alten, aber noch immer kräftigen und streitbaren Kriegshelden, Herzog Erich, dem Älteren, von Braunschweig-Kalenberg, vermählt wurde. Schon jetzt ward Elisabeth ein rechter Segen für ihr Land; denn Herzog Erich verstand wohl das Schwert zu führen, und ritterlich zu kämpfen, aber um das Wohl des Landes kümmerte er sich fast gar nicht. Da war denn Elisabeth seine Stellvertreterinn in der Regierung, und mit zu Gott gewandtem Sinne und stiller Sorgfalt wirkte und schaffte sie als treue Landesmutter. Indessen noch immer suchte sie sich zu wehren gegen den evangelischen Glauben; auch ein Aufenthalt bei ihrer verbannten Mutter zu Lichtenberg in Sachsen, im J. 1534 konnte sie noch nicht zum Bekenntniß desselben bringen. Vielmehr beschwerte sie sich hier wegen der heftigen Aeußerungen Luthers gegen katholische Fürsten. Desto lebendiger aber wurde sie vom Glauben ergriffen, als sie sich dennoch nach langem, innerem Kampfe der Reformation zuwandte. Sie hatte gesehen, wie in ihrem eignen Lande das evangelische Bekenntniß immer mehr Anhänger gewann; auch die Früchte eines gottseligen Wandels waren ihr nicht verborgen geblieben. Anfangs wollte

sie die Bewegung aufhalten; aber bald ließ sie, da sie das Vergebliche ihres Strebens erkannte, und wegen ihres milden Sinnes zu Grausamkeiten nicht schreiten wollte, ruhig gewähren, während sie selbst noch in der katholischen Kirche blieb. Doch solche laue Gesinnung will der Herr nicht; er verlangt entschiedenes Bekenntniß. Und das sprach sie denn auch endlich aus, und ist dem Herrn getreu geblieben bis zu ihrem seligen Ende. Kurz nach einem Besuche ihres eben übergetretenen Bruders Johann ließ sie sich im J. 1538 mit einigen ihrer Jungfern und Mädchen das heilige Abendmahl nach der Anordnung des Heilandes in beiderlei Gestalt reichen.

Ihr Gemahl Erich war mit seinem Sinne viel zu sehr auf Kriege und Kämpfe gerichtet, als daß er gegen Elisabeth deren Uebertritt ihn zwar „stutzig“ machte, entschieden feindlich aufgetreten wäre. Ja, als diese zu ihrem ferneren Unterrichte vom Landgrafen Philipp von Hessen den Pfarrherrn Antonius Corvinus sich erbat, und Erich davon vernahm, sagte er: „Weil uns die Frau in unserm Glauben nicht hindert, so wollen wir auch sie in ihrem Glauben ungehindert und unbetrübet lassen.“

Nun war es Aufgabe der edlen Elisabeth, das Heil, welches ihr Gottes Gnade geschenkt hatte, auch Andern mitzutheilen. Unmöglich freilich war es ihr, ihren Gemahl von seinem wilden, kriegerischen Treiben, das ihn und das Land in Schulden stürzte, und der sorgsamen Frau daheim viel Angst und Noth bereitete, zum seligen Frieden in Christo zu führen. Dafür aber war es das braunschweigische Land, für das sie als ächte Landesmutter auch in geistlichen Dingen aufs emsigste sorgte. Treulich standen ihr darin Philipp, Landgraf von Hessen, und Kurfürst Friedrich von Sachsen, zur Seite.

Alle Hindernisse, die den Absichten Elisabeth's im Wege standen schienen hinweg geräumt zu seyn, als der katholische Herzog Erich 1540 starb, und die Wittve nach dessen letztem Willen die Vormundschaft und Regentschaft für ihren Sohn Erich übernahm. In milder und schonender Weise, fern sich haltend von aller Gewaltthätigkeit, die ja nie das Herz zu bestegen vermag, führte sie nun die Reformation ein. Nur geringen Widerstand fand sie im Lande, der größere Theil der Bevölkerung war ihrem Unternehmen ohnehin schon geneigt, und die Widerstrebenden führte ihre Sanftmuth, die „der Schwachen Gebrechlichkeit trug,“ meistens zur besseren Einsicht. Aber freilich ward die edle Frau von einer



Elisabeth, Herzoginn von Braunschweig.

anderen Seite her hart bedrängt. Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel, der als nächster Anverwandter des jungen Erich die Vormundschaft an sich reißen wollte, machte ihr viel zu schaffen. In stiller Ergebenheit begegnete sie dem wilden Manne, der zwar jetzt seine Drohungen nicht ausführen konnte, aber seit jener Zeit einen tiefen Groll gegen die unschuldige Frau hegte, und nur auf geeignete Zeit wartete, sich an ihr zu rächen. Sodann hatte sie viel zu leiden von der Sorge um Abtragung der schweren Schuldenlast, die ihr Gemahl hinterlassen hatte. Den Leichnam desselben konnte sie erst im J. 1541 aus der Herberge im fernen Hagenau auflösen. Die Auslagen und Steuern, die sie deshalb ausschreiben mußte, drückten das Land sehr; ja die Bevölkerung griff sogar einmal zu den Waffen, und vertrieb auf kurze Zeit die unschuldige Fürstin.

Aber alle diese Noth und Drangsal hinderte sie nicht in ihren Plänen um das geistliche Wohl des Landes. Melancthon rechnete sie zu den Fürstinnen, die mit Recht „der Kirche Mäherinnen und Säugammen“ genannt wurden, und rühmt von ihr, wie sie „ihre Kirche aus mütterlichem Herzen sanft und lieblich mit dem Evangelio speise, mehre und regiere.“ „Das sind, fügt er hinzu, wahrhaft fürstliche und Gott wohlgefällige Werke.“ Sie sorgte für regelmäßige Kirchenvisitationen, richtete alljährlich zwei Kirchentage ein, und suchte überhaupt nicht bloß das Alte zu zerstören, sondern dem Herrn einen neuen, heiligen Tempel zu erbauen. Wie liebevoll sie in diesen kirchlichen Dingen verfuhr, — nicht als befehlende Herrscherin, sondern als rathende und ermahnende Mutter ihrer Unterthanen, — davon giebt ein Sendschreiben an ihre Landeskinder vom Jahre 1545 Zeugniß, worin es unter anderem heist: „In diesen schweren Läusen sorgen wir für euch ohne Unterlaß, wie eine getreue Mutter. — Wir müssen uns zur Buße und Besserung wenden, und wollet ihr, ob wir wohl ein schwach Werkzeug Gottes und Weibsbild sind, meine Ermahnung nicht verachten. Wir können wohl erkennen, daß euch die Bürde, so ihr tragt, schwer genug wird. Es wird's auch Gott richten an jenem Tage, und Zeugniß geben, wie wir allezeit ein mütterliches Mitleid mit euch getragen, und wollte Gott, es stünde unseres freundlich lieben Sohnes Gelegenheit also, daß man euch gar nicht beschweren dürfte. Denn so ihr verderben werdet, so wird unser lieber Sohn, euer Landesherr, auch verderben.“ Mitten in harter Bedrängniß durch Heinrich von Braun-

schweig brach eine pestartige Krankheit im Lande aus. Die Fürstinn flüchtete ihre Kinder; aber dann kehrte sie zurück an den Ort der Gefahr in ihr Schloß zu Münden. Dort schrieb sie an Philipp von Hessen: „Wir erdulden mannfache Trübsal und Anfechtung, und wenn wir uns nicht mit Gottes Wort und sonderlich dem Spruche Tobia: „Weil du Gott lieb warest, so mußte es so seyn,“ trösteten, so möchte es uns allzu schwer werden. Weil aber der Herr nur den züchtigt, den er lieb hat, so wollen wir Ihn anrufen, daß er uns gnädiglich Geduld schenke.“

Mit der größten Sorgfalt eines liebenden Mutterherzens widmete sie sich der Erziehung ihres Sohnes Erich; sie wollte ihn, der schon früh eine große Begabung zeigte, zu einem christlichen Fürsten, einem Vorbilde seiner Unterthanen, heranzubilden. In einer christlichen Unterweisung, die sie im J. 1545 mit eigener Hand für ihn niederschrieb, stellt sie sich mit ihm vor ihren und seinen Gott, erinnert ihn an ihre mütterliche Liebe und Zucht, ermahnt ihn zum Festhalten am christlichen Glauben und reinen Bekenntniß, und giebt ihm gar manche schöne Rathschläge für sein landesherrliches Regiment. Nur einige Worte wollen wir unserem Leser mittheilen aus dieser schönen Unterweisung, die gar viele Kleinode, Gold und Silber enthält. „Laß zwischen dir und Gott den höchsten Bund seyn, und begib dich sonst in keine Einigung, denn sie wird selten gehalten, und kämest du hinein, so würde man von Dir wohl Treue fordern, aber gegen dich sie in Vergessenheit stellen. Wenn du aber mit Gott wohl stehest, so kannst du Teufel und Menschen trogen. Ist Er deine feste Burg, so werden deine Feinde weidlich anlaufen.“

Alein die Frucht, die die Mutter von ihrem Sohne hoffte, — und sie hatte wahrlich ein Recht zu großer Hoffnung, — blieb aus. Schon Luther, den sie 1544 in Wittenberg zu Tafel zog, und dem sie den 16jährigen Sohn vorstellte, äußerte gegen Corvinus in einem Briefe seine Besorgniß über den Fürsten. Dieser hatte das Tischgebet deutsch und lateinisch gesprochen, auch eine Prüfung über die Glaubensartikel wohl bestanden; aber der Scharfblick des großen Reformators hatte gar wohl die Möglichkeit des Abfalls erkannt, „weil mit guten Gaben auch starke Versuchungen verbunden zu seyn pflegen.“

Nachdem die Vormundschaft der Mutter mit der Mündigkeit des 18jährigen Erich II. 1546 zu Ende gegangen war, ver-

mählte sich die 36jährige Wittwe Elisabeth auf ihrem Schloß zu Münden mit dem evangelischen Grafen Poppo von Henneberg. Das war ein treuer Anhänger des Evangeliums und fleißiger Leser der heiligen Schrift, die er selbst eifrig zu erforschen strebte. Leider aber hatte er nicht Macht genug, um seine Gemahlinn vor den jetzt schwerer denn je über sie hereinbrechenden Leiden und Trübsalen zu beschützen.

Zunächst hatte sie gar tiefen Schmerz über den Abfall ihres Sohnes. Dieser hatte sich vermählt mit der christlich gesinnten Sidonie, Tochter des Herzogs Heinrich von Sachsen, Schwester des Moritz von Sachsen. Sobald er sich aber von seiner Mutter unabhängig fühlte, zog ihn sein ritterlicher, unbändiger Sinn ins Weite, und weder die Thränen seiner Mutter, noch die Mahnungen der Stände konnten ihn zurückhalten. Indessen schwur er bei seinem Abschiede vor dem Altare, „Alles, was er zwischen Wamms und Busen habe, für die Wahrheit der evangelischen Lehre dranzusetzen.“ Kaum aber war er fort, so fing ihn das Netz der Lockungen des Kaisers; leichtsinnig vergaß er im Taumel des Vergnügens den eben geleisteten Eid; ja, er ließ sich vom Kaiser gegen die protestantischen Seestädte in das Feld schicken. Er ward geschlagen, und kehrte in sein Land zurück, wo er nun dem Herzen seiner Mutter, Gemahlinn und Unterthanen fern stand. Gleichsam, um sein Gewissen zu betäuben, vernichtete er die so schön aufkeimenden Saaten des Evangeliums in seinen Landen, vertrieb die evangelischen Geistlichen, führte katholische Priester ein, und ließ wieder Messe lesen. Corvinus wurde auf dem Kalenberge in schwere Fesseln geworfen. Elisabeth konnte die schweren Schläge nicht aufhalten; nun tröstete sie wenigstens die Geschlagenen, und befestigte sie im Glauben. Erich trieb es in seiner Pflichtvergessenheit gegen die schon allzuschwer gekränkte Mutter so weit, daß er sich mit ihrem Todfeinde, dem Herzog Heinrich von Wolfenbüttel, verband. Zwar wußte seine Mutter ihn mit vieler Mühe zu bewegen, diesen Bund aufzugeben, und einen neuen mit Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach (dem Verfasser des schönen Liedes: „Was mein Gott will u. s. w.“) gegen Heinrich zu schließen; allein auch dadurch konnte sie das Unheil nicht abwenden. 1553 wurden die Verbündeten von Heinrich bei Sievershausen geschlagen. Jetzt war die Zeit für diesen gekommen, seiner Rache, die durch den Verlust von zwei Söhnen in der Schlacht noch mehr Nahrung gewonnen hatte, freien Lauf zu lassen. Erich nahm er

das Land, der unglücklichen Elisabeth all' ihr Leibgedinge. Sie hatte bisher auf ihrem Schloß zu Münden gewohnt und sah sich nun gezwungen, in größtem Elend nach Hannover zu fliehen. Dort mußte sie, einer Verbannten gleich, selbst dann noch bleiben, als ihr Sohn sich mit Heinrich versöhnte, und sein Land wieder erhielt. Elisabeth, die einst durch Geist und Reichthum die Krone ihres Hofes zu Münden, aber auch den Armen eine stete Trösterinn und Helferinn gewesen war, lebte in Hannover in kümmerlichster Armuth. Sie selbst nennt sich in einem Briefe „ein arm Weibsbild“, und beklagt sich bitter darüber, daß man sie behandle, „wie es doch bei ehrlichen Deutschen nimmer gehört, ja, wäre es schier bei Türken genug und zu viel, dermaßen mit edlen Frauen zu handeln.“ Vergeblich waren die Beschwerden, Klagen und Bitten, welche sie an mehrere gekrönte Häupter richtete; bei der damaligen Zersplitterung Deutschlands schenkte man entweder den gerechten Bitten gar kein Ohr, oder konnte doch nicht so fest und entschieden eingreifen, daß dem unrecht Leidenden genug gethan würde. Ihr unnatürlicher Sohn Erich kümmerte sich Anfangs gar nicht um ihr Elend, und auch später sandte er ihr nur spärliche Unterstützungen. Ihre Noth stieg so hoch, daß sie im Herbst 1554 mit ihrer jüngsten Tochter Katharina, „dem armen verlassenen Fräulein“, klagte: „seit drei Wochen haben wir kein Fleisch in unserer Küche gehabt, und haben an Holz empfindlichen Mangel leiden müssen.“ Erst 1555 gab ihr Heinrich, der durch mannigfache trübe Erfahrungen mürbe gemacht, sich nun doch endlich erweichen ließ, einen Theil ihres Leibgedinges, womit sie ihre dringendsten Schulden bezahlen konnte. Nun wollte sie auch von Hannover, der Stätte ihres Elendes, scheiden; kurz vor ihrem Abschiede, auf einem Kirchentage, dankte sie noch einmal für die ihr, der Armen, erwiesene Gastfreundschaft, bat um Fürbitte beim Herrn, und hinterließ der Georgenkirche zum Andenken an die Jahre ihrer Noth einen Kelch und Hostienteller, welche beide bis jetzt verwahrt worden sind. Von nun an wohnte sie mit ihrem Gemahl auf dessen hennebergischen Besitzungen; aber, trotzdem daß dieser und sein Vater das Leben ihr zu erheitern suchten, so hatten ihr doch die letzten Erfahrungen zu tiefe Wunden geschlagen, als daß sie ihres Lebens wieder hätte froh werden können. Sie sehnte sich nach dem Tode, um mit Christo zu seyn. Noch das letzte Jahr vor ihrem Abscheiden that Erich ihr das Herzeleid an, seine Schwester Katharina ohne Wissen und gegen den ausdrücklichen

ausgesprochenen Willen der Mutter, mit dem katholischen Oberstburggrafen von Böhmen, Wilhelm von Rosenberg, zu vermählen, und sogleich nach Böhmen zu schicken. Die tief betrübt Elisabeth starb zu Ilmenau, 48 Jahr alt, am 25. Mai 1558. „Und ist die Ursache ihrer Schwachheit und endlichen Todes fürnämlich gewesen das große Bekümmerniß und Herzeleid, so sie gehabt wegen ihres Sohnes, des jungen Herzogs Erich, dessen Abfall von der wahren Religion und unordentliches Leben sie ihr allzuhoch zu Gemüthe gezogen.“ Sie ward zu Bessra begraben, wo ein schlichter Stein ihre Hülle deckt, während Erich der Mutter, die er, so lange sie lebte, so oft und schwer gekränkt hatte, ein köstliches Denkmal zu Schleusingen setzte.



Margaretha Blaarer.

(gest. 1541.)

„Er hat zu mir gesagt: Laß dir an meiner Gnade genügen! Denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“
(2 Kor. 12, 9.)

Diese edle Jungfrau mag wohl neben Elisabeth von Braunschweig gestellet werden. Zwar trug sie nicht, wie diese, eine irdische Krone von Gold und Perlen, aber die himmlische Perle hat auch sie gefunden, und all' das Ihrige für den Besitz dieses einzigen Kleinodes dahingegeben. Darum heißet sie auch mit Recht Margaretha, d. h. Perle. In stiller Verborgenheit hat sie dem Herrn gedient, aber dennoch bei vielen Seelen dem reinen Evangelio Thür und Thor der Herzen geöffnet, wo der Herr eingezogen ist, und Wohnung gemacht hat.

Konstanz, der alte, mächtige Bischofssitz am Bodensee, neigte sich schon im Anfang des sechzehnten Jahrhundert der reinen Lehre des Evangelii zu. Nachdem 1526 einige schreiende

sittliche Uebelstände beseitigt waren, namentlich durch Schließung des öffentlichen Bordellhauses, trat 1527 eine gründliche Reformation ein. Die „Pfaffen“ und Nonnen mußten die Stadt verlassen, doch erhielten sie das ihnen zukommende Geld, und mit dem übrigen wurde das Spital für Armenpflege beschenkt. Bald darauf schaffte man Messe und Bilderdienst ab, und im Jahre 1531 war das Feld völlig vom Feinde geräumt, und 23 Prediger arbeiteten daran, durch Verkündigung des reinen Evangelii die Gemeinde des Herrn zu erbauen zu einem heiligen Gotteshause.

Diejenigen, welche am meisten den neuen Gang der Dinge geleitet hatten, waren die Gebrüder: Thomas von Blaarer, „nit on sonder Schickung Gottes“ Bürgermeister der Stadt, und Ambrosius Blaarer, der schriftkundige und sangesreiche Reformator, Zwingli's Freund und Kampfgenosse Luther's. Zu diesen zwei Brüdern trat denn noch als drittes Blatt des Geschwister-Kleeblatts, Margarethe Blaarer, die demüthige, stille Schwester, hinzu. Sie war eine selbst wissenschaftlich hochgebildete Jungfrau, in der lateinischen und griechischen Sprache und der Dichtkunst wohlerfahren, und von Männern wie Erasmus, Bullinger und Bucer hochgeachtet. Aber ihr schönster Schmuck war der in der Liebe thätige Glaube.

Gar bald sollte sie, wie die Gemeinde zeigen, ob ihr Glaube so fest sei, daß nichts sie „von der Liebe Gottes scheiden“ könne. Die Stadt wurde mehrere Jahre hindurch von schweren Krankheiten heimgesucht. Zuerst 1538 herrschte ein schmerzhaftes „Hauptstechen“ in der Stadt, das aber nur eine Vorbereitung für Schlimmeres war. Nach einem ungemein heißen Sommer des Jahres 1540, in dem es 20 Wochen hindurch fast gar nicht regnete, zog eine gefährliche Pest in die Stadt, und der Tod hielt eine reiche Ernte. Aber Gott hatte es so gefügt, daß den Meisten das Sterben nicht sauer ankam, und der Tod nicht als Unglücksbringer, sondern als Führer zur Seligkeit erschien. In der schweren Zeit strömten die Bewohner der Stadt in die Kirchen, um sich den Trost zu holen, der für alle Ewigkeiten ausreicht. Es wird uns erzählt, daß „Jedermann so wohl durch die Prediger getröstet ward, daß man fest bei einander blieb, und fast wenige aus der Stadt wichen.“

Allein bei aller ihrer Treue hätten die Prediger dennoch den Kranken nicht genug Beistand gewähren können, wenn sie

nicht durch die Hülfe christlicher Frauen unterstützt worden wären. Die Reformation hatte zwar die bestehenden katholischen Schwester-Orden, welche durch schriftwidrige Einrichtungen die Gewissen banden, aufheben müssen, aber dadurch hatte sie nicht den Geist christlicher Liebe gegen Arme und Kranke schwinden lassen wollen. Im Gegentheil, die Reformatoren fühlten die Verpflichtung, das Werk der Diaconie nach apostolischem Vorbilde und im Geiste evangelischer Freiheit wieder einzurichten. Nun war für Margaretha Blaarer der Zeitpunkt gekommen, wo auch sie nach ihrem Theile der evangelischen Kirche ein kräftiges Rüstzeug werden konnte. Sie sammelte einen Kreis evangelischer Frauen und Jungfrauen um sich, die nach dem selbsterwählten Vorbilde der Phöbe zu Kenchrea bei Corinth (Röm. 16, 1.), Dienerinnen der Armen und Kranken seyn wollten. So bildete sich der „weibliche Verein für Armen- und Krankenpflege“ zu Constanz, dessen Vorsteherin (Archidiaconissin) Margaretha ward. Weit und breit wirkten diese Frauen, die sich in der Liebe zum Herrn zu seinem Dienste geweiht hatten, als Pflegerinnen der Kranken, namentlich der von der Pest Befallenen, die sonst Niemand berühren wollte, und als Helferinnen und Trösterinnen der Wittwen und Waisen.

Mit welch' unermüdlicher Thätigkeit Margaretha wirkte, sehen wir aus einem Briefe ihres Bruders Ambrosius vom Juli 1541, welcher unter Anderem schreibt: „Herzlich bitt' ich dich, liebe Schwester, höre nie auf, das Anliegen der Kirche Gottes auf Erden, der echt evangelischen, dem himmlischen Vater in heißen Fürbitten zu empfehlen! — Grüße mir doch deinen ganzen Haushalt mit allen deinen Armen, Kranken, Preßhaften, Nothleidenden, nach Erlösung Seufzenden, welche in Dir eine liebende Mutter finden! Sage dem lieben Büllein, wenn es für dich betet, so soll es auch zugleich an mich, deinen Bruder, denken! Ich treibe des Herrn Werk, wie du, nur jedes auf seine Weise. O, wie freut es mich zu sehen, wie schön dich der Herr mit höheren Kräften stärket, daß du unter all den Sorgen nicht erliegt! Möge er dir zeitlebens den schönsten Segen gönnen, Hungrige zu speisen, Durstende zu tränken, Nackende zu kleiden, Fremde zu beherbergen, Kranke zu laben! Wir nähren, tränken, kleiden, versorgen ja Christum selbst in unsern Kranken. Nochmals, der Herr lohne dir's, Schwester, was du an den Kranken thust, in Ewigkeit! Amen.“

Der Wunsch ihres Bruders, daß sie ihr Lebenslang Pflegerin

der Armen und Kranken seyn möge, wurde in einer Weise erfüllt, wie er es wohl nicht erwartet hatte. Schon im Novbr. 1541 erkrankte die Jungfrau inmitten ihres Wirkens, selbst am Fieber, und starb am 15. November desselben Jahres. Auch ihr Tod war ein rechter Märtyrer- d. h. Zeugen-Tod; denn er gab Zeugniß davon, daß die Liebe Christi einen Menschen dringet, und treu machet bis zu des Lebens Ende. Unter heiligen Reden, sagt ihr Bruder Ambrosius, und mit vollkommenem Glauben an Christum gab sie ihren Geist auf, daß man wohl sagen kann, sie ist nicht gestorben, sondern sanft zum Herrn hinübergeschlummert, und hat ihre Seele in die Hände ihres treuen Erlösers übergeben. Allgemeine Trauer herrschte in der Stadt Constanx, die sich durch den Tod der Einen verwaist fühlte; hatten doch in der Jungfrau die Armen und Kranken ihre treue Mutter verloren!

Der Straßburger Reformator Bucer, der mit der Jungfrau in Briefwechsel gestanden hatte, schrieb über die Entschlafene: „O. unvergleichliche Zierde, Frucht und Segen des wiedergeschentkten Evangeliums, die mit den größten Zierden der glücklichsten Zeiten der Kirche in Eine Linie gesetzt werden kann! Wahrlich, man möchte sagen, Christus war in ihr und wirkte in ihr!“ Bullinger, der Reformator von Zürich, nennt sie in einem Trostschreiben an Ambrosius vom 1. Decbr. 1541 „eine Hoffnung so vieler Dürstiger, einen Edelstein reinsten Wassers, die Perle der Jungfrauen.“ In einem anderen Schreiben an A. Blaarer heißt es: „Obgleich wir aus ganzem Herzen und vollem Munde der Himmelsbraut Glück wünschen, daß sie zur Hochzeit des Lammes gekommen ist, so müssen wir doch in Betracht unserer gegenwärtigen Zustände von ganzer Seele trauern, daß wir ein so herrliches Werkzeug Christi, die uns und vielen Andern so viel Gutes gethan, vermissen sollen.“

Wird denn die Hoffnung, die ein dritter Freund gegen Ambrosius ausspricht, nicht vergeblich, auch in unserer Zeit nicht vergeblich seyn, daß „ihr Beispiel Andere zu gleicher Liebe und Milde spornen wird?“





Johann, Markgraf von Küstrin.

(gest. 13. Jan. 1571.)

„Der Herr hilft seinem Gesalbten, und erhört ihn in seinem heiligen Himmel; seine rechte Hand hilft gewaltiglich. Zene verlassen sich auf Wagen und Rosse: Wir aber denken an den Namen des Herrn unseres Gottes.“ (Psalm 20, 7. 8.)

Auch dieser Zeuge der evangelischen Wahrheit aus dem Jahrhundert der Reformation gehört, wie die beiden schon dargestellten Frauen, seine Mutter, Elisabeth von Brandenburg, und seine Schwester, Elisabeth von Braunschweig, zu dem Geschlechte der Hohenzollern. Er ist ein neuer Beweis dafür, daß aus der Mitte dieses edlen Fürstenhauses gar manche Vertheidiger und Pfleger der evangelischen Wahrheit schon seit der Reformation hervorgegangen sind.

Johann ist am 3. August 1513 geboren, und zwar wahrscheinlich in Tangermünde.

Daß die edle Mutter Elisabeth für das geistliche Wohl ihrer beiden Söhne Joachim's, des Älteren, und Johann's sehr besorgt war, können wir uns leicht denken. Nachdem sich die erste Aufwallung des Kurfürsten Joachim gegen Elisabeth's evangelische Gesinnung gelegt hatte, erlaubte er den Kindern, die verbannte Mutter zu Lichtenburg an der Elbe bei Wittenberg öfters zu besuchen, und diese benutzte dann die Gelegenheit aufs treueste, ihre Söhne im evangelischen Glauben, von dem sie schon Eindrücke empfangen hatten, zu stärken. Besonders ward ihrem Herzen Johann theuer, an dem die Gebete und Belehrungen seiner Mutter nicht vergeblich gewesen sind, sondern reiche Frucht getragen haben.

Beide Prinzen erhielten eine sehr sorgfältige Erziehung, und gelangten durch tüchtige Anlagen und Fleiß zu einer damals seltenen Höhe der Bildung. Der Vater Joachim, der selbst eifriger Anhänger der katholischen Kirche war, und die Regungen des neuen, evangelischen Geistes in seinem Lande auf alle Weise zu unterdrücken suchte, wünschte auch seine Söhne in der alten Kirche zu erhalten. Aber er konnte nicht verhindern, daß sie auch noch von andern Seiten, als von dem Mutterherzen, gewaltige und tiefe Eindrücke von der Macht der evangelischen Wahrheit empfangen. Ueberall im Lande regte es sich, ungeachtet des Verbots des Kurfürsten, gewaltig, und das Licht, das von der evangelischen Universität Wittenberg so hell ausstrahlte, leuchtete auch in der Mark Brandenburg. Außerdem hatten die Prinzen, die ihren Vater auf dessen Reisen zu begleiten pflegten, vielfach Gelegenheit, besonders muthige und kräftige Zeugnisse für die reine Lehre zu hören. Sie wohnten den Reichstagen von Worms (im J. 1521), von Speier (im J. 1529), und von Augsburg (im J. 1530) bei. Waren die Brüder mit solchen Erfahrungen nach Hause zurück gekehrt, dann war es die Mutter, welche ihre geliebten Kinder immer tiefer einzuführen suchte in die Geheimnisse der christlichen Buße und des Glaubens. Johann's Wahlspruch wurde schon in früher Zeit das Trostwort des Propheten Jesaja: „Durch Stillesehn und Hoffen werdet ihr stark sehn.“ (Jes. 30, 15.)

Der Kurfürst Joachim I. starb am 11. Juni 1535 zu Stendal, und, seinem Testament zufolge, ward Joachim sein Nachfolger in der Kurwürde, und erhielt die Kurmark, während Johann, als Markgraf von Küstrin, die Neumark und einen Theil der Lausitz bekam. Ungeachtet der großen Charakterverschiedenheit beider Brüder, lebten sie bis zu ihrem Tode, der fast zu gleicher Zeit erfolgte, in größter Eintracht. Joachim war offen, fröhlich, gutmüthig, unentschlossen, Johann entschieden, streng und zuweilen selbst mißtrauisch. Ueber seinem Schlafgemach standen die bezeichnenden Worte:

„Unter Tausenden traue kaum Einem recht,
Bis du erkennst ihn treu oder schlecht!“

Joachim liebte Glanz und Prunk, Johann war einfach und sparsam.

Noch auf seinem Sterbebette ermahnte der Vater die beiden Söhne, in der alten Kirche zu bleiben. Aber diesen war die Wahrheit der evangelischen Lehre zu klar geworden, als daß sie den Wunsch des sterbenden Vaters hätten erfüllen können. Und wenn sie auch selbst keine Liebe zum Evangelium gehabt hätten, so wäre es ihnen doch unmöglich gewesen, in ihrem Lande das reine Wort Gottes zu unterdrücken. Ihre Charakterschiedenheit zeigte sich aber auch in ihrem Verhalten bei der Einführung der Reformation. Während Johann sich sofort für den evangelischen Glauben erklärte, blieb Joachim noch längere Zeit unentschieden, hoffte noch immer Versöhnung zwischen den Katholiken und Protestanten, und erst am 1. Novbr. 1539 empfing er das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt aus den Händen des wackern Bischofs, Mathias von Jagow.

Johann begab sich sogleich nach des Vaters Tode zu seiner Mutter, um dort mit Luther und andern Reformatoren über die zu ergreifenden Maßregeln Rücksprache zu nehmen. Sodann durchreiste er sein Land; aber nirgends verfuhr er eigenmächtig in der Einführung der Reformation; sondern nur da, wo entschieden evangelische Gesinnung vorhanden war, und, wo man ihn ausdrücklich um die Erlaubniß der Annahme des evangelischen Bekenntnisses bat, berief er evangelische Geistliche, und beseitigte die katholischen Mißbräuche. Bald hatten sich die Städte Cottbus, Königsberg, Züllichau, Drossen, Crossen, Arnswalde und viele andere für die reine Lehre erklärt. Wie vorsichtig und gemäßigt der Markgraf in dieser Sache der Ueberzeugung handelte, können wir daraus sehen, daß er in seiner Residenzstadt, Küstrin, anfangs Alles beim Alten ließ, und erst im J. 1638 in seiner Schlosskirche zum ersten Male das h. Abendmahl nach der Verordnung des Herrn in beiderlei Gestalt feierte. Freilich verlangte er von denen, welche kirchliche Einkünfte bezogen, namentlich von den Domherren, daß sie nicht bloß ihres Bauches pflegen, sondern auch der Kirche dienen sollten. Die Domherren von Soldin hatten dazu wenig Lust; sie verließen daher das Land, und der Markgraf schickte ihnen ihre Einkünfte nach. Entschiedenem Widerstand fand der Markgraf in Lebus, wo der Bischof Georg von Blumenthal, ein erklärter Feind der Reformation, residierte. Erst nach dem Tode desselben, im Jahre 1551, konnte Johann dort die Reformation einführen. Im Jahre 1540 erließ Johann eine, von Luther gebilligte Kirchenordnung, in der die unbiblischen Mißbräuche beseitigt sind, und die reine, evangelische Lehre klar ausgesprochen ist. In der Vorrede dankt Johann dem gnädigen Gott von Herzen, daß er ihn und seine Unterthanen das reine Evangelium habe erkennen lassen.

Den lebhaftesten und innigsten Antheil an seinen Sorgen und Mühen nahm seine Frau, Catharine von Braunschweig-Wolfenbüttel, Tochter des Herzogs Heinrich,

mit der er sich schon im J. 1537 vermählt hatte. Noch jetzt lebt ihr Andenken fort in der Umgegend von Küstrin, wo sie „die liebe Mutter Rätthe“ genannt wurde. Dem Evangelio war sie von Herzen zugethan, und mit ihrem Gemahl hat sie eine ungemein glückliche Ehe geführt. Auf dem Schlosse zu Küstrin herrschte gar strenge, christliche Zucht und Ordnung. Der Morgen war ausschließlich dem Dienste Gottes gewidmet; es wurde aus der Bibel und aus Gebetbüchern gelesen. Die übrige Zeit des Tages verwandte der Herzog, nach bestimmter Eintheilung der Stunden, auf seine Regierungsgeschäfte, die er stets mit unermüdlicher Treue und Gewissenhaftigkeit besorgte. Häufig reiste er, zuweilen auch in Verkleidung, im Lande umher, um sich davon zu überzeugen, ob seine Beamten und Diener wirklich seine Befehle und Anordnungen in gerechter Weise ausführten, und um zu erfahren, ob die Unterthanen sich unter seinem Regimente glücklich fühlten. Einstmals kam er so in eine Schenke, und fragte die Wirthinn unter Anderem, wie man mit dem Fürsten zufrieden sey. In derben Worten beschwerte sich die Frau über die Steuerlast und das Beamtenthum. Aber wer beschreibt ihren Schreck, als gleich darauf ein Edelmann hereintritt, und den Fremden als den Markgraf begrüßt! Johann jedoch reichte ihr freundlich die Hand, und sagte: „So deutsch, als dieses Weib, hat noch keiner von meinen Räthen mit mir gesprochen.“

Durch die größte Sparsamkeit in seinem Hauswesen war er in den Stand gesetzt, nicht bloß das äußere Wohl des Landes zu heben und zu befördern, sondern auch in kirchlichen Angelegenheiten vielfach durch Geldbeiträge zu helfen. Bedeutende Summen verausgabte der „Vater der Armen“, wie ihn das Volk nannte, für Unterstützung von Armen, sowie für die Erbauung und Einrichtung von Kirchen und Schulen. Er selbst trug Strümpfe und Wäsche, die ihm seine Töchter gestrickt und genäht hatten. An seinen Kanzler, Barthold von Mandelsloh, der stets in seidnen Strümpfen ging, schrieb er einst: „Bartholde!, ich hab' auch wohl seidene Strümpfe, aber ich trage sie nur an Sonn- und Festtagen.“

Wie er mit seiner Gemahlinn und seinen beiden Töchtern nach den Geboten Gottes zu wandeln sich eifrigst bestrebte, so verlangte er auch von seinen Unterthanen, daß sie durch ihren Wandel des Namens evangelischer Christen sich würdig zeigten. Die Entweihung des Sonn- und Feiertages, das Fluchen, und namentlich Unkeuschheit war mit schweren Strafen belegt, und es fand in der Bestrafung kein Ansehn der Person statt. Ja, für die Adligen waren alle Strafen für dergleichen Uebertretungen noch bedeutend verschärft. Durch besondere Geseze sorgte er dafür, daß die Dienstboten von ihren Herrschaften zu christlicher Zucht und Sitte angehalten wurden; der Hausvater selbst war für die Vergehungen seines Gesindes verantwortlich. Ebenso beschränkte Johann den Aufwand bei Hochzeiten und Kindtaufen. Und alle diese Verordnungen waren um so kräftiger,

als die fürstliche Familie den Unterthanen zum Vorbild eines christlichen Wandels dienen konnte.

Da der Markgraf sehr wohl einsah, daß christliche Tugenden durch Gesetze allein sich nicht einführen lassen, sondern daß es dazu besonders geistlicher Pflege bedarf, so sorgte er namentlich für Berufung von tüchtigen, christlich gesinnten Seelsorgern. Einst verlangte er von Luther einen tüchtigen Prediger. Luther schlug ihm 2 Männer vor: der eine, schrieb er, sey sehr gelehrt, der Andere lese viel in der Bibel, und wisse sie fast auswendig. Johann antwortete, Luther solle den schicken, der die Bibel auswendig wisse.

So war der edle Markgraf aufs treueste um das geistliche und leibliche Wohl seines Landes bekümmert. Aber dabei vergaß er nicht die allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands. In dieser Zeit, wo durch den Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus ganz Deutschland gespalten war, besaß Johann inmitten der großen Verwickelungen aller Verhältnisse einen sichern Blick, und wußte die Lage der Dinge klar zu durchschauen, und zu beurtheilen. Deshalb erhielt er von seinen Zeitgenossen den Beinamen „das Auge und der Rath Deutschlands.“ Häufig wurde sein Rath und Urtheil eingeholt und befolgt. Da der deutsche Kaiser Karl V. zu jener Zeit keineswegs die Absicht zu haben schien, entschieden feindlich gegen die Reformation aufzutreten, so hoffte Johann noch immer den Frieden. Die Zuversicht, daß noch eine Versöhnung Deutschlands möglich sey, leitete seine Maßregeln und Rathschläge. Aber gleichwohl hielt er sich zum Kriege gerüstet, ließ die Festungen Küstrin und Peitz bauen, und sorgte dafür, daß sein Heer waffengeübt und zum Kriege bereit war. Auch dem schmalkaldischen Bunde, einem Schutz- und Trutzbündnisse der evangelischen Fürsten, schloß er sich an, verließ ihn aber wieder, da der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen, die Häupter des Bundes, seinen Schwiegervater, Heinrich von Braunschweig, bekriegt und gefangen genommen hatten.

Gar schwierig und mißlich ward die Lage Johanns, als der Kaiser, nach Luther's Tode, die protestantischen Fürsten mit Krieg überzog. Sein Herz zog ihn zu diesen; aber der Lehnseid, den er dem Kaiser geleistet, und das bestimmte Versprechen des Kaisers, nicht um der Religion, sondern der Ordnung und Ruhe willen Krieg führen zu wollen, verpflichteten ihn zum Gehorsam gegen denselben. Er stellte dem kaiserlichen Heere 700 Reiter, auf deren Fahne geschrieben stand: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist!“ Daß Johann dies nicht aus Menschenfurcht that, sondern daß er sich zu dieser Dienstleistung gegen den Kaiser wirklich verpflichtet glaubte, erhellt aus dem Muth, den er sonst in Sachen des Glaubens an den Tag gelegt hat. Nach dem für die Protestanten unglücklichen Ausgange des schmalkaldischen Krieges, wollte der Kaiser, der sich jetzt auf dem Gipfel seiner Macht befand, im J. 1548 auf dem

Reichstage zu Augsburg eine Vereinigung zwischen Protestanten und Katholiken herbeiführen. Bis zu einer abzuhaltenden allgemeinen Kirchenversammlung sollte man sich in Sachen der Religion nach einem vom Kaiser erlassenen Reichsgesetz richten. Dieses Gesetz wurde wegen seiner nur vorläufigen Gültigkeit das augsburgische Interim genannt, und wollte, was freilich unmöglich war, beiden Parteien Recht geben. Die Reichsstände wagten nicht, dem Kaiser zu widersprechen. Der Markgraf Johann war der Einzige, der offen dagegen sich erklärte. Vergeblich war das Zureden seines Bruders, der ein eifriger Vertheidiger und Begünstiger des Interims war, vergeblich auch die Drohungen der kaiserlichen Partei; er beharrte bei seiner Verwerfung des Interims. Der Kaiser forderte unbezweigten Gehorsam, und lud den Markgrafen, der auch jetzt noch offen und muthig widersprach, vor sich. Um ihn einzuschüchtern, wurde eine lange Reihe von kaiserlichen Soldaten von der Wohnung des Markgrafen bis zu dem Saale des Kaisers aufgestellt. Als Johann vor Karl V. erschien, drohete ihm dieser mit Verlust des Landes, ja der Freiheit. Allein der Markgraf, der einsah, daß es hier darauf ankomme, Gott mehr zu gehorchen, als den Menschen, antwortete: „Ich kann und werde das Interim nicht annehmen, denn es ist wider mein Gewissen, dagegen will ich nicht handeln, und nie von dem Augsburgischen Bekenntnisse weichen.“ Dann fuhr er fort, „Sollte er sich dadurch des Kaisers Unhuld zuziehen, so müsse er es Gott befehlen. Es sey das eine Sache, die Seel' und Seligkeit betreffe, darüber nicht der weltlichen Macht, sondern Gott allein zu urtheilen und zu richten zustehe, auch sey er Gott für seine armen Unterthanen verantwortlich, und könne sie nicht mit falscher Lehre beschweren.“ Am 13. Mai 1548 ward das Interim den Fürsten zur Unterzeichnung vorgelegt. Als die Reihe an Johann kam, warf er die Feder fort, und rief mit lauter Stimme: „Nimmermehr werde ich dies giftige Gemengsel annehmen, und mich auch keinem Concil unterwerfen; lieber Schwert als Feder, lieber Blut als Dinte!“ Und alsbald verließ er den Reichstag, und eilte nach Küstrin zurück. An eine Wand in seinem Schlosse schrieb er: „Hiob 5, 17, 18. Selig ist der Mensch, den Gott straft! Darum weigere dich der Züchtigung des Allmächtigen nicht! Denn er verlegt, und verbindet, er zerschmeißt, und seine Hand heilet.“ Dazu fügte er den Vers:

„Willst du Gott dienen alle Zeit,
Schicke dich zu Kreuz und Traurigkeit.
In Anfechtung halt' dich fest, dich drück',
Hab guten Muth, weich' nicht zurück.
In steter Hoffnung leb' und trag',
Was dir auf Erden begegnen mag.
Bei Gott halt' an mit Gebet um Gnad,
Der gibt dir Trost, Stärk, Hülff und Rath.
Denn, gleich wie's Gold durch's Feuer probirt,
Also auch Gott sein Volk regiert,
Bewahret durch Angst, Noth und Pein,

Die doch sein liebste Schäflein seyn.
 Drum thu dich demselben ergeben!
 Der hilft stets zum ewigen Leben."

Der fromme Herr hatte gar wohl erkannt, wie schwierig und gefährlich seine Lage war, und daß nichts weiter ihm helfen könne, als ruhiges Harren auf die Schickungen Gottes. Allein der gnädige Gott fügte es so, daß der Kaiser seine Drohungen nicht ausführen konnte. Nun hatte Johann den größten Frieden in seinem Lande, während in andern Ländern Deutschlands die Durchführung des Interims viele Bewegungen und Unruhen und mannigfachen Zwiespalt hervorrief. Nirgends fand das Interim Beifall, und ein damals weit verbreiteter Spruch lautete: „Das Interim hat den Schelm hinter ihm."

Als man immer noch nicht aufhörte, in den Markgrafen zu dringen, das Interim anzunehmen, riß ihm endlich sein Geduldsfaden, und in seinem „kleinen Katechismus" verspottete er in ungemein satyrischer Weise den „Babest" und das „giftige Gemengsel" des Interims. Hoher Ernst ist in diesem Büchlein mit bitterem Scherz verbunden. Die vielen derben Ausdrücke dürfen wir nicht dem Verfasser, sondern der Zeit zuschreiben. Das Buch ist ganz nach Luthers kleinem Katechismus verfaßt. Das 7. Gebot z. B. lautet: „Du sollst stehlen!" Was ist das? „Wir sollen den Babest fürchten und lieben, daß wir alles Geld und Gut gegen seine falsche Waare als Ablaßbriefe, Pallium und Bullen nebst andern welschen Praktiken aus deutschen Landen bringen, seine sodomitische Herrlichkeit zu erhalten, und unser Vaterland damit in Grund zu verderben, aber sein Reich dadurch bessern und behüten."

Endlich, am 25. Septbr. 1555 kam der Augsburger Religionsfriede zu Stande. Nun war Johann von aller Angst befreit, und konnte mit seiner Neumark von Herzen ein Friedensfest feiern.

Im J. 1564 bestieg Maximilian II. den Kaiserthron von Deutschland. Er galt allgemein bei den Protestanten als ihr stiller Glaubensgenosse, und in Rom als Abtrünniger. Aber, wiewohl er im Herzen dem evangelischen Glauben zugethan war, zweifelte er doch noch, ob er sich entschieden und öffentlich dazu bekennen sollte. Er frug deshalb bei Markgraf Johann an, und dieser antwortete in köstlicher Weise folgendermaßen:

„Ew. Kaiserl. Majestät wissen, was Sie für die evang. Religion gelitten, und daß Sie in Lebensgefahr gestanden, daß man Ihnen nach dem Leben und Gesundheit getrachtet, daß man Sie von aller Würde hat abbringen wollen. Noch haben Sie ausgehalten. Wenn ich Ihnen aber einen Rath geben soll, so will ich zuvörderst als Staatsmann, nachher aber als Christ selbigen geben. — Als Staatsmann, und nach der Vernunft kann ich Ihnen nicht zu solcher Gefahr rathen. Wer könnte rathen, daß Ew. Majestät des Königs von Spanien Macht, der Könige von Frankreich und England, des Papstes, aller Papisten und ihres Anhanges Hülfe entsagen sollten? Diese würden Sie alle verlassen, wenn Sie die evang. Religion annähmen. Wollen Sie auf den Beistand der Reichsstände

Mugsburgischer Confession sehen und hoffen, so sind diese in Ansehung der Stärke mit jenen Mächten gar nicht zu vergleichen; außerdem sind die Reichsstände unter sich nicht einig. Aus diesem Gesichtspunkte kann ich Ew. Majestät der Vernunft nach keine Hoffnung zeigen zu der Ausföhrung Ihres Planes. Wenn ich aber als Christ gefragt werde, so muß ich gerade das Gegentheil rathen. Denn es heißt: „Glaube, wo keine Hoffnung auf Menschenvermögen ist!“ Ew. Majestät müssen bedenken: Sie sind ein Mensch sowohl, als ich; Sie müssen sterben, nackt und bloß sind Sie auf die Welt gekommen, also müssen Sie wieder davon; dafür kann Sie kein Kaiserthum, kein Königreich, noch einige Gewalt schützen. Sie müssen also Ihres Gewissens wahrnehmen, mehr als des Zeitlichen, und denken: Man muß nie gegen die erkannte Wahrheit handeln. Mir scheint es, daß Sie auf Gott sehen sollten; so wollen Sie zuerst auf Menschen sehen und bauen, das heißt: die Pferde hinter den Wagen spannen.“

Hätte der Kaiser den Rath, den ihm Johann „als Christ“ gegeben, entschieden befolgt, vielleicht hätte er unserem deutschen Vaterland viel Unfrieden und Unglück erspart. Leider wollte er zugleich „als Staatsmann“ und „als Christ“ handeln, und kam dadurch nur zu halben Entschlüssen und Maßregeln.

Die ganz unerwartete Nachricht von dem Tode seines Bruders Joachim machte auf Johann einen erschütternden Eindruck. Joachim war am 3. Januar 1571 mit den Worten 1 Tim. 1, 15 gestorben: „Das ist je gewißlich wahr, und ein theuer werthes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin.“

Von da an wollte Johann nichts mehr von weltlichen Angelegenheiten wissen, sein Sinn war völlig auf den Tod gerichtet. In vollem Frieden mit Gott und in Sehnsucht zu Christo verlebte er seine letzten Tage, und am 13. Januar 1571 schloß er „sanft und selig, ohne allen Kampf und Zucken“ ein. Seine letzten Worte waren: „Komm, o Herr Jesu! In deine Hände befehle ich meinen Geist.“

Die Trauer des Landes war allgemein und aufrichtig, sie zeigte sich namentlich am 1. Febr. 1571, als die Hülle des Markgrafen in der Stadtkirche zu Rüstren beigesetzt wurde. Dort hatte sich Johann schon 16 Jahre vorher ein Grabmal erbauen lassen, mit der Inschrift, die der Wahlspruch seines Lebens gewesen war, und die er auch immerwährend auf seinem Brustharnisch getragen hatte:

Solus spes mea Christus.

Christus allein, soll meine Hoffnung seyn.

Die „liebe Mutter Käthe“ wohnte seitdem in Grossen, wo sie, den Armen und Kranken eine Helferinn und Trösterinn, in aller Stille und Gottseligkeit noch über 3 Jahre lebte. Sie starb am 16. Nov. 1574.

Date Due

[illegible]

PRINTED	IN U. S. A.
---------	-------------



GTU Library



3 2400 00595 0526

Fliedner, Theodor, ed.
Buch der mätýrer, und anderer
glaubenzeugen de evangelischen kirche..

IY34
F624
v.2

GTU Library
2400 Ridge Road
Berkeley, CA 94709
For renewals call (510) 649-2500
All items are subject to recall

